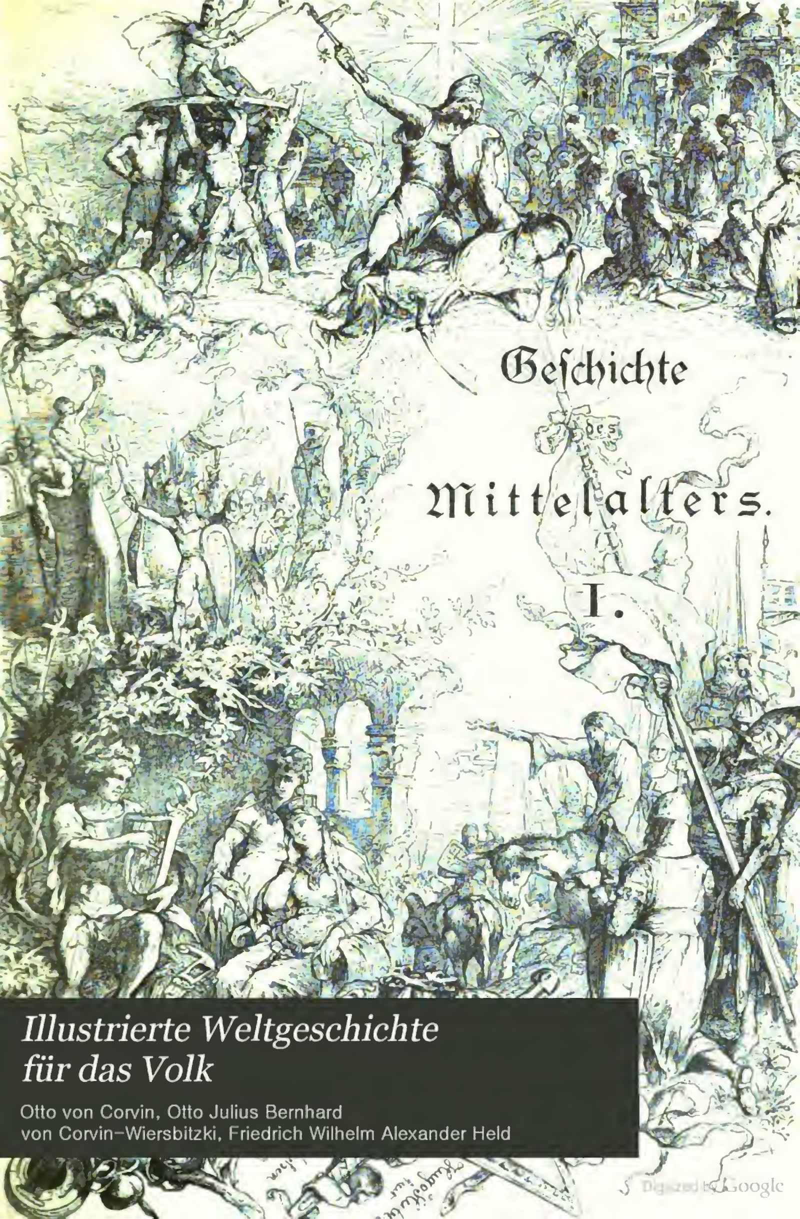
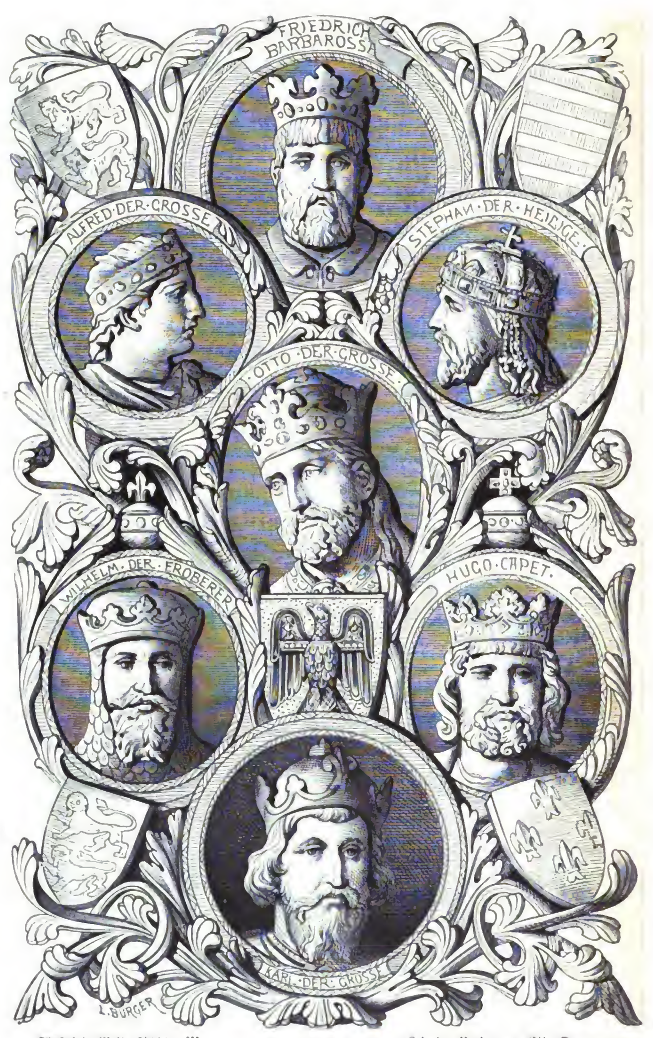


Geschichte
des
Mittelalters.
I.






UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY



Illustrirte Weltgeschichte. III. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Illustrirte Weltgeschichte

für das Volk.

III.

Zweite gänzlich neu bearbeitete Auflage.

Pracht-Ausgabe.

Illustrirte

Weltgeschichte für das Volk.

Begründet

von

Otto von Corvin und Fr. Wilh. Held.

Pracht-Ausgabe.

Zweite, bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage.

Dritter Band.

Geschichte des Mittelalters.

Von

L. F. Dieffenbach und J. G. Vogt.

I.



Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Tonfafeln, kulturgeschichtlichen Tafeln, Karten ꝛc.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer

1881.

Illustrirte
Geschichte des Mittelalters.

Von

L. F. Dieffenbach und J. G. Vogt.

Erster Band.

Von der Völkerwanderung bis zu den Kreuzzügen.

Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage.



Mit 280 Text-Abbildungen, elf Tontafeln und zwei Karten.

Leipzig und Berlin.
Verlag und Druck von Otto Spamer.
1881.

Papier der München-Dachauer Aktiengesellschaft für Papierfabrikation in München.

Inhalt
der
Illustrirten Weltgeschichte.

Dritter Band.

Geschichte des Mittelalters.

Einleitung in die Periode des Mittelalters (300—1500 n. Chr.).

Erster Zeitraum.

Die Völkerwanderung.

(Von 370—570 n. Chr.)

Zweiter Zeitraum.

Die Periode neuer Staatenbildungen.

(Von 500—750 n. Chr.)

Dritter Zeitraum.

Erster Abschnitt.

Mohammed und sein Volk.

Zweiter Abschnitt.

Das Zeitalter der Karolinger.

Vierter Zeitraum.

Deutschlands überwiegende Machtstellung in Europa.

Das Zeitalter der Kreuzzüge.

Illustrationen-Verzeichniß.

Bildnisse, Statuen.

Historische Scenen.

Religion und Kultus.

Kriegswesen.

Kunst: Baukunst, Skulptur, Malerei.

Häusliches und öffentliches Leben. Gewerbe und Handel.

Denkwürdige Stätten. Verschiedenes.

Kulturgeschichtliche Tafeln.

Kärtchen im Text.

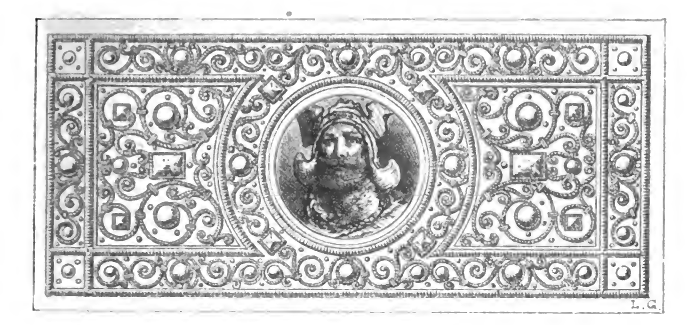
Einführungsbilder, Anfangs- und Schlußvignetten, Initialen 2c.

Tonbilder und Karten.

Druckfehler.

Seite 3 Zeile 4 von oben statt (300—1600) lies 1500.
„ 3 „ 11 „ unten „ abzuwinnen lies *abzugewinnen.*
„ 6 „ 16 „ unten „ bereits lies *erst.*
„ 26 „ 3 „ oben „ 338 lies 238.
„ 29 „ 26 „ „ „ jenem lies *gleich obengenannten Völkern.*
„ 30 „ 12 „ „ „ Hun jo lies *Hiung-nu.*
„ 37 „ 5 „ unten lies Theodosius, der in Spanien geboren war und
„ 41 „ 21 „ „ „ 385 lies 396.
„ 48 „ 12 „ oben statt 500 lies 5000.
„ 54 „ 21 „ „ „ 49 lies 51.
„ 86 „ 5 „ unten „ Heptarchien lies *Heptarchie.*
„ 335 „ 17 „ „ „ Karl's der Sendboten lies *Karl's Sendboten.*
„ 403 „ 2 „ „ „ oberste Lebensbegehr lies *oberster Lebenszweck.*
„ 580 „ 2 „ „ „ gesichert lies *für gesichert.*


Geschichte
des
Mittelalters.
I.



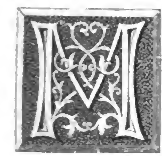
Einleitung

in

die Periode des Mittelalters.

(300 bis 1600 n. Chr.)

Die Weltlage vor dem Beginne der Völkerwanderung.



it dem gegenwärtigen Bande treten wir in den hochbedeutenden Zeitabschnitt des Mittelalters ein. Es ist, wie der Name besagt, diejenige Geschichtsperiode, welche zwischen dem Alterthum und der Neuzeit mitten inne liegt. Wir können diesen Zeitraum, der mit der Völkerwanderung beginnt und mit Beginn der Reformation sein Ende nimmt, als große Uebergangsperiode ansehen, während welcher die Staaten und die gesellschaftlichen Einrichtungen des Alterthums versinken und die Grundlagen gelegt werden, auf denen unsere heutige Welt ruht.

Die Urtheile, welche über diese Periode der Weltgeschichte gefällt werden, sind zum größten Theile keine günstigen. Nach den landläufigen Vorstellungen betrachtet man das Mittelalter als eine Zeit der Barbarei und des geistigen Rückschritts im Hinblick auf die Kultur und die Sitten der antiken Welt. Wir gehören zu Denen, die dieser Anschauung nicht beipflichten; es sollte uns zur Befriedigung gereichen, wenn wir unserem Leser ein regeres Interesse für eine Periode abzuwinnen vermöchten, in welcher die Sklaverei beseitigt wurde und die Segnungen der christlichen Kultur sich über die Welt verbreiteten.

Bevor wir der Betrachtung des Mittelalters uns unterziehen, haben wir uns vorher das Bild der Weltlage zu vergegenwärtigen, wie sie die Völkerwanderung vorfand.

Noch hielt sich im Großen und Ganzen die nach den Punischen Kriegen begründete römische Weltherrschaft aufrecht. Obwol das Reich bereits morsch geworden, umfaßte es doch die sämmtlichen kultivirten Länder Vorderasiens, bis an die Grenzen Persiens, Afrika und Europa, sammt denjenigen Gebieten, wo sich auf seine Anregung hin neue Staatenbildungen vorbereiteten. — Im Osten zog die Grenze des Römerreichs vom Kaspischen Meer über die Hochgebirge Armeniens längs des Tigris und umschloß dann Chaldäa, Syrien und das Steinige Arabien. Wir wissen aus dem vorhergehenden Bande,

daß sämmtliche Einzelreiche Klein- und Vorderasiens in das Römische Reich aufgegangen waren, daß das Jüdische Reich zerstört worden, und daß seit Theilung des römischen Weltreichs in ein abendländisches und morgenländisches Kaiserthum der Schwerpunkt des letzteren mit in den vorderasiatischen Besitzungen sowie in den Ländern am Pontos ruhte.

Im Nordosten schützte der sogenannte Pfahlgraben (Limes romanus) das römische Gebiet gegen die Einfälle der Germanen; dieser sowie die Donau bildeten hier die Grenze. Wie früher die Cherusker und Markomannen, so regten sich jetzt andere kriegerische germanische Stämme, und der unternehmende Kriegerbund der Alemannen, deren Wucht sich vom Rhein bis zu den Alpen geltend machte, hatte vor und nach Caracalla den römischen Feldherren gerade genug zu schaffen gemacht. Nur mit Aufwand aller Kräfte ließen sich dieselben innerhalb ihrer bisherigen Grenzen einengen.

Die gesammte Balkanhalbinsel, Griechenland, Thrakien, Mösien, Dacien, Pannonien, Illyrien, Noricum, Rhätien, Helvetien, ganz Gallien und die gesammte Iberische Halbinsel waren Bestandtheile des Römerreichs. Doch hatten die Imperatoren nur mit Mühe sich des Andringens der germanischen Völkerstämme nach den Donauländern und bald nachher über einen guten Theil der Balkanhalbinsel erwehren können.

Im äußersten Norden war Britannien gleichfalls so gut wie römische Provinz geworden, freilich nur bis zum Piktenwall und den Antoninischen Wällen, wodurch die barbarischen Völkerschaften des Nordens sich jedoch nicht immer von Einfällen in die der römischen Kultur gewonnenen südlichen Theile der Insel abhalten ließen.

Im Süden des Weltreiches dehnte sich die große und wichtige Provinz Afrika aus. Unerschüttert befand sich noch die römische Herrschaft längs der ganzen afrikanischen Nordostküste bis zu den Ufern des Nils und weit hinein in das Innere der Wüste, bis nach Mauretanien mit dem gewaltigen Felsgerippe des Atlas, dessen schneeige Häupter sich den Säulen des Hercules gegenüber erheben. Dieser ungeheure Länderkomplex bildete nach Westen das äußerste Gebiet, dessen Bewohner den Nacken unter römischer Herrschaft beugten. Aegypten befand sich jedoch wohl unter Roms starkem Arm und erfreute sich eines Wohlstandes, wie er niemals wiedergekehrt ist. Alexandrien bildete noch immer den Mittelpunkt der Gelehrsamkeit des Alterthums, und es strömten dort, dem Centrum des orientalisch-abendländischen Handels, alle Schätze des Morgenlandes zusammen.

Um die Zeit, wo die neue Periode, die wir jetzt schildern, anhebt, waren die Bewohner Italiens zu einer einheitlichen Bevölkerung vereinigt, wiewol nicht zu verkennen ist, daß einzelne Urbestandtheile der Bewohner, namentlich das heute noch fühlbare großgriechische Element, immer noch genugsam bemerkbar geblieben waren. Neben Rom, der tonangebenden, üppigen Weltstadt, blühten eine Reihe von Städten, so in Oberitalien Mediolanum (Mailand), Verona und Patavium (Padua). Gleich den fruchtbaren Gauen Oberitaliens war auch Mittelitalien stark bevölkert. Die Hauptstadt Rom umgab ein Kranz blühender Orte. In Unteritalien, dem früheren Großgriechenland, wetteiferten Neapolis, Sorrentum, Salernum, Misenum und viele andere bedeutende Städte mit einander, eingerahmt von prangenden Olivenwäldern in saftigem Grün und fruchtbaren Fluren, den Duft von Orangen und Citronen ausströmend. In Lebensfülle, Ueppigkeit und Reichthum erhob sich in jeder Meeresbucht ein blühendes Gemeinwesen aus dem Blau der Wellen. An frohen Lebensgenuß gewöhnte Bewohner erfreuten sich der Gaben, welche der Natur aus ihrem überreichen Füllhorn entquollen; die Hand griechischer Meister hatte namentlich seit dem Wiederaufleben der Kunst unter Hadrian die öffentlichen Plätze und Gebäude, die Villen und Gärten mit herrlichen Bildwerken geschmückt; hehre Statuen der Götter und prunkvolle Kaiserbilder blickten dem Beschauer von den öffentlichen Plätzen, aus den Gebüschen der Gärten und Parkanlagen, oder in den Nischen der Paläste entgegen. Italien bot nach außen ein glänzendes, verlockendes Bild des Reichthums und des Wohlbefindens.



Ankunft griechischer Kunstwerke in Rom. Zeichnung von H. Leutemann.

Gleiches Gedeihen herrschte auf Sizilien mit seinen alten griechischen Pflanzstätten: Syrakus, Messana, Panormos, Pästum, Tauromenium rc. An den Küsten Siziliens landeten Tausende von Fahrzeugen und führten die Fülle der Bodenschätze der gesegneten Insel nach allen Theilen der damaligen Welt.

Das alte Kulturland Hellas stand in gleicher Blüte. Es zehrte zwar im Grunde nur von den Erinnerungen seiner Glanzzeit, aber die großen Schöpfungen seiner klassischen Kunstperiode standen noch unentweiht. Die rauhe Hand der Barbaren hatte nach jenen Kunstgebilden noch nicht die zerstörende Hand ausgestreckt. Unbeschädigt erhoben sich die majestätischen Tempel, welche die Vorgebirge schmückten, die Bildsäulen des Zeus, des Apollo, der Minerva, und wie sie alle hießen, die selbst uns so traut gewordenen Göttergestalten des Griechenvolks! Noch blühten die Schulen von Athen, noch viel gesucht waren die griechischen Künstler, noch hatte das öffentliche Leben nicht seinen Zauber eingebüßt, wiewol der Zustand der Gesellschaft auch in Griechenland in gleicher Weise und schon in beschleunigtem Schritt dem Verfalle entgegenging, wie der im gesammten Römischen Reiche. Korinth sowie die anderen Handelsstädte des hellenischen Festlandes und der griechischen Inseln erschienen mit ihren Erzeugnissen und Schiffen an allen Orten, wo der Handel seine Märkte gefunden.

Den Mittelpunkt griechisch-römischer Kultur bildete das prachtvolle Byzanz, an den Ufern des Bosporos, seit Konstantin dem Großen „Constantinopolis“ genannt. In den Strahlen der Sonne glänzten weithin seine goldenen Zinnen und Kuppeln, silbern flimmerte ihr Licht auf den Wogen des Bosporos; die Hauptstadt des morgenländischen Reichs, umrahmt von dem azurblauen Grunde des Himmels, ließ schon von weitem den Prunk ahnen, mit welchem sich die Kaiser, die hier regierten, umgaben.

Aehnliche Fülle des Gedeihens und die gleiche Ergiebigkeit der Natur herrschte in Thrakien mit seinen Prachtstädten Hadrianopolis und Philippopolis. Fruchtbar und wohl bebaut war alles Land ringsum; die üppigen Weine, die, von der südlichen Sonne geglüht, an den Höhen gepflegt wurden, standen an Feuer und Aroma denen Griechenlands nicht nach. Wie in Italien gediehen hier diesseit und jenseit des rauhen Hämusgebirges (Balkan) die Orange und Citrone, und an den südlichen Abhängen der großen Bergkette wuchsen dichte Gebüsche von Rosen und duftreiche Gesträuche, deren Ausströmungen über den gesegneten Landschaften lagerten.

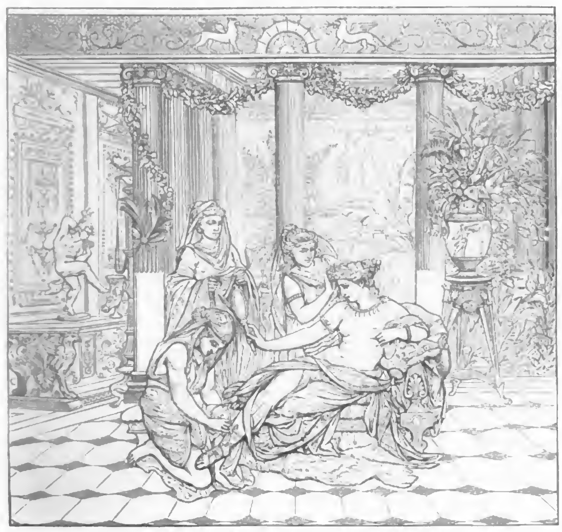
In ähnlicher Beschaffenheit befanden sich Makedonien, Epeiros und Mösien; nicht so Illyrien und Dacien. Dort hatte die wilde Gebirgsnatur die Vollendung der Kulturarbeit erschwert; zu spät hatten die Römer von dem Lande Besitz ergriffen — bereits zu einer Zeit, wo sie selbst schon im Niedergang sich befanden.

Auch in Pannonien, Rhätien und Noricum trat die Natur dem Kulturwerk vielfach hindernd entgegen; weniger in dem größern Theil Galliens, Iberiens und an der Nordküste Afrika's. Gallien, mit seinen wohlhabenden Städten, bildete eine der werthvollsten Provinzen des Römischen Reichs, da es sich zumeist der Segnungen des mittäglichen Himmels erfreute, der Quelle des Gedeihens und aller Herrlichkeiten des Südens. Reich bevölkert, hervorragend durch Gewerbe- und Handelsbetrieb waren die Städte; Lapurdum (Bayonne), Burdigala (Bordeaux), Narbo (Narbonne), Arelate (Arles), Massilia (Marseille), Geneva (Genf), Augustobona (Troyes), Aurelianum (Orleans), Lutetia Parisiorum (Paris) und zahlreiche andere standen den italienischen Provinzialstädten wenig nach.

Die Nachbarvölker in Belgien, sowie die Bataver, welche aus dem Kattenlande nach dem heutigen Holland gewandert waren, machten nur wieder von sich sprechen, als die Franken, die uns bald noch eingehender beschäftigen werden, sich auch nach deren Gebiete hin auszudehnen begannen (im dritten Jahrhundert).

Noch reicher und üppiger gedieh die hispanische Halbinsel. Afrikanische Sonnenglut lagerte über dem Lande. Iberien und die Nordküste Afrika's waren bis zu der

in Rede stehenden Periode eine Quelle unerschöpflicher Reichthümer. Wie Massilia am Mittelländischen Meere zu den Kornkammern und wichtigsten Seeverkehrsplätzen und Handelsemporien Roms zählte, so war an der Nordküste von Afrika ein neues Karthago, anfänglich „Colonia Junonia" geheißen, auf den Trümmern des alten entstanden und als Neu-Karthago gar herrlich aufgeblüht. Es erfreute sich die ehemalige Beherrscherin der Meere, trotz des empfindlichen Steuerdrucks, der damals auf sämmtlichen Provinzen des Römischen Reichs lastete, eines ganz außerordentlichen Gedeihens. Es hatten sich dort infolge der Betriebsamkeit der Bewohner und der günstigen Lage der alten Welthandelsstadt große Gütermassen angehäuft, welche denn auch später den Barbaren des Nordens zu verhängnißvollen Raubzügen Veranlassung gaben.



Römerin bei ihrer Toilette. Nach einem antiken Gemälde.

Nicht so glücklich waren jene römischen Staatsangehörigen und Beamten, welche die fernen Lande Britannien und Germanien bewohnten, sowie jene, denen die Wacht an den Grenzwällen zugefallen war. Viel weniger begünstigte hier der Boden den Fleiß der Menschen. Weithin bedeckten noch schwer zugängliche Waldungen große Strecken unwirthlicher Gebiete. Nur mit schweren Kosten gelangten die Südfrüchte und werthvollen Erzeugnisse Italiens nach den Städten längs des Rheinstroms. Die Kolonisten und Soldaten jenseit des Rheins mußten es sich in bescheideneren Wohnungen gefallen lassen als daheim, behalfen sich mit einfachem Hausrath und ebenso mit kärglichen Nahrungsmitteln. In grellem Gegensatz stand das Leben dieser Grenzbewohner zu der Ueppigkeit Roms.

Aber trotz dieser Unterschiede zwischen den einzelnen Theilen des Reiches, welche noch greller hervortreten, wenn wir die asiatischen Grenzlande am Euphrat und Tigris ins Auge fassen, standen doch alle Theile des Reichs mit einander in steter Verbindung. Das Römerreich war der Sammelpunkt jeder Kulturströmung, die strahlenförmig von den

Hauptstädten des Abend- und des Morgenlandes sich ausbreitete. Die Schicksale des Römerreichs bilden in jener Periode den Inhalt der Weltgeschichte.

Werfen wir nun noch einen Blick nach den ausgedehnten mittel-, ost- und südasiatischen Ländern, so herrscht unter den Bananen und Palmen **Indiens** eine fast paradiesische Stille — ein tiefes Träumen, im Gegensatze zu den lebensvollen Bewegungen, den heftigen politischen Gährungen und Umwälzungen, die im Westen der alten Welt bald den ganzen Erdtheil in seinen Grundfesten erschüttern. — In den Wüsten **Arabiens** beginnt zu dieser Zeit ein bisher kaum beachtetes Volk sich zu regen und erwacht aus langem Schlummer, um bald nachher in geräuschvoller Weise die Weltbühne zu betreten.

Auch auf den Hochebenen Centralasiens ergreift eine unheimliche Unruhe die Völker. Tatarisch-mongolische Barbarenhorden setzen sich nach Westen in Bewegung und fallen auf ihren flüchtigen Rossen, mit ehernem Tritt Europa's Fluren niedertretend, unversehens über die Völker her, stürzen die alten Reiche und Ordnungen um, und — nachdem sie einma. begonnen, ihre Kraft zu fühlen, benutzen sie solche zu grauenhaften Verwüstungen.

Im **Reiche der Mitte** herrschte noch im ersten und zweiten Jahrhundert die durch Lien-Pang, Fürst von Han, gegründete (fünfte) Dynastie der **Han**. Unter derselben wurden die Südprovinzen mit dem Reiche vereint, Nordkorea erobert und nach Zurückwerfung der Hiung-nu die Herrschaft China's vorübergehend bis in das heutige Russisch-Turkestan ausgedehnt.

Während unter den Völkern, die nun bei ihren Wanderungen mehr und mehr hervortreten, die **Germanen** weitaus sich in erster Linie halten, bewegen sich die **slavischen** Stämme ruhmlos, unbekannt, zur That ungeschickt, auf den weiten Flächen Osteuropa's dahin, noch lange auf der niedersten Kulturstufe verharrend. Im Vergleich mit ihnen erscheinen die Völker Germaniens viel höher entwickelt und zu einer rascheren Fortentwicklung auch befähigter. Die Germanen, die Deutschland, Skandinavien und bereits einen Theil der Länder am Pontus Euxinus bewohnen, sind sich ihrer Jugendkraft wohl bewußt. Sie begründen die ersten staatlichen Ordnungen, drängen unaufhaltsam südwärts, und schicken sich an, mit ehernen Fäusten an die Thore des umbrandeten Römerreichs zu pochen.



Stadtmauern von Rom.

Erster Zeitraum.

Die Völkerwanderung.

(Von 370—570 n. Chr.)

Einleitung.



Zu Anfang des vierten Jahrhunderts n. Chr. wird im gesammten Leben der damaligen Kulturwelt ein gewaltiger, tiefgreifender Zersetzungsprozeß infolge neuer Völkermischungen ersichtlich. Nach und nach werden von ihm alle Staats- und Gemeindeverbände ergriffen, aufgelöst und verschlungen; sein Ausgang ist das Ende der alten und der Anfang einer neuen Weltordnung.

Man nennt diesen großen weltgeschichtlichen Vorgang, der zu seinem Verlauf mehrere Jahrhunderte beanspruchte, die Völkerwanderung. „Gallien“, schreibt als Augenzeuge der heilige Hieronymus, „wurde von unzähligen rohen Völkern überschwemmt. Alle Länder zwischen den Pyrenäen und Alpen, zwischen dem Weltmeer und dem Rhein sind durch Quaden, Vandalen, Sarmaten, Alanen, Gepiden, Heruler, Sachsen, Burgunder, Alemannen und Pannonier verwüstet.“

Stürzen und Einreißen — das war das Wesen dieser Völkerwanderung. Grausamkeiten, brutale Willkür und Vernichtung aller Kultur, das sind die äußeren Erscheinungen, durch welche sich diese Geschichtsperiode kundgiebt. Alles, was das Alterthum schön und groß nannte, vernichteten diese Völkerfluten, die nach Valentinian's Tod, als die Hunnen den Tanais (der heutige Don) zu überschreiten begannen, sich allmählich von Osten her über Europa ergossen. An den Namen eines Vandalenkönigs Crocus oder Carocus — nach Gregorius von Tours ein Fürst der Alemannen — knüpft die Volksvorstellung alle Greuel jener Periode. Nach der Erzählung Tritheim's, an welche auch das bekannte Lied Scheffel's anknüpft, habe die Mutter des Crocus also zu ihm gesprochen: „Wenn du einen ewigen Namen gewinnen willst, so höre und folge meinem Rathe. Alle Gebäude, die andere Könige und Fürsten erbauet haben, mußt du zerstören, und alle Menschen umbringen, die jene verschont haben. Denn bessere und schönere Gebäude kannst du doch nicht bauen, und willst du mittels Menschenliebe, Mäßigung und Gnade die Ueberwundenen schonen, so wird dies deinen Namen nicht ruhmvoll machen."

Der Zerfall aller gesellschaftlichen Errungenschaften in Italien sowie an allen Hauptorten des damaligen Kulturlebens ist die bezeichnende Signatur der Periode, die wir unseren Lesern vorzuführen haben.

Vergleichen wir nun die Zeit vor der Völkerwanderung, vor diesem allgemeinen Umsturz mit derjenigen, welche auf ihn folgt, betrachten wir seine endlichen Ergebnisse, so haben wir hier eine der größten Wandlungen vor uns, welche sich bis dahin in der Menschheit vollzogen. Wir sehen die römische Herrschaft gestürzt und später bis auf die letzte Spur vernichtet, an ihre Stelle aber die Herrschaft der sich neubildenden, mit kräftiger Hand von nun an für die nächsten Jahrhunderte die politische und kulturliche Entwicklung Europa's leitenden germanischen Rassen treten. „Diese Wandlung war — wie E. von Wietersheim, der treffliche Geschichtschreiber der Völkerwanderung, sagt — kein bloßer Wechsel der äußern Erscheinung, der Sitze und Träger der Weltherrschaft; nein, es war — eine Transsubstantiation des Geistes der Menschheit — soweit dieser an sich eines Wandels fähig ist."

Mit dem Beginn der neuen, auf die Völkerwanderung folgenden Epoche tritt vor Allem ein Gedanke hervor, auf welchem die Fortentwicklung unserer gesammten heutigen Welt beruht, der Begriff der Einheit des Menschengeschlechts. Dieser Gedanke durchzieht die gesammte Kirche, wie auch den Staat des Mittelalters, um endlich in unseren heutigen humaneren, völkerrechtlichen Bestrebungen seinen vollendetsten Ausdruck zu finden. Es erwächst späterhin auf dem Boden der umgestürzten römischen Herrschaft das heilige römische Reich deutscher Nation, das nach der Weltherrschaft ringt und den Weltstaat zu schaffen versucht, in welchem die Weltreligion Wurzel fassen soll. Diese Weltreligion, das Christenthum, welches nach der Völkerwanderung zur Alleinherrschaft gelangt, predigt die Gleichheit aller Menschen. Der Unterschied zwischen Herren und Sklaven wird nach und nach gemildert und verschwindet zuletzt; es giebt keine Bürger und Schutzverwandte mehr; alle die Fesseln, in welchen der antike Geist gefangen lag, sollen endlich gebrochen sein. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", lehrte der Stifter des Christenthums, und mit der Ausbreitung dieser Lehre schwindet auch der früher so gewaltige Unterschied zwischen Römern und Barbaren.

An Stelle der verweichlichten, allen Lastern ergebenen römischen Imperatoren verlangen kraftvolle, meist germanische Herrscher, zum Theil nach hohen Idealen ringend, nach der Weltherrschaft. Eine ganz veränderte Staatsidee bricht sich Bahn und eine völlig neue, fruchtbare Kulturentwicklung beginnt. Werfen wir, ehe wir den neuen Geschichtsabschnitt selbst in seinem Verlaufe verfolgen, noch einen Blick auf das sinkende Römische Reich.

Rom.

Eine Reihe von Veranlassungen wirkte zusammen, um den Zerfall des Römerreichs herbeizuführen. Alle diese verschiedenen Ursachen führen uns aber zu einem allgemeinen Ergebniß. Die Römerwelt in ihren Ausschreitungen hatte ihre Kräfte verbraucht; nun gebrach es ihr sowol an der geistigen wie materiellen Produktionsfähigkeit, welche Grundbedingung für die Lebensfähigkeit aller Staaten ist. Die ungemein stabil gewordenen Verhältnisse der alten Welt verhinderten, daß die Katastrophe, welcher das Römische Reich im fünften Jahrhundert erlag, nicht schon früher eintrat.

Ein reger Gewerbfleiß, eine eigentliche Industriethätigkeit, welche den Nationalreichthum vermehrt, fehlte dem damaligen Staatswesen. Der Handel Roms, an dem sich die Römer selbst in bei weitem geringerem Grade betheiligten, als die eingewanderten Staatsangehörigen aus Griechenland, Kleinasien, Afrika 2c., bietet uns die ungesunde Erscheinung, daß er überwiegend ein sogenannter Passivhandel war. Er zeigte, wie wir uns heute ausdrücken, eine erhebliche Unterbilanz. Für Seidenwaaren, Edelsteine, Perlen, Bernstein, Gewürze und Genußgegenstände aller Art u. s. w. gingen, wie wir durch Plinius wissen, jährlich ansehnliche Summen ins Ausland, wogegen die römische Ausfuhr als eine sehr untergeordnete erscheint. Das numerische Verhältniß zwischen der Stadt- und Landbevölkerung änderte sich im Laufe der Zeit in erheblicher Weise zu Ungunsten der letzteren, so daß eine der wichtigsten Grundlagen der Wohlfahrt der Staaten, welche wir im Ackerbau suchen, nach und nach erschüttert wurde. Die Städter waren zudem in der späteren Zeit von der Kopfsteuer befreit. Seit Caracalla war ihnen das römische Bürgerrecht verliehen und sie genossen zum Nachtheil der Landbevölkerung eine Reihe von Vergünstigungen. Der kulturfähige Boden war seit Jahrhunderten nur mehr und mehr ausgesogen, ihm dagegen neue kräftigende Stoffe gar nicht oder in nur ungenügendem Maße zugeführt worden. Wer hätte auch dafür Sorge tragen sollen? Befand sich doch der beste und werthvollste Theil des anbauwürdigen Bodens im Besitz des Patriziats und der reichen Städter. Die Folge hiervon war eine Entvölkerung des platten Landes und der stete Rückgang des Ackerbaues sowie der Ertragsfähigkeit des Bodens. In den Städten aber verzehrte sich in wüstem Taumel des Genusses die beste Kraft des Reiches.

Die Rücksichten auf Anstand verbieten es uns, die Sitten des sinkenden Roms eingehend zu schildern. Nur eines bedeutsamen Zeichens seines Zerfalls wollen wir hier gedenken. Es sei die hervorragende Stellung erwähnt, welche der Bühne und der Rennbahn in den letzten Jahrhunderten des Kaiserreichs zufiel. Man hatte in den späteren Zeiten Roms Theater, die an 80,000 Zuschauer faßten. Die ernste Muse trat in den Hintergrund und der dekorative Pomp überwog. Selbst die in letzterer Beziehung so hochentwickelte Bühne der Gegenwart hat den Prunk jener Epoche noch nicht erreicht. Der Schauspieler und seine Leistung wurde zur Hauptsache, das Stück und sein innerer dichterischer Werth Nebensache; unseren Operetten und Vaudevilles verwandte Gattungen von Stücken erhielten den Vorzug. Um die Zuschauer zu erregen, traten Frauen in Männerrollen auf, und es war nichts Ungewöhnliches, daß die Tänzerinnen bei dem Ende eines Reigens das Obergewand abwarfen und den Zuschauern einen Tanz im Hemde zum Besten gaben.

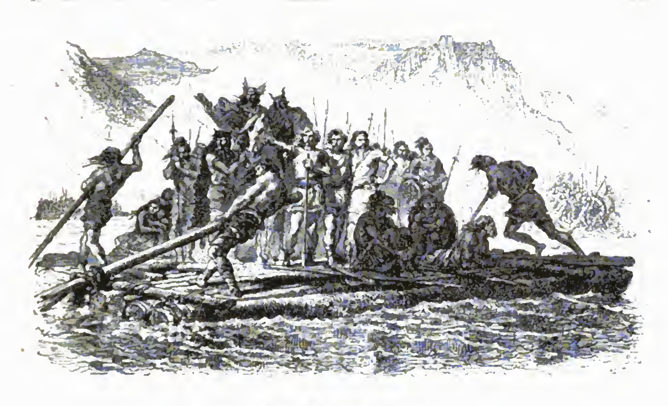
Ungeheure Summen wurden zu Schenkungen für das Heer verwandt. Natural- und Geldspenden an die römischen Bürger dienten dazu, um diese den Verlust der nationalen Macht und Herrlichkeit vergessen zu machen. Die Bevölkerung bestand zuletzt nur aus drei Klassen von Menschen: reichen Schwelgern, auf Staatskosten gefütterten Tagedieben und aus Zwangsarbeitern, welche man mit der Peitsche zur Arbeit trieb. Diese gefährliche Sorte von Menschen suchte und fand in den Bagnos, einer Pflanzstätte aller Verbrechen und Uebelthaten, ihre Vorbilder. Die Finanzen des Reichs waren längst auf das Aeußerste zerrüttet

und erschöpft, das Heer seit Jahrhunderten demoralisirt und ohne Zusammenhalt; kein rettender Gedanke tauchte auf, um dem sinkenden Koloß wieder neue Kräfte zuzuführen.

Das Christenthum, das zur herrschenden Religion geworden, konnte dem Zusammensturz keine Schranke entgegensetzen. Es bestand ja längst nicht mehr in seiner früheren Einfachheit und Reinheit. Die römischen Imperatoren und Gewaltigen im Reiche benutzten es nur zur Stärkung und Erweiterung ihrer Macht, die Kirchenoberen nicht minder zu selbstsüchtigen, auf eigene Bereicherung und Knechtung Anderer gerichteten Absichten — die große Menge aber ließ sich von bestechenden Aeußerlichkeiten mehr und mehr leiten und durch widerwärtiges Gezänk vom Kern der Wahrheit ablenken. Die Barbaren, welche dem Heidenthum entsagt und das Christenthum angenommen hatten, folgten hierbei meist blindlings dem Beispiel ihrer Stammeshäuptlinge und den durch Letztere begünstigten Priestern, die sehr rasch zu überwiegender Bedeutung gelangt waren. Das im vierten Jahrhundert ausgebrochene Schisma, hervorgerufen durch einen Entscheid der auf Veranlassung des Kaisers Konstantin im Jahr 325 zu Nikäa zusammengetretenen Synode, trug nicht dazu bei, den Grundsätzen der Liebe und Duldung zum Siege zu verhelfen. Jener Entscheid der Mehrheit der Kirchenoberen verhalf nur den Bischöfen zu noch größerem Einfluß und erhöhte deren Stellung im Staate, die Gemüther des Volkes aber wurden noch mehr durch den Sieg der strenggläubigen Partei in Banden geschlagen.

Arianer und Athanasianer. Wir müssen hier, um das Verständniß des Nachfolgenden zu erleichtern, auf die bereits früher besprochenen Glaubensgegensätze zurückkommen, welche die damalige Christenheit in zwei feindliche Hauptlager spalteten. Sie waren durch den eben erwähnten verhängnißvollen Beschluß der Synode zu Nikäa in Betreff des Dogmas der heiligen Dreieinigkeit — Gott Vater, Sohn und heiliger Geist — und nachmals noch mehr zum Zankapfel geworden. Damals hieß die Streitfrage: Ist Christus Gott gleich, oder ist er nur ein hochbegnadeter gottähnlicher Mensch? — und sie war zu Gunsten Derer entschieden worden, welche an dem ersten Satze festhielten. So einleuchtend auch die gegentheiligen Einwendungen des Presbyters Arius waren, dahin gehend, daß Christus, wenn auch das höchst begabte Geschöpf Gottes, seinem Urheber, dem Vater, doch nicht gleichgestellt werden dürfte, so ließ es dagegen die andere Partei darauf ankommen, den Heiden eine scharfe Waffe in die Hand zu geben, insofern man durch Annahme eines zweiten Gottes die Einheit Gottes in Frage stellte. Vergebens wies Arius darauf hin, daß die von ihm vertretene Meinung seiner Glaubensbrüder durchaus nicht daran hindere, der Verehrung des edlen Meisters den denkbar weitesten Raum zu vergönnen, indem man ihn Gott möglichst nahe rückte: — auf der mehrgedachten Kirchenversammlung wurden die Vorschläge, welche auf eine Vermittlung der Gegensätze abzielten, zurückgewiesen, infolge der außerordentlichen Beredsamkeit eines jungen Gelehrten aus Alexandrien, Namens Athanasius, dessen Reden über die Gottheit Christi schon vorher großes Aufsehen erregt hatten, und dem es nun gelang, mehrere sehr einflußreiche Anhänger des Arius auf seine Seite zu bringen. — Seitdem galten, je nachdem unter dem Drucke der Machthaber das Zünglein der Wage emporschnellte, bald die Arianer, bald ihre Gegner für Abtrünnige von der „reinen Lehre“, und die Zänkereien in der christlichen Kirchengemeinschaft währten fort bis zu Theodosius (381) und selbst bis ins sechste Jahrhundert.

So nahm der Zersetzungsprozeß im Römischen Reich auf allen Gebieten des staatlichen und religiösen Lebens seinen Fortgang. Ihm erlag nach Jahrhunderte langen Wandlungen das mächtigste Reich, das je die Welt gesehen — ein sprechendes Beispiel dafür, daß der Staat wie der Einzelne nicht zu mühelosem Erwerb oder zum behaglichen Genuß der erworbenen Güter, noch weniger zum Verschleudern derselben, sondern zu stetem Ringen, zu unverdrossenem Schaffen bestimmt ist. Nur ernstes, rastloses Kämpfen und Weiterstreben verheißt den Individuen eine Erneuerung ihrer Kräfte, ein dauerhaftes Glück.



Die Germanen.

Der Untergang, die Zerstörung des Römerreiches und seiner hinsiechenden Kultur, war unvermeidlich. Roh, ungestüm, im innersten Kern aber unverdorben, mußten die Massen sein, welche dem Zusammenhalt eines zwar kunstvollen aber morsch gewordenen Staatsbaues, mit einer kaum übersehbaren Menge der verschiedenartigsten Nationen und Gesellschaftsformen ein Ende machten. Nur durch einen Herrschaftswechsel konnte die übercivilisirte römische Welt und ihre Bevölkerung auf naturgemäßere Bahnen geführt, von Grund aus regenerirt werden.

Die germanischen Völker hatten diese Mission zu erfüllen. In rauheren, nördlicheren Regionen während eines Jahrhunderts umherziehend, hatten sie Kopf und Glieder gestählt im Kampfe um ein erträgliches Dasein. Sie wohnten, ehe sie sich rüsteten, das Erbe der römischen Weltherrschaft anzutreten, am Nordrand der Grenzen des Römischen Reiches. In Schilderung ihres Charakters, ihrer Sitten und Eigenthümlichkeiten, hielt schon Tacitus seinen verweichlichten Landsleuten im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung einen Spiegel vor. „Gute Sitten", sagt ihr Lobredner, „galten bei ihnen mehr, als anderwärts gute Gesetze." Von den Lastern der Civilisation noch unberührt, lebte in den Germanen unbewußt der Sinn für Edles und Hohes, und eine wunderbar zähe Naturkraft erhöhte ihre außerordentliche kulturliche Empfänglichkeit.

Muth und Tapferkeit galten unter ihnen als vornehmste Tugenden; nur sie brachten Anerkennung, verhießen Glück und Ehren auf Erden und in Walhalla. Wenn sie nicht dem Kriege oblagen, beschäftigten sich die freien Männer mit der Jagd; konnten sie dieser nicht nachgehen, oder war über öffentliche Angelegenheiten nicht Rath zu pflegen, dann lagen sie auf der Bärenhaut und überließen sich behaglicher Träumerei. Für den Krieg wurden Alle in frühester Jugend vorbereitet; Kriegstänze nackter Jünglinge zwischen Schwertern und Spießen gehörten zu den beliebtesten öffentlichen Schauspielen. Schon die einfache, abhärtende Lebensart sorgte dafür, daß ein tüchtiger Kriegerstamm sich fortentwickelte; noch mehr aber trugen die immerwährenden Waffenübungen dazu bei, wobei es galt, die erlangte Beweglichkeit und Kraft des Körpers darzuthun. Früh schon nahmen die Knaben an den Jagdzügen ihrer Väter Antheil. Diese waren damals freilich mit viel größeren Gefahren und Anstrengungen verknüpft als heutzutage. Ganz anderes Wild galt es zu erlegen und mit ganz anderen Waffen als jetzt; nur mit dem einfachen Jagdspieß griff man den

wüthenden Ur, den starken Bär und das mächtige Elen an. Mit dem Ackerbau, insoweit er überhaupt betrieben wurde, beschäftigten sich die eigentlichen Freien, die Wehrmannen, fast gar nicht; dem mußten die Wehrlosen, die Weiber, Kinder, Leibeigene und Knechte nachgehen und an Letzteren fehlte es den Germanen so leicht nicht; denn sie brachten auf ihren Raubzügen genug Gefangene in ihre Gewalt. — Jeder freie Mann war Krieger und hatte seine Waffen stets in gutem Stande zu halten. Ein Theil der Insassen einer Mark stand meist immer im Kriege; unterdessen hatten die Daheimgebliebenen die Bestellung des Feldes zu überwachen. Für das folgende Jahr zogen die Letzteren aus, damit Alle an kriegerische Thätigkeit gewöhnt blieben. Die meisten stritten zu Fuß, nur der kleinere Theil zu Roß. Die Pferde der alten Deutschen waren klein und unansehnlich; auch war ihre Ausrüstung eine höchst einfache. Die Hauptwaffe blieb der Spieß, mitunter führten sie wol auch große Schwerter, die sie dann nicht selten mit beiden Händen handhabten; ihre mächtig großen bemalten, vier bis fünf Fuß langen und zwei Fuß breiten Schilde, wußten sie geschickt zur Deckung zu gebrauchen. Der Angriff wurde in der Regel so unternommen, daß sich die ganze Masse der Streiter wie ein Keil gestaltete, mit ungeheurer Kraft auf den Feind losprallte und ihn aus einander zu sprengen suchte. Wenn sie vor dem Feinde anlangten, hielten sie die Schilder vor den Mund und erhoben ein fürchterliches Schlachtgeschrei. Klang dasselbe recht grimmig und tönte es wieder von ihren Bergen, so glaubten die Hörer, der Sieg sei ganz gewiß; erscholl es aber schwach, so war man um den Ausgang besorgt. Helm und Panzer kannte man in alter Zeit nicht; erst als die Römer wiederholt besiegt worden waren, schmückten sich die Helden mit der Beute, die sie jenen entrissen.

Die Frauen bei den Germanen. Durch manche löbliche Gewohnheiten und Sitten zeichneten sich unsere Voreltern aus: sie waren gerade, bieder und offen in ihrem Wesen, treu bis in den Tod, wenn sie einmal ihr Wort gegeben hatten. Ihre Freiheit vertheidigten sie mit heldenmüthiger Tapferkeit und unerschütterlichem Muthe; dabei hielten sie die Gebote der Gastfreundschaft in hohen Ehren. Vor Allem aber zeichneten sie sich durch die Achtung aus, welche sie den Frauen erwiesen. Bei fast allen Völkern des Alterthums wurden die Frauen beinahe wie Sklavinnen gehalten, während die Germanen sogar so weit gingen, die Frauen als höhere Wesen anzusehen, in ihnen etwas Göttliches, Vorherschauendes zu verehren. Nirgends hielt man mehr auf Reinheit des geschlechtlichen Verkehrs, auf Würde und Treue der Ehe. „Niemand", sagt Tacitus, „belächelt bei den Deutschen das Laster, noch wird Verführen oder Verführtwerden „Zeitgeist" genannt." Die Gattin war die Leiterin des Hauswesens, die Erzieherin der Kinder, die heilkundige Pflegerin in Krankheiten, und zu allen Zeiten haben die germanischen Frauen einen wichtigen Einfluß auf das ganze Leben ihres Volkes geübt. Daß die Frauen von derselben tapferen Gesinnung beseelt waren wie die Männer und todesmuthig den Untergang der Schande und der Unterjochung vorzogen, zeigt das Verhalten der Frauen der Cimbern und Teutonen in der großen Schlacht bei Vercellä im J. 101 v. Chr. gegen die Römer unter Marius. Als die vorderen mit Ketten zusammengeschlossenen Glieder der Kämpfer vor dem heftigen Anpralle zurückweichen mußten, vertheidigten die Weiber noch die Wagenburg und schlugen auf ihre fliehenden Männer ebenso los, wie auf die andringenden Römer. Ihrer viele Hunderte gaben sich nach der Niederlage selbst den Tod. Beinahe das ganze Volk der Cimbern ward an diesem Tage vernichtet.

Wir dürfen aber auch nicht verschweigen, daß unsere Altvordern mit einigen Untugenden behaftet waren, von denen sich die Spuren noch häufig bei ihren Enkeln finden. Die Germanen liebten es, wenn sie vom Kriege und von der Jagd ausruhten, oft über den Durst einen kräftigen Trunk zu thun. Wein war sehr selten; ihn einzuführen, sogar bei vielen Stämmen verboten, weil er die Männer verweichliche. Dagegen kannten sie schon seit den ältesten Zeiten eine Art Bier und ein anderes aus gegohrenem Honig bereitetes Getränk, Meth genannt, in denen sie sich nur zu häufig berauschten.



Germanische Frauen vertheidigen die Wagenburg bis zum Tode. Zeichnung von A. de Neuville.

Meist waren die Raths- und andere feierliche Versammlungen mit dergleichen Gelagen verbunden; während die großen Trinkgeschirre, aus den Hörnern der Auerochsen verfertigt, herumgingen und immer wieder geleert wurden, öffnete sich das Herz der Zecher und Jeder sagte seine Meinung offen und frei heraus. Freilich gerieth man dabei nicht selten in Streit und Hader, und oft kam es wol dann zu Blutvergießen, selten dagegen zu irgend einer Beschlußfassung. Am andern Tage, wenn man nüchtern geworden, trat man von Neuem zusammen, überlegte die Sache nochmals und einigte sich, so gut es gehen wollte. Nur zu oft waren ärgerliche Zerwürfnisse und lange sich hinziehende Händel und Fehden die Folgen des heftigen Streitens, die zur Ausübung der Blutrache führten und meist mit dem Untergange der einen oder anderen Partei endigten. — Auch Spielsucht wird den alten Deutschen nachgesagt.

Seine Knechte und Diener behandelte der Wirth, so hieß der Hausvater, menschlich, keineswegs wegwerfend oder sie niederdrückend, so daß wir diese Untergebenen durchaus nicht mit den Sklaven der Römer vergleichen dürfen. Für sie paßte die Bezeichnung „leibeigene, hörige (d. h. gehorchende) Leute". Ueber diese, nicht minder über Gattin und Kinder schaltete das Oberhaupt des Hauses, der freie Mann, mit hausväterlicher Gewalt. Er war ihr Richter und gewissermaßen ihr König; denn kein Anderer durfte sich das Recht anmaßen, sich in seine Hausangelegenheiten zu mischen.

Die Götter der Germanen. So einfach wie dieses urkräftige Naturvolk in seinen Sitten, so einfach war auch seine Religion beschaffen: sie war in ihrem innern Wesen gewissermaßen nach der rauhen Natur, in welcher die Germanen lebten, gleichartig entwickelt.

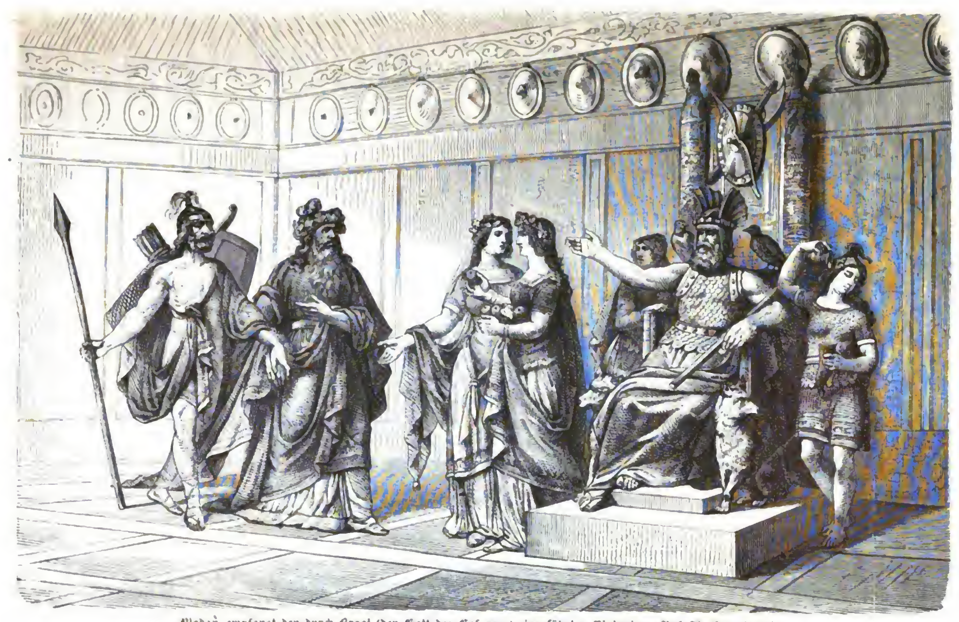
Sechs Welten umgeben die Erde, so dachten unsere Vorfahren. Im Norden lag Nifelheim (das Nebelreich), im Süden Muspelheim (die Feuerwelt), im Westen Schwarzalfenheim (das Reich der Zwerge), im Osten Jötunheim (die Welt der Riesen). Außerdem Lichtalfenheim (das Reich der Lichtalfen) und Wanaheim (die Wohnung der Wanen oder Wassergötter). Die Götter und Göttinnen stellten sich die Alten in schöner menschlicher Gestalt vor, doch konnten sie sich durch Zauberei verwandeln.

Die Götter wohnten in Asgard, ihrem Himmel, in der Götterburg Walhalla. Dort saßen sie um die Tafel und tranken aus schönen Widderhörnern ihren Meth, welcher ihnen von Freya, der schönsten der Göttinnen, kredenzt wurde. — Es gab verschiedene Göttergeschlechter, unter denen das der Asen das vornehmste war; Wotan und seine Brüder We und Wili gehörten zu denselben. In menschlicher Weise aßen und tranken die Götter, menschliche Leidenschaften beherrschten sie und menschliche Krankheiten befielen sie; ja sogar dem Tode waren sie unterworfen. In menschlicher Weise bereiteten sie sich ihre Werkzeuge und Geräthe, bauten, gingen auf die Jagd, verarbeiteten edle Metalle zu kunstvollen Waffen und Kostbarkeiten und bestanden „Riesenkämpfe" mit ihren Feinden. Zu diesen gehörten vor Allem die Riesen, Jötunen, und die Götterlehre berichtet von vielen furchtbaren Kämpfen zwischen Asen und Jötunen. Unter den Riesen sind wol die Elementargewalten zu verstehen. Der höchste Schwur der Alten war: „Beim allmächtigen As", d. h. „beim höchsten Göttergeschlecht".

Die Götter waren wol klug und weise, aber nicht allwissend; dagegen besaßen sie die Macht, sich mit des Gedankens Schnelle von Ort zu Ort zu bewegen. Dem menschlichen Auge war ihr Anblick verwehrt, unsichtbar näherten sie sich den Sterblichen.

Da die Götter auch zuweilen rachsüchtig und zornig waren und in ihrem Zorn die Schuldigen verdarben, so wurden ihnen Opfer gebracht, um sie zu versöhnen.

Unter den gewaltigen Eichen ihrer Wälder, an düsteren Stellen geheiligter Seen, brachten unsere Vorfahren ihren Göttern Opfer dar. Das bekränzte Opferthier ward dort auf großen Steinaltären getödtet und sein Blut zu Ehren der Götter hingegossen. Der Friede dieser heiligen Stätten durfte nicht gebrochen werden; es galt für ein schweres Verbrechen, im heiligen Hain anderes Blut zu vergießen als das der Opferthiere.



Wodan empfängt den durch Bragi (den Gott des Gesanges) eingeführten Einherier. Nach W. Engelhard.

Am Ende aller Tage, der sogenannten „Götterdämmerung" (Ragnarökr), werden auch die Götter im Kampfe gegen die drei unaufhaltsam hereindringenden Gewalten: die Feuerdämonen aus Muspelheim, die Midgardsschlange (den Ozean) und Hel (die Unterwelt oder Hölle) untergehen; mit ihnen die Erde und Alles was lebt.

Aber nach diesen Zeiten des Grauens und Verderbens wird eine andere Erde entstehen, herrlich und lieblich, und jene die Götterdämmerung überlebenden sechs Götter: Widar, Weli, Magni, Modi, Balder, Hödur werden auf ihr weiter herrschen.

Die Seelen der guten Menschen werden wieder auf Erden wandeln, wenn sie in Gimli, dem besten der guten Orte für die Abgeschiedenen, weilen und dort im Saale Brimner einen guten Trunk thun. — Den bösen Seelen ist nach der Götterdämmerung ein schlimmer Aufenthalt beschieden: Nastrand.

Zwei Menschen retten sich lebend aus der Götterdämmerung, Lif und Lifthrasir. Sie werden Stammeltern eines großen Geschlechtes, welches die neue Erde bewohnen wird.


Bio.

Der Götterdämmerung wird eine schlimme Zeit auf Erden vorangehen. Alle Bande des Blutes, der Freundschaft und Treue werden gebrochen werden, Feindschaft und Mord führen die Herrschaft.

Als Vater der Menschen und Göttervater, als vornehmster, mächtigster Gott, stand Allvater Wodan (oder Wuotan, Odin), der das All durchdringende Weltgeist, obenan. Er ist der höchste Kriegsgott, die ewig fortzeugende Weltkraft, das Symbol der Fruchtbarkeit und jenes forschenden, philosophischen Zuges, der den germanischen Völkern eigen ist. Er, der weiseste Gott, nahm einst den Trunk aus Mimir's Brunnen, einem Born, in welchem Weisheit und Verstand verborgen sind. Doch als Wodan den Trunk aus dem Brunnen begehrte, erhielt er ihn erst, nachdem er dafür ein Auge zum Pfand setzte; seitdem ist der Gott einäugig. Das Götterauge aber blinkt bei hellem Sonnenschein aus dem Meere und den Gewässern (Spiegelung des Sonnenstrahles im Wasser). — Wodan thronte in Asgard; von hier aus konnte er die ganze Welt übersehen; so lange er auf seinem Sitze Hlidskialf verweilte, war er allwissend. Auf seiner Schulter sitzen zwei Raben: Hugin und Munin (Denkkraft und Erinnerungsvermögen), diese flüstern ihm Alles ins Ohr, was in der Welt geschieht. Als Himmelsgott beherrschte Wodan Luft und Wind, Sonnenschein und Regen. Wenn er auf seinem achtfüßigen schneeweißen Rosse Sleipnir durch die Luft dahinritt, so erbrauste der Sturm. Als Gott der Elemente bestimmte Wodan auch das Gedeihen der Feldfrüchte; bei der Ernte wurde er angerufen. Im Kriege erscheint er in Helm und Panzer; sein Speer heißt Gungnir. Wenn er ihn über die Feinde wirft, sind sie dem Untergange geweiht, und dadurch, daß er ihn einst unter die Menschen schleuderte, kam der Krieg in die Welt.

Zu ihm nach Asgard gehen die Seelen der Einherier, der gefallenen Helden ein. Nach der Schlacht eilen die Walküren (Schlachtenjungfrauen, Todtenwählerinnen) auf das Kampffeld und tragen die gefallenen Helden auf der Brücke Bifröst (dem Regenbogen) nach Walhalla, dem Himmel, empor. Hier saßen die Helden an langen Methtafeln, tranken

und lauschten den Worten der Sänger; dann gingen sie hinaus auf die Wiese und kämpften. Sie verwundeten sich zwar, aber die Wunden heilten sofort, nachdem sie geschlagen.

Wodan selbst bedurfte nicht der Speise. Er reichte das Fleisch, welches auf seinen Theil fiel, seinen Wölfen: Geri und Freki. Als Todtengott war Wodan auch Herr der Gespenster und als solcher zum Führer des „Wilden Heeres" geworden. Außer dem Wolfe waren ihm der Rabe, der Habicht und der Adler heilig.

Wodan war endlich der Erfinder der Runen (Schriftzeichen der Germanen) und jeder andern Wissenschaft.

Frigga heißt Wodan's Gemahlin; sie kannte als solche die Schicksale der Erdgeborenen und wird als ein Symbol der Pflanzendecke der Erde betrachtet. Als Göttin der Ehen und des häuslichen Fleißes wird sie auch Hulda (Frau Holle) genannt. Als Erdgöttin heißt sie auch Nirdu oder Nerthus (Hertha). Auch sie fuhr zuweilen schreckhaft durch die Lüfte. Auf einer Insel des Ozeans war ein heiliger Hain, und in demselben befand sich ein geweihter, mit einem Teppich bedeckter Wagen, den nur des Priesters Hand berühren durfte; diesen bestieg die Göttin zuweilen und ehrfurchtsvoll folgte des Priesters Auge dem Gefährt; denn wohin sie sich wendet, da kehrt Freude und Friede ein.



Freya.

Frigga oder Hertha führte die Oberaufsicht über den Feldbau und die Ordnung im Haushalt. In den heiligen zwölf Nächten der Julzeit (Weihnachtszeit), der Zeit von Weihnachten bis zum Hohen Neujahr, hält Frau Frigga Umzug durch die Gauen und Wohnungen der Menschen und sieht nach, ob Ordnung herrscht in den Hauswesen. Wenn Wodan sozusagen Hausvater, so ist Frigga Hausmutter im Haushalt der Götter.

Heimdal, ein Sohn Wodan's, ist der Wächter des Himmels. Er wird auch als Mondgott der „weiße Ase" genannt. Er besitzt das Giallerhorn, in welches er stößt, wenn den Göttern Gefahr droht. Bei der Götterdämmerung wird er sich erheben und den weithin und furchtbar erschallenden Ruf des Giallerhornes hören lassen. (Die Posaunen des Jüngsten Gerichtes.)

Eine liebliche germanische Göttergestalt ist Fro oder Freyer, der Beschirmer der Liebenden und der Ehe, der Gott des Sonnenscheins und fruchtbaren Regens und der Früchte des Feldes. Ihm wurden die Sommerfeste gefeiert, und er ward angerufen um ein gutes Jahr sowie um Frieden. Sein Diener heißt Skirnir, der Sonnenstrahl.

Thor oder Donar, der Donnergott, ist gleichfalls ein Sohn Wodan's. Seine Mutter ist Jörd, die Erde, seine Gattin heißt Sif, d. h. die Goldhaarige, ein Sinnbild des wogenden Kornfeldes. Thor besitzt den Hammer Miölnir, das Sinnbild des Blitzes, welcher von ihm geworfen wird und stets in seine Hand zurückkehrt. Thor ist nach Wodan der mächtigste Gott. Er hat noch zwei Begleiter, Thialfi (der Arbeiter) und Röskva (die Rasche); sie bezeichnen die menschliche Arbeit beim Anbau der Erde.

Thor fährt einher in einem von zwei Böcken gezogenen Wagen; wo dieser Wagen am Himmel hineilt, bringt er ein furchtbares Getöse (den Donner) hervor. Den mächtigen Hammer hält der Gott in der mit dem Eisenhandschuh gewappneten Hand. Hiermit bekämpft er die Riesen, das Sinnbild der feindlichen Naturkräfte. Thor ist der Gott der Schmiedekunst, der Beschützer des Ackerbaus, des menschlichen Fleißes und des häuslichen Herdes. Ihm war das Feuer geheiligt, und sein Bild thronte am Ehrensitze des Hausvaters.

Zio, nordisch Tyr (sächs. Saxnot), ist der gewaltige Schwertgott, der unerbittliche Streiter im Kampfgewühl, gleichfalls Wodan's Sohn; sein Attribut ist das Schwert.

Bragi, der Gott des Gesanges, ist der Schirmherr der Sänger.

Niörder, der oberste Meergott und als solcher Beherrscher der Wogen und des Windes, wohnte in Noatun (Strandgegend) und war ein reicher, mächtiger Gott, der Schätze verleihen konnte. Seine Gemahlin heißt Skadi und ist eine Tochter des Bergriesen Thiassi. Von ewiger Sehnsucht nach ihren Bergen gequält, hält sie es nur eine Zeit lang im Jahre bei ihrem Gatten am Meeresstrand aus. — Im Gegensatz zu diesem milden Beherrscher des Meeres gab es noch zwei böse, unheimliche Mächte desselben: Oegir und Ran; sie begruben im Zorn die Schiffe in den Tiefen der Fluten.

Freya, des Gottes Freyer Schwester, ist die schönste unter den Göttinnen, die Göttin der Liebe, die Freude der Menschen — der Stolz der Götter.

Loki, der hämische, mißgünstige Gott der zürnenden Naturkräfte, der Dämon des Feuers und Beherrscher von Muspelheim, der Feuerwelt, bewirkt Zerstörung, Erdbeben und verzehrende Sonnenglut. Er kann als der böse Gott oder Satan der Germanen bezeichnet werden und führt den Beinamen „der Schlaue". Bei der Götterdämmerung heißt Loki Surtur (der Schwarze). Er führt zum Kampf gegen die Asen-Götter seine Kinder heran: die Midgardsschlange (den Ozean) und Hel (die Unterwelt) sowie die wüthenden Fenriswölfe und zerstört mit ihrer Hülfe die Erde.

Widar ist ein Gott, der am Fuße alle Lederstreifen gesammelt hat, welche man von den Schuhen an den Absätzen und Zehen schneidet. Mit dem so beschützten Fuße wird er bei der Götterdämmerung dem Wolfe, welcher Wodan verschlingt, den Rachen zertreten. Dieser Wolf ist ein Sinnbild des Todes.

Hel, die Unterwelt. Ueber der Erde lag Asgard; unter der Erde, welche sich unsere Altvordern als eine im Ozean schwimmende flache Scheibe dachten, lag das Reich der Hel. Es bestand aus neun tiefen Thälern, welche Nifelheim hießen und von Zwergen, den Schwarzalfen, bewohnt wurden. Zwölf Flüsse durchströmten die Thäler und leuchtendes Gold erhellte sie hin und wieder. Die gefürchtete Hel selbst war am Flusse Giöll zu finden, dessen Ueberbrückung der böse Hund Garmr bewachte. Hel ist gräßlich anzuschauen, halb von weißer, halb von blauschwarzer Farbe. Ihr Tisch heißt Hungr, ihr Messer Sultr, Worte, welche unersättliche Gier bedeuten; denn ihr Reich verschlingt Alle, welche Krankheit oder Altersschwäche dahinrafft; selbst Götter hält Hel fest, wenn sie nicht in ehrenvollem Kampfe fielen. In diesen Räumen des Schreckens wohnten Meineidige und Giftmörder.

Palter (Balder) und Höder. Palter, Wodan's Sohn, der lichte unter den guten Göttern, ist als Sonnengott Bringer des Lichtes, das bis Mitsommer sich vollendet und dann abnimmt. Höder ist der Gegensatz zu ihm, nämlich der Blinde, Lichtlose. Vom bösen Loki geleitet, tödtete Höder den Palter, d. h. der Winter den Sommer. Nach der Götterdämmerung wird ewiger Sommer auf Erden herrschen.

Die Nornen oder die hehren Schicksalsfrauen sitzen neben dem Urd-Born unter der heiligen Weltesche Yggdrasil, bei welcher die Götter täglich Gericht halten. Sie heißen Urd, Werdanda und Skuld. Es sind drei Jungfrauen aus Riesengeschlecht, und ihre Namen bedeuten: die Gewordene, die Werdende und die Seinsollende, also Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Als solche stellen sie die Zeit dar und sind die Mächte, welche über das Schicksal der Menschen herrschen. Skuld, die jüngste Schwester, ist die schlimmste unter ihnen. Sie schnürt die Schicksalsfäden und verursacht durch Zerreißen derselben den Tod des Menschen.

Es gab auch „weise Frauen", Wahrsagerinnen, die das Schicksal der Menschen vorhersagten, indem sie Lose warfen, Baumzweiglein von verschiedener Länge und Gestalt, welche auf weißes Linnen geworfen wurden. Sie weissagten aus dem Fluge der Vögel, schürzten Schicksalsknoten und prophezeiten aus ihnen; auch kannten sie die Kunst des Runenschreibens (Schriftsprache). Man nennt sie darum auch Runendeuterinnen. Sie wurden vom Volke als Priesterinnen verehrt und wohnten in heiligen Hainen. Doch ward die Gabe der Weissagung auch zuweilen gewöhnlichen Frauen von den Göttern verliehen, und die Gabe des sogenannten zweiten Gesichts vererbte sich manchmal in ganzen Geschlechtern.

Mit Hausgeistern verschiedener Art bevölkerte man weiterhin die Räume der Hallen (Wohnstätten). Sie wandelten unsichtbar, brachten Gutes oder Böses ins Haus.

Als später das Christenthum siegreich die alte Götterlehre verdrängte, konnte es deren Spuren nicht ganz verwischen. Noch heute benennen wir das Fest der Auferstehung Ostern nach Ostara, der Göttin des aufgehenden Lichtes; noch heute heißt das lieblichste unserer Feste die Weihenacht wie zur Zeit der alten germanischen Heiden, und noch immer nennt das Volk die Zeit zwischen Weihnachten und dem Hohen Neujahr: die heiligen zwölf Nächte. Sind doch sogar unsere strahlenden Weihnachtsbäume eine heidnische Sitte, welche uns überkommen ist. Und wenn wir unsere Sitten und Gebräuche untersuchen, dann tritt uns auf jedem Schritte das Alte, Herübergebrachte entgegen; wir hängen eben heute noch zusammen mit jener längst vergangenen Zeit, als unsere Vorfahren noch zu Wodan und Donar beteten.



Vorläufer der Völkerwanderung.

Ein Völkerstrom, gleich dem germanischen, in seinem unwiderstehlichen Anprall, vermochte leicht eine wankend gewordene Welt in Trümmer zu schlagen. Den religiösen Anschauungen der Germanen war es nicht zuwider, eine Gesellschaft, die sich überlebt hatte, in Staub zu treten.

Sollte doch, wie wir vorstehend gesehen, nach ihren Ueberlieferungen durch den Götterverderber Loki, der bis zum Eintreten der Götterdämmerung auf drei scharfkantigen Felsen angeschmiedet lag, dereinst ganz Asgard und mit ihm die Welt in Trümmer sinken, wenn der böse Gott seiner Fesseln ledig ward, und selbst Allvater Wodan verfällt dann dem Abgrundswolf. Das Ende aller Dinge, die Zerstörung der Welt, mußte eintreten. — Was lag solchen Völkern an einer Kulturwelt voller Kunstschätze, die man nicht zu würdigen wußte, an Tempeln und Palästen, deren Umsturz Keinem wehe that, — an Römerschädeln, die man einschlug! — Die neuen Weltstürmer hatten eben so wenig Sinn für den Prunk und die Verweichlichung der damaligen Weltbeherrscher, wie für deren wüstes Treiben, ihre Sittenlosigkeit und all den Aufwand von Lug und Trug, wodurch die morschen Stützen des römischen Staatsbaues allein noch aufrecht erhalten wurden.

Mit gewaltigen Schwerthieben trat nun dieses Naturvolk in die Schranken und brachte der weltgebietenden Roma die ersten tiefen Wunden bei.

Wir haben im vorhergehenden Bande gesehen, wie die Römer im Laufe der Zeit mit verschiedenen germanischen Stämmen feindlich zusammenstießen; so schon zur Zeit des Marius (im zweiten Jahrhundert vor Christo) mit den Cimbern und Teutonen, dann unter Julius Cäsar mit den Helvetiern, Alemannen, Belgiern ꝛc. Weiterhin wissen wir, daß Varus, des Kaisers Augustus Feldherr im Teutoburger Walde den Cheruskern und deren Bundesgenossen unterlag, während die Legionen der römischen Cäsaren auch in der Folgezeit nur mit großem Kraftaufwande über die Markomannen und die anderen andringenden germanischen Völker Herr werden konnten.

In den Markomannenkriegen (167—181) treten germanische Völkerschaften zum ersten Mal angriffsweise gegen die Römer auf, und diese sehen sich von da ab meist auf Vertheidigung und Sicherung ihres Gebietes angewiesen. Auch Caracalla, welcher die Alemannen am Main (211 n. Chr.), bekämpfte, vermag den Kriegsbund germanischer Stämme, unter denen die Tencterer und Usipeter die bedeutendsten waren, nicht gänzlich niederzuwerfen; und selbst Marc Aurel sieht sich den germanischen Völkern gegenüber, die sich bisher meist noch auf der Vertheidigungslinie gehalten hatten, genöthigt, der Umwandlung Rechnung zu tragen, welche sich in dem ungestümen, kaum noch aufhaltbaren Vordringen dieser germanischen Ueberflutung kundgab.

Tiefgreifende Umgestaltungen machen sich bei den Germanen im Laufe des dritten Jahrhunderts bemerkbar. Ihre Volkszahl an sich hatte eine erhebliche Zunahme erfahren und der Drang der Zeit nicht selten zur Verschmelzung ganzer Gruppen von Stämmen zu mächtigen Völkern geführt, eine Vereinigung, welche stets am Schlusse oder nach Schluß der Wanderungen, welche wir schildern werden, erfolgte.

Der Markomannenkrieg war für Rom der Anfang des Endes; man bezeichnet ihn oft auch als den Vorläufer der Völkerwanderung. Von nun an wiederholten sich die Angriffe deutscher Wandervölker in heftigerem Anprall, bis ihnen das römische Staatswesen endlich völlig erlag. Ungefähr im Jahre 215, etwa dreißig Jahre nach den Markomannenkriegen, tritt zum ersten Male das Volk auf die Bühne, welches die ihm entgegengestellten kaiserlichen Heere vernichtete, das römische Kaiserthum niederwarf und Italien mit seinem Mittelpunkte, der ewigen Roma selbst, eroberte.



Auszug des Heerkönigs. Nach H. Leutemann.

Die Gothen.

Die Gothen, jener merkwürdige, urkräftige germanische Volksstamm, dessen ungebundene Naturkraft an der Zertrümmerung der alten Welt den meisten Antheil genommen, werden zuerst von Tacitus als „Gotones“ aufgeführt. Ihre damaligen Wohnstätten sind im Nordosten von Germanien, etwa an der Ostsee und südwärts derselben, zu suchen, jenseit der Wohnsitze der Ligier. Indessen weiß bereits zur Zeit Alexander's des Großen der Grieche Pytheas, etwa 300 Jahre v. Chr., von den Guthonen (Gothen) und deren Nachbarn, den Teutonen, beide unzweifelhaft deutsche Stämme, zu erzählen. Sie waren den alten Nordlandsfahrern bekannt geworden, als sie nach den baltischen Küsten ausfuhren, um den beliebten Bernstein von den Bewohnern des Samlandes einzuhandeln. Außer Tacitus spricht auch Plinius im ersten Jahrhundert und Ptolemäus im zweiten Jahrhundert von diesem germanischen Stamme. Doch waren die Gothen den Alten mehr ein Kollektivbegriff, unter welchem sie außer den Ost- und Westgothen auch die Hypogothen, die kleinen Stämme der tetraxitischen Gothen und selbst Stämme von fernerer Verwandtschaft zusammenfaßten. Noch verdient beiläufig Erwähnung, daß die alten Preußen, die Porussi, von verschiedenen Alterthumsforschern als Nachkommen und Reste jener Gothen angesehen werden, deren Hauptmasse, gedrängt von den Slaven, im Laufe des zweiten Jahrhunderts n. Chr. südwärts gegen die Grenzen des Römischen Reichs gezogen waren. Nach der großen Wanderung der Gothen nahmen verschiedene Stämme slavischen Ursprungs die verlassenen Wohnsitze ein, setzten sich in dem Küstenhinterlande fest und vermischten sich mit der zurückgebliebenen, ehemals germanischen Bevölkerung.

Nach einer älteren Volksüberlieferung, deren Glaubwürdigkeit jedoch vielfach angefochten worden, wären die Gothen von der Insel Scanzia (Skandinavien) an der

„Bernsteinküste“ gelandet und zur Zeit der Markomannenkriege, also im zweiten Jahrhundert n. Chr., nach den weiten Ebenen im Osten und Süden der Karpathen gewandert und hätten sich dann weiter nach den Gestaden des Schwarzen Meeres hin ausgedehnt.

Das Königthum. Während dieser Wanderung entwickelte sich bei den gothischen Völkern das Königthum. Bereits in der Mitte des ersten Jahrhunderts begegnen wir Versuchen, die ursprüngliche Häuptlingsherrschaft oder das Bezirks- und Heerkönigthum der alten Germanen in ein Stammeskönigthum umzuwandeln. Seitdem tritt das Königthum immer mächtiger hervor; an die Stelle der germanischen Heerkönige treten allerwärts die Stammeskönige, bis in dem Reichskönigthum der fränkischen Monarchie die großartige Schöpfung des römisch-deutschen Kaiserthums beginnt und in der Folgezeit einen entsprechenden monarchischen Abschluß findet.

Cabualda, der Gotone, welcher Marbod, den Markomannenfürsten, stürzte, wird allerdings früher schon von Tacitus aufgeführt.

Die Gothen hatten im zweiten Jahrhundert die Landstriche, wo früher die Geten und Skythen wohnten, besetzt, woher es denn auch gekommen sein mag, daß die alten Schriftsteller die nordischen Einwanderer als Abkömmlinge der alten Geten bezeichnen, was bis in die neueste Zeit auch von anderen Historikern angenommen worden ist. Jakob Grimm hat die früher auf Grund von Cassiodor, Jordanis und anderen Quellen häufig angenommene Identität der germanischen Gothen mit den skythischen Geten in seinen ehrwürdigen Schutz genommen, wogegen jedoch nach F. Dahn gewichtige Einwendungen sich erheben lassen. „Die weitere Streitfrage über die Urgeschichte der Gothen ist, ob sie — wie ihre Wandersage berichtet — als nordische Autochthonen an die Ufer der Ostsee herübergekommen, oder ob sie, was das Richtigere, wie alle anderen Germanen aus Asien nach Europa eingewandert sind.“ „Möglicherweise“, sagt Felix Dahn, „wäre in jener Sage doch die Spur davon zu finden, daß sich das Volk bei der ersten Einwanderung, wie an den deutschen Küsten der Ostsee, auch in den skandinavischen Ländern niedergelassen. Wie dem auch sei, jedenfalls fand gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts eine Rückwanderung statt, welche das Volk von den Küsten der Ostsee allmählich an das Schwarze Meer führte, wo es zu Anfang des dritten Jahrhunderts als Gothi oder Gotti wieder auftritt.

Sitten und Religion. Im Großen und Ganzen dürfen wir annehmen, daß in den Sitten dieses begabten und bildungsfähigen Volkes sich dieselben Zustände spiegeln, wie dies seitens der anderen germanischen Stämme der Fall gewesen ist. Wiewol sie in späterer Zeit kaum weniger grausam und barbarisch auftreten, als die anderen Völker, welche mit dazu beitrugen, die alte Welt in Trümmer zu schlagen, so standen sie doch bei ihrer offenen Weise dem römischen Lug und Trug feindlich gegenüber und zeigten sich für eine höhere Kultur empfänglicher — eben infolge der milderen Sitten, die unter ihnen vorherrschten. Schon sehr zeitig sehen wir sie das Christenthum annehmen, Gesetzgebung und Wissenschaft achten und mit großer Geschicklichkeit sich in die Einrichtungen der Römer hineinfinden, ja selbst dieselben verständnißvoll benutzen, nachdem sie deren Besitzstand längs der Donau hin in Beschlag genommen hatten.

Die Gothen hingen ursprünglich der Lehre des Arius an, über welche wir das Weitere an einer anderen Stelle berichten. Lange hielten sie an dieser christlichen Glaubensrichtung fest, was freilich ihre Stellung den Römern gegenüber nicht gerade erleichterte, da die Römer sich dem athanasianischen Glaubensbekenntniß zugewendet hatten. Es ist gewiß ein Zeichen der Empfänglichkeit der Gothen für die milden Glaubenslehren des Christenthums, daß ihr Bischof Ulfilas schon um das Jahr 363 die Bibel in ihre Sprache übertrug. Dadurch erwarb er sich um Verbreitung des Christenthums bei seinem Volke, wie um dessen Gesittung, ein unvergängliches Verdienst. Ueberhaupt hat es unter den Gothen nicht an Männern gefehlt, welche sich fortwährend mit Ausbildung ihrer Muttersprache beschäftigten, und zwar nicht blos in Lied und Gesang, sondern auch nachmals in Schriftwerken.

West- und Ostgothen. Die Gothen zerfielen in zwei Gruppen. Die eine bestand aus den Therwingen oder Westgothen (Visigothen) mit dem Nachbarvolke der Taifalen. Sie hatten sich an der obern Donau, südlich und östlich von den Karpaten, bis zu dem Dnjepr (also in den Gebieten des östlichen Ungarns, in Siebenbürgen, der Walachei, Moldau und Bessarabien) niedergelassen und wurden von dem Fürstengeschlechte der Balthen (Kühnen) beherrscht, einem alten Häuptlingsgeschlechte, welches seine Mannen stets zu Sieg und Beute geführt, und dessen Ahnen nachmals göttliche Verehrung zutheil wurde.



Die Balthen (Kühnen) trinken den Königskindern Willkommen zu. Nach H. Leutemann.

Die zweite Gruppe, Greuthungen oder Ostgothen (Austrogothen), deren Wohnsitze vom Dnjestr nach dem Don und weithin nach den Steppen Südrußlands sich ausdehnten, gehorchten den Amalern (Makellosen), gleichfalls einem edlen, hochangesehenen uralten Geschlechte. Doch gab es außer diesen Stammesfürsten noch eine Menge Clanhäuptlinge oder Bezirkskönige. — Schon seit ihrem geschlossenen Auftreten zeigten die Gothen eine besondere Befähigung zur Vereinigung mit verwandten Völkern und zur Schließung von Stammesbündnissen. Sie wußten die an ihr Gebiet grenzenden germanischen und sarmatischen Völker durch Bündnisse und Verträge oder durch Gewalt an sich zu ziehen. Als sie auf dem Schauplatz der Geschichte erschienen, zogen sich die Niederlassungen der Gothen vom Schwarzen Meere bis zur Ostsee, von den Ufern der Theiß bis zum Don hin. Ihrem großen Völkerbunde gehörten die hervorragendsten germanischen Völker an, die wir später theilweise selbständig auftreten und nachmals zu Ansehen und Bedeutung gelangen sehen.

Einfälle in das Römische Reich. Der den germanischen Völkern eigene Wandertrieb und ihre Unternehmungslust veranlaßte die Gothen schon zeitig zu wiederholten Einfällen in das Römische Reich — Raubzüge, die 338 begannen und mit geringen Unterbrechungen bis in das vierte Jahrhundert dauerten. Obgleich sich den eingewanderten Söhnen des Nordens an ihren neuen Wohnsitzen ein ergiebiges Erdreich darbot, so daß es nur geringer Mühen bedurft hätte, um hinreichenden Lebensunterhalt zu gewinnen, so gaben sie sich doch lieber dem Müßiggange hin, als sich geringgeschätzter Arbeit zu unterziehen. Hauptsächlich aber war es der abenteuerlustige und kriegerische Sinn, der allen Germanen eigenthümliche Trieb, ihre Gier nach reicher Beute, was sie immer wieder ihre lüsternen Blicke nach dem bereits gut angebauten Dacien richten ließ. Der Einfall in diese Provinz zur Zeit des Kaisers Decius geschah so plötzlich und mit solcher Wucht, daß die meisten dacischen Städte erobert waren, ehe der Imperator, um die Verwüstung von Thrakien zu rächen, den verheerten Provinzen zu Hülfe kommen konnte. Aber auch nach seinem Zusammentreffen mit den Gothen richtete er wenig aus. Denn obgleich er die Eindringlinge anfänglich hart bedrängte, so brachten ihm doch dieselben nicht nur eine entscheidende Niederlage bei, sondern der Kaiser selbst fiel im Kampfe mit den streitbaren Scharen. Unter solchen Umständen war an eine weitere Vertheidigung der Donauprovinzen für den Augenblick nicht zu denken, und die Gothen konnten ungehindert bis an die Grenzen von Makedonien und Italien streifen.

Auch Gallus, dem Nachfolger des Decius, gelang es nicht, ihrem Vordringen ein Ziel zu setzen; vielmehr mußte er von ihnen den Frieden erkaufen. Unter Kaiser Valerian begannen ihre Seezüge, denen sich auch andere Völker anschlossen; die Küstenländer des Schwarzen Meeres waren es, wohin sie immer wieder ihre Raublust hinzog. Auf ihren eigenthümlich geschirmten Fahrzeugen suchten sie jedoch bald auch und mit fast noch größerer Vorliebe die lockenden Gestade Kleinasiens heim und führten von dort reiche Beute und eine Menge Gefangene fort. Gelegentlich eines dieser kühnen Seezüge (258 und 259) steckten sie den prachtvollen Tempel der Artemis zu Ephesos in Brand. Nachdem sie auf verschiedenen Zügen Trapezunt, Chalkedon, Nikomedia, Nikäa und andere blühende Städte an den Gestaden des Bosporos heimgesucht hatten, fuhren sie mit tausend Schiffen in den griechischen Archipel ein, plünderten Korinth, Athen, Argos und verwüsteten weithin alles Land. Sie wären wol auch an der Küste von Italien erschienen, wenn nicht unterdessen die Gewalthaber in Rom sich ermannt hätten. Doch lief im Jahre 269 wiederum ein großes Gothenheer, wol über 300,000 streitbare Männer stark, auf 2000 Fahrzeugen von der Mündung des Dnjestr aus, drang bis Kreta und Cypern vor und plünderte weithin alles Land, bis ihm Kaiser Claudius entgegeneilen und es bei Naisos in Obermösien zersprengen konnte.

Aber die Barbaren ließen sich hierdurch nicht abschrecken, ihre Heimsuchungen fortzusetzen. Mit Mühe gelang es dem Kaiser Aurelianus, den Frieden an den Grenzen wieder herzustellen und die Gothen zurückzutreiben. Nun suchten diese einen andern Schauplatz für ihre kriegerische Wirksamkeit, und indem sie sich nach Osten wandten und den Don überschritten, unterwarfen sie schnell alle Völker an den Nordküsten des Schwarzen Meeres, die Halbinsel Krim und das Königreich Bosporos. Im Besitz dieser großen und werthvollen Küstenlande und über deren der Seefahrt kundige Bewohner gebietend, die ihnen als Matrosen dienen mußten, nahmen nun die Gothen wieder ihre Seezüge nach den griechischen Inseln, Kleinasien, Hellas; ja sie suchten selbst Italien auf, überall nach reicher Beute suchend und solche auch findend. Ihren fortwährenden Beunruhigungen ein Ende zu machen, hielt es Kaiser Aurelianus schließlich für rathsam, ihnen freiwillig das linke Donauufer, das sogenannte Dacien, zu überlassen, nachdem sie sich zur Stellung eines Reitercorps von 2000 Mann verpflichtet hatten. — Solcher Art waren die Anfänge der gothischen Wanderungen, die nur auf kurze Frist einen Stillstand erfuhren. Sie erklären uns aber, wie sich die Grundlagen jenes mächtigen Gothenreiches zusammenschoben, das wir bei Beginn der großen Völkerwanderung vorfinden und dessen Kriegern die Geschicke Europa's anheimfallen.



Des Kaisers Valens Zusammenkunft mit Athanarich.

Beginn der großen Völkerwanderung.

(375 n. Chr.)

Zusammenstoß der Hunnen und Gothen.

Bevor wir uns nun dem Zusammenstoß der zwei gewaltigsten und gefürchtetsten Völker zur Zeit des Zerfalls des Römischen Reiches zuwenden, erscheint es rathsam, einen Blick nach den nördlichen Grenzen von Italien oder vielmehr nach den Theilen von Germanien zu richten, wo die römische Kultur zur Zeit der Völkerwanderung schon beachtenswerthe Fortschritte gemacht hatte. Bereits dienten Scharen kampf- und beutelustiger germanischer Söldner in den römischen Heeren und hatten sich die römische Kriegskunst zu eigen gemacht. Nach der Heimat zurückgekehrt, steigerten ihre Berichte das Verlangen ihrer Landsleute nach den Schätzen und Herrlichkeiten des Südens. Vom Rhein bis zur Donau ließ sich eine fortwährend im Steigen begriffene Unruhe aller streitbaren Völker wahrnehmen. Hatte auch das Weitervordringen aller der Völkerschaften, die nun nach und nach auf dem Schauplatz der Geschichte erscheinen, im Grunde längst begonnen: so ist dies doch zu keiner Zeit folgenreicher hervorgetreten, als gerade in jener Periode, da die Gothen begannen, mit nur zeitweiligen Unterbrechungen die östlichen Grenzen des Römischen Reiches zu überfluten und, wie eben erwähnt ist, nach den Eilanden der griechischen Meere und darüber hinaus ihre Verwüstungen zu tragen.

Unter den germanischen Stämmen, die in der Periode, in welche wir eingetreten, auf dem Schauplatz jahrhundertelanger Kämpfe zunächst unser Interesse erheischen, steht mit obenan ein noch heute in Süddeutschland fortblühender germanischer Stamm.

Die Alemannen. Aurelius Victor berichtet bei Erwähnung des Feldzugs des Caracalla gegen den alemannischen Kriegsbund Folgendes über diesen kriegerischen Stamm: „Die Alemannen, ein sehr zahlreiches Volk, wunderbar zu Roß fechtend, besiegte er an dem Mainfluß." — Von hier aus zog Caracalla nach der Donau, drang nach der Balkanhalbinsel vor und begegnete dort oder in den Pontosländern — die Angaben sind unbestimmt — den gothischen Völkern, die bereits unter Kaiser Alexander Severus weiter nach Süden aufgebrochen waren, just um dieselbe Zeit, als allem Vermuthen nach das Weitervordringen slavischer Stämme begonnen hatte. Auch Alexander Severus verschwendete seine beste Kraft gegen die Alemannen, und erst Maximinus gelang es, sie über den Rhein zurückzutreiben, den sie überschritten hatten. Seine Nachfolger begnügten sich, das Römische Reich gegen ihr Andringen zu sichern, indem sie die Grenzen des weiten Gebietes mit Gräben und Wällen befestigten, wovon die Schanzen bei Pföring an der Donau und der durch das Fürstenthum Hohenlohe sich hinziehende Wall, sowie die sogenannte „Teufelsmauer" auf der Nordseite des Mains und der Pfahlgraben Ueberbleibsel sind. Nach des Kaisers Probus Tode machten sie sich selber, durch die Burgunden gedrängt, innerhalb des Römerwalles, von Mainz bis zum Bodensee, seßhaft. Nachdem Julianus als Cäsar nach Gallien gesendet worden, um den Einfällen schlimmer Nachbarn ein Ende zu machen — Gallien hatte gleich der Provinz Noricum unter den Einfällen der Alemannen schwer zu leiden gehabt — stellten sie ihm 40,000 streitbare Mannen entgegen. Julian besiegte jedoch die alemannischen Heerhaufen und zwang acht ihrer Fürsten, ihn um Frieden zu bitten.

(Wir bemerken, der Zeit voraneilend, daß die Alemannen im Laufe des vierten Jahrhunderts im Westen bis an die Vogesen saßen, im Süden sich bis zu den helvetischen Alpen ausdehnten. Erst die Frankenkönige brachen die Macht dieser streitbaren Stämme. Seit ihrer Verbindung mit den Juthungen verschwindet, beiläufig gesagt, mehr und mehr der Name Alemannen und sie heißen nun Sueven oder Schwaben.)

Die Gothen gegen die Sarmaten. Die Gothen hielten ihrem Versprechen gemäß einige Jahrzehnte lang wirklich Frieden, bis die Kriegs- und Wanderlust aufs Neue in ihnen erwachte und sie sich zunächst gegen die Vandalen und die mit diesen vereinigten sarmatischen Völker wandten, blos weil die Sarmaten die Vandalen aufgenommen hatten, als diese durch die Gothen vertrieben worden waren. Die Feindseligkeiten zwischen Gothen und Sarmaten, welche Niemand erwünschter kamen, als den Römern, fielen zum Nachtheile der Letzteren aus; diese wurden so entscheidend geschlagen, daß sie ihre Wohnplätze verlassen mußten. Ein Theil begab sich unter die Botmäßigkeit der Gothen, ein anderer gesellte sich germanischen Völkerschaften bei, ein dritter flehte die Gnade des Kaisers Constantinus an, welcher 300,000 Sarmaten auf ihre Bitte in Pannonien, Thrakien, Makedonien und Italien Sitze anwies.

Während der Dauer friedlicher Zustände fanden manche Berührungen zwischen den Gothen und den Römern statt, wodurch jene zu einer höheren Stufe der Gesittung emporgehoben wurden. In dieser Zeit war es auch, daß die christliche Religion bei ihnen Wurzel zu fassen begann. Den Westgothen war schon 348, wie wir wissen, durch Ulfilas das Christenthum nach der Lehre des Arius übermittelt worden, und sie hielten daran fest bis in die Zeit ihrer Niederlassung in Spanien im sechsten Jahrhundert. Fünfzehn Jahre nachdem Ulfilas begonnen, das Christenthum zu verbreiten, beschenkte er, nachdem er aus Runen mit Benutzung der griechischen Schriftzeichen ein gothisches Alphabet gebildet hatte (363), sein Volk mit der Uebersetzung der Heiligen Schrift in die gothische Sprache; und es gehört der uns erhaltene Theil der gothischen Bibel zu den werthvollsten Schätzen des altgermanischen Schriftthums.

Die Ostgothen, welche sich später gleichfalls der Arianischen Lehre zuwendeten, hingen dieser nicht mit derselben unverbrüchlichen Treue an wie ihre Stammesbrüder, die Westgothen. Vielmehr sehen wir sie bei den Streitigkeiten zwischen den Arianern und den Strenggläubigen auch auf Seite der Letzteren stehen.

Das unruhige Volk der Gothen hielt nicht lange das Ohr für friedliche Vorstellungen offen; das gute Einvernehmen mit den Römern hatte ohnehin auch in der Zwischenzeit manche Unterbrechungen erfahren. Schon im Jahre 321 überschritten übermächtige Haufen die Donau und zwangen den Kaiser Constantinus zu größeren Anstrengungen, um ihrer Herr zu werden. Es gelang demselben in der That, die schlimmen Nachbarn zurückzuschlagen, und es sahen sich dieselben nun in ihren eigenen Sitzen bedrängt. Denn der Kaiser wollte seinen Verdruß mit an ihnen auslassen, weil sie seinem Gegner Licinius Beistand geleistet. Schließlich fand er es aber doch zweckmäßiger, Frieden mit dem streitbaren Volke zu schließen.

Das Ostgothische Reich Hermanrich's.

Etwa um 370 hatte das Gothenreich, oder richtiger die Macht des großen Völkerbündnisses, seine höchste Ausdehnung erreicht. Damals herrschte über den von ihm zu Stande gebrachten Völkerbund in ruhmreicher Weise Hermanrich aus dem Geschlechte der Amaler, ein großer Fürst, zu dessen Ehren noch lange nach seinem Tode die gothischen, freilich nun vergessenen Lieder erklangen. Vermöge seiner Energie, Klugheit und des Ansehens, das er genoß, hatte Hermanrich es verstanden, wenn auch meistentheils auf dem Wege friedlichen Einvernehmens oder durch Verträge, so doch auch durch die Kraft seines Armes, nach und nach alle Völkerschaften germanischer und sarmatischer Abkunft, welche in dem Gebiete der Pontosländer und auf der Balkanhalbinsel überhaupt ihre Wohnsitze aufgeschlagen, zu vereinigen und unter seine Oberhoheit zu bringen. Man nennt das Reich, welches Hermanrich also schuf, das Ostgothische Reich. Ihm war es während einer langen Lebenszeit gelungen, seine Macht im Donaugebiete und darüber hinaus nicht allein aufrecht zu erhalten, sondern auch zu festigen und die Anfänge eines geordneten Staatswesens zu gründen.

Die Gothenfürsten hatten überhaupt, schon um sich den Bezug der Einkünfte in den eroberten Ländern zu sichern, eifrig dahin gestrebt, die römischen Einrichtungen auszunutzen; mittels derselben gelang es ihnen, ihr Regiment den Donauländern erträglich zu machen.

Gleich jenem erkannten alle Völker, von der Theiß und Marosch im Westen bis zum Baltischen Meere im Norden, dem Don im Osten und im Süden bis zur Donau, in Hermanrich ihren Oberherrn an. Zu diesen Völkern zählten die Vandalen, Gepiden, Rugier, Alanen, die Heruler, Turzelinen und andere, zum Theil slavische Stämme, gleich den Wenden, sodann die Skyren, Aestyer, Viktofalen, Roxolanen u. s. w. Die Stammesfürsten der Westgothen huldigten zur Zeit Hermanrich's ebenfalls dem Beherrscher des großen Ostgothischen Reichs und begnügten sich mit dem Range von obersten „Richtern". Sie verzichteten damit keineswegs gänzlich auf die Freiheit ihrer Bewegungen und Beschließungen. Wenn auch Hermanrich sich angelegen sein ließ, ein gutes Einvernehmen mit den Römern zu pflegen, so verhinderte dies doch nicht den unternehmenden Athanarich, das kräftige Stammesoberhaupt der Westgothen, zu gestatten, daß sein Volk gewohntermaßen seinem Thatendrange Luft machte. Die römischen Kaiser mußten fortwährend ihre Legionen gerüstet halten, um den Uebergriffen ihrer unruhigen Nachbarn zu begegnen. So Kaiser Valens, der, ohnehin darüber aufs Aeußerste erbost, daß die Gothen seinem Gegner Procopius Vorschub geleistet, nun seinem Zorn während mehrerer Feldzüge in den Jahren 366 und 367 Luft machte. Aber auch er mußte schließlich froh sein, als es ihm 369 gelang, während einer Zusammenkunft auf der Donau durch persönliche Unterhandlungen mit Athanarich einen leidlichen Frieden mit den Westgothen zu vereinbaren.

Zum zweiten Male seit dem Markomannenbunde sehen wir germanische Völker dem Bedürfniß nach Einigung Rechnung tragen. Hermanrich's Reich, welches freilich oft genug die eiserne Hand seines Gründers fühlte, zeigte uns, was bereits damals geeinte germanische Kraft vermochte. Es ist der erste Fall, daß wir germanische Stämme ein mächtiges Reich bilden und dessen geeinte Völker bestimmend auf den Gang der Weltgeschichte mit einwirken sehen. Freilich verlor die erwähnte große föderative Einigung ihren Zusammenhalt, als der mächtige Wille und gefürchtete Arm des greisen Königs nicht mehr gebot.

Die Hunnen.

Held Hermanrich stand fast schon im hundertsten Lebensjahre, als durch das große Völkerthor zwischen Ural und dem Kaspischen Meere mit einem Male jene barbarischen Horden hervorbrachen, nach deren Erscheinen neue Wandlungen über die Welt kommen sollten. Das machtvolle Gothenreich wurde durch diesen Völkersturm von Osten bis in seine Grundfesten erschüttert und aus Rand und Band gebracht.

Die Hunnen, ein Reitervolk, welches die alte Geschichte gar nicht kennt, brachen ganz unversehens gegen Ende des vierten Jahrhunderts aus den Niederungen der Wolga hervor und spielten von da ab eine ebenso hervorragende wie berüchtigte Rolle auf dem Welttheater. Sie gehörten der ural-altaischen Rasse an und sind aller Wahrscheinlichkeit nach identisch mit den Hunjo, welche seit uralten Zeiten an der Nordgrenze von China hausten und das Reich der Mitte beunruhigten. Die Chinesen hatten schon 2000 Jahre v. Chr. unter den Einfällen der Hunjo, als diese zuerst in der chinesischen Geschichte aufgeführt werden, zu leiden. Auch im ersten Jahrhundert n. Chr. sahen sich die Chinesen vielfach von ihren schlimmen Nachbarn bedrängt; endlich ermannten sich aber im ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Herrscher der Han-Dynastie und setzten durch wirksame Maßregeln der Raublust und den Einfällen der Hunjo ein Ziel. — Durch mächtigere Völker nach Westen zu gedrängt, schlug ein großer Theil des Hunnenvolkes die Richtung nach den Steppenländern ein und ließ sich in den weiten Ebenen der Wolga nieder. Lange führten sie hier ein Hirten- und Jägerleben, bis sie im Jahre 372, durch Zuzüge verstärkt, sich in breitem Strome weiter westwärts ergossen und damit ihre weltgeschichtliche Mission begannen, freilich eine antikulturliche Strömung, an der der Völkerfluch während vieler Jahrhunderte haftet.

Sitten der Hunnen. Die Hunnen werden uns als ein wilder, abstoßend-häßlicher Menschenschlag geschildert. Sie unterschieden sich von den übrigen Völkern durch ihre untersetzte Gestalt, durch ihre Breitschulterigkeit, platten Nasen, kleinen stechenden, tief im Kopf liegenden, meist schwarzen Augen; besonders bezeichnend war ihre Bartlosigkeit. Ihre Kleidung bestand meist aus Thierfellen. Als Nomadenvolk bildeten natürlich Viehzucht, Jagd und Raub ihre Hauptbeschäftigung. Ihre Lieblingsspeise, das Pferdefleisch, pflegten sie vor dem Verspeisen erst unter dem Sattel mürbe zu reiten; doch verschmähten sie auch nicht Wurzeln und selbst den Genuß uns ekelhaft erscheinenden Gewürms. Die Männer waren unzertrennlich von ihren raschen, aber gleich den Besitzern unschönen Rossen; ihre Kampfweise war eine bis dahin ungewohnte. Nicht in geordneten Reihen hielten sie dem Feinde Stand, sondern sie umschwärmten die Schlachtordnung der Gegner und zeigten sich dabei ebenso rasch im Angriff, wie gewandt in scheinbarer Flucht. Vorzügliche Bogenschützen, wußten sie gleich gut ihre krummen Säbel sowie ihre eigenthümlichen Wurfgeschosse mit knöchernen Spitzen zu handhaben und durch ihre Geschicklichkeit im Schlingenwerfen, vom Pferde aus, den Feind niederzureißen. Wenn sie in ihren unabsehbaren Schwärmen herangestürmt kamen, so wurden selbst die tapfersten Leute von jähem Schrecken ergriffen.

Ammianus Marcellinus schreibt von ihnen: „Tag und Nacht sitzen sie zu Pferde, kaufen und verkaufen, essen und trinken, ja sie schlafen und träumen sogar an des Thieres Nacken gelehnt. Nicht einmal bei ihren Versammlungen und Berathungen steigen sie ab. (Etwas wie Verfassung kannten sie nicht.) Keine strenge Königsgewalt bindet sie; in stürmischer Eile wählen sie ihre Führer aus der Zahl ihrer Häuptlinge. Werden sie zum Kampfe gereizt, so stürzen sie sich in keilförmigen Massen und mit gräßlichem Kriegsgeschrei auf den Feind. Gewandt und behende, sprengen sie oft absichtlich aus einander und zerstreuen sich ordnungslos zum wüsten Morden."

Als die Hunnen bei ihrem Weitervordringen zuerst auf die Alanen, einen medisch-persischen Volksstamm, stießen, der lange Zeit die Nordostabhänge des Kaukasus bewohnte, wichen diese Anfangs vor dem Alles mit sich fortreißenden Wildwasser bis an den Don zurück.



Anstürmende Hunnen. Zeichnung von A. de Neuville.

Zusammenstoß mit den Alanen. Am Don machten die Alanen Halt, um dem verheerenden Einbruch einen Waffendamm entgegenzusetzen. Doch unterlagen sie im Jahre 375 der Uebermacht der Hunnen unter ihrem Führer Balamir in einer mörderischen Schlacht, deren Verlust die Alanen nicht zu überwinden vermochten. Nun stand der Ueberschreitung des Don durch die Hunnen nichts weiter im Wege. Den Alanen aber blieb nur die Wahl zwischen Flucht und Unterwerfung. Ein Theil des besiegten Volkes wählte das Erstere und suchte in den unwirthlichen kaukasischen Schluchten Sicherheit. Während es diesen zersprengten Scharen hierdurch gelang, Freiheit und Namen zu behaupten, zog der größere Theil der Alanen eine Vereinigung mit dem Hunnenvolke vor und begab sich in die Gewalt desselben.

Mit Bangen vernahm man im Gebiete der Pontosländer das Herannahen der Völkerhorden, deren Wildheit keine Grenzen kannte und welche, wankelmüthig und treulos, weder ein Heimats- und Vaterlandsgefühl, noch Achtung vor Sitte und Glauben, ja kaum den Unterschied zwischen Tugend und Laster kannten. Infolge ihrer raubthierartigen Barbarei sah sich auch das weibliche Geschlecht bei ihrem Herannahen der schwersten Unbill und Gewaltthätigkeit ausgesetzt.

Zusammenstoß mit den Gothen. Leider hatte Hermanrich, als seinem Reiche die höchste Gefahr drohete, durch seine Strenge die Rache zweier einflußreicher Häuptlinge der Roxolaner herausgefordert. Als die Hunnen nun das Donaugebiet überfluteten, lag der greise König krank danieder infolge einer Wunde, welche die Hand eines gedungenen Meuchlers ihm geschlagen. Schwach und kraftlos, verzweifelte er an der Möglichkeit, daß sein Volk selber durch machtvolles Eingreifen in die Geschicke die Folgen des Hunnensturmes werde von sich abwenden können. Und so gab sich der hundertundzehn Jahre alte Held selbst den Tod, zum größten Unheil für das Ostgothische Reich; denn mit seinem Tode schwand die Einheit und Einigkeit der Stämme dahin. — Withimer, seinem Nachfolger, fehlte es zum Unglück des ganzen Reiches an Energie, und so unterlag er dem Geschick. Er wurde in der ersten großen Schlacht besiegt und fiel im Kampfe. Ein Theil der Ostgothen unterwarf sich nun den Hunnen, ein anderer zog mit dem unmündigen Königssohn Witherich (dem Sohne Withimer's), geleitet von dessen vornehmsten Heerführern Alatheus und Saphrax, die lange in römischen Kriegsdiensten gestanden, den Ufern des Dnjepr zu. Dort standen die Westgothen, deren Stammesfürsten (erwählte Herzöge) Athanarich, Ablavius und Fritigern unter der Benennung „Richter" von der Geschichtschreibung erwähnt werden. In Erwartung des nahenden Ungewitters hatten sie ein festes Lager aufgeschlagen, und mit ihnen vereinigten sich jetzt die Ostgothen. Man würde, wenn es nur auf die Tapferkeit angekommen wäre, wol dem hunnischen Anprall gewachsen gewesen sein; aber man war es nicht gegenüber der hunnischen List. Der Feind ging während der Nacht durch eine Furt des Flusses, umzingelte das Lager der Gothen und nöthigte dieselben, nachdem sie sich mit Mühe durchgeschlagen, voller Entsetzen in der Richtung nach dem Dnjestr und der Donau zu flüchten.

Auf einen wichtigen Umstand macht Rudolph Köpke in seinen „Deutschen Forschungen" aufmerksam. Hierdurch erklärt sich der vernichtende Erfolg des hunnischen Angriffs noch besser. Der Anprall der Hunnen fand die Gothen durch politische und religiöse Gegensätze veruneinigt und gespalten. Im Osten standen Winihar und Hunimund, im Westen Fritigern und Athanarich sich feindlich gegenüber. An ein gemeinschaftliches Bekämpfen des Feindes war unter solchen Umständen nicht zu denken; einzeln nach einander wurden die Volksscharen geschlagen und die Westgothen vollends zersprengt. Ein Theil derselben rettete sich ins Gebirge zu den Sarmaten; Athanarich dagegen suchte einzelne Scharen, die sich wieder gesammelt, zu vereinigen. Dieselben schwollen bald zu mächtigen Haufen an, und nun wälzte sich das Hauptheer gegen Süden, um den Schutz eines Mächtigeren anzurufen.

Die Niederlage der Gothen und die Zerrüttung ihrer staatlichen Gemeinsamkeit gab Anstoß zu furchtbaren Erschütterungen, von welchen zunächst die Balkanhalbinsel heimgesucht wurde.

Die Gothen vor Valens. In ihrer Noth schickten die Westgothen eine Gesandtschaft an den oströmischen Kaiser Valens ab, um ihm ihre Lage zu schildern. Die Abgesandten erreichten den Imperator in Antiochien. Mit ausgestreckten Armen flehten sie um seinen Beistand. Der Kaiser, ein eifriger Anhänger der arianischen Lehre, hegte einige Sympathie für die germanischen Glaubensgenossen. Wenn er das zahlreiche gothische Volk, dessen Tapferkeit ihm bekannt geworden, für sich gewann, durfte er hoffen, an demselben kräftige Hüter der Grenzen des Reichs zu gewinnen. Er willfahrte daher der Bitte der Sendboten, gestattete den Gothen, die Donau zu überschreiten und sich in den öden Strecken Thrakiens niederzulassen. Die Habsucht und Treulosigkeiten der kaiserlichen Beamten vereitelten jedoch die weisen Absichten des Herrschers.

Während die Gesandtschaft bei Valens sich befand, war die Hauptmasse der Gothen unter ihren Heerführern Fritigern und Ablavius bereits an der Donau angelangt. Athanarich stand noch mit einer kleineren Heeresmacht in den waldreichen Niederungen zwischen Pruth und Donau, in der Absicht, solche als Schutzwehr zu benutzen und sie gegen den hunnischen Andrang zu vertheidigen.

Jenseit der Donau hielt nun Angesichts der römischen Grenze das gothische Hauptheer, von Hunger gefoltert und verzweifelt nach dem Rettung verheißenden Hafen blickend. Die Nachricht traf ein, daß der Kaiser ihr Gesuch gewährt habe und daß ihnen gestattet sei, die Donau zu überschreiten, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie die Waffen niederlegen und daß die Kinder vornehmer Familien zur Erziehung und zugleich auch als Geiseln in die Hände der Römer geliefert werden sollten. Der letztere Theil der Bedingungen wurde erfüllt, aber der erstere widerstrebte dem germanischen Geiste. Die Gothen waren jedoch so klug, diese Forderung nicht zurückzuweisen, aber sie wußten sie durch Bestechung der römischen Beamten zu umgehen. So betraten denn infolge der getroffenen Uebereinkunft nahezu eine Million Germanen, unter welchen über 200,000 waffenfähige und bewaffnete Männer sich befanden, den Boden des Römischen Reiches.

Die Habsucht und Verderbtheit der römischen Beamten ließ den gemachten ersten Fehler noch durch weitere, schwerere verschlimmern. Der Kaiser hatte angeordnet, daß den Gothen unentgeltlich Nahrungsmittel zu liefern seien. Statt dessen verkauften seine Beamten dieselben zu Wucherpreisen. Wenn es auch schwer glaublich ist, so wird doch erzählt, daß sich die Römer für ein Stück Brot, für ein Stück Fleisch, ja für einen todten Hund einen Menschen hätten geben lassen, der in die Sklaverei wandern mußte. Die schönen, hochgewachsenen gothischen Frauen und Mädchen, die herrlichen Knaben dienten den Wüstlingen zur Befriedigung ihrer Lüste. Da schwand unter den hungernden germanischen Völkern die bisherige Langmuth. Eines war ihnen noch geblieben, ihr gutes Schwert; es bedurfte nur des Wortes der Führer und die germanische Kraft konnte sich an den römischen Schwächlingen erproben. Den Anlaß zum Ausbruch der Empörung gab der römische Feldherr Lupicinus. Er hatte die Gefahr erkannt, und um sie im Keime zu ersticken, hatte er die Führer der Westgothen zu einem Mahle nach seiner Residenz Marcianopolis, der Hauptstadt Niedermösiens, eingeladen, in der Absicht, die Fürsten der Westgothen beim Mahle niedermetzeln zu lassen. Unterdessen brach zwischen Römern und hungernden Westgothen auf dem Markte ein Streit aus, der den Tod eines Römers zur Folge hatte. Fritigern, der bereits die Gefahr erkannt hatte, die ihm und den Seinigen drohte, verließ die Speisehalle unter dem Vorwand, dem Aufruhr entgegenzutreten. Unter den Seinigen angekommen, ließ er den Ruf des Heerhorns erschallen und die Kriegsfahne entfalten.

Eine einzige Feldschlacht bei Marcianopolis (377) genügte dem wackern Fritigern, die Kraft des Lupicinus, welcher schmählich floh, zu brechen und sich in den fruchtbaren Donauländern festzusetzen. Seine Macht wurde noch vergrößert durch ein mit den Ostgothen, die sich wieder ermannt hatten, abgeschlossenes Bündniß sowie durch das Herbeiströmen aller derjenigen Landsleute, welche bisher noch in römischen Diensten gestanden hatten.



Ueberfall flüchtiger Römer durch Germanen.

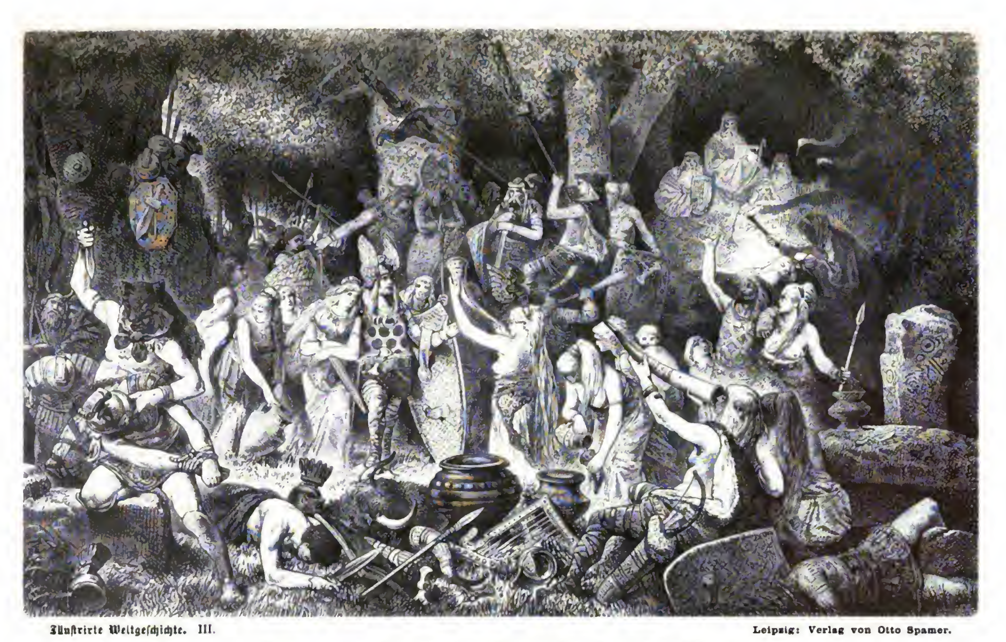
Römische Treulosigkeit. Die ohnehin schon aufs Höchste gestiegene Erbitterung der Gothen gegen die Römer aber wurde noch dadurch vermehrt, daß die früher ausgelieferten Kinder, welche jetzt größtentheils Gelegenheit gefunden hatten, zu ihren Eltern zurückzukehren, eine abschreckende Schilderung von der ihnen widerfahrenen tyrannischen Behandlung entwarfen. Vernichtung der Römer war jetzt der einzige Gedanke der Gothen; allein das gegen sie anrückende feindliche Heer war so zahlreich und gut geführt, daß sie es nicht überwältigen konnten. Eine an den Ufern der Donaumündungen entbrannte blutige Schlacht („am Weidenfeld“, ad Salices), in welcher man selbst gothische Frauen kämpfen sah, blieb unentschieden.

Doch nicht allein das Oströmische, auch das Weströmische Reich schwebte zu der Zeit, als der Gothensturm über die Fluren der Donauländer sich wälzte, am Rande des Abgrundes. Als der jugendliche weströmische Kaiser Gratian sich anschickte, seinem Oheim Valens zu Hülfe zu eilen und zu solchem Zwecke seine kriegsgewohnten Legionen in Gallien sammelte, überschritten die alemannischen Völker, die sich schon lange zu einem großen „Alemannenbunde“ vereinigt hatten, den Rhein und bedrohten von dieser Seite das Römische Reich. Gratian schlug jedoch ihre Scharen bei Argentaria (zwischen Kolmar und Horburg) und verfolgte dieselben bis in die Thäler des Schwarzwaldes. Nachdem er sie gezwungen Frieden zu schließen, konnte Gratian dem Kaiser Valens Beistand leisten; allein dieser hatte inzwischen sein Verderben selbst herbeigeführt.

Von dem Rachegeschrei seiner Hauptstadt aufgereizt, hatte er sich, ohne die Ankunft seines siegreichen Neffen abzuwarten, an die Spitze eines Heeres gestellt und war den Gothen entgegengerückt. In der Nähe von Hadrianopolis kam es (378) zu einer Schlacht, die man als ein Seitenstück zu der von Cannä anführen kann; denn niemals seit jenem unglücklichen Tage hatten die Römer eine solche Niederlage erlitten, wie ihnen hier von den Gothen bereitet worden ist. Zwei Drittheile der römischen Streitmacht deckten die Wahlstatt; Kaiser Valens selbst fand während der Schlacht seinen Tod. In der Dunkelheit der Nacht gelang es mit Mühe zweien der kaiserlichen Heerführer, Victor und Richomer — Letzterer germanischen Ursprungs — einen Theil der zersprengten Scharen zu sammeln und die Heeresreste in Sicherheit zu bringen.

Zum Glück für die Römer benutzten die Gothen ihren Sieg eben so wenig, wie es Hannibal verstanden, und so blieben die Früchte des erstrittenen Erfolges auf ein nur geringes Maß beschränkt; denn die Gothen, damals noch gänzlich unerfahren in der Kunst, feste Plätze zu belagern, konnten nicht einmal Hadrianopolis erobern, wo sich die kaiserliche Kriegskasse und Schatzkammer befand. Sie begnügten sich damit, das offene Land weit und breit, selbst bis Italien hin, in entsetzlicher Weise zu verheeren.

Die herrlichen Fluren der Balkanhalbinsel, seit Jahrhunderten durch ihre Fruchtbarkeit berühmt, boten nur noch ein Bild grauenhafter Verwüstung. Es war, wie der Kirchenvater Hieronymus schreibt, „nichts übrig geblieben als Himmel und Erde; die Städte waren zerstört, das Menschengeschlecht schien ausgerottet zu sein, auf dem öden Boden wuchsen Sträucher und Dornengebüsch.“ In dieser Zeit des Elends und des Jammers taucht aus dem Dunkel eine machtvolle Gestalt empor; es tritt noch einmal ein Mann auf die Bühne, dessen kraftvoller Arm das Oströmische Reich, wenn auch nur auf kurze Zeit, wieder aufrichtete: der tapfere Heerführer Theodosius, welcher später als ruhmreicher Kaiser seine ohnmächtigen Vorgänger durch Herrschergröße sehr weit überragte und daher als Theodosius der Große auf den Tafeln der Geschichte unsterblich wurde.



Illustrirte Weltgeschichte. III. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Siegesfest der Germanen. Zeichnung von Hermann Vogel.



Blick auf das Kapitol und das Forum zu Rom.

Theodosius der Große.

(379 bis 395.)

In dem an der Save gelegenen Sirmium in Niederpannonien erfuhr Gratian, als er dem oströmischen Heere Hülfe bringen wollte, Niederlage und Tod seines Oheims. Die Nothlage würdigend, ernannte er den tapfern dreiunddreißigjährigen Theodosius, einen Heerführer, der in Britannien und Afrika den römischen Namen aufs Neue zu Ehren gebracht hatte, zum Oberfeldherrn und bald darauf zum Augustus des Morgenlandes. Seine Wahl war eine vorzügliche; denn Theodosius war nicht nur bedeutend als Feldherr, sondern er war — was noch höher geschätzt werden mußte — ein hochgebildeter, hochsinnigen Anwandlungen zugänglicher Regent. Das Volk glaubte, wenn es die majestätische Erscheinung des Herrschers bewunderte, die ruhmreichen Zeiten eines Trajan und Hadrian seien wiedergekommen. Die Regierung dieses Kaisers war in der That die letzte Glanzperiode des alternden Römischen Reiches. Theodosius, dem die Geschichte den Beinamen „der Große" beigelegt hat, verstand es nicht allein, dem Reiche den Frieden wiederzugeben, sondern auch dem sinkenden Staatswesen neues Leben einzuflößen.

Zunächst richtete er sein Streben dahin, mit den Gothen ein friedliches Abkommen zu treffen. Die Umstände begünstigten ihn hierbei. Kurz nach seiner Thronbesteigung starb

der tapfere Fritigern; wegen der Nachfolge brachen nun unter den Gothen Streit und Uneinigkeiten aus, und Theodosius wußte die Zwischenfälle so gut zu benutzen, daß er bald die einflußreichsten Gothenhäupter auf seiner Seite hatte.

Selbst als die Westgothen, der inneren Zwiste müde, den Athanarich aus seiner Zufluchtsstätte, die er im Kaukasus vor den Anfeindungen seiner Gegner gefunden, wieder in den Rath des Volkes zurückriefen, wußte Theodosius mit dem alten Helden so geschickte Unterhandlungen zu pflegen, daß derselbe mit seinen Westgothen offen auf Seite der Römer trat, was denn zur Folge hatte, daß auch die Ostgothen (382) mit dem Kaiser eine Friedens-Uebereinkunft abschlossen. Die Ostgothen blieben auf dem linken, die Westgothen bevölkerten die wüsten Landschaften auf dem rechten Ufer der Donau. An 40,000 tapfere Krieger waren hierdurch zu Bundesgenossen und für den Heerdienst des Reiches gewonnen worden. Gleich Valens hoffte Theodosius, diese tapferen Männer für römische Kultur und Sitte empfänglich machen zu können. Die Folgezeit lehrte allerdings, daß diese Hoffnung eine trügerische war.

Römische Kultur und Regierungskunst hatten sich ausgelebt; eine neue Welt war im Entstehen begriffen mit neuen Lebenselementen, anderen Gesellschaftsformen und neuen Anschauungen, zu deren Schöpfung die Gothen nur ihr Theil beizutragen vermochten. — Sie dienten zunächst zur Stärkung des germanischen Elements im Römischen Reiche. Theodosius glaubte den Augenblick glücklich benutzt zu haben, um die Gothen wieder in einige Abhängigkeit vom Reiche zu versetzen und durch sie die Lücken des Heeres ausgiebig ergänzen zu können. Auch verblieb nach dem Tode Athanarich's ein großer Theil der Gothen in römischen Diensten und wurde vorzugsweise zur Vertheidigung der Donaugrenze verwendet.

Die Gothen treten in die Gemeinsamkeit des Römischen Reiches ein. Immer wieder wußte Theodosius neue Stämme mit ihren Fürsten heranzuziehen. Endlich erfolgte Anfangs Oktober 382 ein hochpolitischer Akt, durch welchen die Masse des Volkes vorerst zur Ruhe gebracht wurde. Die Fasten des Idatius schreiben „universa gens Gothorum cum rege suo in Romaniam se tradiderunt“: nachdem sich das gesammte gothische Volk mit seinem Könige in das „Römische Reich“ — dieses ist unter Romania zu verstehen (ein Name, der auch auf die heutigen Rumänen oder Romänen übergegangen ist) — begeben hatte, wurde das alte Föderativverhältniß wieder hergestellt. In Thrakien, Phrygien und Bithynien werden Gothen als Kolonisten angesiedelt und erweisen sich, wie ihnen Themistius nachrühmt, jetzt als eben so gute Ackerbauer wie vorher als tapfere Krieger. Aber es erfolgt bald auch jene Ueberflutung aller Berufs- und Beschäftigungszweige des römischen Lebens durch das fremde Volk: Gothen in ihren Pelzen marschiren an der Spitze der Heere; Gothen in der Toga fungiren als Konsuln; Gothen befinden sich als Diener in einer Menge Familien in Thätigkeit, in der Küche, im Keller, überall.

Wirren im Weströmischen Reich. Während im Osten ein kluger, kraftvoller Herrscher auf Mittel sann, den Zerfall des Staates aufzuhalten, hatte im Weströmischen Reich der Zersetzungsprozeß, der von innen und außen um sich griff, nur zu bedenkliche Fortschritte gemacht. Das persönliche Ansehen der Kaiser war schon längst dahin; von den Launen der Legionen hing die Verkündigung, das Aufkommen und die Abdankung der Imperatoren ab.

Kaiser Gratian, obwol hochbegabt und kenntnißreich, mißfiel in seinen Maßnahmen den Prätorianern. Sie würden ihm es nachgesehen haben, wenn er seinen Namen durch Willkür, Grausamkeit und Lasterhaftigkeit befleckt hätte; aber an ehrbare Neigungen waren die verweichlichten Römer längst nicht mehr gewöhnt. Mäßig, weder den Tafelfreuden noch der Wollust ergeben, würde Gratian in einer kräftigeren, energievolleren Zeit sich wol die Achtung seines Volkes erworben haben; in der Zeit des entarteten Roms aber erregte er eher Mißbehagen, zumal seine einzige, freilich etwas übertriebene Leidenschaft, die zur Jagd, sehr oft gerechten Anstoß erregte. Die im Pfeilschießen besonders gewandten Alanen, die ihn als Leibwache umgaben, erregten zugleich den Neid der römischen Legionen. Wegen jener unseligen Jagdleidenschaft unterschätzte man alle trefflichen Eigenschaften des

Imperators, seine Geistesbildung und die Reinheit seiner Sitten. Die Legionen waren jederzeit bereit, sich gegen ihn gebrauchen zu lassen. Bald sollte sich dazu Veranlassung zeigen.

Kirche und Staat. So segensreich im Großen und Ganzen Theodosius' Regiment sich erwies, so entwickelten sich doch unter ihm in unheilvoller Weise die Keime jener Gemeinschaft zwischen Kirche und Staat, welche Jahrhunderte lang wie ein Alpdruck das politische und Geistesleben der Völker schädigte. Seine Regierungsperiode, auf welche zum Theil die Ansprüche des Klerus zurückgreifen und woraus in späterer Zeit den Staaten so manche Gefahren und Bedrängnisse erwuchsen, verdient daher eine eingehendere Berücksichtigung.

Theodosius — so sympathisch er auch dem Volke erschien — war doch eine kalte, berechnende Natur; als Staatsmann verschmähte er keines der Mittel, die ihn zu seinem Ziele — der Alleinherrschaft über das Römische Reich führten. Eines dieser Mittel, ja sogar den Haupthebel, bot ihm das Christenthum, und zwar das rechtgläubige Christenthum des Athanasius und seiner Anhänger, welches, wie wir wissen, die Gottheit Jesu Christi zur Grundlage hatte. Dafür, daß er das diesem entgegengesetzte arianische Bekenntniß mit allen Mitteln verfolgte, sollte ihm die Kirche einen Gegendienst leisten, ihm zur unumschränkten Macht verhelfen. Nachdem er sich aber in den Dienst der Kirche begeben, beanspruchte diese von nun an eine Art Oberherrlichkeit dem Oberhaupte des Reichs gegenüber. Mit einem wahren Fanatismus trat Theodosius bald für die strenggläubige Richtung ein. Nicht nur wurden die heidnischen Tempel geschlossen und jede Art des heidnischen Kultus verboten, auch der Rückfall in das Heidenthum wurde verfolgt und strenge bestraft. Die Apostaten gingen des Rechts zu testiren und zu vererben verlustig — ihr Vermögen fiel, wenn die Kinder nicht Christen wurden, dem Fiskus anheim. Nicht genug damit, schritt man späterhin zur Zerstörung der Tempel. Die Götterbilder schmolz man ein, und das Gold und Silber, aus welchem sie geformt waren, wanderten in die kaiserliche Kasse. Unter Theodosius vernichtete christlicher Fanatismus eines der größten Wunderwerke der Welt, den Serapistempel zu Alexandrien. In jene Zeit fällt auch wol die Zerstörung der Alexandrinischen Bibliothek, welche man später tendenziöser Weise dem Kalifen Omar zur Last legte. Eine Stütze in seinen Bestrebungen fand der glaubenseifrige Imperator besonders an dem Bischof Ambrosius von Mailand, dessen weitgehenden Einflusses wir schon an einer anderen Stelle gedachten. Derselbe trug dazu bei, daß Theodosius zur Alleinherrschaft über das Reich gelangte.



Theodosius der Große.

Maximus. In Britannien gebot um diese Zeit Maximus, ein Nebenbuhler des Theodosius, der auch (383) von den Legionen zum Imperator ausgerufen ward. Er setzte hierauf nach Gallien über, wo sich die Legionen gleichfalls für ihn aussprachen. Der weströmische Augustus Gratian, der sich damals gerade zu Paris befand, sah sich genöthigt zu flüchten, in der Absicht bei seinem Bruder Valentinian in Oberitalien Hülfe zu suchen. Bei Lyon erreichten ihn jedoch die Anhänger des Gegenkaisers und hieben ihn nieder.

Theodosius, der sich nicht stark genug fühlte, um sich Maximus entgegenzustellen, mußte die geschehenen Thatsachen anerkennen. Er stimmte einem Abkommen bei, durch

welches die Herrschaft des Maximus über die Länder jenseit der Alpen anerkannt, dagegen Valentinian der Besitz von Italien, Afrika und dem westlichen Illyrien zugesichert wurde. Auch die Gesetze und Verordnungen Gratian's sollten keine Aenderungen erfahren. Diese Bestimmung bezog sich auf dessen religiöse Verordnungen. Gratian hatte nämlich zahlreiche Verfügungen gegen den alten Kultus erlassen, die Theodosius aufrecht erhalten wissen wollte. Theodosius hatte erst vor Kurzem die Taufe auf das Bekenntniß der Dreieinigkeit empfangen und wollte nun zur Ausrottung der Arianer Gratian's Verordnungen benutzen.

Zur Zeit als Maximus seine Herrschaft in Gallien befestigt hatte, regierte in Italien die Kaiserin Justina für ihren unmündigen Sohn Valentinian II. Sie war eine eifrige Anhängerin der freieren religiösen Richtung des Arianismus, der ja vor noch nicht langer Zeit als Hofreligion galt. War nun auch unterdessen am Hofe des Theodosius die heilige Dreieinigkeit zu höheren Ehren gelangt, so hielt Justina doch an dem Bekenntniß des Arius fest, und es konnte daher nicht fehlen, daß sie mit Ambrosius in Hader gerieth. Der später heilig gesprochene Bischof, der selbst der Mutter Gottes einst ein „mulier taceat in ecclesia“ (das Weib hat in der Kirche nichts drein zu reden) zugerufen haben soll, bezeugte der Kaiserin nur äußerst geringe Ehrerbietung. Ja er verweigerte ihr hartnäckig eine Kirche zur Abhaltung des arianischen Gottesdienstes. Das Volk stand in diesem Streite auf seiner Seite, und es trat nun ein recht ärgerliches Zerwürfniß zwischen der Kaiserin und dem Bischof sammt dessen Anhang ein. Diese Streitigkeiten, welche die Sicherheit Italiens gefährdeten, erregten die Aufmerksamkeit des Usurpators Maximus.

Nachdem derselbe ohne besondere Mühe die Herrschaft über Gallien an sich gerissen, gab er sich denselben Hoffnungen bezüglich Italiens hin. Er sammelte ein großes Heer und zog, zum Schutze der rechtgläubigen Kirche, wie er vorgab, nach Italien. Unbehelligt gelangte er nach Mailand. Ambrosius handelte wie ein kluger Priester: er lehnte jede Gemeinschaft mit Maximus ab, empfahl aber dem frommen Volk Ergebung unter den Willen Gottes. Der Wille Gottes war ja so ganz eins mit dem seinigen. Hierdurch deckte er sich für den Fall, daß das Unternehmen des Maximus fehlschlug, den Rücken. Letzteres erfolgte. Die Prinzessin Galla, die Schwester des Valentinianus, eilte zu Theodosius nach Thessalonich und ging den Kaiser des Ostreichs um Hülfe an. Die Bitten der schönen Prinzessin (Theodosius' nachheriger zweiten Gemahlin) stimmten wol mit anderen weitausschauenden Plänen des Imperators — er zog mit einem Heere nach Italien und schlug den Usurpator.

In Aquileja, wohin er sich flüchtetete, erreichte Maximus das Schicksal des von ihm verfolgten Gratian. Bald nachher (381) starb auch die Kaiserin Justina; ihr folgte Valentinian II. nicht lange nachher. Ein mächtiger fränkischer Heerführer, Arbogast, den Gratian zum Oberfeldherrn des gallischen Heeres ernannt, hatte sich nämlich großen Einfluß unter den Soldaten verschafft, und strebte nach der Herrschaft. Valentinian entsetzte ihn seines Amtes — wenige Tage darauf fand man den jungen Kaiser todt in seinem Bette (5. Mai 392).

Arbogast griff nun offen nach der Gewalt. Um jedoch bei den Römern, die schwerlich einem Barbaren Gehorsam geleistet haben würden, keinen Anstoß zu erregen, ernannte er den römischen Rhetor Eugenius zum Imperator und regierte in dessen Namen.

Unterdessen hatte sich Theodosius mit Galla vermählt. Als der neue Imperator an ihn eine Gesandtschaft schickte und ihn um Anerkennung anging, entließ er diese zwar mit reichlichen Geschenken, aber ohne die gewünschte Zusage. Bald darauf zog er aus, um den Mord seines Schwagers zu rächen. Bei Aquileja kam es zur Schlacht. Arbogast bewährte sich wol als Heerführer, doch die Treue seiner Truppen hielt nicht Stand, und am zweiten Tage der Schlacht traten die einflußreichsten Heerführer auf Seite des Theodosius. Eugenius, der Schein-Imperator, wurde umgebracht, Arbogast flüchtete in die Gebirge und stürzte sich nach einigen Tagen in sein Schwert. Siegreich zog Theodosius in Mailand ein.

So ward Theodosius Alleinherrscher des Römischen Reichs. Ambrosius, der mit den Usurpatoren keine Gemeinschaft unterhalten hatte, begrüßte den Kaiser freudig in der Hauptstadt und verkündete, „daß die Hand Gottes sichtbar mit Theodosius gewesen sei.“

Der Einfluß des Bischofs von Mailand wurde nun bei dem Kaiser ein überwiegender; man kann es dem Bischofe zum Ruhme nachsagen, daß er bei Theodosius sanfteren Regungen und den Geboten der Menschlichkeit Eingang verschaffte. Ein Vorgang lieferte hierfür den Beweis. In Thessalonich, wo infolge eines Aufstandes einige Beamte und Befehlshaber ermordet worden waren, hatte der Kaiser zur Sühne 7000 Einwohner hinschlachten lassen. Ambrosius schloß Theodosius wegen dieser Unthat von der kirchlichen Gemeinschaft und dem Abendmahle aus und ließ ihn nicht eher wieder zu, als bis der Kaiser, aller Zeichen seiner Hoheit entkleidet, inmitten der Kirche reuig um Verzeihung seiner Sünden gebeten. Seit jenem Tage der Ueberhebung, die sich Ambrosius dem Imperator gegenüber (s. II, S. 491) erlauben durfte, stand Theodosius unter dem vorwiegenden Einflusse des Mailänder Kirchenoberhauptes.

Es war der erste Fall, daß einem Herrscher die Demüthigung einer Kirchenbuße auferlegt wurde, und damit war die staatliche Gewalt von nun an der kirchlichen untergeordnet. — Theodosius meinte durch seinen Eifer für die rechtgläubige Kirche manche Missethat wieder gutmachen zu können, zu welcher ihn ehedem Jähzorn und Ehrgeiz verleitet hatten. Was noch von heidnischen Altären verschont geblieben war, fiel allerwärts; zahlreiche Beamte wurden durch den persönlichen Einfluß des Kaisers zur Annahme des Christenthums veranlaßt. Als Theodosius 385 starb, hatte sich das Heidenthum bereits in die Schlupfwinkel zurückgezogen.

Theodosius war zweifellos einer der größten Herrscher während der finsteren Periode der Völkerwanderung. Seine Bedeutung beruhte weit mehr in dem überwältigenden Einflusse seines Geistes, als auf der Macht seiner Kriegsheere. Lediglich seine staatsmännische Klugheit brachte die Wiederherstellung des Römerreichs zu Stande. Hoheit und Seelengröße sind ihm trotz seiner berechnenden Politik nicht abzusprechen, und eben diese Eigenschaften waren es, welche ihn vermochten, sich zu jener Kirchenbuße zu verstehen, deren wir oben Erwähnung thaten. Nicht unverdient war daher das Lob, welches ihm Ambrosius in der Leichenrede spendete: „Ja, ich habe den Mann geliebt“, sprach Ambrosius salbungsvoll, „der barmherzig, demüthig in der Gewalt, reinen und zerschlagenen Herzens war. Ich habe den Mann geliebt, der mehr auf Gründe, als auf Schmeichelei hörte; der, das Kaisergewand ablegend, in der Kirche öffentlich die Sünde beweinte, wozu die Hinterlist Anderer ihn verleitet hatte. Wovon falsche Scham den Privaten zurückgehalten haben würde, davor schämte sich der Kaiser nicht — wie er denn später seine Fehltritte zu bereuen nie aufhörte. Schloß er sich doch, des bei einem glänzenden Siege im Bürgerkriege vergossenen Blutes halber, freiwillig vom Genuß des heiligen Mahles aus, bis er bei der Ankunft seines sehnlich erwarteten Sohnes die Gnade des Herrn in sich spürte. Ich habe den Mann geliebt, der auf dem Todtenbette nach mir verlangte, der im letzten Lebenshauch mehr um die Kirche, als um die Gefahren der Seinigen besorgt war.“

Es stand allem Anscheine nach bei Theodosius' Tode der alte Reichskörper noch groß und gewaltig aufgerichtet da. Wol hatten die Völkerfluten seine Grundfesten berührt, aber noch nicht völlig unterwühlt. Die Umwandlung, welche dem Weltreich der Römer bevorstand, vollzog sich unter den mattherzigen Nachfolgern des Alles überschauenden Imperators rascher, als derselbe gedacht haben mag, bevor er die Augen schloß.

Rufinus und Stilicho. Theodosius war sich zwar bewußt, daß keiner seiner Söhne, weder der achtzehnjährige Arcadius, noch der elfjährige Honorius, im Stande sei, dereinst seine Stelle auszufüllen; er glaubte indessen das Beste angeordnet zu haben, als er dem Ersteren das Morgenland zuertheilte, dem Letzteren das Abendland, und Beiden Stützen an die Hand gab, von denen sich annehmen ließ, daß sie dem Amte des Herrschens gewachsen seien.

Die beiden Vertrauten hatten sich, was Eifer und Tauglichkeit betrifft, in verschiedenen Verhältnissen erprobt. Der gewandte Rufinus, der kaiserliche Kanzler, ein Gallier, sollte dem älteren Sohne zur Seite stehen, Stilicho, wahrscheinlich ein Vandale von Abkunft, dem jüngeren. Jener, wiewol er nur als Schreiber seine Laufbahn begonnen, hatte sich rasch emporgeschwungen; seine Geschäftskenntniß, seine Vertrautheit mit allen Zweigen der Verwaltung ließen ihn berechtigt erscheinen, als rechte Hand des Kaisers zu gelten. Er war jedoch im Grunde ein Mann ganz ohne Gewissen, trotz des Scheines von redlichem Willen; ohne Treu und Glauben wußte er nur zu gut seine Schlechtigkeit unter der Maske unermüdlichen Diensteifers zu verbergen. Anders Stilicho. Rauh und energisch in seinem Auftreten, überragt er als Feldherr alle seine Zeitgenossen, wie sehr er auch als Staatsmann seinem Nebenbuhler nachzustellen ist. Und wenn er auch nicht immer in der Wahl der Mittel gerade wählerisch zu Wege ging, so hegte er doch noch mehr Scheu vor Verrath als Andere. Bis ans Ende seiner Tage blieb er seinem kaiserlichen Mündel treu.



Gefangene Gothen und Barbaren. (Relief von der ehemaligen Theodosiussäule in Byzanz.)

Arcadius und Honorius. Als Theodosius verschied, stand der Reichsschatz und das ganze Heer unter Stilicho's Obhut. Nachdem dieser die Neigung der schönen Serena, einer Nichte des Kaisers, und durch die Gunst des Monarchen auch ihre Hand gewonnen, glaubte er, seiner Vorzüge sich bewußt, auch Anspruch auf die Regentschaft in beiden Reichen zu haben. Da ihm hierbei der verhaßte Rufinus entgegenstand, welcher in schamlosester Weise während seiner kurzen Regentschaft sein habsüchtiges, despotisches Wesen enthüllt, die Aemter an die Meistbietenden vergeben und den Grimm seiner Untergebenen aufs Aeußerste erregt hatte: so nahm er keinen Anstand, diesen aus dem Wege zu räumen. Das Volk jubelte, als der Kanzler gelegentlich einer Heerschau vor den Thoren Konstantinopels niedergestoßen ward. Aber Stilicho erreichte durch diese Bluthat seinen Zweck doch nicht, denn zum Vormund des unmündigen Kaisersohns ward Eutropius, ein gewandter Höfling, berufen. Derselbe umschmeichelte und lenkte seinen Gebieter, einen jungen Despoten von orientalischer Schlaffheit, welcher zu Konstantinopel Zeit und Geld auf kindische Weise verpraßte.

Mit sicherer Hand führte Stilicho unterdessen das Regiment für seinen Mündel, den gleichfalls zur Regierung untauglichen Honorius, auf welchen er noch größeren Einfluß zu üben im Stande war, seit er ihm seine Tochter zur Gemahlin gegeben. Nun konnte er mit besserem Erfolge seine ehrgeizigen Pläne im Osten weiter betreiben.



Die germanischen Sieger vor den Thoren der Hauptstadt. Nach Hermann Vogel.

Alarich, der Balte.

(376 bis 410.)

Die Gothen, welche sich bisher durch die kluge Vermittlungsgabe des Theodosius von weiterem Vordringen hatten abhalten lassen, erhoben sich nun nach dem Tode des angesehenen Herrschers von Neuem, und zwar mit Uebermacht. Sie drangen in wohlgeordnetem Heereszuge durch Mösien, Thrakien, an Konstantinopel vorüber, nach den makedonischen Fluren und thessalischen Fruchtfeldern vor. Es waren nur einzelne kaiserliche Heerhaufen vorhanden, welche sich dem Feinde entgegenstellen konnten, und diese flohen schon beim rauhen Klange der gothischen Schlachthörner. Unaufhaltsam ergoß sich der Strom durch Hellas, wo sich das glänzende Athen durch ein Lösegeld von der Plünderung loskaufte. Die attischen Landschaften und eine Reihe peloponnesischer Städte waren nicht so glücklich wie Athen und wurden auf das Entsetzlichste mitgenommen. Ueberall wehten die Siegeszeichen der Barbaren, in Attika wie im Peloponnes. Ganz Hellas erzitterte; die Reste der hellenischen Kultur schienen der völligen Vernichtung preisgegeben zu sein.

Der wunderbare Mann, der in so jähem Andrang Alles vor sich niederwarf, war der Westgothenkönig Alarich, der „Balte“. Inmitten des widrigen Schauspiels, welches uns das in Verfall gekommene Römerreich im Morgen- und Abendlande bietet, gewährt es Befriedigung, eine Mannesgestalt emportauchen zu sehen, die so recht die beginnende neue germanische Zeit verkündet, einen heeresgewaltigen, großen Geist, dessen Entschlossenheit und Name den Römern bald noch schrecklicher als der Hannibal's in den Ohren tönen sollte. Dieser Germanenheld war es, welcher das Römische Reich nun aus Rand und Band brachte.

Den Beinamen Balta, der Kühne, erhielt Alarich von seinen Genossen; er verdankte ihn vor Allem seinen glänzenden Eigenschaften. Doch soll er, nach Köpke, in der That aus doppelter Veranlassung den Namen eines Balten geführt haben, indem sein Ursprung von dem Königsgeschlechte der Balten hergeleitet ward. Oder sollte er etwa deshalb von den Balten abstammen, weil er diese Eigenschaften besaß? Es ist übrigens glaubhaft, daß er, um sich zu einer politischen Rolle zu erheben, seine Stellung benutzte und es sich angelegen sein ließ, den ruhmvollen Beinamen und mit ihm den wunderbaren Ursprung der glorreichen Balten sich anzueignen. Indem der Neubegründer des Gothischen Reichs sich mit dem Glanze göttlich verehrter Ahnen umgab, belebte er sicherlich dadurch von Neuem die uralten Ueberlieferungen seines Volkes. Waren auch die Heidengötter gefallen, so war doch die Erinnerung an die alte Heldenzeit lebendig im Volksherzen geblieben. Alarich begründete nicht sowol eine neue Gewalt, er stellte eine alte wieder her. Sein baltisches Könighum ist ein Gegenbild von Hermanrich's Herrscherthum, dem ruhmreichen Fürstengeschlechte der Amaler. Hier wie dort werden politische Erschütterungen von unternehmenden Fürsten benutzt, um mit Hülfe des uralten Volksglaubens neue Königsgewalten oder -Geschlechter hervorzurufen. In der Neuzeit bietet uns die Erneuerung der deutschen Kaiserwürde durch das Haus Hohenzollern ein ähnliches Beispiel.

Eutropius, der noch immer am Steuerruder des orientalischen Reiches saß, war einem solchen Sturme, wie er jetzt die der Hauptstadt so nahe gelegenen Provinzen durchbrauste, nicht gewachsen. Durch Rath- und Thatlosigkeit verscherzte er auch noch die Gunst der Kaiserin und wurde von seinen Feinden gestürzt und schließlich hingerichtet. Allein durch einen solchen Akt barbarischer Gerechtigkeit waren die Barbaren selbst nicht aus dem Reiche getrieben, und am ganzen Hofe von Byzanz fand sich Niemand, der den Kampf mit dem furchtbaren Westgothenkönig hätte aufnehmen wollen oder können. In dieser höchsten Noth brachte der Schirmvogt des westlichen Reiches Rettung. Völlig unerwartet eilte der tapfere Stilicho aus Italien über das Meer herbei, wol weniger aus Besorgniß für die Sicherheit des Occidents, als in der Hoffnung, durch Rettung des oströmischen Kaiserthums seine eigenen Pläne auf den Orient reifen zu sehen. Er landete auf dem Peloponnes, rückte entschlossen gegen die Gothen vor, und es gelang ihm, den schrecklichen Alarich in den Gebirgen Arkadiens einzuschließen. Wahrscheinlich wäre derselbe verloren gewesen, wenn Stilicho ihn angegriffen hätte. Da dieser aber das rasch zusammengeraffte Heer erst noch durch etliche zuverlässige Legionen verstärken wollte, so benutzte Alarich die kostbare Zeit, welche sein Gegner verlor, sich nach Akarnanien durchzuschlagen, von wo aus er nach Epiros und Illyrien entkam.

Alarich, Statthalter von Illyrien. Da geschah wieder etwas völlig Unerwartetes. Der orientalische Hof fürchtete allerdings Alarich, aber er haßte noch mehr den Stilicho. Es blieb für ihn die Wahl zwischen dem Landesfeind und dem beliebten, die Hand nach der Herrschaft ausstreckenden Feldherrn. Der Hof zog den Sieg des Landesfeindes einem Erfolge vor, welcher dem Gegner der herrschenden Dynastie Vorschub geleistet haben würde. Alarich, der Verwüster des Römischen Reiches, wurde zum Lohn für seine Thaten zum Feldherrn desselben ernannt; zugleich wurde ihm die Statthalterschaft über ganz Illyrien übertragen. Zu dieser Maßregel entschloß sich der korrumpirte orientalische Hof trotz der dringenden Vorstellungen des Philosophen Synesius und gab, aller Ehre bar, einen Theil der Bewohner der Länder, die eben erst von gothischen Rossen zertreten waren, der Gewalt Alarich's preis. Damit erkaufte Kaiser Arcadius den Frieden mit den Gothen.

Alarich gegen Stilicho. In der Provinz Illyrien, als deren unumschränkter Herrscher sich Alarich nun betrachtete und danach benahm, war es, wo sich der unermüdlich thätige Balte mittels der sich ihm darbietenden Hülfsquellen zu einem neuen Heereszuge vorbereitete. Das Abendland, und namentlich Italien war das Ziel seiner Rüstungen; denn einmal gab es dort reiche Beute zu holen, und zum andern galt es, seinen ruhmvollen Nebenbuhler,

den sieggewohnten **Stilicho**, zu vernichten. Der Hof von Byzanz zeigte von Neuem seine ganze Erbärmlichkeit. Die Pläne Alarich's konnten ihm nicht verborgen bleiben; aber schon seit einiger Zeit bestand eine möglichst geheim bewahrte Gehässigkeit zwischen den Regenten beider Reiche, und stillschweigend wurde von dem morgenländischen Hofe das gut geheißen, was dem abendländischen Reiche Schaden brachte. Alarich sah sich durch nichts bei Ausführung seiner Absichten gehindert. Von seinem Volke der altgermanischen Sitte gemäß auf den Schild erhoben und zum König ausgerufen, brach er 401 durch Pannonien und Noricum nach Italien auf und überschwemmte die Po-Ebene bis unter die Mauern Mailands, in der Hoffnung seine Fahne auch auf Roms Zinnen aufpflanzen und reiche römische Beute erlangen zu können.

Allein Stilicho hatte das Unwetter vorausgesehen. Schlagfertig zog er dem Feinde entgegen, nachdem er den zaghaften Honorius, der in seiner Angst nach Gallien entfliehen wollte, bewogen hatte, in dem sicheren **Ravenna** den Verlauf der Dinge abzuwarten.

Stilicho war seinem Gegner als Stratege bei weitem überlegen. Ueber ein Jahr verging auf beiden feindlichen Seiten mit Märschen und gegenseitigen Beobachtungen, bis es endlich dem römischen Feldherrn gelang, den Westgothenkönig abermals zu umschließen, so daß demselben nichts übrig blieb, als sein Schicksal dem Ausgange einer Schlacht anheimzugeben. Sie entbrannte bei **Pollentia** (29. März 403). Wenn sie auch den Römern eine Anzahl Siegeszeichen einbrachte, so war sie doch nicht entscheidend genug. Vielmehr vermochten sich die Westgothen noch mehrere Monate in Italien zu halten, und erst nach einer zweiten Schlacht, bei **Verona** (404), deren Ausgang kaum befriedigen konnte, faßte Alarich den Entschluß, sich nach Illyrien zurückzuziehen; ob infolge seiner Verluste oder geheimer gegenseitiger Abmachungen, wie Einige vermuthen, ist nicht zu ermitteln. Letzteres ist jedoch das minder Wahrscheinliche. Alarich hielt den Rückzug für geboten. Er hatte sich zu weit von seiner Operationsbasis entfernt; seine Verluste wurden nachgerade empfindlich und war es Stilicho gelungen, Uneinigkeit unter den gothischen Heerführern zu erregen. Es ist kaum zu zweifeln, daß Stilicho's Umsicht und die Uebermacht seiner Waffen Alarich zur Ueberschreitung der Julischen Alpen und zur Rückkehr nach Illyrien bewogen. Hier spann er neue Pläne. Der furchtsame Kaiser Honorius aber hatte sein Selbstvertrauen wiedergewonnen und hielt in Rom seinen Triumphzug. Ein mächtiger Triumphbogen, dessen Inschrift uns die Chronisten aufbewahrt haben, verkündete die Bezwingung der Gothen.

Radagais. Wenig über ein Jahr war verflossen, als ein neuer Sturm über das abendländische Reich hereinbrach. Ein noch wilderer Heerkönig als Alarich, Namens Radagais oder Radegast, ein germanischer Gaufürst, brach an der Spitze verschiedener Völkerschaften gegen Süden auf, um der reichen Beute, die in den Gärten Hesperiens winkte, nachzujagen. Ein Hunnenansturm war die ursprüngliche Nöthigung, welche diese Scharen zum Aufbruch veranlaßte. Die Hunnen hatten nämlich infolge übermächtig aus den Steppen Hochasiens andrängender Völkerschaften das Weichselgebiet verlassen und nun einen Theil von Germanien überschwemmt. Von allen Seiten begann nun wieder das Drängen und Schieben der Völkerschaften und brachte den gewaltigen Völkersturm im Jahre 404 zum Ausbruch. Ein ungeheurer Schwarm von suevischen Geschlechtern, sammt Weibern und Kindern, räuberische Vandalen, dann burgundische Heerhaufen, alemannische Reiterscharen, eine Anzahl Stammesfürsten der Gothen, Heruler, Sachsen und Franken — mehr als 200,000 Streiter, bildeten die Mischungen dieses gewaltigen Wanderzuges, den Radegast als Heerkönig anführte. Wieder war der tapfere Stilicho der Retter!

Stilicho hatte alle Truppen aus den Provinzen nach Italien gezogen, um dem Andrange zu begegnen, so daß Gallien, Britannien und Spanien von Wächtern nahezu entblößt waren. Der Feldherr des Oströmischen Reichs verhehlte sich nicht, daß die Provinzen nicht mehr lange zu halten sein würden, deswegen wollte er wenigstens den Kern des Reiches schützen. Die große Heeresmasse des Radagais nahm auf ihrem Zuge bald wahr, daß das entblößte Gallien eine leichtere Beute bot, als das von Heeresmacht geschützte Italien.

Während daher Radagais seinen Zug nach Süden fortsetzte, rissen sich zwei Drittheile seines zusammengewürfelten Heeres von ihm los, um im südwestlichen Germanien so lange umherzuschweifen, bis der günstige Augenblick zum Einbruch in Gallien gekommen zu sein schien.

Indessen setzte Radagais mit seinem immer noch furchtbaren Heere den Vormarsch fort. Er überschritt die Alpen und Apenninen und drang bis nach Etrurien vor; hier lernte er die Gewalt der römischen Waffen kennen. Plötzlich sah er sich von den Römern so eng und fest umschlossen, daß den Barbaren nur die Wahl blieb zwischen Kampf oder Hungertod. Sie griffen zum Schwert; bei Florenz (406) wurde die Schlacht geschlagen, die den ganzen ungeheuren Barbarenschwarm vernichtete; denn was nicht todt auf dem Schlachtfelde blieb, fiel, gleich Radagais selbst, den Römern in die Hände. Der germanische Kriegsfürst starb unter dem Beile des Henkers.

Die Vandalen in Gallien. Von Italien war die Gefahr abgewandt. Aber um so schwerer mußten die Provinzen die Wuth der Barbaren empfinden. Mit Mühe hatte Stilicho sein Heer zusammengebracht; von den Provinzen war Gallien dem Feinde völlig preisgegeben. Hier waren es nur die Bundesgenossen der Römer, die Franken und Alemannen, welche das Reich zu schützen im Stande waren. Letztere hatten schon alles Land bis zu den Alpen und den Wasgenbergen im Besitz und sahen sich längst als Nachfolger der Römer an. In der That suchten sie dem Eindringen der heranstürmenden Völker in die Provinz ein Ziel zu setzen. Die Geschichtschreiber erzählen von einem Treffen zwischen Vandalen und Franken, in welchem Erstere über 20,000 Mann eingebüßt hätten; ihr König Godegiesel befand sich unter den Todten. Allein dieser Widerstand war nicht von Dauer. Alle Grenzstädte: Köln (Colonia), Mainz (Moguntia), Speyer (Spira), Trier, Straßburg und andere fielen in germanische Hände. Tief in das innere Gallien, bis nach Avenches, Arras, Rheims, Terouanne und Amiens wälzte sich der Völkersturm. Die Städte wurden niedergebrannt, die Fluren von den germanischen Rossen zertreten, die Einwohner erschlagen; in Mainz allein wurden mehrere Tausend Bewohner niedergemetzelt. Die reiche Provinz war mit einem Male gleich den Balkanländern und Italien zur Wüstenei geworden; vernichtet waren alle Spuren, welche an den bisherigen Wohlstand ihrer Besitzer erinnerten. Zahlreiche römische Familien, die sich ansässig gemacht und in Gallien Haus und Hof besaßen, waren mit einem Schlage verarmt — bange Furcht verbreitete sich bis nach Rom. Um die grenzenlose Verwirrung zu mehren, stritten noch mehrere Militärgünstlinge gegen einander. Von Britannien aus landete Constantius, ein schlagfertiger Kriegsoberer von gemeiner Herkunft und fand in allen Theilen Galliens als Kaiser Anerkennung. Doch ward ihm bald die Gewalt entwunden und er starb durch Henkershand.

Der Alles übermannende Zerfall schien ringsum Land und Leute wehr- und kopflos gemacht zu haben. Auch in Hispanien hatten sich alle Bande der Ordnung gelöst, bis endlich sich die eingedrungenen Barbaren anschickten, feste Sitze zu suchen.

Alarich wieder in Italien. In dieser Zeit grenzenloser Bedrängniß hallte ein neuer Schreckensruf durch Italien. Alarich war ganz unerwartet aus Illyrien aufgebrochen und seine Scharen begannen schon von den Alpenabhängen niederzusteigen. Diesmal war kein Retter bei der Hand, der ihnen Halt geboten hätte. Stilicho lebte nicht mehr.

Schon als Radagais in Italien erschien, hatte Stilicho, um zu verhindern, daß sich Alarich mit demselben verbände, dem Letzteren eine jährliche Beisteuer von 4000 Pfund Gold versprochen. Dies hatte böses Blut in den Legionen erregt, die ohnehin grollten, weil ihr Feldherr die Barbaren, die im römischen Heere dienten, vorzugsweise begünstigt haben sollte. Dazu gesellte sich der Haß der Hofschranzen, die längst alle Hebel der Lästerung in Bewegung gesetzt hatten, um den selbstbewußten Kriegshelden zu stürzen. Dem Kaiser wurde vorgespiegelt, er selbst lebe kaum anders als in Gefangenschaft, Stilicho sei ein Ungetreuer und gehe damit um, des Augustus Sohn, Eucharius, auf den Thron zu heben.

Allerdings wird dem Feldherrn die Absicht zugeschrieben, nachdem er auf dieser Seite des Reichs die Ruhe hergestellt, wieder danach getrachtet zu haben, Einfluß am orientalischen Hofe zu gewinnen, wo Theodosius II., ein siebenjähriges Kind, auf den Herrschersitz gelangt war. Jenes Abkommen mit Alarich ward nun Stilicho's Verderben. Eine Verschwörung gegen ihn, deren Haupt sein Erzfeind, der heuchlerische Olympius war, kam zum Ausbruch. Eines Tages wurden in Bologna alle hohen Beamten und Befehlshaber, welche als Freunde und Anhänger des Stilicho bekannt waren, niedergemetzelt.



Stilicho unterhandelt mit den Gothen. Zeichnung von H. Leutemann.

Stilicho selbst floh nach Ravenna und wurde hier auf der Schwelle einer christlichen Kirche von Trabanten der kaiserlichen Palastwache niedergestochen. In den Sturz des Helden ward auch der Dichter Claudius verwickelt, welcher seines Gönners Thaten zu laut gepriesen hatte, der jedoch nachmals es angemessen hielt, seinen Frieden mit den überlebenden Siegern zu machen und mundtodt zu werden.

Alarich vor Rom. Die Rache folgte der Frevelthat auf dem Fuße, als die Auszahlung der von Stilicho dem Gothenkönig jährlich zugesicherten 4000 Pfund Goldes verweigert wurde. Als Alarich merkte, daß die Erfüllung des Vertrages nicht zu erwarten sei, setzte er sich mit seinen Heerscharen in Bewegung und stieg im Oktober 408 die Alpen

herab; mit wehendem Banner zog er an Ravenna vorüber, wo der Kaiser residirte, und bereits im Winter desselben Jahres errichteten seine Krieger ihr Lager vor den Thoren der ewigen Stadt, welche seit den Tagen des Hannibal keinen auswärtigen Feind vor ihren Mauern gesehen hatte. Der erste Erfolg des Vordringens des Gothenheeres bis hierher bewies, daß Rom, die einstige Weltbeherrscherin, zum Untergange reif war. Feig genug wälzten die Urheber dieser Schmach alle Schuld auf Stilicho und nahmen Rache an seiner hinterlassenen Wittwe Serena, der Nichte des Kaisers Theodosius; man beschuldigte sie des Einverständnisses mit dem Feinde und erdrosselte sie. Als nun die weit über eine Million Einwohner zählende Stadt, der alle Zufuhr abgeschnitten war, die Drangsale des Hungers empfand, begann man nach ebenso vermessenen Prahlereien als nutzlosem Waffengeklirr mit dem Feinde zu unterhandeln und bewog Alarich, gegen Entrichtung von 500 Pfund Goldes und 30,000 Pfund Silbers, sammt feinen Stoffen und Gewürzen in Menge, die Belagerung Roms aufzuheben. Man mußte die Altäre ihres kostbaren Schmuckes berauben und Statuen von edlem Metalle einschmelzen, um das große Lösegeld zusammenzubringen.

Zerstörung Roms. Alarich zog nun nach Toscana, um den Hof von Ravenna zu züchtigen, der sich weigerte, das von ihm bei seinem Abzug von Rom gestellte Verlangen, sich die Oberfeldherrschaft im abendländischen Reiche übertragen zu sehen, sowie die Abtretung der Provinzen Illyrien, Dalmatien, Noricum und Venetien zu genehmigen. Das westgothische Heer hatte sich durch 4000 Sklaven germanischer Abkunft, sowie durch Zuzüge, welche Alarich's Schwager Ataulf ihm zuführte, verstärkt. Die Krieger des Westgothenkönigs glühten vor Begier, sich mit den Römern zu messen. Kaiser Honorius, von seinem Rathgeber Olympius mißleitet, wies indessen jeden Friedensvertrag zurück. Ueberraschend schnell erfuhren die Römer die Wucht des gothischen Schwertes. An 6000 Dalmatiner — der Kern des kaiserlichen Heeres — wurden niedergemacht. Bald darauf ereilte auch den Mörder Stilicho's sein Schicksal. Er fiel in Ungnade und erduldete den Tod durch Geißelhiebe. Indessen der Einfluß der Anhänger des Olympius und der Widersacher Alarich's blieb so mächtig, daß sich der Hof zu Ravenna, trotz allen Andringens des Westgothenkönigs zu Zugeständnissen nicht zu entschließen vermochte.

In dem schon durch seine Lage vorzüglich vertheidigten Ravenna konnte Alarich dem Honorius jedoch nichts anhaben, und in seinem Grimme rückte der Gothenkönig zum zweiten Male vor die ewige Stadt. Noch vor seiner Ankunft vor Rom hatte Alarich den Präfekten Atalus mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet. Jetzt dachten Honorius und seine Räthe an Frieden mit Alarich. Als aber bedeutende Geldsummen aus Afrika angelangt waren und es dem Gothenhäuptling Sarus, einem Erbfeinde des baltischen Königgeschlechtes, gelungen war, einen gothischen Heerestheil fast bis zur Vernichtung zu schlagen, da erhob die Höflingssippschaft wieder ihr Haupt. Lauter Siegesjubel erscholl, indeß viel zu zeitig. Denn mit richtigem Griffe bemächtigte sich Alarich der Hafenstadt Ostia mit den Getreidespeichern Roms, und durch ein Einverständniß, welches er mit Sklaven unterhielt, bewirkte er, daß ihm in der Nacht das Salarische Thor geöffnet wurde. Mit einem Male weckte der grausige Ton des gothischen Heerhorns die verweichlichten Römer aus ihrem Schlummer. Ein Schrecken, wie er seit den Punischen Kriegen nicht mehr geherrscht, ergriff Rom. In wenigen Tagen glich die reiche Weltstadt einer Stadt von Bettlern. Die Kostbarkeiten wurden weggeschleppt, die Statuen, Büsten und Kunstwerke zertrümmert; aus den Gebäuden schlugen die Flammen empor, mit den Schmucksachen der Frauen geziert, stolzierten gothische Krieger einher; die Frauen und Mädchen selbst aber wurden geschändet. Erschlagen lagen die Gatten, die Brüder auf den Straßen, oder sie irrten flüchtig als Bettler durch das Land. Es war, als ob an Rom in diesen Tagen Rache genommen werden sollte für die vielhundertjährigen Greuel, die seine Tyrannei und Ländergier verschuldete.

Tod des Alarich. Nachdem die Gothen sechs Tage lang in Rom gehaust, wälzten sich die Scharen des Gothenheeres weiter nach den üppigen Fluren Campaniens, wo auch einst der siegreiche Hannibal den Becher der Lust gekostet. Dort bereitete sich Alarich vor, nach Sizilien überzusetzen, als das Schicksal seinem Walten ein Ziel setzte. Der Held war kaum 34 Jahre alt, als ihn der Tod bei Cosenza erreichte. Die Sage erzählt, daß seine Getreuen das Bett des kleinen Flusses Busento abgeleitet und ihn mitten in dem Flußbette mit allen seinen Schätzen beerdigt hätten; darauf hätten sie die Wasser des Flusses wieder darüber geleitet, damit nie Jemand erfahre, wo der Gothenkönig begraben sei und keines Römers Habsucht die Ruhe seiner Gebeine störe — ein phantastisch-großartiger Zug, sodaß viele Künstler sich bemühten, diese Ueberlieferung durch Kunstgebilde festzuhalten — auch unser Illustrator.



Alarich's Bestattung im Flußbette des Busento. Zeichnung von H. Leutemann.

Alarich gehört zu den wenigen erhebenden Erscheinungen aus der Periode der Völkerwanderung. Ein wahrer Zauber umgiebt seine Persönlichkeit. Dieser hochgewachsene blonde Baltenjüngling, der siegreich einherzieht an der Spitze seiner Heerscharen, deren Disziplin er durch seinen Geist und durch das Ansehen, welches er genießt, aufrecht erhält, ist ein würdiger Gegenstand für den Dichter. Das Schicksal wollte es, daß dieser Mann, dem man einen Zug von Seelengröße nicht abzusprechen vermag und der in einer anderen Periode Großes geschaffen haben würde, als Würgengel einherziehen mußte, einzig dazu bestimmt, das alte Römerreich zu zerschmettern. Wie die ganze Geschichte der Völkerwanderung, deren Bewegung geheimnißvoll begann, so ist auch er nur ein Beispiel dafür, wie wir Alle nicht Herren unseres eigenen Willens sind, sondern nur Werkzeuge des Geistes, der die Geschicke der Völker lenkt!

Gründung der westgothischen, burgundischen und fränkischen Reiche.

Nach Alarich's Tode fehlte den Gothen der Alles vermögende Führer, dessen Beispiel ihren Bewegungen Energie, volle Kraft und Sicherheit gegeben hätte. Dessenungeachtet bleibt das sinkende Rom abhängig von ihrer Macht und ihrem guten Willen. Die Lage ist jedoch insofern verändert, als sie in den Dienst des Reiches treten und helfen, Rom aufrecht zu halten. Sie erscheinen von nun an als der Wehrstand des Römischen Reichs. Damit gaben sie freilich ihre große Mission auf, das alte Reich vollends niederzuwerfen und ein neues, aus ihrem eigenartigen Wesen entsprungenes, aufzurichten. Verfolgen wir die Ereignisse.

Ataulf, der Schwager Alarich's, wurde für würdig erachtet, Alarich's Nachfolger zu werden. Er war nicht nur tapfer wie sein Vorgänger, er zeigte sich auch weiser und milder als manche Eroberer seiner Zeit, die nichts hinter sich ließen als Trümmerstätten. Anfangs mit großen Plänen zur Zerstörung des Römischen und zur Gründung eines Westgothischen Reiches sich tragend, nahmen seine Ideen doch bald eine entgegengesetzte Richtung an. Man hat Ursache zu glauben, daß es geschah aus Liebe zu des Kaisers Honorius schöner Schwester **Placidia**, welche in die Hände der Gothen gefallen war und trotz der anfänglichen Abneigung des kaiserlichen Hofes dennoch gern dem kräftigen Gothen (414) ihre Hand reichte.

Einen solchen Zauber übten damals noch Namen und Würde eines römischen Augustus, daß der Bräutigam, als zu Narbo (Narbonne) die Hochzeit des schönen Paares in glänzender Weise begangen wurde, eine Stufe tiefer als seine Braut, die Kaiserstochter, saß. Erst nach der Trauung nahm er an ihrer Seite Platz. Die Führer und Edlen des Heeres erschienen ihr zu Ehren anfänglich in römischer Kleidung, später aber in ihrer Volkstracht, die schon an die Erscheinung der mittelalterlichen Ritter streifte. Sie trugen ein enganschließendes Unterkleid von bunter Seide mit kurzen Aermeln, das die kräftigen Formen des Körpers erkennen ließ und nicht über die Kniee herabreichte. Goldene Spangen umschlossen die Arme. Statt der Hosen waren die Schenkel mit Binden, meist kreuzweise, umwunden, während der Untertheil des Beines nackt blieb; ein kurzer Halbstiefel bekleidete den Fuß. Der Ledergurt um die Hüften war mit glänzenden Metallbuckeln zum Schutz und Schmuck besetzt; daran hing das breite, meist lange Schwert. Der Helm, und zwar der Flügelhelm, gehörte damals schon allgemeiner zur Waffenzier der nordischen Krieger; von ihm wallten nicht selten Federn hernieder. Ein Ringpanzer schützte meist die kräftige, breite Brust; die gewaltige Streitaxt, der silberglänzende Schild und der wuchtige Speer mit kräftigen Widerhaken vollendeten die Bewaffnung.

Fünfzig in weiße Gewänder gekleidete Edelknaben überreichten jeder zwei mit Gold und Edelsteinen gefüllte Becher der schönen Verlobten des jugendlichen Königs, der, Gewalt verschmähend, jahrelang in germanischer Ausdauer um Placidia geworben hatte. Ihrem Einfluß gelang es, Ataulf für die Interessen des abendländischen Hofes zu gewinnen. Der Gothenkönig, zum Oberfeldherrn des Westens ernannt, eilte in dieser Eigenschaft sogleich nach Gallien, um dort den kaiserlichen Namen wieder in Ehren zu bringen und die werthvolle Provinz der römischen Herrschaft zurückzugewinnen. Er hatte es dabei nicht nur mit den Barbaren, sondern auch mit einigen Gegenkaisern zu thun, die sich hier festgesetzt und die schönsten Landstriche unterworfen hatten. Doch Ataulf erfüllte seinen Auftrag mit eben so viel Glück und Geschick wie Redlichkeit. Die Städte Narbonne, Toulouse, Bordeaux u. m. a. wurden schnell erobert, die Gegenkaiser **Jovinus** und **Sebastianus** besiegt, **Sarus**, der alte Gegner des baltischen Hauses, niedergeworfen und erschlagen, und Gallien abermals als römische Provinz in Besitz genommen.

Die Barbaren, unter denen **Vandalen**, **Sueven** und **Alanen** in erster Linie genannt werden, hatten sich beeilt, die wichtigste Provinz des abendländischen Reichs zu verlassen und waren, über die Pyrenäen niedersteigend, in **Spanien** eingefallen. Nach fürchterlichen Verheerungen, die sie hier angerichtet hatten, ohne daß ihnen die spanischen Völker wesentlichen

Widerstand entgegengesetzt hätten, ließen sie sich in den sonnigen Fluren Hispaniens wohnlich nieder: in den nördlichen die Sueven, in Lusitanien die Alanen, in Bätica und Andalusien (Vandalusien) vandalische Stämme. — Aber nicht lange erfreute das junge Paar sich der kaum gewonnenen Ruhe. Denn Ataulf erhielt vom kaiserlichen Hofe den Auftrag, nach Spanien zu gehen, um das Land dem abendländischen Reiche wieder zu gewinnen. Leider fand der jugendlich-schöne Held gar bald schon, nachdem er Barcelona durch einen Handstreich eingenommen (414), durch die Hand eines von Sarus zur Erfüllung der Blutrache gedungenen Meuchelmörders den Tod. Singerich, des Sarus Sohn, welcher den Thron in Besitz nahm, verhielt sich entschieden feindlich gegen die Römer; allein sein Regiment dauerte nur sieben Tage. Die Gothen, entsetzt über das Wüthen desselben — er hatte binnen wenigen Tagen sechs Nachkommen Alarich's abgeschlachtet — brachten den Würger um.



Ataulf's Vermählung mit Placidia. Nach C. Pletsch.

Das Westgothische Reich. Wallia, durch Volkswahl nun auf den Königsschild erhoben, knüpfte das frühere Verhältniß mit Rom wieder an. Der Kaiser versprach den Westgothen feste Wohnsitze im südlichen Gallien, nachdem sie die Barbaren in Spanien besiegt und vertrieben haben würden. Wallia ging auf den Vorschlag ein, unterwarf die Alanen, rottete den vandalischen Stamm der Silinger vollständig aus und beschränkte die Reste der Vandalen und die Sueven, sowie die zu ihnen geflohenen übrigen Völkerschaften auf das kleine Gebiet von Galläcia, wo sie sich vorerst zur Unthätigkeit verdammt sahen. — Nachdem Wallia auf diese Weise Spanien für Rom wieder errungen (419), nahm er das seinen Gothen vom Kaiser versprochene Aquitanien in Besitz und erhob Tolosa (Toulouse) zur Hauptstadt des durch ihn (420) begründeten Westgothischen Reiches.

Unterdessen hatten sich in diesen Theilen des Reichs große Veränderungen vollzogen. Aquitanien war nicht der einzige gallische Landstrich, der dem Scepter Roms verloren ging.

Die Armorikanische Republik. Als Stilicho Gallien von seiner Besatzung hatte entblößen müssen, war in den Bewohnern der Küstenländer zwischen der Seine und Loire, den sogenannten armorikanischen Provinzen, der Freiheitsinn erwacht. Die Städte verbanden sich, erklärten sich für frei und proklamirten, unabhängig von Rom, eine republikanische Verfassung (410), welche förmlich anzuerkennen der schwache von allen Seiten bedrängte Honorius sich genöthigt sah.

Das Burgundische Reich. Der gesammte Nordwesten Galliens war außerdem dem Römischen Reiche entfremdet, und zwei neue für die nächste Periode wichtige Reiche waren dort in der Entwicklung begriffen: das Burgundische und das Fränkische Reich. Das erstere wurde gegründet bei dem ersten Einfalle der Barbaren in Gallien (406). Bei dieser Gelegenheit hatte sich eine ansehnliche Schar Burgunder unter Anführung ihres Königs Gundikar von der Heeresmasse getrennt und das Umherschweifen in den schönen Gegenden zwischen dem obern Rhein und der Seine der mühsamen Wanderung nach den Pyrenäen vorgezogen. Endlich war ihnen das Land so behaglich erschienen, daß sie feste Wohnplätze darin zu nehmen beschlossen, infolge dessen Gundikar (414) das Burgundische Reich gründete, mehr der Form als dem Wesen nach die römische Oberhoheit anerkennend.

Das Fränkische Reich. Noch wichtiger war das andere Reich, welches in dieser wüsten Geschichtsperiode entstand. Von der Maas und Schelde bis zu den Vogesen und westlich bis zur Somme hatten sich die Franken niedergelassen, jener Volksstamm, der berufen war, während die Gothen niederrissen und zerstörten, aufzubauen und neue Einrichtungen zu schaffen und ein neues, lebensfähiges, christlich-germanisches Staatswesen zu begründen. Ueber die Entstehung desselben nun das Folgende:

Die Franken, welche schon zur Zeit des Augustus genannt werden, hatten sich seit einiger Zeit in zwei Stämme: Ripuarier (Uferfranken) und Salier, getheilt. Die Brukterer, Chamaven, Chatten, Chattuarier, Sigambrer :c. bildeten damals den Kern des fränkischen Völkerbundes, der sich bereits an einzelnen Theilen des Rheins über dessen linkes Ufer hinausgeschoben und diesseit des Stromes, sowie vom Ausfluß der Ems bis zur Werra wohnte. — In der Mitte des vierten Jahrhunderts machten die salischen Franken den Imperatoren bereits viel zu schaffen. Sie drangen damals bis ins Land der Bataver vor und besetzten es bis zur Schelde. In die Völkerwanderung waren sie nicht eher hineingezogen worden, als bis der große Barbarenzug die Absicht zeigte, in Gallien einzufallen. Um diese Absicht zu vereiteln, hatte der römische Hof die Franken angereizt, Widerstand zu leisten. Dies war geschehen. Die Franken hatten sich dem verheerenden Zuge entgegen geworfen, allein ohne rechten Erfolg. Doch dehnten sich im fünften Jahrhundert die ripuarischen Franken über den Rhein bis in die Nähe der Ardennen aus; auf dem rechten Rheinufer hatten sie sich zwischen Main, Neckar und Ruhr (später bis zur Murg und südwärts bis zur Enz und dem Kocher) vorgeschoben. Nun faßten sie den Entschluß, dem Beispiele derer, die sie bekämpft hatten, zu folgen und das belgische Gallien heimzusuchen. Unter der Leitung des von ihnen mit erblicher Würde erwählten Königs Faramund aus dem Stamme der Salier gingen sie über den Niederrhein, nahmen die Gegenden um Maas, Schelde und Mosel in Besitz und gründeten hier (420) das Fränkische Reich, welches Roms Schutzrecht anerkannte.

Im Süden Deutschlands, von dem bayerischen Hochland bis zu den Vogesen und südlich bis zu den Alpen, hatten die Alemannen sich zu einem geordneten Staatsleben vereinigt. Auch in Britannien fingen die von römischer Hülfe verlassenen Britanni oder Bretones an, sich an Selbständigkeit und Selbsthülfe zu gewöhnen. Während das Römische Reich schon im Wanken begriffen war, begannen sich bereits die Anfänge jener Staatswesen zu entwickeln, welche später selbständige Theile des gesammten mittelalterlichen Europa's bildeten. In Spanien, Gallien und Britannien entstehen große germanische Reiche, vorerst noch unentwickelt, welche wir aber rasch sich zu gewaltiger Kraft emporheben sehen.



Gefangene Römerin bedient die Barbaren.

Die Vandalen.

Ein neues abschreckendes Bild fortdauernder Zerstörung und des Zerfalles, von widerwärtiger Gemeinheit und Engherzigkeit, bietet der nun beginnende Abschnitt der Völkerwanderung. Abermals sind erbärmliche Vorgänge, Hofintriguen, Lug und Trug Ursache, daß das West-, wie das Oströmische Reich mehr und mehr ihrem Verfalle zueilen, und daß der Barbarensturm mit erneuter Wuth über das einst allmächtige Weltreich hereinbricht. Die Ereignisse, welche den neuen Anprall vorbereiteten, sind so wenig anmuthend, daß wir den Leser in möglichster Kürze mit denselben bekannt machen; denn nur da, wo Erhebendes und wahrhaft Großes geschieht, liebt es der Geschichtschreiber, länger zu verweilen.

Theodosius II. (408—450). **Pulcheria.** Das morgenländische Kaiserthum war unter des schwachen Arcadius Regierung eine Beute von Pfaffen, Verschnittenen und Weibern gewesen. Zum Glück für das Reich hatte der Tod schon im J. 408 den kindischen Kaiser abgerufen. Wenn auch sein Sohn und Nachfolger Theodosius II. erst sieben Jahre alt war, so fand doch die Regierung in seinem Vormunde Anthemius, dem Präfekten des Orients, einen Mann, der das Regiment bis zu seinem Tode (414) rühmlich, zum Theil kraftvoll führte. Da der um diese Zeit vierzehnjährige Kaiser, wenn auch an Körper, so doch noch nicht an Geist herangewachsen war, so übernahm seine Schwester Pulcheria, obwol nur zwei Jahre älter als ihr Bruder, die Vormundschaft über den Kaiser und die Regierung des Reiches, die sie denn auch bis zu ihrem Tode nicht mehr niederlegte. Sie wurde die erste regierende Kaiserin, und der Titel Augusta ihr ausdrücklich zuerkannt. Um ihn vollständig zu verdienen, erklärte sie, unvermählt bleiben zu wollen. Mit Recht beschuldigt man sie, absichtlich die Erziehung ihres brüderlichen Mündels auf das Unverantwortlichste vernachlässigt zu haben. Kein Wunder, wenn dessen Leben ein abschreckendes Bild von Frömmelei, Aberglauben und Blödsinn darbietet. Der Name Theodosius II. verschwindet daher aus der Regentengeschichte, und der Name Pulcheria tritt an seine Stelle.

Valentinianus III. Das abendländische Kaiserthum hatte zwar in Honorius einen eben so schwachen und von Charakter sogar noch schlechteren Herrscher als das Morgenland in Arcadius; allein in Stilicho besaß es doch eine Zeit lang einen kräftigen und umsichtigen Schirmherrn. Später, nach Olympius und Jovius, trat der tapfere Feldherr Constantius, der Ataulf's Wittwe Placidia, des Kaisers Schwester, geheirathet hatte, an dessen Stelle. Er wußte sich bei Honorius in solche Gunst zu setzen, daß dieser ihm nicht blos die Macht, sondern auch den Titel des Augustus nebst dem Recht der Thronfolge

zugestand. Constantius starb zwar eher als Honorius; allein nach dessen Tode wurde doch sein und der Placidia Sohn, Valentinianus III. (425—455), ein sechsjähriger Knabe, als Kaiser anerkannt. Die Vormundschaft über ihn und zugleich die Regentschaft des Reiches übernahm seine Mutter Placidia; und so sehen wir denn die beiden Theile des Römischen Reiches gerade zur Periode ihrer größten Bedrängniß in den Händen zweier schwankenden, kleinlichen Einflüssen zugänglichen, leicht reizbaren Frauen.

Streit zwischen Aëtius und Bonifacius. In jener an sich schon gefahrvollen Zeit brach zum Unheil eine Uneinigkeit zwischen den beiden hervorragendsten Feldherrn des Abendländischen Reiches, Aëtius und Bonifacius, aus, und Placidia verstand es nicht, die Geister der beiden ebenso kriegserfahrenen als geschäftskundigen Männer zu gegenseitigem Wetteifer zum Besten des großen Ganzen zu entflammen. Bonifacius, welcher sich 425 in dem Kriege gegen den aufrührerischen Johannes ausgezeichnet und Massilia gegen das Andringen des ungestümen Ataulf vertheidigt hatte, wurde zur Anerkennung seiner Leistungen Statthalter der reichen Provinz Afrika. Aëtius mißgönnte dem Bonifacius seine Bestallung und veranlaßte, unter Vorspiegelung einer Verschwörung, bei der Kaiserin dessen Abberufung; den Nebenbuhler aber wußte er, indem er ihn glauben machte, man strebe ihm zu Ravenna nach dem Leben, zum Ungehorsam zu verleiten. Bonifacius empörte sich, und da er sich selbst zu schwach fühlte, mit Rom allein den Kampf aufzunehmen, schloß er ein Bündniß mit dem Vandalenkönig.

Der Vandalen haben wir bereits mehrfach Erwähnung gethan, zuletzt ihrer Niederwerfung durch Wallia (S. 49). Damals auf ein kleineres Gebiet im nördlichen Spanien eingeengt, ertrugen sie nur vorübergehend den ihnen auferlegten Zwang. Unter ihrem Heerkönig Gunderich bedrängten sie bald nachher unaufhörlich die römischen Gewalthaber und zwangen nach ihrer Wiederausbreitung in Andalusien den Feldherrn Castinus, dessen westgothische Truppen ihn treulos verlassen hatten, vor ihnen das Feld zu räumen. Um das Jahr 425 sehen wir sie im Besitz von Sevilla und Karthagena; sie haben sich über das ganze südliche Spanien ausgebreitet und auf ihren Fahrzeugen durchschwärmen sie die Meere, landen auf den Balearen, wohin sie Verderben und Zerstörung tragen. — Gunderich's Bruder, Gaiserich, war es nun, der jetzt dem Rufe des Bonifacius folgte.

Genserich oder Gaiserich, ein tapferer und kluger Heerkönig, wird von Jordanis also geschildert: „Er ist mittlerer Statur, infolge eines Sturzes mit dem Rosse hinkend, tiefen Geistes, schweigsamen Wesens, Verächter des Wohllebens, von wilder Zorneswuth, dabei von großer Verschlagenheit, stets bereit, die Völker aufzuwiegeln, den Samen der Zwietracht auszusäen, und Haß zu erregen."

Bonifacius hatte den Vandalen an Grund und Boden den dritten Theil der Provinz Afrika als Lohn versprochen, und Gaiserich zögerte nicht, seine Krieger schwanken Fahrzeugen anzuvertrauen und bei den Säulen des Hercules über das Mittelmeer zu setzen.

Die Vandalen in Afrika. In Haufen, welche sich auf etwa 40,000 streitbare Männer bezifferten, landeten sie nun in Mauretanien. Aber diese Zahl, die, nach der Massenhaftigkeit der damaligen Völkerzüge beurtheilt, allerdings klein genannt werden muß, wurde bald außerordentlich vermehrt durch die nomadischen Stämme der Mauren (Mauretanier), welche sich zu ihnen gesellten, ebenso die zahlreichen Scharen der Donatisten, die sich zwar zum christlichen Glauben bekannten, aber den der Orthodoxie feindlichen Gaiserich als den Erlöser von den grausamen Bedrückungen der strenggläubigen Christen willkommen hießen. Doch sehr bald sollte man sich überzeugen, daß Gaiserich weder viel nach politischen noch nach religiösen Grundsätzen fragte, daß er sich weder um Bonifacius noch Donatus kümmerte, mit einem Worte, daß er nach Afrika gekommen war, nicht um eine Partei zu ergreifen, sondern um zu — verheeren und Beute davonzuschleppen. Die Besitznahme der Nordküste Afrika's war der Zweck, den Gaiserich's Scharen verfolgten. Ob seine Schläge Freund oder Feind, Bonifacius oder Placidia trafen, das Alles galt ihm gleich, wenn sie nur Beute verhießen.



Landung der Vandalen in Afrika. Zeichnung von F. E. Wolfrom.

Bonifacius erkannte mit Schrecken, welche Ruthe er sich gebunden, und versöhnte sich mit Placidia; aber da die Vandalen nicht weichen wollten, galt es, sie durch Gewalt zur Rückkehr zu zwingen. Bonifacius zog mit einem in Eile zusammengelesenen Heere gegen Gaiserich, wurde aber zu zwei verschiedenen Malen so empfindlich geschlagen, daß nach und nach die ganze werthvolle Provinz in Gaiserich's Hände fiel, zuletzt auch Karthago. — Die Lieblichkeit und Fruchtbarkeit des eroberten Landes gefiel dem Könige so sehr, daß er seine Vandalen (430) hier feste Wohnsitze nehmen ließ.

Die Aussöhnung des Bonifacius mit der Kaiserin, infolge deren der Erstere zum Feldherrn des Westens ernannt worden war, hatte den Aëtius so sehr empört, daß er auf eigene Hand Truppen warb und gegen seinen Nebenbuhler zu Felde zog (432). Er wurde aber geschlagen, nachdem er Bonifacius mit eigner Hand die Todeswunde beigebracht hatte. Von Placidia als Rebell gebrandmarkt, mußte er nun das Reich verlassen. Er begab sich hierauf zu den ihm von früher her befreundeten Hunnen, wo er auf weiteres Unheil sann. — Aëtius, halb germanischer, halb römischer Abkunft, war eine jener Mischnaturen, denen das eigentliche Vaterlandsgefühl abgeht. In Zeiten der Noth sind solche Männer immer ein Unheil für den Staat; so fand er, nachdem er sich in der Heimat unmöglich gemacht, bei dem Reichsfeind eine Stütze und suchte die Schwächen des eigenen Landes auszubeuten.

Unterdessen gründete Gaiserich das Vandalenreich in Afrika und hielt es mit eiserner Gewalt zusammen. Seine eigenen Neffen und ihre Mutter, die angeblich nach der Gewalt strebten, ließ er umbringen und — so erzählen die Zeitgenossen — es floß mehr Vandalenblut unter dem Richtschwerte, als auf dem Schlachtfelde. Die reiche Provinz aber verarmte und das einst üppige Karthago, wo er seine Residenz aufgeschlagen hatte, wurde zur Räuberstätte. Religiöser Fanatismus machte die arianischen Vandalen den Bewohnern der Provinz noch furchtbarer. Glaubten jene doch ein gutes Werk zu thun, wenn sie die Andersgläubigen ausplünderten und verfolgten. Tausende von Flüchtlingen kamen über das Meer herüber und suchten in den Städten Italiens ein Asyl. — Die Provinz Afrika, noch ehe die Vandalen sie heimsuchten „die Seele des Reichs“ genannt, hat sich von den schrecklichen Verwüstungen, welche sie erfuhr, bis auf den heutigen Tag noch nicht erholt; — wenigstens erhob sie sich nie wieder zu jenem hohen Grade von Kultur, deren sie zur römischen Kaiserzeit sich erfreute.

Die verschiedenen Nationen des Völkerstroms. An dieser Stelle erscheint es uns geeignet, in aller Kürze einen Rückblick auf die verschiedenen bisher aufgetauchten und demnächst noch zu erwähnenden Völker und deren Schicksale zu werfen. Wir sehen während der großen Völkerbewegung Gruppen auftauchen und verschwinden, ihre Wohnsitze stetig wechseln und weit vom Ausgangspunkte ihrer Wanderungen dauernde Niederlassungen begründen. Von den seßhaft gewordenen Völkerschaften, die nun begannen, Reiche — das burgundische und fränkische — zu gründen, sowie von den Alemannen haben wir kaum erst (S. 52) gesprochen. Die Markomannen, die einst unter Marbod eine so bedeutsame Rolle spielten, gehen nach der Völkerwanderung in die Bajuvaren über; auch die Quaden, welche meist mit den Sarmaten und Markomannen genannt werden und bis zum vierten Jahrhundert in Theilen von Mähren und am Westrande Ungarns saßen, verloren sich gegen Ende des fünften Jahrhunderts unter suevischen Stämmen. Der alte Name der Semnonen, jener zum Suevenbunde gehörigen ehemals mächtigen Völkerschaft, die im nordöstlichen Deutschland an beiden Seiten der Spree ihre Sitze hatten und bei Marbod, dem Markomannenfürsten genannt worden, ist schon nach den markomannischen Kriegen verschwunden; ebenso waren ihre Nachbarn, die im Westen der Werra seßhaft gewesenen Hermunduren, in die Thüringer übergegangen; auch die Donau-Sueven gingen später in dem schwäbischen und österreichisch-bayerischen Stamme auf. Doch ging, wenn auch der Name verschollen ist, keineswegs die Kraft dieser Stämme verloren.

Die gothische Völkergruppe. Es bilden sich fortdauernd immer neue große Völkergruppen; bezeichnend ist es für sämmtliche germanische Völker, daß bei ihnen das Königthum zu den altbegründeten Einrichtungen gehört; dies tritt nicht nur bei den zur gothischen Gruppe (Ost- und Westgothen) gehörigen Völkern, den Burgunden, Vandalen, Gepiden, Herulern, und Rugiern auf ihren Wanderungen mächtig hervor, sondern auch bei der großen Völkergruppe der Sueven, Markomannen, Quaden und Thüringer, nicht minder bei den Alemannen und Franken.

Bei den **Vandalen**, die ursprünglich an der Ostsee, zur Zeit der Markomannenkriege an der Donau wohnten, hat der König die oberste Gerichtsgewalt; er ist höchster, oberster Richter und ernennt die vandalischen Beamten. Auch dort ruhte das Königthum ursprünglich auf patriarchalischer Grundlage; allein infolge der welterschütternden Kriege unter Gaiserich übte der König eine weit ausgedehntere Herrschergewalt. Jedenfalls hatte er während des Kriegsgetöses das neue Recht erworben, allein über Krieg und Frieden zu entscheiden, und so fällt die gesammte politische Leitung der jungen germanischen Reiche nach und nach den Königen anheim.

Die Alanen, deren wir bereits früher (S. 30 und 32) gedachten, nehmen unter den Verbündeten der Vandalen die erste Stelle ein. Ihre Heimat ist, wie schon erwähnt, an den Nordostabhängen des Kaukasus zu suchen. Sie hatten sich bereits vor der Ueberwanderung der Vandalen nach Afrika diesen angeschlossen.

Die Heruler, ursprünglich an der Südwestküste der Ostsee, der Sage nach gleich den Gothen auf der Insel Scanzia heimisch, schweiften fast nach allen Himmelsgegenden; es leisteten Herulerscharen fast allen Völkern als Leichtbewaffnete im Kriege gute Dienste. Unter Justinian hört man das letzte Mal von den Herulern; sie sind später in den Kämpfen auf der Balkanhalbinsel spurlos untergegangen.

Die Gepiden, ebenfalls zur gothischen Völkerfamilie gehörig, sind nach der gothischen Wandersage bei Jordanis mit aus Skandinavien ausgewandert. Ihre ersten sicheren Sitze befinden sich an der Ostsee, nahe bei der Weichselmündung. Von da — wahrscheinlich die Weichsel hinauf abziehend — erscheinen sie stets im Nachtrab der Gothen, und so hat die Sage sie treffend als die langsamen Nachtreter derselben aufgefaßt. Nach der Wanderung der Gothen gegen Osten sitzen sie im Rücken der Westgothen. — Wie alle Gothenstämme stehen sie von Anfang an bis zu ihrem Verschwinden unter Königen.

Die **Rugier, Skiren** und **Turcilinger**, zur Gefolgschaft der großen Wandergruppen gehörig, werden meist zusammen genannt und erscheinen zuerst an den Odermündungen seßhaft. Nach der gothischen Wanderung werden sie von den Gothen aus diesen Gegenden verdrängt. Im fünften Jahrhundert wohnten sie an der Donau und gehörten zum großen Reiche Attila's. Nach Auflösung des hunnischen Reichs hausen sie an der unteren Donau, wo sie sich mit den suevischen und anderen Stämmen vergeblich gegen die hunnische Macht verbanden. — Aus den Resten der Rugier, Skiren und Turcilinger hat man die Bayern hervorgehen lassen. Es ist möglich — sagt Dahn — daß sich einzelne Splitter derselben an diese anschlossen, allein die Hauptmasse dieses früher zahlreichen Stammes ist wol aus den Markomannen erwachsen.

Die Hunnen. Die ausgedehnten Länderstrecken, welche heute die Magyaren inne haben (Pannonien), beziehentlich jene Gebiete, die im Alterthum die Skythen bewohnten, waren im vierten Jahrhundert die Sitze der barbarischen Stämme der Hunnen, denen wir uns jetzt wieder zuwenden.

Dieses sind die wichtigsten Völkerschaften, welche zur Zeit des großen hunnischen Völkersturms unter Attila an der Zerstörung des Römischen Reiches mitwirkten. Wir werden im Verlaufe unserer Darstellung noch andere Gruppen kennen lernen und deren Herkunft und Geschichte verfolgen.



Die Hochflut der Völkerwanderung.

Attila, die Gottesgeißel.

(434—453 n. Chr.)

Um die Mitte des fünften Jahrhunderts tritt uns an der Spitze des hunnischen Volkes, das bereits seit länger als fünfzig Jahren das Römische Reich bedrohte, die dämonische Gestalt eines Weltenstürmers entgegen, der von jetzt an immer gewaltiger in den Vordergrund der Geschichte sich erhebt. Er zählt zu den merkwürdigsten Persönlichkeiten aller Zeiten. Die Sage hat die Gestalt des Länderverwüsters, der sich selbst eine „Geißel Gottes" nannte, ins Riesenhafte vergrößert. Bald erscheint er, wie im Nibelungenliede, als Held, nahe verwandt in Wesen und Charakter den burgundischen Recken; bald im Hinblick auf den Schrecken, den er seinen Zeitgenossen und den nachfolgenden Geschlechtern einflößte, als Menschenwürger.

Attila, dem „Beherrscher des Ostens", war es gelungen, in kurzer Zeit seine Gewalt über ganz Germanien bis nach den Steppen Centralasiens auszudehnen und sich einen guten Theil des Orients und Occidents zinspflichtig zu machen Freilich zerfiel dieses ausgedehnte Reich fast eben so rasch als es herangewachsen war.

König Rugilas. Der Weltstürmer war der Neffe des Königs Rugilas, unter welchem sich die Hunnen zuerst zu einer anerkannt europäischen Macht, wie wir heute sagen würden, konstituirten. Rugilas suchte, als schlauer Machthaber im Trüben zu fischen und ließ es sich angelegen sein, mit Konstantinopel und Ravenna zugleich auf leidlich gutem Fuß zu stehen; demgemäß befand er sich abwechselnd bald zur Seite des einen, bald des anderen Hofes als Bundesgenosse. Gegen Radagais leisteten die hunnischen Krieger dem Weströmischen Reiche gute Dienste, und wenige Jahre später nahm Honorius sogar 10,000 Hunnen zur Bekämpfung Alarich's in Sold. Mit Rugilas schloß Theodosius der Jüngere, um Ruhe zu bekommen, jenen entwürdigenden Vertrag, wodurch er sich verpflichtete, dem Könige jährlich 350 Pfund Goldes zu entrichten. Rugilas' Neffen, Attila und Bleda, erzwangen die Erhöhung dieser Jahrgelder aufs Doppelte — etwa 210,000 Thaler — und erlangten zugleich die geforderte Auslieferung aller hunnischen Flüchtlinge. Diese Ueberläufer, worunter zwei Sprossen königlichen Geschlechts, wurden sofort an das Kreuz geschlagen.

Alle Vorstellungen von der unwiderstehlichen Kraft des Hunnenreichs verkörperten sich in der Folge in Attila. Bleda, wahrscheinlich der ältere Bruder, war Mitregent, Attila aber blieb die Seele aller kriegerischen Unternehmungen. Derselbe wird durch Jordanis, wie folgend geschildert: „Zur Erschütterung der Welt geboren, setzte die, man weiß nicht wie weit verbreitete Meinung von dessen Furchtbarkeit alle Lande in Schrecken. Stolzen Schritts,

die Blicke um sich her werfend, leuchtete sein Machtgefühl aus jeder seiner Bewegungen hervor; Krieg, Kampf und Schlachten liebend, mäßigte er doch gern das Blutvergießen. Unerschütterlichen Rathschlusses, gab er aber auch Bittenden willig Gehör und war für Diejenigen, welche er als treu erkannt, voller Wohlwollen. Im Aeußeren war er „von gedrungener Gestalt, breiter Brust, mächtigem Kopfe, kleinen Augen, ein wenig grau eingesprengtem Barte, platter Nase und dunkler Farbe", dadurch die Merkmale seiner Rasse bekundend."

Eine ungeheure Macht hatte sich unter den Bannern dieses Steppenfürsten vereinigt. Könige scharten sich als dienstwillige Vasallen um ihn, und in dem hölzernen Hause, in welchem er mit kaum glaublicher Einfachheit Hof hielt, versammelten sich die Häupter der mächtigsten germanischen und slavischen Stämme: Ostgothen, Gepiden, Thüringer, Heruler, Turcilinger, Rugier und Chazaren.

An den Hof Rugilas' war Aëtius schon 432 als Hülfeflehender gekommen. Der Hunnenkönig verwendete seinen mächtigen Einfluß zu seinen Gunsten und die Kaiserin versöhnte sich mit dem Abtrünnigen; ja sie vergaß, daß er es war, durch dessen Ehrgeiz ihr Afrika verloren gegangen. Sie setzte ihn sogar wieder in sein Amt ein und verlieh ihm das Patriziat, d. h. den obersten Rang im Reiche. Mit einem mächtigen, von ihm in römischen Sold genommenen Hunnenheer kehrte Aëtius zurück. Das Glück erwies sich ihm hold, als er mit diesen Scharen die Burgunder (435) bekriegte und später (437 und 438) gegen die Westgothen focht, welche aus unbekannt gebliebenen Gründen sich gegen die römische Oberherrschaft erhoben hatten. Aëtius machte der Auflehnung von Gallien ein Ende und unterwarf dasselbe wieder der römischen Herrschaft, unterdrückte die aufkeimende Selbstständigkeit Armorika's und verhinderte ein weiteres Emporkommen des aufstrebenden Frankenreichs. Sein Einfluß bei der Regentin war daher maßgebender denn je.

Vertrag des Theodosius II. mit den Hunnen. Auf die Willfährigkeit des Aëtius rechnete Attila bei seinen weit ausschauenden Entwürfen. Hatte jener doch die Gastfreundschaft des Hunnenfürsten genossen und ihm seine machtvolle Stellung und die Wiedergewinnung seines Einflusses zu danken. Bereits in den Jahren 441 und 442 setzten sich die hunnischen Steppenwölfe in Bewegung, brandschatzten die Provinzen des Oströmischen Reichs und suchten sie durch Greuel aller Art schwer heim. Nachdem Attila alle Länder vom Schwarzen bis zum Adriatischen Meere verheert und die Heere des Kaisers in drei Schlachten besiegt, durchzogen seine Scharen plündernd und zerstörend Thrakien, Makedonien und Griechenland. Ueber 70 blühende Städte sanken durch das Wüthen dieser Unholde in Schutt und Trümmer. Auch Konstantinopel wäre in die Gewalt der Völkergeißel gefallen, wenn Attila sich auf die Kunst der Belagerung verstanden hätte. Theodosius blieb nichts übrig, als sich Ruhe durch einen schimpflichen Frieden zu erkaufen. Hiernach wurde (447) das südliche Uferland der Donau von Singidunum bis Naissus den Hunnen als Weideland für ihre Herden überlassen. Der Jahrestribut, den Byzanz ihnen zahlen sollte, wurde auf 2100 Pfund Goldes erhöht, alle Kriegskosten sollten vergütet, alle Gefangenen und Ueberläufer ausgeliefert werden. Nach diesen Erfolgen im Morgenländischen Reich konnte Attila seine Blicke auf das Abendland richten, wo infolge der Stellung des Reichsverwesers Aëtius, der die Geschicke des Reiches leitete, noch größere Erfolge zu erwarten waren.

Das Oströmische Reich. Bevor wir uns aber den dort sich vorbereitenden Ereignissen zuwenden, erwähnen wir in aller Kürze zuvor die Begebenheiten im Oströmischen Reiche bis zu jenem Zeitpunkte, um welchen das Weströmische Kaiserthum sein Ende fand. Durch die damit zusammenhängende Gründung des Ostgothischen Reiches geht die Geschichte der Völkerwanderung in die Geschichte einzelner Reiche über, etwa um das Jahr 500.

Der schwache Theodosius II. starb (450) drei Jahre nach jenem schimpflichen Frieden mit den Hunnen, und es schaltete und waltete Pulcheria im Oströmischen Reiche wie bisher; allein sie versah sich doch wenigstens dem Namen nach mit einer männlichen Stütze, indem sie dem sechzigjährigen Senator Marcian ihre Hand und mit derselben den Kaisertitel gab.

Er führte das Regiment nach dem Ableben der Pulcheria trotz seines Alters mit Kraft und Entschiedenheit (453—457), indem er namentlich das schmachvolle Verhältniß zu den Hunnen löste, und diese wenigstens von weiteren Eingriffen abhielt, dadurch aber freilich die Veranlassung bot, daß sie sich mit um so größerer Wuth auf das Abendland stürzten.

Kaiser Leo I. Nach Marcian's Tode war der Thron erledigt, und der Feldherr Aspar, ein Gothe, hätte ihn besteigen können; allein er fand es vortheilhafter, im Namen des Kaisers zu herrschen, als selbst Kaiser zu sein. Er schlug also dem Senate seinen Haushofmeister, den Kriegsobersten Leo, als Kaiser vor, und dieser trat die Regierung an als Leo I. (457—474). Unabhängigkeit von den Einflüssen Aspar's zu erringen, erschien dem neuen Gewalthaber als vornehmste Aufgabe, und er löste sie, indem er Denjenigen dem Arm des Henkers überlieferte, der ihm zum Throne verholfen. Tadelfreier als diese schändliche That erscheint Leo's äußere Politik. Der Kriegszug, welchen er in Verbindung mit dem Feldherrn des Weströmischen Reiches gegen den Vandalenkönig Gaiserich einleitete, und den wir noch später kennen lernen werden, zeigt ungeachtet des durch den oströmischen Feldherrn Basiliscus herbeigeführten unglücklichen Ausganges, daß Leo ernstlich dahinstrebte, sein Reich vom Drucke der Barbaren zu befreien.



Attila.

Die Kaiser Zeno und Anastasius. Nach Leo's Tode folgte ihm der Gatte seiner Tochter Ariadne, ein Isaurier, Namens Traskalisseus, der diesen barbarischen Namen mit dem griechischen Zeno (474 bis 491) vertauschte. Aus seiner Regierungszeit läßt sich nicht viel berichten; den größten Theil derselben füllte die Niederwerfung einer Verschwörung aus, welche der schon genannte Feldherr Basiliscus im Verein mit seiner Schwester Verina, Kaiser Leo's Wittwe, gegen Zeno angestiftet und fortgesetzt hatte. Als Letzterer starb, vermählte sich seine Wittwe Ariadne mit dem wackern, rechtschaffenen Minister Anastasius, der dadurch (von 491—518) Inhaber des Oströmischen Kaiserthrones wurde.

Das Weströmische Reich. Nach diesem Blick auf das Morgenland kehren wir zum Abendlande zurück. Attila, der, wie wir wissen, seine ehrgeizigen Absichten längst schon auf das Abendland gerichtet hatte, sah sich durch äußere Veranlassungen genöthigt, die Ausführung seiner Pläne zu beschleunigen. Im Frankenreich war nach dem Tode Chlodio's Zwiespalt zwischen seinen beiden Söhnen ausgebrochen, von denen der jüngere, der Beherrscher der salischen Franken, ein Bündniß mit Valentinian III. schloß, während der ältere, das Haupt der ripuarischen Franken, den Beistand der Hunnen anrief. Ebenso verlangte Gaiserich, der Vandalenkönig, Attila's Beistand. Gaiserich fürchtete mit gutem Recht die Rache des Theodorich, Königs der Westgothen. Denn er hatte die an seinen ältesten Sohn verheirathete Tochter des Gothenkönigs eines Anschlags auf sein Leben beschuldigt und sie dem Vater verstümmelt und entehrt nach Toulouse zurückgeschickt. Letzterer verband sich auch dann (451) mit Aëtius gegen die Hunnen.

Attila's Verwüstungszug. Die Abgesandten der Könige der Vandalen und der Franken fanden bei dem Beherrscher des Ostens ein nur allzu williges Gehör. Seine Hunnen, deren Verehrung für ihren gewaltigen Führer bis zu abergläubischer Ehrfurcht sich verstieg, seit er ihnen vorgespiegelt, das Schwert des hunnischen Schutzgottes aufgefunden zu haben, folgten ihrem Fürsten, wohin er sie auch führte. Es hatte ihm sogar nichts geschadet, als die Reichthümer Persiens ihn zu einem Kriegszug nach Asien verleiteten, ein übereiltes Unternehmen, welches schlechten Ausgang hatte, und das er durch eine Niederlage in der armenischen Ebene büßte; ja als er i. J. 444 seinen Bruder Bleda umbringen ließ, ward auf sein Vorgeben hin, die Bluthat sei auf Geheiß der Nationalgottheit der Hunnen erfolgt, der Mord gleich einem Siege festlich gefeiert.



Attila nach dem entscheidenden Angriffe der Westgothen. Zeichnung von Hermann Vogel.

Im Jahre 450 brachen die Hunnen aus Pannonien hervor, und Attila durchzog an der Spitze von einer halben Million Krieger und mehr, Oesterreich und Oberdeutschland. Er zerstörte auf seinem Marsche Worms, erschlug den Burgunderkönig Gunther mit seinen Mannen und vernichtete das Reich desselben. Auch die blühenden Rheinlande boten binnen Kurzem nur ein Bild jammervoller Verwüstung. In der gleichen Weise hausten die Hunnen in dem heutigen Elsaß-Lothringen, in der Champagne, an den Ufern der Loire; ja bis vor die Mauern von Orleans wälzte sich der Strom der Alles verheerenden Steppenwölfe.

Die Schlacht bei Chalons. Hier erst gebot das Schicksal dem Hunnenkönig Halt. Aëtius, der römische Oberfeldherr, beeilte sich mit einem Heere heranzukommen, zu dem die Gothen unter Theodorich's und seiner Söhne Führung stießen. Die vereinigte Heeresmacht verstärkten außerdem Heerhaufen salischer Franken unter Merovaus, Burgunder, Alemannen,

Sachsen, Alanen und Armoriker, so daß eine gewaltige Gegnerschaft Attila erkennen ließ, daß es ihm diesmal nicht so leicht werden dürfte, mit dem Feinde fertig zu werden.

Der Hunnenkönig, an der Spitze einer noch zahlreicheren Streitmacht, hatte eine ganze Anzahl germanischer Stämme zu sich entboten. Ostgothen, Heruler, Rugier, ein Theil der Alemannen, Franken und Thüringer mußten Hülfstruppen stellen. Geschützt durch die von ihm errichtete, weithin sich ausdehnende Wagenburg, erwartete er in den weiten Catalaunischen Feldern um Chalons den Angriff.

Das grimmige Anstürmen und Ringen dieser Hunderttausende machte den Boden erzittern. Der Kampf wogte hartnäckig hin und her; lange blieb der Sieg zweifelhaft; denn die überlegene Taktik des Aëtius hielt den Menschenmassen des Attila die Wage. Endlich hatte dieser die Mitte der feindlichen Schlachtordnung durchbrochen, auch einen Theil der Westgothen zum Weichen gebracht, wobei der greise Gothenkönig Theodorich das Leben verlor. Schon wollten sich die wilden Hunnen mit Uebermacht auf die Römer stürzen; da brach der tapfere Thorismund, von den Anhöhen niederstürmend, mit einer kühnen Schar Westgothen gegen sie heran, um den Tod seines Vaters zu rächen. Der neue unerwartete Anprall brachte die Hunnen in Verwirrung; ein furchtbares Schlachten begann in Attila's Reihen, und als der Abend herabbrach, sah sich dieser hinter seine Wagenburg zurückgedrängt. — Mißmuthig über sein Geschick, das ihm zum ersten Male einen Sieg entriß, ließ der schreckliche Hunnenfürst alle Sättel und Pferdedecken seiner Reiter zu einem Scheiterhaufen zusammen tragen, fest entschlossen, sich darauf dem Flammentode preiszugeben, wenn der Feind die Wagenburg erstürmen sollte. Um diese Zeit wäre durch einen noch entscheidenderen Angriff die hunnische Macht zertrümmert worden; aber ein solcher Ansturm unterblieb und Attila entging dem Verderben. Denn auch die Gothen und Römer hatten schwere Verluste erlitten und im westgothischen Lager herrschte Verwirrung; die Krieger waren durch den Tod ihres Königs aufs Aeußerste betroffen, und seine Ersetzung durch den kühnen Thorismund beschäftigte vollauf die Führer. — Im Ganzen bedeckten 162,000 Todte und Verwundete den Kampfplatz um Chalons.

So konnten denn die Hunnen ihren Rückmarsch über den Rhein ohne größere Verluste fortsetzen. Die geringen Anfänge neuer Kulturelemente, die im Aufkeimen begriffenen Staaten, welchen in der Zukunft eine so große Mission zufallen sollte, waren gerettet. Zwar unternahm Attila i. J. 452 noch einen Raubzug nach Oberitalien, bei welchem er sich indeß damit begnügte, das nördliche Italien zu verheeren und auszuplündern. Aëtius, von den gallischen Hülfstruppen und von dem byzantinischen Hofe verlassen, fühlte sich zu schwach, um energischen Widerstand zu leisten. Aber auch Attila's Kraft war gebrochen, der Glaube an die Unbesiegbarkeit der Hunnen geschwunden.

Attila's Tod. Noch einmal setzte sich zwar der fürchterliche Mann an die Spitze seiner Scharen, in der Absicht, die Schrecken, welche seine Gegenwart hervorrief, bis nach Rom zu verbreiten. Er näherte sich, nachdem er Aquileja, Padua, Vicenza und Bergamo zerstört, der entsetzten Reichshauptstadt. Der Kaiser erbebte; vergebens beschworen dessen Gesandte den Unabwendbaren, Halt zu machen. Da war es die ehrwürdige Erscheinung des greisen Bischofs von Rom, welche Rom rettete; Leo suchte den Hunnenkönig in seinem Lager auf, flehete ihn in so rührenden Worten an, die Stadt zu verschonen, daß Attila dem Weitermarsch seiner Hunnen wirklich ein Ziel setzte.

In jene Zeit fällt die Gründung von Venedig durch die aus Furcht vor den Hunnen nach den Inseln und Lagunen, d. i. den Sümpfen des Adriatischen Meeres, geflohenen Bewohner der Lombardei und der Poniederungen. Auf Grund des durch den Bischof Leo vermittelten Friedens kehrte Attila vorerst wieder nach Pannonien zurück. Unter Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge setzte das Schicksal seinem weiteren Wüthen ein Ende.

Er hatte der Schar seiner Frauen die schöne Burgunderin Ildico beigesellt; nachdem er beim Hochzeitsmahle den Becher der Lust in vollen Zügen geleert, trat der Tod

an sein Lager. Als er am andern Morgen nicht unter den Seinen erschien, erbrachen sie die Thür des Schlafgemachs, und fanden den Entseelten, neben ihm in einen schwarzen Schleier gehüllt, in Thränen zerfließend, die junge trostlose Gemahlin. Zum Zeichen der Trauer zerfleischten sich die Hunnen das Gesicht und schnitten sich das Haupthaar ab. — Attila's Ueberreste wurden in drei Särge eingebettet; der erste derselben war von Gold, der zweite von Silber, der dritte von Eisen. Vorher war sein Leichnam auf dem Felde in einem seidenen Zelte ausgestellt worden. Um das Zelt hielten die edelsten hunnischen Krieger einen Kreislauf und als Trauergesang, dessen Worte Jordanis der Nachwelt überliefert hat, ertönte: „Attila, Mundzuck's Sohn, der erlauchte König der Hunnen, Herr der tapfersten Völker, der in vorher unerhörter Macht die skythischen und germanischen Reiche beherrschte, schreckte beide römische Reiche, deren Städte er einnahm, und die er zwang, die Schonung des Restes derselben durch einen jährlichen Tribut zu erkaufen. Auf dem Gipfel solchen Glückes verschied er, nicht durch des Feindes Schwert oder der Seinen Hinterlist, sondern während diese im Taumel der Freude schwelgten, schmerzlos auf seinem Lager."

Attila, dessen Auftreten etwas Dämonisches hat, verdient wol manche der Lobsprüche, welche seine Hunnen ihm spendeten. Er schaltete und waltete mit unerschütterlicher Gerechtigkeitsliebe und bezeigte sich gegen Flehende mild und gnädig. Er selbst war einfach in seinen Sitten und sein Regiment ein durchaus patriarchalisches. Unbelästigt war im Hunnenreich Jeder, der die einfachen Gebote des Herrschers nicht verletzte. Die dem Volke auferlegten Lasten waren nicht groß; mit dem römischen Tribute wurden alle Staatsausgaben bestritten, und so kam es, daß selbst geborene Römer das Leben unter den Hunnen dem Aufenthalt im römischen Staate vorzogen. Daher fanden sich unternehmungslustige Männer aller Völker und jeden Glaubens an König Attila's Hof und in dessen Diensten. Das deutsche Heldenlied singt von ihm:

> Bei ihm war allerwegen, so sieht man's nimmermehr,
> So christlicher Glauben, als heidnischer Verkehr.
> Wozu nach seiner Sitte sich auch ein Jeder schlug,
> Das schuf des Königs Milde: man gab doch Allen genug.

Das Ende des Weströmischen Reichs.

Durch den Sieg über die hunnische Macht, an dem Aëtius einen so großen Antheil hatte, war, wie wir wissen, der Zusammensturz des Römischen Reiches nur verzögert, nicht verhindert worden. Auch der Sieger sollte sich nicht lange seines Erfolges erfreuen. Rom war bereits zu tief gesunken, als daß irgend ein großer Mann, den es hervorbrachte, dem Haß der Mittelmäßigkeit und dem Neid der Erbärmlichen in der Umgebung des Hofes hätte entgehen können; wie bei Stilicho, so waren auch bei Aëtius gerade seine Erfolge die Ursache seines Unterganges. Der unfähige Valentinian III. blickte voll Verdruß und Eifersucht auf den Feldherrn und ließ ihn ermorden, als Aëtius ungestüm in die besprochene Vermählung seines Sohnes mit der Tochter des Kaisers drang. Der jämmerliche Monarch betheiligte sich sogar persönlich an dem Morde. Bald darauf that Valentinian der schönen und sittsamen Gemahlin des Petronius Maximus, eines reichen, angesehenen Römers, Gewalt an; diese Schandthat führte seinen Tod herbei. Der beleidigte Gatte gewann zwei tapfere Gothen, Waffengefährten des Aëtius, die unter den kaiserlichen Leibwächtern dienten, um sich und Aëtius zu rächen. Diese Beiden erschlugen am 16. März 455 den Kaiser, als er zum Bogenschießen auf das Marsfeld ritt, ohne daß irgend Jemand die gefürchteten Gardisten zu hindern wagte. Das kaiserliche Diadem brachten Beide dem Maximus, der alsbald von dem Senat einstimmig als Kaiser begrüßt wurde. Unaufhaltsam schritt aber die Nemesis weiter. Bald nach ihrer Mißhandlung starb das Weib des Maximus. Aus Ehrsucht strebte dieser nun nach der Hand der kaiserlichen Wittwe Eudoxia.

Zweite Zerstörung Roms durch Gaiserich. Abscheu vor dem Mörder ihres Gatten und Rachedurst veranlaßten diese, den schrecklichen Gaiserich, der während der Hunnenkriege seine Herrschaft über ganz Nordafrika, Sardinien und Sizilien ausgedehnt hatte, herbeizurufen. Die Vandalenflotte landete, und es nahte das Ende Roms. Am 12. Juni 455 zog mit den Vandalen das Verderben in die Stadt ein. Gaiserich gestattete seinen Truppen eine vierzehntägige Plünderung. Aus jenen Tagen stammt der Ausdruck „Vandalismus".

Diesmal hatte die Zusprache des würdigen Bischofs Leo I. nichts gefruchtet. Der Piratenkönig wies ihn rauh ab. In der Stadt selbst dachte man an keinen Widerstand — Alles was fliehen konnte, suchte sich in Sicherheit zu bringen; darunter auch der feige Imperator, an welchem die erzürnte Volksmenge ihren Muth kühlte, indem sie ihn erschlug. Damit nicht genug, zerfleischte der Pöbel seinen Leichnam und trug einzelne Stücke desselben im Triumphe durch die menschenleer gewordenen Straßen. Drei Tage nachher zogen die Horden der Vandalen, nachdem sie anstandslos an mehreren Stellen die Mauern erstiegen unter entsetzlichem Siegesgetöse in die Prachtstadt ein. Weder Palast noch Tempel, wurde von den Barbaren verschont, Prachtwerke der Kunst zerschmettert, Heldenstatuen, Standbilder von Heiligen, die goldenen Gefäße aus dem Tempel von Jerusalem, das halbe vergoldete Dach des Kapitols ꝛc. auf die zur Fortschaffung der Beute bereitgehaltenen Schiffe geschleppt. Die reichen Städte Campaniens wurden in gleicher Weise schwer heimgesucht.

Was noch aus den Tagen des Gothensturms gerettet worden, fiel nun in die Hände der Piraten, was sich nicht fortschaffen ließ, ward zerstört. Auch viele tausend edle Römer und Römerinnen führte Gaiserich, der nach diesem Raubzuge nach Afrika zurückkehrte, mit sich, darunter Diejenige, welche die Barbaren herbeigerufen hatte. Die Kaiserin Eudoxia und ihre Töchter Eudoxia und Placidia wurden gleich Gaudentius, dem Sohn des Aëtius, von den Vandalen mit nach Afrika geschleppt.

Die Kaiser Avitus und Majorianus. Nach Gaiserich's Abzug war Rom seinem Schicksal überlassen. Auf Veranlassung Theodorich's II., des Gothenkönigs, eines Sohnes des Thorismund, der geholfen, die Schlacht auf den Catalaunischen Feldern zu schlagen, wurde Flavius Avitus, ein gallischer Vornehmer, zum Augustus ausgerufen. Er konnte sich jedoch nur vom 15. August 455 bis 16. Oktober 456 auf dem Herrschersitz erhalten. Ricimer, der Befehlshaber der barbarischen Soldtruppen des Kaisers vertrieb den schwachen Regenten, und besetzte darauf den Thron nach seinem Wohlgefallen. Seine erste Wahl fiel zufällig auf einen würdigen und wackern Mann. Majorianus (457 bis 461) liebte das Volk, schützte es nach innen durch eine gute Gesetzgebung und nach außen durch glückliche Kriegszüge, besonders gegen die Westgothen und die Vandalen. Die Ersteren zwang er durch Erfolge, die er über sie davontrug (79), zur Anerkennung seiner Oberhoheit, die Letzteren durch neue gewaltige Rüstungen zum Frieden. Aber es schien fast, als sei das morsche Reich eines tüchtigen Herrschers gar nicht werth. Denn als Majorianus aus dem Felde nach Italien zurückgekehrt war und dem herrschenden Unwesen, namentlich der Beamtenbetrügerei Schranken setzen wollte, machte er sich durch seine wohlgemeinten Reformen so verhaßt, daß er abdanken mußte. Fünf Tage nachher hieß es, er sei an der Ruhr gestorben.

Ricimer setzte Kaiser ein und ab und regierte auch wol häufig selbst im Namen des morgenländischen Hofes, bis dieser endlich den Schwiegersohn des alten Marcian, Anthemius, einen Enkel des gleichnamigen früheren Ministers, als Kaiser (467—472) nach Rom sandte.

Anthemius wurde mit Jubel aufgenommen und rüstete sogleich zu dem Vandalenkriege, welchen er mit Kaiser Leo I. verabredet hatte. — Ricimer, obgleich er des Anthemius Tochter geheirathet hatte, mochte trotzdem dessen Oberherrschaft nicht ertragen. Er ging nach Mailand, schlug hier seine Residenz auf und erklärte sich für unabhängig. Darüber kam es endlich zwischen den beiden Machthabern zum Kriege. Ricimer rückte vor Rom, nahm es ein, plünderte gleichfalls die unglückliche Stadt aus und ließ den in seine Gewalt gerathenen Anthemius niederhauen. Doch bereits wenige Tage darauf (472) starb er selbst.



Die Vandalen in Rom. Zeichnung von Hermann Vogel.

Romulus Augustulus. Nach dem Tode Ricimer's erhob der Befehlshaber der germanischen Truppen den Glycerius, einen unbekannten, aber tapfern Soldaten auf den Thron, während in Byzanz Julius Nepos zum Augustus des Abendlandes ernannt wurde. Letzterer rückte vor die Thore Roms; der schlecht unterstützte Glycerius verzichtete auf den Thron und nahm die Würde eines Bischofs von Salona an. Jedoch auch der neue Kaiser wurde bald durch einen Aufstand der barbarischen Bundestruppen zur Flucht nach seinem dalmatischen Heimatlande genöthigt. Endlich verschaffte ein gewisser Orestes aus Pannonien, der früher in Diensten Attila's gestanden, den verwaisten Thron seinem Sohn Augustulus, gewöhnlich Romulus Augustulus (475—476) genannt. Aber auch dieser junge Mann, welcher sich mehr durch seine Schönheit als die Stärke seines Geistes auszeichnete, konnte sich kaum ein Jahr lang behaupten. Indessen hat er seinen Namen wenigstens durch den traurigen Ruhm bekannt gemacht, der letzte abendländische Kaiser gewesen zu sein! So lange die Periode des Zerfalls der Weltherrschaft der Römer währt, so kurz und schmucklos ist die Geschichte ihrer Endschaft — man möchte fast sagen: so unwichtig und interesselos ist sie.

Die Vorgänge des Sturzes lassen sich sehr rasch berichten. Wie wir aus Ricimer's Beispiele gesehen haben, lag die Gewalt schon längst in den Händen der barbarischen Bundestruppen, die aus gemischten Haufen, namentlich Herulern, Rugiern und Alanen, bestanden. Sie waren nach Attila's Tode in römische Dienste getreten, hatten jedoch unter stets selbst gewählten Anführern eine gewisse, oft sogar gefährliche Selbständigkeit behauptet. Als nun ein kühner Abenteurer, Namens Odoaker, an die Spitze dieser Bundestruppen trat, forderten sie, auf die kriegerische Befähigung ihres Anführers bauend, von Orestes, der im Namen seines Sohnes regierte, ein Drittheil der italienischen Ländereien als Wohnsitze zu eigen. Da die Forderung abgewiesen wurde, erhob sich Odoaker gegen Orestes, tödtete denselben, nachdem er seinen Zufluchtsort Pavia eingenommen hatte, entsetzte Romulus Augustulus der Kaiserwürde, erklärte das abendländische Kaiserthum für aufgelöst (476) und machte sich zum Beherrscher des Landes, das er unter die Oberhoheit des orientalischen Kaiserhauses stellte. Von diesem zum Patricius ernannt, nahm er auf den Wunsch der germanischen Truppen den Titel eines Königs von Italien an.

So endete Rom, das einst die Welt beherrschte, ruhmlos, kläglich. Man bezeichnet Odoaker's Erhebung zum Beherrscher Italiens als den Untergang des Weströmischen Reichs. In Wahrheit ist es der Untergang des Römischen Reichs überhaupt. Der Ursprung und die Seele desselben, der Ausgangspunkt aller Einrichtungen, der Sitz römischen Wesens war Rom, und sobald dieses und das Abendland einmal vom übrigen Reiche losgerissen waren, fristete das Morgenland nur noch ein Scheindasein. Im Abendland aber, wo der Germane Odoaker herrschte, wurde der Grund gelegt zu einem neuen germanischen Königthum, auf welches die Weltherrschaft Roms übergehen sollte.

Odoaker, König von Italien.

Gelehrte Forscher haben über die Stellung gestritten, welche Odoaker unter den deutschen Söldnern eigentlich eingenommen, und ob er aus königlichem Geschlechte entstammt sei. Odoaker gehörte, nach Felix Dahn, wahrscheinlich dem Stamm der Skiren an, welcher mit den Rugiern von der Ostsee an die Donau gewandert und, wie alle seine Nachbarn, hier den Hunnen dienstbar geworden war. Sie fochten in Attila's Heer und ließen sich nach dem Zerfall des Hunnischen Reichs neben den Alanen in Untermösien nieder. Vergebens versuchten sie mit den Rugiern das Uebergewicht der Gothen in diesen Ländern zu brechen. Da nun die über Odoaker mit am besten unterrichtete Quelle, der Autor Anon Vales, ihn mit den Skiren heraufkommen läßt, so wird er wol ein Sohn eines skirischen Edelings gewesen sein. Bei der offenbar sehr innigen Verbindung der Skiren mit Rugiern, Turcilingern, selbst mit Herulern, kann es nicht befremden, aber auch gegen die obigen Angaben nicht entscheiden, wenn abweichende Herkunftsbezeichnungen über Odoaker bestehen.

Die Streitfrage über die Stellung Odoaker's vor dem Falle des Westreichs wird nach Dahn einfach entschieden durch eine Hauptquelle, „das Leben Severin's“: „Zu Severin kamen etliche Barbaren, sich vor einer Fahrt den Segen des Heiligen zu holen. Unter ihnen befand sich auch Odoaker, der später in Italien als König herrschte, ein stattlicher Jüngling in sehr unscheinbarem Gewande.“ Wie bescheiden wir uns immer den Anzug eines Königs jener Donauvölker vorstellen müssen — das ist kein König der Skiren, der — nur durch seine Größe auffallend, im geringen Gewande so ganz beiläufig erwähnt wird.



Odoaker zwingt Romulus Augustulus zur Niederlegung der Kaiserwürde. Zeichnung von V. Mörlins.

Damit stimmt denn auch Procop's Bericht: „Es war unter diesen Hülfstruppen ein gewisser Odoaker, einer von den Lanzenträgern des Kaisers.“

Ein dauerndes Werk vermochte Odoaker nicht zu begründen. Seinem Staate fehlte die nationale Basis. „Die Haufen Odoaker's waren kein Volk, sondern Landsknechtregimenter. Sie treten nicht mit alten organischen Gliederungen in den neu zu gründenden Staat ein, und des Führers Gewalt ist echtem Königthum nur nachgebildet. Deshalb macht auch die ganze Unternehmung den Eindruck des Unorganischen, Tumultuarischen, Provisorischen. Hier ist wirklich einmal ein Fall der Entstehung des Königthums aus dem

Waffendienst, ein Heerkönigthum — doch wie verschieden ist sein Charakter von dem der Vandalen, Gepiden, Gothen, die man alle auf einen Typus hat zurückführen wollen.

Das germanische Element im Weströmischen Reich. Der jähe Zusammenbruch des Weströmischen Reiches, die Entsetzung des letzten römischen Kaisers durch eine übermüthige Söldnerschar, kann uns zwar für den Augenblick überraschen, verliert aber alles Auffällige, sobald wir den Einfluß prüfen, den das germanische Element im Laufe der Jahrhunderte im Römischen Reiche erlangt hatte. Im vierten Jahrhundert, etwa zur Zeit Gratian's (375—383), hielt das römische Element in der Armee dem deutschen noch die Wage. Aber schon schlugen germanische Heerführer die Schlachten des Kaiserreichs am Euphrat und am Tigris, an der Donau und am Rhein, gaben als Konsuln den Jahren ihren Namen und leiteten als Minister die Kaiser und die gesammte Reichsverwaltung. In ersichtlicher Minderzahl treten die eingeborenen Römer in den Legionen und Geschwadern auf; eine Menge germanischer Hülfstruppen und kleinere Abtheilungen derselben waren über das Reich vertheilt, ja selbst die Grenzen des fernen Mesopotamiens waren durch sie besetzt. Im fünften Jahrhundert traten ganze Völkerschaften, wie die Westgothen, unter ihren Königen in ein militärisches Dienstverhältniß zum Römischen Reiche.

Aehnliche Verhältnisse bestanden in der Civilverwaltung. Die Bureaus der Beamten bildeten zwar nicht vorherrschend eine Domäne für die im Reiche lebenden Germanen. „Bei der Civilcarrière", bemerkt Dr. H. Richter (in seinem „Weström. Reich"), „mußte man Kenntnisse mitbringen und sich auf wohl bestandene Prüfungen, zu denen die natürlichen Gaben, wenigstens der Neueingewanderten nicht immer ausreichten, berufen können. In den Aemtern der Justiz, der Verwaltung und Finanzen finden sich durchgängig römische Namen, obgleich Schriftsteller behaupten, daß alle obrigkeitlichen Aemter von Deutschen versehen gewesen seien." Dies läßt sich allerdings dadurch erklären, daß die Kinder der meisten Angesiedelten römische Namen und römischen Unterricht erhielten. Sie werden in den Schreibstuben wie im Heere gedient haben; nur kann die Forschung nicht mehr die Römer von den Germanen unterscheiden. Die Zeitgenossen erkannten sie noch an dem hohen Wuchs, dem rüstigen Körper und der ganzen hell-lichten Erscheinung. Ihren deutschen Namen pflegten blos die Eingewanderten und die Söhne der im Reich ansässigen Völkerschaften zu behalten, wie Stilicho, der Vandale.

Das eigentliche Thätigkeitsfeld für alle Germanen blieb jedoch die Armee; hier konnten sie als Krieger ihre glänzendsten Eigenschaften entfalten, und sie flößten ihren römischen Kameraden wieder etwas von dem abhanden gekommenen heroischen Geiste ein; auch waren sie aufgeweckter, zuverlässiger, weniger eingebildet, fügsamer in Bezug auf Disziplin und fanden daher auch ein schnelleres Aufsteigen.

Im Ganzen zeigt das Römische Reich in dieser Periode den Charakter einer großartigen Invasion durch die Germanen, wenn auch vorzugsweise im Heer. Hierdurch gelangten die Militärhäupter zu ungeheurem Einfluß innerhalb des Staats- wie Familienlebens, zumal die Armee zuletzt fast ausschließlich aus Germanen bestand, die — ihrer Macht sich bewußt — den letzten römischen Kaiser im Stammland der römischen Weltherrschaft vom Throne stürzen konnten.

In Ermangelung nationaler Zusammengehörigkeit suchte auch Odoaker die Seinen durch verschwenderische Freigebigkeit an sich zu fesseln, wodurch er die Güter der „Krone so sehr erschöpfte, daß er bald das Vermögen vornehmer Italiener angreifen mußte." Dieses Thun, welches seine Stellung erschütterte und seinen nachmaligen Sturz durch Theodorich erleichterte, entsprang aus dem vergeblichen Streben, einen Ersatz für das fehlende Bindemittel der Nationalität zu schaffen. Denn auch in jener frühen Zeit bildete die Nationalität die Grundlage jedes gesunden Staatslebens, und erst mit der Entwicklung der Nationalitäten, namentlich der fränkischen, findet die große Völkerbewegung ihren endlichen Abschluß.



Verkündigung des Christenthums in Gallien. Zeichnung von A. de Neuville.

Zweiter Zeitraum.

Die Periode neuer Staatenbildungen.

(Von 500—750 n. Chr.)

Das fränkische Reich.

Chlodowig.

Noch ist die Periode der Völkerwanderung nicht abgeschlossen. Wir treten jedoch in einen gleich dunkeln Zeitraum ein, innerhalb dessen sich uns noch manche Räthsel, vornehmlich im Beginn desselben, entgegenstellen. Im Großen und Ganzen ist es jedoch eine Zeit der Abklärung. Schärfer treten die sich vorbereitenden Staatengebilde hervor, welche in Zukunft die Führung Europa's übernehmen; inmitten des stattgehabten allgemeinen Zusammensturzes befestigen sich große, mächtige Reiche germanischen Ursprungs, auf deren Anfänge wir bereits in den gothischen und fränkischen Wanderungen hinwiesen. Vor Allem ist es ein germanischer Stamm — der fränkische, dem von nun an eine große Mission in der Weltgeschichte zufällt. Waren die Gothen vorzugsweise dazu ausersehen, die Kultur der alten Welt zu zertreten, so waren die Franken Diejenigen, welche eine neue aufbauen sollten, und welche fortan als die hervorragendsten Träger der christlich-germanischen Gesittung erscheinen. Allerdings sind uns diese Franken und ihre rohen, gewaltthätigen Herrscher wenig anmuthend, immerhin interessiren sie in höherem Grade denen gegenüber, welche bisher aus dem großen Völkergewühle hervortraten, als ein neuschaffendes und organisirendes Element. Manches edle Gut römischer Kultur wird im letzten Akte des großen weltgeschichtlichen Dramas noch durch sie vor Zerstörung behütet und der Vergessenheit entrissen.

Fränkische Sagen. Die Geschichte, welche sich die Franken über ihre Herkunft bewahrt, ist mythischer Natur. Die Sage berichtet darüber Folgendes: Die Franken seien von Sicambria am Asow'schen Meere ausgezogen. An die äußersten Enden des Rheinstroms angelangt, hätten sie sich dort unter ihrem Fürsten Marchomer, dem Sohne des Priamus,

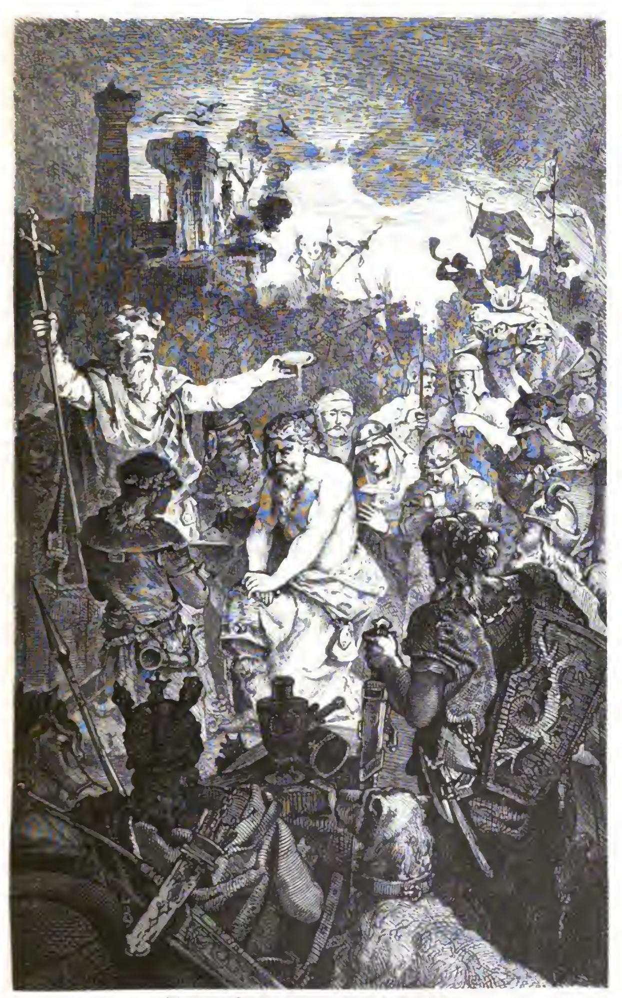
und Sunno, dem Sohne Antenor's, niedergelassen und lange daselbst gewohnt. Als es sich nach Sunno's Tode darum gehandelt habe, eine neue Herrschergewalt aufzurichten, hätten sie den Marchomer um seine Meinung gefragt, ob sie nicht lieber einem Könige gehorchen sollten, wie die anderen Völker. Auf seine Zustimmung hierzu hätten sie Pharamund, Marchomer's Sohn, gewählt und zu ihrem Könige erhoben.

Das Haus der Merovinger. Ursprünglich umfaßte das Fränkische Reich nur einen kleinen Theil des belgischen Galliens und des deutschen Niederrheins. Im belgischen Gallien saßen die Salier (der Ursprung dieses Namens ist unbekannt); die Hauptstadt ihres Gebiets war Doornik; am Rheine aufwärts, von Köln bis Mainz, und westwärts bis zur Mosel wohnten die Ripuarier oder Uferfranken. Ihre ältesten Herrscher, von welchen die Sage berichtet, waren der schon erwähnte Pharamund und Chlodio. Ein anderer König, Meroväus ward Stammvater des Hauses der Merovinger. Sein Sohn Childerich I., ein echter Franke, der sich kein Gewissen daraus machte, die schönen Töchter seiner Unterthanen zu verführen, interessirt uns weniger. Um so mehr des Childerich's Sprosse Chlodwig, den wir in der Zeit, zu welcher wir vorgeschritten sind, bald eine hervorragende Stellung unter den Gewaltigen der damaligen Welt einnehmen sehen. Historiker, welche dem Nationalgefühl der Franzosen schmeicheln wollen, haben ihn den Großen genannt, weil er als der eigentliche Stifter der großen fränkischen Monarchie zu betrachten ist.

Chlodwig hatte den Thron als ein erst fünfzehnjähriger Jüngling geerbt (481); aber kaum fühlte er sich auf demselben fest, als er trotz seiner Jugend daran dachte, das Reich durch Eroberungen zu erweitern. Er richtete seinen Blick zuerst auf das noch unter römischer Herrschaft stehende Land an der Seine und an der Loire. Syagrius, der römische Befehlshaber, welcher darin ziemlich unabhängig herrschte, wurde in der Schlacht bei Soissons (486) geschlagen, gefangen und bald darauf hingerichtet. Das ganze Gebiet ward dem Fränkischen Reiche einverleibt, unter Erhebung von Soissons zum Herrschersitz.

Bald zeigte sich eine Gelegenheit zu neuen Eroberungen. Die Alemannen, welche das Land zu beiden Seiten des Oberrheins bis an die Vogesen in Besitz hatten, drangen plötzlich den Rhein hinunter, wo sie auf das Gebiet der ripuarischen Franken stießen, über welche damals Siegbert herrschte. Dieser bat seinen Vetter Chlodwig um Hülfe gegen die herandringenden Schwärme, und Chlodwig kam ihm mit Freuden entgegen, denn eine günstigere Gelegenheit zur Erkämpfung eines neuen Ländergebietes hätte er sich gar nicht wünschen können. Bei Zülpich (sonst Tolbiacum) entbrannte die große Schlacht zwischen Franken und Alemannen (496), welche für die Letzteren so entschieden verloren ging, daß sie sich dem Sieger Chlodwig vollständig unterwarfen, und dieser das ganze alemannische Land, allerdings mit eignen Herzögen und unter Fortbestand der alten Gesetze, unter fränkisches Scepter brachte.

Taufe Chlodwig's. Nach dem glücklichen Ausgange dieses Feldzuges nahm Chlodwig, der mit seinem Volke bisher dem Heidenthum anhing, noch in demselben Jahre das Christenthum an, indem er sich zu Rheims von dem Bischof Remigius mit 3000 Edeln seines Gefolges nach athanasianischem Bekenntniß taufen ließ, wofür ihm der Bischof zu Rom den Titel des „allerchristlichsten Königs“ verlieh, ein Prädikat, das die fränkischen Monarchen noch bis in die neueste Zeit führten. Der Beweggrund zu diesem Uebertritt war neben der Bitte seiner christlichen Gattin Chlotildis — wie einst der Konstantin's — die Staatsklugheit. Diese ließ ihn erkennen, daß die herrschende Religion der Länder, welche er noch zu erobern trachtete, die christliche sei, daß diese sich einem christlichen Eroberer leichter unterwerfen würden als einem heidnischen. So gelangte das Christenthum in Franken zur Alleinherrschaft. Die alten Seher und ihre Opfer zogen sich in die Verborgenheit der Wälder zurück, bis sie auch hier vor der christlichen Kultur zurückwichen und ihrem unheimlichen Treiben entsagten.



Chlodowig's Taufe. Zeichnung von F. E. Wolfram

Gleich der erste Erfolg zeigte, wie er richtig gerechnet hatte. Die Bewohner Armorica's, welche ebenfalls Christen waren, wurden durch die Gleichheit des Glaubens veranlaßt, sich mit den Franken zu einem Volke zu vereinen; eben so ließen sich sämmtliche in Gallien zerstreuten Römer in das fränkische Volk aufnehmen. Dieser Gewinn war für Chlodwig's Reich außerordentlich. Allein er genügte ihm nicht. Zuerst versuchte er die Kräfte des neuen christlichen Reiches in einem Kriege gegen Burgund, dessen grausamer König Gundobald seine Brüder ermordet hatte. Chlotildis, des Frankenkönigs Gattin, war eine Schwester der Ermordeten und lag ihrem Gatten längst an, den Tod ihrer Brüder zu rächen. Chlodwig willfahrte diesen Bitten und überzog die Burgunder mit Krieg. Bei Dijon (500) kam es zur Schlacht, die für Gundobald verloren ging; derselbe flüchtete nun nach Avignon, wo ihn Chlodwig vergeblich belagerte. Infolge dessen kam ein Friede zu Stande, der die Tributpflichtigkeit Burgunds besiegelte.

Schlacht von Poitiers. Chlodwig hatte sich nur gezwungen zum Frieden mit dem Burgunder herbeigelassen. Denn er bedurfte Zeit und Kraft zu einem ihm wichtigeren Kriege gegen die Westgothen, welche den südöstlichsten, also den schönsten Theil Galliens noch in Besitz hatten. Bei dem Bestreben, ihrer Herrschaft durch einen Krieg mit dem westgothischen Könige Alarich II. ein Ende zu machen, kamen ihm die religiösen Verhältnisse trefflich zu statten, da Chlodwig der katholischen, Alarich aber der arianischen Kirche angehörte. Chlodwig erklärte, daß er sich berufen fühle, die katholischen Westgothen von den Bedrückungen des irrgläubigen Königs zu befreien; und — die Kriegsflamme war angefacht! Im Verein mit Gundobald von Burgund und Siegbert, dem Haupt der Ripuarier, drang Chlodwig ins Westgothische Reich ein. Alarich zog ihm entschlossen entgegen, verlor aber bei Voullon, unweit Poitiers, (507) Schlacht und Leben, so daß Chlodwig, nachdem er noch Tolosa (Toulouse) erobert, sein Ziel als erreicht ansehen, seine Heimkehr antreten und die völlige Vertreibung der Westgothen aus Gallien seinem Sohne Theodorich überlassen konnte, der denn auch (508) das ganze Land bis zu den Pyrenäen mit Ausnahme eines kleinen Theils dem Fränkischen Reiche einverleibte.

So hatte dies Reich, zu dessen Hauptstadt jetzt Paris erklärt wurde, in kurzer Zeit eine Ausdehnung erhalten, die es den großen Reichen Europa's an die Seite setzte. Doch auch dies genügte dem nimmersatten Eroberer nicht. Damit sein Reich mit Recht das fränkische heißen könne, erschien ihm nothwendig, daß nicht blos die salischen, sondern auch die Franken der übrigen Stämme, namentlich die ripuarischen, demselben unterworfen waren. Ueber die Letzteren aber herrschten noch völlig unabhängig Chlodwig's Verwandte Siegbert, Chararich, Ragnachar und Regnomer. Doch der erste allerchristlichste König verstand sich auf Anwendung von Mitteln, die Ueberlästigen zu beseitigen; Chlodwig schreckte vor einer Reihe von Mordthaten nicht zurück. Diese Morde, verübt an den letzten fränkischen freien Fürsten, dienten zur Festigung des Fundaments des Fränkischen Reiches: Siegbert wurde auf Chlodwig's Anstiften von seinem eignen Sohne Chloderich ermordet, den jener alsdann gleichfalls umbringen ließ; Chararich und sein Sohn wurden heimlich gefangen genommen und hingerichtet; Ragnachar nebst seinem Bruder Richar wurde auf heimtückische Weise von Chlodwig's eigener Hand niedergehauen, und endlich Regnomer gleichfalls auf dessen Anstiften meuchlerisch getödtet. — Nun konnte die blutbefleckte Hand des Mörders nach dem Tode der Frankenfürsten getrost weiter um sich greifen und sämmtliche fränkische Stämme dem Reiche einverleiben, so daß dasselbe nun auch den ganzen Nordosten Galliens bis zum Rhein und dessen Mündung umfaßte. Damit war die große fränkische Monarchie geschaffen, ein Werk der Treulosigkeit, Gewaltthätigkeit, des Kriegsglücks und des Verbrechens.

Chlodwig's Tod. Nicht minder bedeutsam wie die äußere Machtentfaltung war das Ansehen, welches Chlodwig sich erworben hatte. Nach seinen Siegen über die Westgothen wurde er vom Kaiser Anastasius zum Patricius und Konsul ernannt.



Chlodwig räumt unter seiner Verwandtschaft auf. Zeichnung von A. de Neuville.

Seine Herrschaft hatte hierdurch eine Legitimität erlangt, die eben so hoch zu schätzen war als der Segen, den ihm die Kirche verlieh. Er ward zum Rechtsnachfolger der römischen Kaiser, und von hier datiren die Ansprüche, welche die fränkischen Könige von nun an auf die Weltherrschaft erhoben. Chlodwig hatte in der That eine große Macht durch Glück, Gewalt und List in seiner Hand vereinigt. Noch manchen ihm im Wege stehenden Fürsten ließ Chlodwig beseitigen, so daß keine vornehme Familie mehr vorhanden war, welche neben den Merovingern noch Anspruch auf die Königswürde hätte erheben können. Doch raffte der Tod frühzeitig den gewissenlosen Monarchen vom Schauplatz seiner vielen Verbrechen weg. Er starb nach dreißigjähriger Regierung in seinem fünfundvierzigsten Lebensjahre am 27. November 511 zu Paris und wurde in der von ihm und seiner Gemahlin Chlotilde erbauten Kirche der heiligen Apostel begraben.

Die Monarchie der Merovinger ist insbesondere merkwürdig durch die Festigkeit, mit welcher die Dynastie begründet erscheint. In seltener Weise kommt hier schon früh das Prinzip der Legitimität zum Ausdruck. Es bestand in den Augen der Franken eine innige Verbindung zwischen dem Geburtsrecht und der Befugniß zur Thronbesteigung. Löbell weist in seinem „Gregor von Tours“ auf diese Besonderheit der fränkischen Monarchie, durch welche zum ersten Mal seit den Stürmen der Völkerwanderung neben dem durch Theodorich festgehaltenen Prinzip der Nationalität, als Grundlage der Staaten, das Prinzip der Erblichkeit des Thrones in entschiedener Weise zum Ausdruck gelangt, ausdrücklich hin. Wie lange freilich das Königthum bei den Franken so gesichert gegründet war, daß die Reihenfolge der Könige ununterbrochen fortging, ist nicht mehr auszumachen; es steht hier auf zu ungewissem Boden. Soviel aber ist gewiß, „daß das Geschlecht, aus welchem Chlodwig stammte, schon drei bis vier Menschenalter vor ihm in ausschließlichem Besitz der Königswürde, wenigstens bei den salischen Franken war.“ Infolge des Wüthens Chlodwig's gegen den vornehmen Landesadel entwickelte sich erst später wieder ein Nationaladel, dessen hervorragendstes Geschlecht die Merovinger nach und nach aus der durch Verbrechen erlangten Stellung sowie aus der königlichen Würde verdrängte.

Untergang des Burgundischen Reiches.

Bald nach dem Tode Chlodwig's verschwand auch das Burgundische Reich aus der Reihe der selbständigen Staaten. Bekanntlich war dieses Reich um 430 von Gundikar gestiftet worden. Hatte dieser kräftige Regent die Grenzen seines Reichs schon erheblich erweitert, so geschah ein Weiteres durch seinen Nachfolger Gundiak (435—473), der solch ausgedehnte Eroberungen machte, daß sich das Burgundische Reich nach Süden und Westen, vom Mittelmeer aus zwischen Alpen, Jura, Vogesen auf der einen, Rhone, Saone und Ardennen auf der andern Seite und in östlicher Richtung bis gegen Straßburg erstreckte. — Die Söhne Gundiak's theilten ihr Erbe. Einer von ihnen, Gundobald, strebte nach Alleinherrschaft und ließ seine Brüder umbringen. Diese Frevelthat brachte entsetzliche Wirren über das Reich und galt bisher mit als Ursache seines Untergangs. Doch liegt die wahre Veranlassung etwas tiefer.

Die Regierung Gundobald's (491—516) wird als eine musterhafte gerühmt. Nachdem er einmal seinen Zweck erreicht, bemühte er sich, die Wohlfahrt seines Landes nach Kräften zu fördern. Allein seine Schuld rief die Rachegedanken eines mit noch weit schrecklicheren Greuelthaten beladenen Ehrgeizigen herauf. Chlodwig, der Frankenkönig, nahm den Brudermord zum Anlaß, wie wir bereits berichteten, das Burgundische Reich mit Krieg zu überziehen, dessen Ausgang die Botmäßigkeit von Burgund unter das Fränkische Reich zur Folge hatte.

Der Nachfolger Gundobald's war sein ältester Sohn Sigismund (516—524), der, obgleich er sich durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche die Geistlichkeit zu befreunden suchte, doch den Untergang seines Reiches nicht aufzuhalten vermochte. Noch war die Schuld nicht gesühnt, als er durch den Mord seines eigenen Sohnes auch sein

Haupt mit Blutschuld belastete. Für die Frevel seines Vaters aber verlangte **Chlotildis**, des Frankenkönigs Chlodwig ehrgeizige Witwe, Genugthuung. Chlotilde war eine Tochter des Burgunderkönigs Chilperich, den Gundobald erstochen. Jahrelang, während der ganzen Regierung Gundobald's, war ihr Rachedurst ungestillt geblieben. Chlotilde trieb nun ihre Söhne an, den Tod ihres Vaters an Sigismund und den Seinen zu rächen. Nachdem Sigismund in offener Feldschlacht besiegt worden (523), fiel er den Franken in die Hände. Sammt seiner Gattin und zwei Kindern wurde er in einen Brunnen versenkt.

Sein Bruder **Gundemar**, welcher den Kampf noch eine Zeit lang fortsetzte, erlag gleichfalls der Uebermacht und endigte in fränkischer Gefangenschaft, worauf das Burgundische Reich der großen fränkischen Monarchie einverleibt wurde. Die Burgunder, welche ihre eigenen Einrichtungen und Gesetze behielten, mußten den Franken Heeresfolge leisten und wurden in aller Form zu fränkischen Vasallen. Der südliche Theil Burgunds fiel dem Gothischen Reich in Italien anheim. — So ungefähr entwickelte sich, wenn man nur nach den äußeren Veranlassungen urtheilt, die Katastrophe, welche das Ende des Burgundischen Reichs herbeiführte. Anders, wenn wir die feineren Fäden aufsuchen, welche, weniger sichtbar, die handelnden Personen in Bewegung setzen.

Das Burgundische Reich gehörte zu jenen germanischen Staatsschöpfungen, die leider nicht zu ihrer vollen Entwicklung gelangten, die aber, obwol unvollendet geblieben, durch das, was uns über ihre Einrichtungen berichtet wird, den Beweis liefern, wie die Burgunder mit Ernst ihre Aufgabe erfaßten. Wie bei den Gothen suchten die Regenten die Ergebnisse römischer Rechtsforschung zu verwerthen, und ihre Regierungsmaßregeln zeugten von einer schonenden Fürsorge für Land und Volk in ihren germanischen wie romanischen Bestandtheilen. Von Gundiak und Chilperich rührte beispielsweise die Bestimmung her, daß die Römer unter sich nach ihrem Rechte fortleben und daß die Urtheile bei ihren Prozessen, gemäß der römischen Gewohnheit gefällt werden sollten. Die Verwaltung des burgundischen Staates war eine regelmäßig geordnete, und es scheint hinsichtlich der Verwaltungspraxis mit der gothischen große Aehnlichkeit geherrscht zu haben; auch fehlt es nicht an religiöser Unbefangenheit, sodaß **Religionsstreitigkeiten** anfänglich den Frieden des Reiches nur wenig getrübt haben. Infolge der auch im Staate des großen Theodorich zur Uebung gelangten Duldsamkeit kannte man bei den Burgundern jene tiefgreifenden religiösen Zerwürfnisse nicht, welche den christlichen Staat des Orients erschütterten.

Arianismus und Katholizismus. „So parteiisch unsere Quellen uns die Nachrichten über die arianische Kirche vorenthalten", sagt **Binding** („Geschichte des burgundisch-romanischen Königreichs"), „so steht doch ein Hauptunterschied derselben von der katholischen fest. Das arianische Bekenntniß hielt sich völlig **innerhalb des Staates**, und seine kirchliche Verfassung ragte nicht über diesen hinaus. Die vielleicht unbewußte Tendenz des Arianismus war, **Landeskirche** zu sein, und zwar Landeskirche nicht in dem Sinne der exklusiven, allein vom Staate anerkannten, sondern als einer neben anderen dem einzelnen Staate sich einfügenden. Daher der Mangel aller Verbindung des burgundischen, westgothischen und des ostgothischen Arianismus. Ihm fehlte das weitgreifende Interesse, jener Trieb, die Welt mit dem Schwerte für sich zu erobern. Wo er in Gallien und Italien die Uebermacht hatte, kamen die Mittel der Ueberredung und der Gewalt, um Propaganda zu machen, nicht in Anwendung. Jene Eroberer des Christenthums, zu denen Chlodwig in gewissem Sinne schon gehörte, und die in Karl ihre großartigste Verkörperung fanden, war er unfähig zu erzeugen." Die Fahne des Katholizismus flattert nach anderen Winden. Diese staatliche Beschränkung kennt derselbe nicht, soweit er nicht muß. Gern zählt er die Könige zu seinen Bundesgenossen, aber nicht als die Vertreter der Staatsinteressen, sondern als Träger der Staatsgewalt. Er verbündet sich mit ihnen, um sie zu bekehren; wenn sie schwach sind, sie und in ihnen den Staat der Kirche unterthan zu machen. Wie jedoch das bürgerliche Gemeinwesen dabei fuhr, war ihm gleichgiltig.

„Wie aber verhielt sich der Staat seinerseits zu den beiden Bekenntnissen? Die Arianer anlangend, erfahren wir nur, daß Gundobald ihnen Kirchen erbaute. Ueber die Mitwirkung des Königs bei den Wahlen der Bischöfe bleibt Alles still; doch wird hier bei dem fast ängstlich auf Gerechtigkeit und Gleichmaß beruhenden Charakter des Burgundischen Reichs die Analogie des Katholizismus in anderen Ländern die Lücke ausfüllen können.“

Wirkung der Taufe Chlodwig's. Nach Chlodwig's Taufe endete der bisherige religiöse Friede. Es zeigte sich ein sehr sichtbares Drängen der Katholiken nach Glaubenseinheit; allerwärts suchten diese die Brandfackel unter die Massen zu werfen. Je näher die Gefahr eines Konflikts mit den Franken rückte, um so großartiger waren die Anstrengungen der Katholiken, den burgundischen Arianismus zu bekehren. Der erste Anstoß hierzu ging von Bischof Remigius zu Rheims aus, der Chlodwig getauft hatte, und es ist kaum zweifelhaft, daß Chlodwig selbst hinter ihm stand. Bald entzweiten nun Streitigkeiten zwischen Arianern und Katholiken das Land, das, ohnehin durch innere Zerwürfnisse gelähmt, ohne Hülfe von außen unrettbar der Katastrophe entgegentrieb. Der Krieg mit Chlodwig und die religiösen Zwistigkeiten brachten Gundobald um die Früchte seiner im Ganzen klugen Regierung. Die Lage verschlimmerte sich noch, als er es geschehen ließ, daß seine Söhne zur katholischen Kirche übertraten, ein Uebertritt, der infolge des Einflusses katholischer Priester, von welchen die Prinzen erzogen wurden, erfolgte. Namentlich Sigismund's fanatisches Renegatenthum gefährdete noch bei Lebzeiten Gundobald's auf das Tiefste den Frieden des Reichs, und es wurde infolge seiner katholischen Politik von den arianischen Westgothen losgetrennt. Nur noch kurze Zeit und es half selbst den westgothischen Nachbar über den Haufen werfen, um dadurch endlich wie ein Kiesel zwischen zwei Mühlräder zu gerathen. Im letzten Entscheidungskampfe, der den Untergang des Reiches herbeiführt, tritt die ganze Fäulniß der Verhältnisse zu Tage, und die Kirche benutzt hier nur die allgemeine Verwirrung, um ihren Einfluß zu mehren. „Es ist eine Erscheinung, welche die ganze burgundische Geschichte jener Zeit zeigt: je mehr das Reich dem Niedergange entgegengeht, desto mächtiger und glänzender werden die Triumphe des Katholizismus.“

Auf den ersten Anblick scheinen jene furchtbaren Blutthaten Gundobald's und Sigismund's die Ursachen des Untergangs des Burgundischen Reichs zu sein; aber in Wahrheit war es der allen Vertretern einer Weltreligion eigne Drang nach Ausdehnung ihrer Herrschaft über die Seelen, was den Sturz jenes Reiches herbeiführte, Umstände, die der bluttriefende Chlodwig und seine Söhne dazu benutzten, ihre ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen.

„Die Blütezeit der arianischen Reiche war vorüber, und ihr Stern sank schnell. Das Reich der Westgothen war gefallen, das burgundische ihm gefolgt; noch ein kurzes Jahr nachher, und Belisar warf die Vandalen in Afrika, jene „Todfeinde der rechtgläubigen Seelen“, unter ihrem romantisch-sentimentalen Könige Gelimer nieder, und gleichfalls von Osten her drohte der Schöpfung des großen Theodorich schon das Schwert der Vernichtung.“

Die Gestaltung des Mittelalters war entschieden. Geknickt lagen die Staaten, nur gegründet auf einzelne Volksthümlichkeiten; begraben die Volksreligion, die sich den Völkerstaaten anschmiegte. Wie der Sturz jener nur die Vorbereitung zum Weltreiche der Karolinger, so war die Niederlage des Arianismus nur die Vorstufe zur Katholizität der abendländischen Christenheit. Das eine Ergebniß bedingte aber wieder das andere; über den Trümmern jener beiden verbanden sich der erobernde Katholizismus, das geistliche Schwert, und der erobernde Weltstaat, das weltliche Schwert, bis der Friede auch zwischen ihnen floh und die beiden Schwerter in feindlicher Begegnung sich kreuzten.

(In Betreff dieses und der vorhergehenden Abschnitte vergl. Uebersichtskärtchen S. 98.)



Niedergang des Westgothischen Reiches.

Das Westgothische Reich haben wir bei seiner Gründung durch Wallia verlassen (419). Es bestand damals aus dem Lande Aquitanien und stand unter weströmischer Hoheit. Wallia's Nachfolger waren: Theodorich oder Dieterich I. (419—451), Thorismund (451—453), Theodorich II. (453—466) und Eurich (466—484). Letztere drei waren Söhne Theodorich's I., die sich aber mit Haß und Mord verfolgten; Thorismund fiel durch die Hand Theodorich's II., dieser durch Eurich.

Die Geschichte des westgothischen Volks bis auf die Zeit Eurich's wird von einer doppelten Strömung bewegt. Einerseits folgten seine Könige dem natürlichen, durch die zunehmende Bevölkerung nothwendig gewordenen Drange, die gothischen Niederlassungen und die gothische Herrschaft über den ursprünglich angewiesenen schmalen Landstreifen nach Süden bis an die Rhone, nach Nordosten bis an die Loire auszudehnen; d. h. ihre von den Römern mit Berechnung genau abgesteckte rings umschlossene Lage, zumal die Absperrung vom Mittelmeer, zu durchbrechen, sich im Roussillon und Perigord auszubreiten, durch Saintonge und Annis über Angoumois und Poitou, und die reichen und wichtigen römischen Städte in ihrer Nachbarschaft zu gewinnen. Andererseits war aber das Weströmische Reich noch zu stark und besonders in Gallien zu fest gewurzelt, als daß die Gothen der Anlehnung an Rom gegenüber den anderen Germanen hätten entrathen oder gar in Feindschaft gegen Rom sich in Gallien hätten dauernd halten können. Für jene Ausbreitungsversuche mußten also immer Zeiten abgewartet werden, in denen in Rom Verlegenheiten und sonsthin in Gallien Parteiwirren entstanden waren. Das gemeinsame Interesse der Römer und der Gothen gegen gemeinsame Feinde und die Unmöglichkeit, die römische und die gothische Machtstellung in Gallien ganz zu beseitigen, führte nach jedem solcher gothischen Versuche, mochte er geglückt oder fehlgeschlagen sein, immer bald wieder zu einer Versöhnung. Die Gothen aber gaben fast nie mehr die Scholle zurück, deren sie einmal Meister geworden; — das Bündniß wurde immer wieder hergestellt, und die Gothen kämpften weiter fort in Spanien sowie in Gallien gegen die Feinde Roms, deren Beseitigung zuletzt doch nur ihnen, nicht Rom zugute kommen mußte.

So erstarkte das Gothische Reich nicht blos im Inneren, sondern es gewann auch, besonders seit Theodorich II. an Ausdehnung, sowol im römischen Gallien bis zur Rhone hin, als auch vorzüglich auf spanischem Boden, wo, wie wir wissen, inzwischen die Sueven sich niedergelassen hatten. Theodorich überzog diese mit Krieg und zwang sie durch glückliche Schlachten zur Tributpflichtigkeit.

König Eurich. Ein Stück des Römerreichs nach dem andern rissen die immer kühner werdenden Westgothen an sich, zumal unter Eurich. Der Sturz des Romulus Augustulus (476) und der Untergang des weströmischen Kaiserthums durch Odoaker gab dem neuen König Eurich, der sich durch Zuzug der Ostgothen unter Widemir verstärkt hatte, Veranlassung, die Pyrenäen zu überschreiten und sich Pampeluna's und Saragossa's zu bemächtigen. Kein römisches Heer stand zur Vertheidigung Iberiens unter den Waffen, und der schwache Widerstand, welchen der römische Adel der taragonischen Provinz aus eigenen Kräften versuchte, wurde leicht überwältigt.

Auch in Gallien dehnte Eurich sein Reich weiter aus. Er überschritt die Rhone und gewann außer dem lang erstrebten Arles noch (481) das reiche Massilia (Marseille) sowie die ganze Provence bis an die Seealpen. Die Bevölkerung, welche infolge ihrer Romanisirung im Grunde dem vertriebenen legitimen Kaiser Nepos anhing und sowol den Gothen wie auch dem Odoaker abgeneigt war, konnte nicht widerstehen, und auch Letzterer ließ geschehen; ja er bekräftigte, was er nicht hindern konnte. Diesen ausgedehnten Besitzstand hielt Eurich fest in siegreicher Abwehr nicht nur angelsächsischer Seeräuber, sondern auch gegen das Vordringen der Franken an der Waal im Norden. Gesandte fremder Völker erschienen im Palaste Eurich's, und das Westgothische Reich wäre das mächtigste des ganzen Abendlandes geworden, wenn es an dem Fränkischen nicht einen zu lüsternen und gefährlichen Nebenbuhler besessen hätte.

Kein späterer König der Westgothen nahm eine so beherrschende Machtstellung ein wie Eurich. Er war nach dem Niedergang des weströmischen Kaiserthums und vor Emporkommen der Ostgothen und der Franken der mächtigste Fürst des Abendlandes. Weit über das Meer hin reichte der Schrecken seines Namens.

Wie für das Reich der Burgunder, so wurde auch für das westgothische der katholische Religionseifer verhängnißvoll. Schon unter Eurich's Sohn und Nachfolger hatten der Verrath der katholischen Bischöfe und die Sympathien der katholischen Laien den Verlust fast des ganzen gothischen Galliens an die Franken zur Folge. — F. Dahn schreibt:

„Die Franken hatten an Chlodwig ein Haupt gewonnen, das in der That als eine Personifikation aller nationalfränkischen Eigenschaften erscheint: der schnelle Blick für die gelegene Stunde, die lauernde Erspähung der Blöße, die Raschheit und Wucht des wohlgezielten Streiches und die kühlste Gewissenlosigkeit in der Wahl der Mittel zu dem mit fatalistischer Zuversicht und mit fast ununterbrochenem Glück verfolgten Ziel. Dazu kamen noch die starke Volkszahl, die stete Kriegsübung, die äußerst glückliche Lage des Reichs, welches die Vortheile des Nordens mit denen des Südens vereinte. Den Nachbarn im Nordosten waren die Franken durch römische Kultur, denen in Südwesten durch die germanische Naturkraft überlegen. Als zu Alledem noch die Annahme des Christenthums in dem katholischen Bekenntniß trat, war die natürliche und die nationale, die politische und die kirchliche, die geistige und die geistliche Ueberlegenheit des Frankenthums in ihrer Zusammenwirkung unwiderstehlich. Weder die Heiden im Osten, noch die Arianer im Westen, weder die Vorkultur im Norden, noch die Ueberkultur im Süden konnten dawider aufkommen."

Dazu gesellte sich seitens des Frankenkönigs die schon früher geschilderte Mißachtung alles dessen, was Recht, Gerechtigkeit und Ehre anlangt. Das maßlose blutige Wüthen Chlodwig's ist nur denkbar bei einem rücksichtslos zusammengeschweißten Staatsganzen, gleich dem fränkischen, und bei einem Volke, dessen Gewissenlosigkeit sprüchwortlich geworden war. „Den Eid bricht der Franke mit Lachen!" hieß ein Spruch bei den Deutschen; und ein anderer sagte: „Den Franken zum Freund, nicht zum Nachbar".

Alarich II. (485—507), der Sohn Eurich's, entbehrte zwar der Härte, aber auch der Kraft seines Vaters. Als Chlodwig Burgund erobert hatte (486), war er nun unmittelbarer Grenznachbar des Gothischen Reiches geworden. Wir wissen, daß er das katholische Bekenntniß und die Rolle eines Vorkämpfers der Kirche gegen die arianischen Reichen

angenommen hatte, ungefähr eine Stellung, wie sie heute der Zar zu den orthodoxen Christen im Türkischen Reiche einnimmt. Die arianischen Reiche gewähren uns überhaupt ganz dasselbe Schauspiel, wie sie heute das türkische uns bietet. Intriguen, welche die Ruhe des Staats gefährden, werden angezettelt, Aufstände geschürt, und wo immer möglich, nimmt Chlodwig die Gelegenheit wahr, mit Hülfe der katholischen Christen seine Macht zu vergrößern. Höchst bezeichnend ist der Brief des burgundischen Bischofs Avitus von Vienne an Chlodwig nach dessen Taufe: „Dein Glaube ist unser Weg!“ ruft er dem Könige zu.

„Alle“, schreibt Gregor von Tours, „wünschten mit Sehnsucht die Herrschaft der Franken.“ — Wenige Jahre nachdem der Burgunderkönig Gundobald erlegen, verkündete Chlodwig den Kampf gegen die Gothen als einen Kampf gegen die Ketzer, wobei nun Gundobald und die Burgunden, unter welchen der Katholizismus starke Fortschritte gemacht hatte, den Franken willfährige Heeresfolge leisteten.

Mit großer Energie betrieb Chlodwig den Feldzug. Ein einziger Kampfestag — die Schlacht von Poitiers (507), entschied über die Herrschaft der Westgothen in Gallien; sie verloren alles Land, mit Ausnahme des Küstenstriches zwischen Pyrenäen und Rhone, der sogenannten septimanischen Provinz. Daß diese Provinz gerettet worden war, verdankte das Reich der Hülfe des Ostgothenkönigs Theodorich des Großen, dessen Tochter Alarich's II. Gattin gewesen war. Sie besaß von diesem einen unmündigen Sohn, Athalarich geheißen, in dessen Namen Theodorich, wie wir später sehen werden — die Regierung des wesentlich verkleinerten Westgothischen Reichs übernahm. Alarich II. war in der blutigen Schlacht von Chlodwig niedergestreckt worden. Man sah darin ein Gottesurtheil und den Untergang Alarich's nur als Strafe seines Ketzerglaubens an.

Gar manchem unserer Leser wird es unbegreiflich scheinen, wie gerade in diesen Theilen der alten Welt, wo weniger entnervte Völker seit unvordenklichen Zeiten ihre Sitze hatten, so rasch neue Reiche entstehen und wieder verschwinden konnten. Cäsar hatte trotz seiner streitbaren Legionen ein Jahrzehnt hindurch mit aller Kraftanstrengung kämpfen müssen, um die kräftigen Völker Galliens zu unterwerfen. Die Bewohner von Spanien hatten Jahrhunderte hindurch dem an Hülfsmitteln so reichen Karthago und dem weltgebietenden Rom widerstanden, eine einzige Stadt, Numantia, der Weltbeherrscherin acht Jahre lang getrotzt! Jetzt — zu einer Zeit, als beide Länder viel bevölkerter und besser angebaut waren, da eine Menge von Widerstandsmitteln ihren Bewohnern zu Gebote stand, — jetzt sehen wir, wie es schlecht bewaffneten Horden von Barbaren gelingt, Gallien und Hispanien im Sturm zu erobern, wie urplötzlich eine Herrschergestalt auftaucht, um rascher noch wieder zu versinken, wie Fürsten mit grausam-tyrannischer Hand Gewaltthaten gegen einzelne Herrscher und deren Völker sich erlauben dürfen, ohne daß es diesen gelingt, sich ehrgeiziger Anmaßungen und gewaltsamer Unterdrückung zu erwehren.

Und wodurch erklärt sich diese auffallende Erscheinung? Einzig und allein dadurch, daß der römischen Gewaltherrschaft eine völlige Erstickung des früheren Freiheitssinnes gelungen war. Die Völker hatten sich jeder eigenen Kraftäußerung entwöhnt; ihr Arm war lahm geworden; sie besaßen nur noch Kraft zum Leiden, zum Dulden. Die Sklaverei hatte ihnen allen Muth zum Handeln geraubt. — Und warum sollten sie sich auch gegen Eindringlinge und Emporkömmlinge erheben? Konnte es ihnen nicht gleichgiltig sein, ob ihre Tyrannen römische Kaiser oder vandalische Häuptlinge oder fränkische Könige hießen? Und konnten die fremden Barbaren ihnen nicht vielleicht die verlorene Freiheit bringen, welche sie nicht mehr erringen, sondern nur noch als ein Geschenk annehmen konnten?! Hießen doch die Basken, in denen der Sinn für Freiheit noch nicht ganz ausgestorben war, die Barbaren freudig willkommen, indem sie sagten: wir wollen lieber in Armseligkeit aber frei unter Barbaren, als unter Römern in glänzender Tyrannei leben!

Richten wir nun unsere Blicke nach der ehemaligen afrikanischen Provinz des Römischen Weltreichs, wo die Vandalen Greuel über Greuel verübt, dann aber festen Fuß gefaßt hatten.

Ende des Vandalenreiches.

Gaiserich führte ein kraftvolles Regiment und hatte die zahlreichen Elemente der Unzufriedenheit gegen die römische Herrschaft trefflich zu seinen Gunsten ausgebeutet. Das von ihm begründete Reich schien eine Zukunft zu haben. Bei seinen Zügen auf die Seefahrt hingewiesen, hatte er nichts unversucht gelassen, um seine Vandalen zu einem seetüchtigen Volke heranzubilden, und auch dies war ihm gelungen. Die Aufbringung des Hauptmaterials zu seinen Flotten konnte ihn nie in Verlegenheit setzen, da die Wälder des Atlasgebirges ihm Schiffsbauholz in Menge lieferten. Auch sonsthin fehlte es ihm nicht an Mitteln, nachdem er Rom geplündert und mit unermeßlicher Beute beladen, nach Hause heimgekehrt war. Die Plünderung erstreckte sich auf Alles, was nur irgend einen wirklichen Werth besaß. Man schleppte ganze Dächer auf die Schiffe, wenn sie mit Gold oder Silber verziert waren, und unter gleicher Voraussetzung auch Kunstwerke, die freilich nachher meist zertrümmert wurden, weil die Barbaren nur nach den kostbaren Verzierungen verlangten und nichts nach dem Kunstwerth fragten. — Nicht so glücklich endigte ein zweiter Raubzug, den er im folgenden Jahre (457) versuchte, und bei welchem Kaiser Majorianus, dem es allerdings große Mühe verursacht hatte, ein meist aus Barbaren gebildetes Söldnerheer zusammenzubringen, die Räuber auf ihre Schiffe zurückjagte. Auch diesmal ließ Gaiserich es nicht an Verheerungen und Heimsuchungen fehlen, so daß die gehetzten Bewohner schon die Flucht ergriffen, wenn sie nur den Namen der Vandalen aussprechen hörten. Um so eifriger richteten nun die Piraten ihre Raubzüge nach anderen Theilen der Küsten des Mittelmeeres. Diesen andauernden Beunruhigungen ein Ende zu machen, rüstete der zu jener Zeit auf den Thron gelangte Imperator des Oströmischen Reiches Leo mit Macht.

Im Einvernehmen mit dem römischen Kaiser Anthemius verabredete er einen vereinigten Angriff gegen das Vandalenreich. Unter großen Anstrengungen wurde eine Flotte ausgerüstet, welche unter dem Befehle des oströmischen Feldherrn Basiliscus vor allen Dingen Karthago einnehmen sollte. Anfangs ging Alles gut. Basiliscus segelte zuerst nach Sardinien, fuhr von dort aus nach der afrikanischen Küste, landete bei Tripolis und bereitete nun den Schlag auf Karthago vor. Allein gerade jetzt, zur unglücklichsten Zeit ließ er sich — ob aus Verrätherei oder Unklugheit, ist nicht zu ermitteln — durch die Vorspiegelungen Gaiserich's zu einem Waffenstillstande verleiten, während dessen der listige Vandale in einer dunkeln Nacht die ost- und weströmische Flotte überfiel und verbrannte.

So gelangte Gaiserich wieder in den Besitz seiner vollen Gewalt. Er erlebte noch den Sturz des Römischen Westreichs, schloß ein Uebereinkommen mit Odoaker, dem König von Italien, zu dessen Gunsten er auf Sizilien verzichtete, und endlich mit Zeno, dem Nachfolger Leo's auf dem Throne des Ostreichs, einen „immerwährenden" Frieden.

Gaiserich's Tod. Unerschüttert in seiner Macht verschied der gefürchtete Piratenkönig am 24. Januar 477. — Das Urtheil, welches der Geschichtschreiber über ihn fällen kann, ist im Allgemeinen trotz aller Greuel, die in seinem Namen durch die Barbaren verübt worden, nicht ein durchweg ungünstiges. Wie sehr er uns auch gemäß unseren heutigen Anschauungen als ein bluttriefender Würger erscheint, deren so manche während der Völkerwanderung über die Bühne schritten, so mildert sich doch unser Urtheil, wenn wir die rohe Zeit, in welcher er schaltete und waltete, und die rohen Horden, über welche er herrschte, ins Auge fassen. Gigantisch erscheint er uns jedoch, wenn wir die Bedeutung, zu welcher er sich aufschwang, mit in die Wage legen. Stets siegreich und durch seine Staatsklugheit mit Leichtigkeit die unterworfenen Völker an sich fesselnd, umfaßte sein Reich bei seinem Tode etwa 4400 Q.-Meilen und 11 Millionen Einwohner. Es erstreckte sich über den westlichen Theil von Nordafrika; auch die Inseln Sardinien, Korsika, Majorca und Minorca gehörten dazu. Zu derselben Zeit umfaßte das Oströmische Reich außer seinen asiatischen und afrikanischen Besitzungen Illyrien, Mösien, Thrakien, Makedonien, Epeiros und Griechenland.

Die Geschichtschreiber rühmen Gaiserich's Gerechtigkeitsliebe und seine strenge Aufrechthaltung von **Zucht und Sitte**, die er in Afrika wieder in ihr gutes Recht einsetzte.



Abzug einer Vandalenflotte mit der gemachten Beute. Zeichnung von H. Leutemann.

Er schloß alle Prostitutionshäuser und setzte die Todesstrafe auf den Ehebruch: er schuf in Afrika, ähnlich wie dies durch Chlodwig im Frankenreich geschah, die Anfänge einer

Verwaltungsorganisation, ließ die römische Gesetzgebung zum großen Theile fortbestehen und legte den Grund zu einer regelmäßigen Heeresverfassung. So hinterließ er seinen Nachkommen ein nach den damaligen Erfordernissen lebensfähiges Reich. Leider fehlte den Epigonen jedoch die Genialität des Schöpfers, und es zeigte sich bald, daß mit seinem Tode auch die Seele des neugegründeten Reiches entfloh.

Untergang des Vandalenreichs. Viel rascher als sich annehmen ließ, eilte nach Gaiserich's Tode seine Schöpfung dem Verfalle entgegen. Von seinem Nachfolger, seinem Sohne Hunerich, ist keine That zu verzeichnen, welche zur Größe und Machterweiterung des Vandalischen Reiches etwas beigetragen hätte. Nur fanatische religiöse Verfolgungen erzählen die Chronisten, und zwar zeigte er das umgekehrte Verhalten wie sein Vater. Während Gaiserich die Arianer verfolgte, wüthete Hunerich unter den Katholiken. Durch Feuertod und Martern wurden Diejenigen heimgesucht, welche sich nicht zum Arianismus bekannten. Hunerich gab seinem Verfahren den Anschein einer Wiedervergeltungsmaßregel, zu welcher er sich angeblich durch die Behandlung der Arianer im Byzantinischen Reiche genöthigt sah. Es ist jedoch nachgewiesen, daß im Byzantinischen Reiche viele der gegen die Arianer erlassenen Verfügungen gar nicht vollstreckt und die vorhandenen Gesetze nur äußerst mild gehandhabt wurden. Auf keinen Fall wurde mit jener vandalischen Roheit verfahren, womit Hunerich die Katholiken verfolgte. Zum Glück für die Welt setzte das Schicksal dem Treiben des Barbaren ziemlich früh ein Ziel. Er starb schon 484.

In der Regierung folgte ihm sein Neffe Gundamund. Auch von diesem, der nur bis zum 24. September 496 regierte, ist nichts Hervorragendes zu berichten. Die Verfolgungen der Katholiken dauerten unter ihm, wenn auch in vermindertem Maße, fort.

Von dessen jüngerem Bruder Thrasimund, der bis 523 regierte, wird erzählt, er sei ein Herrscher gewesen, der eben so durch seine edle Erscheinung wie durch den Adel seiner Seele hervorragend auftrat. Unter ihm hörten die Verfolgungen auf. Nach wie vor nahm aber die Regierung für die Arianer Partei. Jedoch nicht durch Gewalt, sondern durch Verleihung von Ehrenstellen und durch Geschenke suchte man die Katholiken dem Uebertritt zum Arianismus geneigt zu machen.

Thrasimund folgte Hilderich, Hunerich's Sohn, ein unbedeutender Regent, der sich wegen seiner Begünstigung der Katholiken nicht lange am Ruder behauptete, vielmehr (531) durch seinen Neffen Gelimer entthront wurde. Mit Gelimer endigt das Vandalische Reich. Kaiser Justinian, welcher damals auf dem Throne von Byzanz saß, ergriff für Hilderich, der mit dem byzantinischen Hofe befreundet war, Partei und entsandte im Jahre 534 Belisar, den ersten Feldherrn der damaligen Zeit, mit 10,000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern nach Afrika. Ein glückliches Reitertreffen vor Karthago lieferte ihm Afrika in die Hände. Das Vandalische Reich war hinfällig geworden. Den Führern wie den Kriegern fehlte die Kühnheit und Entschlossenheit, womit Gaiserich einst seine Scharen zum Siege geführt hatte. Infolge des matten Widerstandes zog Belisar bald nachher in die Hauptstadt Karthago ein. Gelimer flüchtete in ein maurisches Bergschloß, mußte jedoch nach drei Monaten kapituliren. Er erhielt ansehnliche Güter in Galatien angewiesen.

Gaiserich's Nachfolgern sowie dem vandalischen Volke fehlte jene schöpferische Kraft, welche nicht nur nach Mehrung der rohen Gewalt strebt, sondern auf Erringung einer höheren Gesittungsstufe durch Vervollkommnung der staatlichen Einrichtungen und Verbesserung der Gesetze hinarbeitet. Die Vandalen kannten nur den Durst nach den Schätzen, welche das Römische Reich barg, nicht aber nach dem Geiste, aus welchem die Kunstgebilde hervorgegangen waren. Volk und Regenten schwelgten zuletzt in Genüssen aller Art, aber sie büßten durch ihre Ueppigkeit ihre frühere Thatkraft ein, aus welcher die Größe ihrer Voreltern entsprang. Es bedurfte nur weniger kräftiger Angriffe, um die Macht dieser entnervten Barbaren zu vernichten.



Zurückgeworfene hunnische Schwärme. Zeichnung von H. Vogel.

Auflösung des hunnischen Ostreichs. Ebenso wenig wie Gaiserich hatte auch Attila einen dauernden Staatsbau aufzurichten vermocht. Beide waren nur funkensprühende Meteore, deren blutrother Schein Europa eine Weile übergoß, um rasch wieder in die Nacht zu versinken. Ein Heer von Abenteurern aus aller Herren Ländern hatte sich um Attila gesammelt, die er mit dazu benutzte, um Gewaltiges zu vollführen; aber mit seinem Tode entschwebte auch dem hunnischen Staatskörper, gleich dem Vandalenreich mit dem Tode Gaiserich's, die Seele, und nie hat sich das Hunnische Reich wieder zu der Macht, wie unter dem gefürchteten „Beherrscher des Ostens" emporgehoben. Attila, der Sage nach vom hunnischen Kriegsgott zur Weltherrschaft berufen, hat diese nicht errungen; dennoch bleibt Attila's Auftreten weit bedeutungsvoller als dasjenige Gaiserich's; noch auf Jahrhunderte hinaus macht sich sein Genius durch das, was er leistete, im europäischen Staatswesen fühlbar. Auch Odoaker's Scharen, die das Römische Reich in Stücke schlugen, gehörten ehedem dem Heere Attila's an. Odoaker's Nachfolger, der große Theodorich, ist ein Sohn des ostgothischen Königs Theodomir, eines der Kriegshauptleute des Hunnenkönigs. In den Ländern an der Donau ist Attila's Andenken bis auf den heutigen Tag nicht völlig verschwunden. Die Bulgaren wie die Ungarn sind Nachkommen der Hunnen, Letztere zählen Attila zu ihren Königen. Ein wunderbarer Sagenkreis, der sich um die riesige Gestalt des Hunnenhelden gebildet, lebt heute noch fort im Volke der Magyaren.

Aeußerlich löste sich das Hunnische Reich nach des Weltstürmers Tode auf, und dadurch gelangte der gesammte Osten Europa's zu einer neuen Gestaltung. Andere Völker tauchen auf und bilden selbständige Reiche; zunächst theilten sich die germanischen und slavischen Stämme, die ehedem gemeinsam unter den Bannern des Hunnenkönigs fochten, in Attila's Hinterlassenschaft. Erst später erhob sich aus dem Schutt und den Trümmern von Attila's Schöpfung ein zweites hunnisches Reich, dessen Macht aber unter Karl dem Großen durch das Schwert der Franken an der Theiß so entschieden niedergeworfen werden sollte, wie diejenige Attila's auf den Catalaunischen Feldern zerschmettert wurde.

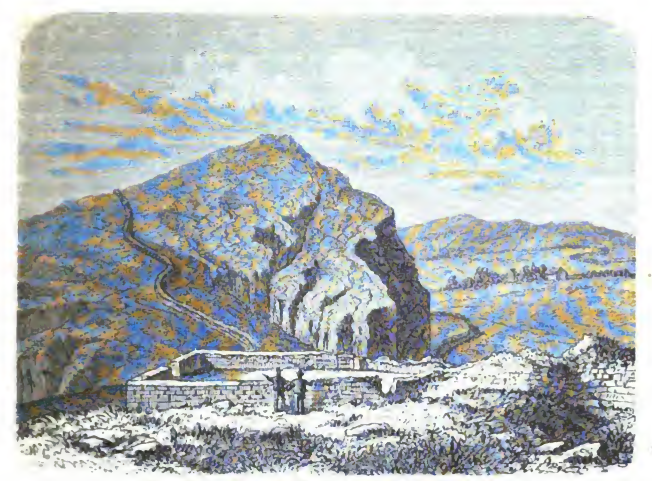
Sitze der Völker gegen Mitte des sechsten Jahrhunderts. Die Wenden nahmen das ganze nordöstliche und die Sclavinen das südöstliche Germanien nebst dem an Germanien grenzenden sarmatischen Landstriche in Besitz und riefen durch ihre einzelnen Stämme verschiedene kleine, zum Theil unabhängige Reiche ins Leben; — die Heruler dehnten sich in Vindelicien und Noricum aus; die Langobarden hatten sich in den nördlichen Gegenden der mittleren Donau, also zwischen diesem Flusse, den Karpathen, dem Hercynischen Bergwalde bis westlich über die March hinaus niedergelassen.

Die mongolischen und tatarischen Stämme, unter denen der Name der Hunnen von jetzt an verschwindet, wurden in die Gegenden des südlichen Sarmatiens hin gedrängt, wo sie später unter mancherlei Namen, wie Avaren, Bulgaren, Wolochier, Chazaren und Ungarn (Ungren, Hunnuguren), wieder hervortreten.

Größere Wichtigkeit als alle diese Völkerschaften erlangten für die nächste Zeit die gothischen Stämme. Von ihnen gründeten die Gepiden unter ihrem tapfern Führer Ardarich ein ansehnliches Reich, welches alle Länder nördlich von der untern Donau, von den Sitzen der Langobarden bis zur Donau umfaßte. — Nach der Niederlage der Söhne Attila's, von welcher wir im nächsten Abschnitt zu berichten haben, waren die Gepiden der mächtigste germanische Stamm. Sie bewohnten die fruchtbarsten Landstriche an der Theiß. Allein sie unterlagen den Ostgothen, denen sie, wiewol im Verein mit slavischen Stämmen, in der Schlacht an der Bollia nicht Stand zu halten vermochten. Erst nach dem Abzug der Ostgothen aus den Donauländern erhalten sie hier wieder freie Hand; sie rückten ein, wo jene wichen, und gewannen so auch das wichtige Sirmium. — Als die Amaler-Fürsten mit ihren Gothen ein mächtiges Reich in Italien zu gründen unternahmen, wollten ihnen die Gepiden noch einmal bei Sirmium den Weg verlegen; sie wurden aber geschlagen. Gepiden in Menge schlossen sich nun dem gothischen Heerzuge an, und so erscheinen sie im Gefolge Theodorich's und seiner Nachfolger. Erst später benutzten die Gepiden das Sinken der ostgothischen Macht zu neuer Ausbreitung. Schon 530 hatten sie die Donau überschritten, fochten, wenn auch ohne Erfolg, gegen Amalasuntha's Feldherrn und besetzten wieder Sirmium und Umgebung. Die alsbald beginnenden Kämpfe mit den benachbarten Langobarden, welche über dreißig Jahre währten, führten den Untergang der Gepiden herbei.

Die Lage der hier und vorher oft erwähnten Länder läßt sich durch wenige Zeilen bezeichnen. Alles Land von der Wolga bis zur Weichsel und vom Schwarzen und Kaspischen bis zum Baltischen Meere begriff man zur Zeit der Völkerwanderung unter dem Namen Sarmatien. Die ursprünglichen Bewohner desselben, die Sarmaten, waren trotz so mannichfacher Zusammenstöße mit den großen Wandervölkern nicht völlig aufgerieben worden, obgleich ihr Name mit demjenigen der Gepiden aus der Geschichte verschwindet.

Das Schwarze Meer bildet im Süden des von der Wolga, dem Don, Dnjepr, Dnjestr durchströmten Landes einen großen Meerbusen, den Asow'schen (sonst Palus Mäotis), und eine Halbinsel, die Krim oder Taurien (Taurischer Chersones). — Der Kaukasus, welcher sich zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere in fast gerader Richtung hinzieht, sowie die Karpathen, welche in einem großen Bogenzuge vom Schwarzen Meere bis zur Donau und der römischen Provinz Dacien reichen, bildeten beim Beginn der großen Völkerwanderung Sarmatiens natürliche Grenzen. — Von denjenigen Provinzen des Römischen Reichs, welche sich nördlich von Illyrien, Makedonien und Thrakien bis gegen die Karpathen hin erstreckten, waren die Gegenden der untern Donau, die heutigen Donauprovinzen, durchströmt von der Donau, der Theiß, dem Pruth, der Drau, Sau und Morawa, zumal die drei Distrikte Pannonien, Mösien und Dacien, nächst den oben bemerkten Regionen der Schauplatz weiterer Völkerbewegungen in jenem östlichen Theil von Europa.



Ueberreste des Walles des Septimius, nördlich des Pictenwalls.

Gründung des Angelsächsischen Reiches in Britannien.

Die Meere, welche Britannien (früher Albion, von den Römern Britannia genannt) umgeben, hießen im Norden das Caledonische Meer, im Osten das Germanische Meer (jetzt Nordsee), im Süden das Britannische Meer (der Kanal) und im Westen das Hibernische Meer, welches Britannia, die größte Insel des Atlantischen Ozeans, von Hibernia oder Irland trennte. — Die Insel ist gebirgig, auch an Flüssen fehlt es nicht, und es sind von diesen die Themse (sonst Tamesa), der Tyne, der Severn, Humber und der Derwent (Derventio) zu nennen.

Man unterschied verschiedene Gebiete, zunächst Caledonien oder Britannia barbara (barbarisches Britannien), nämlich das von den Römern nicht eroberte; das römische Britannien oder Britannia romana, welches von jenem durch die große Mauer des Hadrian, den Picten-Wall, getrennt war, und in folgende fünf Theile zerfiel: Britannia prima mit den Städten London (sonst Londinium), Woodcote (Noviomagus), Dorchester (Durnovaria), Thetford (Sitomagus). Dann Britannia secunda sowie Maxima Caesariensis mit den Städten Chester (Deva), Lincoln (Lindum), Norwich (Condate), York (Eboracum), Carlisle (Lugovallum) ꝛc.; Flavia Caesariensis mit der Stadt Exeter (Isca Damnoniorum); endlich Valencia mit der Stadt Glocester (Clevum).

Im römischen Britannien hatten sich römische Kultur und Sitte, wie schon erwähnt, verbreitet; in den übrigen Theilen lebten, in mehrere Stämme zerfallend, die Caledonier, ein rohes, wildes und räuberisches Volk. Es kleidete sich meist in die Felle der erlegten Thiere, und tätowirte sich noch die Haut. Seine Hauptnahrung bildete das Fleisch seiner Jagdbeute, seine Wohnungen bestanden aus Hütten von Holz und Reisig, geschützt von Umzäunungen und meist umgeben von Wald. Höchst eigenthümlich war das Familienleben dieser Völker; eine Ehe in unserem jetzigen Sinne war ihnen unbekannt. Die keltisch-britischen Urbewohner, vornehmlich die Kymren, behaupteten ihre Selbständigkeit nur noch in Theilen des Westens und Südens. Die Picten saßen im Süden von Caledonien, die Scoten im Norden und beunruhigten fortwährend die fruchtbaren südlicheren Theile durch ihre Einfälle.

Um Mitte des dritten Jahrhunderts war Britannien noch eine aufstrebende Provinz der Römer, und zu Ende dieses Säculums führte der römische Feldherr Carausius in kraftvoller Weise auf der britischen Insel das Regiment, unterstützt von fränkischen und sächsischen Söldnern. So machtvoll war sein Auftreten, daß er im Jahre 287 den Titel eines römischen Imperators annahm und als solcher auch vom römischen Kaiser Maximian anerkannt wurde. Nach siebenjähriger Herrschaft fiel er jedoch im Kampfe gegen seinen Nebenbuhler Allectus, der selbst wieder durch Constantius Chlorus (296), besiegt wurde. Nach dem Tode des Letzteren (306) wurde dessen Sohn, Constantin der Große, in Britannien zuerst zum Kaiser ausgerufen. Bald nach seinem Tode begannen die räuberischen Einfälle der Picten und Scoten, welche sich auch noch nach dem großen Siege, den Theodosius, Vater Theodosius' d. Gr., i. J. 368 über beide Völker erfocht, wiederholten. — Auch später bekämpften sich in Britannien glückliche Emporkömmlinge, unter denen wir Maximus bereits erwähnten.

Während das Römische Reich seiner Auflösung entgegenging, hielt es schwer, so entfernte Provinzen in Botmäßigkeit zu erhalten, und die Römer entsagten daher gegen Mitte des fünften Jahrhunderts ihrer Herrschaft über Britannien. — Noch im Jahr 421 hatte der Kaiser Honorius eine Legion zur Vertreibung der alten Feinde nach dem Insellande gesendet, wo sich der tapfere Vortiger, ein Stammesfürst in Kent, ihrer nur mit Mühe hatte erwehren können. Nachdem aber Aëtius, der überaus bedrängte Feldherr des Weströmischen Reichs, den (446) erbetenen ferneren Beistand verweigern mußte, blieb dem genannten Häuptling nichts übrig, als die nächsten Nachbarn jenseit des Meeres zu Hülfe zu rufen. Es waren dies die an der nordgermanischen Küste kreuzenden Angeln, Sachsen und Jüten, welche sich auch sogleich bereit zeigten, dem Hülferufe zu folgen. Unter ihren Anführern, welche die Sage Hengist und Horsa benennt, über welche aber zuverlässige Nachrichten nicht vorliegen, setzten sie (wol 449) auf ihren Schiffen nach Britannien über, vertrieben die Feinde und erhielten von den dankbaren Britanniern Wohnsitze. Diese günstige Aufnahme ermunterte 5000 sächsische Krieger, dem durch Germanien flutenden Strom der Völkerwanderung dadurch auszuweichen, daß auch sie sich nach Britannien wandten; bald folgte diesen ein noch größerer Schwarm, außer den Sachsen Angeln (s. S. 117) und Jüten, Bewohner der Kimbrischen Halbinsel. Diese Eindringlinge kamen nicht als Befreier, sondern als Eroberer. Die Britannier setzten sich mit Aufwand ihrer letzten Kräfte zur Wehr, um das selbst heraufbeschworne Ungewitter zu zertheilen; allein vergebens.

Zwölf Jahre dauerte der unerbittliche Kampf zwischen den Britanniern und den kraftvollen Eindringlingen; aber Letztere erhielten fortwährend Zuzüge, während die Ausdauer Jener mehr und mehr erlahmte. Nach einem letzten Ermannen der Ersteren und nach außerordentlicher Kraftanstrengung seitens der Sachsen waren diese allerwärts Herrscher auf der Insel. Einzelne kühne Führer — Aella in Sussex (478—490) und Cerdic in Wessex (494—534) — begründeten in diesen unruhigen Zeiten kleine Reiche. Im Ganzen wurde der nördliche Theil Britanniens vorzugsweise von Angeln, der südliche von den Sachsen besetzt, neben welchen sich einzelne jütische Stämme niederließen. Die Reste der britischen Ureinwohner flüchteten nach den benachbarten Küstenländern Galliens, vorzugsweise nach der heutigen Halbinsel Bretagne, welche von ihnen den Namen führt. In der heutigen Grafschaft Wales und Cornwallis behaupteten jedoch einige Reste der britischen Ureinwohner noch viele Jahrhunderte ihre Unabhängigkeit. Das übrige Britannien fiel beinahe ausschließlich den Germanen anheim, die nun das verödete und verwüstete Land aufs Neue anbauten und bevölkerten. Das aus sieben Einzelherrschaften (Heptarchien) später entstandene Angelsächsische Reich umfaßte im folgenden Jahrhundert das ganze ehemals römische Britannien. — So wuchs ein von demjenigen des übrigen Europa's völlig verschiedenes öffentliches Leben, mit eigenthümlichen Rechtseinrichtungen und Gemeinwesen, im Norden Europa's heran und begann auf dem Boden dieser neuen germanischen Eroberung kräftige Wurzeln zu schlagen.



Das Ostgothische Reich.

Theodorich der Große.

(493—526.)

Wichtiger als das rasch wieder verschwindende Gepidenreich (S. 124), bedeutsamer als die neuen Staatenbildungen in Gallien und Britannien — wenigstens im Lichte der damaligen Periode — wird das glanzvolle Emporblühen eines neuen Reiches der Ostgothen, die seit Hermanrich's (Ermanreich) denkwürdiger Regierungsepoche hinter ihren Stammesverwandten, den Westgothen mehr und mehr zurückgetreten waren.

Zur Zeit des Wiedererscheinens der Ostgothen im Vordergrund der Zeitereignisse war auch die eigentliche Völkerwanderung zum Stillstand gekommen. Das geräuschvolle Drängen und Schieben der Massen, das schon mit dem Sturz des Weströmischen Reiches theilweise sein Ende erreichte, hat aufgehört; das Zusammenstürzen alter Gesellschaftsformen dauert jedoch fort. Eine Anzahl Reiche, die sich nicht als dauerhafte Bildungen erwiesen, fristen nicht lange ihr Dasein und werden entweder den Nachbarländern einverleibt oder es gehen neue Staatenbildungen aus ihnen hervor. Wir sehen Aehnliches in unseren Tagen. Die alternde Türkei beunruhigt Europa seit Jahrzehnten; die sogenannte orientalische Krisis ist zu einer permanenten Gefahr für den Osten und Westen Europa's geworden. Um wieviel mehr mußte der Zusammensturz eines Weltreiches wie des römischen die damalige civilisirte Welt in lang nachwirkende Krämpfe versetzen, deren Zuckungen noch viele Jahrhunderte später fühlbar waren. Wir werden uns daher noch mit mehreren Reichen zu beschäftigen haben, die zwar aus der Völkerwanderung hervorgingen, denen aber längerer Bestand nicht beschieden war, ehe wir einen Blick auf die Zustände Germaniens oder Deutschlands zu Anfang des sechsten Jahrhunderts werfen. Zunächst interessirt uns die bedeutsame Gründung eines neuen Ostgothischen Reichs sowie des Reiches der Langobarden.

Die Ostgothen, über die damals drei gleich wackere Brüder, Walamir, Withimer und Theodomir herrschten, hatten im Jahr 455 nach Auflösung des Hunnenreichs mit Einwilligung des Kaisers Marcian als Schutzwehr gegen die Gepiden und Langobarden Pannonien besetzt. Dies etwas schwankende Verhältniß zwischen dem morgenländischen Reich und den Ostgothen erhielt eine bestimmtere Grundlage, als Theodomir nach dem Tode seiner Brüder die Regierung allein überkam. Er schloß (463) mit Kaiser Leo I. einen förmlichen Vertrag, dem zufolge die Ostgothen das Reich gegen die nördlichen Barbaren schützen, und zum Lohne dafür einen jährlichen Tribut von 300 Pfund Goldes erhalten sollten.

Diesem Vertrage wurde von beiden Seiten pünktlich wenigstens bis zum Tode Theodomir's nachgelebt. In seinem Sohne trat aber im fünften Jahrhundert ein Mann an die

Spitze der Ostgothen, der dazu berufen war, seinem Volke und sich selber einen weithin strahlenden Glanz zu erringen.

Odoaker hatte dreizehn Jahre in Italien ein treffliches Regiment geführt und die alten Institutionen geachtet; unter seiner strengen, aber geschickten Regierung erholte sich das durch eine Reihe von Kriegen und Plünderungen verwüstete Land von Neuem. Gleich lobenswerth war das Schalten des germanischen Heerkönigs nach außen; er schützte mit Erfolg Italien gegen die Einfälle der Barbaren, eroberte Dalmatien, schlug die Rugier, und schleppte den Rugierkönig Feletheus und dessen Gemahlin Gisa als Gefangene nach Rom. Der Sohn des Feletheus, Friederich, suchte nun mit den zersprengten Resten seines Heeres Zuflucht bei den Ostgothen, um deren jungen Fürsten Theodorich, seinen Vetter, zum Rachekrieg gegen Odoaker aufzustacheln.

Theodorich der Große. In Vorstehendem ist schon einigemal der gothischen Könige mit Namen Theodorich Erwähnung gethan worden. Hervorragender war der westgothische König Theodorich I. (419—451), der in der Schlacht auf den Catalaunischen Feldern gegen Attila fiel; auch von dessen Sohn Theodorich II. (453—466) war bereits die Rede. Der Ostgothenkönig aber, welcher als „Theodorich der Große" auf den Tafeln der Geschichte eingezeichnet ist, ist der Sohn des vorgenannten Ostgothenfürsten Theodomir, geboren 454 n. Chr. Er vermochte durch den Umstand, daß er sehr jung als Geisel für den Frieden, den der byzantinische Kaiser Leo I. 460 mit den Gothen geschlossen hatte, nach Konstantinopel kam, während der fast elf Jahre seines dortigen Aufenthaltes wol einen Einblick in die Verhältnisse des kaiserlichem Hofes zu erlangen; und er mag vielfach Gelegenheit gehabt haben, die Schwächezustände des Oströmischen Reichs wahrzunehmen, Vortheile, die er später gut zu verwerthen verstand. Von besonderem Nutzen für seine geistige Ausbildung war jedoch der Aufenthalt in Byzanz nicht; den eigentlichen Wissenschaften blieb er abhold, er zog ihnen die körperlichen Uebungen vor. Er war 17 Jahre alt, ein schöner vielversprechender Jüngling, kraftvoll an Leib und Seele, als er seinem Vater zurückgegeben ward. Bald nach seiner Heimkehr bedrohete er mit demselben das Byzantinische Reich, und Vater und Sohn erreichten es, daß ihrem Volke bessere Sitze in Mösien angewiesen wurden.

Nach dem 475 erfolgten Tode Theodomir's wurde Theodorich durch die einstimmige Wahl des Volkes auf den Königsschild erhoben. Die Lage des jungen Fürsten war anfänglich eine überaus schwierige, und es bedurfte der Stimmung des gothischen Volks gegenüber eines kühnen Entschlusses von seiner Seite.

Die eben so unternehmungslustigen wie arbeitscheuen Gothen waren auch mit ihren neuen, gerade nicht sehr ergiebigen Wohnsitzen, unzufrieden geworden. Durch Vertrag abgehalten, in das morgenländische Kaiserthum einzufallen, richteten sie ihr Auge auf das zwar schon vielfach verheerte, aber gegen Pannoniens Steppen immer noch blühende Italien, wo erst vor nicht langer Zeit durch die Kühnheit germanischer Söldnerhaufen ein Kaiserthron umgestürzt war. Theodorich, der seit er König geworden, sein Volk auf alle Weise zu kräftigen gesucht hatte, erfaßte das allgemeine Verlangen desselben nach Ländererwerb von einem höheren Gesichtspunkte. Die Gründung eines eigenen größern Reiches sollte seine Ostgothen der Kultur und einer höheren Gesittung in die Arme führen. Dies hohe Ziel im Auge, brach er (488), in seinen Absichten durch den Kaiser Zeno und den flüchtigen Fürsten der Rugier bestärkt, mit einem zahlreichen Troß von streitbaren Männern, von Weibern und Kindern auf. Die Gepiden, welche ihm den Weg verlegen wollten, warf er zurück und erreichte im folgenden Jahre nach mancherlei Mühseligkeiten und Kämpfen Oberitalien, wo er sich im Namen des oströmischen Kaisers als Gegner des Thronräubers Odoaker erklärte. Dieser wandte sich dem unerwarteten Feinde, der am Isonzo Halt gemacht, zu. Nun zeigte sich recht augenscheinlich der geringe Werth eines Heeres von Söldnern. Nachdem Odoaker die beiden Schlachten bei Aquileja und Verona (489) gegen Theodorich verloren, verließen ihn treulos seine Kriegsscharen, mit Ausnahme der Heruler, und gingen zu Theodorich über.

Es gelang Theodorich in Mailand, das ihm Odoaker's Feldoberster Tufa verrätherischer Weise überlieferte, festen Fuß zu fassen, und er rüstete sich nunmehr zum letzten



Theodorich's Einzug in Rom. Zeichnung von Hermann Vogel.

entscheidenden Schlage gegen den Beherrscher Italiens: zur Einnahme des langjährigen Kaisersitzes von Ravenna, wohin sich Odoaker zurückgezogen hatte, um ein neues Heer zu sammeln.

Abermals kam es zwischen beiden Nebenbuhlern zur Schlacht. An der Adda wurden (490) die italischen Söldner von den für ihren zukünftigen Herd kämpfenden Gothen schnell geworfen und völlig besiegt. — Noch aber hielt sich Odoaker drei Jahre lang in dem festen Ravenna; erst als er sich durch das Murren der Einwohner zur Uebergabe gezwungen sah, befand sich Theodorich im unbestrittenen Besitz von Italien, als dessen König ihn seine Getreuen unter unermeßlichem Jubel ausriefen. Um es ganz und ohne weitere Beunruhigung sein zu können, befleckte der sonsthin so edelsinnige Fürst seinen Ruhm durch Ermordung seines tapfern Gegners, indem er bei einem lärmenden Gelage Odoaker mit eigener Hand niederstieß.

Nun hatte Theodorich den Boden erstritten, auf welchem er (493) sein Ostgothisches Reich aufrichtete. Wie er es durch eine langjährige treffliche Regierung befestigte und erweiterte, und wie er zum Segen seiner Völker schaltete und waltete, das wird der weitere Verlauf unserer Darstellung zeigen.

Theodorich, König von Italien. Nachdem Theodorich auch Sizilien besetzt und sich in Betreff dieser werthvollen Insel mit den Vandalen verständigt hatte, durfte er sich nun mit gutem Rechte „König von Italien“ nennen. Als solcher wurde er auch vom Kaiser Anastasius, dem er den Schein der Oberhoheit ließ, anerkannt. In Rom zog er in römischem Purpurmantel im Triumphe ein (500), aufs Feierlichste begrüßt von dem Senat und der Geistlichkeit. Das Volk gewöhnte sich seitdem daran, in ihm seinen Gebieter zu sehen, ohne daß es Theodorich gelungen wäre, Beliebtheit in der ewigen Stadt zu erlangen.

Von Verona und Ravenna aus beherrschte er mit Kraft, Klugheit und Milde sein weites Reich. Der Krieg, diese furchtbarste Ruthe des Menschengeschlechts, hatte dem im Grunde seines Herzens friedliebenden Herrscher nur dazu gedient, sich das Feld für seine großartige Wirksamkeit zu erobern. Im ungestörten Besitz desselben, suchte er seine Hauptaufgabe in der Förderung von Werken des Friedens. Die wenigen Kämpfe, welche zur äußern Sicherheit des neuen Reiches nothwendig waren, so der Feldzug gegen die räuberischen Bulgaren, wurden an den Grenzen geführt und erweiterten die ostgothische Herrschaft durch die mittleren und unteren Donauländer. Um den Frieden mit den germanischen Stämmen zu sichern, knüpfte er mit den meisten Fürsten Bande der Verwandtschaft an, so mit dem Burgunderfürsten Sigmund, dem Westgothenkönig Alarich, dem Vandalenfürsten Thrasamund, mit Hermanfried, dem Fürsten der Thüringer und mit dem mächtigen Frankenkönige, dessen Schwester er als Gemahlin heimführte. — Des Zusammenstoßes Theodorich's mit dem byzantinischen Kaiser, als von geringer Bedeutung, wollen wir hier nur vorübergehend Erwähnung thun. Die Eroberung der Donauprovinzen hatte bei dem Kaiser Anastasius mehr Neid noch als politische Beängstigung erregt. Die aus Anlaß dieser Umstände nach den genannten Gebieten vorgerückten kaiserlichen Truppen sprengte Theodorich jedoch in einer einzigen Schlacht auseinander. Um diesen Schimpf zu rächen, sandte Anastasius seine Flotten nach Italien und ließ nach Weise der Barbaren Calabrien und Apulien verheeren. Doch auch hier blieb Theodorich Sieger; mittels der von ihm mit größter Raschheit ausgerüsteten Flotille von, wie es heißt, tausend leichten Fahrzeugen, gelang es ihm, Byzanz zum Frieden zu zwingen und eine Aussöhnung mit dem Kaiser zu bewirken.

Außer Italien gehörten nach den gedachten Kriegszügen Rhätien, Vindelicien, Noricum und Pannonien bis zum untern Mösien hin zum Ostgothischen Reiche.

Außer dieser Machterweiterung ist es zunächst Theodorich's Einfluß auf das Westgothische Reich, den wir zu erwähnen haben. Als nämlich der westgothische König Alarich II., der Schwiegersohn Theodorich's, gefallen war, und die Franken dessen Land erobert hatten (s. S. 72), nahm sich der Ostgothenkönig seines Enkels Athalarich, Alarich's hinterlassenen jungen Sohnes, an und setzte den Fortschritten der Franken ein Ziel, so daß die septimanische Provinz, wie bereits erwähnt, dem Westgothischen Reiche verblieb, das Theodorich nun im Namen seines unmündigen Enkels regierte und vom Statthalter Theudes verwalten ließ.

Daß sich Theodorich nicht durch eine Reihe kriegerischer Großthaten den Beinamen „des Großen“ erworben, liegt am Tage; daß er ihn einzig und allein seinem Schalten und Walten zu Gunsten des Wohles seines Reiches verdankt, darf gewiß nur um so höher angeschlagen werden. Wenn er, der thatkräftige Abkömmling von Barbaren, trotz seines Feldherrntalents und der nie mangelnden Gelegenheit, sich Waffenruhm zu erwerben, denselben verschmähte und das Schwert freiwillig in die Scheide steckte, um dem schwer heimgesuchten und aus tausend Wunden blutenden Italien wenigstens für die Dauer seines Lebens Erholung zu verschaffen, so verleiht ihm eine solche Wirksamkeit weit mehr Anspruch auf jenen Ehrennamen, als hierzu Helden wie Hannibal und Scipio berechtigt sind.

Von den endlosen Wanderungen der Völker ermüdet, von dem rauhen Getöse verheerender Waffen betäubt, verweilen wir mit Freuden bei der Regierungsgeschichte eines Fürsten, dessen Regentenhandlungen fast durchgängig das Gegentheil von Dem waren, was man in jener Zeit der Barbarei auf der einen und der Erschlaffung auf der andern Seite wahrzunehmen gewohnt ist. Theodorich's Regierungsgrundsätze waren für sein Zeitalter seltene, ja ganz neue Erscheinungen. Dahin gehört zunächst, daß er seine barbarischen Gothen, deren Zahl sich auf 200,000 streitbare Männer belief, und unter die er wol ein Drittel von Italien nach Verhältniß ihres Ansehens vertheilte, an ein geordnetes Staatsleben, an Gesetz und Sitte gewöhnte; daß er das Recht und Herkommen des eroberten Landes ehrte, demselben seine Gewohnheiten und Ansichten nicht aufdrang und die Verhältnisse Italiens so viel wie möglich unangetastet ließ. Die Römer wurden nach römischem Recht, die Gothen nach gothischem Herkommen regiert und gerichtet. Die bürgerliche Thätigkeit: Gewerbe, Handel, Ackerbau ꝛc., blieb als ein den Gothen fremdes Element in den Händen der Römer; der Kriegsdienst, der Schutz des Landes und des Thrones, war ausschließlich den Gothen überwiesen, welche so gleichsam eine Kriegskaste, ein erbliches stehendes Heer bildeten. — Dahin gehört ferner seine Bereitwilligkeit und sein Eifer, den Ackerbau, den Handel, die Künste und vorzüglich die Wissenschaften zu beschützen, in welcher letztern Hinsicht er gern hervorragende Talente aufsuchte, an sich zog und förderte. Indeß welch hohe Achtung Theodorich auch vor wissenschaftlicher Bildung hegte, so hielt er doch — wie man sagt — die Gothen absichtlich davon fern, weil er meinte, daß Derjenige, welcher schon in der Schule vor der Ruthe gezittert habe, nie ohne Furcht ein Schwert werde erblicken können. — Daß Theodorich selbst, trotz seiner Liebe zu den Wissenschaften, eine eigentliche wissenschaftliche Bildung sich nicht angeeignet hatte, haben wir früher schon angedeutet. Wenn man aber von ihm erzählt, daß er nicht einmal seinen Namen habe schreiben können, und daß er unter seine Erlasse stets nur den Anfangsbuchstaben desselben und selbst diesen noch mittels eines Schablonenblechs gezeichnet habe, so ist das sicherlich nur eine Unwahrheit. Seiner Achtung vor dem Wissen entsprang die hervorragende Stellung, die der Geschichtschreiber Cassiodorus als Reichskanzler am westgothischen Hofe einnahm. Cassiodorus, aus einer altrömischen Familie entsprossen, verdiente wegen seiner hohen Bildung und seiner geistigen Fähigkeiten das große Vertrauen des Herrschers. Des Letzteren Verordnungen wurden größtentheils von ihm verfaßt oder begutachtet.

Nicht minder rühmenswerth ist die damals keineswegs allseitig geübte Duldsamkeit Theodorich's, die nicht nur in dem damaligen Zeitalter als einzig dasteht, sondern auch noch späteren, selbst manchen heutigen Herrschern zum Muster dienen kann. Theodorich duldete nicht blos die Religionsfreiheit, sondern er schützte sie auch; aber er schützte nicht blos die Religionsfreiheit der christlichen Parteien, so daß — während er selbst Arianer war — andere Religionsbekenner in Ausübung ihres Kultus ungekränkt blieben, er nahm sich auch eifrig der damals schon arg verfolgten Juden an. Er beklagte wol, daß diese sich vom Christenglauben abwendeten; aber er verlangte, daß seine Gerichte den Juden wie den Christen mit gleichem Maße messen sollten, weil der Staat den Glauben nicht bestimmen könne oder danach die Beurtheilung streitigen Rechts erfolgen lassen dürfe.

In Ravenna hatte sich eine Anzahl Juden niedergelassen und durch den diesem Volke eignen Geschäftseifer bedeutendes Vermögen erworben. Theils aus Neid, theils infolge von Aufhetzungen durch die Pfaffen erhob sich nun der Pöbel gegen die Juden, zerstörte ihre Synagogen und plünderte mehrere Judenhäuser aus. Theodorich aber, den jede Art von Fanatismus empörte, verfügte eine strenge Untersuchung der Vorgänge, und da die Urheber des verübten Attentats sich verbargen oder versteckt hielten, so verurtheilte er die Gemeinde zum Schadenersatz. Darüber gab es denn nun ein lautes Zetergeschrei unter den Katholiken, und die meisten weigerten sich zu bezahlen, während die Priester von den Kanzeln herab gegen den ketzerischen König eiferten. Dieser ließ sich aber dadurch keineswegs irre machen, sondern verfügte, daß die seinem Befehle Ungehorsamen durch den Büttel die Gassen der Stadt entlang gepeitscht werden sollten. Das geschah denn auch zur Genugthuung der Juden.

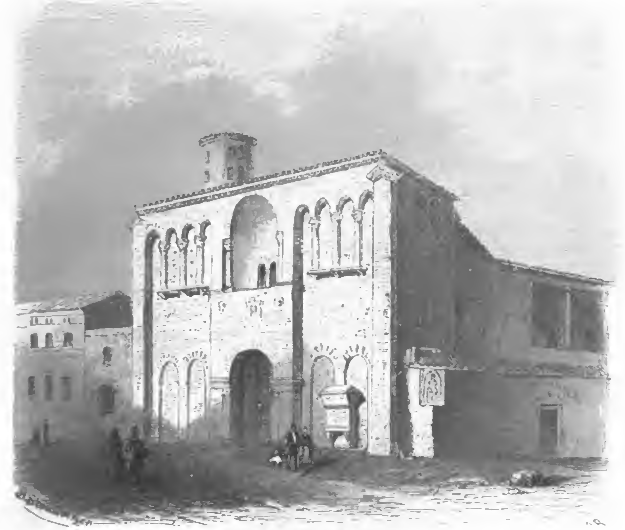
Theodorich erwarb sich durch eine musterhafte Regierung in ganz Europa Ruhm und Ansehen, ja von den fernsten Enden des Welttheils wanderten Gesandte nach seiner Residenz Ravenna, um ihm die Ehrfurcht ihrer Fürsten, die ihn als gemeinschaftlichen Beschützer und Schiedsrichter ehrten, zu bezeugen. Die mächtigsten Herrscher der stammverwandten Völker, namentlich der Franken, Burgunder, Westgothen, Vandalen und Thüringer, suchten eine Ehre darin, sich mit ihm durch Familienbande zu verbinden. Trotz dieser ihm allseitig von auswärts gezollten Verehrung, sah sich dieser wahrhaft große und edle Mann von seinen römischen Unterthanen gehaßt und geschmäht, weil er in ihren Augen ein — Ketzer war! Die trefflichsten Absichten, die wohlmeinendsten Ideen, welche Theodorich gern verwirklicht sehen mochte, scheiterten an der religiösen Befangenheit des in den Netzen fanatischer Priester schmachtenden Volkes. Wie im Westgothischen und im Burgundischen Reich zeigte sich auch hier der unheilvolle Einfluß der strenggläubigen Partei. Darf es uns wundern, wenn der König, der im Kampfe mit der Unduldsamkeit so manchen seiner Pläne scheitern sah, endlich die Geduld verlor, seiner Toleranz entsagte und zu Verfolgungen gegen die gegnerischen Fanatiker vorschritt? Leider lastet auf ihm der Vorwurf der vorschnellen Hinrichtung dreier Senatoren, des Albinus, Symmachus und des trefflichen Boëthius, auf Grund der folgenden Umstände.

Theodorich hatte längst schon wahrgenommen, daß die römischen Großen einen geheimgehaltenen, jedoch äußerst lebhaften Verkehr mit dem Hofe von Konstantinopel unterhielten, von wo aus grade um diese Zeit (523) die härtesten Verbote gegen den Arianismus ausgegangen waren, die Theodorich als einen Angriff auf sich und seine Gothen betrachten mußte. Unter mehreren verdächtig Gewordenen wurde nun auch der Senator Albinus namhaft gemacht als Einer, der mit dem Hofe von Byzanz hochverrätherische Beziehungen pflege. Der König ordnete die gerichtliche Untersuchung an, und des Angeklagten Freund Boëthius übernahm die Vertheidigung desselben. In seinem Eifer ließ dieser dabei die unvorsichtige Aeußerung fallen: daß, falls Albinus schuldig sei, nicht blos er, Boëthius, sondern auch der ganze Senat dessen Schuld theile. Theodorich nahm dies für ein offenes Geständniß; die Untersuchung wurde nun auch auf Boëthius ausgedehnt, und es kamen unzweideutige Beweise der Schuld zum Vorschein. Der Senat verurtheilte nun die beiden Angeklagten als Hochverräther zum Tode, und die Hinrichtung wurde vollstreckt. Darüber ergrimmte des Boëthius Schwiegervater Symmachus so sehr, daß er in seine Klagen über den Tod seines Verwandten Drohungen gegen Theodorich mischte, was auch seine Verurtheilung und Hinrichtung zur Folge hatte.

Aus dieser Darlegung wird soviel hervorgehen, daß Theodorich keinen größern Vorwurf verdient, als die Menge von Herrschern vor und nach ihm, welche ein hartes Gesetz strenge handhaben. Uebrigens hat der König sein rasches Thun später bitter bereut; denn Boëthius war unter den wissenschaftlichen Schriftstellern dieses Zeitraums der fruchtbarste und angesehenste. Seine Lehrbücher der Geometrie, Arithmetik, Musik, Rhetorik und Dialektik bildeten noch für einen guten Theil des Mittelalters die Grundlage des

Schulunterrichts, und außerdem galten seine Schriften über die gesammte Theologie für die orthodoxe Kirche als Katechismus. Sein einflußreichstes Werk aber war die Schrift über den „Trost der Philosophie im Unglück", welche er im Kerker schrieb, und welche so beliebt wurde, daß ihr Jahrhunderte hindurch ein Platz neben der Bibel eingeräumt ward.

Theodorich, welcher guten Grund hatte, von der gereizten Stimmung der athanasischen Römer gegen die arianischen Gothen blutige Streitigkeiten zu fürchten, suchte solchen dadurch vorzubeugen, daß er allen nicht in Militärdiensten Stehenden das Tragen von Waffen verbot.



Palast Theodorich's in Ravenna.

Theodorich's weitherziges Regierungssystem, welches die den beiden Völkern eigenen Institutionen unangefochten fortbestehen ließ, war nicht dazu geeignet, die schier unausfüllbare Kluft zu schließen. Denn, auch abgesehen von den religiösen Spaltungen, schied sich in noch vielen anderen Punkten die gänzlich verkommene Römerwelt von der gothischen Kernnatur. Vielleicht hätten diese gerade zur Zeit eines der besten unter den Herrschern scharf zugespitzten Gegensätze zu den bedenklichsten Verwicklungen geführt und das Andenken des großen Gothenkönigs getrübt, wenn diesen nicht in jener kritischen Periode der Tod vom Schauplatz abgerufen hätte. Er starb zu Ravenna am 26. August 526.

Ravenna, dessen Name als Sitz der weströmischen Kaiser und gothischen Könige oft genannt wird, erschien um deswillen als Residenz am sichersten, weil es wohl befestigt, durch sumpfige Umgebungen unzugänglich war und wegen der Nähe des Meeres im Nothfall auch eine Flucht begünstigte.

Der Staat Theodorich's. Wie schon aus Andeutungen des Vorausgegangenen hervorgeht, haben wir in dem Reiche des Theodorich zum ersten Mal einen Staat vor uns, in welchem wir bereits die Grundsätze, auf welchen die gegenwärtigen Reiche beruhen, verwirklicht sehen. Der Staat des Theodorich — und dies ist das unterscheidende Merkmal

früheren Bildungen gegenüber — beruhte in erster Linie auf der Nationalität. Es ist des von uns mehrfach angeführten gelehrten F. Dahn Verdienst (S. dessen „Könige der Germanen"), die Natur des Staatswesens des Ostgothenkönigs zuerst untersucht und über die Einrichtungen desselben Klarheit verbreitet zu haben.

„Man hat sich", sagt derselbe, „die Ansiedlung der Gothen unter Theodorich nicht etwa so vorzustellen, daß z. B. ein Drittel der Provinz Aemilia in zusammenhängender Linie einem gothischen Bezirk zugewiesen worden wäre. Vielmehr wurden die gothischen Ankömmlinge über alle drei Drittheile der Provinz Aemilia zerstreut, von jedem römischen verfügbaren Fundus wurde ein Drittheil einer gothischen Familie zugetheilt, aber diese gothischen Familien, die in der Aemilia oder in Ligurien ꝛc. unter die Römer zerstreut angesiedelt wurden, gehörten je zu einer gothischen Geschlechtergruppe, zu einem Bezirk, so daß unter den Gothen in jeder Provinz die alten Wirkungen der Sippe und des Bezirksverbandes fortbestehen, daß sie sich als ein kleines Ganzes fühlen konnten. Nicht ein römisches Heer ohne inneren Zusammenhang, ein Volk waren die Gothen Theodorich's, mit organisatorischer Gliederung für Krieg und Frieden, für Heer, Gericht und Gemeinde; im Gegensatz zu Odoaker ruht Theodorich's Macht auf der Nationalität. Diese Wahrheit liegt in einer schon in jenen Tagen entstandenen Allegorie, welche das Volk der Gothen die Füße Theodorich's nennt.

Die gothische Hälfte bildete eine eigene Nation; aus ihr wurde das Heer gebildet, in sehr vielen Stücken behielt sie ihre Institutionen, besonders im Privat-, Familien- und Personenrecht, und ward nach gothischem Recht von gothischen Grafen gerichtet und verwaltet. Allein im Staatsrecht, im Staatsleben war eine große Veränderung vorgegangen. Die alte Volksfreiheit, die wir nach den thessalischen Zügen noch so lebendig gefunden haben, ist im italischen Reiche, unter Theodorich wenigstens, so gut wie verschwunden. Der König allein hat die Fülle aller Staatsgewalt, die allgemeine Volksversammlung ist wegen der Zerstreuung der Gothen über das ganze Reich faktisch schon nicht mehr herzustellen. Ihre Stelle hat jetzt das Palatium, die aula regis, eingenommen, wo sich die römischen und gothischen Großen um den König, als Umgebung und zur Berathung, seiner Aufträge gewärtig, versammeln. „Größerer Segen wird den Völkern durch den Anblick als durch Geschenke des Königs. Denn beinahe einem Todten gleicht, wen sein Herr nicht kennt, und ohne alle Ehre lebt, was seines Königs Auge nicht behütet. Der König übt über beide Hälften seines Reiches in gleich unbeschränkter Weise alle Rechte der Staatsgewalt nach dem Maße der römischen Kaiser, als deren Nachfolger er den Römern gegenüber auftritt, deren edelsten er nachstrebt." Er führt auf autokratischem Wege eine geordnete Staatsverwaltung ein und sagt: „Man erkenne unsere Friedensordnung, unbotmäßige Sitten sollen unter unserer Herrschaft die Hoffnung aufgeben. Niemand erhebe sich zum Aufruhr, Niemand nehme die Zuflucht zur Gewalt. Taucht ein Rechtsstreit auf, so begnügt euch mit der Quelle eures heimischen Rechts, denn es ist ein Wahnsinn, in einer Friedensära gewaltthätigen Entschlüssen nachzuhängen." Wiederholt rühmt er von seinen Gothen, daß sie als Beschirmer dieser Grundlage der Gesittung zwischen Römern und Barbaren stehen. „Soweit haben wir unsere Gothen herangebildet, daß sie sowol mit den Waffen vertraut, als von der Rechtsliebe geleitet sind. Das ist es, was die übrigen Barbarenvölker nicht haben, das ist's, wodurch ihr einzig dasteht, daß ihr kampfrüstig seid und doch nach den Gesetzen mit den Römern lebt."

Während Odoaker, Theodorich's Vorgänger, wiewol ihn die Bundestruppen zum „König von Italien" ausgerufen, nur den Titel eines „Patricius" angenommen, also sich mit dem Range eines kaiserlichen Rathes oder Beistandes begnügte, der unmittelbar nach dem Augustus folgte, sah sich Theodorich für den Nachfolger der abendländischen Kaiser an. Als Abzeichen dieses Gedankens legte er die gothische Tracht ab und trug das römische Imperatorengewand. Auch führte er zur Bezeichnung seiner Würde das Prädikat „Kaiserliche Hoheit" und erhob sich dadurch ausdrücklich über die kleinen Könige. Er schreibt dem Thüringerkönig,

als er ihm seine Nichte entsendet: „Auf daß Ihr, von königlichem Stamm entsprossen, fortan durch den Glanz kaiserlichen Blutes noch weiterhin Strahlen werfet." (Cassiodor.)

Rechtspflege und Finanzverwaltung im Reiche Theodorich's. Sorgsam überwachte der König die Handhabung der Rechtspflege. Auf diesem Gebiete ist die Geschichte reich an einzelnen interessanten Zügen, welche das Andenken des Königs ehren. Die Wittwe eines Senators klagte ihm, daß sie seit drei Jahren in einem Rechtsstreit mit einem vornehmen Römer zu keinem Urtheilsspruche gelangen könne. Ergrimmt befiehlt der König, daß die saumseligen, pflichtvergessenen Richter vor ihm erscheinen. Zu ihnen spricht er: „Ist das Urtheil nicht in zwei Tagen gefällt, so laß' ich euch köpfen!" Als nun aber die Entscheidung in dieser Zeit wirklich erfolgt war, zürnt der König: „Also in zwei Tagen konnte der Spruch geschehen, weil ich es befahl, und ihr habt ihn drei Jahre lang verzögert — — nun verdient ihr erst recht den Tod."

In gleich sorgfältiger Weise überwachte Theodorich auch die Finanzverwaltung. Den Königsschatz, den er durch seine Sparsamkeit mehrte, ließ er nach Ravenna schaffen; außer vielen Kostbarkeiten konnte später seine Tochter Amalasuntha 40,000 Pfund Gold aus diesem Schatz entnehmen.

Das Kriegswesen. In der vorsorglichsten Weise behielt der König die Entwicklung des Kriegswesens im Auge. Im alten Germanenstaat hatte der Heerbannpflichtige seine Waffen selbst mitgebracht. Im Gothenreich aber gab es große, ursprünglich römische Magazine und Arsenale; wenn die Truppen zu Salona aufgeboten wurden, hatte der Gothengraf die Einzelnen, wie sie bei ihm ankamen, mit Waffen zu versehen. Eine wichtige Neuerung bildeten ferner die ständigen Besatzungen, welche nunmehr in den Kastellen, den Schanzen der Grenzpässe wie in den wichtigeren Städten aller Landschaften lagen. Die administrative Sorgfalt der Regierung zeigt auf allen militärischen Gebieten thätigen Eifer. An den Thoren der Städte, an den Mündungen der Häfen sind Wächter aufgestellt; Waffenschmiede arbeiten unausgesetzt für das Heer; in den Kastellen werden wohnliche Räume für die Besatzung hergestellt. Die Befestigungen an der Durance wie an der Etsch und auf Sizilien werden verstärkt und mit Vorräthen wohl versorgt. Allerwärts lassen sich Vorkehrungen zur Sicherung des Reichs durch Kräftigung des Kriegswesens, wie es einem wohlorganisirten Militärstaate zukommt, verfolgen.

Wenn wir das lebendige militärische Treiben im jungen Gothenreich uns vergegenwärtigen, uns die unermüdliche Thätigkeit jenes Königs vors Auge führen, der die Finanzen seines Staates regelt, die Rechtspflege hebt, der — ein hohes Ideal sich als Ziel setzend — seinen Gothen vor Allem bessere Bildung zu verleihen sucht, welche sie zu einer höhern Kulturmission befähigen soll; wenn wir sehen, wie in Theodorich's Staate sich bereits ein geflügeltes Wort bewährt, das erst dreizehn Jahrhunderte später von königlichen Lippen kam — so erinnert uns dieser germanische Herrscher, in dessen Staate bereits „Jeder nach seiner Façon selig werden konnte", an Friedrich den Einzigen.

Wir müssen hier noch einmal auf die kirchliche Politik Theodorich's, die einen völlig modernen Charakter hatte, zurückkommen. Der König wies mit Entschiedenheit jede Art geistlicher Bevormundung ab, übte in vollem Maße Gewalt über den römischen Bischof aus und nöthigte Papst Johannes I. zu einer Mission nach Byzanz, um den griechischen Kaiser von seiner Verfolgung der Arianer abzubringen. Er beanspruchte in diesem Falle absoluten Gehorsam. Als Johannes seiner Aufgabe sich nicht in befriedigender Weise entledigte, ließ er denselben ins Gefängniß werfen, wo er am 11. Mai 526 starb. Alle die unter Theodorich obwaltenden weltlichen und religiösen Umstände müssen in Betracht gezogen werden, wenn wir zu einem Urtheil über dieses Herrschers Verhalten und Schalten in kirchlichen Dingen und streitigen Fällen gelangen wollen.

Die von großem Glanz umgebene äußerliche Macht des Gothenkönigs war trotz der gewinnenden Eigenschaften jenes Fürsten innerlich hohl, und das Gothische Reich zeigte sich auf

die Dauer seiner vielfach gefährdeten Stellung zwischen den natürlichen Nebenbuhlern, Byzantinern und Franken, nicht gewachsen. So lange der große Monarch lebte, kamen infolge der persönlichen Eigenschaften und der Einwirkung des Königs die Schwächen des Reiches nicht zum Vorschein. Als ein Irrthum zeigte sich seine innere wie äußere Politik um so mehr in der Folgezeit. „Mitten im Herzen der Römerwelt ein isolirtes Germanenreich zu gründen, in diesem Reiche Römer und Barbaren, Rechtgläubige und Ketzer friedlich neben einander zu stellen, in einer Zeit blutiger, treuloser Gewalt die wilden Barbarenkönige sich unterordnen zu wollen — das sind große Phantasien gewesen, eben so undurchführbar wie ideal.“ Die Gothen, welche eine Art für sich abgeschlossener Kriegerkaste bildeten, vermischten sich nie mit den römischen Elementen zu einem einheitlichen Ganzen. „Nur selten wurden Ehen zwischen ihnen geschlossen, und in allen inneren und wesentlichen Beziehungen blieben sie geschieden: durch Sprache, Sitte, nationale Rechtsgewohnheiten, am meisten aber durch die Religion.“ Und eben an diesem Zwiespalt, an diesen gefährlichen inneren Gegensätzen ging das Ostgothische Reich in Italien zu Grunde.

„Theodorich“, sagt Procopius von ihm, „war ein wahrer König, der Keinem von Allen nachstand, die sich je auf dem Throne rühmlich auszeichneten. Er genoß die Liebe der Gothen, und bei den Italienern stand er in hohem Ansehen, ganz gegen die Sitte der Sterblichen. Denn da in Staatseinrichtungen die Menschen ganz verschiedene Wünsche hegen, so geschieht es immer, daß der Inhaber der Gewalt Denen gefällt, welchen seine Handlungen zusagen, dagegen Diejenigen kränkt, von deren Meinung er abweicht.“

Wenige Jahre nach seinem Tode verstieg sich der Fanatismus der Athanasianer so weit, daß sie die Asche des „fluchwürdigen Ketzers“ aus dem Riesensteine zu Ravenna, wo sie seine edle Tochter Amalasuntha verborgen hatte, herauswarfen und in alle vier Winde zerstreuten; nur das leere Grabmal blieb unversehrt. — Sein Ruhm aber hallte noch viele Jahrhunderte fort in Lied und Sage des deutschen Volkes.

Theodorich ist unbestritten eine der großartigsten Erscheinungen aus der Zeit der Völkerwanderung; nicht umsonst hat die deutsche Heldensage mit so großer Vorliebe den gewaltigen „Dietrich von Bern“ (Theodorich von Verona) gefeiert. Die Heldenlieder, die das Gedächtniß des Gothenkönigs feierten, sind zumeist verklungen, und erst der modernen Geschichtschreibung ist es gelungen, das Bild dieses trefflichen Monarchen in Klarheit wiederherzustellen. Würdig eröffnet er die Reihe deutscher Heldenkönige, die von nun an in großer Zahl diesseit und jenseit der Alpen dem deutschen Namen Achtung verschafften.

Da Theodorich keinen Sohn hinterließ, so war der unmündige Athalarich, der Sohn der dritten Tochter des Königs, Amalasuntha, und des edlen Gothen Eutarich, sein Erbe.

(In Betreff dieses Abschnittes vergleiche Uebersichtskärtchen S. 98.)



Grabmal Theodorich's des Großen zu Ravenna.



Deutschland und germanische Völker gegen Ablauf der Völkerwanderung.

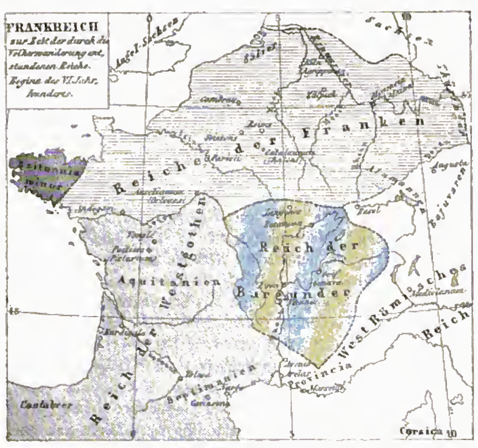
Die romanischen Völker nannten Deutschland, nach den „Allemanen", dem noch bei Beginn der Kaiserzeit mit am meisten hervortretenden deutschen Volksstamm, Allemania, und die Deutschen überhaupt Allemanen; daher das französische „Allemagne" und „Allemand" für Deutschland und Deutscher. — Das alte Deutschland (Germania) umfaßte ein nicht ganz so großes Gebiet wie das heutige; denn nur die Landstriche zwischen der Weichsel, der obern Donau und dem Rhein wurden dazu gerechnet. Germania hatte überall seine natürlichen Grenzen. Im Norden war es die Nordsee, das sogenannte Germanische Meer und die Ostsee; im Osten die Weichsel, die es von Sarmatien schied; im Süden die obere Donau, welche es von den römischen Provinzen Vindelicien, Noricum und Ober-Pannonien trennte; im Westen der Rhein, welcher in seinem ganzen Laufe die Grenze gegen Gallien bildete.

Von den zahlreichen einzelnen Gebirgszügen, welche das Land durchziehen, merken wir uns vor allen Dingen den großen nordwestlichen Gebirgsstock an der Weser, welcher in seinem Hauptheil den Namen Teutoburger Wald führte; dann den Harz; ferner einen langen Gebirgszug, welcher sich durch ganz Mitteldeutschland in der Richtung von Westen nach Osten zieht und mit den Namen Rhetico- (Rhön), Taunus-, Sudeta- und Asciburgisches Gebirge benannt wurde; endlich die süddeutschen Gebirgszweige: Alba-Gebirge (Schwäbische Alb), Silva Marcia (Schwarzwald), Gabreta- (Böhmer-) Wald und den Hercynischen Bergwald, welcher sich an die Karpaten lehnte.

Von Flüssen sind es besonders sechs Hauptströme, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen: Die Donau (Danubius oder auch Ister), welche bei dem Alba-Gebirge entspringt, links die March (Marus), rechts die durch Vindelicien fließende Ammer (Amber) und den durch Noricum strömenden Inn (Aenus) aufnimmt und sodann in Dacien eintritt. Der Rhein (Rhenus), in Helvetien entspringend, nimmt bei Mainz (Mogontiacum) auf den Main (Moenus), dann den Neckar, bei Wesel (Aliso) die Lippe (Luppia), und mündet in die Nordsee. Die Weser (Visurgis) mit der schiffbaren Aller ergießt sich in die Nordsee. Ebenso die Elbe (Albis), deren linker Nebenfluß Saale (Salas) die Unstrut aufnimmt. Die Oder (Viadrus) entspringt auf dem Hercynischen Bergwald und mündet in die Ostsee. Endlich die uns schon bekannte Weichsel (Vistula).

Von den durch die Römer gegründeten Städten und befestigten Plätzen am Rhein, in Rhätien, Noricum bis zur Donau ist schon an anderen Orten mehrfach die Rede gewesen. Der durch die Germanen gegründeten Orte und Städte braucht für jetzt um so weniger gedacht zu werden, als die wenigen vorhandenen Plätze theils wieder verschwanden, theils erst nach der Völkerwanderung zu einiger Bedeutung gelangten.

Die Bewohner Deutschlands waren folgendermaßen seßhaft. Im Nordwesten hauste, nördlich von der Lippe zwischen dem Niederrhein, der Weser und der Nordsee, das tapfere Friesenvolk; zwischen Weser und Elbe die Sachsen, deren nordalbingischen Stammesbrüdern, den Angeln, wir erst vor Kurzem in Britannien begegneten. In der Mitte Deutschlands bestand im fünften Jahrhundert noch das Reich der Thüringer; zwischen der Elbe und Oder saßen slavische Stämme, unter denen die Sorben und Wenden uns zunächst interessiren; in dem Gebirgskessel, welcher das heutige Böhmen umschließt, wohnte das slavische Volk der Tschechen; südöstlich von Böhmen, wo früher die Quaden hausten, die Morawier, gleichfalls ein slavischer (slovenischer) Stamm; westlich von Böhmen, im Bereich des Böhmerwaldes (Gabretagebirge) und darüber hinaus, hatten die Bojer (Bojoarier oder Bayern) ihre Wohnstätten. Ueber den Südwesten endlich, da wo sonst die Markomannen, Alemannen und Sueven mehr oder weniger in selbständiger Weise sich staatlich einzurichten begonnen hatten, geboten jetzt die fränkischen Könige.



Vergl. Seite 50. 51. 69. 74.

Völkerbewegung in Deutschland. Seit Cäsar's Zeit und besonders in den folgenden Jahrhunderten, als die Römer gegen das eigentliche Deutschland angriffsweise vorzugehen begannen, vollzog sich auch in Deutschland eine tiefeingreifende Veränderung. An Stelle der losen Gliederung in kleinere Stämme, wie sie in den Anfängen unserer Geschichte hervortreten, sehen wir eine Anzahl größerer Stammesverbindungen erstehen, die durch förmliche Verträge sich gegenseitig verpflichten, so die Alemannen und Sueven im Südwesten, die Franken am Mittel- und Unterrhein; weiterhin an der Donau die Gothen mit ihren Bundesgenossen, den Alanen, Vandalen, Herulern &c. Wir haben dann weiter gesehen, wie diese Völkerstämme, z. B. die Markomannen, Alemannen und Sueven, auf heimischer Erde Versuche zu Staatenbildungen machen, und daß der Name der Ost- und Westgothen und Vandalen zum Schrecken der Römer geworden. Ferner sahen wir, wie seit Theodosius die Beherrscher des Römischen Reiches im Osten und Westen genöthigt waren, sich auf die germanischen (größtentheils deutschen) Soldtruppen zu stützen, und daß eine große Anzahl von Präfekten der kaiserlichen Leibwachen und Staatsbeamten germanischer Herkunft war.

Es geschah zur Zeit des Stoßes, der im Osten unseres Welttheiles von den Hunnen ausging und wellenförmig ganz Europa durchzitterte, daß sich auch derjenigen Völker Deutschlands eine große Unruhe bemächtigte, bei welchen innerhalb ihrer bisherigen Sitze die ersten Keime staatlicher Organisation zum Vorschein gekommen waren. Die in alter Zeit an der Weichsel seßhaft gewesenen Burgunder drangen bis zum Rheine vor, neue Wohnstätten suchend, und gründeten im südlichen Gallien das Burgundische Reich; ungefähr

um dieselbe Zeit zogen die Alanen, Sueven und Vandalen nach Spanien, während es den Franken gelang, in Norddeutschland und Nordfrankreich einen Staat zu gründen und die kühnen sächsischen Seefahrer in Britannien zur Oberherrschaft gelangten. Jetzt erfüllte sich auch an einem der germanischen Heerkönige die Prophezeiung, er werde dereinst statt des mit Thierfell verbrämten Adelingsrockes mit dem römischen Kaiserpurpur bekleidet sein, was, wie wir erzählten, Odoaker, dem Könige von Italien, begegnete. — Am Schlusse dieses Zeitabschnittes schwingen die Langobardenkönige ihr Scepter über Italien.

Meist vorübergehend haben die Geschichtschreiber aus der Zeit der Völkerwanderung Veranlassung gehabt, der Namen anderer deutschen Stämme, so der Hermunduren oder Thüringer, der Bojoarier oder Bayern 2c., der Friesen und Nordalbinger, Erwähnung zu thun. Indessen war im vierten Jahrhundert in der Mitte Deutschlands ein neues Reich hervorgetreten, das Thüringische, welches eine längere Zeit sich hielt; doch auch dieses ging im sechsten Jahrhundert im Frankenreiche auf.



Vergl. Seite 57. 122.

Wenn nun auch in der Periode, während welcher die burgundischen, fränkischen, westgothischen Reiche blühten, im früheren Deutschland von weltgeschichtlich hoch bedeutsamen Vorgängen nicht gesprochen werden kann, unser Interesse sich mithin den Staaten zuwendet, welche entschiedener in den Vordergrund des Welttheaters getreten sind, so müssen wir uns in das Gedächtniß zurückrufen, daß in Gallien schon längst die römische Kultur sich Bahn gebrochen, während in Deutschland nur an denjenigen Orten von einer feineren Gesittung die Rede sein konnte, wo die Römer Pflanzstädte angelegt, und wo sich Mittelpunkte eines neuen Kulturlebens hatten bilden können, wie solches längs des Ober- und Niederrheins, am Main und Nekar, in Rhätien, Noricum, bis nach Pannonien hinein schon längst geschehen war.

Etwas unwirthlich, zumal nach römischen Begriffen, sah es damals noch in unserem Vaterlande aus. Noch gab es der ausgedehnten Wälder und Sümpfe genug, von denen Tacitus spricht. Doch gänzlich falsch ist es, die Germanen, ehe sie mit den Römern in Berührung gekommen, sich als barbarische Jäger und Bärenhäuter zu denken, wie es vielfach geschieht. Tacitus selbst beschreibt ja ihren Ackerbau ausführlich und einer ihrer Hauptgötter, Duonar, der Gott des befeuchtenden Gewitterregens, war speziell der Gott des Bauern und hatte sogar, im Gegensatz zur Walhalla Wuodan's, des Kriegsgottes, einen eigenen Himmel für seine Bauern. Ohne solchen Ackerbau ließe sich auch, wie Weinland mit Recht bemerkt, die ungeheure Zahl der Germanen, die nachher die römische Welt

überflutheten, gar nicht denken. Der Geschichtschreiber Wirth schlägt die Bevölkerungsziffer der Germanen zu Cäsar's Zeit auf zehn Millionen an, schätzt aber offenbar irrthümlich, da er die freien Bauern nicht rechnet und die Zahl der Freien nur zu viermalhunderttausend.

Es ist der Bewohner unseres Vaterlandes zuerst, freilich nur in Kürze, im ersten Bande (S. 398) gedacht worden, als Varus und seine römischen Legionen im Teutoburger Walde ihren Untergang fanden; weiterhin bei den Kämpfen der Imperatoren gegen die unbotmäßigen deutschen Grenznachbarn, und in diesem Bande S. 13 ff. Indem wir hinsichtlich der nachfolgend nicht erwähnten, weil bereits aufgeführten Sitten und des religiösen Glaubens unsere Leser auf Seite 16 verweisen, tragen wir hier nur nach, was zur Charakterisirung unserer Voreltern und zum besseren Verständniß der folgenden Blätter nothwendig erschien.

Unsere Voreltern liebten die Freiheit und Ungebundenheit über Alles. Diejenigen Völker, bei welchen ein durchaus freies Selbstregiment herrschte, gehorchten in Zeiten kriegerischer Verwicklungen ihren „Heerkönigen"; sie wählten sich dann zu ihren Feldzügen einen Heerführer, der seinen Scharen voranzog, daher wol das Wort „Herzog". Andere leiten das Wort wol richtiger von dem altdeutschen herizogo, was Heerführer bedeutet, ab. Aber selbst ein gewählter Fürst an der Spitze einer Völkerschaft war durch die Versammlung der Freien beschränkt und sogar absetzbar.

Wir wissen, wie sich das erbliche Königthum bei den Gothen und Franken ausgebildet hatte. Dort jedoch, wo es kein erbliches oder auf Lebenszeit gewähltes Oberhaupt gab, ward der Führer für die Zeit des Krieges meist aus der Zahl der alten durch Kriegsthaten, Weisheit und sonstige Tüchtigkeit zu höherem Ansehen emporgestiegenen Familien (Adelinge) vom Volke erwählt. An der Spitze der „Hundertschaften" — von denen wir alsbald reden werden — in Kriegszeiten und an Gerichtstagen, standen die Fürsten (principes), aus den tüchtigsten freien Männern, ohne Unterschied des Standes gewählt. Ihr und der Könige, wo es solche gab, Vorrecht war, eine Gefolgschaft zu halten, d. h. eine Anzahl tapferer junger Männer um sich zu versammeln, die ihrem Gefolgsherrn Treue bis in den Tod gelobten und mit ihm Ehre, Ruhm und Gewinn, aber auch die Gefahren theilten.

Adel, Freie, Unfreie. Bei den meisten germanischen Völkerschaften gab es einen, wenn auch nicht sehr zahlreichen Adel, dessen Mitglieder Adelinge oder Edelinge hießen. Aus ihnen gingen die späteren Fürstengeschlechter, die Pfalzgrafen ꝛc., hervor. Dieser Adel genoß ein hohes Ansehen, aber politische Vorrechte nicht. Nächst diesen sind es die Freien, welche das Recht des Waffentragens besaßen, freie Bauern, die auf ihrem „Eigen" saßen. Die Freilinge waren entweder frühere Unfreie, welche sich während eines Kriegszuges ausgezeichnet hatten, und denen bei Vertheilung des eroberten Landes ein eigenes Grundstück zugesprochen worden, oder es waren die Bewohner des eroberten Landes, die man nicht völlig unterdrücken und zu Sklaven machen konnte und wollte, oder es waren endlich Freigelassene, die aber mit den Freigeborenen nie auf gleiche Stufe der Geltung kommen konnten. Unter ihnen standen die Hörigen (Lite oder Halbfreie), nicht selten die Angehörigen ganzer im Kriege unterworfener Völkerschaften. Die Unmöglichkeit, einen großen Grundbesitz selbst zu beaufsichtigen und zu verwalten, mochte es bei der fast unausgesetzten Beschäftigung mit Krieg oder Jagd wünschenswerth machen, außer über die Knechte, noch über Hörige, d. h. Gehorchende, zu verfügen, welche durch Antheil an dem Ertrag der Arbeit, besonders der Feldarbeit, zu dieser angespornt werden konnten. Sie waren für Ausnutzung des ihnen geliehenen Bodens ihrem Herrn zinspflichtig. Dies ist der Ursprung des später so wichtigen Lehenswesens. — Im Altdeutschen hieß Herr „Frow", Herrendienst also „Frowdienst", woraus später „Frohndienst" entstand, welcher dem Herrn als Pflichtdienst ohne Entschädigung von den Hörigen geleistet werden mußte.

Tiefer als die Hörigen standen die Knechte oder Schalke, meist Kriegsgefangene, die in strenger Abhängigkeit sich befanden, verkauft und gekauft werden konnten, deren gesellschaftliche Stellung bei Alledem aber keine allzu ungünstige war, wie wir bereits mehrfach

erwähnt haben. Mit der römischen Sklavenwirthschaft hat das Knechtsverhältniß der Germanen wenig gemein. Der Name „Sklave" kam erst später auf, als in den Kriegen mit den Slaven im Osten eine Menge derselben als Kriegsgefangene eingebracht wurde.

Höfe und Dörfer. In Einzelhöfen wohnten die freien Männer; aber bereits bestanden Dörfer, jedoch nicht in allzuengem Zusammenhange, vielmehr so, daß jedes Haus von freiem Hof-, Garten- oder Feldraum umgeben war, wie heute noch vielfach in Oberbayern, Oberschwaben und in der Schweiz. Städte gab es nicht, auch feste Plätze nur wenige, mit Ausnahme der befestigten, aus der Römerzeit herrührenden größeren Hauptorte. Der Liebe der Deutschen zur Unabhängigkeit entsprach ihre Abneigung gegen die Ansiedlung in Städten und die freilich nicht lobenswerthe Neigung, die bestehenden nicht nur nicht zu erhalten, sondern sie lieber zu zerstören. Hinter einer Mauer sitzen zu sollen, dünkte schon dem Deutschen als Gefängnißstrafe.



Adeling mit Gefolgschaft. Zeichnung von H. Leutemann.

Freilich sind während unruhiger Zeiten auch von den Deutschen in Wäldern und Sümpfen hinter Pfahlwerk, Dornhecken und anderen Umzäunungen Zufluchtstätten angelegt worden, wohin im Falle der Noth Weiber, Kinder und Vieh in Sicherheit gebracht werden konnten; auch hatten allerdings längst die Adelinge sich Burgen errichtet — aber es waren doch nur umsäumte Einzelhöfe, geschützt durch Gräben und Verhaue. Wo dies durch Mauern geschah, da waren diese meist noch aus der Keltenzeit vorhanden. Auch auf weite Umschau bietenden Höhen gründete sich, wie die neuerdings entdeckten vielen „Ringburgen" (z. B. in Schwaben von Paulus) beweisen, schon damals der Adeling gern ein gesichertes Heim, und hierher zog er sich zurück, wenn die Folgen der Blutrache zu erwarten standen.

Die **Dorf- oder Markverfassung** hielt als oberste Verbindung alle Glieder des Volkes zusammen. Es war nämlich bei den ersten Ansiedelungen der Germanen nicht alles Land gleichmäßig unter die Einzelnen vertheilt worden. Das „Almand", d. h. allen Mannen angehörige, unvertheilte Gelände, diente nun als Wald oder Weide Allen zur Nutznießung.

Hieran knüpften sich für die Dorfgenossen gemeinsame Interessen. Um diese wahrzunehmen, traten die Insassen der Dörfer an bestimmten Punkten zusammen, meist unter einem bekannten Baum, häufig einer Linde, dem altheiligen Gerichtsbaum, und ein gewählter Vorsteher leitete die Verhandlungen und die Beschlußfassungen der Versammlung, „Ding" genannt.

Staatliche Bestimmungen gingen von diesen Markgenossen nicht aus. Diese kamen dem Verbande der Völkerschaften und seinen Mitgliedern, den Hundertschaften, zu. Die Staatsgewalt wurde geübt seitens dieser Völkerschaften, beziehentlich durch die der Gesammtheit der ihnen angehörigen freien Männer, die sich bewaffnet zu den Versammlungen einfanden. Diese Volksversammlungen, keineswegs der erwählte oder erbliche König, wie es später bei den Gothen und Franken der Fall war, entschieden über die wichtigsten Fälle, als über Krieg und Frieden, über Tod und Leben der Stammesgenossen, sowie auch über die Beamten, welche das Volk zu ernennen hatte.



Altdeutsches Bauernhaus. Zeichnung von H. Leutemann.

Zur Versammlung stellte man sich in der Regel alle vierzehn Tage, in unruhigen Zeiten alle acht Tage ein, und zwar bei Nacht beim Wechsel des Mondes (Man), der als Beschützer des „Ding" galt. Oft dauerte die Berathung bis tief in die Nacht. Aber wenn die Zusammengetretenen zu viel geschmaust und zu anhaltend sich dem Trinken hingegeben, wurde die Beschlußfassung, das eigentliche Ding, auf den andern Tag verschoben; denn sie mußte bei Nüchternheit erfolgen. Die Versammlungen fanden in den heiligen Hainen oder an anderen den Gottheiten geweihten Stätten, meist unter freiem Himmel statt.

Die Malstatt. Der Platz, auf welchem das Volk zusammenkam, führte den Namen Malstatt deshalb, weil er stets durch ein Mal (Zeichen) kenntlich sein mußte, z. B. durch einen großen alten Baum, einen Runenstein oder dergleichen. Zu der Versammlung, zu welcher sich ein jeder Freie bei Strafe einfinden mußte, waren bestimmte Tage anberaumt. Sollten aber außerordentliche Zusammenkünfte stattfinden, so wurde dies durch einen Pfeil oder Stab angezeigt, den man von Hof zu Hof schickte. Durch alten Adel, langjährige Lebenserfahrung, kriegerische Thaten und Macht der Rede ausgezeichnete Männer

sprachen zu dem versammelten Volke, und dieses entschied, wenn auch nicht in förmlicher Abstimmung, so doch durch beifälligen Zuruf und mittels Zusammenschlagens der Waffen über Annahme, dagegen durch Lärmen, Murren und Geschrei über Verwerfung der gemachten Vorschläge.

Man will von diesen Versammlungen und wie sie abgehalten worden, einzelne Namen der Wochentage, z. B. Montag (Mantag), Dienstag (Dingstag) ableiten. — Andere wieder bringen wol richtiger die Namen mit den Gestirnen und Göttern in Verbindung, z. B. Sonntag (Sunnatag), Montag (Mani-[Mond-]Tag), Dienstag (Ertag oder Tyrstag, von dem Schwertgott Er oder Tyr), Mittwoch hieß „Wodanstag", Donnerstag „Donars- (Thor-) Tag", Freitag (Freyatag); den im Südwesten gebräuchlichen Namen Samstag wollen Einige von einem Gotte Sames ableiten. Aber es ist dies eine kaum haltbare Annahme, zumal schon Freitag und Sonntag ungewisse Tage sind; denn die Germanen zählten nur fünf Wochentage.



Fest auf der Malwiese. Zeichnung von H. Leutemann.

Der heilige Tag unserer Voreltern war der Donnerstag; ein Unglückstag der Freyatag, wie er es noch heute beim Landvolke ist. Kein wichtiges Unternehmen wurde da begonnen.

Uralt und jedenfalls vorrömisch ist die Eintheilung in Gaue. Es sind natürlich-zusammengehörige Gebiete, das Thal eines kleinen Flusses, z. B. Niktergau, Filzgau, Nagoldgau, Taubergau u. s. f. oder eine wieder durch die Natur, durch Berge oder Flüsse abgegrenzte Landfläche, z. B. Rietsgau u. a. Ueber diese alten Gauverbände wurden seit der Zeit der fränkischen Könige Grafen gesetzt, die Gaugrafen, welche als Beamte an Stelle des Königs berrschten. Natürlich war von einer solchen Einrichtung bei den alten Germanen keine Rede. Diese fränkischen Gaugrafen waren es auch, die den übrigens, wie schon oben erwähnt, längst von den Germanen gepflegten Ackerbau durch Zwang systematisirten, indem sie die Fruchtfolge der drei Felder, die vorher mehr willkürlich gehandhabt wurde, zum förmlichen Gesetz machten.

Die Sippen. Das nächste Band, das die einzelnen Genossen des Hauses und der Familie umschlang, war das heilige Band der Sippe. Ihr lag hauptsächlich die Pflicht gegenseitigen Schutzes und der Unterstützung ob, besonders die Pflicht, das an Blutsverwandten

begangene Unrecht zu rächen. Das ganze Geschlecht haftete aber auch für Zahlung der Buße des Wehrgeldes, womit die Freien die von ihnen verübten Verletzungen, je nach Geschlecht und Stand des Verletzten und dem Werthe des verletzten Gegenstandes (Ehre, Freiheit, Leben und Eigenthum), nach der Absicht des Verletzenden und dem Ort, wo die Verletzung erfolgte, zu büßen hatten. Der Nächstverwandte ließ sich Haar und Bart und Nägel wachsen, bis dieser Pflicht genügt war. Die Verletzungen an heiligen Orten, in der Volksversammlung, im eignen Hause wurden härter gesühnt, als bei anderen Gelegenheiten; die Verletzungen im Krieg schwerer als bei Friedenszeiten. „In einer Zeit", sagt Weinland, „wo kein Staat, kein Staatsstrafrecht da war, das einschreiten konnte, war diese Blutrache offenbar eine sittliche Nothwendigkeit. Aber natürlich mußte dieselbe fortwüthen, und dies ist die Tragik der alten Germanen, deren sie sich wohl bewußt waren, daher sie auch in ihrem religiösen Glauben diese blutige Welt untergehen ließen (Götterdämmerung) und eine neue Welt, die Welt des Baldur, des Lichts und der Liebe erhofften, die auch in der That — wenigstens der Lehre nach — mit dem Christenthum und seiner sittlichen Idee: „Liebet eure Feinde", erschien. Auge um Auge, Zahn um Zahn! der Feindeshaß, war das Prinzip der Heiden. Dem setzte das Christenthum die Feindesliebe entgegen, und diese Lehre besonders war es sicher, die dem Christenthum bei unseren edelgesinnten Vorfahren Eingang und Sieg verschaffte. Es war eine Lösung, die sie schon lange in Baldur's Reich so ahnungsvoll und schön erhofft hatten".

Die Volksgerichte. Auch vor Gericht hatten die Geschlechtsgenossen einander beizustehen, und daraus entstand das altgermanische Institut der „Eideshelfer". Die Zahl der einem Schwörenden nöthigen Eideshelfer schwankte zwischen 3 und 72 je nach der Wichtigkeit der Sache, derart, daß die höheren Stände einer geringeren, die niederen einer größern Anzahl Eideshelfer bedurften. Dadurch waren die Ersteren außerordentlich bevorzugt, und die Gleichheit vor dem Gesetze hörte im Grunde auf. Ermordete z. B. ein Adeling einen Lite und wollte er etwa die That ableugnen, so bedurfte er dazu nur drei Eideshelfer, die er leicht fand; wurde aber ein Lite der Ermordung eines Freien beschuldigt, so mußte er fünfunddreißig Eideshelfer stellen, die er bei der Furcht der Leute vor den Herren fast niemals aufzutreiben vermochte. — Der freie Mann leistete den Eid bei seinen Waffen, das Weib mit der Hand auf der Brust.

Verbrechen war den alten Deutschen gleichbedeutend mit Verletzung. Sie betrachteten das Recht als Habe und die Verletzung dieser Habe als Unrecht, für das nothwendigerweise Ersatz geleistet werden mußte; daher das „Wehrgeld". — Ueber den Grad der Erheblichkeit der Verbrechen waren die Ansichten der einzelnen Völker sehr verschieden: Bei den salischen Franken nahmen Raub und Diebstahl den ersten Rang ein, bei den ripuarischen Franken aber und den Friesen die körperlichen Verletzungen, bei den Bojern die sogenannten fleischlichen Verbrechen. — Im Allgemeinen galten als Kapitalverbrechen: Weiberraub, Ehebruch, Freiheitsbeschränkung, Mord, Mordbrand, Diebstahl, Feigheit und Ehrverletzung.

Strafen und Bußen. Die Leibesstrafen, mit welchen in der Regel nur die Unfreien, und die Freien blos dann belegt wurden, wenn sie das Wehrgeld nicht zu zahlen vermochten, oder wenn das Gesetz sie in besonderen Fällen ausdrücklich auch auf die Freien anwandte, waren mannichfacher Art. Aus den älteren Zeiten kennen wir kaum ein Beispiel, daß das Leben, die Ehre oder die Freiheit des Deutschen von dem Gesetz als Sühne in Anspruch genommen worden wäre. Die Todesstrafe existirte damals nicht; von Ehrenstrafen finden wir nirgends eine Spur; und was heutzutage als die gewöhnlichste Buße für Verbrechen aller Art festgesetzt ist, die Freiheitsstrafe, scheint den Deutschen, wenn auch nicht völlig unbekannt, so doch verabscheuungswürdig gewesen zu sein. Dies Alles gilt aber natürlich nur im Allgemeinen; denn für besondere Fälle gab es, namentlich in den späteren Zeiten, allerdings Todes-, Ehren- und Freiheitsstrafen. — Auch später wurde die Todesstrafe höchst selten nur verhängt, etwa über Hochverräther und Feiglinge, bei den Sachsen auch über Mordbrenner, und bei den Langobarden über Ehebrecher; sie konnte aber nur im Namen der Götter oder durch Priesterhand vollzogen werden.

Der Entführer eines Weibes wurde an den Händen oder Augen verstümmelt. Mit Entmannung bestraften die Westgothen Knaben- und Thierschänder (Päderasten und Sodomiter). Bei den Bojoariern erhielt, wer gegen die Kriegsgesetze fehlte, fünfzig Prügel zugemessen. Verräther und Ueberläufer wurden an Bäumen gehenkt, Feiglinge in Moräste versenkt.

In den wenigen Fällen, wo die Entziehung der Freiheit als Strafe ausgesprochen wurde, z. B. wenn ein freier Franke eine Sklavin heirathete, und in allen den Fällen, wo die Freiheit verloren ging, weil das Wehrgeld nicht gezahlt werden konnte, trat der Verurtheilte aus dem Stand der Freien in den der Unfreien. Dem Unfreien, welcher sich erkühnte, eine Lanze zu tragen, wurde dieselbe auf dem Rücken zerschlagen.



Zweikampf zwischen freien Männern. Nach H. Leutemann.

Gottesurtheile (Ordale). Hinsichtlich derselben möge ganz beiläufig gesagt sein, daß sie in dem altgermanischen Zweikampfe, zu welchem indeß nur freie Männer zugelassen wurden, oder in einer Reinigungsprobe, vorzüglich für Weiber und Unfreie, bestanden. Diese Reinigungsprobe fand später besonders in zwiefacher Art statt. Bei der ersten, dem sogenannten „Kesselfange", mußte der Angeklagte mit der bloßen Hand aus einem Kessel siedenden Wassers irgend einen Gegenstand heraus holen; bei der andern, der „Feuerprobe", ein glühendes Eisen ergreifen oder mit bloßen Füßen darüber hinschreiten. Die Verbrennung der Hand oder des Fußes, also die natürlichste Folge der Probe, bewies die Schuld, die Nichtverbrennung die Unschuld; und einfach hieraus mag man auf den Widersinn dieser Gottesurtheile schließen; sie boten dem Angeschuldigten nicht die geringste Bürgschaft. Seine Schuld wurde schon vorher als gewiß angenommen, denn ohne Betrug mußte in der Regel die Probe gegen ihn ausfallen!

Religion. Der gelehrte schwäbische Ephorus Metzger spricht sich über die tiefreligiöse Empfindung der Germanen folgendermaßen aus: „Man betrachtet gewöhnlich diese alten Heiden, wie man sie nennt, als irreligiös; wie erstaunt man aber, wenn man tiefer in ihre Geschichte und in ihr häusliches und öffentliches Leben sowie in die Lehren ihrer Weisen eingeht und zuletzt findet, daß diese Heiden in ihren besseren Zeiten ungleich religiöser waren als

nicht wenige unserer gegenwärtigen christlichen Zeitgenossen. Diese Heiden lebten überall in der unmittelbarsten Nähe ihrer Götter. Jede Quelle, jeder Baum, jeder Berg, jeder Hain, jedes Haus wurde von irgend einer Gottheit bewohnt. Der Hirt, der Landmann, der Jäger, der Schiffer, der Richter, der Krieger waren von ihren Schutzgöttern umgeben und widmeten diesen ihre Gelübde und Gebete." — Deshalb standen auch die altgermanischen Feste in engstem Zusammenhange mit der Natur, welche unsere Voreltern umgab, und sie knüpften sich vorzugsweise an den Wechsel der Jahreszeiten, die den alten Germanen von ganz anderer Bedeutung erschienen als uns.

Uns haben die Vortheile der Kultur des lebendigen Naturgefühls beraubt. Wir tanzen nicht mehr um das erste Veilchen; wir holen den ersten Maikäfer nicht mehr festlich ein; uns verdient keinen Botenlohn mehr, wer den ersten Storch, die erste Schwalbe ansagt. Man muß sich erinnern", sagt K. Simrock, „wie viel schwerer als jetzt der Druck des langen Winters in Deutschland auf dem Volke lastete, wie aller Verkehr gehemmt, alles Leben gleichsam eingeschneit und eingefroren schien, um die Freude des Volkes zu begreifen, wenn ihm aufblühende Blumen oder anlangende Vögel als Boten des Frühlings Kunde von baldiger Erlösung brachten."

Ueber die Götter unserer Voreltern ist bereits eingehender gesprochen worden. Wir tragen hier nach, daß die Germanen einen übermächtigen und bevorzugten Priesterstand gleich dem der Kelten nicht kannten, und es ist dies vielfach als einer derjenigen Unterschiede hervorgehoben worden, welche zwischen beiden Nachbarvölkern bestanden. Die Wächter der heiligen Haine, welche das Volk zur Versammlung beriefen, die den Göttern opferten, den Gottesfrieden zu wahren hatten, und die man mit einer weitgehenden Strafgewalt gegen Solche ausgerüstet hatte, welche den Frieden verletzten, waren sehr verschieden von den Druiden der Kelten. Sie hatten allerdings aus dem Fluge der Vögel, dem Wiehern der heiligen Rosse, aus Losen, die geworfen wurden, aus Opfern, die sie brachten, den Willen der Götter zu errathen und zu verkünden; auch trugen sie die heiligen Zeichen, die in den Hainen der Götter aufbewahrt wurden, Bilder von Löwen, Adlern, Drachen, voran, wenn die Fürsten der Hundertschaften an der Spitze der Streiter, oder der gemeinsame Herzog in den Kampf zogen. Die Macht der keltischen Priesterschaft aber übten sie nicht, und konnten dies auch um so weniger, als ihnen die Einwirkung auf die Familien nicht zur Seite stand, insofern sie zu denselben in der Regel keinen Zutritt, oder vielmehr selten Ursache hatten, diese aufzusuchen. Denn für die häuslichen religiösen Vorkommnisse war der Familienvater selbst Priester.

Heilige Orte. Kirchen und Tempel kannten unsere Vorväter nicht, wol aber gab es heilige Haine und sonstige heilige Orte allüberall. Als solche „heilige Orte" galten vor Allem seit grauer Vorzeit hochgehaltene Stätten, wie z. B. auf Helgoland und auf Rügen der Herthasee, dann der Blocksberg oder Brocken im Harz, besonders aber, wie der treffliche Schierenberg nachgewiesen, im Teutoburger Walde, dem Olymp der Germanen, wenigstens der nördlichen Stämme. Den Skandinaven war besonders die Umgegend von Upsala heilig; überhaupt sind in Skandinavien, wohin die glaubenswüthigen Franken nicht vordrangen, weit mehr Denkmäler des altgermanischen Glaubens erhalten. — Die heiligen Haine waren eingefriedigt; ein Altar und eine Hütte für den Wächter und Priester (Ewart), seltener und wol allgemeiner erst nach der Berührung mit den Römern, ein Bild des Gottes, in einer Art von Tempel aus Holz, sodann die dem betreffenden Gotte heiligen Bäume (Wuodan die Esche; Duonar die Eiche u. s. f.), das war Alles.

Eine solche heilige Stätte, geweiht der Erdenmutter Hertha oder Nerthus, einer der vornehmsten unter den deutschen Gottheiten, befand sich auf Rügen in einem uralten Eichenwalde (s. S. 109). Es war ein von hohen, engverwachsenen Bäumen umschlossener Platz, wohin kaum ein Strahl der Sonne drang, und in dessen Mitte ein See sein schwärzliches Wasser in schauerlich feierlicher Stille schaukelte. Hier befand sich das Heiligthum der Hertha. Ein mit einem Teppich ganz verhüllter Wagen, dem sich nur die Priester nähern durften, stand bereit, um die Göttin aufzunehmen, wenn sie sich zu den Menschen hernieder ließ.



Deutsche Jungfrauen bekränzen sich zur Begehung des Ostarafestes.
Zeichnung von H. Leutemann.

Sobald den Priestern offenbart worden war, daß die Göttin den Wagen in Besitz genommen, wurde derselbe mit geheiligten Kühen bespannt und, von Priestern gefolgt, im Lande umhergefahren. Dies galt als der Anfang des hohen Herthafestes, „Disablot“ genannt. Während desselben ruhte jede Arbeit und jede Fehde; es waren die Tage der Erholung, der Eintracht und des Friedens, die so lange dauerten, bis der heilige Wagen wieder in dem Hain der Göttin anlangte, wo er in den schwarzen See gefahren und dort von dem Staube der sündigen Welt rein gewaschen wurde.

Die Opfer bestanden in Thieren und in früherer Zeit selbst in Menschen. Unter den ersteren waren es vorzüglich Eber und weiße Rosse, welche man an der Opferstätte schlachtete. Mit dem aufgefangenen Blute besprengte man die Götterbilder, die Altäre und die Wände der Tempel soweit es deren gab; das Fleisch wurde sodann gebraten und unter dem Klange der vollen Becher verzehrt, von denen der erste dem Wuotan, die anderen den übrigen Göttern zugetrunken wurden. Zu den vormals gebräuchlichen Menschenopfern wurden nicht blos Sklaven, sondern auch Freie genommen. Man brachte sie indessen nur in Zeiten der Gefahr; aber je größer dieselbe war, desto höher mußte auch der Rang des zum Opfer Bestimmten sein, sodaß man manchmal sogar Königskinder dazu erkor.



Ein upländischer Runenstein.

Außer den bereits erwähnten Festen zur Zeit der Sommer- und Winter-Sonnenwende gab es aber noch manche andere, besonders ein Frühlings- und ein Herbstfest. Das letztere, das Herbstfest, war ein Erntefest; aus ihm sind offenbar unsere Kirchweihen (schwäbisch: „Kirbe“) geworden. Das Frühlingsfest galt dem Wiederaufwachen der Natur nach dem langen Winterschlafe, personifizirt in der Frühlingsgöttin Ostara.

Von ihr, welche unserem christlichen Ostern den Namen gegeben hat, ist leider wenig mehr erhalten als eben der Name. Doch ist uns wenigstens ein zuversichtlicher Anhaltspunkt für den Ostaradienst noch überliefert. In dem irdischen „Olymp der Germanen“, nämlich in dem südlich von Detmold gelegenen Osning, findet man unter Anderem auch in der Nähe von Horn eine Anzahl steiler Felsen, die „Externsteine“ genannt. Hier ist in einen der hohen Felsen eine Kapelle eingehauen, am Felsen selbst einige menschliche Figuren nebst einer Schlange und einem Vogel. Die Grotte ist uralt, und in der Ortschronik von Horn findet sich von einem Geistlichen die Angabe aus dem vorigen Jahrhundert, daß hier an den Externsteinen (wol von Easter, englisch = Ostern), das Volk beim Dienste der heidnischen Göttin Ostara „Unfug treibe“. Worin der „Unfug“ bestand, sagt der Pastor nicht. Waren es nächtliche Tänze ums Feuer herum? „Wer denkt nicht an die Walpurgisnacht, an den Hexensabbath auf dem Blocksberge in der ersten Mainacht? fragt der oben genannte Dr. Weinland — zumal wenn wir wissen, daß der Name Hexe von Hagedise kommt, d. h. Haindise, eine Wala oder Priesterin, vielleicht Priesterin der Ostara, die solche Tänze im Haine aufführte. — Wol mag mancherlei barbarisch-wildes Treiben in jenen Ostaranächten mit untergelaufen sein, die den christlichen Missionären ein Greuel waren, weshalb sie, um den „Unfug“ abzustellen, das ganze Ostarafest zu etwas Teuflischem stempelten, die Tänze als Orgien mit dem Bösen darstellten, bis daraus die Fratze der Walpurgisnacht entstand, wie ja auch die anderen heidnischen Göttergestalten in der christlichen Zeit häufig zu Teufelswesen umgestempelt wurden. Nur Namen und Zeit und einen wesentlichen Theil der Bedeutung der Feste konnte man aus dem Volksbewußtsein nicht bannen, sie waren zu tief gewurzelt; daher unser Osterfest die heidnische Form mit dem höheren christlichen Inhalt erfüllt, d. h. statt der Auferstehung

der Natur die Auferstehung des heilbringenden Erlösers, des höheren, geistigen Lebens aus dem geistigen Tode feiert. Ganz dieselbe Umdeutung findet beim Julfest, der Wye-Nacht- (Weihnachts-) Feier statt."

Die Edda. Die vornehmste Quelle für die germanische Götter- und Heldensage bilden die Lieder der „Edda". Es sind dies die alten uns überlieferten Skaldenlieder, die der Vater dem Sohne, der Sohn dem Enkel gesungen und als theures Erbgut überliefert hatte. Als das Christenthum gegen Ende des zehnten Jahrhunderts auch nach Island vorgedrungen war, hatte man Anfangs mittels der Runen, später durch die von außen überkommene Buchstabenschrift den Schatz der Väter geborgen, und die christlichen Priester waren weit entfernt, ihn zu zerstören. Vielmehr lauschten manche von ihnen begierig den Volksgesängen, schrieben sie nieder und retteten auf Island wie auf den Faröer-Inseln werthvolle Denkmäler der Vorzeit.



Der Hertha-See auf Rügen.

Man nimmt an, der gelehrte Isländer Sämund, genannt der Weise (von 1056 bis 1133), habe die ältere Edda, d. h. die erste Sammlung jener Volkslieder, veranstaltet und theils aus mündlichen Ueberlieferungen, theils aus der unvollkommenen Runenschrift in die lateinische Buchstabenschrift übertragen. Diese Sammlung, nach ihrem muthmaßlichen Urheber „Sämunds-Edda" genannt, enthält zunächst in der „Wöluspa" die mythische Vorstellung der nordischen Völker von Entstehung der Welt, der Riesen, Götter, Zwerge und Menschen; ferner vom letzten Weltkampf, dem Vergehen und der Erneuerung der Welt; dann folgen Lieder über die Abenteuer und Fahrten einzelner Götter und endlich noch solche, in welchen Helden, besonders die Niflungen, Sigurd der Fafnirstödter u. A., besungen werden. Eine ähnliche Sammlung, die jüngere Edda, soll der Bischof Snorri Sturleson (von 1178 bis 1241) veranstaltet haben, weshalb sie gewöhnlich „Snorra-Edda" genannt wird. Sie ist größtentheils in Prosa abgefaßt und dient der älteren zur Erläuterung.

Runen. Die Sprache unserer Voreltern war, wenn auch weniger wohltönend als das Römische, doch bereits reich an Worten. Ihrer Schriftzeichen, der Runen, deren sich kundige Männer bedienten, haben wir schon mehrfach gedacht. Sie hießen Runen-Buchstaben, weil sie meist auf Buchenstäbe eingeschnitten wurden. Das Wort Runa selbst bezeichnet aber auch ein Geheimmittel. Die Form der Runen deutet darauf hin, daß sie

den verschiedenen Lagen nachgeahmt sind, welche zusammen geworfene kleine Holzstückchen bilden. Anfangs pflegte man aus den Lagen von dergleichen hingeworfenen Holzstäben zu wahrsagen; und daher erklärt es sich, warum man mit der Runenschrift immer einen geheimnißvollen Sinn verband, und sie auch noch in späterer Zeit zu Zauber- und Kalenderzeichen benutzte. — Die altgermanischen Zeichen sind zweifelsohne von Asien mit herübergebracht worden. Sie erinnern an die phönikischen Zeichen. Es waren folgende sechzehn:

Figur.	Benennung.	Bedeutung.	Zahlwerth.	Figur.	Benennung.	Bedeutung.	Zahlwerth.
ᚠ	Fé	f	1	ᛁ	Is	i	9
ᚢ	Ur	u	2	ᛅ	Ar	a	10
ᚦ	Thurs	th	3	ᛋ	Sol	s	11
ᚬ	Os	o	4	ᛏ	Tyr	t	12
ᚱ	Reid	r	5	ᛒ	Biörk	b	13
ᚴ	Kaun	k	6	ᛚ	Laugr	l	14
ᚼ	Hagl	h	7	ᛘ	Madr	m	15
ᚾ	Naud	n	8	ᛦ	Yr	y	16

Uebrigens haben die Runen offenbar nicht nur die betreffenden Buchstaben bedeutet, sondern wol auch ein ganzes Wort, einen Begriff, einen Gedanken, wie die chinesischen Schriftzeichen und die ägyptischen Hieroglyphen. Sie wurden auch vielfach als vieldeutige Zeichen, z. B. auf Waffen und Hausgeräthen, einzeln angebracht. Noch heute versieht mancher Hufschmied, wenn er ein Fohlen zum ersten Mal beschlägt, die Eisen mit einigen eingeschlagenen Kreuzchen, Zeichen, die wol aus der Runenzeit herrühren mögen. Seit Ulfilas im vierten Jahrhundert für die Gothen ein neues Alphabet schuf, indem er höchst sinnreich die Form der griechischen Buchstaben mit einem dem angelsächsischen nahe verwandten Runenalphabet von 25 Zeichen verschmolz, verschwanden die Runen nach und nach, sowie sich das Christenthum immer mehr und mehr ausbreitete.

Ein allgemeinerer Gebrauch zum Zwecke des Aufzeichnens von poetischen Ergüssen oder von Sagen ist jedoch von dieser Schrift wol selten gemacht worden; vielmehr hallten die Lieder und Gesänge, die Erinnerung an hervorragende Helden und ruhmvolle Thaten, wie die Heldensagen bei den vorhomerischen Griechen, durch Ueberlieferung fort. Wie sehr solche Gesänge und die Dichtkunst überhaupt in Ehren gehalten wurden, dessen haben wir bereits Erwähnung gethan.

Gewerbe und Handel. Der Gewerbebetrieb war während vieler Jahrhunderte ein überaus einfacher; besonders wurde das Gold, wie uns Diodor von Sizilien meldet, von den germanischen Adelingen vielfach zur Zier ihrer Panzer und Helme verwendet.

Auch mit dem Handel gaben sich unsere Voreltern nicht gern ab. Das Geld und seine Austauschbedeutung lernten sie erst später, vornehmlich auf ihren Wanderungen gen Süden kennen; aber sie befreundeten sich rasch genug mit dessen Gebrauch, und auch sie ergriff die Gier nach blinkendem Metall und edlem Gestein.

Die Heldenthaten unserer gothischen Stammesverwandten lesen sich gar artig; freilich raubten sie auch den Römern jetzt wieder, was diese vorher den Griechen geraubt. Dies galt ja allgemein als Kriegsrecht in jenen Zeiten. Aber wir staunen über den Brautschatz, wie ihn die Mannen Ataulf's der schönen Kaisertochter Placidia zur Feier ihrer Vermählung mit ihrem jungen Könige überreichten! Hundert mit Gold und Edelsteinen gefüllte Becken stellten sie der Römerin zu Füßen; ferner eine Tafel von beträchtlichem Umfange, die, aus einem einzigen smaragdähnlichen Onyx gemacht, rings herum mit drei Reihen echter Perlen besetzt war, und von 365 massiv goldenen, mit Edelsteinen verzierten Füßen getragen wurde — Alles während ihrer Kriegszüge, vornehmlich in Italien, erbeutete Gegenstände. (Vergl. S. 51.)

Das größte Kleinod der dargebrachten Schätze war aber das „Missorium", ein goldener, mit Edelsteinen besetzter Tafelaufsatz von 250 Kilogramm Schwere, ausgezeichnet nicht blos durch seinen äußern Werth, sondern noch mehr durch die Kunstfertigkeit und Zierlichkeit der Arbeit. (Vergl. S. 51.)

Die Wehrhaftmachung und das Kriegsgesetz. Den ersten Rang unter den Besitzthümern des Deutschen nahmen seine Waffen ein. Schwert, Speer, Helm, Schild, Roß und Trinkhorn waren seine unzertrennlichen Gefährten und zugleich seine Heiligthümer, die sich in der Familie von Geschlecht zu Geschlecht forterben mußten. Der Schild war meistens von leichtem Holz und mit hellen Farben bemalt, durch die sich die einzelnen Völker von einander unterschieden; die Friesen trugen braune, die Sachsen rothe, die Völker, welche an der Grenze von Polen und Schlesien wohnten, schwarze Schilde. — Als die besten Pferde werden die thüringischen, sächsischen und friesischen genannt.

Als größte Schande galt im Kriege das Zurücklassen des Schildes. Dies hatte völlige Ehrlosigkeit zur Folge, so daß der Schuldige weder an den Volksversammlungen noch an den Opfern Theil nehmen durfte, eine Strafe, die für so unerträglich galt, daß sich die meisten von ihr Getroffenen selbst den Tod gaben. Wer seinen Kameraden im Stiche ließ, wurde bei den Langobarden mit dem Tode bestraft, bei den Alemannen aber nur verurtheilt, das Wehrgeld den Verlassenen zu zahlen. Aufruhr im Heere stand gesetzlich dem Hochverrathe gleich.

Die Wehrhaftmachung fand nur bei den Söhnen der Freien, und dann stets in der Volksversammlung statt. Sie bestand darin, daß dem Jünglinge unter feierlichen Ceremonien Schild und Speer überreicht wurden, zum Zeichen, daß er ein freier, bewehrter und also selbständiger Mann sei und das Recht habe, an der Volksversammlung Theil zu nehmen und eine Ehe zu schließen.

Der Ehebund. Da die Wehrhaftmachung zugleich die Befähigung zum Heirathen und die Befreiung von der väterlichen Vormundschaft im Gefolge hatte, und bei den Töchtern diese Befreiung mit ihrer Verheirathung eintrat, so wurde „Heirathen" bald gleichbedeutend mit „Freiwerden", und so erklärt sich denn die Bedeutung des Wortes „freien", welches noch heutzutage für „heirathen" im Gebrauch ist.

Tacitus, Quintilian, Appian, Strabo ergehen sich voll Rühmens über die stattlichen, hohen und kraftvollen Gestalten der Deutschen; ihr blaues, trotziges Auge, das glänzend rothblonde Haar; ihre stolze Haltung imponirte Jahrhunderte hindurch den Südländern. Einer der Geschichtschreiber sagt hierüber: „Sie suchen die ungleichen Ehen zu verhindern, damit sie die Größe ihrer Leiber und die Farbe ihrer Haare, überhaupt den Adel ihres Geschlechts, unverändert bewahren." — Man sieht, daß unsere Ahnen auf ihre körperlichen Vorzüge stolz genug waren; aus diesem Grunde bestraften sie auch eine Vermischung mit fremden Nationen und ebenso eine Vermischung der Freien mit den Liten.

Wir wissen, daß die Heiligkeit der Ehe hochgehalten wurde, daß der Ehebruch mit einer verheiratheten Frau und für eine solche streng verpönt war. Die Frau waltete als Herrin im Hause und gebot der ganzen Dienerschaft. Wie streng auch das Verbot von Mißheirathen zwischen Freien und Liten aufrechtgehalten wurde, so waren doch wilde Ehen sehr häufig. Immer folgten in solchem Fall die Kinder der „ärgeren" Hand, d. h. sie wurden hörige Lite. Die Freiin, die einen Lite zum Mann nahm, verlor nach der Lex Chrenechruda, einem uralten, offenbar ins Heidenthum zurückreichenden Gesetzbuche, ihre Freiheit; ja nach altlangobardischem Gesetz sollten die Eltern einer Freien, die mit einem Schalk sich einließ, dieselbe tödten, oder wenn sie dies nicht wollten, so wurde die Schuldige Leibeigene des Königs. Nach demselben Gesetz traf einen Schalken, der die Augen zu einer Freiin erhob, der Tod. —

Frauen unterschieden sich in der Kleidung dadurch von den Jungfrauen, daß erstere eine Kopfbedeckung trugen. Die Heimführung der Braut (der „Trauten") geschah unter

eigenthümlichem Gepränge. Bei den Friesen wurde die mit einem Kranze geschmückte Braut in feierlichem Zuge der Nachbarn unter Hörnerklang und bei Fackelschein in das Haus des Bräutigams gebracht. Der Eintritt zu demselben wurde mit dem Schwerte vertheidigt; nach fruchtlosem Kampfe erkaufte sie den Eingang durch ein Geschenk. Unter dem Schwert hindurch überschritt sie über einen Besen die Schwelle.

Im Allgemeinen galt der Ehebund nur für die Lebensdauer; allein die Sitte gebot den Wittwen, sich einer weitern Ehe zu enthalten. Daher kam es denn, daß bei einigen Stämmen die Wittwen, denen an der Achtung der Menge sehr viel gelegen war, in der ehelichen Treue noch einen Schritt weiter gingen, als die Sitte gebot, indem sie sich mit den Leichen ihrer Männer verbrennen ließen.

Die Strafen für den Ehebruch waren bei den verschiedenen Völkerstämmen sehr verschieden, indem wir bei einigen sogar die Todesstrafe, selbst unter den unmenschlichsten Martern antreffen, bei anderen gar das Recht des Mannes, seine ehebrecherische Frau sammt ihrem Verführer zu tödten. Die Sitte, den Ehebruch als ein öffentliches Verbrechen zu ahnden, finden wir aber bei den meisten germanischen Nationen, und als die gewöhnlichste und mildeste Strafe dafür die öffentliche Auspeitschung, bei der die Ehebrecherin mit abgeschnittenen Haaren und völlig entkleidet in Gegenwart der Verwandten aus dem Hause des Mannes und so durch den Ort gepeitscht wurde. Ein intimes Verhältniß des Mannes zu einer unfreien Unverheiratheten neben der Frau galt nicht als Ehebruch.

Die Manneskraft der Deutschen hatte zur Folge, daß ihre Kinder meist gesund und kräftig zur Welt kamen. Wurde aber ja einmal ein kränkliches oder verkrüppeltes Kind geboren, so ward es gleich nach der Geburt ohne viele Umstände umgebracht, da den Deutschen die Tödtung eines bewußtlosen Wesens weit weniger grausam erschien, als die Verdammung desselben zu einem siechen, freudenlosen Leben. — Die Abhärtung der gesunden Kinder begann gleich nach der Geburt, indem man sie, kaum dem Mutterleibe entstiegen, in kaltes Wasser tauchte und dergleichen Bäder täglich wiederholte, bis die Flüsse mit Eis bedeckt waren. Dies kalte Baden bildete ein Hauptaugenmerk bei der Erziehung; wir möchten dreist behaupten, daß es auch in erster Reihe eine der Ursachen der kräftigen und gesunden Natur war, durch welche sich die Deutschen vor vielen anderen Völkern auszeichneten.

Gastfreundschaft wurde selbst gegen Feinde geübt. Da es aber ein fast übermenschliches Verlangen war, einem offenbaren Feinde Wohlthaten zu erzeigen, so suchte man sich diese schwere Pflicht dadurch zu erleichtern, daß man jedes Forschen nach Namen, Stand und Verhältnissen des Gastfreundes vermied. Mehr wol aus diesem Grunde als aus dem Zartgefühle der Deutschen schrieb sich auch die Sitte her, jedes Ausfragen des Gastfreundes für verwerflich zu halten. Armuth des Wirthes konnte ihn von der Pflicht der Gastfreundschaft nur insofern befreien, als sie ihn berechtigte, mit seinem Gastfreunde zum nächsten reicheren Nachbarn zu gehen und ihm dort die Aufnahme zu sichern, die er ihm im eigenen Hause nicht bereiten konnte. Als Zwangspflicht galt es, einem Reisenden in einem und demselben Hause Gastfreundschaft auf die Dauer von drei Tagen zu erweisen. Der Wirth hatte den Gastfreund nicht nur auf Leben und Tod zu schützen, sondern er war für jeden an ihm verübten Frevel zur Sühne verpflichtet und hatte für solchen Frevel die Buße in Empfang zu nehmen.

In dieser Beziehung haben es unsere skandinavischen Stammesverwandten sehr genau genommen. In die Behausung eines schwedischen Landmannes, Namens Hakon, war einst eine norwegische Königin geflohen, um der Wuth ihres Volkes sich zu entziehen, das sie nicht nur verjagt hatte, sondern nun auch von dem schwedischen Könige ihre Auslieferung verlangte. Der König war nicht edelherzig genug, die Auslieferung zu verweigern, sondern sandte seine Kriegsleute ab, die flüchtige Fürstin einzufangen. Der schwedische Bauer aber vertheidigte seine Gastfreundin mit gewaffneter Hand gegen die Mannen seines eigenen Königs so lange, bis er sie an einen sichern Ort retten konnte.

Todtenbestattung. Während die Kelten ihre Todten, wie es scheint, stets verbrannt, nie begraben haben, so hat bei den deutschen Stämmen das Eine und das Andere stattgefunden. Immer folgte der Leichenfeier das Todtenmahl, bei dem man die Thaten des Dahingeschiedenen besang. Tacitus kennt nur die Verbrennung. Er sagt: „Von dem eitlen Prunke der Leichenbegängnisse weiß man nichts bei den Germanen; nur bei hervorragenden Männern verlangt die Sitte bestimmte Holzarten für die Verbrennung; Teppiche und Rauchwerk werden nicht an den Holzstoß verschwendet. Nur die Waffenrüstung, zuweilen auch das Streitroß, wird mit verbrannt. Ueber dem Grabe wölbt sich ein Rasenhügel u. s. f.“



König Ring läßt die Leiche Harald's verbrennen. Zeichnung von F. W. Heine.

Bei den Normannen wurden oft Fürstenleichen in ein Drachschiff gesetzt, dieses angezündet und dem Meere preisgegeben. Dasselbe erzählt die Sage von Baldur, mit welchem seine Gattin Nanna den Holzstoß besteigt. — König Ring, der Sieger in der Brawallaschlacht, läßt den Harald auf einem Scheiterhaufen verbrennen, Goldreife und Waffen hinein werfen, die Asche in einer Urne sammeln, in einem mächtigen Hügel beisetzen und darüber einen Grabstein (Bautastein) mit Runen errichten. — Er selbst besteigt später, als hochbetagter Greis lebensmüde geworden, nachdem er sein Weib Ingeborg dem Fritjof übergeben, sein Drachschiff, wirft die Fackel hinein, schneidet sich Runen in die Brust und verbrennt sich selbst.

Germanische Schlagfertigkeit. Wir haben schon bei der Vorführung Alarich's der Bildungsfähigkeit der beiden großen gothischen Stämme Erwähnung gethan. Die von dem jungen Helden wohl gewürdigte Bildung ermöglichte es ihm, die vielfach schwachen Stellen des römischen Staatsbaues leichter herauszufinden. Kann es Wunder nehmen, wenn dem Thatenlustigen gar bald die Welt zu eng ward und er sein Volk den Schwächlingen unter

den Imperatoren nicht länger unterworfen sehen wollte? Es ist nichts charakteristischer für die Denkweise des Westgothenkönigs, als die kernhaften Antworten, welche er zu verschiedenen Zeiten den Sendboten aus der heiligen Stadt ertheilte, als sie ihn um Schonung angehen sollten. Bis zu den Mauern Roms vorgedrungen, verlangte er gar nicht, die Stadt einzunehmen, sondern er forderte nur einen „kleinen Tribut", wie wir wissen 5000 Pfund Gold und 30,000 Pfund Silber. Auf die Frage der Abgeordneten, was ihnen dann wol noch bleiben würde, wenn sie des Königs Forderung erfüllten, antwortete Alarich so stolz als kurz: „das Leben". Die Sendboten glaubten nun, durch Drohungen bessere Bedingungen erwirken zu können, und wiesen darauf hin, wie mächtig die Römer noch seien, so daß sie ihm noch genug zu schaffen machen könnten. Darauf hin erwiederte der Gothenkönig: „Nun so kommt nur heraus, je dichter das Heu, desto besser läßt es sich mähen". — Dieselbe kernhafte Gesinnung, verbunden mit kurzer und schlagender Redeweise, tritt bei Betrachtung des Thuns des großen Theodorich, der Helden Vitiges, Totilas und Tejas zu Tage.

Kampfes- und Spielwuth. So achtbar uns in der Hauptsache auch die Sitten der Deutschen und Germanen überhaupt, erscheinen, so dürfen wir doch nicht unerwähnt lassen, daß die germanische Kampfeslust nicht selten in eine Art Kampfesraserei ausartete, die unter dem Ausdruck „Berserkerwuth" (von den Römern furor teutonicus genannt) bekannt geworden ist. Der von ihr Befallene raste gegen Freund und Feind, ja in Ermangelung eines solchen Gegenstandes, an welchem er seine Wuth auslassen konnte, gegen sich selbst. — Auch ihre Spielwuth, der wir schon gedachten, gereichte den alten Deutschen durchaus nicht zur Ehre. „Das Würfelspiel", sagt schon Tacitus, „treiben sie sonderbarerweise nüchtern und sehr im Ernst und mit solchem Leichtsinn betreffs Gewinnes oder Verlustes, daß sie, wenn Alles schief gegangen, auf den letzten Wurf Freiheit und Person setzen. Verliert der Spieler auch diesen, so wird er freiwillig ein Schalk; und wäre er auch jünger und stärker als der Andere, so läßt er sich doch von diesem geduldig binden und verkaufen. Es ist dies Charakterfestigkeit in schlimmer Sache, die Germanen aber nennen es Ehre." — Diese Worte kennzeichnen den Charakter des klugen Römers und des biedern Germanen.

Man würde fehl greifen, wenn man das Wort „Vandalismus" nur in Verbindung mit dem geschilderten sinnlosen Zerstörungseifer der Vandalen gebrauchen wollte. Es hat vielmehr auch Anwendung gefunden bei Anführung des grausigen Wüthens der Hunnen und der Raublust der Gothen, sowie bei Schilderung der Verheerungen durch andere germanische Völker, die schon vor der Periode, welche uns gegenwärtig beschäftigt, den übelsten Ruf erlangt haben. Jenes wilde, alles Maß übersteigende Zornesaufblitzen und Wüthen ist allen diesen Naturvölkern, die wir nach und nach die Weltbühne betreten sehen, eigen; ihre Begehrlichkeit wird nur von ihrer ungestümen Tapferkeit und Schlagfertigkeit übertroffen. Doch müssen wir immer bedenken, daß ihre Geschichte von ihren besiegten Feinden, den Römern, geschrieben worden, deren vorhergegangene Aussaugung der Völker sprüchwörtlich war.

Fränkische Grausamkeit. Die Franken und deren Gefolgschaften, die Chatten, Sigambrier, Tenchterer, Bructerer, sind uns zuerst gelegentlich des von ihnen zu Stande gebrachten Völkerbundes und später in viel hervorragenderer Weise bei Schilderung des von ihnen gegründeten Reiches, entgegen getreten. Es war im dritten Jahrhundert, als ihr Name, Grausen erregend, sich der Erinnerung der Bewohner des Römerreichs einprägte. Wehe den Landstrichen, welche ihr Fuß betrat, wie sie verheerend in Gallien einbrachen, Spanien verwüsteten, von dort aus nach Mauretanien übersetzten und dann auch auf der Nordwestküste von Afrika Schrecken verbreiteten. Wir wissen, daß Kaiser Probus sich ihnen entgegenstellte und sie in ihre Grenzen zurückdrängte. Viele Tausende von ihnen wurden damals nach Asien verbannt; als sie aber die Schwere des kaiserlichen Armes nicht mehr spürten, benutzten sie die erste gute Gelegenheit, um zu Schiffe wieder nach ihrer Heimat zu gelangen. Damals ging ihr Zerstörungszug längs der griechischen und sizilischen Küste; sie eroberten Syrakus, wurden aber bei Karthago aufs Haupt geschlagen.

Nachdem auch Kaiser Julian sie die Kraft seines Armes hatte fühlen lassen, hielten sie sich ruhig, bis sie durch das Völkergedränge während der Völkerwanderung zu neuen Streifzügen veranlaßt wurden und zur Zeit der Bildung neuer Reiche auch nach dieser Richtung hin ihren eben so beweglichen wie begehrlichen Sinn kundgaben. Durch welche Mittel es den Anstrengungen ihrer meist treulosen und ehrgeizigen Fürsten gelungen war, das Fränkische Reich aufzurichten, erwähnten wir gelegentlich dessen Besprechung.

Wir haben bei Vorführung der Regierungszeit Chlodwig's von der Gewissenlosigkeit und Unbarmherzigkeit dieses Gewaltmenschen gehört. Wir hätten den Fluß der geschichtlichen Darstellung durch allzu viele Details unterbrochen; hier aber, wo es sich darum handelt, einen Blick in die Sittenzustände der Völker und ihrer Fürsten aus der Periode der Völkerwanderung zu gewinnen, mögen einige charakterisirende Züge aus der Zeit des Regiments des genannten Frankenkönigs vorgeführt werden.

Der römische Befehlshaber Syagrius war nach der Schlacht von Soissons an den Hof des westgothischen Königs Alarich II. geflohen und hatte dort auch wirklich den erbetenen Schutz gefunden. Als aber Chlodwig von Alarich unter wiederholten Drohungen die Auslieferung des Flüchtlings verlangte, mißachtete der schwache Alarich das Gebot der Gastfreundschaft. Er gab seinen Gastfreund preis, worauf der unglückliche Römer nach kurzer Gefangenschaft hingerichtet wurde.

Der uns schon bekannte alte Siegbert, König der ripuarischen Franken, lag zu Köln an einer bei Zülpich (s. S. 70) erhaltenen Kniewunde krank danieder. Chlodwig ließ dessen herrschsüchtigem Sohne Chloderich verlockende Aussichten eröffnen, wenn er des Vaters Tod, der doch ohnehin nahe bevorstehe, beschleunigen wolle. Chloderich widerstand der Versuchung nicht und tödtete seinen Vater, während dieser Mittagsruhe hielt, mit eigener Hand. Hierauf sandte er einen Vertrauten an Chlodwig mit dem Ersuchen: dieser möge Sendboten abschicken, um die Schätze seines Vaters in Augenschein zu nehmen, und für sich selbst etwas auszuwählen. Chlodwig's Abgesandten, von ihm mit Verhaltungsmaßregeln versehen, kamen in Köln an. Chloderich führte sie in die Schatzkammer; in dem Augenblick jedoch, als der lieblose Sohn sich bückte, um den Inhalt eines Kastens zu untersuchen, spaltete ihm einer der Gesandten mit der Streitaxt den Kopf. — Nach diesen Blutthaten erschien Chlodwig selbst in Köln, versammelte die Stammeshäupter der ripuarischen Franken und fragte sie, ob sie sich dem großen Frankenreiche anschließen wollten. Die Frage wurde mit einem jubelnden Ja beantwortet, Chlodwig auf einen Schild erhoben und hierdurch zum König erklärt.

Zur Beseitigung eines andern Opfers seiner treulosen Politik ließ Chlodwig Chararich und dessen Sohn unter dem Vorwande, ihn gegen Syagrius nicht unterstützt zu haben, heimlich gefangen nehmen und als Mönche in ein Kloster sperren. Als aber hier der Sohn einst zum Vater äußerte: das Laub sei nur vom grünen Holze gestreift, die Blätter könnten also schnell wieder wachsen! — und Chlodwig von diesen Worten Kenntniß erhielt, ließ er Vater und Sohn heimlich umbringen.

Ragnachar, einem tyrannischen Herrscher, der bei seinen Unterthanen verhaßt war, widerfuhr im Grunde nur, was ihm gebührte; aber Chlodwig war nicht berufen, ihn zu richten, am wenigsten ihn so aus der Welt zu schaffen, wie es geschehen ist (vergl. S. 72). Chlodwig brachte es durch Bestechung und Versprechungen dahin, daß Ragnachar's Gefolgschaft ihm den unbeliebten Gebieter nebst dessen Bruder Richar gelegentlich eines von ihm gegen Ragnachar unternommenen Kriegszuges treulos in die Hände lieferte. Als die Verräther ihre Fürsten gebunden dem Chlodwig vorführten, rief dieser dem Ragnachar mit verstelltem Zorn entgegen: „Ha! wie konntest du unser Geschlecht so tief erniedrigen, dich binden zu lassen!“ Mit diesen Worten hieb er ihn nieder. — „Und du Elender“, — wendete er sich an Richar — „wenn du deinem Bruder beigestanden hättest, so wäre er sicher nicht so entehrend gebunden worden. Nimm deinen Lohn!“ Damit streckte das Schwert des Mörders auch diesen zu Boden. — Würdig gegenüber diesen heuchlerischen

Worten nehmen sich die aus, mit welchen Chlodwig die verrätherischen Diener der Ermordeten abfertigte. Als er denselben statt goldener Waffenstücke nur vergoldete überreichen ließ und sich diese nun über den verübten Betrug beschwerten, sprach er zu ihnen: „Wer seinen Herrn verräth, verdient kein echtes Gold." — Nach Ermordung des Regnomer hatte Chlodwig seine ganze Verwandtensippe vertilgt. Gleichwol hatte er die freche Stirn, sich darüber zu beklagen, daß er nun keine verwandte Seele mehr um sich habe. Der Heuchler aber wollte dadurch nur erfahren, ob nicht noch ein ihm unbekannter Verwandter vorhanden sei, der ihm schaden könne, und dessen er sich daher noch entledigen müsse.

Man könnte die Ueberlieferung von so viel Greueln und Heuchelei für Uebertreibungen der Chronikenschreiber halten, aber dem ehrlichen Geschichtschreiber tritt die Scham ins Gesicht, wenn er berichten muß, daß die Mittheilungen derselben bei Chlodwig's Historiographen, dem Bischof Gregorius von Tours, nachzulesen sind, und daß dieser nach Darlegung all dieser Verbrechen in die Worte ausbricht: „So fällete Gott täglich des christlichen Chlodwig's Feinde unter seiner Hand, darum daß er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte, und that, was seinen Augen wohlgefiel!" — — —

Infolge ihres erbarmungslosen Ehrgeizes und ihrer kaum zu befriedigenden Begehrlichkeit hatten, wie uns bekannt, die fränkischen Herrscher ein großes mitteleuropäisches Reich unter ihrem Scepter gewaltsam vereinigt. Ihr Reich umfaßte im sechsten Jahrhundert den größten Theil von Gallien, das südliche und südwestliche, zwischen Lech und Donau, Main und Rhein sich erstreckende Germanien und einen Theil des mittleren Deutschlands. Ihnen unterliegen noch eine Zeit lang, wie wir gleich sehen werden, alle Völker, welche Lust tragen, sich mit dem übermächtigen Nachbar zu messen.

Noch möge hier als kulturgeschichtliche Thatsache hervorgehoben werden, daß aus der Zeit Chlodwig's die „salischen Gesetze", die älteste Sammlung germanischer, größtentheils auf Gewohnheitsrecht beruhender Gesetze stammt, wenn auch Manche die Abfassung dieses ältesten uns erhaltenen deutschen Rechtsbuches in die Zeit nach den Eroberungen Chlodio's oder, noch wahrscheinlicher, vor dem Tode Childerich's verlegen.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit denjenigen deutschen Stämmen zu, welche innerhalb des Gebietes von Germanien Bedeutung erlangt hatten, denen jedoch bisher eine Hauptrolle auf der Weltbühne noch nicht zuertheilt worden war.

Deutsche Völker und Reiche.

Die Sachsen werden bereits von Ptolemäos als ein Volk im Süden der Kimbrischen Halbinsel erwähnt. Sie führen, nach Widukind von Corvey, ihren Namen von ihrem gewaltigen Schlachtschwerte „Sachs" genannt; ihre Hauptsitze sind zwischen der Elbe, Trave und Eider sowie auf den friesischen Inseln zu suchen. Zu Anfang der Periode, die wir betrachten, treten sie zuerst als Zugehörige des Völkerbundes hervor, der gegen Ende des dritten Jahrhunderts im nordwestlichen Deutschland sich geltend zu machen suchte, und mit welchem sich namentlich die schon erwähnten Cherusker, Angrivarier zu beiden Seiten der Weser, der größte Theil der Chauken vereinigt hatten. Infolge ihrer Einfälle ins römische Gebiet, im Verein mit den Franken, lernten sie den starken Arm des Kaisers Julianus kennen, der ihnen bei Deutz 373 eine Niederlage beibrachte. Einen weitgefürchteten Namen hatten sie sich als kühne Seeräuber verschafft. Auf ihren kleinen Fahrzeugen suchten sie furchtlos die britannischen und gallischen Küsten heim, und sie treten noch mehr hervor, als sie den römischen Heerführer Carausius (s. S. 86) unterstützten, die Herrschaft über Britannien zu erlangen. — Wie die transalbingischen und Angelsachsen um die Mitte des fünften Jahrhunderts sich Britanniens bemächtigten, ward auf S. 86 Erwähnung gethan. Auch an der Nordküste von Frankreich, in den Theilen dieses Landes, das damals Armorica genannt, uns jedoch als Normandie bekannt geworden ist, hatten sich Schwärme von Sachsen festgesetzt, und sie fochten mit den Westgothen und Römern auf den Catalaunischen Feldern gegen Attila.

Die in Deutschland verbliebenen Sachsen dehnten sich nach verschiedenen Richtungen aus. Nachdem sie die Bructerer und Chamaven besiegt, reichten ihre Wohnsitze gegen Nordwesten bis zur Issel und an den Rhein; weiter südlich, gegen Westen zu, grenzte ihr Gebiet an das der ripuarischen Franken, gegen Süden bis an die Sieg; östlich bildeten Weser und Werra gegen die Franken, die südlicheren Theile des Harzes gegen die Thüringer ihre Grenzen. Im Osten hatten sie sich im alten Langobardenlande und einzeln bis zur Elbe und bis zur Saale festgesetzt, wo die bereits westwärts vorgedrungenen Slaven ihre Nachbarn waren. Gegen Norden schloß die Nordsee ihr Gebiet ab; von der Weser westlich saßen die Friesenstämme, ein tapferes, schon zu Tacitus' Zeit wesentlich Ackerbau treibendes Volk.

Nachdem die Sachsen mit den Franken ein Bündniß zur Zerstörung des Reiches der Thüringer geschlossen, fiel ihnen (531) das Land zwischen dem Harz und der Unstrut zu.



Zusammenstoß mit den Eingeborenen. Zeichnung von A. de Neuville.

Bald danach geriethen die Insassen ihrer südlichen Landestheile in Streit mit den Frankenkönigen und hierauf in Abhängigkeit von denselben, von der sich wieder loszumachen sie sich jedoch eifrig bestrebten. Um sich Ruhe vor den unbändigen und weiter umsichgreifenden Nachbarn zu schaffen, veranlaßte Clothar I., der ihnen (553) an der Weser eine empfindliche Niederlage beigebracht, die Schwaben (Sueven), die verlassenen Sitze derjenigen Sachsen einzunehmen, die sich dem Zuge der Langobarden nach Italien angeschlossen hatten (s. S. 124). Aber diese zeigten sich hier als recht unstete Gesellen und hielten es unter Italiens sonnigem Himmel nicht lange aus. Verdrossen darüber, als ihre Waffengefährten darauf bestanden, daß sie dem langobardischen Rechte sich unterordnen sollten, verließen 20,000 Sachsen Italien, zogen nach Gallien, und als sie hier keine freundliche Aufnahme fanden, wieder nach der alten Heimat. Hier widersetzten sich ihnen jedoch die Schwaben aufs Kraftvollste, als sie wieder von ihren früheren Wohnsitzen Besitz ergreifen wollten. Im Kampfe mit den neuen Landesbewohnern unterlagen sie; aber auch weiter nördlich an der Elbe, wo sich Thüringer niedergelassen, mußten sie diesen weichen. Diejenigen, welche aus diesen Kämpfen mit dem Leben davon kamen, gingen später in der erstarkten neuen Bevölkerung auf. Erst infolge der Schwächung der Königsgewalt der Merovinger in der folgenden Periode gelangten die Sachsen in jenem Theile Deutschlands wieder in Besitz der ihnen verkümmerten Freiheit. Die nördlich wohnenden waren in diese Kämpfe weniger verflochten gewesen.

Die bereits genannten Angeln waren ein Stamm der Thüringer und ursprünglich zwischen den Mündungen der Saale und Ohre längs den östlichen Ufern der Elbe seßhaft.

Um welche Zeit sie nordwärts nach dem heutigen Schleswig gewandert sind und sich zwischen den nordalbingischen Sachsen und den Jüten niedergelassen haben, ist nicht mit Sicherheit festgestellt. Gewiß aber fällt ihnen ein bedeutender Antheil an der Eroberung von Britannien zu, als sie sich im fünften Jahrhundert den sächsischen und jütländischen Scharen anschlossen, die von den hülfesuchenden britannischen Häuptlingen zum Beistand gegen ihre alten Bedränger gerufen wurden (s. S. 86). Seit ihrer Verbindung mit den Sachsen heißen sie Angelsachsen. Sie ließen sich im Norden der britischen Insel nieder und legten hier den Grund zu den Königreichen Ostanglien, Northumbrien, Sussex, Kent, Essex und Mercia, womit sie zugleich Veranlassung zum Aufkommen des Namens England (lat. Anglia; angelsächsisch Engla-land) boten.

Das Reich der Thüringer.

Der Name der Thüringer (Thoringer, Therwinger) wird zuerst von Vegetius Renatus, der ihre Pferde lobt, zu Anfang des fünften Jahrhunderts genannt. Ihre Wohnstätten befanden sich zwischen der Werra, Saale, dem Thüringerwald und dem Harz. Man nimmt an, daß es Nachkommen der Hermunduren gewesen seien, welche längere Zeit an denselben Stellen gesessen hatten (s. S. 56). Um Mitte des fünften Jahrhunderts werden sie unter den Hülfsvölkern Attila's genannt und haben als solche schlechten Nachruhm erlangt. Sie verheerten nach der Schlacht bei Chalons während des Rückzugs nach dem Vorbild der Hunnen das Gebiet der Franken und verübten Greuel über Greuel, so daß das Andenken daran sich Jahrhunderte hindurch unter den Franken lebendig erhielt. — Wir werden später sehen, wie die Franken acht Jahrzehnte nachher Rache dafür nahmen. — Später sollen sich die Thüringer weiter nach dem Süden in Deutschland bis zum Reganus (Regen), ausgebreitet haben. Als die Franken im sechsten Jahrhundert von den Ländern den Main aufwärts Besitz ergriffen, sahen sich die Thüringer wieder auf die nördlicheren Gebiete beschränkt.

Aus der Geschichte des Thüringischen Reichs ist Weniges bekannt; man wird nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß die Versuche der Markomannen, Alemannen, Sueven und Thüringer, Staaten zu bilden, sich geglichen haben, und daß das Letztere unter denselben Voraussetzungen vor sich ging, welche uns durch die Sitten und Ueberkommnisse der germanischen Völker an die Hand gegeben werden. Gregor von Tours nennt Basinus als König der Thüringer; dessen Gemahlin soll ihrem Gatten entflohen sein und sich unter den Schutz des fränkischen Königs Chilperich gestellt haben. Dieser fand Wohlgefallen an der Basina, und so ward sie der Sage nach zur Mutter des Chlodwig.

Nach Basinus herrschten drei Brüder Berthar, Baderich und Hermanfried; der Erste der drei erlag dem feindlichen Verhalten des Letzteren; doch von Chlodwig, dem Frankenkönig, sich nichts Gutes versehend, schloß sich Hermanfried zum Schutze gegen den ländergierigen Nachbar dem mächtigen Ostgothenkönig Theodorich an, der ihn mit seiner Nichte Amalaberga vermählte. Im Jahre 511 starb Chlodwig, und da das Recht der Erstgeburt damals noch keine Geltung hatte, so theilten sich seine vier Söhne in das Reich. Den östlichen Theil, Austrasien genannt, nahm Theodorich in Besitz und schlug seine Residenz in Metz auf, während seine Brüder in den westlichen Theil, Neustrien, sich dergestalt theilten, daß Chlodomir zu Orleans, Childebert zu Paris und Chlothar zu Soissons residirte.

Amalaberga war der Gedanke unerträglich, daß nach der Ermordung Berthar's ihr Gatte die Herrschaft noch mit Baderich theilte. Auf Amalaberga's Betrieb strebte Hermanfried ernstlich nach der Alleinherrschaft und verband sich zur Besiegung Baderich's mit dem austrasischen Theodorich, dem er für seine Hülfe die Abtretung eines Theils des thüringischen Landes versprach. Durch das Bündniß erreichte Hermanfried seinen Zweck; Baderich wurde besiegt und getödtet. Hermanfried nahm nun ganz Thüringen in Besitz, hielt aber das seinem Bundesgenossen Theodorich gegebene Wort nicht. Dieser sann daher auf Rache, zumal die Franken noch gegen die Thüringer, wegen der Mißhandlungen von dem Hunnen-

zuge her, gewissermaßen einen Nationalhaß hegten. Als Hermanfried's mächtigste Stütze, sein Schwiegervater Theodorich, gestorben war, überfiel nun der Austrasier in Gemeinschaft mit seinem Bruder Chlotar den König der Thüringer, schlug dessen Heer an der Unstrut und suchte das Land durch Mord und Brand heim. Hermanfried, von Theodorich durch Vorspiegelung friedfertiger Unterhandlungen nach Zülpich gelockt, ward hier während einer arglosen Unterredung von der Mauer der Stadt hinterlistig in die Tiefe gestürzt und sein ganzes Land im Jahre 530 zum Frankenreiche geschlagen.

Bei einem gemeinschaftlich mit den Sachsen unternommenen Versuche, die fränkische Herrschaft zu brechen, unterlagen die Thüringer; auch ging in diesen schweren Zeiten das Land zwischen der Elbe und Saale an den Stamm der Sorben verloren. Erst später gelang es dem zuvor vom fränkischen Könige Dagobert eingesetzten Herzog Radulf, sich unabhängig von den Franken zu machen (640), deren Macht zu verfallen begann. Aber er hatte diesen Erfolg nur unter Beihülfe seiner slavischen Nachbarn zu erringen vermocht, mit welchen die Thüringer sonst gerade nicht und diesmal auch nicht lange auf gutem Fuße lebten. In der Folgezeit loderte der Streit mit denselben mehrfach von Neuem auf. Radulf's Nachfolger, die, von den Slaven weniger behelligt, ihren Sitz meist in Würzburg aufgeschlagen hatten, geriethen wieder unter die Oberherrlichkeit der fränkischen Könige. Die Thüringer mußten den Slaven auch in der Folgezeit weichen; ein Theil der Insassen jener Landestheile zog in das Land der Warnen, die bisher an der untersten Saale und von der Elbe bis zur Quelle der Aller wohnten. Auch auf ihnen hatte der Druck der fränkischen Könige so schwer gelastet, daß sie ihre bisherigen Wohnstätten aufgaben, in der Hoffnung, größere Freiheit in den neugewählten Sitzen zu genießen.

Die Bojoarier. In dem heutigen Bayernlande und den angrenzenden Gebieten wohnten zur Zeit der Julier die keltischen Bojer, auch Bajuvaren genannt. Die Völkerwanderung führte Scharen germanischer Stämme, Heruler, Rugier, Turcilinger, Skiren in diese Gegenden, die sich mit den alten Bewohnern der Lande verbanden und nun als Bajuvaren, Bojoarier zusammengefaßt werden, woraus wahrscheinlich der Name Bayern entstand.

Zur Zeit des Einfalls der Langobarden in Italien, auf welche wir am Schlusse dieses Abschnitts zurückkommen werden, hatten die Bojoarier das Land zwischen der Donau, dem Lech, den Alpen, Kärnthen, Krain und Steyermark inne. Sie standen unter eigenen Herzögen, die jedoch von den austrasisch-fränkischen Königen abhängig waren. Garibald I., aus dem Hause der Agilolfinger, suchte sich im Verein mit dem langobardischen Könige Autharis von der Oberherrschaft der Franken zu befreien. Aber seinen Waffen war das Glück nicht günstig; er unterlag sammt seinem Verbündeten der Uebermacht des Frankenkönigs. Letzterer war es auch, welcher es bewirkte, daß nicht Grimoald, des Garibald Sohn, sondern ein Verwandter desselben, Thassilo, zum Herzog erhoben wurde. Derselbe vertrieb seinen Nebenbuhler aus Bayern, bekämpfte zuerst mit Glück die Avaren, ging aber bei einem zweiten Heereszug sammt seiner ganzen Streitmacht zu Grunde. Unter seinem Sohne kamen die christlichen Sendboten auch in diese Gegenden, und es soll den Priestern Eustachius und Agilius gelungen sein, Garibald II. dem Christenthum freundlich zu stimmen. Doch erst unter Theodo I. gelang es dem Heidenapostel Emmeran, dem Christenthum weiteren Boden zu verschaffen. Bischof Rupert von Worms taufte Theodo II. mit seinen Söhnen Theobert, Grimoald und Theobald, die nun ihrem Vater als Mitregenten zur Seite traten. — Auf Theobert's Zusammenstoß mit dem fränkischen Hausmaier Karl Martell und den Ausgang der Kämpfe mit demselben kommen wir später zurück.

Die Slaven oder **Wenden** (Winden), unter welch letzterem Namen diese große, dem indogermanischen Stamme zugehörige Völkergruppe schon früher (und bis auf den heutigen Tag) am bekanntesten geworden ist, zerfallen in eine Menge einzelner Familien, über deren älteste Wohnsitze bis ins dritte Jahrhundert n. Chr. viel Unklarheit herrscht. Nur aus

der Richtung, welche die Slaven bei ihren Wanderungen einschlugen, lassen sich Vermuthungen über ihre ursprünglichen Wohnstätten anstellen. Tacitus nennt sie Veneti; Procop und Jordanis führen im sechsten Jahrhundert die Anten und Sclavinen, Viniden (Wenden) an. Sie selbst nannten sich wol „Slaven" (die „Ruhmesreichen") — der Name wird von Slava = Ruhm abgeleitet — keineswegs aber „Wenden", sondern meist nach den bei den einzelnen Stämmen gebräuchlichen Bezeichnungen. Zu der größeren Gruppe, den süd-östlichen Slaven, gehören die Bulgaren, Serben, Chorwaten, Slowenen, Russen; die Tschechen, Mähren (Marawier), Slowaken, Sorben (Wilzen, Obotriten), Polen, Letten und Kassuben werden der westlichen, kleineren Gruppe zugetheilt.

Bis in das dritte oder vierte Jahrhundert mögen sie das Gebiet vom Niemen bis an die Düna behauptet haben. Die ihnen benachbarten Lithauer trennten sie von dem Küstenlande der Ostsee; östlich und nördlich von den Finnen reichten ihre Sitze vom Rigaischen Meerbusen bis zur Mündung der Oka, von da bis zum Bug; ihre Westgrenze bildeten die Weichsel und die Gebirgszüge der Karpaten. Als die Burgunder und Vandalen ihre Wohnstätten an der Oder und Elbe verließen, rückten die Slaven in die verlassenen Sitze ein und drangen nun bis zur Saale und Niederelbe sowie bis zur westlichen Ostseeküste vor. Gegen Ende des fünften Jahrhunderts hatten sie sich auch in Böhmen und Mähren festgesetzt. Einzelne slavische Stämme umgingen die Karpaten und gründeten sich im westlichen Ungarn (Pannonien) sowie in Oesterreich ob der Ens, in Steierland, Kärnthen und Krain neue Herde. Endlich kamen gegen Ende des sechsten Jahrhunderts die Chorwaten (Kroaten) und Serben nach Dalmatien und Illyrien (Bosnien und Serbien). Außerdem blieben aber noch Reste der Slaven in ihren ursprünglichen Sitzen und dehnten sich von dort nach Norden und Osten aus. Die nach Mösien und Thrakien vorgedrungenen Slaven wurden von den finnisch-tatarischen Bulgaren aufgesogen, in welchen selbst wiederum das slavische Element und die slavische Eigenart zur Oberhand gelangte Diese Bulgaren waren es, denen später (1019) die Gründung eines größeren Bulgarischen Reiches gelang.



Swantowit.

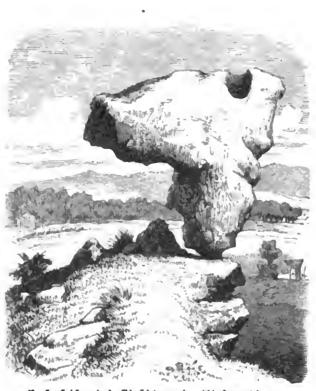
Die Slaven haben sich erst spät zum Christenthum bekannt. Den Alterthumsforschern ist es noch nicht gelungen, Klarheit in ihr Götterwesen zu bringen. Sicher verehrten diese Heiden einen Licht(Sonnen)-Gott, Svarog, einen Donnergott (Perun, Perkunus), einen Sturm- und Windgott (Stribog), den dreiköpfigen Triglaw, der jedoch bei den Polaben Swantowit genannt wird, vierköpfig erscheint und Orakel spendet. Außerdem gab es einen Herdengott, Volos, dann Göttinnen der Jahreszeiten, Deva für Frühling und Sommer, Morana für Herbst und Winter. Als Wesen niedern Grades wurden verehrt: die Vilen (Nymphen) und Rusalken, welche über Flüsse, Wälder und Berge herrschten; die Schicksalsgöttinnen (Rojenitze) sowie die verderbenbringenden Mächte Jaybaba und Bjes, ferner Bjed welchem man die Sonnen- und Mondfinsternisse zuschrieb. Bei den Slaven, welche einst zwischen der Oder und Elbe ihre Sitze hatten, standen als Gottheiten des Lichtes und der Finsterniß Belbog und Czernobog oben an. Außerdem werden noch von älteren Schriftstellern angeführt: Radegast, als Schlachtengott und Verleiher der Kraft, Prowe, als Gott der Gerechtigkeit, Flins, als Todtengott, Zir, als Beschützer der Zauberer, Siwa, als Liebesgöttin 2c. In Betreff des slavischen Olymps und der Darstellung der slavischen Gottheiten sind eine Menge zweifelhafter Ueberlieferungen als Gewißheiten

hingestellt worden. Radegast, von dem Adam von Bremen berichtet, dachte man sich als höchst seltsam abgebildet. Er hatte einen riesigen Löwenkopf, auf dessen mähnenreichem Scheitel ein Schwan mit ausgebreiteten Flügeln saß; auf der Brust zeigte der Gott einen Büffelkopf, und in der Hand führte er eine ungeheure Streitaxt. Die Darstellung des Perkunus zeigt den Gott mit einem grimmigen Löwenkopf und einem durch einen Helm geschützten Menschenhaupte.

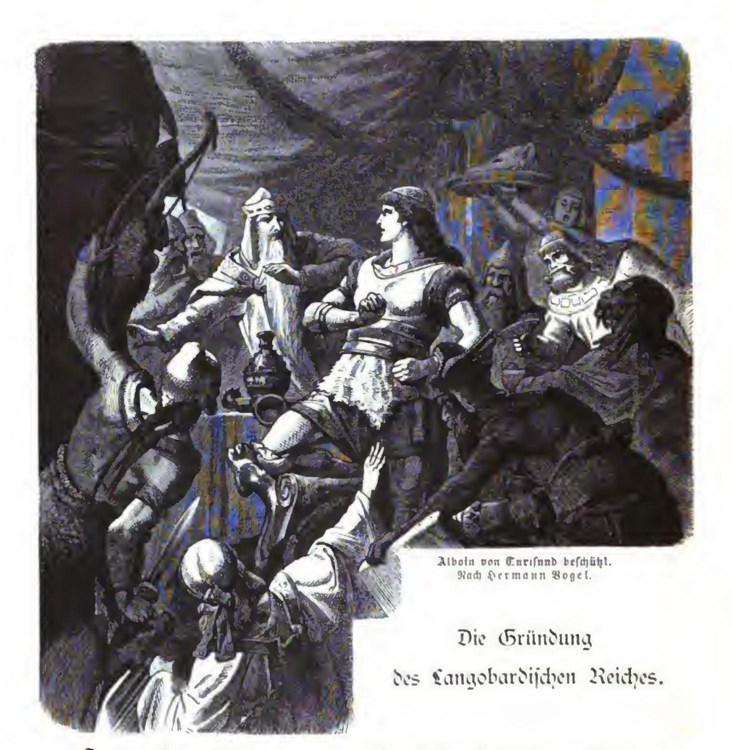
Procop, welcher im sechsten Jahrhundert über die Slaven berichtet, sagt unter Anderem: „Sie verehren einen Gott, den Urheber des Blitzes, als Herrn aller Dinge; ihm bringen sie Opfer, vornehmlich Stiere dar, doch verehren sie auch noch zahlreiche andere Götter, denen sie opfern und woran sie Weissagungen knüpfen; aber sie wissen nichts von einem Verhängniß, welches Gewalt über die Geschicke der Menschen übte."

Die Opferplätze der Slaven, Chram genannt, zeichneten sich durch die fast ausschließliche Anwendung von Steinen aus. Mit Steinen wurde der Platz umfriedet, von Steinen wurden die Altäre in einer übernatürlichen Höhe und Dicke und nicht selten auf Anhöhen gebaut, und auf Steinhaufen wurden auch die Opfer geschlachtet. Außer Thieropfern brachten sie auch Menschenopfer dar, wenn auch nur in vereinzelten Fällen.

Wir haben in Vorstehendem derjenigen Völker gedacht, die in dem vorgeführten Zeitraum ihre Sitze in den Theilen Germaniens hatten, welche das heutige Deutschland bilden; weiterhin sodann derjenigen, die in dieser Periode die Völkerwanderung zum Stillstand brachten. Ziehen wir die Vorläufer der Völkerwanderung, die Markomannen, Alemannen und Franken, deren schon im zweiten Bande mehrfach gedacht worden, in das Reich unserer Betrachtung, so ist es fast ein halbes Jahrtausend, während dessen sich der gewaltige geschichtliche Vorgang der Völkerwanderung vollzog. In diesem Bande sind wir den Alemannen (später als Sueven, Helvetier hervortretend, S. 22, 46 ff.) von Neuem begegnet, weiterhin den Burgundern (S. 50, 52, 74), und den Nachbarn der östlichen Germanen, den Gothen, ist ein guter Theil der vorausgegangenen Blätter gewidmet worden.


Opferfelsen bei Hirschberg im Riesengebirge.

Weiterhin verdient darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß wir gut thun, uns von den erwähnten Vandalen nicht mit Grauen abzuwenden. Denn es sind Stammesverwandte von uns und sie saßen ursprünglich am nordöstlichen Abhang des Riesengebirges bis zum Ostseegestade; nordwestlich wohnten die gleichfalls erwähnten Silinger, ein vandalischer Seitenstamm. — Unsere Leser werden gewiß schon etwas mehr Sympathie für sie empfinden, wenn wir hier nachtragen, daß sie schon frühzeitig in der Gefolgschaft der Markomannen gar mannhaft gegen die Römer kämpften. Im Verein mit den Gothen und Gepiden erschienen sie später an der untern Donau, von wo aus sie ihre greulichen Verheerungszüge beginnen; endlich verweisen wir hinsichtlich der früher in deutschen Gebieten seßhaft gewesenen germanischen Völkerschaften auf frühere Anführungen; das Werden und Wachsen des Reichs der Franken hat uns bereits vielfach beschäftigt; weiterhin ist S. 56, 57 und 66 der Hermunduren, Thüringer, Gepiden, Heruler, Rugier, Skiren, Turcilinger und anderer Stämme gedacht, die aus den unwirthlichen Gauen und Wildnissen Germaniens südwärts zogen.



Alboin von Turisund beschützt.
Nach Hermann Vogel.

Die Gründung des Langobardischen Reiches.

Am Schlusse der Völkerwanderung betritt das Volk der Langobarden oder Longobarden den Schauplatz. Es sollte später die Brücke bilden für den Wiederaufbau des römischen Kaiserthums deutscher Nation. Dieser germanische Stamm, welcher seinen Namen nach Einigen von seinen langen Bärten, nach Anderen von seinen Hellebarten (longis partis), oder von der langen Börde (im heutigen Lüneburgischen), ihrer vermeintlich frühesten Wohnstätte, führte, war ursprünglich an der Unterelbe seßhaft, westlich vom Gebiete der Angeln (S. 118). — Beim Streite zwischen dem Markomannenfürsten Marbod und Hermann dem Cherusker, standen sie auf des Letzteren Seite. Während der Markomannenkriege zogen Scharen dieses streitbaren Volkes nach der Donau und setzten sich auf römischem Gebiete fest. Hierauf verschwinden sie beinahe während dreier Jahrhunderte aus der Geschichte. Erst nach dem Untergange des Hunnischen Reiches, Mitte des fünften Jahrhunderts, tauchen sie als ein den Herulern tributpflichtiger Stamm in Mähren wieder auf. Sie erhoben sich jedoch gegen dieselben, besiegten sie und ergriffen von dem ganzen linken Donauufer, von der Wachau bis an den Gransluß, Besitz.

Sie waren zur Zeit ihres Erscheinens in Italien, dem Haupttummelplatz der Völkerwanderung, bald nach dem Tode des großen Theodorich, noch ein rohes und wildes Volk von ganz eigenthümlichem, furchterregendem Aeußern. Die langen, wilden Bärte, der kurz

geschorene Hinterkopf und die zottigen Locken, welche ihnen vorn über Stirn und Schläfe fielen, gaben ihrem Gesichte etwas Unholdartiges, was durch seltsame Kleidung noch vermehrt wurde. Denn diese bestand aus weiten leinenen Gewändern, mit allerhand breiten farbigen Streifen geschmückt, und statt der Beinkleider aus Binden, womit sie ihre Beine umwickelten. Das Schwert war ihr beständiger Gefährte, der sie selbst im Schlaf und bei ihren wilden und leicht bis zur wüsten Völlerei ausartenden Trinkgelagen nicht verließ.

Nach Paulus Diaconus brach dieses Volk, 487 und 488, als Odoaker die Rugier schlug und mit sich nach Italien wegführte, aus seinen damaligen, noch nicht völlig klargestellten Sitzen im Osten Europa's auf und zog in das verlassene Rugierland, von wo aus die Langobarden nach Westen wanderten. Siege, die sie über andere germanische Völker erfochten, steigerten vermuthlich ihr Kraft- und Machtgefühl. Unter ihrem Heerkönig Audoin (527—561) sehen wir sie in Pannonien ankommen, wo ihnen nach dem Untergang des Ostgothischen Reiches vom byzantinischen Kaiser Justinian Wohnsitze eingeräumt wurden. Schon damals mögen sie sich dem Christenthum zugewendet haben. Unruhig und unstet, lagen sie auch jetzt oft genug mit ihren Nachbarn im Streite und führten namentlich mit den Gepiden, welche die Gebiete an der unteren Drau und Save im Besitz hatten, mehrfach Krieg. Die Erfolge dieser Kämpfe waren häufig zweifelhaft, bis mit Audoin's Sohn Alboin (561—573) ein unternehmender, thatenlustiger Fürst an die Spitze des langobardischen Volkes trat, dessen ganzes Streben bisher nur auf Eroberung des Gepidenreichs gerichtet gewesen war.

Alboin hatte sich schon in früher Jugend durch Kühnheit und Tapferkeit ausgezeichnet, wie folgender Zug beweist: In dem Kriege gegen den Gepidenkönig Turisund hatte er dessen Sohn besiegt und getödtet und sich durch diesen Sieg frühen Ruhm, aber noch immer nicht das Recht erworben, an den Siegesmahlen seines Volkes Theil zu nehmen; denn nach langobardischer Sitte durfte der Sohn des Königs dies nicht eher, als bis er seine Waffen aus der Hand eines fremden Königs empfangen hatte. Um dieser Ehre theilhaftig zu werden, brach nun der junge Held mit vierzig tapferen Gefährten auf und begab sich an den Hof des Königs Turisund, der ihn auch nach germanischer Sitte trotz der zwischen Gepiden und Langobarden bestehenden Todfeindschaft gastfreundlich aufnahm. Als Alboin bei Tafel an dem Platze des von ihm erschlagenen Prinzen saß, und dem dadurch schmerzlich berührten Vater ein leiser Seufzer entfuhr, da wurde, wie erzählt wird, der Ingrimm der Gepidenfürsten gegen Alboin rege, und Kunimund, des Erschlagenen Bruder, stieß sogar beleidigende Worte gegen ihn aus. Darüber kam es zum Streit; schon zog man von beiden Seiten die Schwerter, um ihn blutig zu enden, als der greise Turisund dazwischen trat und durch seinen Friedensruf den Gastfreund vom Tode und damit die Pflicht der Gastfreundschaft vor Verletzung rettete. Als er hierauf Alboin entließ, überreichte er ihm als ein Zeichen der Genugthuung die blutige Rüstung seines erschlagenen Sohnes. — Durch die Kühnheit, welche Alboin bei diesem Zuge bewiesen, hatte der junge Held sich die Herzen aller Langobarden erworben, und mit großen Hoffnungen für die Zukunft begrüßten sie ihn bei seines Vaters Tode als König.

Während seines Verweilens am Hofe des Gepidenkönigs hatte sich Alboin in die gar herrlich erblühte Königstochter Rosamunde verliebt. Aber Kunimund, der in Alboin den Mörder seines Bruders haßte, widersetzte sich der Heimführung der schönen Rosamunde. Darüber ergrimmte Alboin in solchem Maße, daß er die Zurückweisung durch Kunimund mit Zerstörung des Gepidenreichs zu vergelten beschloß und dies auch vollführte.

Eine Gelegenheit zum Kriege war bei der feindseligen Stimmung der beiden Völker bald gefunden; aber bevor Alboin den Kampf begann, sah er sich nach einem mächtigen Bundesgenossen um. Er fand einen solchen in den Avaren, einem tatarischen Stamme, welcher um Mitte des sechsten Jahrhunderts nach der Donau vorgedrungen und bisher im südlichen Sarmatien umhergewandert war. Dies Volk, welches erst jetzt anfängt, eine

Rolle zu spielen, hatte das Byzantinische Reich zeitweilig mit Erfolg heimgesucht, sich aber endlich gegen die Slaven an der Weichsel gewendet und diese unterworfen. Da ihm jetzt von Alboin das Anerbieten gemacht wurde, die Länder der Gepiden für sie in Besitz zu nehmen, wenn sie ihm beistehen wollten, deren Reich zu zertrümmern, so hatten sie ihm hierzu mit Freuden ihre Hülfe zugesagt. Alboin überfiel nun an der Spitze der Langobarden und Avaren das Gepidische Reich; Kunimund, der Beherrscher desselben, rückte ihm sogleich entgegen, unterlag aber in einer entscheidenden Schlacht der Uebermacht der Verbündeten (566). Mit ihm büßte ein großer Theil seiner Streiter das Leben ein, worauf die Avaren dem Vertrage gemäß die Länder der Gepiden in Besitz nahmen.

Da auf diesem Wege aber für Alboin selbst nichts weiter als der Ruhm, Sieger geblieben zu sein, gewonnen war, so richtete sich sein Ehrgeiz nach Italien, von dessen Reichthümern und Pracht ihm viele Langobarden, welche einst in römischen Diensten unter dem Feldherrn Narses gefochten, die lockendsten Schilderungen gemacht hatten. Die allgemeine Lage zeigte sich seinem Verlangen günstig; denn erstens waren die Bewohner unzufrieden mit dem Druck, den sie unter byzantinischem Scepter zu erdulden hatten, so daß sie sogar die früher geschmähte Herrschaft des großen Theodorich zurückwünschten; dann aber hatte der von seinem Statthalterposten in Italien abgerufene Narses, wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden, gute Gründe, sich für den Undank, womit auch ihm begegnet worden, und die Gehässigkeit der Kaiserin Theodora an dem byzantinischen Hofe empfindlich zu rächen. Dazu schien ihm die Herbeirufung der Langobarden ein geeignetes Mittel, und so forderte er denn den tapfern Alboin auf, in Italien einzurücken und dasselbe zu erobern.

Diesem kam eine solche Einladung überaus erwünscht. Er überließ seinen Bundesgenossen, den Avaren, Pannonien unter der Bedingung dereinstiger Rückgabe und fiel (568) mit seinen streitbaren Mannen und den unterdessen herangekommenen 20,000 Mann sächsischer Bundesgenossen über das heutige Friaul her und rückte von da aus in Oberitalien vor, fast nirgends entschiedenen Widerstand findend. Narses bereute seine Raschheit und wollte sich den Langobarden entgegenwerfen, wurde aber inzwischen vom Tode ereilt, wodurch sich dieselben von einem gefährlichen Gegner befreit sahen. Alboin setzte sich in Besitz von Vicenza, Verona und Mailand, die ihm beinahe freiwillig ihre Thore öffneten. Auf diesem Gebiete, das fortan „Lombardei" hieß, gründete nun der gewaltige Heerkönig sein Langobardisches Reich. Nur Pavia mußte drei Jahre lang belagert werden. Unterdessen brachte er nach und nach ganz Italien bis auf die Gebiete von Rom und Ravenna in seine Gewalt. Als endlich auch Pavia (571) zur Uebergabe gezwungen worden, erhob Alboin es zur Residenz seines Reiches und betrachtete sich trotz der Unbesiegbarkeit von Rom und Ravenna als Herr des Landes, wo er sich jedoch als unduldsamer Arianer bald verhaßt genug machte. Eben darauf sinnend, dem neuen Reiche eine feste Gestalt zu geben, ereilte ihn (573) der Tod durch die Hand seiner von ihm mißhandelten Gattin Rosamunde. — Die Sage erzählt, daß der wilde Alboin, nachdem er den Gepidenkönig Kunimund erschlagen und dessen Tochter als Weib heimgeführt hatte, aus dem Schädel Kunimund's eine Trinkschale habe formen lassen, und dadurch, daß er Rosamunde genöthigt, aus dem Becher zu trinken, aufs Neue ihren Haß bis zu einem Racheakt aufgestachelt habe. Gedungene Meuchelmörder erschlugen Alboin.

Nach seinem Tode glaubte sein Schildträger Helmichis, der Mitschuldige der treulosen Königin, die Krone erlangen zu können, wenn er Rosamunde heirathete; allein die über Alboin's Ermordung erbitterten Langobarden nöthigten die Mörderin und ihren nunmehrigen Gatten zur Flucht und erwählten einen ihrer Großen, Namens Kleph, zum Könige, der aber schon im folgenden Jahre durch einen seiner Diener ermordet wurde.

Rosamunde und Helmichis, welche auf ihrer Flucht den königlichen Schatz mit sich genommen, begaben sich nach Ravenna zum byzantinischen Statthalter Longinus. Dieser fand an dem schönen Weibe und ihren Kleinodien ein solches Wohlgefallen, daß er sie zu bereden

suchte, sich von ihrem Mitschuldigen loszusagen und ihm selber anzugehören. Rosamunde, bereits auf der abschüssigen Bahn des Verbrechens, öffnete den Liebesbetheurungen des Römers ihr Ohr und reichte dem erkrankten, gerade eben dem Bade entsteigenden Helmichis einen kühlenden Trunk, den sie für Arznei ausgab, der aber Gift enthielt. Kaum jedoch hatte ihr Buhle die Hälfte des Bechers geleert, so merkte er, was er genossen, und zwang die Ungetreue, den Rest des Trankes zu sich zu nehmen. — Da Kleph's Sohn Autharis bei seines Vaters Tode noch minderjährig war, so beschlossen die Langobarden, vor der Hand sich ohne König zu behelfen, indem sechsunddreißig Herzöge die Regierung der verschiedenen langobardischen Stadtgebiete als unabhängige Gemeinwesen übernahmen. Doch war auf das Bestimmteste festgesetzt worden, daß diese Herzogthümer nicht für immer, sondern nur bis zur Großjährigkeit Autharis' selbständig bleiben sollten.

Unter ihnen waren die Herzöge von Pavia, Bergamo, Brescia, Turin, Trient, Friaul, Spoleto und Benevent die wichtigsten und mächtigsten; die meisten von ihnen suchten durch Besitzergreifungen auf byzantinischem Gebiete, das immer mehr zusammenschmolz, die Gesammtmacht der Langobarden zu vergrößern. Indessen mochten die Herzöge selbst nicht einmal den Zeitpunkt der Großjährigkeitserklärung Autharis' abwarten; denn ihnen traten nun die von ihnen vielfach bedrängten Nachbarn verbündet entgegen. Es kam infolge der häufigen Raubzüge der Langobarden nach Nordwesten schließlich zu einem Zusammenstoß mit den Franken, und die Langobarden geriethen nun selber ins Gedränge, nachdem sich der byzantinische Statthalter in Italien gegen ihre wachsende Macht mit den Franken vereinigt hatte. Angesichts dieser Gefahr erschien ein gemeinsames Oberhaupt für das Reich dringend nothwendig.



Alboin.
Nach dem Freskogemälde in der Villa Lingg.

Autharis. Daher erklärten nun die Herzöge, nachdem die Reichszersplitterung zehn Jahre gedauert hatte, den erst achtzehnjährigen Autharis für mündig und riefen ihn zum Könige des Langobardischen Reiches (584—590) aus. Dieser hatte sich um die Hand der wegen ihrer Schönheit gerühmten Theodelinde, Tochter des Bayernherzogs Garibald beworben. Da aber die Unterhandlungen dem Sehnsuchtsvollen zu lang währten, so begab er sich mit einer Gefolgschaft an den Hof Garibald's, um dort seine Braut persönlich kennen zu lernen, ohne selbst gekannt zu sein. Die Gesandtschaft wurde gastfreundlich aufgenommen, und Theodelinde übernahm selbst die Bewirthung der Gäste. Als sie nun dem verkappten Könige den Becher kredenzte, war dieser von ihrer Schönheit und ihrem Liebreiz so entzückt, daß er sie als Königin von Italien begrüßte, ihr auch heimlich die Hand drückte und die Wange streichelte. Theodelinde, durch diese Vertraulichkeit ebenso in Erstaunen gesetzt, als erfreut, erzählte den Vorfall ihrer Amme, welche ihr versicherte, daß Niemand als der Langobardenkönig selbst sich solche Vertraulichkeit erlaubt haben könne. Bald nachher gab sich auch Autharis den Bayern zu erkennen. Als nämlich die langobardische Gesandtschaft von den bayerischen Mannen bis zur Grenze zurückgeleitet worden war, erhob sich Autharis im Sattel und warf mit bewundernswerther Kraft und Geschicklichkeit seine schwere Streitaxt in einen fern stehenden Baum, indem er ausrief: „Dies sind die Streiche des Langobardenkönigs!" — Die Unterhandlungen gediehen nun schnell zum Schluß, und Autharis führte seine Theodelinde als Gattin heim.

Der junge Fürst entsprach während seiner kurzen Regierung den in ihn gesetzten Erwartungen; denn er schlug die in Italien eingedrungenen Franken dreimal so entscheidend, daß sie für lange Zeit das Reich in Frieden ließen. Auch die Byzantiner empfanden die Kraft seines Armes. Ohne Zweifel würde Autharis ihrer Herrschaft in Italien völlig ein Ende gemacht haben, wenn die Bewohner der Halbinsel nicht den Arianer in ihm verabscheut und sich aus diesem Grunde gegen seine Herrschaft gesträubt hätten. Seine Gattin, die athanasianisch-katholische Theodelinde, dachte zwar daran, ihn zur Annahme ihres eigenen Glaubensbekenntnisses zu bewegen, aber noch ehe sie dazu gelangen konnte, starb Autharis.

Agilulf. Da Autharis keine Kinder hinterließ, so erklärten sich die Langobarden bereit, Denjenigen als König anzuerkennen, den die von ihnen allgemein geschätzte Theodelinde zum Gatten erwählen würde. Diese entschied sich für ihres verstorbenen Mannes Bruder Agilulf, Herzog von Turin (590—615), welcher denn auch mit freudiger Zustimmung der Langobarden den Thron bestieg, und ein eben so glückliches Regiment führte wie sein Bruder. Denn seine Kämpfe gegen die byzantinische Herrschaft in Italien waren von solchem Erfolge gekrönt, daß die Griechen sich aus Italien fast gänzlich verdrängt sahen. Auch Rom würde dem Vordringen der Langobarden unterlegen sein, wenn es nicht in seinem geistlichen Oberherrn Gregor I. einen Vertheidiger gehabt hätte, der wohlerfahren, weltliche und geistliche Waffen zum Besten der Kirche in Anwendung zu bringen, zur Erhaltung der byzantinischen Macht mehr zu thun vermochte, als der Kaiser in Konstantinopel und dessen Feldherrn (590—604).

Gregor I., dem die Geschichte den ehrenden Beinamen der Große beigelegt hat, war es, der den Uebertritt des langobardischen Königshauses zur strenggläubigen Kirche bewirkte. Einem reichen patrizischen Geschlechte entstammend, wählte Gregor schon früh das klösterliche Leben und wurde am 9. Februar 590 durch die einstimmige Wahl von Senat, Klerus und Volk von Rom an die Spitze der Kirche berufen. Als Politiker gebührt ihm vor Allem der Ruhm, in jenen trüben Tagen, als die Langobarden Italien bedrängten, das italienische Nationalgefühl erweckt und die Erinnerung an die große Vergangenheit Roms wieder belebt zu haben. „Das Volk", sagt ein Schriftsteller, „erhob sich aus dem langen Schlafe der Knechtschaft, und Italien sah nach langer Zeit wieder römische Bürgerheere erstehen." Auf kirchlichem Gebiet beförderte er die Verbreitung des Christenthums; die Bekehrung der Angelsachsen verdankte man vorzugsweise seiner Anregung, er wirkte für Verbesserung des Kirchengesanges, und der heutige prunkvolle katholische Gottesdienst, die Prozessionen, das Meßopfer — aber auch die Lehre vom Fegefeuer sind vorzugsweise sein Werk. Vor Allem aber war es seine mächtige, imponirende Erscheinung, durch welche die christliche Welt daran gewöhnt wurde, in dem Bischof von Rom den Nachfolger des Apostelfürsten zu verehren. Schon ehe er den Stuhl Petri bestieg, wußte er als päpstlicher Botschafter in Konstantinopel dem dortigen Patriarchen gegenüber Ansehen und Vorrang des Papstes geltend zu machen. Er gründete die religiöse Einheit und sogenannte Rechtgläubigkeit und war der eigentliche Schöpfer des Papstthums in seiner mittelalterlichen Macht und Bedeutung.

Nach der Bekehrung der Langobarden, war dem Arianismus seine letzte Zufluchtsstätte verschlossen und im Abendlande die Einheit der katholischen Kirche begründet.





Blick auf Byzanz.
Zeichnung von H. Müller.

Das Byzantinische Reich.

Die Neuperser und ihr Einfluß auf die Zustände des Abendlandes.

Während Haupt und Gliedern des in Zuckungen liegenden Körpers der weströmischen Welt verjüngende Lebenskräfte durch das fortwährend einströmende germanische Element zugeführt wurden, und im alternden Abendlande infolge dessen unter fortwährenden Krämpfen und Blutungen eine Periode neuen Aufblühens des romanischen Lebens sich vorbereitete, verzehrten sich Kraft und Mark des griechisch-römischen Reiches selbst in kleinlichem inneren Zwist und sonstigen Erbärmlichkeiten. — Im Westen tritt von Zeit zu Zeit eine gewaltige Herrscher- oder eine heldenkräftige Mannesgestalt hervor, und angeweht von erfrischendem Lebenshauch, machen sich eigenartige Bildungselemente geltend; im Osten dagegen zeigt das lasterhafte, verweichlichte Bastardvolk der Griechen und Lateiner nichts von einem Wandel, nichts was an die Möglichkeit einer sittlich-reinigenden Wiedergeburt glauben lassen könnte. Der Absterbeprozeß eines verkommenen Geschlechts, das nicht leben und sterben kann, dauert ein volles Jahrtausend, bis der Alles niedertretende Islam, nachdem er dieser lebensuntauglichen Welt allen Luftzuzug abgeschnitten, diesem Scheinleben auch da ein Ende macht, wo es in den letzten Zügen zu Boden gesunken ist.

Ehe wir den Zerfall der morgenländischen Hälfte des Oströmischen Reiches eingehender ins Auge fassen, müssen wir uns mit einem Reiche beschäftigen, das, fernab vom Schauplatz der europäischen Wirren liegend, nicht von der Flut der Völkerwanderung erfaßt wurde. Wir können dessen Schicksale jedoch nur episodisch berühren, soweit es für uns durch seinen Untergang größere Bedeutung erlangt, indem ein Volk, welches bis dahin noch nicht die Weltbühne betreten hat, hier mit einem Male epochemachend hervortritt und mit überraschender Gewalt nach dem Vordergrund des Geschichtstheaters hindrängt. Fanatisch, mit dem Schwerte in der einen und der Brandfackel in der andern Faust, die Satzungen eines neuen Glaubens verkündend, bringt seine religiöse Begeisterung und sein ungestümer Kriegsmuth eben so nachhaltige Wandlungen im Oriente zu Wege, wie die Völkerwanderung im Abendlande. Mit dem Zusammensturz des Persischen Reiches beginnt die Herrschaft der Araber über einen großen Theil Asiens, und darum ist dieses Ereigniß für die Geschichte Europa's von unberechenbarer Tragweite.

Des **Neupersischen Reiches** und seiner Gründung haben wir schon im zweiten Band S. 433 gedacht. Es erstarkte unter den Sassaniden zu einer für Rom außerordentlich gefährlichen Macht, indem die fortwährenden Angriffe derselben zu einem guten Theile den Ruin des Römischen Reiches herbeiführten. Die schlimme Nachbarschaft sich erträglicher zu machen, hatte Kaiser Valens veranlaßt, von den Persern einen dauernden Frieden zu erkaufen (372). Derselbe währte länger als vierzig Jahre, wurde aber 414 unter dem persischen Könige Jesdegerd (399—419) durch den Glaubenseifer eines christlichen Bischofs wieder gestört. Es entspann sich ein langwieriger Krieg, der endlich durch einen auf hundert Jahre geschlossenen Frieden zum Austrag kam. Auf Jesdegerd folgte sein Sohn Varanes V. (420—439), welcher die Anregung zu einer blutigen, über 50 Jahre dauernden Christenverfolgung gegeben hatte, die sich bis über Armenien ausbreitete.

Während das Persische Reich aus dem langen Frieden mit Rom die Kraft zu neuen Angriffen zu schöpfen suchte, wurde es selbst die Beute der Angriffe mongolischer Horden, namentlich der Ephtaliten oder sogenannten weißen Hunnen, welche von den nach Europa vorgedrungenen sogenannten schwarzen sich durch größere Bildung unterschieden haben sollen. Die mongolischen Horden suchten auf ihrem Zuge nach dem Süden das Persische Reich mit so großem Erfolge heim, daß sie über die Herrscher desselben lange Zeit dieselbe Macht ausübten, wie ihre Stammesgenossen unter Attila über die europäischen Reiche. Immerhin blieb jedoch Persien mächtig genug, um dem Oströmischen Reiche bei den armenischen Thronstreitigkeiten die Wage zu halten.

Armenien hatte sich nämlich aufgerafft und zu einem unabhängigen, nur unter persischer Botmäßigkeit stehenden Reiche erklärt. Vielleicht wäre es ihm gelungen, seine Selbständigkeit zu behaupten, wären nicht zwei Thronbewerber gegen einander aufgestanden. So aber brachten Tigranes und Arsaces über das Reich alle Schrecken des Bürgerkrieges. Die traurigen Folgen dieses Zerwürfnisses blieben nicht aus; Varanes V. und Theodosius II. mischten sich in den Streit, und dieser endete endlich damit, daß die beiden Nebenbuhler vom Schauplatz abtreten mußten, und daß nun die Byzantiner und Perser das Armenische Reich (428) unter sich theilten. Der den letztern zugefallene Theil erhielt den Namen Pers-Armenien.

Die Sarazenen. Trotz dieses Zuwachses an äußerer Macht konnte sich Persien dem beunruhigenden Einflusse der Ephtaliten nicht entziehen; weiterhin sah es sich auch noch von den verheerenden Zügen neu auftauchender tatarischer Horden schwer heimgesucht, unter denen vor Allem die Sarazenen und die Türken Erwähnung verdienen, zumal Beide, und vorzüglich die Letzteren, später zu einer außerordentlichen Wichtigkeit gelangen. Unter den Namen „Sarazenen" oder „Orientalen" verstehen die Schriftsteller des Mittelalters die Araber und die kleinasiatischen Mohammedaner überhaupt. Die Sarazenen in Spanien werden in der Geschichte als „Mauren" (Bewohner von Mauretanien) aufgeführt.

Das Alttürkische Reich. Die Türken, deren Name hier zum ersten Mal auftaucht, interessiren uns zunächst nur in Rücksicht auf ihre Herkunft. Ihre ursprünglichen Sitze sind in dem nördlichen Theile Hochasiens zu suchen. Dort unterlagen sie der Uebermacht der Geougen, von denen sie vorzugsweise als Sklaven beim Bergbaubetrieb benutzt wurden. Ums Jahr 550 erstand unter ihnen ein kühner Führer, Namens Bertezena, der die an und für sich tapferen Scharen aufforderte, aus dem in den Eisenbergwerken für ihre Unterdrücker gewonnenen Materiale Schwerter für sich selbst zu schmieden und so die Ketten der Knechtschaft zu brechen. Es geschah. Die Geougen unterlagen in dem kurzen Befreiungskampfe, und die Türken, mit deren Freiheitssinn auch die Eroberungslust erwacht war, überschwemmten fast das ganze Asien, indem namentlich China ihren starken Arm fühlte und die Perser vor ihren Waffen zitterten. — Aber auch nach Europa trugen die Türken die Schrecken ihres Namens, indem sie im südlichen Sarmatien erschienen, dort die Avaren und Bulgaren bekämpften und das Byzantinische Reich mit solcher Furcht erfüllten, daß der Kaiser Justinus ein Bündniß dem Kampfe mit ihnen vorzog. Die von ihnen aufgerichtete Herrschaft, das sogenannte Alttürkische Reich, gelangte während seines fast zweihundertjährigen Bestehens jedoch zu keiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Allerdings sehen wir, wie sie fortwährend das Byzantinische Reich bedrohen, bis sich ihr Name für kurze Zeit aus der Geschichte verliert, um später zu zwei verschiedenen Malen furchtbarer und nachhaltiger wieder zu erscheinen. Wir werden Veranlassung nehmen, besonders der seldschukkischen Türken oder Osmanen noch eingehender zu gedenken zur Zeit, wo sie mit größeren Nachdruck das absterbende griechische Kaiserreich bekämpfen.

Die Züge jener Völker nach dem Süden und Westen Asiens wurden durch ein der großen Völkerwanderung ähnliches Völkergedränge verursacht, welches unter den tatarischen Stämmen der asiatischen Hochebene begonnen und sich durch das Andringen der uns schon bekannten Avaren und Bulgaren auch in Europa bemerkbar gemacht hatte.

Wenn unter solchen Umständen das Persische Reich von demselben Schicksale bedroht war, dem das weströmische erlag, so kann dies nicht Wunder nehmen. Allein unähnlich dem Verlaufe der Dinge in Europa, fehlte es Persien nicht an kraftvollen Herrschern, welche das Reich unter all diesen Stürmen aufrecht zu halten wußten. Dahin gehört zuerst Kobad (491—531), welcher den Thron nach blutigen Streitigkeiten bestiegen hatte. Dieser Herrscher hatte es sich zur Aufgabe gestellt, den Namen der Perser so geachtet und furchtbar zu machen, wie er zu der Großkönige Darius und Kambyses Zeiten gewesen. Ein Kampf mit dem altersschwachen Römisch-griechischen Reiche schien ihm der geeignetste Weg zu diesem Ziele. Mit einer großen Streitmacht, der sich auch mongolische und arabische Horden angeschlossen hatten, überzog er das Reich des Anastasius und verwüstete die byzantinischen Provinzen in Asien bis weithin nach Syrien. Die Heere des griechischen Kaisers wurden so entscheidend niedergeworfen, daß dieser schließlich den Frieden mit schwerem Gelde erkaufen mußte. Spätere Kriegszüge Kobad's verliefen freilich weniger befriedigend.

Chosroes. Vor Allem aber verdient unsere Aufmerksamkeit Chosroes oder Chosru I., mit dem Beinamen „Nuschirwan" (der Gerechte) ausgestattet, welcher fast fünfzig Jahre lang (531—579) den persischen Thron zierte. Er war der größte Monarch seiner Zeit, der Stolz Persiens. Denn er machte dem Einflusse der Ephtaliten ein Ende, indem er die tatarischen Völker zurückdrängte und endlich auch gegen die Macht des Byzantinischen Reiches in die Schranken trat. Hier freilich brach sich seine Kraft an der strategischen Ueberlegenheit der byzantinischen Feldherren. — Nicht allein die hohe Tugend der Gerechtigkeit zierte Chosroes, er war auch ein Freund und Förderer der Wissenschaften und der Dichtkunst. Er ließ die gefeiertsten Werke der griechischen und indischen Philosophen in die persische Sprache übersetzen. Schulen wurden angelegt, so in der Nähe der alten Königsstadt Susa eine Arzneischule, welche sich allmählich zu einer freien Schule für Poesie, Philosophie und Rhetorik entwickelte. Die Beförderung des Ackerbaus, die Hebung des Volkswohlstandes und

namentlich die Ordnung der Rechtspflege ließ sich Chosroes angelegen sein. — Die Früchte seiner langen segensreichen Regierung gingen unter der tyrannischen und grausamen Willkürherrschaft seines Sohnes Hormuz oder Hormisdas IV. (579—591) wieder völlig verloren. Unglücklichen Kriegen gegen die Römer folgten zuletzt Empörungen in den eigenen Provinzen, unter Führung des heldenmüthigen Feldherrn Bahran, der von Hormisdas mit Beschimpfung und Undank belohnt worden war. Während Bahran gegen die Hauptstadt vorrückte, wurde Hormisdas von Bindoe, einem sassanidischen Fürsten, gestürzt und an seiner Stelle Chosroes II. (591—628) auf den väterlichen Thron erhoben. Bahran versagte indessen dem Letzteren den Gehorsam, bekriegte und vertrieb ihn. Mit Hülfe der byzantinischen Waffen gelang es dem jungen Chosroes nun zwar, den Empörer zu besiegen (593) und den Thron seines Vaters dauernd in Besitz zu nehmen, allein nur um den Preis von Pers-Armenien, welches er an das Oströmische Reich abtreten mußte. — Später lächelte ihm zwar das Glück wieder, indem er gegen Byzanz glückliche Kriege führte und Syrien, Palästina und Aegypten eroberte; allein wir werden weiterhin ausführlicher sehen, wie der byzantinische Kaiser Heraklius diesen Fortschritten der persischen Waffen, namentlich durch den Sieg auf den Ruinen von Ninive (627), ein frühes Ziel setzte und Chosroes II. zum Frieden zwang. Mit diesen Thaten des zweiten Chosroes endet denn auch die Geschichte des Persischen Reiches; denn schon unter dessen Enkel und Nachfolger Jesdegerd III. (632—650) unterliegt es dem Andringen der Araber. Es wird ein Theil des großen Arabischen Reiches, dessen Geschichte uns im nächstfolgenden Zeitraume beschäftigen soll. — Wenden wir unsere Blicke nun der haltlos gewordenen östlichen Hälfte des vormals so majestätischen römischen Staatsbaues zu.

Das Zeitalter Justinian's.

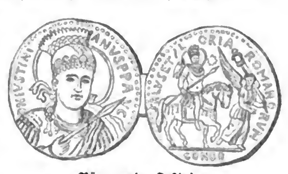
Anastasius, bei dessen Ernennung zum Regenten wir die Geschichte des Oströmischen Reiches (s. S. 60) verließen, war bei seiner Erhebung zum Reichsoberhaupte vom Volke vertrauensvoll zugerufen worden: „Regiere, wie Du bisher gelebt hast!“ Wie verehrungswürdig dieser Kaiser nun auch als Mensch ist — als Regent zeigt er sich schwach, seiner hohen Aufgabe nicht gewachsen; seine Schicksale erwecken unsere Theilnahme — nicht seine Thaten. Die letzteren sind so unbedeutend, daß die Geschichte ihrer kaum gedenkt, die ersteren aber belehren uns ausreichend über den damaligen Zustand des Reiches.

Eine hervorragende Stelle in der Geschichte des Anastasius nimmt sein Kampf mit Kobad von Persien, dessen wir soeben erwähnten, ein. Auch die Bulgaren, welche von der Wolga her immer weiter nach Westen und nun bis ins Donaugebiet vorgedrungen waren, beunruhigten das Reich unaufhörlich, und nur durch Tribute vermochte der Kaiser sich Ruhe, freilich jedesmal auf nur kurze Dauer, zu verschaffen. Aus dieser Zeit rührt die zum Schutze gegen den Einbruch der unbotmäßigen Völker von Mösien auf Veranlassung des Monarchen errichtete „lange Steinwehr“ her, welche an die chinesische Mauer erinnert. Trotz der Ohnmacht der oströmischen Kaiser, die sich als Erben der geschwundenen Würde des weströmischen Augustus ansahen, betrachteten sich die Beherrscher von Byzanz noch immer als Oberherren der Gebieter von Rom und Ravenna. Daher die Beziehungen des Anastasius zu dem Gewalthaber Chlodwig, welchen er ausdrücklich zum Patricius ernannte. Dieser schmückte sich auch hocherfreut mit der tunica purpurea, dem Zeichen seiner Stellung so nahe dem Kaiserthrone. Er that dies freilich nur aus Klugheit, um an dem oströmischen Kaiser einen Beistand gegen das Umsichgreifen der Ostgothen zu gewinnen.

Die Parteien der Grünen und Blauen. Während des Krieges gegen die Barbaren herrschte in der Hauptstadt des Reiches ein klägliches Treiben, wie es nur in einem dem Verfalle zueilenden Staatswesen sich entwickeln konnte. Aus Anlaß wahrhaft kindischer Streitigkeiten bei den Wagenwettfahrten im Cirkus entbrannte die Furie des Bürgerzwistes, der bald nachher zum Bürgerkriege ausartete. — Unter den verschiedenen Abtheilungen oder

Faktionen der Wagenführer hatten zuerst die Weißen und Rothen, dann die Grünen und Blauen die Oberhand erlangt. Sie bildeten vier gesetzlich bestehende politische Korporationen, die von den verschiedenen Patriziern, welche sich in ihren Listen mit aufführen ließen, beschützt und unterstützt wurden. Da die Liste der „Blauen" die Namen vieler römischen Kaiser enthielt, so nahm dieselbe sehr bald einen gewissen Vorrang in Anspruch, welcher ihr von der Faktion der „Grünen", deren Liste sich durch eine viel zahlreichere Menge von Namen auszeichnete, streitig gemacht wurde. Das große Interesse, welches das Volk an den Wagenkampfspielen nahm, ließ es auch für die eine oder die andere Faktion Partei nehmen, so daß die ganze Bevölkerung schließlich in die beiden großen Faktionen der Grünen und Blauen gespalten war. Hieraus entsprang denn eine fortwährend steigende Feindschaft zwischen den Grünen und den Blauen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbte und nachmals einen höchst beunruhigenden Charakter annehmen sollte.

Was von Rom herüber schallte, galt auch als Losung für Byzanz, wo man alle Thorheiten der Mutterstadt getreulich nachahmte. Machten sich jene beiden Faktionen Anfangs auch zu Byzanz nur in Bezug auf die öffentlichen Spiele und wichtigen Tagesvorgänge gegenseitig das Leben sauer, so nahm doch das Parteigekläffe dort wegen der eigenthümlichen kirchlichen Verhältnisse bald einen religiösen und dadurch endlich einen politischen Charakter an. — Auch über die übrigen Städte dehnte sich der steigende Faktionshaß aus, so daß sich bald im ganzen Reiche die Grünen und die Blauen mit derselben Erbitterung und unter denselben blutigen Exzessen bekämpften, wie die Volks- und die Adelspartei zur Zeit der Gracchen. Beispiele davon werden wir in der folgenden Geschichtsperiode noch manche aufzuführen haben. Für die Regierungszeit des Anastasius ist der eine Fall merkwürdig, daß — kaum glaublich aber wahr — bei einem Volksfeste die Grünen, welche sich heimlich bewaffnet hatten, die Blauen überfielen und 3000 derselben niedermetzelten.



Münze unter Justinian.

Anastasius hinterließ nach ruhmloser Regierung ein entkräftetes, von Parteihaß zerfleischtes Reich, in dem das Ansehen der Träger des Regiments aufs Tiefste erschüttert war.

Justinus I. (518—527), sein Nachfolger, war ein rauher, des Lesens und Schreibens unkundiger Soldat. Ein Bauernsohn aus Bulgarien, war er unter Zeno I. in die kaiserliche Leibwache getreten und hatte sich bis zu deren Anführer emporgeschwungen. Als Gardepräfekt waren ihm nach dem Tode des Anastasius große Summen zur Vertheilung unter die Leibwache zugestellt worden, um durch die ihm ergebenen Gardetruppen den ältesten Neffen des verstorbenen Imperators, Hypatius, zum Kaiser ausrufen zu lassen. Justinus benutzte jedoch das Geld behufs Bestechung der Leibwache zu seinen eignen Gunsten. Es gelang; er bestieg, damals über sechzig Jahr alt, den Thron von Byzanz und beeilte sich nun, seines ehemaligen Freundes Amantius, der ihm die Mittel zur Gewinnung der Truppen geliefert, sowie dessen Anhangs sich zu entledigen; auch der Gothenführer Vitilian, der sich als orthodoxer Christ der Gunst des Volks erfreute, dessen Gesinnung jedoch dem neuen Kaiser zweifelhaft erschien, mußte die kaiserliche Ungnade mit dem Leben büßen. — Die Regierung des Justinus verlief friedlich, da er nicht nur die Soldaten für sich hatte, sondern auch ein gutes Einvernehmen mit der orthodoxen Geistlichkeit unterhielt. Auf dem Thron erinnerte sich der Kaiser seines klugen Neffen Justinianus (geboren in Thrakien im Jahre 483) den er aus seiner bäuerlichen Abgeschiedenheit nach Byzanz berief, um an ihm in seinem Alter eine Stütze zu gewinnen. Nach einigen Jahren konnte er demselben mit gutem Gewissen die Zügel der Regierung selbständig überlassen. Obgleich Justinianus als Oberfeldherr des Ostens die Verpflichtung hatte, die Grenzen des Reiches zu schirmen, so überließ er dies doch den kaiserlichen Heerführern; er selbst hielt es für

rathsam, in der Hauptstadt zu verweilen, um sich die Nachfolge auf den Thron zu sichern. Zu solchem Endzwecke benutzte er seine Anwesenheit in Byzanz, sich im Cirkus die Gunst des Volkes zu erwerben und im Senat sich eine Partei zu schaffen, was ihm vorzüglich dadurch glückte, daß er sich geschickt der Religion zum Deckmantel seiner politischen Pläne bediente und sich als ein eifriger, streng orthodoxer Christ zeigte. Justinian galt noch bei Lebzeiten des alten Kaisers für den wirklichen und rechtmäßigen Herrscher des Morgenlandes, und durch kluge Maßregeln wußte er sich auch die Erbfolge zu sichern.

Justinianus (527—565) war ein echter Repräsentant des Imperatorenthums im guten und schlimmen Sinne. Moderne Größen, deren Erhebung und Regierung wir mit erlebten, sind ihm so ähnlich, daß selbst einige der jenen Emporkömmlingen anhaftenden lächerlichen Züge bei dem Urbild sich wiederfinden. Wiewol ein keckes Zugreifen nach der höchsten Gewalt bei im Niedergange begriffenen Völkern nur zu oft schon gelungen ist, so erweist sich doch die Willens- und Thatkraft solcher Emporkömmlinge meist zu schwach gegenüber allgemeinen Bedrängnissen. Ihr mühsam geschaffenes Werk stürzt in sich zusammen, sobald die Zügel ihrer Hand entgleiten. Des Justinus großer Neffe war nicht im Stande, dem morgenländischen Reiche den frischen Lebensodem wieder einzuhauchen, ihm das wiederzugeben, was seiner Bevölkerung schon längst abhanden gekommen war: Lebenstüchtigkeit, Einfachheit der Sitten, Entsagung, Uneigennützigkeit. An Justinianus, dessen gesetzgeberische Schöpfungen ihm zum ewigen Nachruhm gereichen, bewährte sich der Spruch des Tacitus: „Gute Sitten sind besser als gute Gesetze." Das Andenken Justinian's wird besonders dadurch verdunkelt, daß er mehr darauf Bedacht nahm, den Kriegsruhm seines Volkes zu mehren, als dessen Freiheiten zu achten und seine Gesittung zu erhöhen. Unter ihm nahm trotz der geschaffenen trefflichen Gesetzbücher die Verwilderung stetig zu.

Wir wählen das vergänglichste Blatt aus dem Ruhmeskranze Justinian's und beschäftigen uns zuerst mit den Kriegsthaten, welche in die Geschichte seiner Regierung fallen. Seine Absicht ging dahin, das Reich wieder auf jenen Höhepunkt der Macht zu erheben, auf welchem es sich unter Constantinus I. befunden. Die Verhältnisse begünstigten ihn; Justinian gehörte aber auch zu den Herrschern, welchen die Gabe und das Glück zutheil geworden ist, große Männer zur Ausführung ihrer Pläne herauszufinden.

Belisarius (505—565). Justinian besaß in diesem, gewöhnlicher Belisar genannten großen Kriegsmanne, einen mit allen Tugenden des Menschen und des Heerführers ausgerüsteten Feldherrn, welchem gegenüber aber auch die kleinlichen und häßlichen Charakterseiten des Kaisers leider am meisten hervortraten. Ueber die Herkunft dieses ausgezeichneten Mannes ist wenig bekannt. Nach Einigen Sohn eines dacischen Bauern, soll er nach Anderen einem edlen Geschlechte entstammen. Wahrscheinlich gehörte er zur kaiserlichen Leibwache und war infolge geleisteter guter Dienste rasch befördert worden. Auf seine Erhebung zum Feldherrn war, wie man glaubt, der Umstand mit maßgebend geworden, daß seine Gattin Antonina, eine Genossin der Kaiserin aus der Zeit des liederlichen Lebenswandels derselben, großen Einfluß auf Theodora und deren Gemahl auszuüben vermochte.

Eine Reihe bedeutender, mit Erfolg und Geschick geführter Kriege knüpft sich an Belisar's Namen; denn sein Gebieter gehört keineswegs zu den als Feldherren bedeutenden Cäsaren. Unter Justinian entbrannte jener gewaltige Krieg mit Chosroes I., dem großen Perserkönig, von dem wir wissen, daß er sich zur Aufgabe gestellt hatte, die byzantinische Macht in Asien zu brechen. Justinian, der die Perser nicht fürchtete, dem dagegen um so mehr an Vernichtung der Macht und des Reichs der Vandalen lag, erkaufte 532 von Chosroes den Frieden mit 11,000 Pfund Goldes, und Belisar ward abgesandt zur Bekämpfung jener Piraten und zur Zerstörung ihres afrikanischen Reiches.

Hätte der Krieg gegen dasselbe einer äußeren Veranlassung noch bedurft, so lag eine solche dadurch vor, daß, wie wir erfahren haben, Gelimer seinen Verwandten Hilderich vom Throne gestoßen und gefangen gehalten hatte.

Vergeblich drang **Justinian** auf Hilderich's Wiedereinsetzung bei Gelimer, und es erhielt nun Belisar, wie soeben erwähnt, (533) den Auftrag, nach Afrika überzusetzen.

Belisar in Afrika. Der Feldherrnblick Belisar's hatte es sehr wohl erkannt, daß von der Wahl des Landungsplatzes die schnelle Entscheidung des Krieges abhinge, und deshalb längere Zeit vorher Kundschafter nach Afrika entsendet, um die passendsten Oertlichkeiten auszuforschen. Aus den eingegangenen Berichten ging hervor, daß der zweckmäßigste Punkt südlich von Karthago, etwa fünf Tagereisen entfernt, gelegen sei, und für diesen entschied sich denn Belisar.

An der Spitze einer Kriegsmacht von 10,000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern, mit welcher er auf 600 Schiffen an der ausgesuchten Stelle landete, bedurfte der kaiserliche Feldherr nur weniger Monate, um dem Vandalischen Reiche ein Ende zu machen. Sein Feldherrntalent behauptete sich gegenüber den an Zahl weit überlegenen Vandalen glänzend. Es kam am „zehnten Meilenstein" (decimum) zur Schlacht; Gelimer unterlag und sah sich genöthigt nach der numidischen Wüste zu flüchten. Der Sieger erklärte, wie dies immer in den Fällen geschieht, nicht als Eroberer, sondern als Befreier der wichtigen Provinz zu kommen. Sein menschliches Benehmen sowie die Mannszucht seiner Truppen verbürgten jedoch die Wahrheit dieser Versicherung; daher sah er sich von den Landesbewohnern überall mit Freuden willkommen geheißen, und Karthago öffnete ihm mit Jubel seine Thore.



Belisarius als Greis.

Triumphirend hielt **Belisar** seinen Einzug in die Metropole der afrikanischen Provinz, nachdem Gelimer seinen Nebenbuhler Hilderich und dessen Verwandte schmählicher Weise hatte hinrichten lassen.

Noch aber war mit der Einnahme von Karthago der Untergang des Vandalenreiches nicht besiegelt. Gelimer's Bruder **Tzazon**, der auf Sardinien eine Empörung siegreich gedämpft hatte, eilte von dort herüber, um Belisar's Siegeslauf zu hemmen. Vereinigt stellten sich die beiden Brüder zur letzten Entscheidungsschlacht den Römern entgegen; auch diesmal waren die Vandalen an Zahl weit überlegen, allein das Feldherrntalent Belisar's und die Tapferkeit seiner Garde trug bei **Trikameron** (November 533) den Sieg davon. Tzazon verlor in der Schlacht selbst das Leben, und Gelimer flüchtete in eine unzugängliche Bergfeste Numidiens. Doch Belisar fand es rathsam, sich selbst mit der Vernichtung seines Gegners nicht aufzuhalten, sondern dieselbe seinem Waffengefährten, dem herulischen Feldherrn **Pharas** zu überlassen. Die Besitznahme des übrigen Reiches zu vollenden, stand ihm als viel wichtigere Aufgabe oben an. Ihr wollte er seine ganze Kraft zuwenden, und was er sich vornahm, das vollbrachte er auch.

Ganz Afrika und die Inseln des Mittelmeeres unterwarfen sich den Heerführern, welche Belisar absandte, und endlich führte auch Pharas den überwundenen Gelimer als Gefangenen nach Karthago. Hiermit hatte (534) das Piratenreich ein Ende gefunden, und der einst so gefürchtete Name der Vandalen verschwand von der Weltbühne. Belisar stellte nun Afrika als römische, d. h. als byzantinische Provinz wieder her, zog die Güter der Vandalen für die Krone ein und erklärte alsdann die arianische Kirche für aufgelöst.

Belisar's Lohn für den so glorreich beendigten Feldzug war ein ihm vom Kaiser bewilligter Triumph. Dieser Triumph erhielt eine ehrenvollere Bedeutung für Belisar noch dadurch, daß seit langer Zeit die Kaiser solche Triumphe für sich allein vorbehalten hatten. Belisar jedoch, sei es aus Klugheit oder der ihm leider eigenen Demuth, fand es für gut, die ausnahmsweise empfangene Ehrenbezeigung nicht in ihrem ganzen Umfange in Anspruch zu nehmen; denn statt bei dem Triumphzuge auf einem vierspännigen Wagen zu erscheinen, schritt der Triumphator bescheiden zu Fuße einher! Gelimer und die gefangenen Vandalen hatten indessen seinen Einzug verherrlichen müssen, zum Zeichen, daß das Vandalenreich vernichtet sei. Hierauf zeigte man sich großmüthig gegen die Besiegten, indem Gelimer vom Kaiser Güter in Galatien angewiesen wurden; seine Schicksalsgenossen dagegen nebst denjenigen Vandalen, welche freiwillig Dienste nahmen, mußten es sich gefallen lassen, in die Standquartiere an der persischen Grenze gelegt zu werden.

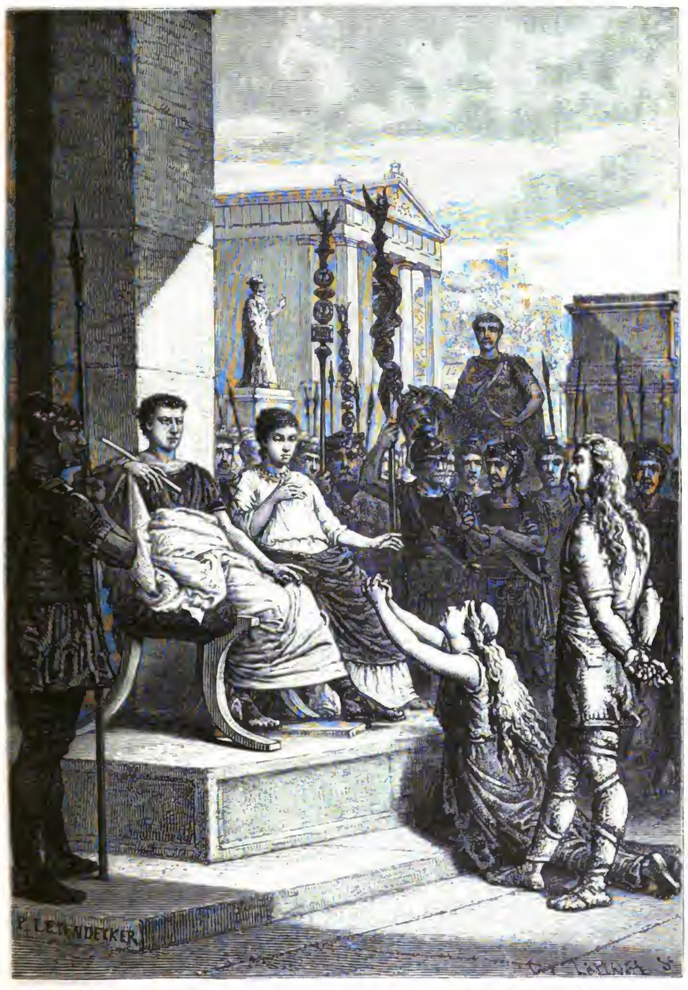
Für Afrika war der Sturz des Vandalenreichs ein folgenreicher Vorgang. Justinian schuf eine neue wohlgeordnete Verwaltung und bekundete auch hier sein organisatorisches Talent. Allein es kann nicht unerwähnt bleiben, daß die viel einfachere germanische Verwaltung der Vandalen sehr in die Augen fallende Vorzüge bot — daß das oströmische, bis ins kleinste ausgearbeitete Steuer- und Abgabensystem sowie das Heer von Beamten und Schreibern, welches mit einem Male das Land überschwemmte, der Bevölkerung durchaus zuwider war. Wiederholte Aufstände, bei welchen die Reste der Vandalen beinahe gänzlich vernichtet wurden, wütheten während der nächsten zehn Jahre, und die reiche afrikanische Provinz hatte unter diesen fortdauernden Wirren schwer zu leiden.

Was noch von gefährlich erscheinenden Vandalenresten übrig geblieben, wurde von den Siegern nach anderen Theilen des Reichs abgeführt. Der Ueberrest vermischte sich mit den alten Bewohnern des Landes, welche, da sie in den Vandalen nun gleichfalls Unterjochte erblickten, aufhörten, in ihnen Widersacher zu sehen. Nach und nach streiften die Mischlinge ihre ehemaligen Eigenthümlichkeiten gänzlich ab; äußerlich aber erinnern, wie neuere Reisende berichten, in manchen Gegenden Marokko's die Bewohner durch die lichte Hautfarbe und die blonden Haare noch nach vielen Jahrhunderten an ihre germanische Abstammung.

Der Untergang des Gothenreichs in Italien.

Die über die Vandalen errungenen Erfolge weckten in Justinian das Verlangen, noch Weiteres zur Verwirklichung seines Lieblingsgedankens, der Wiederherstellung der alten Herrlichkeit des Römischen Weltreichs, zu versuchen. Er gedachte nun auch der germanischen Herrschaft in Italien den Untergang zu bereiten. Eine kurzsichtige, schwächliche Politik, welche Theodorich's Nachfolger den Vandalen gegenüber, denen sie zu Hülfe hätten kommen sollen, befolgten, erleichterte ihm die Ausführung seines Planes. Für sich allein war jedes der beiden Völker den Byzantinern gegenüber zu schwach.

Amalasuntha. Ein ähnlicher Vorgang wie die Absetzung Hilderich's durch Gelimer gab die Veranlassung zum Kriege. Im Gothenreich führte Amalasuntha, die Tochter des großen Theodorich, die mit Eutharich, einem Edlen aus dem Geschlechte der Amaler, vermählt und mit 28 Jahren Wittwe geworden war, als Vormünderin ihres Sohnes Athalarich die Herrschaft. Der weise Cassiodorus stand ihr mit seinem Rathe zur Seite. Die Erziehung des jungen Athalarich erfolgte im Geiste seines edlen Großvaters, und die kluge und schöne Amalasuntha beabsichtigte ihn nicht nur zu einem tüchtigen Kriegsfürsten, sondern auch zu einem Manne zu erziehen, der die gesammte Bildung seiner Zeit in sich vereinigte. Das war jedoch von der wilden gothischen Natur Athalarich's zu viel gefordert. Er lehnte sich gegen diese Erziehungsweise auf, ließ die Gelehrsamkeit bei Seite und ergab sich den Freuden der Jagd, dem Weine und jugendlichen Ausschweifungen. Leider wurde der Jüngling durch ungeberdige Männer seiner Umgebung in seinem Thun unterstützt.



Illustrirte Weltgeschichte. III. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Gefangene Germanen vor dem Kaiser. Zeichnung von P. Leyendecker.

Infolge seines zügellosen Lebens ereilte ihn schon im sechzehnten Jahre der Tod. Amalasuntha hätte nun die Herrschaft niederlegen müssen, da sie nur als Vormünderin ihres Sohnes das Regiment führte. Allein durch unbezähmbaren Ehrgeiz und Herrschsucht getrieben, suchte sie sich gegen Gesetz und Willen der Gothen auf dem Throne zu behaupten. Zu diesem Zwecke bot sie ihrem Vetter Theodat, dem letzten Sprößling der Amaler, die Hand unter der Bedingung, daß er mit dem Königstitel sich begnüge und keine Ansprüche erhebe, die Gewalt auszuüben. Theodat aber, gleichfalls von Ehrgeiz und Herrschsucht beseelt, ließ sein Weib wenige Wochen nach seiner Vermählung auf eine kleine Insel des Vulsinischen Sees bringen, wo sie auf seinen Befehl im Bade getödtet wurde, und führte nun allein das Scepter im Reiche Theodorich's. Dieser Frevel gab Justinian Veranlassung, das Gothenreich mit Krieg zu überziehen. Sein Feldherr Mundus rückte in Dalmatien ein und eroberte Salona, während Belisar, „dessen Schwert noch vom Blute der Vandalen triefte", auf Sizilien erschien. Der feige, wankelmüthige Theodat suchte durch Abtretung Siziliens an Justinian dem Kriege ein Ende zu machen, wurde aber auch sofort wieder wortbrüchig, als die Gothen in Dalmatien einen Sieg über die Kaiserlichen erfochten und Salona zurückerobert hatten. Justinian wiederholte daher den Befehl an Belisar, in Italien einzurücken.

Bei seiner Landung fand Belisar an der Küste von Unteritalien geringen Widerstand; denn die meisten Städte öffneten dem wegen seiner Menschenfreundlichkeit allerwärts beliebten und selbst von den Feinden hochverehrten Helden bereitwillig ihre Thore. Nur Neapel widerstand und mußte mit Sturm erobert werden, ein Verlust, der dem unfähigen Theodat Krone und Leben kostete. Denn die Gothen, welche ihm den Fall der Stadt Schuld gaben, weil er nichts zum Entsatze Neapels gethan, vielmehr sich hinter den Mauern Roms versteckt hatte, erklärten ihn des Thrones verlustig. Er hatte sich allerdings nach seiner Absetzung durch die Flucht nach Ravenna zu retten gesucht; allein ein Gothe, den er einst beleidigt hatte, nahm diese Gelegenheit wahr, sich zu rächen. Er verfolgte den Fliehenden, ereilte ihn, noch ehe er das Thor erreichen konnte, warf ihn zu Boden und schlachtete den unmännlich Jammernden gleich einem Opferthiere ab.

Vitiges. Der Heerführer Vitiges, ein tapfrer Mann, den die Gothen nun auf den Schild und zum Könige erhoben, fand die Lage der Dinge so mißlich, daß er beschloß, sich zuvörderst nur auf einen Vertheidigungskrieg einzulassen, um Zeit zu gewinnen, unterdessen alle seine Streitkräfte zu sammeln und zu ordnen. Er ging zu diesem Zwecke nach Ravenna, indem er Rom der Obhut von 4000 Gothen unter dem kriegskundigen Leuderis anvertraute. Dem Angriffe des heranrückenden Belisar hätte derselbe vielleicht widerstehen können; aber gegen den Verrath war er nicht gewaffnet. Die der ostgothischen Herrschaft überdrüssigen Römer öffneten den Byzantinern die Thore. Belisar zog (536) in Rom ein, während Leuderis sich beeilte, seine Streitkräfte dem Heere zuzuführen, das Vitiges auf eine Stärke von 150,000 Mann gebracht hatte, und mit welchem er kurze Zeit nachher zur Belagerung Roms (537) aufbrach.

Belagerung von Rom. Belisar fühlte, daß er bei seiner geringen Heeresmacht den Ostgothen in offener Feldschlacht nicht entgegentreten konnte. Dagegen durfte er hoffen, durch kräftigen Widerstand die Belagerung Roms hinauszuziehen und den Feind durch Ausfälle zu ermüden und seine Reihen zu lichten. Und wirklich hatten sich die Gothen auch kaum in ihrem Lager festgesetzt, als Belisar einen von ihm selbst geleiteten Ausfall wagte, bei welchem die persönliche Tapferkeit des Helden in vollstem Glanze strahlte. Alle Pfeile der Gothen richteten sich nach dem Fuchs, den der Feldherr ritt, und als dieser trotzdem unverletzt blieb, rückten sie bis auf Speereslänge gegen das griechische Heer heran, das unerschüttert, um seinen Anführer geschart, den Angriff erwartete. Eine Zeit lang standen sich beide Parteien betroffen gegenüber; es schien, als fände keine den Muth, die Ruhe dieses eindrucksvollen Augenblicks zu stören. Endlich stürzte sich Belisar auf den feindlichen Fahnenträger und streckte den aus fünfzehn Wunden Blutenden todt zu Boden.

Dieser Fall erfüllte das gothische Heer mit solchem Schrecken, daß es fliehend in sein Lager zurückkehrte. — Dergleichen Gelegenheiten, bei welchen Belisar in Tapferkeit und Todesverachtung Allen voranleuchtete, wiederholten sich und wurden oft mit solchem Erfolge gekrönt, daß bei einem derselben die Gothen nicht weniger als 30,000 Mann eingebüßt haben sollen. Procopius zählt 67 vorgefallene Gefechte auf, bei welchen beinahe immer die Römer den Sieg davontrugen. Man begreift daher, wie sehr das Anfangs so übermächtige gothische Heer nach mehreren Monaten zusammenschmelzen mußte, und wie in Vitiges der Gedanke sich befestigte, die Belagerung aufzuheben, bei welcher die Gothen ihre große Unkenntniß und Unerfahrenheit im Belagerungskriege überhaupt auffallend bekundeten.

Aber auch Belisar hatte große Schwierigkeiten zu überwinden. Die lange Dauer der Belagerung mußte zuletzt Mangel an Lebensmitteln hervorrufen, und hochverrätherische Umtriebe von Seiten unzufriedener Römer, zum Zwecke einer Uebergabe der Stadt an die Gothen, drohten seine Anstrengungen zu vereiteln. Allein er entdeckte das Komplot noch zur rechten Zeit, und da nun inzwischen auch bedeutende Verstärkungen an Truppen und Proviant in Italien anlangten, welche durch Belisar's Gattin Antonina sowie Procopius selbst herbeigeholt worden waren, so fand es Vitiges nach einem letzten erfolglosen Sturme für gerathen, sein Lager abzubrennen und die Belagerung aufzuheben (März 538).

Dies war unvermeidlich geworden, nachdem Belisar Ostia, die Hafenstadt von Rom, eingenommen und sich dadurch die Zufuhr von Lebensmitteln zur See gesichert hatte. Außerdem gelang es auch mehreren von Belisar entsendeten Abtheilungen, weitere wichtige Plätze Oberitaliens, namentlich Ariminum (Rimini), zu erobern, so daß Vitiges seine Hauptstadt Ravenna in Gefahr erblickte. Ihm mußte die Wiedereroberung von Ariminum wichtiger erscheinen, als die Einnahme Roms. Als er eben nach dort aufbrechen wollte, sah er sich genöthigt, sein Heer zu schwächen und seinen Neffen Uraias nach Mailand abzusenden, das sich empört hatte, und dessen schnelle Unterwerfung wichtig genug war.

Die Belagerung Roms, welche ein Jahr lang dauerte, bildet unstreitig die interessanteste Periode des Krieges; denn von dem tapfern Belisar waren alle Mittel der Kriegskunst aufgeboten worden, um als Sieger aus diesem Kampfe hervorzugehen. Die Vertheidigung Roms ist die schönste Kriegsthat im Leben des oströmischen Helden.

Narses. Die Lage der Gothen war mißlich geworden. Mailand widerstand hartnäckig; Ariminum hielt sich unter dem tapferen und geschickten Johannes, und Belisar rückte bereits zum Entsatze der letztern Stadt heran. Da trat unerwartet eine Wendung der Dinge ein. Justinian, welcher schon seit den ersten Erfolgen des tapfern Feldherrn auf Belisar mit Neid und Mißtrauen hingeblickt hatte, und immer wieder sich vergegenwärtigte, wie leicht der siegreiche Feldherr vom Gedanken zur That übergehen und sich in Italien ein Reich gründen könne, entsandte den später noch mehr hervortretenden Höfling Narses mit einem Heere nach Italien.

Dieser, ein Perser von Geburt, Eunuch (Verschnittener) des Palastes und kaiserlicher Hausschatzmeister, besaß das ganze Vertrauen und die Gunst Justinian's und Theodora's. Daß in dem kleinen schwächlichen Körper des Halbmannes eine so starke Kriegerseele wohnte, hatte bis zu seiner ersten Sendung nach Italien Niemand geahnt, und er war sogar Anfangs von seinen Soldaten verspottet worden. Bald aber hatte er sich bei dem Heere in solches Ansehen zu setzen gewußt, daß die tapfersten Krieger vor seinem drohenden Blicke zitterten, und, wie man erzählt, ein herulischer Anführer sich lieber niederhauen ließ, als daß er unter Narses' Augen die Flucht ergriffen hätte, indem er sagte: der Tod sei leichter zu ertragen, als der furchtbare „Blick des Narses“. — Die nöthigen kriegerischen Kenntnisse hatte sich der mit einer bewundernswerthen Auffassungsgabe Ausgerüstete gleich in dem ersten italischen Feldzuge erworben, und für den Erfolg seiner kriegerischen Pläne bürgten ihm sein Muth und sein Talent. Es fehlte ihm zum ausgezeichneten Feldherrn nichts als die Gelegenheit, sich als solcher zu zeigen; und diese sollte sich ihm jetzt bieten.



Belisar's Ausfall aus Rom. Zeichnung von Hermann Vogel.

Der kaiserliche Günstling war weniger zur Unterstützung, als vielmehr zur Beaufsichtigung Belisar's entsendet worden, dessen Macht der Kaiser nicht noch mehr anwachsen sehen wollte. Daß an Eintracht zwischen den beiden Feldherren nicht zu denken war, bedarf kaum der Erwähnung, ebenso daß die Gothen dadurch Zeit gewannen und diese benutzten, sich zu erholen. Zwar hob Vitiges die Belagerung Ariminums auf und zog sich nach Ravenna zurück, um diese wichtige Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen; allein Uraias gewann inzwischen hinlänglich Zeit, das belagerte Mailand so zu bedrängen, daß es sich endlich (539) den Stürmenden ergeben mußte. Die Rache des Uraias an dem wiedergewonnenen Platze übersteigt alle Vorstellungen. Indeß sind es doch wol Uebertreibungen, wenn vom Untergange von 300,000 Menschen berichtet wird.

Jetzt erst sah Justinian seinen Fehler ein und rief den Narses zurück. Sobald Belisar seine Hände wieder frei hatte, begann er auch schon erfolgreich vorzugehen. Er eroberte Auximum und Fäsulä und belagerte nun den Vitiges in Ravenna. Eben im Begriffe mit einander um den Siegespreis zu ringen, sahen sich Beide, der Belagerer und der Belagerte, völlig unerwartet von einem empfindlichen Zwischenfall betroffen.

Theodebert von Austrasien. Sowol von Seite der Gothen als von der der Griechen war die Hülfe der mächtigen Franken angerufen worden. Jede der beiden streitenden Parteien hoffte dieselben zu ihrer Unterstützung recht bald auf italischem Boden erscheinen zu sehen. Da geschah es, daß, als ein von Belisar abgesandtes Heer dem Uraias am rechten Ufer des Po gegenüber stand, der fränkische König Theodebert von Austrasien mit 100,000 Streitern am andern Ufer des Flusses erschien, um denselben zu überschreiten. Da jeder der beiden Feldherren glaubte, in dem Frankenkönig einen Freund sehen zu dürfen, so hinderte ihn keiner daran, über den Fluß zu setzen. Als der Uebergang bewerkstelligt war, belehrte der Angriff der Franken sowol Griechen als Gothen, daß sie es mit einem gemeinschaftlichen Feinde zu thun hatten. Anstatt sich nun gegen denselben zu vereinigen, ordneten beide Führer den eiligen Rückzug an und gaben so den beutegierigen und treulosen Franken das schöne Oberitalien preis. Diese betrieben die Verheerung des Landes mit einer solchen Gier, daß sie sich mehr mit Raub, als mit Heranziehung von Proviant beschäftigten. So kam es, daß in ihrem eignen Heere sich der Mangel fühlbar machte, infolge dessen eine Seuche ausbrach, die den größten Theil desselben vernichtete und den wilden Theodebert zwang, mit den Trümmern seiner Scharen über die Alpen zurückzukehren.

Inzwischen hatte Belisar vergeblich versucht, das feste Ravenna zur Uebergabe zu nöthigen. Von jeher unbezwingbar, würde vielleicht ein Feldherr wie Belisar es doch noch durchgesetzt haben, die Festung endlich zu erobern. Doch ein solcher Erfolg hätte den Kriegsruhm des Helden als so einzig hingestellt, daß der neidische Kaiser geradezu daran arbeitete, ihm die Gelegenheit zu solch einer Auszeichnung zu entziehen.

Vitiges hatte mit dem Perserkönige Chosroes I. Unterhandlungen angeknüpft, um denselben zu einem Einfalle in das byzantinische Gebiet zu veranlassen, während er zugleich dem Kaiser mit Umgehung Belisar's Friedensanträge machen ließ. Justinian, auf der einen Seite von den Persern geschreckt, auf der andern seinem Feldherrn den Genuß weiteren Ruhmes mißgönnend, schloß mit Vitiges einen Vertrag ab über die Theilung der italischen Herrschaft zwischen ihnen beiden. — Doch Belisar, der den Sieg in Händen hatte, erkannte diesen Vertrag nicht an und fuhr fort, Ravenna zu bestürmen. Nun boten die Gothen mit Vitiges' Zustimmung dem von ihnen hoch geachteten Belisar die Krone von Italien an. Der edle Mann, dem die Undankbarkeit des Kaisers wol Grund gegeben hätte, ein solches Anerbieten anzunehmen, dachte nur daran, es zum Vortheile seines Gebieters zu benutzen, indem er in dessen Interesse sogar die Forderungen der Ehre überhörte und sich selbst zu einer Hinterlist herbeiließ, die allerdings eines echten Helden unwürdig erscheint. Belisar ging auf das ehrliche Anerbieten der Ostgothen scheinbar ein, ließ sich die Thore öffnen (539) und zog in die Stadt ein; aber er war

kaum im Besitze derselben, als er sich des vertrauenden Vitiges und seiner Gothen bemächtigte und Stadt und Land im Namen des Kaisers für byzantinisches Gebiet erklärte. Mit Staunen und Beschämung blickten die Gothen auf die kleinen unscheinbaren Sieger. Procopius berichtet: „Die Gothen waren an Zahl und Körperkraft ihren Ueberwindern weit überlegen; auch spieen ihnen ihre eigenen Weiber ins Gesicht, indem sie ihnen zeigten, welchen unkräftigen Siegern sie sich ergeben hätten." Der tapfere Vitiges mußte nebst vielen vornehmen Gothen bei Belisar's Abberufung demselben nach Konstantinopel folgen, wo er ehrenvoll aufgenommen wurde, den Rang eines Senators und Patricius erhielt, aber schon nach zwei Jahren mit Tode abging.

Belisar gegen die Perser. Schon jetzt hätte sich Belisar in der Lage gesehen, dem Ostgothischen Reiche ein Ende zu machen, wenn er nicht von Justinian abberufen worden wäre, um, wie dieser heuchlerisch vorgab, den Orient gegen die Perser zu vertheidigen, in Wahrheit aber nur, um den immer gefährlicher erscheinenden Feldherrn vom Schauplatz seines Ruhmes zu entfernen. Belisar gehorchte dem Rufe, und eilte, nach kurzer Rast in Konstantinopel, den Persern (540) entgegen, welche bereits Mesopotamien und Syrien mit Krieg überzogen und das wichtige Antiochia erobert und zerstört hatten. Obgleich Belisar infolge Justinian's verächtlichen Mißtrauens kaum nothdürftig ausgerüstet auf dem Kriegsschauplatze erscheinen konnte, so gelang es doch dem Genie des seltenen Mannes, nicht durch Schlachten, die der Zustand seines Heeres verbot, sondern durch geschickte Märsche, Stellungen und Scheinangriffe das Reich zwei Jahre hindurch gegen die Fortschritte der Waffen der Perser zu decken. Ja er würde die Macht derselben vielleicht gänzlich in ihre alten Schranken zurückgedrängt haben, wenn er nicht unter dem am Hofe fortdauernden kleinlichen Neide und der niedrigen Eifersucht schwer zu leiden gehabt hätte. Schließlich ward er, infolge einer freimüthigen Aeußerung und unter dem Vorwande, daß man seiner in Italien bedürfe, nachdem man sich seiner Schätze bemächtigt, zur Rückkehr nach Konstantinopel genöthigt. Mit einem kleinen, armseligen Gefolge langte der Besieger der Vandalen und Gothen zum größten Erstaunen der Bewohner der Hauptstadt an; denn sein Einzug glich eher der Einbringung eines Gefangenen als dem Zurückkehren eines Siegers. Bei seinem Eintritte in den Palast wurde der Held von dem Kaiserpaare mit schneidender Kälte und unverkennbaren Zeichen der Ungnade empfangen und gleich darauf wieder entlassen.

Leider bewahrte Belisar seinem undankbaren Monarchen gegenüber nicht die Würde, die der große Mann, der sich seiner Leistungen bewußt ist, auch dem Gebieter gegenüber behaupten muß. Tief genug sollte indessen der Kaiser den Verlust seines Feldherrn empfinden. Bald nach seinem Sturze drangen die Feinde von allen Seiten aufs Neue gegen die Grenzen des Reiches vor.

Der Perserkönig Chosroes I. fiel verheerend in das Reich ein und belagerte Edessa. Ferner benutzte er den Abfall des römischen Bundesfürsten der Lazen im sagenberühmten Lande von Kolchis, um das Byzantinische Reich zu bedrängen. Die Lazen flehten die Perser um Schutz an gegen Justinian, sich unter ihre Oberhoheit stellend. Die Perser rückten vor die Mauern von Petra und zwangen die römische Besatzung zum Abzug. Bald aber fanden die Kolchier die persische Herrschaft unerträglicher als die römische und baten Justinian reuevoll um seinen Beistand. Eine ansehnliche Heeresmacht rückte nun in Kolchis ein, um die Wiedereroberung von Petra zu versuchen. Allein mit einem beispiellosen Muthe vertheidigten sich die Perser zwei Jahre (549—551) in der Festung. Von 1500 war ihre Zahl auf 400 herabgesunken, unter welchen sich kaum 50 Unverwundete befanden. Ihre Standhaftigkeit war so unerschütterlich, daß sie trotz des grauenhaften Anblicks und Verwesungsgeruches die Leichen der Gefallenen neben sich aufstellten, um ihre Verluste vor dem Feinde zu verbergen. Endlich erstürmten die Römer unter Führung des tapfern Bessas die Mauern der Felsenstadt, deren heldenmüthige Besatzung theils erschlagen, theils gefangen wurde und zum Theil selbst in den Flammen den Tod fand. Der Krieg dauerte indessen noch zehn

Jahre mit wechselndem Glücke fort. Erst gegen Ende der Lebenszeit Justinian's vermochte er mit ungeheuren Geldsummen den Frieden von den Persern zu erkaufen.

Vom Norden her suchten die Bulgaren das Reich in ganz fürchterlicher Weise heim. Die Barbaren verließen auch jene Landestheile nicht mehr, sondern ließen sich in den verheerten Ländern nieder und vermischten sich nach und nach mit den ursprünglichen Bewohnern. Aufstände in Afrika gegen die Bedrückung der griechischen Statthalter vermehrten die Noth des Reiches; endlich hatten sich die Ostgothen gleich nach Belisar's Abberufung wieder ermannt und die Unzufriedenheit der Italier mit den kaiserlichen Präfekten benutzt, um Letztere zu bedrängen.

Totilas. Nachdem sie in der Wahl von Ildebald (540—541) und Erarich (541) zu Königen nicht glücklich gewesen und deshalb die Beiden rasch hinter einander ermordet hatten, war die dritte Wahl um so erfolgreicher. Der von ihnen auserkorene Heldenjüngling Totilas (541—552), Ildebald's Neffe, war der Krone in jeder Beziehung würdig; seine Kühnheit und Tapferkeit erinnerten an die schönen Zeiten gothischen Heldenthums. Mit mehr als 5000 Kriegern zog er von Pavia aus, um das verlorene Italien wieder zu erobern. Dies gelang ihm auch infolge der Thatenlosigkeit, Unbeliebtheit und Uneinigkeit der kaiserlichen Feldherren so rasch, daß in Zeit von zwei Jahren, bis auf wenige feste Plätze, wie Rom, Ravenna und Florenz, ganz Ober- und Mittel-Italien in seine Gewalt gelangt war. Nur Neapel leistete Widerstand, öffnete aber, nachdem die von Justinian der bedrängten Stadt zu Hülfe gesandten Truppen und Lebensmittel von Totilas aufgefangen worden waren, schließlich die Thore. Nach dem Falle Neapels besetzten die Gothen ungehindert auch ganz Unteritalien.

Belisar wieder in Italien. In dieser Noth rief Justinian Belisar zur Rettung auf, und der Feldherr ergriff mit Freuden das ihm entwundene Schwert, um durch neue Waffenthaten zu zeigen, weß hohen Geistes er sei. Dabei sah er sich freilich von Demjenigen, dem er Beistand leisten sollte, so lau unterstützt und mit so geringen Mitteln an Mannschaft und Geld ausgerüstet, daß nur das bewunderuswerthe Genie eines Belisar an der Möglichkeit, seine Aufgabe zu lösen, nicht verzweifeln konnte. Aber leider war er gezwungen, alle Mittel zu ergreifen, die sich ihm darboten, und gegen seine früher behaupteten Grundsätze der Humanität zu verstoßen; er sah sich zu Bedrückungen der Bewohner genöthigt, um seine Truppen zu erhalten.

Belisar war im Jahr 544 zu Ravenna angekommen, just zur selben Zeit, als Totilas Rom belagerte, welches bald darauf und durch Beihülfe etlicher isaurischen Schildwachen in die Hände der Gothen gerieth, ohne daß der zum Entsatz zu schwache Belisar es verhindern konnte. Der edelsinnige Totilas versuchte nach besten Kräften die zugelassene Plünderung einzuschränken, indem er seinen Kriegern vorstellte, daß nur durch Tugend, durch Achtung von Ordnung und Gerechtigkeit, als der Ursache ihres bisherigen Glückes, dieses sich bewegen lassen werde, ihnen auch fernerhin hold zu bleiben. Allein die unzuverlässige Göttin bestätigte keineswegs das in sie gesetzte Vertrauen. Vielmehr gelangte Belisar bald nachher ohne Schwertschlag in den Besitz der ewigen Stadt, indem er sie (547) überrumpelte, während Totilas ausgezogen war, um sich Lucaniens zu bemächtigen. Vergeblich versuchte es Totilas, sich wieder in der Hauptstadt festzusetzen: Belisar behauptete sich dort, so lange er in Italien die Heere führte.

Im Uebrigen aber waren die Hin- und Herzüge, zu welchen der byzantinische Feldherr sich auf den Befehl des kaiserlichen Hofes veranlaßt sah, nicht geeignet, seinen Kriegsruhm zu vermehren; denn es fehlten ihm ausreichende Mittel, um den Krieg in entscheidender Weise zu führen. Belisar sah ein, daß er trotz aller Lasten, welche er den Provinzen auferlegen mußte, nicht vorwärts kommen konnte, und verlangte seine Abberufung. Sie erfolgte 549, und Totilas sah seine Ausdauer mit Erfolg gekrönt. Rom fiel wiederum in die Hände der Gothen. Nach der abermaligen Einnahme Roms ließ es Totilas auch diesmal nicht daran fehlen, Ruhe und Ordnung in der so oft heimgesuchten Stadt wieder

herzustellen, ja er sorgte sogar für die Erheiterung des bedrückten Volkes, indem er namentlich die Rennspiele im Cirkus wieder eröffnete. Auch die meisten anderen Städte fielen in die Gewalt des Gothenfürsten, und Totilas' inzwischen erbaute Flotte beherrschte nicht nur die Küsten Italiens und die Inseln, sondern sie setzte sogar nach Griechenland über, verheerte die am Meere gelegenen Gegenden, überfiel mehrere der wiederaufgeblühten Städte und schleppte reiche Beute und eine Menge Menschen davon.

Narses wieder in Italien. Trotz Alledem sträubte sich Justinian's Stolz unter solchen Umständen gegen die Annahme der Friedensvorschläge, welche der siegreiche, vom Kaiser aber dennoch gering geschätzte Gothenkönig ihm machen ließ. Justinian glaubte nur eines Befehls an einen Mann, wie er ihn sich dachte, zu bedürfen, um der Herrschaft jenes Barbarenkönigs ein Ende zu machen. Zufällig traf die kaiserliche Berufung gerade den rechten Mann: den schon früher erwähnten Verschnittenen Narses. Diesem schien nichts unerreichbar, was sich durch Kühnheit, List, ernsten Willen und Ausdauer nur irgend erreichen ließ. Ihm gewährte auch der Kaiser die verlangte genügende Ausrüstung für den Feldzug. An der Spitze eines ausgesuchten Heeres von Langobarden, Herulern, Rugiern, Hunnen und Persern brach Narses im Jahr 552 nach Italien auf. Da er wußte, daß sich bei der Erschöpfung des kaiserlichen Schatzes auf weitere Hülfsmittel nicht rechnen ließ, so trachtete er danach, schnell eine Entscheidung herbeizuführen, womöglich durch eine einzige Schlacht. Totilas' Wünsche stimmten damit überein, und so trafen sich die beiden Heere bei Taginä am Fuße der Apenninen, wo ein heißes Ringen entbrannte. Nach Totilas' tödlicher Verwundung, welcher auch bald darauf der Tod des jungen Helden folgte, neigte sich der Sieg auf Narses' Seite. Diesem rasch erkämpften Erfolge schloß sich die Einnahme Roms an, welches — jetzt schon zum fünften Male während dieses Krieges den Herrn wechselnd — freiwillig die Thore öffnete. — Die barbarischen Hülfstruppen des Narses machten ihre Rechte als Eroberer in rücksichtsloser Weise geltend, wohingegen die Gothen in nicht minder barbarischer Art Rache nahmen. In Pavia wurden von den Letzteren 300 Jünglinge aus den edelsten Familien niedergemacht und ebenso alle Senatoren und Patrizier, welche sich noch in den Städten Campaniens aufhielten. Der römische Senat, einst eine „Versammlung von Königen", blühte nach diesem Schlage nie wieder auf.

Tejas. Unterdeß hatte sich das noch übrig gebliebene Häuflein der geschlagenen Gothen nach Pavia geworfen, alle Landsleute der Nachbarschaft zusammen berufen und einen Mann zum Könige erwählt, der für den besten ihrer Nation galt: den Helden Tejas. Mit ihm endigt die Reihe der ostgothischen Könige, freilich schon nach sechsmonatlichem Schalten, aber fast eben so würdig, wie der große Theodorich sie begonnen hatte. Während Narses Aligern, den Bruder des Königs, in Cumä belagerte, brachte Letzterer demselben nach geschickten, wohlgelungenen Märschen Hülfe, indem er am Fuße des Vesuvs eine durch seine Flotte gedeckte Stellung einnahm und von dort aus die Griechen zwei Monate lang unter unaufhörlichen Beunruhigungen im Schach hielt, ohne es zu einer Schlacht kommen zu lassen. Endlich gelang es dem Narses, den Führer der ostgothischen Flotte durch Bestechung dahin zu vermögen, das Heer des Tejas mit Lieferung von Lebensmitteln im Stiche zu lassen. Die Gothen mußten sich nun weiter ins Land hinein ziehen bis nach dem Berge Lactis hin, wo es Narses gelang, sie von allen Seiten einzuschließen (552). Es blieb den Gothen keine andere Wahl, als sich gefangen zu geben oder durchzuschlagen. Tejas' Heldenseele entschied sich für das Letztere, und seine Gothen riefen ihm Beifall zu. In geschlossener Ordnung, ihren König an der Spitze, rückten sie dem Feinde entgegen. Tejas selbst kämpfte wie ein Held des Alterthums, die Leichen der Feinde häuften sich um ihn, und sein Schild war bereits von zwölf hineingeschleuderten Wurfgeschossen so schwer geworden, daß ihn die Last am raschen Vorwärtsdringen hinderte. Indem er nach einem andern Schilde rief und sich umwandte, den seinigen zu wechseln, durchbohrte ihm ein gut gezielter Speer die Seite, so daß der Held todt zu Boden stürzte. Durch diese mörderische

Schlacht war die Macht der Ostgothen für immer gebrochen. Nachdem sie sich noch drei Tage lang mit dem Muthe der Verzweiflung gewehrt hatten, unterhandelten sie, vor Hunger und Durst kampfunfähig geworden, mit Narses um freien Abzug aus — Italien, indem sie versprachen, sich jenseit dieses Landes Wohnsitze zu suchen. Der Abzug wurde gewährt; das unter so großen Erwartungen aufgerichtete Ostgothische Reich war vernichtet.

Ende des Ostgothischen Reichs. Dieser fast zwanzigjährige blutige Kampf hatte dem Wohlstand Italiens die tiefsten Wunden geschlagen. Was Alarich und seine Gothen, Gaiserich und seine Vandalen, was die Hunnen und germanischen Scharen verschont hatten, vernichtete dieser langwierige Krieg. Die wenigen Schätze antiker Kunst, welche sich Italien nach den furchtbaren Verheerungen jener Periode noch erhalten, lassen uns die Fülle früherer Reichthümer ahnen. Die Bevölkerung war zusammengeschmolzen und verarmt; seuchenartige Krankheiten wütheten, und Raubgesindel aller Art, meist entlaufene Kriegsgefangene, durchzog und brandschatzte in dichten Scharen das flache Land. Nur Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege bot in späterer Zeit ein ähnliches grausiges Bild der Verheerung.

Eine Anzahl Gothen, unter ihnen Aligern, hatten Justinian's Gnade angenommen und waren in byzantinische Dienste getreten; andere hatten ihrem Worte gemäß Italien verlassen und jenseit der Alpen Wohnsitze gesucht; noch andere schlossen sich einem großen, 70,000 Mann starken Schwarme von Franken und Alemannen an, welche unter ihren Herzögen Leutharis und Buccelinus unerwartet in Oberitalien eingebrochen waren und die Landesbewohner von Neuem zur Verzweiflung brachten. Narses ließ den ersten Schrecken vorüber gehen und erwartete hinter den Mauern seiner festen Städte das Ende des verheerenden Andranges, der sich durch den größten Theil Italiens wälzte, aber um so rascher seine Endschaft erreichte, als das unglückliche Land gänzlich ausgesogen war. Als infolge dessen die Barbaren anfingen, selbst Mangel zu leiden, als Seuchen ihre Reihen arg lichteten, als durch diesen Nothstand Leutharis selbst mit einem großen Theile seiner Leute zu Grunde ging — dachte die Mehrzahl der Eindringlinge nur noch an eilige Flucht. Die rechte Zeit wahrnehmend, fiel nun Narses mit ungeschwächter Kraft und unterstützt von Aligern's tapfrer Gothenschar über die Barbaren her. Bei Capua (554) kam es zu einer mörderischen Schlacht, in welcher Buccelinus mit dem größten Theile der Seinen auf dem Kampfplatze seinen Untergang fand. Nur eine kleine Anzahl der Feinde rettete sich in ihre Heimat. Narses begab sich nach dieser Schlacht nach Rom, deren Bewohnern er zum letzten Male das Schauspiel eines Triumphzuges, verherrlicht durch die Waffen und Schätze der Gothen, Franken und Alemannen, gewährte.

Auch in Spanien war schon (550) ein Theil des Küstenlandes den Westgothen abgenommen worden. Nachdem es Narses im Jahre 555 gelungen, die Ueberreste der Gothen und Barbaren, welche sich hier und da festgesetzt, zu vertreiben oder zu unterwerfen, wurde Italien unter dem Namen eines Exarchats für eine Statthalterschaft des byzantinischen Kaiserthums erklärt und Narses zum ersten Exarchen ernannt. Er hatte die Dekrete auszuführen, welche Justinian zur Herstellung der Ruhe und Ordnung in dem unglücklichen Lande erließ. Die Wahrheit gebietet es zu sagen, daß er das Regiment anfänglich mit Redlichkeit, Eifer und einer gewissen Humanität führte, allein gegen das Ende seiner Verwaltung machte er sich durch Erpressungen aller Art so verhaßt, daß man sogar bei Hofe auf seine Absetzung drang. Aus Rache sandte er Boten an die Langobarden, um in Italien einzufallen, wie schon in der Geschichte der Gründung des Langobardenreiches erwähnt wurde.

Die Bulgaren. Inzwischen wurde das Byzantinische Reich abermals (558) von den Einfällen der Bulgaren heimgesucht, und zwar mit einem solchen Erfolge, daß Zabegan, der Anführer der bulgarischen Reiterhorden, bis an die Thore von Konstantinopel heranschwärmte, welches durch die zur Sicherung der Hauptstadt erbaute Anastasische Mauer um so weniger geschützt wurde, als dieselbe durch ein Erdbeben dem

Einsturze nahe gebracht worden war. Die Schilderungen, welche die nach Konstantinopel Fliehenden von der Wuth der Barbaren machten, verbreiteten dort einen panischen Schrecken.

In dieser Bedrängniß richteten sich Aller Augen auf Belisar als den einzigen Retter aus der neuen Noth. Der alte Feldherr wartete nicht erst ab, bis an ihn der Ruf erging, sondern eilte ohne jede Aufforderung zum Schutze des Vaterlandes herbei. Tausende bewaffneter Männer führte schon der Klang seines Namens unter seine Banner. Und wie dieser Klang Freunde und Verehrer mächtig anzog, so drängte die bange Furcht vor der Kraft seines Armes auch die Feinde zurück. Denn wie wild und furchtbar dieselben auch waren, der Name Belisar tönte erschreckend in ihre Ohren. Als nun der greise Held mit dem Kern seiner Streitmacht, seiner 300 Mann starken Leibwache, über die Bulgaren herfiel, die nachfolgenden Scharen die tapfersten Führer der Barbaren erschlugen, da flohen dieselben in wilder Hast hinter ihre Grenzen und gelobten den oft beschworenen Frieden von Neuem. Belisar aber wurde bei seinem Einzuge in Konstantinopel vom Volke mit Jubel empfangen und als der Retter des Vaterlandes begrüßt.

Belisar's Ende. Es war eine schöne Abendröthe, die dem Leben des greisen Helden geleuchtet; aber sie hatte den Neid Justinian's wieder wachgerufen und den Kaiser gereizt, seinen Nebenbuhler und Mitbewerber um den Ruhm des Jahrhunderts zu — verderben. Belisar wurde infolge einer schändlichen Intrigue des Hochverraths angeklagt (564), von kaiserlichen Richtern für schuldig erklärt, seiner Güter und seiner Freiheit beraubt und endlich mit Landesverweisung bedroht. Zwar sah man sich schon im folgenden Jahre genöthigt, die Unschuld des Helden anzuerkennen; aber seine Lebenskraft war durch das Verhängniß, das ihn verfolgte, so gebrochen, daß er bald darauf (13. März 565) starb.

Belisar, der vornehmste byzantinische Held, erscheint als ein Mann, mit allen Vorzügen geschmückt, die wir an einem Helden bewundern: genial als Feldherr, kenntnißreich als Anführer; streng, aber gerecht und väterlich besorgt als Befehlshaber der Soldaten; muthig und tapfer als Krieger; mild als Mensch, großmüthig als Feind, aufopfernd als Freund; Ehrfurcht und Liebe erweckend schon durch seine äußere Erscheinung. Auf der andern Seite zeigt dieser so ausgezeichnete Mann in seinem Verhalten gegen einen treulosen und neidvollen Gebieter eine knechtisch-demüthige Gesinnung; nicht die empörendste Mißhandlung seitens seines Herrn erschüttert seine instinktartige Treue; für ihn haben die Begriffe Stolz und Ehre keinen Sinn. In dem Verhältnisse zu seinem erbärmlichen und ehebrecherischen Weibe bekundete er gleichfalls eine grenzenlose Schwäche. Kurz, Belisar's Charakter führt das seltsamste Gemisch widerstreitender Eigenschaften vor Augen.

Justinian's Tod. Justinian überlebte seinen Feldherrn nur kurze Zeit. Er folgte ihm noch in demselben Jahre (13. November) nach einer zwar tyrannischen, aber im Ganzen doch glanzvollen Regierung. Justinian besaß Eigenschaften, welche ihn als Privatmann achtungswerth gemacht haben würden: Frömmigkeit, Mäßigkeit und eine gewisse Anhänglichkeit an seine Umgebung. Als Herrscher aber zeigte er das Gegenbild, indem seine Schwäche und seine Eitelkeit in Tyrannei und Ungerechtigkeit ausartete. Namentlich war es die Ruhmsucht, welche seinen Charakter verdarb; er wollte um jeden Preis für einen großen Regenten gelten, und glaubte dies zu sein, wenn er keine andere Größe neben sich duldete und sich in alle Einzelheiten der Regierung mit pedantischem Eifer mischte. — Nebenbei wollte er auch noch in Künsten und Wissenschaften glänzen, namentlich für einen Gelehrten, Musiker, Architekten, Dichter, Philosophen, Juristen, und vor Allem für einen großen Theologen gelten, aus welcher letztern Neigung seine religiöse Despotie entsprang.

Theodora. Großen Einfluß hatte auf ihn sein schönes, ehrgeiziges und ränkevolles Weib bis zu ihrem Tode (548) ausgeübt, viel weniger zu Gunsten des Guten als des Schlimmen. Letzteres konnte um so leichter geschehen, als es dem Kaiser an Ausdauer und Stetigkeit gebrach. Auch in der Wahl seiner Lebensgefährtin erinnert Justinian an gewisse Eigenthümlichkeiten des Imperatorenthums. Die Kaiserin Theodora war die Tochter eines

Bärenmeisters auf Cypern. Nach dem Tode ihres Vaters, der sie in der äußersten Dürftigkeit zurückließ, wurde Theodora mit ihrer kleinen Schwester öffentlich im Cirkus ausgestellt, um vom Volke die Stelle eines Thierhüters für den zweiten Mann ihrer Mutter zu erflehen. Die „Blauen" gewährten die Bitte, während sie von den „Grünen" mit höhnender Verachtung abgewiesen wurde. Sie war hierauf Schauspielerin oder Tänzerin geworden und gehörte zu den käuflichen Schönen Konstantinopels; vermöge ihrer vollendeten Verführungskünste gab es bald keine bedeutende Stadt des Morgenlandes mehr, welche sie nicht besucht und in welcher sie nicht Verehrer gefunden hätte. Erschöpft von ihren Liebesabenteuern, kehrte sie eines Tages nach Byzanz zurück und entschloß sich dort, das harte Brot der Tugend der Ueppigkeit des Lasters vorzuziehen. Sie spann Wolle und ernährte sich „kärglich aber ehrlich." Die Zeit der Bußfertigkeit sollte jedoch nicht lange dauern. Sie lernte Justinian kennen — und sie hatte immer noch genug Reize übrig behalten, um den Neffen des greisen Justinus in ihre Fesseln zu schlagen. Er überhäufte die Hetäre mit Reichthümern und beschloß sie zu seiner Gattin zu erheben.



Kaiserin Theodora mit Gefolge. Nach einem Mosaikgemälde im Thor der Kirche St. Vitale zu Ravenna.

Dem stand jedoch ein altes römisches Gesetz entgegen, durch welches Frauen, die ihre Person durch Verkäuflichkeit entehrt, von einer rechtsgiltigen Ehe ausgeschlossen sein sollten. Das Gesetz wurde durch ein milderes ersetzt, und Theodora trat Justinian als Gattin zur Seite. Und als bei der Krönung Justinian's der Patriarch von Konstantinopel dem neuen Kaiser die Krone aufs Haupt gesetzt hatte, empfing auch Theodora dies Zeichen der Herrschaft; sie war die Kaiserin des Byzantinischen Reiches geworden. Wehe dem, der ihr jetzt feindlich begegnete oder durch eine nur versteckte Anspielung auf ihre frühere Lebensweise ihren Zorn erregte! Im Uebrigen war Theodora eine orthodoxe Christin, welche Kirchen und Klöster reichlich bedachte und sich dadurch die Gunst des Volkes auf dem leichtesten und schnellsten Wege erwarb; aber sie verscherzte dieselbe in der Folgezeit durch die Grausamkeit, womit sie einzelne ihrer Gegner verfolgte, nicht minder durch grenzenlosen Hochmuth und Heuchelei. Muth und eine seltene Energie des Charakters sind ihr indessen nicht abzusprechen. Sie war es, die in der gefährlichsten Krisis, in welcher sich die Regierung Justinian's befand: als der Nika-Aufstand seinen Höhepunkt erreicht hatte, den schwankenden Kaiser aufrecht erhielt und ihn zu einer energischen Bekämpfung des Aufstandes antrieb.

Innere Zustände des Byzantinischen Reiches. Theilweise in den eigenthümlichen inneren Verhältnissen des Ostreichs, denen wir uns jetzt zuwenden, muß der Grund jenes bedauerlichen Mißtrauens gesucht werden, welches Justinian seinem großen Feldherrn gegenüber kundgab. Wie das Römische Reich des Abendlandes, so war auch dasjenige des Morgenlandes schon längst die Beute glücklicher Soldaten. Justinian mußte im Hinblick auf seines Vorgängers Laufbahn und seine eigene Vergangenheit sehr oft hieran erinnert werden. Täglich mahnten die Parteien, welche sich in Byzanz in wildester Weise befehdeten, an die wiederkehrenden Gefahren des Bürgerzwistes, der nicht selten gerade zu einer Zeit in heftiger Flamme aufloderte, wenn der Krieg an den Grenzen wüthete. Ungehindert befehdeten sich in Byzanz die Parteien der Rennbahn. Die Partei der „Grünen" war die Partei des Hofes zur Zeit des Anastasius gewesen, wohingegen die „Blauen" von der neuen Dynastie und ganz besonders von Theodora begünstigt wurden. In den drei Neffen des Anastasius, Hypatius, Pompejus und Probus, welche sich durch Justinian's Erhebung zurückgesetzt fühlten, erblickten die „Grünen" heimliche Gönner, und es reifte der Plan, den Hypatius, den ältesten der Drei, auf den Thron zu erheben.



Kaiser Justinianus und Bischof Maximian mit Hofbeamten und Trabanten.
Nach einem Mosaikgemälde im Chor der Kirche St. Vitale zu Ravenna.

Die Mißstimmung, welche Justinian wachgerufen, muß sehr groß gewesen sein, was sich daraus schließen läßt, daß sie selbst den Parteihaß zwischen den Grünen und Blauen zum Schweigen brachte. Beide Faktionen schlossen für kurze Zeit Waffenstillstand, um gemeinschaftlich Justinian zu stürzen. Demzufolge richtete sich der Tumult gegen Alles, was kaiserlich hieß. Unter dem Losungsgeschrei „Nika!" („Siege!") — woher der Name Nika-Aufstand — wurden sämmtliche Regierungsgebäude gestürmt und zerstört (13. Januar 532).

Der Kaiser sah sich rathlos. Die Leibwache war unzuverlässig, und vergebens bemühte sich Justinian durch Entlassung der am meisten mißliebigen Beamten, des Präfekten Johannes von Kappadokien, des Reichskanzlers Tribonian und des Stadtpräfekten Eudämon, den Aufruhr zu beschwichtigen. Selbst das Einschreiten Belisar's, der zugegen war und mit bewaffneter Macht der Empörung zu steuern suchte, blieb erfolglos. Die Gluthitze der brennenden Gebäude nöthigte ihn, sich in die inneren Schloßräume zurückzuziehen. Die Unzuverlässigkeit der Leibwache sowie die Unzulänglichkeit der vorhandenen Truppen veranlaßten Belisar, in der wachsenden Noth die Besatzungstruppen aus der Umgegend herbeizurufen, die meistentheils aus barbarischen Söldnern, Gothen und Herulern bestanden.

Bald wütheten diese denn auch mit Mord und Brand in allen Straßen der Stadt, so daß die herrlichsten Gebäude in Flammen aufgingen und unermeßliche Werthe und Schätze verbrannten. Vergebens suchten die Priester den Greueln der Verwüstung Einhalt zu thun, indem sie mit den Reliquien in der Hand den Barbaren entgegentraten; — sie wurden von den germanischen Kriegsleuten verhöhnt, gemißhandelt und in den Staub getreten. Dies empörte die orthodoxen Einwohner Konstantinopels schließlich so sehr, daß bald der größere Theil derselben an dem Kampfe Theil nahm, und es beinahe keine Straße mehr gab, in welcher nicht Steine und Geschosse aus den Häusern auf die Streitenden geschleudert wurden. Byzanz war eine ganze Woche lang der Schauplatz dieses entsetzlichen Treibens, bei welchem fast die ganze Stadt mit Ausnahme des Kaiserpalastes den Flammen anheimfiel.

Am 18. Januar berief Justinian das Volk in die Rennbahn und schwur auf die Evangelien, Alles zu vergeben und zu vergessen, wenn das Volk Ruhe halten wollte. „Du schwörst falsch!“, brüllte die Menge, und verzweifelt verließ der Kaiser die Versammlung. Um jene Zeit traten auch Hypatius und Pompejus aus ihrer Zurückhaltung hervor und erklärten sich für die Aufständischen; Hypatius wurde sogar von dem jubelnden Volke als Kaiser begrüßt, und Alles schien sich verschworen zu haben, Justinian den Untergang zu bereiten. Während eines in jenem kritischen Augenblicke im Palast gehaltenen Staatsrathes raffte sich jedoch der Kaiser auf die kraftvolle Zusprache seiner Gemahlin wieder auf, nachdem er sowie die meisten seiner Getreuen, unter ihnen selbst Belisar, sich schon mit dem Gedanken der Flucht vertraut gemacht hatten.

„Selbst wenn die Flucht das einzige Rettungsmittel wäre“, sprach Theodora, „würde ich sie doch verschmähen. Tod ist das Los aller Geborenen, wer aber einmal geherrscht hat, darf nie den Verlust der Würde und Herrschaft überleben. Ich meinestheils möchte nie umherwandeln ohne Purpur und Diadem, möchte nie den Tag erleben, wo ich nicht mehr als Herrscherin begrüßt würde. Bestehst du, o Kaiser, auf der Flucht, wohlan, du hast Schätze die Fülle; dort ist das Meer, da liegen die Schiffe. Nur siehe zu, daß du nicht aus Begierde zum Leben elender Verbannung oder schimpflichem Tode entgegen gehest. Ich aber beharre bei dem Grundsatz des Alterthums: „Das ruhmvollste Grabmal ist ein Herrscherthron.“

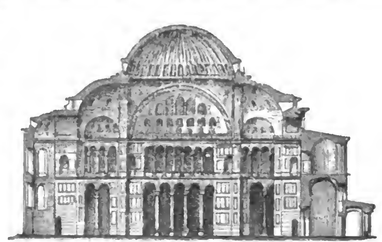
Diese kühnen Worte fachten den gesunkenen Muth wieder an; man beschloß darauf hin, unverzüglich alle Hebel gegen die Aufrührer in Bewegung zu setzen und, koste es was es wolle, die Meuterer zu bezwingen. Narses, schon damals einer der hervorragendsten Parteigänger Justinian's, ein verschlagener, in allen Intriguen erfahrener Hofmann, wußte durch reiche Geldspenden Uneinigkeit unter den Parteien zu erregen und das zwischen den „Blauen“ und „Grünen“ geschlossene Bündniß zur Auflösung zu bringen, während Belisar mit seinen germanischen Soldtruppen von zwei Seiten auf den Hippodrom, den Hauptsitz des Aufstandes, aufs Neue vorrückte. Mit germanischer Wildheit fielen Belisar's Krieger über die Meuterer her. An 30,000 Leichen deckten am Abend des 19. Januar alle Räume des Cirkus. Hypatius und Pompejus, zwar nicht die Urheber des Aufstandes, aber doch diejenigen, welche sich von den Meuterern an die Spitze stellen ließen, wurden ergriffen und hingerichtet. Eine Anzahl Vornehmer erlitt dasselbe Schicksal.

Der aufrührerische Geist der hauptstädtischen Bevölkerung war durch dieses fürchterliche Strafgericht für die ganze Regierungsdauer Justinian's wirksam unterdrückt. Es gährte zwar im Stillen fort, und die alte Parteiwuth kam später zu wiederholten Malen zum Ausbruch — aber nie in der oben geschilderten Schärfe.

Wie jedes gesunkene Staatswesen, war auch die Hauptstadt des Byzantinischen Reiches von einem Haufen wüster Schreier erfüllt, die womöglich alle Theil an der Regierung des Reiches nehmen und die alle gehört werden wollten. Auch von der Bevölkerung der griechischen Metropole konnte man sagen: „Jeder befahl und Keiner wollte gehorchen.“

So ward alle geistige und physische Kraft in wüstem Parteileben vergeudet; es galt beinahe für schimpflich, noch durch ehrliche Arbeit sein Brot zu erwerben. Die Verbrechen nahmen in jener Zeit in erschreckender Weise überhand, die Rechtsbegriffe verwirrten sich, und alle die sittlichen Schäden, welche dem Römerreiche im Abendlande den Untergang bereiteten, traten in noch erhöhterem Maße im Byzantinischen Reiche des Morgenlandes zu Tage.

Die Justinianische Gesetzgebung. Wir haben schon früher auf die Mißstände hingedeutet, welche mit Uebung der Rechtspflege in einem so weiten Reiche verbunden waren. Jeder Prätor hatte das alte römische Recht nach eigenem Ermessen auslegen und erläutern können. Weiterhin wurden die Sendschreiben und Eröffnungen der Kaiser aus knechtischer Unterwürfigkeit in die Gesetzsammlungen eingeschaltet, mochten sie auch noch so widersinnig sein oder den vorhandenen Vorschriften zuwiderlaufen. In höherem Grade galt dies hinsichtlich der kaiserlichen Konstitutionen, Mandate und Erlasse, welche, mit Purpurtinte unterzeichnet, durch das ganze Reich versendet und als Gesetze proklamirt wurden. Hierdurch sowie durch die Aussprüche der kaiserlichen Räthe hatte die Gesetzsammlung einen so großen Umfang erlangt, daß ein Menschenleben dazu gehörte, sie nur durchzustudiren. Diese schreienden Mißstände waren allseitig als solche empfunden worden; und indem Justinian Hand anlegte, sie zu verbessern, zeigte sich nach dieser Richtung hin das Imperatorenthum von einer wahrhaft glänzenden Seite; ja in dieser Beziehung treten so recht deutlich die Vorzüge zu Tage, welche der aufgeklärte Despotismus den Staaten zu bieten vermag. Sittliche Motive waren es indeß, welche unter der Regierung Justinian's den Anstoß gaben, alles das zu sammeln, was römischer Scharfsinn und römische Weisheit an feinen, zutreffenden Rechtsentscheidungen hinterlassen hatten. In dem ersten Rechtsglehrten jener Zeit, in dem aus Pamphilien stammenden Reichskanzler Tribonianus, der nach Bewältigung des großen Aufstandes sofort wieder in seine Stelle eingesetzt wurde, besaß Justinian den rechten Mann zur Verwirklichung seiner gesetzgeberischen Absichten. Tribonian, unterstützt von neun gelehrten Gehülfen, beschäftigte sich während des größten Theils der Regierung Justinian's damit, die aus den Zeiten Hadrian's und des jüngeren Theodosius vorhandenen Rechtsquellen zu sichten und das zu sammeln, was sich bis auf unsere Gegenwart in Bezug auf das römische Recht erhalten hat. Sein Werk bildet bis zur Stunde die Grundlage allen Rechtsstudiums. Unmittelbar nach dem Regierungsantritt Justinian's unterzogen sich die zehn Rechtsgelehrten der schwierigen Arbeit, die Konstitutionen der Kaiser zu prüfen, „sie von Irrthümern und Widersprüchen zu reinigen, alles Veraltete und Ueberflüssige zu beseitigen, und die weisen, heilsamen, der Praxis der Gerichtshöfe und dem Wohle der Unterthanen angemessenen Gesetze auszuheben." Innerhalb vierzehn Monaten entstand so der Codex Justinianeus. Indessen zeigte sich bald, daß derselbe eine „Umkehrung der Ordnung" sei, indem die Grundideen der gesammten Rechtswissenschaft in den Schriften der Juristen enthalten waren, während die Konstitutionen der Kaiser nur als „gelegentliche Eingriffe" galten. Der Kaiser ernannte daher unter dem Vorsitz Tribonian's eine neue gesetzgebende Kommission von sechzehn Rechtsgelehrten, um aus den Schriften der älteren Juristen das Beste und Brauchbarste auszusuchen. Innerhalb weiterer drei Jahre, 530 bis 533, kam das neue Rechtsbuch zu Stande, welches vom 30. Dezember ab Gesetzeskraft erlangte. Es enthält eine Sammlung von Aussprüchen und Entscheidungen


Durchschnitt der Sophienkirche in Konstantinopel.

von vierzig der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, welche den Schriften derselben entnommen, materienweise zusammengestellt, mit Titeln versehen und in fünfzig Bücher getheilt sind. Nach dieser Anordnung führt die Sammlung den Namen „Digesten", während sich die Benennung „Pandekten" auf den das Ganze der römischen Rechtswissenschaft umfassenden Inhalt bezieht. Um das Verständniß des „Codex" und der „Pandekten" zu erleichtern, ließ der Kaiser (533) durch Tribonian und zwei seiner Mitarbeiter noch ein weiteres Werk nach dem Muster der Institutionen des Gajus veröffentlichen. Diese drei Werke, der Codex, die Pandekten und die Institutionen, bildeten die Grundlage des gesammten bürgerlichen Rechts. Justinian fand sich jedoch bereits ein Jahr nach Ausgabe der Pandekten und der Institutionen zu einer verbesserten Ausgabe seines Gesetzbuches, des „Codex repetitae praelectionis", veranlaßt, dessen Publikation am 15. November 534 erfolgte. Auch in späteren Regierungsjahren erschien noch eine Reihe neuer Edikte und Verordnungen über einzelne Rechtsfragen. Gegen Ende seiner Regierung wurden dieselben gesammelt — angeblich von ihm selbst — und dem Corpus juris unter dem Titel „Novellen" hinzugefügt.

Wie man auch über das Regiment denken mag, das Justinian führte, sein Name wird doch unter den großen Gesetzgebern mit obenan stehen.

Die Regierung Justinian's charakterisirt sich nicht blos durch die großen Ereignisse, welche in diese Zeit fallen, sondern auch durch die Selbstherrlichkeit, womit Justinian, trotz aller Achtung vor einer guten Rechtspflege, schaltete und waltete. Justinian selbst, wiewol Schöpfer eines Gesetzbuches, erkannte im ganzen Reiche kein höheres Gesetz an als seinen Herrscherwillen. Das ganze Verwaltungssystem des Reiches ruhte auf dem Grundsatze des unbedingtesten Gehorsams von Seiten der Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten. Gewissenlose Minister und habgierige Beamte konnten nach Gefallen wirthschaften, solange sie nur nicht in das Wirthschaften ihrer Vorgesetzten übergriffen. Die Erpressungen wurden dadurch zu einer gewohnten Plage; und der verschwenderische Kaiser spielte dabei die erste Rolle. Nichtsdestoweniger blieb der Staats- und Kronschatz so leer, daß nicht selten die unabweislichsten Bedürfnisse des Krieges und Friedens: Besoldung und Verpflegung der Truppen, Bezahlung der Pensionen, Erhaltung öffentlicher Anstalten, kaum zu erschwingen waren. Justinian hatte einen Schatz von 150,000 Pfund Goldes vorgefunden und hinterließ eine riesige Schuldenlast.

Was den Steuerndruck noch empfindlicher machte, war der Umstand, daß man sie, und natürlich wol an den Meistbietenden, verpachtete. Es ist begreiflich, daß die Pächter einen Ertrag zu erpressen suchten, so groß wie irgend möglich. Dies Erpressungssystem hatte man schon vor Justinian auf den höchsten Gipfel getrieben. Daher waren die Steuereinnehmer wie die Pest gescheut, und ihre Ankunft verbreitete in den Provinzen stets Wehklagen. Je mehr das Volk verarmte, desto eifriger suchten die Kaiser den mangelnden Ertrag durch neue Steuern auf alle Lebensbedürfnisse zu ersetzen.

Als die drückendste Steuer nennt man die Annona, d. i. die Getreidelieferung des platten Landes für die Armee und die Hauptstadt. Es wurde zwar dafür eine kleine Geldentschädigung gewährt; allein nichtsdestoweniger war die Steuer oft unerschwinglich, da die Bestimmung ihrer Höhe von der Willkür des Kaisers und seiner Beamten abhing. Am meisten Werth legte man auf die indirekten Steuern, so daß es fast keine Waare, besonders aber keinen Gegenstand des Genusses gab, welcher nicht versteuert werden mußte. Die Accise lag auf jedem Bissen Brot, den man aß, auf jedem Glase Wasser, das man trank; ja endlich gerieth man auf den Gedanken, sogar die Luft, die man einathmete, zu besteuern.

Zu dieser übeln Finanzwirthschaft gesellte sich die politische Verfolgungssucht, welche nicht selten zu einer solchen Strenge ausartete, daß vom Strafgesetze nicht betroffene Vergehen, wie Ausschweifungen, Fluchen, Verletzung des Ceremoniels, vorzugsweise aber abweichende Ansichten in Glaubenssachen und Hinneigung zum Arianismus, Juden- oder Heidenthum, sehr häufig mit dem Tode bestraft wurden.

Trotz der großartigen Außenseite der ereignißvollen Regierungszeit Justinian's begegnen wir im Innern einer grenzenlosen Tyrannei, Bedrückung, Aussaugung und Unsittlichkeit. Nur zur Befriedigung seiner maßlosen Herrschsucht, seines unersättlichen Ehrgeizes trachtete Justinian den Kaiserthron mit Macht und Herrlichkeit zu umgeben; Ein Staat, Eine Kirche, Ein Gesetz sollte die Welt beherrschen. Dies war die Triebfeder zur Vernichtung der letzten Reste republikanischer Einrichtungen und Erinnerungen, sowie zu der Ergreifung der unerhörtesten Gewaltmaßregeln. Er vernichtete (540) das Institut der Konsuln, schloß (529) die Schule von Athen und zwang die letzten Bekenner und Anhänger des Heidenthums und der platonischen Philosophie zur Auswanderung, indem er zugleich über alle Ketzer die blutigsten Verfolgungen verhängte.



St. Vitale zu Ravenna.

So geschah es, daß die Regierung Justinian's trotz aller einschüchternden Tyrannei nicht selten öffentlich verwünscht wurde, und daß sich der Kaiser den Haß des Volkes in hohem Maße zuzog, was die mehrfachen gegen seine Person gerichteten Mordversuche erklärlich macht.

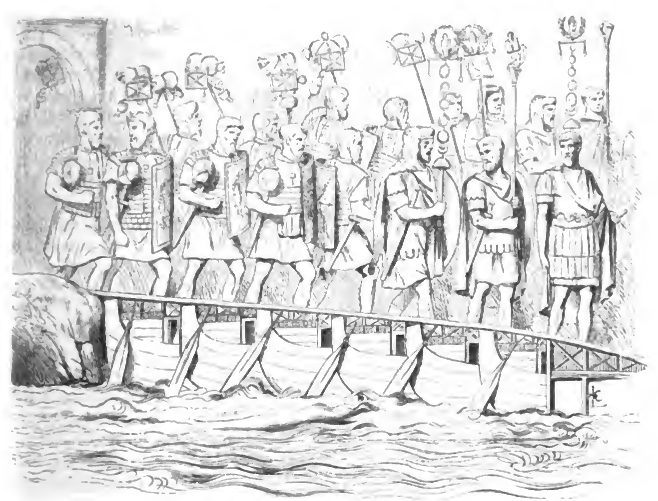
Justinian verdankt im Grunde den Namen „des Großen" mehr den Thaten der Männer, welche ihm dienten, als sich selbst. Das große von ihm herrührende Gesetzgebungswerk wurde, wie erwähnt, hauptsächlich von dem tiefgelehrten Tribonianus und seinen Gehülfen ins Leben gerufen. Kaum minder erwähnenswerth erscheint des Kaisers Thun aber auch auf dem Gebiete der Künste und er selbst als Pfleger des Schönen. Unter seiner Regierung entstand eine große Anzahl von Prachtbauten und neuen Kirchen nach byzantinischer Bauweise, so u. a. St. Vitale in Ravenna, auf der Stelle gebaut, wo der heilige Vitalis den Tod erlitt. Sie ist eine Nachahmung des imposanten Mittelbaues der Kirche der „göttlichen Weisheit" (Agia Sophia) in Konstantinopel. Diese, ursprünglich von den Baumeistern Anthemius von Tralles und Isidor von Milet in den Jahren 532—538 erbaut, erfuhr nach ihrer 20 Jahre später durch ein Erdbeben veranlaßten theilweisen Zerstörung eine gänzliche Restaurirung und eine prachtvolle Krönung durch den noch jetzt bewunderten mächtigen Kuppelbau.

An dem schönen Werke sollen 10,000 Menschen sechs Jahre lang gearbeitet haben. — Unsere Abbildungen auf Seite 144 und 145 sind Darstellungen der Mosaikgemälde im Thorgange von St. Vitale und wichtig in Bezug auf Treue der Trachten jener Zeit. — Auf dem letzteren Bilde trägt der erste Geistliche das Rauchfaß, der zweite das Evangelienbuch, Maximian, der Bischof, das Brillantkreuz; zur linken des Kaisers, welcher eine reich mit Juwelen besetzte Krone auf dem Haupte hat, von der an Goldfäden Perlen herabhängen, steht dessen Schatzmeister Julianus; hinter den drei Hofbeamten die kaiserliche Leibwache. Die S. 144 dargestellte Kaiserin Theodora trägt ein mit Gold und Perlen geschmücktes Diadem, und ihr Mantel ist am Saum mit Darstellung der Magier aus dem Morgenlande geziert. Sie ist umgeben von dienstthuenden Kammerherren und Kammerfrauen.

Es würde zu weit führen, wenn wir des Näheren auf die Menge, oder auch nur auf die bedeutendsten der öffentlichen Bauten eingehen wollten, die unter Justinian zur Ausführung gelangten und zu einem Theil auf die Nachwelt übergingen. Eine bedeutende Anzahl derselben war, ein Ausfluß der Orthodoxie, welcher Justinian huldigte, zur Verherrlichung der Kirche bestimmt; außer der Sophienkirche wurden allein in Byzanz und seinen Vorstädten 24 prunkvoll erbaute Kirchen zu Ehren des Heilands errichtet. In allen Theilen des Reichs entstanden Klöster und Hospitäler. Er vergrößerte und verschönerte den Kaiserpalast und ließ gewaltige Festungswerke zum Schutze der Grenzen des Reiches errichten. Ebenso verdient die Einführung des Seidenbaus aus dem östlichen Asien (China) Erwähnung.

Procopius. Für die Geschichtsforschung über Justinian's Regierung ist es von Wichtigkeit, daß dieser Imperator einen der Zeit würdigen Geschichtschreiber gefunden hat. Procopius, ein aus Cäsarea in Palästina gebürtiger, in den klassischen Werken des Alterthums und der Rechtswissenschaft bewanderter Grieche, welcher als Geheimschreiber und rechtskundiger Rath Belisar auf seinen Feldzügen begleitete, schilderte in acht Büchern mit beredtem Munde die Großthaten dieses Heerführers. Justinian, der Alles mit argwöhnischem Blicke betrachtete, was Belisar's Ruhm vergrößern konnte, scheint durch dieses Werk unangenehm berührt worden zu sein. Um den Kaiser wieder für sich zu gewinnen, schrieb Procop nun sechs Bücher über die Bauten Justinian's, und in diesem Werk pries er besonders den Kunstsinn und die Frömmigkeit des Kaisers. Es gelang ihm aber nicht, hierdurch den Kaiser zu seinen Gunsten zu stimmen; Procopius erhielt nicht, wonach er verlangte: einen Titel oder eine Ehrenstelle. Aus Verdruß über seinen Mißerfolg schrieb er nun eine der merkwürdigsten Skandalschriften, welche in der Geschichte eine Rolle spielen. Sein Buch heißt „Anekdota“ und läßt die ganze Regierung Justinian's im übelsten Lichte erscheinen.

Diese Schrift des Procopius hat viele der Beurtheiler des Imperators beeinflußt. Man kann nicht in Abrede stellen, daß an Justinian's Regierung viele dunkle Flecken haften. Aus seinen Zeiten stammen drei große Uebel, an welchen auch unsere modernen Staaten wieder kranken: die Unterhaltung großer Heeresmassen, die Uebermacht der Hierarchie und der Bureaukratie. Seine hohen Beamten, den Reichskanzler Tribonian nicht ausgenommen, beuteten das Volk erbarmungslos aus, die Grundsteuer und andere Abgaben waren zu einer unerträglichen Höhe emporgestiegen. Trotzdem ist man zu dem Urtheile geneigt, daß seine Regierung in jener verderbten Periode die einzig mögliche war, und daß auch sie nothwendigerweise den Charakter der allgemeinen Sittenverderbniß an sich tragen mußte. Wenn ein Volk untergeht, so ist es gemeiniglich nicht die Regierung allein, welche die Schuld trägt, vielmehr das Volk und sein sittlicher Zustand. Die Mittel, welche Justinian anwandte, sind nur als vorübergehende Aushülfe anzusehen; durch sie vermochte man nicht der allgemeinen Fäulniß Herr zu werden, welche bereits den gesammten Staatskörper ergriffen hatte. Wohl aber ist es wahrscheinlich, daß sie den Zersetzungsprozeß verlangsamten, und Justinian kann vielleicht den Ruhm beanspruchen, durch seine im Großen kraftvolle Regierung den Fall des Byzantinisch-griechischen Reiches um ein Erhebliches aufgehalten zu haben. Nahezu um ein Jahrtausend (476—1453) überlebte Byzanz das Weströmische Reich.



Flußübergang einer römischen Legion mit Gepäck.

Das Byzantinische Reich unter Justinian's Nachfolgern.

Müde und lebenssatt, reich an Enttäuschungen, war Justinian, dreiundachtzig Jahre alt, ins Grab gesunken. Keinem seiner Nachfolger sollte es gelingen, das Reich wieder emporzuheben und das Ansehen seiner Herrscher zu kräftigen. Sein nächster Nachfolger, Justinus II. (565—578) litt an Geistesschwäche. Unter diesem Scheinkaiser gingen die meisten Besitzungen in Italien verloren, und Avaren, Bulgaren und Perser bedrängten das Reich. Tiberius (578—582), der ihm folgte, war ein edler, groß denkender Monarch, aber während einer nur vierjährigen Regierung konnten die in den Boden gesenkten Früchte nicht zeitigen. Auf seinem Sterbebette ernannte er den tapfern Feldherrn Mauritius zu seinem Nachfolger (582—603). Durch eine Meuterei im Heere, dem man den Sold gekürzt hatte, wurde jedoch dieser gestürzt. An seiner Stelle riefen die Soldaten einen unbekannten Hauptmann, einen gewissen Phokas (603—610), zum Kaiser aus. Es gelang demselben, den Mauritius zu verjagen, und dieser flüchtete mit fünf Söhnen (605) nach Chalkedon. Dort erschlug man auf Befehl des Gegenkaisers die Söhne des Mauritius vor dessen Augen und gab ihm dann selbst den Todesstoß. Phokas war eine der widerlichsten Kreaturen, welche die Geschichte der römischen und griechischen Imperatoren aufzuweisen hat. Häßlich von Gestalt und Antlitz, betrachtete er seine hohe Stellung nur als Mittel, seiner Wollust und Rachsucht, seinen Leidenschaften, zu fröhnen. Die Kaiserin Constantina, welche das Volk gegen den Tyrannen aufzureizen suchte, wurde gefoltert und mit ihren drei Töchtern auf derselben Stelle zu Chalkedon enthauptet, die mit dem Blute ihres Gemahls und ihrer Söhne getränkt war. Kein Rang und kein Stand, nicht einmal die Blutsverwandtschaft mit ihm, sicherte vor Verfolgungen, die mit den ausgesuchtesten Grausamkeiten verknüpft wurden: „Man durchbohrte die Augen der Opfer, riß ihnen die Zunge bei der Wurzel aus, schnitt ihnen Hände und Füße ab; Einige kamen unter der Geißel, Andere in den Flammen um, Andere wurden von Pfeilen durchschossen; ein einfacher, schneller Tod war eine Gnade, die sie nur selten erlangen konnten. Der Hippodrom wurde durch Häupter und Gliedmaßen und verstümmelte Leichen befleckt." So kam es, daß der Günstling des Heeres bald

der Gegenstand der allgemeinen Verwünschungen wurde. Sein eigner um sein Leben besorgter Schwiegersohn Crispus reizte Heraklius, den Statthalter Afrika's, gegen ihn auf. Dieser segelte mit einer Flotte in den Hellespont, landete in Konstantinopel, ließ den Unmenschen ergreifen, martern und enthaupten. Heraklius bestieg nun selbst den byzantinischen Thron.

Heraklius (610—641) übernahm die Regierung unter mißlichen Verhältnissen. Chosroes II., der Perserkönig, war nach dem Tode des Mauritius in das Reich eingefallen, hatte den Euphrat überschritten und sich in Besitz eines großen Theils von Syrien gesetzt. Bereits stand er unter den Mauern von Antiochia, als Heraklius die Zügel des Regiments ergriff. Chosroes war auf dem Wege, alle asiatischen Besitzungen des Oströmischen Reichs in seine Gewalt zu bringen. Nach dem Fall von Antiochien setzte er sich in Besitz von Galiläa, wo die Juden für ihn Partei ergriffen. Jerusalem wurde erstürmt, in die prachtvollen Kirchen ward die Brandfackel geworfen, die Heiligthümer wurden geplündert, das wahre Kreuz Christi nach Persien abgeführt. Auch Aegypten fiel in die Gewalt des Perserkönigs. Das Byzantinische Reich, das von Norden her noch durch die bis an die Thore Konstantinopels schweifenden Avaren geängstigt wurde, schien dem Untergange geweiht.

Aber Heraklius ermannte sich; der Patriarch von Konstantinopel drängte ihn in der Sophienkirche zu dem feierlichen Eide, mit seinem Volke zu leben und zu sterben. Durch die Versprechung eines reichen Tributs hielt er den Siegeslauf des Persers auf; von dem Avarenfürsten erkaufte er den Frieden. Hierauf setzte er mit der Flotte nach Syrien über und begann planvoll den Kampf vorzubereiten. Heraklius gab dem Heere Beispiele kriegerischer Tugenden; es gelang ihm, seine Soldaten trefflich zu schulen und ihnen einen bessern Geist einzuflößen. Nun zahlte er den Persern heim, was sie an seinem Reiche gesündigt. Wiederholt schlug er ihre Heere aufs Haupt, drang nach Armenien, Medien, bis in das Herz des Persischen Reiches vor und kehrte reich an Ehren und mit Beute beladen (625) zurück.

Ein Jahr später rückten drei neue zahlreiche persische Haufen gegen Heraklius ins Feld; zugleich wälzte sich, angestiftet von dem Perserkönig, im Sommer 626 ein Heer Avaren, verstärkt durch Gepiden, Bulgaren und andere Völkerschaften, im Ganzen 80,000 Mann stark, gegen Konstantinopel. Allein die Angriffe der Barbaren wurden von Theodoros, dem Bruder des Kaisers, abgeschlagen. Heraklius selbst blieb siegreich gegen das zehnmal stärkere Heer der Perser. Auf dem Ruinenfeld von Ninive wurde am 1. Dezember 627 eine der gewaltigsten Schlachten geschlagen, von der man noch lange nachher erzählte, und in welcher Heraklius einen entscheidenden Sieg davontrug. Tausende von Persern deckten das Schlachtfeld; weit und breit wurde nun das Land von den Byzantinern verwüstet, und der einst so gefürchtete Chosroes irrte als Flüchtling umher. Er hatte durch seine endlosen Kriege sein Land und die Geduld seiner Unterthanen erschöpft. Sein Volk haßte ihn; der eigene Sohn empörte sich in den Tagen des Unglücks gegen den Vater, sein Heer ließ ihn im Stich. Chosroes fiel auf der Flucht in die Gewalt seiner Feinde. Achtzehn seiner Söhne mordete man vor seinen Augen, ihn selbst aber sperrten die Empörer in einen finstern Thurm, in welchem er wenige Tage nachher, am 25. Februar 628, elendiglich umkam.

Nach Chosroes' Tode folgte ein dauernder Friede zwischen Byzanz und Persien. Infolge desselben wurden die alten Grenzen des Oströmischen Reichs zurückgewonnen, eine große Anzahl von Gefangenen und Trophäen, darunter auch das „wahre Kreuz" Christi nach Konstantinopel wieder zurückgebracht. Das Persische Reich dagegen, das lange Zeit durch Bürgerkriege zerrüttet wurde, hatte genug mit sich selbst zu thun; es lag in den letzten Zügen.

Heraklius feierte 629 einen glänzenden Triumph und zeigte durch sein Beispiel, wie das Wirken eines kraftvollen Herrschers auch ein verweichlichtes und herabgekommenes Volk doch wieder etwas zu erheben vermag. Er starb 641. Nach seinem Tode ging ein guter Theil des Eingebrachten von Neuem verloren. Sein Nachfolger Constantin III., dem wegen Kränklichkeit Herakleonas, der Sohn seiner mißliebigen zweiten Gemahlin Martina, als Reichsgehülfe beigegeben worden war, starb am 22. Juni 641 angeblich

vergiftet. Infolge eines Aufruhrs, der ausgebrochen, weil das Volk den Tod des Reichsverwesers der ehrgeizigen Martina und ihrem Sohne zuschrieb, gerieth Letzterer in die Gewalt seiner Feinde. Diese verstümmelten ihn sowie seine Mutter an Nase und Zunge und stießen Beide in die Verbannung. Der zwölfjährige Sohn des Constantinus bestieg nun als Constans II. (641—668) den Thron. Er befleckte seine Regierung durch Grausamkeiten und entehrte sich durch einen äußerst lasterhaften Lebenswandel. Er fiel durch die Hand eines seiner Diener. Auf ihn folgte sein ältester Sohn als Constantinus IV. (668—685), gleichfalls ein ruhmloser Tyrann, der wie sein liederlicher Sohn Justinian II. (685—695) zu einer Geißel für das Reich ward. Dieser entehrte den Namen seines berühmten gleichnamigen Vorgängers durch schamlose Laster und unerhörte Grausamkeiten. Seine ersten Beamten waren ein Eunuch und ein Mönch: „dem Einen überließ er den Palast, dem Andern die Finanzen; jener züchtigte des Kaisers Mutter mit einer Geißel, dieser hing zahlungsunfähige Steuerpflichtige mit dem Haupte niederwärts über ein langsam loderndes Feuer auf." Zehn Jahre keuchte das Volk unter den Grausamkeiten des Tyrannen, bis es einem seiner Feldherren, Leontius, gelang, ihn zu entthronen und sich selbst an die Spitze des Staates zu bringen (695—698). Leontius schenkte dem Kaiser das Leben und begnügte sich damit, ihn verstümmeln zu lassen, eine damals üblich gewordene Sitte, wenn es galt, Thronprätendenten unschädlich zu machen. Auch Constantinus IV. hatte einen klugen jungen Geistlichen, Germanus, der ihm gefährlich erschien, sowie seine eigenen Brüder verstümmeln lassen. Allein auch Leontius wurde (698) gestürzt; es betraf ihn das Los, das er Anderen bereitet. Sein Gegner, der Rebell Apsimar, bestieg als Tiberius III. (698—705) den Thron. — Unterdessen aber war es Justinian II., der sich während der Herrschaft des Leontius bei dem Khan der Chazaren aufgehalten und sich mit dessen Schwester Theodora vermählt hatte, gelungen, den Beistand des Bulgarenkönigs zu erlangen. Mit ihm, an der Spitze von 15,000 Reitern vor die Mauern Konstantinopels rückend, stürzte er nun wieder den Apsimar. Gelegentlich eines Wagenrennens, welchem der Sieger beiwohnte, lagen Leontius und Apsimar ihm zu Füßen; er selbst hatte das eine Bein dem Ersteren, das andere dem Letzteren auf den Nacken gesetzt. Nach Befriedigung seiner Rache ließ er beide Gegner hinrichten.

Die zweite Regierungsperiode Justinian's (705—711) ist erfüllt von Nichtswürdigkeiten und Greueln, wie sie Rom und Byzanz noch nie erlebt hatten. „Beil, Strick und Folter betrachtete er als die einzigen Werkzeuge der kaiserlichen Würde." Justinian endigte daher wie seine Vorgänger. Ein Armenier, Bardanes, wurde unter dem Namen Philippicus (711—713) zum Kaiser ausgerufen, und nun fanden auch Justinian und sein Sohn Tiberius ihr Ende. Die Dynastie des Heraklius war mit Letzterem erloschen. Philippicus, ein feiger Wüstling, konnte sich gleichfalls nur kurze Zeit am Ruder behaupten; er ward gestürzt und 713 geblendet. Doch auch sein Nachfolger Anastasius II. regierte nur kurze Zeit. Er wurde 716 in ein Kloster gesperrt und später umgebracht. Theodosius II. trat an seine Stelle, verzichtete indessen 718 freiwillig zu Gunsten von Leo dem Isaurier auf die Regierung und ging in ein Kloster. — Mit Leo (718—741) beginnt eine neue folgenschwere Periode für das griechische Reich, welche wir später ins Auge fassen, nachdem wir die weitere Entwicklung, welche unterdessen Europa genommen, verfolgt haben werden. Wir verlassen daher für jetzt das Oströmische Reich. Es drängt uns, das Auge von dem Ekel erregenden Schauspiel abzuwenden, welches byzantinische Entartung uns darbietet.

Am Schlusse der großen nordischen Völkerwanderung scheint es uns angemessen, eine Uebersicht des politischen Zustandes der alten Welt zu Anfang dieser Periode zu geben. Nehmen wir dabei unsern Lauf vom Westen Europa's nach dem Osten:

Das Westgothische Reich umfaßte nebst Septimanien ganz Spanien, mit Ausnahme einiger südlichen Küstenstriche, in deren Besitz sich die byzantinischen Kaiser von Afrika aus gesetzt hatten, und eines Gebirgswinkels am Aquitanischen Meerbusen, in welchem sich die freien Vasconen behaupteten.

Das Fränkische Reich umfaßte, mit Ausnahme der den Westgothen gehörenden septimanischen Provinz, ganz Gallien bis zum Rhein und über denselben hinaus alles Land zwischen der Donau, den Gegenden des Gabreta-Waldes, der Saale, Unstrut und Lippe.

Germanien befand sich in dem Zustand, den wir S. 97 dargestellt haben.

Britannien war folgendermaßen vertheilt: In dem östlichen Haupttheile wohnten die Angelsachsen; in dem westlichen kleinern Theile die Briten; im nördlichen Theile, dem heutigen Schottland, die Picten, und nördlich von ihnen die Scoten.

Der Norden Europa's, das heutige Dänemark, Norwegen und Schweden, war von Völkern bewohnt, die bis jetzt noch nicht unser Interesse erregt haben, die wir aber in der folgenden Periode kennen lernen werden.

Das Langobardische Reich umfaßte alles Land südlich von der Donau bis zum Adriatischen Meere, ferner ganz Italien mit Ausnahme des zum byzantinischen Reiche gehörenden Exarchats.

Das Byzantinische Reich hatte im Westen das Adriatische Meer, im Norden die Donau zur Grenze. Außerdem gehörten dazu in Europa: einige Landstriche an der Südküste Spaniens, und das Exarchat, welches aus mehreren abgesonderten Stadt- und Landgebieten Italiens bestand, und zwar aus Ravenna mit dem Sitze des Exarchen, Genua, Cremona, Mantua, Venezia, Rom, Neapel, Calabrien, Bruttien und Sizilien; in Afrika: die ganze Nordküste nebst Aegypten; in Asien: Kleinasien, Syrien und Palästina.

Das übrige Europa war folgendermaßen beschaffen: Zwischen der Oder und Weichsel wohnten die Slaven; zwischen der Weichsel, der Ostsee und der untern Donau befanden sich die Sitze der Avaren; nördlich von ihnen hausten verschiedene uns mehr oder weniger unbekannte Völker, östlich von ihnen aber dehnte sich das Reich der Bulgaren bis nach Asien aus. Im übrigen Asien finden wir das Persische Reich ganz Mittelasien einnehmend, und in Arabien die nunmehr wichtig werdenden Araber.



Römischer Wartthurm.



Kulturliche Umgestaltungen
infolge der Völkerwanderung.

Im Ganzen bietet uns die lange Geschichtsperiode, welche wir die Völkerwanderung nennen, wenig erhebende Erscheinungen. Ueberall ein sinnloses Walten roher Kräfte, die beinahe Alles vernichten, was bisher als schön und groß gegolten hatte. Und doch lassen sich an wenigen geschichtlichen Perioden deutlicher und klarer die ewigen, unvergänglichen Gesetze erkennen, welche die Geschicke der Völker lenken und sich selbst nicht in den furchtbarsten geschichtlichen Katastrophen verleugnen. Die entsetzliche Krisis, welche die Völker Europa's von Valentinian III. bis auf Theodorich den Großen durchliefen, die Völkerwanderung und die Zeiten des Mittelalters, die kurz darauf folgten, waren, wie Friedrich Schiller ausführte, eine nothwendige Vorbedingung besserer Zeiten. „Warum blühten hinter dem Heerzuge Alexander's keine griechischen Freistaaten auf?" fragt derselbe. „Weil Alexander mit Menschlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schar seiner Griechen unter den Millionen des großen Königs verschwand. Nur die Menschen hatten sie unterjocht; die Gesetze und Sitten, Religion und Staat waren Sieger geblieben. Für despotisch beherrschte Staaten ist keine Rettung als in dem Untergang. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den siechen Körper und können nichts als seine Krankheit verewigen. Sollte das verpestete Land nicht den gesunden Sieger vergiften, sollte sich der Deutsche in Gallien nicht zum Römer verschlimmern, wie der Grieche in Babylon zu einem Perser ausartete, so mußte die Form zerbrochen werden, die seinem Nachahmungsgeist gefährlich werden konnte, und er mußte auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der stärkere Theil bleiben."

In dieser völligen Vernichtung alles Bestehenden liegt zunächst die große, die Menschheit befreiende That der Völkerwanderung. Mag sie auch Bildsäulen, Tempel und prachtvolle Bauwerke zerschlagen haben, mag auch manches edle Leben durch sie zu Grunde gegangen sein — reichlich wurden diese Verluste aufgewogen durch die Umwandlung, welche sie bewirkte. Die Fesseln wurden gesprengt, welche der Staat der alten Welt seinen Angehörigen anlegte, und die Idee der Zusammengehörigkeit der Menschheit erhob sich siegreich auf den Trümmern des untergegangenen Römischen Reiches. „Keiner von unseren Staaten", sagt Schiller, „hat ein römisches Bürgerrecht auszutheilen; dafür aber besitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte — und wir besitzen es von einer Hand, die Keinem raubte, was sie einmal gab, nie zurücknimmt: wir haben Menschenfreiheit; ein Gut, das — wie sehr verschieden von dem Bürgerrechte des Römers! — an Werth zunimmt, je größer die Anzahl Derer wird, die es mit uns theilen: das, von keiner wandelbaren Form der Verfassung, von keiner Staatserschütterung abhängig, auf dem festen Grunde der Vernunft und Billigkeit ruht."

Der wichtigste Hebel bei dieser Umwandlung war das Christenthum, das in jener frühen Zeit so recht eigentlich zum Träger dieser Idee der Zusammengehörigkeit der Menschheit bestimmt war. Es milderte die Sitten, und christliche Priester traten gleich Leo dem Großen, der Attila von dem Zuge nach Rom zurück hielt, wiederholt den Raubgelüsten barbarischer Scharen entgegen. Christliche Lehren waren das einzige Band, welches in dieser Zeit des allgemeinen Zusammensturzes einen festen Halt bot; sie bildeten die Grundsteine des Gebäudes, auf welchem die neuen Einrichtungen sich erfolgreich aufbauen ließen. Als Christen traten diejenigen, die sich ehedem als Römer, Hunnen oder Gothen zerfleischt hatten, einander wieder näher; dem christlichen Missionar folgte der geschäftige Kaufmann.

Der Handel aber, der sich zur römischen Zeit ausschließlich auf die Bedürfnisse des Römischen Reiches und seiner Bewohner beschränkte, den nur die Phönikier auf Kosten anderer Völker auszubeuten suchten, — der Handel wurde im wahren Sinne des Worts ein die Völker verbindendes und bildendes Element. Nach der Völkerwanderung bereits und in noch höherem Maße im Verlaufe und am Schlusse der Kreuzzüge machen sich die Anfänge eines Welthandels bemerkbar. Während bisher nur die den römischen Heeren folgenden Juden den Handel vermittelten und schon zur vorchristlichen Zeit den römischen Legionen Germaniens ihren Bedarf an Produkten Italiens zuführten, oder den Tauschverkehr mit Vangionen und Nemetern unterhielten, tauchen jetzt zahlreiche handeltreibende orientalische und abendländische Völker auf. Sie übertrugen nicht nur das, was von römischer Kultur noch übrig geblieben war, auf die neuentstandene Welt, sondern vermittelten auch den Austausch der Ideen; sie waren die Ursache, daß ein intimer Verkehr zwischen den einzelnen Nationen nach und nach sich entwickelte. So wird der Handel eine wesentlich völkerbildende Macht und unterstützt das Christenthum in seinen menschenveredelnden Bestrebungen. Der Kaufmann macht durch die Produkte der verschiedenen Länder, die er holt und bringt, den Heiden sofort die Vortheile anschaulich, welche ihnen durch den Eintritt in die große christliche Völkergemeinschaft erwachsen.

Es wird in den meisten Fällen unaufgeklärt bleiben, in welcher Weise in jener fernen Periode ein Ideenaustausch stattfand, und wie sich Sitten und Gebräuche unter den verschiedenen Völkern entwickelten und auf einander übertrugen. Allein es bieten sich einzelne Anhaltspunkte dar, welche es ermöglichen, uns über Größe und Umfang der durch die Völkerwanderung bewirkten Kulturveränderung ein Urtheil zu bilden. Wie das germanische Wesen auf das römische einwirkte, dafür bieten uns die Bauten, welche uns die Römer in Germanien hinterlassen haben, ein Beispiel. Diese, namentlich die Kriegsbauten, zeigen mannichfache Abweichungen von der strengen römischen Form. Auch die Kampfweise der Römer scheint mit der Zeit eine Aenderung erfahren zu haben, und liegt guter Grund vor zu der Annahme, daß die Römer, als sie aus dem Zehntland und von dem linken Rheinufer

zurückwichen, sich der alten germanischen Ringwälle als Vertheidigungsmittel bedienten und unter ihrem Schutz gegen den andringenden Sturm der Germanen sich zum letzten Male wehrten. Umgekehrt nahmen germanische Völker die römische Kriegsordnung an. Die Alemannen hatten ihre Führer über Zehn, Hundert, Tausend und Zehntausend, ihre Centgrafen, Gaugrafen und Herzöge, die im Frieden Recht sprachen, im Kriege die Streitmacht führten. Sie hielten auf regelmäßige Anlage der Dörfer, und auf ein ordnungsmäßig verlaufendes Staatsleben.

Das germanische Wesen tritt uns freilich nirgends so vertieft entgegen, wie in den bereits geschilderten Sitten und Gebräuchen der Deutschen. Auch nach dem Siege des Christenthums erhielten sich viele Jahrhunderte lang noch die alte Volksweise und die Volksfeste; Nachklänge an Julfest und Sonnenwendfest finden sich da und dort noch, wenn auch unter anderen Namen, bis in die Gegenwart, wie wir schon früher ausführten.

Manches, dessen die Römer bedurften oder als Annehmlichkeit und zur Bequemlichkeit des Lebens schätzten, ging auf die Germanen über, und in ähnlicher Weise eigneten sich Letztere römische Anschauungen an. Ihre Staatseinrichtungen vervollkommneten sich unter dem Einfluß römischen Denkens und ihre Rechtsbegriffe klärten sich und paßten sich den verwickelteren gesellschaftlichen Zuständen an, in welche sie nunmehr übergingen; namentlich aber wurde in jener Periode der Grund gelegt zu dem Rechte, welches als das höchste Ziel aller Rechtsentwicklung gilt, dem Völkerrechte.

Das Völkerrecht. Wenn sich auch bei den Römern gewisse völkerrechtliche Begriffe bereits vorfinden, so erscheint doch nach der Völkerwanderung das Verfahren, welches das siegende Volk dem überwundenen gegenüber beobachtet, als ein völlig verändertes. Die Kriege haben von da ab nur selten den Zweck, die Selbständigkeit des feindlichen Staates als eines politischen Gemeinwesens völlig unmöglich zu machen. Während früher das Recht des Siegers als ein unbegrenztes angesehen wurde (jus belli infinitum), bricht sich nach der Völkerwanderung allmählich die Ueberzeugung Bahn, daß zunächst diejenigen Mitglieder eines besiegten Volkes, welche sich nicht feindselig verhalten haben, weder ihrer persönlichen Freiheit noch des Eigenthumes an ihrem Grund und Boden beraubt werden sollten. Eine Theilung des Grundes und Bodens, ein Wegführen in die Sklaverei findet nicht mehr statt. War diese Wandlung der Denkweise wesentlich dem mildernden Einfluß des Christenthums zu danken, und beruht auf ihr zu einem großen Theil die gesammte Fortentwicklung der Menschheit bis auf den heutigen Tag, so waren nicht minder die Umwandlungen folgenreich, die verschiedene germanische Anschauungen hervorbrachten. Durch die Germanen gelangte frisches Blut in die durch den römischen Cäsarismus verderbte Gesellschaft; neue gesunde demokratische Anschauungen brachen sich Bahn. In erster Linie kommt das Recht der Volksgemeinde wieder zur Geltung. Die deutschen Könige der Ostgothen, Westgothen und Franken sind nicht Selbstherrscher, sondern in erster Linie Vollstrecker des Volkswillens. Der Ursprung jedes germanischen Fürstenthums und Königthums ist die freie Wahl des Volkes. „Alle werltlich gerichte hat begin von kore" (kore, küren, d. h. wählen), sagt der Sachsenspiegel. Die Königsfamilien, in welchen sich später das Königthum forterbte, gingen ursprünglich aus der freien Wahl des Volkes hervor. Selbst von den gewaltthätigen Merovingern wird dieses durch eine Stelle des Einhard bezeugt. Ist auch die Staatseinrichtung der deutschen Völker eine aristokratische, so ist doch der Adel nicht wie die römischen Patrizier ein bevorzugter Stand, der im Alleinbesitz aller Vortheile ist, welche die Staatseinrichtungen gewähren; sondern der deutsche Adel ist aus den verschiedenen Klassen des Volkes herausgewachsen und hat sich blos durch das nähere Verhältniß zum Fürsten über dieselben emporgehoben. Der Adel war nach germanischer Anschauung nicht ein für sich abgeschlossener Stand, der Eintritt in denselben blieb keiner Klasse des Volkes verschlossen, und der rechtliche Unterschied zwischen Edlen und Freien war im Grunde nur ein sehr geringer.

Die Grafen und Schöffen saßen beim öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahren zu Gericht. Keine königliche Gewalt vermochte dieses Urtheil zu beugen, noch war es statthaft, daß ein König ohne Urtheil und Recht gegen einen Freien verfuhr. Als König Chilperich einen Franken in ungesetzlicher Weise fesseln und schlagen ließ, verursachte er dadurch einen Aufstand, der ihm Krone und Leben kostete.

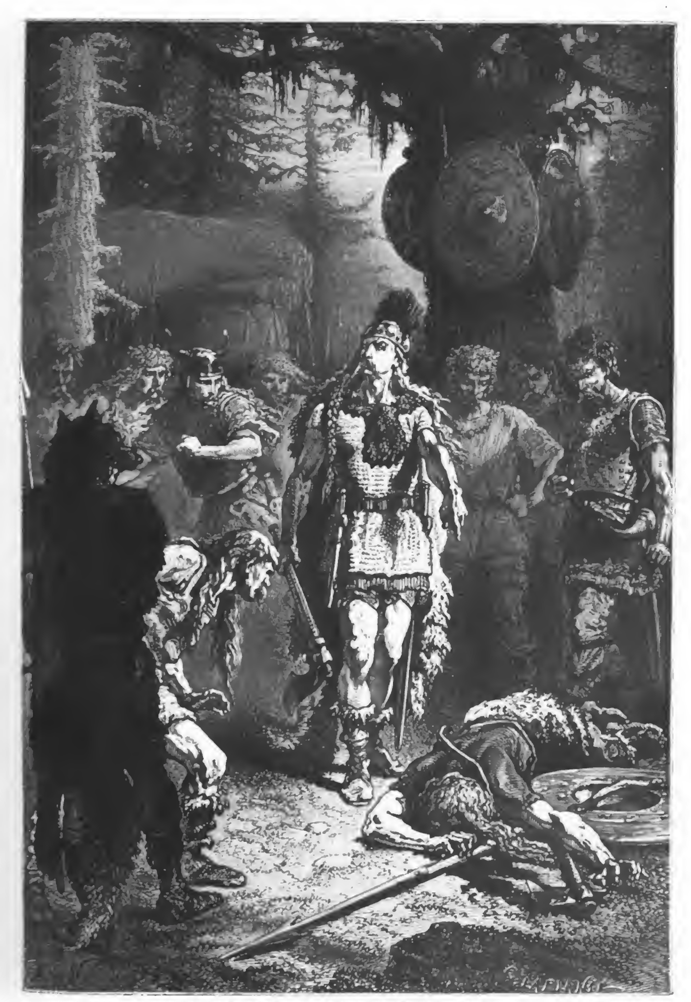
Nicht minder als die Gewalt des germanischen Schwertes, war es die germanische Freiheitsliebe, welche den Strömen der Völkerwanderung folgte, und die zur Vernichtung des Römischen Reiches beitrug. Sehen wir doch zahlreiche Römer das Reich des zum großen Theil über germanische Stämme gebietenden Attila aufsuchen, um der Bedrückung des sinkenden Cäsarenthums zu entfliehen.

Mit der Freiheit Hand in Hand geht aber die Sittlichkeit; denn nur wo die erstere herrscht, vermag die letztere zu bestehen und umgekehrt. In dieser germanischen Sittlichkeit lag zu einem großen Theil die weltumgestaltende Kraft des Germanenthums. Wir haben bereits erwähnt, wie selbst Attila und der fürchterliche Gaiserich streng auf Ordnung und sittliche Zucht hielten; auch Odoaker wird dieses nachgerühmt, und es fehlt nicht an Zeugnissen, aus welchen hervorgeht, daß in den durch die Völkerwanderung neugeschaffenen Reichen rasch ein Zustand von Ordnung und Sicherheit sich entwickelte, durch welchen die Besiegten schließlich die Ueberzeugung gewinnen mußten, daß sie bei dem Tausche der Herrschaft gewonnen hatten. Salvianus stellt für die germanischen Stämme ehrenvolle Vergleiche an zwischen dem sittlichen Zustande der Römer seiner Zeit und demjenigen der Barbaren; er giebt Schilderungen des blühenden Zustandes der in Besitz und unter Verwaltung der Westgothen gelangten aquitanischen Landschaften. Wo der Gothe oder Franke ihren Fuß hinsetzten, da kam gesetzliche Ordnung zur Geltung, und Gewerbe und Ackerbau gediehen. In alten germanischen Festen feierten die deutschen Stämme die Segnungen des Feldbaues.

Während die früheren erobernden Nationen sich von der Welt abschlossen und die Besiegten in die Sklaverei mit hinwegführten, zeigt sich schon zur Zeit des ersten Auftretens der germanischen Völker auf der Weltbühne der kosmopolitische Grundzug des germanischen Wesens. Der Germane kommt dem unterworfenen Römer mit einer gewissen Duldung und Nachsicht entgegen, und sehr bald entwickelt sich, nachdem die ersten Stürme vorüber gerauscht, eine Art von vertraulichem Verhältniß, bei welchem der siegende Germane den unterjochten Römer nicht als seinen Sklaven, sondern als einen Gleichberechtigten ansieht. Ehen zwischen germanischen Männern und römischen Weibern finden mehr und mehr statt und umgekehrt. Die ganze Politik des Ostgothen Theodorich ist auf eine Verschmelzung des germanischen und römischen Elementes gerichtet. Die Ehen zwischen Germanen und Römerinnen waren gesetzlich völlig statthaft; das ripuarische sowie das langobardische Gesetz liefern hierfür unzweideutige Beweise.

Keine Einrichtung ist in jenem Maße wie die Ehe dazu geeignet, fremde Anschauungen mit den heimischen zu verschmelzen, und so ging durch den innigen Verkehr zwischen Römern und Germanen, der sich nach und nach entwickelte, die römische Ideenwelt in der germanischen auf. Es kam jenes wunderbare Ineinanderübergehen römischen und germanischen Wesens zu Stande, welches während des ganzen Mittelalters seinen Einfluß behaupten sollte.

Volks- und öffentliches Recht. Der demokratische Zug, der mit der Völkerwanderung wieder zur Herrschaft gelangte, offenbart sich recht eigentlich in dem gesammten Staatsleben der Völker, welche an Stelle der Römer die Schaubühne betraten. Wir haben oben bereits darauf hingewiesen, daß mit dem Siege des Germanenthums zum ersten Male wieder ein eigentliches Volksrecht, das in Rom längst untergegangen war, zur Geltung gelangte. Die germanische Herrschaft bedeutete eine Rückkehr zur Natur, eine Wiederherstellung alter, längst entschwundener Rechtszustände. Wie die Könige gewählt wurden, so wurden auch alle Fragen des Gemeinwesens in öffentlicher Volksversammlung entschieden.



Chlodwig und das zerschlagene Gefäß von Soissons.

Im Mai (daher die Worte: Maifeld, Maitag, Maiting, meeting) pflegten die germanischen Völker ihre Versammlungen zu halten, auf welchen Gesetze erlassen, über Krieg

und Frieden entschieden und öffentlich Recht gesprochen wurde. Wir haben schon der ursprünglichen, bei den germanischen Völkern herrschenden Rechtszustände Erwähnung gethan und wissen, daß die Beschließungen des Königs an den Ausspruch der Volksversammlung gebunden waren. In dieser Beziehung ist ein Vorfall denkwürdig, den Gregor von Tours erzählt.

Die Beute wurde bei den Franken nach dem Lose in öffentlicher Volksversammlung vertheilt. Unter der Beute, welche die Franken zu Soissons machten, befand sich auch ein kostbares Kirchengefäß, welches die Geistlichkeit beanspruchte. Der König wollte der letzteren zu Willen sein, allein ein gemeiner Krieger trat aus der Menge hervor und zerschlug in seinem Zorne das kostbare Gefäß mit der Streitaxt, indem er dem Könige zurief: „Du hast nichts zu bekommen, als das, was das Los dir bestimmt." Der König mußte sich bescheiden, denn er wußte, daß die Volksversammlung dem gemeinen Manne Recht geben würde. Die Rache des Königs folgte allerdings nach. Als Chlodwig später eine Heerschau abhielt, herrschte er den Mann wegen des üblen Aussehens seiner Waffen an. Er schlug ihm im Zorn seine Streitaxt aus der Hand, und als der Krieger sich bückte um die Axt aufzuheben, spaltete ihm Chlodwig mit dem eigenen Streitbeil den Schädel, indem er ausrief: „So hast du es mit dem Gefäß von Soissons gemacht."

Gleich allen übrigen Freien stand auch der König und seine Familie unter der Gerichtsbarkeit der allgemeinen Volksversammlung. Hier wurde nicht nur über Vergehen von Gliedern der königlichen Familie gegen Andere, sondern auch über Streitigkeiten zwischen Gliedern der königlichen Familie unter sich entschieden. Eine Volksversammlung verurtheilte im Jahre 613 die verhaßte Königin Brunhilde zum Tode. Zahlreiche Beispiele, bei denen es sich um Streitigkeiten zwischen Gliedern des Regentenhauses handelte, und welche durch die Volksversammlung geschlichtet wurden, zählt die Geschichte auf. Da alle freien Franken gleich waren, so stand auch die königliche Familie unter dem gemeinen Rechte. Chlodwig wagte es, dieses Recht durch sein Ansehen zeitweise zu beugen, soweit seine eigenen Ausschreitungen in Betracht kamen; Anderen, auch seinen Verwandten gegenüber, versäumte er nicht, an die allgemeine Versammlung der Freien zu appelliren.

Die christliche Kirche nach der Völkerwanderung.

Die größte Umgestaltung erfuhr die christliche Kirche während der dreihundertjährigen Periode wüster Verwirrung. Unbemerkt und unbeachtet wurden während des Getöses der Waffen die Grundpfeiler zu dem gewaltigen Bau gelegt, der heute die feste Burg der römischen Hierarchie bildet. Die wichtigsten Umgestaltungen der Kirche in dogmatischer und hierarchischer Beziehung vollzogen sich während der Völkerwanderung. Lehrbegriff, äußere Form des Gottesdienstes und hierarchische Gliederung nahmen in jener Periode eine neue Gestalt an, und während der Glaubenskämpfe, die inmitten der Völkerwanderung entbrannten und welche vielfach den Heerzügen der Ostgothen, Westgothen und Vandalen, wie den späteren Unternehmungen der Franken zum Vorwande dienten, entwickelte sich das, was nachher die „katholische Kirche" genannt wurde.

Die heilige Dreieinigkeit. In jener Periode wurde, um zunächst die Wandlungen, welche die christliche Religion nach der dogmatischen Seite hin erfuhr, zu beleuchten, der bis dahin schwankende Lehrbegriff über die Person Christi festgestellt. Trat in den ersten Jahrhunderten mehr die christliche Moral in den Vordergrund, so war jetzt, nachdem die Kirche gesiegt und das Christenthum zur Staatsreligion im Römischen Reiche geworden, das Bedürfniß nach einer Feststellung des Lehrbegriffs um so entschiedener zur Geltung gelangt, als die Stellen, welche die eigenen Aussprüche Christi in den Evangelien enthalten sollten, mancherlei Deutungen zuließen. (Vergl. Band II. 501 ff.)

Man quälte sich, wie bereits S. 12 angedeutet, lange Zeit mit Zweifeln wegen der Frage, ob Gott von Ewigkeit her nur als Vater oder als Vater und Sohn zugleich existirt habe.

Arius, der Presbyter von Alexandrien, leugnete die Wesenseinheit von Vater und Sohn, während der Alexandriner Athanasius dabei beharrte: Jesus Christus, der Sohn Gottes, sei gleichen Wesens mit dem Vater. Während der Zeiten der Völkerwanderung triumphirte die letztere Glaubensrichtung, und es verschwanden allmählich nach furchtbaren Kämpfen die arianischen Christen vom Schauplatz. — Das Nikäische Konzil vom Jahre 325, welches sich für die Lehre des Athanasius entschied, hatte den Lehrbegriff der christlichen Kirche in Bezug auf die Gottheit des Sohnes festgesetzt (s. Bd. II. 492). Ein von Kaiser Theodosius I. (381) nach Konstantinopel berufenes allgemeines Konzil erhob das nikäische Glaubensbekenntniß zum Kirchengesetz und verdammte alle widerstrebenden Ansichten, fügte die Lehre von der Wesensgleichheit des heiligen Geistes mit dem Vater und dem Sohne hinzu und stellte damit die Grundzüge der Dreieinigkeitslehre fest. Ende des vierten Jahrhunderts galt die Lehre von der Dreieinigkeit allgemein als das Symbol der rechtgläubigen katholischen Kirche.

Das erste Schisma, bekannt unter dem Namen des Osterstreits, war schon im zweiten Jahrhundert über die Frage: wann das jährliche Osterfest zu feiern sei, entstanden. Die Meinungen kreuzten sich dabei sehr. Endlich entschied sie das erste allgemeine Konzil zu Nikäa dahin, daß der Ostersonntag jedesmal derjenige Sonntag sein solle, welcher auf den ersten Vollmond nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche folge. Wer das Osterfest anders feiern würde, solle verdammt sein. Dies waren denn nun unter Anderen auch die Quartodecimaner, so genannt, weil sie das Osterfest am vierzehnten Tage des jüdischen Monats Nisan begingen. Ueber diese im Grunde überaus unschuldigen Sektirer verhing der fanatische Theodosius eine Verfolgung, die gar nicht der Bedeutung der Sache entsprach.

Die religiöse Unduldsamkeit tritt überhaupt gerade bei der Religion der Nächstenliebe schon frühzeitig in wahrhaft schreckenerregender Weise zu Tage. Völker und Individuen verfielen dem Verfolgungswahn, wie wir aus dem Verhalten der katholischen Römer und Franken den Gothen gegenüber sahen. Mit welcher Wuth der Fanatismus bereits zu Anfang des fünften Jahrhunderts sein verzerrtes Haupt erhob, dafür mögen die nachfolgenden Beispiele Zeugniß ablegen.

Das Serapeion, das weltberühmte Hauptbollwerk des Heidenthums zu Alexandrien, an welches die ältesten Weissagungen die regelmäßige Nilüberschwemmung, wie überhaupt die Ordnung der Natur, knüpften, und das in wunderbarer Schönheit auf einer Anhöhe, zu welcher hundert Prachtstufen emporführten, Stadt und Meer überragte, fiel dem christlichen Fanatismus zum Opfer. Der Bischof Theophilus führte in eigener Person die zerstörungswüthigen Gläubigen gegen den herrlichen Tempel, welcher durch die fanatische Menge in einen Schutthaufen verwandelt wurde. Dabei ging auch die hier befindliche unschätzbare Bibliothek zu Grunde. Es war dies die größere Bibliothek, welche bei der Belagerung Alexandriens durch Cäsar der Zerstörung entgangen, während die Bibliothek im Bruchium in Flammen aufgelodert war. Die erstere, noch durch die Erwerbung der Bücherschätze von Pergamum, Geschenk des Antonius an Kleopatra, sowie durch neue Ankäufe vergrößert, zog wegen ihres Reichthums an Hunderttausenden von Rollen, welche die Leistungen der Gelehrsamkeit, Poesie und des Wissens von Jahrtausenden bargen, die gelehrtesten Männer der damaligen Zeit an sich. Auch die werthvollsten Sammlungen des Museums, welche der Wissensdrang vieler Jahrhunderte zusammengebracht hatte, gingen während der durch den christlichen Glaubenseifer hervorgerufenen Wirren verloren. Ein kaum minder beklagenswerther Angriff erfolgte von Seiten der unduldsamen Führer der christlichen Gemeinde auf die heidnischen Vertreter der Wissenschaft, indem die Ersteren in den unsterblichen Werken der Alten nur mythologische Greuel erkennen wollten. Der Patriarch Georg von Kappadokien vertrieb die heidnischen Philosophen, welche bisher noch in Alexandrien geduldet waren. Zwar kehrten sie unter Kaiser Julian wieder zurück, mußten aber unter dem unduldsamen Kaiser Theodosius aufs Neue flüchten.

Der Philosoph und Mathematiker Theon hatte eine wegen ihrer Schönheit und ihrer seltenen Kenntnisse und geistigen Vorzüge vielbewunderte Tochter, Hypatia mit Namen. Sie trat öffentlich als Lehrerin auf und bekannte sich zu den Grundsätzen der neuplatonischen Philosophie, jenem letzten Versuche des Heidenthums, durch übernatürliche Versenkung in den Geist der Gottheit die Gegensätze der wirklichen und idealen Welt zu versöhnen. Die Beredsamkeit und Bescheidenheit dieser gelehrten Frau verschafften ihr zahlreiche Freunde und Zuhörer. Als entschiedenste Widersacher der heidnischen Philosophie galten allgemein Bischof Cyrillus in Alexandrien und dessen Anhänger. Von dieser Seite wurde der Umstand, daß der entstandene Zwist des Bischofs mit dem Statthalter Orestes fortdauerte, der Hypatia zur Last gelegt. Während der Fastenzeit (415) rottete sich nun eine Schar fanatischer Christen zusammen, stürmte nach dem Hause der Philosophin, riß die soeben Herannahende aus ihrem Wagen und schleppte die Unglückliche zur Kirche, wo sie gesteinigt und buchstäblich zerrissen ward. Man fand es rathsam, die infolge der Uebelthat angestellte Untersuchung bald nachher niederzuschlagen, indem man sich damit tröstete: solcher Art Ruhe geschafft zu haben, sei ganz der Liebhaberei des frommen Pöbels von Alexandrien angemessen, durch welchen ja auch die Bischöfe Georgius und Proterius zerrissen worden seien. — Nicht minder unduldsam wie in den angeführten Fällen zeigte sich Cyrillus bei Verurtheilung der Glaubenssätze des Nestorius, sowie dem Johannes Chrysostomus gegenüber.

Während der Jahre 412—415 ergingen zahlreiche Edikte, welche auf die vollständige Aufhebung des alten Kultus abzielten, die Säkularisation aller Tempelgüter sowie die Vertreibung der heidnischen Priester aus den Städten anordneten. Einige Jahre später ging man noch weiter, indem man alle Heiden aus dem Heere, der Verwaltung und dem Gerichtswesen ausschloß, sowie ihnen das Recht versagte, christliche Sklaven zu halten. Gegen Ende des fünften Jahrhunderts, nachdem die Fechterspiele und Thierkämpfe der Amphitheater aufgehoben, die unzüchtigen Schauspiele verboten und die Festlichkeiten des alten Götterdienstes abgeschafft oder auch theilweise in den christlichen Kultus aufgenommen worden waren, lag das Heidenthum in seinen letzten Zügen.

Die Streitigkeiten über die göttliche Natur Christi hatten auch nachmals die Gemüther erregt (428). Nestorius, Patriarch von Konstantinopel, trennte die göttliche und menschliche Natur in Christus, deren Eigenschaften nur zum Behufe der Erlösung nebeneinander wirkten. Er verwarf namentlich die Ansicht Derjenigen, welche in Maria die „Gottesgebärerin" erblickten, und stritt gegen jede weitere mystische Zuthat zum christlichen Lehrbegriffe. Dagegen behauptete Cyrillus (vergl. Bd. II. 504) die völlige Einheit der göttlichen und menschlichen Natur in Christo; derselbe sei als Gott zugleich Mensch und als Mensch zugleich Gott gewesen, und da in ihm der Sohn Gottes als Mensch geboren worden sei, so sei die Jungfrau mit Recht „Gottesgebärerin" zu nennen. Mittels verschiedener Beihülfe errang die Lehre Cyrill's auf der Synode von Ephesos (431) den Sieg.

Die Engel und die Heiligen. Zu dem dreieinigen Gott und der Gottesmutter gesellten sich nun auch bald die Heiligen. Aurelius Augustinus (geb. 13. November 353 zu Tagaste in Numidien, gestorben am 28. August 430 zu Hippo), die hervorragendste Erscheinung der alten Kirche, schrieb ein bedeutendes, für die gesammte spätere Entwicklung derselben maßgebendes Werk: „Vom Staate (Reiche) Gottes", in welchem er das irdische Reich dem himmlischen gegenüberstellte. Der irdische Staat erstrebe irdische Größe, Macht und Wohlfahrt als höchstes Ziel, die Kirche habe Gott zum Könige und suche in der Vereinigung mit ihm und seinen Engelscharen mittels Liebe zu allem Geistlichen und Entäußerung des sinnlichen Selbst die Erreichung des höchsten Gutes. Wahrheit und dauernde Glückseligkeit biete nur das himmlische Reich der Heiligen und Seligen, das unter der Leitung Gottes stehe und von Engeln, Heiligen und frommen Geistlichen regiert werde.

Den Engeln, welche von Gott nicht selten zur Verkündigung oder Vollziehung seines Willens auf die Erde gesandt wurden, waren verschiedene Verrichtungen zuertheilt worden.

Je wichtiger letztere, desto höher war auch der Rang der Engel. Daher finden wir denn unter den 71 Engeln, welche man später annahm, auch sieben Erzengel, von denen Gabriel, Raphael und Michael die wichtigsten sind.



Tod der Hypatia.

Diesen guten Engeln standen indeß auch böse Engel oder Teufel (Satane) gegenüber, unter denen als oberster Beelzebub genannt wird.

Außer jenem merkwürdigen Buche, in welchem der heilige Augustinus die Moral und Dogmatik des Christenthums entwickelt, sind es noch seine „Bekenntnisse" und als deren Fortsetzung seine „Selbstgespräche", durch welche er in Form einer Beichte vor Gott die

Entwicklung seines Innern vorträgt und die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen in hohem Grade erregte; endlich verdient Erwähnung seine Schrift „Von der wahren Religion", ein vornehmlich zur Bekehrung der von Gott noch nicht Begnadigten geschriebenes Werk, worin er die alleinseligmachende Eigenschaft der orthodoxen Kirche nachzuweisen versucht.

Durch Augustinus, einen der hervorragendsten unter den Kirchenvätern, waren der dreieinige Gott und die Mutter Gottes mit einem Male mit einer zahlreichen Gefolgschaft umgeben worden. Die Regierung des himmlischen Reiches, an welcher „Heilige und fromme Geistliche" Theil nahmen, dehnte sich bald über die Erde aus, und Augustinus begründete durch sein Werk theoretisch die Macht der Hierarchie. Er selbst wurde später unter die Heiligen versetzt, gleich dem Bischof Ambrosius von Mailand († 397), Hilarius von Poitiers († 368) und vielen anderen „frommen Geistlichen". Das Leben der Heiligen wurde nach und nach in sagenhafte Gebilde, Legenden, gehüllt; dann begann man nach ihren Ueberbleibseln zu forschen, woraus sich der Reliquiendienst entwickelte.

Die Christen der ersten Jahrhunderte wußten von Heiligen nichts. Zwar verehrten auch sie die Märtyrer des Glaubens; allein diese Verehrung beschränkte sich darauf, daß die Namen jener Märtyrer bei den Versammlungen in liebevoll-dankbarer Erinnerung genannt und ihr Thun und Leiden als Muster hingestellt wurden. — Anders gestaltete sich die Sache schon vor Augustinus und noch weiterhin seit Bekanntwerden seiner Lehre vom „Staate Gottes" und als immer mehr heidnische Gebräuche in der christlichen Kirche Aufnahme fanden. Diejenigen ihrer Glieder, welche sich entweder durch einen hohen Grad christlicher Tugend und Frömmigkeit oder durch einen besondern Eifer für die Verbreitung des Christenthums oder endlich durch eine völlige Entsagung alles Irdischen ausgezeichnet hatten, wurden nach dem Tode als Heilige angerufen. Schließlich gelangte allgemein zur Geltung das Dogma, nach welchem ihre Fürsprache bei Gott von besonderem Gewicht sei.

Die Heiligsprechung war Anfangs Sache der Kirchengemeinschaft; da aber dadurch die Zahl der Heiligen sich ungemessen vermehrte, so eigneten sich die Bischöfe das alleinige Recht zur Kanonisation an, bis dasselbe später ausschließlich dem Papste verblieb.

Daß der Heiligendienst nur zu sehr dazu geeignet war, in der Kirche neue Mißbräuche aufkommen zu lassen, bedarf wol keiner weitern Begründung. Die Heiligen erhielten allmählich durch den ihnen gewidmeten Kultus ganz und gar den Charakter der griechischen und nordischen Heidengötter, indem fast jedem derselben ein gewisses Gebiet in der Natur oder im menschlichen Schicksalsleben zum Schutze oder zur Ueberwachung angewiesen wurde, dem er alsdann als Schutzheiliger vorstand; ähnlich wie das Griechenthum in Poseidon einen Gott des Meeres und der Götterhimmel der Germanen in Hertha oder Freya eine Schutzgöttin der Erde und des Hauses besaß. — Es mag für manchen unserer Leser interessant sein, die vorzüglichsten jener Schutzpatrone zu kennen.

Sankt Michael gilt als Schutzheiliger des Adels, St. Thomas der der Theologen, St. Ivo der Rechtsgelehrten, St. Damian der Aerzte, St. Crispinus der Schuhmacher, St. Hubertus der Jäger, St. Martin der Trinker, St. Cyprian der Gichtkranken, St. Florian schützt in Feuersgefahr, St. Nepomuk in Wassersnoth, St. Benedikt gegen Gift, St. Petronella gegen das Fieber, St. Erasmus gegen Kolik, St. Rochus gegen die Pest, St. Ulrich gegen Ratten und Mäuse, St. Apollonia gegen Zahnschmerzen, St. Margaretha in Geburtswehen rc. — Fast jede christliche Nation hat ihren besondern Schutzheiligen: die Portugiesen St. Anton, die Spanier St. Jakob, die Franzosen St. Denis, die Engländer St. Georg, die Venetianer St. Markus, die Russen St. Andreas rc. Der Schutz der Heiligen erstreckte sich selbst auf die Thiere; so schützte St. Antonius die Schweine, St. Gallus die Gänse, St. Pelagius das Rindvieh rc.

Alle diese Heiligen — lehrte die Kirche — waren nicht nur durch ihre Fürbitten bei Gott, sondern auch durch die ihnen gegebene außerordentliche Kraft im Stande, Wunder zu thun, mithin den Lauf der Natur zu ändern und übernatürliche Dinge zu vollbringen.

Sünde und Gnade. Hier noch ein Wort über einige andere Streitpunkte, welche die christliche Gemeinschaft zur Zeit des heiligen Augustinus (um 400) in zwei feindliche Lager spaltete. Die ursprüngliche Auffassung des Christenthums hatte in Pelagius, einem Mönche aus Britannien, einen Vertreter gefunden, mit welchem infolge seiner freieren Anschauungen Augustinus in heftige Streitigkeiten gerieth. Während der Erstere behauptete, „daß durch Adam's Sündenfall die menschliche Natur nicht völlig verdorben sei, der Mensch also durch die Kraft seines Willens auch außerhalb des Christenthums der göttlichen Gnade würdig, aber durch die Kirche in seiner Selbstbesserung gefördert und einer höheren Seligkeit im Reiche Christi theilhaft werde", lehrte Augustinus: der Wille des Menschen sei im Gegentheil von Natur unfrei und die Seligkeit hänge allein von der Gnade Gottes ab: „durch Adam's Sündenfall ist die menschliche Natur mit einer unendlichen Schuld belastet, unfähig zum Guten aus eigener Kraft, daher erwählt aus der „allgemeinen Masse des Verderbens" die Einen ohne all ihr Verdienst zur Seligkeit, während die göttliche Gerechtigkeit die Anderen zur ewigen Verdammniß bestimmt (Gnadenwahl). „Denn", fährt der heilige Mann fort, „wenn zwei Kinder geboren werden, das eine wird von seiner Mutter zur Taufe getragen und erhält die Gnade Gottes, das andere bleibt in der Finsterniß und Verdammniß: was können dann die Kinder dazu? Ist es nicht der Wille Gottes gewesen, der das eine erwählt, das andere verworfen hat? So ist eben Alles auf den ewigen Rathschluß Gottes gestellt und nicht auf den Menschen: wer nicht zur Seligkeit vorher bestimmt ist, bleibt ewiglich verloren und verdammt!" — Hierdurch ward Augustinus der Begründer der inhaltschweren Lehre von der Erbsünde und Vorherbestimmung (Prädestination). Diese Lehre hatte die Einführung der Kindertaufe zur Folge, welche als Gnadenmittel der Kirche der unverschuldeten Sünde entgegengestellt werden sollte.

Diese und viele andere streitige Glaubenssätze, nicht minder das Streben des Bischofs Donatus von Karthago, der sich gegen die Verweltlichung der Kirche aufgelehnt und die Ausschließung aller unheiligen und ketzerischen Elemente aus der Kirche verlangt hatte, riefen Kämpfe hervor, die ein volles Jahrhundert währten und eine immer schärfere Beimischung von Fanatismus erlangten. Mehrmals, so im Jahre 411, wurde versucht, den Streit beizulegen, und eine Unterredung der Führer der beiden Parteien veranstaltet. Den 286 katholischen Bischöfen stellten sich 297 donatistische entgegen; so mächtig war deren Partei in Afrika. Drei Tage lang währte die Geistesschlacht. Endlich erklärte der kaiserliche Kommissar, die Katholiken hätten in allen Punkten gesiegt. Daraufhin wurden die Gottesdienste der Donatisten bei Todesstrafe verboten und ihre Ausrottung vorbereitet.

Reliquien. Auch die für heilig erklärten Ueberbleibsel vom Körper oder Eigenthum der Märtyrer oder sonstiger hoch verehrter Christen gaben zu verschiedenen Zeiten Veranlassung zu bitterem Streit. Die Werthschätzung solcher theueren Erinnerungsstücke ist der menschlichen Natur eigen und so sehr in dem Gefühle der Liebe begründet, daß es nicht leicht einen Menschen geben wird, der ein Andenken von einem ihm theuren Verstorbenen nicht in Ehren hielte. — Von diesem Gesichtspunkte aus möchte sich gewiß nichts dagegen einwenden lassen, daß die Christen die Reliquien Jesu, der Maria, der Apostel und der Heiligen aufbewahrten und hoch hielten. Wenn aber, wie es wirklich geschah, diese Werthschätzung in Anbetung überging; wenn die Priester lehrten, daß den Reliquien der „Heiligen" eine Wunderkraft innewohne, die man durch Anbetung zu einer Aeußerung bewegen könne; wenn daraus mit der Zeit ein förmlicher Reliquiendienst sich entwickelte, so kann man darin nichts Anderes erkennen, als das tadelnswerthe Bemühen, die Menge irrezuleiten und ihre Leichtgläubigkeit zu Gunsten der Kirche auszunützen. Die phantasievollen Germanen, welche kaum einer reichen heidnischen Götterwelt entsagt, fanden besonders Behagen an diesem phantastischen Kultus. Statt der heiligen Mispel und der Alraunwurz, griffen sie nun nach Reliquien von christlichen Märtyrern und Heiligen als Talismanen. Zum Beweise, bis zu welchem Widersinne der Reliquiendienst ausartete, und welchen

Mißbrauch man mit einer ursprünglich herzerhebenden Gefühlssitte trieb, wollen wir einige der absonderlichsten Züge aus der Geschichte des Reliquienwesens anführen.

Reden wir zuerst von den Reliquien, deren Existenz eine Unmöglichkeit war, in deren Besitz die Kirche aber nichtsdestoweniger zu sein behauptete. Man besprach und zeigte eine Feder aus dem Flügel des Erzengels Gabriel, den Dolch und den Schild des Erzengels Michael, einen Strahl von dem Sterne, welcher den Weisen aus dem Morgenlande leuchtete, ja sogar ein Stück von der Leiter, welche Jakob im Traume gesehen!

Wahrlich, man muß über die Blindheit des Volkes staunen, welches alles dies — glauben konnte! Die wunderbarste Reliquie bleibt aber doch das Haus der Maria, wunderbar um deswillen, weil es nicht in Palästina, sondern in — Loreto (im Kirchenstaate) steht. Die Sage erzählt darüber nämlich Folgendes: Als die Sarazenen Judäa eroberten, trugen die Engel das Haus fort, um es vor den Händen der Ungläubigen zu bewahren. Anfangs ließen sie es bei Tersate in der Nähe von Fiume stehen; weil es hier aber nicht heilig gehalten wurde, so schafften sie es weiter nach Loreto, wo es sich noch befindet, wie sich die ungeheuren Scharen der Wallfahrer, welche es jährlich besuchen, überzeugen!

Die römische Hierarchie. Mit der Verehrung der Heiligen, die ja zum großen Theil aus Bischöfen und frommen Geistlichen bestanden, welche nach ihrem Tode an der Regierung des himmlischen Reichs Theil nahmen, wuchs natürlich das Ansehen des Klerus oder der Geistlichkeit in außerordentlichem Grade. Es entwickelte sich nach und nach die hierarchische Abstufung innerhalb der christlichen Kirche bis zur heutigen organischen Gliederung der römischen Hierarchie.

Anfänglich war die Hierarchie eine zweitheilige. Der Patriarch von Konstantinopel, welchem die Gunst der oströmischen Kaiser eine Reihe von Vorrechten zugewendet hatte, behauptete das gleiche Ansehen mit dem Bischof von Rom. Allein seit dem vierten Jahrhundert wußten die Bischöfe Roms mit Hülfe der Petrussage (Bd. II. 482) ihren Einfluß derart zu vergrößern, daß der Nachfolger des „Apostelfürsten" seit jener Zeit mit dem Namen des „heiligen Vaters", Papa oder Papst belegt wurde. Unabhängig von der weltlichen Macht wußten die Päpste „auf dem Felsen Petri" von nun an die Säulen ihrer Macht aufzurichten und in einer wahrhaft großartigen Weise den dogmatischen Lehrbegriff im Sinne der Hierarchie zu erweitern.

Die weltliche gegenüber der geistlichen Macht. In der Periode, welche uns beschäftigt, ward noch die souveräne Stellung des Kaisers über den christlichen Oberhirten, — also im Gegensatz zu späteren Ansprüchen des Letzteren — die kaiserliche Machtvollkommenheit Befehle zu ertheilen und deren Durchführung von einem Kirchenoberhaupte zu verlangen, für ein feststehendes, legitimes Recht angesehen. In bei weitem schonungsloserer Weise, als dies durch den freidenkenden Theodorich (S. 95) geschehen war, machte der orthodoxe und legitime oströmische Kaiser Justinianus dem römischen Papst Silverius gegenüber seine Rechte geltend. Es geschah offenbar im Auftrag der ränkevollen Kaiserin Theodora, als der kaiserliche Feldherr Belisarius den Bischof von Rom wegen verschiedener ihm zum Vorwurf gemachter brieflichen Ergehungen zur Verantwortung zog, nachdem sich derselbe trotz aller geheimen Bestürmungen, mannhaft geweigert hatte, Theodora's Begehren auf dem Konzil zu Chalkedon nachzukommen. Wiewol das über die Schuld des Bischofs zur Entscheidung berufene Gericht denselben eines Unrechts nicht hatte überführen können, ward Silverius dennoch in schroffster Weise seiner Würde entsetzt und nach Griechenland verwiesen. Von hier aus schickte ihn Kaiser Justinian in die Verbannung nach Patara in Lykien, ließ ihn hierauf im Jahre 538 wieder nach Italien zurückbringen, um nochmals über ihn eine Untersuchung zu verhängen. Im Falle der Ueberführung sollte er irgendwo Bischof, im Falle des Beweises seiner Unschuld sogar wieder Papst werden. Aber sein Gegner Virgilius wußte es bei Belisar durchzusetzen, daß Silverius ihm ausgeliefert wurde. Abermals verbannt, starb er auf der Insel Palmaria, vielleicht des Hungertodes.

Die Einsetzung seines Nachfolgers Virgilius (547—555) erfolgte nach Gutheißung der Kaiserin einfach auf Belisar's Befehl.

Weiterhin schreibt im Jahre 549 Justinian von Griechenland aus an den Bischof von Arles, derselbe möge den Frankenkönig Childebert bewegen, Totilas, der damals Rom eingenommen, brieflich vor jeder Einmischung in die ihm fremde katholische Kirche, vor jeder Schädigung und Verwirrung derselben zu warnen. Die Begründung der Aufforderung ist bezeichnend. Die Einmischung des Monarchen kann Virgilius nicht zurückweisen: er spricht dem Totilas nur als Ketzer das Recht dazu ab. — Virgilius' Nachfolger Pelagius I. und Pelagius II. wurden gleichfalls auf Befehl und nach Gutheißung des Kaisers Justinian gewählt; bei der Wahl des Letzteren wird besonders hervorgehoben, daß sie deswegen „ohne ausdrücklichen Befehl des Kaisers" erfolgen mußte, weil die Langobarden die Stadt umschlossen hielten.

Wir erwähnen dieser Umstände deswegen so ausführlich, weil solche Beispiele aus den frühesten Perioden der Kirche deutlich darthun, wie die später von den Päpsten beanspruchte Oberlehnsherrlichkeit über die weltliche Gewalt nicht nur jeder Begründung entbehrt, sondern wie im Gegentheil zur Zeit der beginnenden Befestigung des römischen Oberhirtenamtes die Kirche dem Staatszwecke untergeordnet war. Für ein Nebeneinanderbestehen kirchlicher und staatlicher Einrichtungen, ohne daß erstere letzteren organisch sich einfügten, hatte der Staatsgedanke jener Zeit keinen Raum.

Trotz ihrer damals durchaus noch nicht dominirenden Stellung vermochte indessen, wie wir aus dem Vorhergegangenen wissen, die höhere Priesterschaft einen vielfach maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung der politischen Zustände zu üben. Das Einwirken der Geistlichen hatte sich auf staatlichem Gebiete eben so oft als heilsam wie als störend erwiesen. Unterlagen doch ihrem Achtung und Verehrung gebietenden Dazwischentreten selbst Gewalthaber, die sonst der frommen Fürbitte sich unzugänglich zeigten. Wir wissen, wie selbst der wilde Attila sich auf des greisen Leo Zusprache bewegen ließ, über Rom seine Geißel nicht zu schwingen. Hier möge nachgetragen werden, daß aber auch etwas Klugheit von der einen Seite und bange Furcht von der andern den Rückzug des Hunnenkönigs veranlaßten. Letzteren zu bewirken, gelang dem Oberpriester, der gar wohl die Menschen kannte, dadurch, daß er, nach Wahrnehmung des Eindrucks, welchen die Vorstellung von der unheilvollen Wirkung der Mißachtung der an ihn ergangenen Warnung auf den Barbarenfürsten gemacht hatte, diesen ermahnte, er möge ja nicht vergessen, wie es dem Alarich keinen Segen gebracht habe, in die heilige Stadt eingedrungen zu sein; denn derselbe sei gar bald nach seinem Einzug in Rom gestorben.

Die christliche Kirchenzucht. Zu keiner Zeit ließen die Priester eine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen, um ihre Macht gerade die Gewaltigen und die Vornehmen mit empfinden zu lassen. Zu ihren gegen Geringe und Hohe angewendeten Hülfsmitteln, ihre Macht und Oberherrlichkeit darzuthun und beide zu befestigen, gehörte in erster Reihe die „Kirchenzucht". In der ersten Periode der christlichen Kirche hatte dieselbe eine größere Berechtigung als in den späteren Zeiten. So lange die Kirche sich gegen die Zuchtlosigkeit und die allzustrenge Praxis verschiedener Sekten zu wehren, so lange sie im Kampfe gegen Juden- und Heidenthum um ihre selbständige Existenz ringen mußte, war wirklich eine ernste Disziplin gegenüber den eigenen Gliedern nothwendig. Damals aber übte noch die ganze Gemeinde diese Selbstzucht; erst später maßten sich die Priester den Bann und das Interdikt als ein Vorrecht an. — In Rom herrschte in jener ersten Periode eine so milde Anschauung, daß selbst ein Bischof auch wegen einer Todsünde nicht abgesetzt werden sollte; in Nordafrika hingegen schloß man die durch grobe Sünden Befleckten für immer aus der Kirchengemeinschaft aus. Doch neigte man in der ganzen Kirche allmählich immer mehr dahin, die Buße als einen Bußkrampf und ein äußeres Werk aufzufassen und das Recht der Absolution oder Lossprechung dem Bischof vorzubehalten.

Das Konzil von Nikäa (325 n. Chr.) erwähnt die Bußstadien oder Bußgrade als bestehende Einrichtung. Die auf der ersten Stufe (flentes, hiemantes) mußten im Bußgewande vor den Kirchthüren unter freiem Himmel stehen und die eintretenden Gläubigen unter Thränen um Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft bitten. Nach einem oder zwei Jahren traten sie auf die Stufe der audientes, d. h. sie durften im Hintergrunde der Kirche mit den Katechumenen dem Vorlesen der Schrift und der Predigt beiwohnen. Nach Verlauf von drei Jahren traten sie in die Reihe der genu flectentes, welche nach Entlassung der Katechumenen knieend über sich vom Bischof beten ließen und selber mit der Gemeinde beteten. Bald nachher durften sie aufrecht stehend mit der Gemeinde zusammen beten und dem Gottesdienst bis zum Ende des ersten Theiles (des Predigtgottesdienstes) beiwohnen. Am Abendmahl nahmen sie Theil nach der feierlichen Wiederaufnahme in die Kirche, welche durch Handauflegung geschah. Als später die Habsucht der Priester ungescheuter hervortreten durfte, verwandelte man die Kirchenbußen häufig in Geldstrafen, deren Betrag in die Säckel der Geistlichen floß.

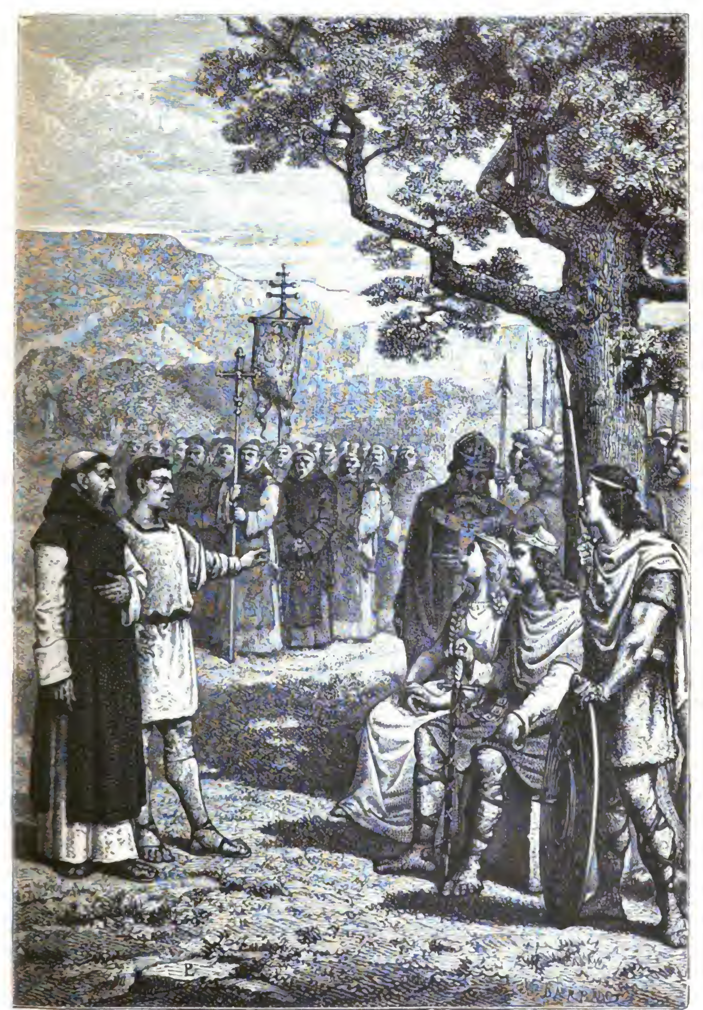
Seit Einführung der Staatskirche wurden die Geistlichen mit dem Rechte bekleidet, die Kirchenzucht auch auf obrigkeitliche Personen bis zu den höchsten hinauf auszudehnen. Höchst bedenklich wurde die Art, mit welcher die Kirche den Arm der Staatsgewalt in Anspruch nahm, um Irrlehrer und Ketzer mit Gewalt zur Lehre und der Ordnung der Kirche zu bekehren. Augustin war naiv genug, sich hierbei auf das Wort Christi im Gleichniß vom großen Abendmahl (Luk. 14, 23) zu beziehen: „Nöthige sie, hereinzukommen", indem er aus dem „Nöthigen" ein „Zwingen" machte. Der Augustin'sche Lehrsatz hat später zur Rechtfertigung der Inquisition, der berüchtigten Dragonaden und andererer Gewaltmaßregeln dienen müssen.

In der zweiten Periode wurde auch durch Gregor den Großen der Grund gelegt zur nachmaligen Theorie vom Meßopfer und vom Fegefeuer. Da allein der Priester jenes Opfer verrichten und dasselbe auch auf die im Reinigungsfeuer schmachtenden Seelen ausdehnen durfte, so gewann hierdurch der Einfluß der Kirche außerordentlich an Bedeutung; sie fing an, auf Erden, in der Hölle und zuletzt im Himmel zu regieren. Denn wenn sie die Macht hat, aus dem Fegefeuer zu erlösen und Heilige zu schaffen, so vollzieht sie eben göttliche Vorrechte, welche sie dem quiescirten Herrn der Kirche abgenommen hat.

Der Kirchenbann, von dem schon Ambrosius (vergl. Bd. II. S. 491) gegen den Kaiser Theodosius Gebrauch machte, ward in späterer Zeit das wirksamste und gefürchtetste Zucht-, Straf- und Zwangsmittel in der Hand der hohen Priesterschaft gegen die weltlichen Gewalthaber. Er war zwiefacher Art: er bestand entweder in der „Exkommunikation" für geringere Vergehen, d. h. in der Ausschließung von den Sakramenten, oder in dem „Anathema", d. h. der Versagung jeder Art von Verkehr unter gänzlicher Ausstoßung aus der kirchlichen Gemeinschaft. Interdikt war der Kirchenbann, von welchem sich ein ganzes Land oder ein großer Bezirk betroffen sah; er hatte das Aufhören aller kirchlichen Verrichtungen im Gesammtgebiet des mit dem Edikte belegten Landes zur Folge. Erst nach Aussöhnung mit der Kirche und nach Ableistung der verhängten Kirchenbuße stand die Aufhebung des Kirchenbannes zu erwarten.

Gelübde, d. h. Gelöbnisse zum Unternehmen eines frommen Werkes (wodurch man entweder eine Schuld büßen oder den Himmel zur Förderung dieses oder jenes Werkes günstig stimmen wollte) waren in der christlichen Kirche schon längere Zeit üblich, wurden aber erst mit den Kreuzzügen allgemeiner.

Der Uebertritt des Frankenherrschers knüpft sich an ein solches Gelübde. Als Chlodwig die Schlacht bei Zülpich lieferte und dieselbe an allen Punkten für ihn höchst bedenklich stand, da flehte er, das Siegesgeschrei der Alemannen vernehmend, den Gott der Christen um Sieg an, indem er gelobte, an ihn zu glauben und sich taufen zu lassen, wenn er durch plötzliche Wendung des Schlachtenglückes seine höhere Allmacht beweise. —



Christliche Missionäre in England. (S. S. 174.) Zeichnung von P. Leyendecker.

Kaum hatte der König dies Gelübde gethan, so wandte sich der Sieg auch auf die Seite der Franken. — Chlodwig ließ sich wirklich taufen, um sein Gelübde zu erfüllen.

Aber mit diesem einen Wunder nicht zufrieden, erzählen die Christen noch ein zweites, welches sich bei der Taufe selbst in Reims zugetragen haben soll. Während der feierlichen Handlung erschien über den Häuptern der Versammlung eine weiße Taube, welche die zur Taufhandlung nöthige Oelflasche vom Himmel überbrachte. Dieses Gefäß (Ampulla Remensis) mit dem unversiegbaren Oele wurde aufbewahrt, und sind alle Könige Frankreichs bis auf Ludwig XVI. mit diesem Oele gesalbt worden. Während der Revolution 1794 ging die sainte Ampoule in Trümmer. Um zu zeigen, wie der Aberglaube selbst bei den höchstkultivirten Völkern bis in unser Jahrhundert fortwuchert, mag hier noch erwähnt werden, daß der Erzbischof von Reims behauptete, ein Bruchstück von dieser heiligen Ampel mit noch etwas Oel gerettet zu haben, mit welchem thatsächlich auch Karl X. im Jahr 1825 gesalbt wurde.

Das Asylrecht. Zu den Mitteln, das Ansehen und den Einfluß der Kirche zu erhöhen, gehörte auch das „Asylrecht", ein Privileg der christlichen Kirchen, Kraft dessen dem Arm der weltlichen Herrschaft vor den Mauern der Kirchen ein Halt geboten wurde, eben so oft zum Heil der Verfolgten, wie zu Ungunsten der weltlichen Gewalt, deren Boten nicht in die heiligen Hallen eindringen durften.

Klösterliches Leben. Als Nachahmung der Gewohnheiten der Einsiedler des obengenannten Serapeums, welche ungefähr 300 v. Chr. sich in den weiten Räumen dieser großartigen heidnischen Bildungsstätte niederließen, erscheint die Schwärmerei der Stifter und Bewohner der Klöster. In der gegenwärtigen Periode fand dieser Eifer rasch weite Verbreitung, und die Hierarchie wußte sich desselben gar trefflich zu Erreichung ihrer Zwecke zu bedienen. Fromme Einsiedler, wie der heilige Martin von Tours, hatten stetige Kämpfe mit dem Teufel auszufechten; in der Flucht vor den Freuden der Welt, in der Ehelosigkeit und in Kasteiungen erblickte man den sichersten Weg zur Erlangung der Himmelsseligkeiten. Es bildeten sich Genossenschaften von Eremiten, die sich unter einem Dache (monasterion) vereinigten, sich einen Vorsteher (Abbas — daher Abt) wählten und nach einer für Alle giltigen Vorschrift, der „Klosterregel", lebten. (Vergl. Band II. 505). Man fand darin während jener wüsten Zeit, wo die rohesten Neigungen allerwärts frei walteten, eine Heiligung, und Tausende legten die Gelübde der Armuth, Keuschheit und des unbedingten Gehorsams gegen die Kirchenobern ab. Nonnen (von einem koptischen Worte herkommend) hießen die Mitglieder eines weiblichen Klostervereins.

In dem Mönchsleben erblickte man zugleich eine Rückkehr zur ursprünglichen christlichen Gleichheit. Eine Menge Heiden wurde durch den Eifer dieser Mönche getauft und Gleichgesinnte zu beschaulichem Leben herangezogen; wer aber bleiben und einst das Mönchsgewand tragen wollte, mußte seine unlauteren Gewohnheiten ablegen und dem Vorstand des Klosters unbedingten Gehorsam angeloben. Streng hielt Gallus, der Gründer des Klosters von St. Gallen, einer Pflanzstätte der Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, darauf, daß seine Genossen das Gebot der Nüchternheit, Schweigsamkeit und der Unterordnung nicht übertraten. Fiel einer der Mönche in die frühere Gewohnheit des Trunkes und des Trotzes, lungerte er im Walde herum, versäumte die Stunde des Gebetes, so wurde er hart angelassen und im Wiederholungsfalle durch Fasten, Gefängniß oder gar mit Geißelhieben gestraft. Bei geringeren Vergehen mußten Psalmen abgesungen oder Gebete während der Nacht gesprochen werden. Columban läßt Denjenigen mit zweihundert Geißelhieben züchtigen, der sich erkühnt, einem Weibe zu nahen. — Diese strenge Zucht war in der That das einzige Mittel, den germanischen Trotz zu bändigen und ein größeres Gemeinwesen zusammen und aufrecht zu erhalten. In Italien war es vorzugsweise Benedict von Nursia (480—543), der vor den Obengenannten auf dem steilen Monte Cassino (Neapel) ein Kloster erbaute und den nach ihm benannten Mönchsorden der Benediktiner gründete. Letzterer hat durch das, was er für die Förderung der Wissenschaft und der Kultur geleistet,

sich einen unvergänglichen Nachruhm erworben. Während in St. Gallen, Fulda, Reichenau, Hirschau, zu Corvey in Franken, Clugny, Montferrat (Spanien) und anderwärts, erst später hochangesehene Klosterschulen der Benediktiner aufblüheten, pilgerten schon im sechsten Jahrhundert eine Menge wißbegieriger und frommgläubiger Jünglinge nach dem Monte Cassino.



San Apollinare in Classe bei Ravenna.

Der Benediktiner-Orden hat im Laufe der Zeiten eine endlose Reihe bedeutender Männer hervorgebracht und dadurch eine tiefeingreifende Rolle in der Kulturentwicklung gespielt. Dafür zeugt die Thatsache, daß der Orden während der dreizehn Jahrhunderte seines Bestehens nach Feßler's Berechnung 15,700 Schriftsteller, 4000 Bischöfe, 1600 Erzbischöfe, 200 Kardinäle, 24 Päpste, 1560 kanonisirte und 5000 der Kanonisation würdig erklärte Heilige, sowie 43 kaiserliche und 44 königliche Personen unter seinen Mitgliedern zählte. Das größte Lob gebührt ihm aber insofern, als er sich von politischen Händeln sowie von den Höfen und ihren Intriguen stets fern hielt, dagegen unverrückt die Ziele der Wissenschaft und der wahren Kirche, sowie die Seelsorge vor Augen hatte. — Die Verzweigung des Benediktinerordens umfaßte vor der Reformation zwischen 15,000 und 16,000

Klöster; nach derselben sank diese Zahl auf 5000 bis 6000 herab, wohingegen sein heutiger Bestand an Klöstern kaum noch 500 betragen dürfte.

Abgesehen von der Askese und dem religiösen Fanatismus bot im Allgemeinen, besonders im Abendlande, das Mönchswesen auch erfreuliche Seiten. Die Mönche suchten mit echt christlicher Sympathie die geistigen wie leiblichen Bedürfnisse der Menschheit nach Kräften zu befriedigen; sie waren die Berather, Tröster und Helfer in Krankheit und Trübsal, in allen Anliegen bei Hoch und Niedrig. Zu allen Zeiten wurde der Wohlthätigkeitssinn und die Gastfreundschaft der klösterlichen Vereine gerühmt. Vor Allem aber waren sie die furchtlosesten und heftigsten Widersacher der Sklaverei; das Loskaufen der Sklaven erklärten sie als eines der verdienstvollsten Werke, denn die Knechtschaft sei eine Herabwürdigung der durch Christus erlösten Menschheit. Was sie für die Belehrung der Menschen und nicht minder für die Erhaltung der Wissens- und Kunstschätze des Alterthums gethan, dafür werden ihnen selbst noch die spätesten Geschlechter Dank wissen.

Je mehr Gewalt und Einfluß der Kirche um sich greifen konnten, desto mehr neigte der Klerus zum Prunke und umgab sich in bestechend-eindrucksvoller Weise mit Ceremonien. Das glänzende Priestergewand überstrahlte noch die Gewandung der Tempeldiener der Juden und Heiden. Weihrauch, dessen sich die Aegypter, Griechen und Römer bei ihren Opfern bedienten, duftete in den christlichen Basiliken, und kunstvolle Tempelhallen traten an Stelle der einfachen und verborgenen Räume, in denen die ersten Christen den Gott der Liebe verehrten (vergl. Bd. II. 485, 490, 509); fromme Gesänge, deren musikalische Motive meist heidnischen Ursprungs gewesen oder den beim jüdischen Ritus üblichen seraphischen Weisen nachgebildet sein mochten, ertönten in den weiten Hallen, in deren Halbdunkel sich Kerzenglanz und das meist gedämpfte Tageslicht um die Herrschaft stritten. Aber so blendend für das Auge und erhebend für das Gemüth der Gottesdienst sich gestaltet hatte, in der Kunst konnte von einer Weiterentwicklung nicht die Rede sein.

Erklärung der nebenstehenden kulturgeschichtlichen Tafel.

1. Kaiser. }
2. 3. Waffenträger. } Nach einer Miniatur des 9.
4. Thron mit Thronhimmel. } Jahrhunderts.
5. Kaiser Justinian I. } Nach Mosaikbil-
6. Kaiserin Theodora. } dern in der Kirche St. Vitale zu Ravenna im Jahre 547 durch Bischof Maximianus geweiht.
7. Christus, Maria und ein Engel.
8. 9. Mosaikbild in der Agia Sophia zu Konstantinopel.
10. Emaillen von einem Buchdeckel.
11. Eckstücke von Figur 26. (Émaux cloisonnés. Louvre-Museum, Paris.)
12. Skulptur aus der Agia Sophia zu Konstantinopel.
13. Krone Karl's des Großen.
14. Krone des Constantin Monomachos (émail cloisonné).
15. Krone des heiligen Stephan. Der Bügel ist wie bei der Krone Karl's des Großen spätere Hinzufügung.
16. Scepter. } Zu den ungarischen Kron-
17. Mantel. } insignien gehörig.
18. Schild. } Von der Mosaik
19. Schwert. } Justinian's I. in
20. Speere von verschiedenen Mustern. } der Kirche St. Vitale zu Ravenna.
21. Konsulartracht. Schulterbinde.
22. Toga picta. 4. bis 6. Jahrhundert.
23. Scepter.
24. Bischofsstuhl des Maximianus in der Kirche St. Vitale zu Ravenna. Das Original besteht aus vielen Stücken geschnittenen Elfenbeins. Aus dem Jahre 547.
25. Kelch aus Gold mit Filigran und Edelsteinen besetzt. Aus den Jahren 508—527.
26. Buchdeckel eines Evangeliariums. Gold mit Edelsteinen und Emaillen. (Louvre-Museum, Paris.)
27. Jagdhorn aus einem geschnitzten Elefantenzahn.
28. Würfelkapitäl aus der Agia Sophia zu Konstantinopel.
29. Doppelkapitäl aus St. Vitale zu Ravenna. Aus dem Jahre 547.



Kulturgeschichtliche Tafel; byzantinische Periode.
Zeichnung von Emil Doepler d. J.

Die christliche Kunst. Zu dem, was hierüber im zweiten Band (S. 509 ff.) gesagt ist, tragen wir hier das Folgende nach. Die Zeit von Justinian bis Karl den Großen umfaßt den zweiten Abschnitt der altchristlichen Kunstentwicklung. Für Justinian selbst diente die Kunst nur als das erwünschte Mittel, um sowol seine eigene Herrschermacht, wie die gebietende göttliche Majestät der orthodoxen Kirche zur möchlichst prachtvollen äußeren Darstellung zu bringen. Von einer schöpferischen Weiter- und organischen Durchbildung der bereits vorhandenen Elemente konnte in dem ausgelebten Orient keine Rede sein; die innere Armuth suchte man mühsam durch prunkvolle Ueberladung und willkürliches Zusammenschweißen innerlich widerstrebender Elemente zu verdecken. Der Schwerpunkt der damaligen Kunstthätigkeit ruht während der ganzen Periode in Byzanz; erst gegen den Ausgang derselben fangen die germanischen Völker an, sich in künstlerischen Bethätigungen zu versuchen. Als ein neues Element tritt zur altchristlichen Basilikenform hinzu: die von hohen Pfeilern und Bögen getragene Kuppel, durch welche die Anordnung eines gleichseitigen Hauptraumes in der Mitte des Gebäudes, sowie die Verlegung des Altars fast in das Centrum bedingt wird. Diese Eigenthümlichkeit findet sich ausgeprägt in den Kirchen der h. h. Sergius und Bacchus zu Konstantinopel, in San Vitale zu Ravenna (526—547 erbaut). Die in größtem Maßstabe ausgeführte Sophienkirche in Byzanz (532—537 erbaut) sollte die Längenwirkung der Basilika mit der centralisirenden Kraft einer mächtigen Hauptkuppel verbinden. In der That ist die räumliche Wirkung des Hauptschiffes eine großartige; doch muß die Massenhaftigkeit des ganzen Gebäudes mehr erdrücken als erheben. Ein Festhalten der altchristlichen Basilikenform zeigt in dieser Periode nur noch die berühmte Kirche S. Apollinare in Classe bei Ravenna.

Im germanischen Abendland finden sich die ersten Bauten (Mitte des 6. Jahrh.?) zu Trier; die ältesten Theile des gegenwärtigen Domes, sowie der mächtige Bau der Porta Nigra daselbst reichen bis in jene Periode zurück. In den angelsächsischen Landen baute man viele Basiliken, in Irland pflegte man den Holzbau; von den spanischen Bauten jener Zeit hat sich nichts erhalten.

Die Skulptur fristet ein kümmerliches Dasein innerhalb des Byzantinischen Reiches, indem sie Kaiserstatuen oder Dekorationen von Altarräumen fertigt. Die ausgedehnteste Anwendung hingegen erlangte die Mosaikmalerei, mit deren Arbeiten die inneren Räume der Kirchengebäude ausgestattet wurden. Auch sie strebte nach blendendem Glanz und reichhaltigem Farbenschmuck, neigte aber meist zur mysteriösen Ueberschwenglichkeit und entbehrte eines fesselnden, befriedigenden Lebensgefühles. Keine Epoche in der gesammten Geschichte der christlichen Malerei krankt so sehr an leidigem Schematismus und starrer hohler Größensucht, wie diese byzantinische. Die hervorragendsten Denkmale derselben finden sich in verschiedenen Kirchen zu Ravenna (San Vitale, San Apollinare nuovo), in der Sophienkirche zu Konstantinopel (vergl. die umstehende Tafel), endlich in San Apollinare in Classe bei Ravenna.

Das germanische Element macht sich zuerst in der Malerei geltend, und zwar in der irischen Miniaturmalerei, welche von den Angelsachsen nachgeahmt wurde. Mehrere Evangelienbücher zu Paris und London zeigen noch heute den hingebenden Fleiß und die feine Detailbildung, welche gerade in dieser Art der Malerei sich ausspricht.

Die christlichen Sendboten. Wie wir gelegentlich der Geschichte der Gothen und Franken gesehen haben, hatte das Christenthum schneller, als man hätte erwarten sollen, Verbreitung unter den Heiden gefunden. Frommer Glaubenseifer ließ erwarten, daß die neue Heilslehre auch dort Eingang finden würde, wo der Einfluß der Römer ein geringerer geworden war oder ganz aufgehört hatte. So war es denn gekommen, daß fromme Glaubensboten schon frühzeitig nach allen Richtungen der damaligen Welt aufgebrochen waren, um die Lehre des Erlösers zu verkünden. (Vergl. Abbildung S. 169.) Wir sehen, wie der Schotte Patrik, einst ein Gefangener und Sklave auf der „grünen Insel“, gegen Ende

des vierten und Anfang des fünften Jahrhunderts die Herzen der empfänglichen Irländer für das Evangelium vom Reiche Gottes gewann; wie Columban, der Mönch von Bangor, in Britannien und Frankreich in der letzten Hälfte des sechsten Jahrhunderts das Christenthum verkündete; wie es unter Papst Gregor den um das Jahr 590 nach England abgesandten Mönchen gelang, die Herzen des britischen Volkes wieder der Lehre des Heilandes zuzuwenden, nachdem der Einfall der Angelsachsen fast jegliche Spur des Christenthums vernichtet hatte; wie Gallus ungefähr um dieselbe Zeit die Heilslehre nach Helvetien und nach Deutschland trug. Diesen in dankbarem Andenken gehaltenen Männern folgten eine ganze Reihe von Sendboten, die in Franken, am Inn und an der Enns, im schwäbischen Lande 2c. das Christenthum predigten, so Kilian, Severin, Rupert, Emmeran, Corvinian, Corbian, Trutbert u. A.



Porta Nigra zu Trier.

Während dieselben in Deutschland die christliche Religion verbreiten halfen, erschienen die Gebrüder Cyrill und Method in gleicher Absicht unter unseren Nachbarn, den Slaven. Um Mitte des achten Jahrhunderts waren auch bahnbrechende Glaubensboten bis in das Herz von Deutschland, sowie zum Norden Deutschlands und an die deutschen Meere vorgedrungen; so Winfried (Bonifacius), Suidbert, Ansgarius, die Bekehrer der Friesen und der Bewohner der Nordseeküstenländer.

Wissenschaft. Wir betreten hiermit einen sehr dürren, unergiebigen Boden; denn wenn uns die römische Periode nur die bereits entblätterten Blüten der Wissenschaft und Kunst vorführt, so zeigt uns die germanische Zeit noch nicht einmal die frischen Knospen. Das Christenthum bringt zwar ein anderes Element in die Wissenschaft, das christlich-theologische; allein dasselbe ist nicht selten der wahren Wissenschaft und Kunst, wie wir in Bezug auf letztere schon gesehen, eher hinderlich als förderlich. Wir haben es daher überall nur mit Uranfängen der Wissenschaft zu thun.

Wenden wir uns zuerst der römischen Zeit zu. Hier finden wir die Wissenschaft sowol in der weströmischen wie oströmischen Welt ausschließlich auf die Philosophie beschränkt, in welcher Beziehung namentlich die neuplatonische und die eklektische Schule (vergl. Bd. II. S. 461) von ihrem Hauptsitz zu Athen aus das Feld beherrschten, bis sie in die neu auftauchende christliche Philosophie verschwamm.

Die griechische Literatur der heidnischen Zeit fand in dem Sophisten Libanius (um 380) aus Antiochien und dem Kaiser Julianus ihre letzten Stützen. Beide kämpften eifrig, aber vergeblich gegen das Herandringen der christlichen Theologie. Nach ihnen trat Niemand mehr auf, der die Kraft gehabt hätte, den religiösen Fluten zu widerstehen, mit welchen die Schriften der „Kirchenväter" die Welt überschwemmten.

Länger erhielt sich das heidnische Element in der lateinischen Literatur, weil die lateinische Hälfte des Römischen Reiches den theologischen Schwärmereien weniger zugänglich war als die griechische. Wir finden hier in dem Grammatiker Macrobius (um 390), dem Redner Symmachus (um 400) und dem Dichter Ausonius (um 350) Männer, welche sich mit theilweis bedeutendem Erfolge den Uebergriffen der christlich-theologischen Philosophie entgegen warfen.

Wahrscheinlich war dieses Widerstreben gegen das christliche Element der Grund, weshalb die Wissenschaft den Charakter der Entwicklung verlor. Man suchte sie gegen die Einflüsse von außen dadurch zu sichern, daß man sie als vollendet abschloß und abgrenzte. Man hörte auf, sie weiterzubilden und strebte nur danach, das Vorhandene zu sammeln und zu bewahren. So lag die Wissenschaft als todter Schatz im verschlossen gehaltenen Schrein der Encyklopädien und Kompendien. Man konnte sie nicht mehr mit dem Verstande durchdringen, sondern blos noch mit dem Gedächtnisse verschlingen. Die Wissenschaft wurde zu einem Schema, einer Tabelle; und selbst die Eintheilung der Lehrgegenstände in die sieben freien Künste deutet auf diesen tabellarischen Charakter hin.

Die sieben freien Künste waren: Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie, Grammatik, Rhetorik und Dialektik. Davon bildeten die vier ersteren das sogenannte Quadrivium oder die höhere Klasse, die drei letzteren das Trivium oder die niedere Klasse.

Die christliche Literatur riß indeß alle die Schlagbäume nieder, welche man gegen ihr Andringen aufgebaut hatte. Wir werden daher genöthigt sein, die Ursache dieser Erscheinung zu untersuchen. Gleich im voraus müssen wir bekennen, daß es nicht der innere Gehalt dieser Literatur war, welcher ihr den Sieg sicherte, sondern daß sie im Gegentheil alle Keime in sich trug, die in einer philosophisch aufgeklärten Zeit ihre Selbstauflösung bedingt haben würden. Ihr Durchdringen war auf dieselben Ursachen zurückzuführen, welche der Ausbreitung der christlichen Religion überhaupt zum Grunde lagen; sodann war es durch das rein dogmatische Fundament begründet, auf welchem sie erbaut war. Die gläubige Christenheit sah in den Schriften der Kirchenväter (s. Bd. II. 506), womit die christliche Literatur beginnt, nicht die Erzeugnisse einer literarischen, sondern einer religiösen Wirksamkeit; sie erblickte in ihnen nicht Gegenstände für die kritische Untersuchung, sondern für den blinden Glauben. Jedes Werk eines solchen Kirchenvaters war ihnen ein Stück Bibel, ein Evangelium, das nicht zu prüfen, sondern blindlings zu verehren war.

Die den Schriften der Kirchenväter vorhergegangenen Evangelien und die Schriften der Apostel (s. Bd. II. S. 494) gehören nicht der Literaturgeschichte, sondern der Religionslehre an. Die erste literarische Wirksamkeit der christlichen Schriften zeigte sich beim Auftauchen der sogenannten „Apologien" oder Vertheidigungsschriften, mit welchen man gegen die Angriffe der heidnischen Gelehrten zu Felde zog. Als Urheber wird Justinus Martyr (um 170) genannt, welcher unter Marcus Aurelius den Tod als Märtyrer starb, daher sein Name. Er war ein würdiger Mann, der in dem moralischen Theile seiner Schriften am reinen, ursprünglichen Christenthume festhielt. „Wer sein Leben

und seine Handlungen", sagt Justinus, „nicht den Lehren Christi anpaßt, von dem wird man erkennen, daß er kein Christ ist, wenn er gleich die Lehre mit der Zunge bekennt; wer aber, wie z. B. der Philosoph Sokrates, den Gesetzen der Vernunft gemäß lebt, der ist ein echter Christ, wenn er auch zu den Heiden gezählt wird."

Indessen blieben diese Apologien größtentheils nur im Kreise der Gelehrten von Wirkung, und ein Einfluß auf das Volk war nicht zu erwarten. Den Grund zu einer populären christlichen Literatur legten zuerst die beiden berühmten Religionslehrer Clemens (um 200), Alexandrinus und Origenes (um 230) aus Alexandrien. Sie suchten die christliche Lehre mit dem Zeitgeiste in Einklang zu bringen, indem sie dieselbe theils in ein wissenschaftliches, theils aber auch in ein mystisches Gewand hüllten, so daß das durch sie gepredigte Christenthum als ein Gemisch von neuplatonischer Philosophie und asketischer Schwärmerei erscheint, aber gerade dadurch eben bei dem Volke leichten Eingang fand. — Was diese beiden Männer für die Theologie, das wurde der Bischof Eusebius von Cäsarea (um 330) für die Geschichtschreibung, die er ganz von dem einseitigen Standpunkte des christlichen Dogma's aus behandelte, so daß seine Werke höchstens einen Werth als Material geltend machen können. Einen völlig theologischen Charakter erhielt die Literatur aber durch die Bischöfe Basilius von Cäsarea (um 370) und Gregor von Nazianz (um 380), welche das philosophische Element der Wissenschaft fast ganz bei Seite ließen und durch das theologische ersetzten. Durch dieses Vorgehen ward die Wissenschaft allmählich ganz aus dem Leben verdrängt, um sich in die Mönchsklöster zu vergraben, wo sie Jahrhunderte hindurch ein blütenarmes Leben fristete; in den weiteren Zeiträumen des Mittelalters sehen wir uns oft vergebens nach ihr um, bis sie endlich durch die Reformation zu einem neuen Leben erweckt wurde.

Die bisher genannten Kirchenväter, denen wir noch den als Kanzelredner berühmten Johannes Chrysostomus (um 400) zu Konstantinopel anreihen können, hatten ausschließlich die griechische Bevölkerung des Oströmischen Reiches im Auge. Die lateinische Literatur war fast ein Jahrhundert länger von den Einflüssen des christlich-theologischen Elements verschont geblieben. Endlich aber fanden sich auch in ihr Männer vor, welche die Aufgabe der Kirchenväter zu lösen verstanden, und auch wirklich mit solchem Erfolge lösten, daß sie als die Schöpfer der ganzen mittelalterlichen Wissenschaft und Kunst zu betrachten sind. Es waren der Gelehrte Hieronymus (um 400), der Bischof Ambrosius von Mailand (um 370), auch als Vater des Kirchengesanges zu merken, ganz besonders aber der von uns schon mehrfach genannte Bischof Augustinus von Hippo in Afrika (um 400), welcher als der einflußreichste und wichtigste aller Kirchenväter und als der eigentliche Schöpfer der christlichen Literatur, wie sie sich in dem ganzen Mittelalter, ja selbst noch heutzutage geltend macht, zu betrachten ist. Was nach und trotz Augustinus von dem heidnischen Elemente in der Wissenschaft noch zurückgeblieben war, das fand seine völlige Beseitigung durch die uns schon bekannten beiden Zeitgenossen des großen Theodorich: Cassiodorus und Boëthius, welche die von dem berühmten Kirchenvater vorgezeichnete Bahn in praktischer Weise gangbar zu machen suchten, indem der Erstere christlich-theologische Schulen gründete, der Letztere aber die meisten wissenschaftlichen Themata ausführlich und systematisch für die Schule behandelte (vergl. S. 91 und 92).

Wenden wir uns jetzt zur Wissenschaft und Kunst der germanischen Periode, so haben wir es, wie schon oben bemerkt, nur mit Uranfängen zu thun. Von einer Wissenschaft ist überall noch keine Spur, und nur die Kunst tritt uns in einigen zarten Knospen entgegen, von denen wir Poesie, Gesang und Musik zu erwähnen haben.

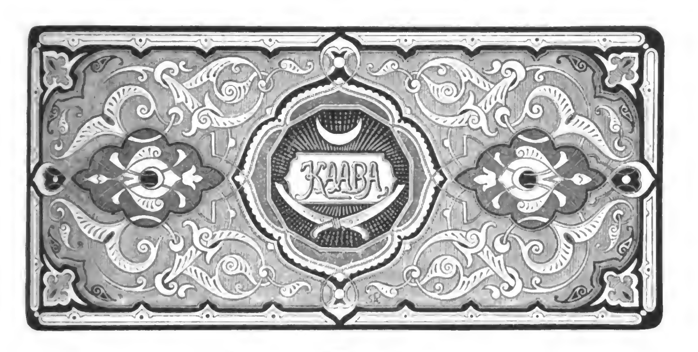
Das Fundament der Wissenschaft, die Schriftsprache, lag bei den Deutschen noch in der Wiege. Sie besaßen zwar eine Art Buchstaben, die man Runen nannte (s. S. 110); allein da sie kein Papier kannten, so dienten diese Zeichen nur zu Inschriften, welche in Stein gehauen oder in Holz geschnitten wurden. Erst durch Ulphilas' Bibelübersetzung

(s. S. 28) kam die eigentliche Schriftsprache auf und auch bei den Deutschen in Gebrauch. Die Erzeugnisse der Dichtkunst, welche in Heldenliedern bestanden, pflanzten sich daher nur durch Ueberlieferung fort, indem sie von eigenen Sängern, Skalden oder auch Barden genannt, erlernt und bei öffentlichen Festen und Gelagen unter Harfenbegleitung abgesungen wurden. Die wichtigste und älteste Sammlung dieser Heldengesänge ist die von uns S. 109 erwähnte ältere und jüngere Edda.

Der Gesang bildete bei den Deutschen das vorzüglichste Moment ihres Kunstsinnes, ja ihrer Kultur überhaupt, und die Sage weiß Wunderdinge von der Wirkung der Bardenkunst zu berichten. Man erzählt, daß ein Volk einst die Königswürde an Denjenigen versprach, welcher den besten Gesang liefern würde, und daß bei dem Wettstreite darüber das ganze Volk zu Gericht gesessen habe. Ferner wird berichtet, daß einst ein berühmter Barde zu einem norwegischen Könige gekommen sei, um ihm und seinem Gefolge Lieder vorzusingen. Bei dem ersten Liede seien Alle in lauten Jubel der Lust ausgebrochen, bei dem zweiten in die tiefste Traurigkeit versenkt und bei dem dritten (Ehre, Ruhm und Kampf preisenden) in solche Streitbegier versetzt worden, daß sie über einander hergefallen seien und sich gegenseitig gemordet hätten. Auch gab es nicht leicht eine öffentliche Versammlung irgend einer Art, welche man nicht durch Gesang geadelt hätte. Häufig wurde derselbe zwar von der ganzen Versammlung, in der Regel aber nur von den Barden ausgeführt, welche ihn mit der Harfe, zuweilen auch mit der Fiedel begleiteten. Denn diese beiden Instrumente waren die einzigen Zeugen einer Instrumentalmusik bei den Deutschen, und nur für den Gebrauch im Kriege kannte man noch das Horn, die Pauke und die Trommel.

Reich an großen, man kann sagen gigantischen Erscheinungen sind jene Jahrhunderte der Neubildung, reich an Beispielen gräßlicher Barbarei; aber auch reich an Beispielen von erhabenen Tugenden, von Vorbildern wahrer christlicher Frömmigkeit. Jene Zeit eines wilden, ungezügelten Heldenthums ist es daher auch, welche, wie wir an den obigen Beispielen sehen, vorzugsweise die Helden der Kirche hervorbrachte. Unter ihnen ragt hoch jener Mann empor, der auf kirchlichem und politischem Gebiet Gewaltiges leistete, und der für Jahrhunderte hinaus die Entwicklung der katholischen Kirche bestimmte. Wir meinen den schon S. 126 vorgeführten Gregor den Großen. Er, „dessen geistiges Auge das ungeheure Gebiet seiner Wirksamkeit vom Größten bis zum Kleinsten überschaute, und dessen Wille stark genug war, eine ganze Welt vom Krankenbette aus zu regieren", wußte die Welt an den Gedanken zu gewöhnen, daß Christus und sein Reich eins seien mit dem imposanten Aufbau der römischen Hierarchie.





Dritter Zeitraum.

Erster Abschnitt.

Mohammed und sein Volk.

Die Gründung des Islam.



Die Stürme der Völkerwanderung hatten ausgetobt — eine andre Welt war im Entstehen, als fern im Osten zu Anfang des achten Jahrhunderts eine neue Völkerbewegung begann, welche in ihren Folgen Vieles von dem, was während der vorigen Periode unter schweren Kämpfen erstanden war, wieder in Frage stellen sollte. Diese Bewegung trat zunächst dem größten Ergebniß der Völkerwanderung, dem aus ihr hervorgegangenen Triumphe christlicher Bildung und Gesittung feindlich gegenüber, und erklärte dem Christenthum, das in den ehemals zum Römischen Reiche gehörenden Ländern kaum zur Alleinherrschaft gelangt war, den Krieg mit Feuer und Schwert.

Wir haben schon S. 153 einen Ueberblick über das europäische und asiatische Staatensystem, wie es der mohammedanische Völkersturm vorfand, gewonnen.

In Arabien nun begegnen wir vereinzelt den arabischen Stämmen, unter sich uneinig und getrennt, bis sie ein großer Gedanke vereinigt und sie zu gewaltigen Thaten begeistert. Aus nicht beachteten, bisher kaum genannten Völkern sehen wir plötzlich eine gewaltige Weltmacht entstehen, welche, obwol sie Alles, was morsch und altersschwach, über den Haufen stürzt, sich doch von unschätzbarem Einfluß auf Kultur und Gesittung der gesammten Welt erweisen sollte. Durch den Islam und insbesondere durch die hochgebildeten Mauren der Pyrenäischen Halbinsel wurde die Welt vor einer einseitigen christlichen Bildung bewahrt; die Wissenschaft gewann sogar, soweit dieses möglich, ihr vorurtheilsfreies Denken wieder, welches ihr, wie wir noch zeigen werden, durch den Einfluß hierarchischer Anschauungen völlig abhanden gekommen war. Aus der Berührung der mohammedanischen mit der christlichen Welt entwickelte sich jenes romantische Ritterthum, dessen glänzendste Erscheinungen der spanische Cid und Sultan Saladin sind, die Beide, an Tapferkeit und ritterlichem Sinn einander gleichstehend, nach Jahrhunderten im Volksmunde fortlebten und die Sänger begeisterten. — Mit den Arabern beginnt eine neue Periode in der Kultur und Gesittung der Welt, und vor Allem gelangte zu hoher Geltung die lieblichste unter den das Leben verschönernden und veredelnden Künsten — die Poesie.

Land und Volk der Araber.

Zwischen dem Rothen Meer und dem Persischen Golf erstreckt sich eine von der Natur spärlich bedachte, 48,200 Quadratmeilen umfassende, gegenwärtig vier Millionen Bewohner zählende Halbinsel. Dieses Land besitzt weder Ströme noch beträchtliche Meereseinschnitte. Der größte Theil bildet eine 160 bis 200 Meilen breite und 300 Meilen lange sandige und trockene Hochebene. Hier und da rieselt ein Flüßchen oder eine Quelle; eine Baumgruppe, eine Oase ladet da und dort zum Verweilen ein. Ein großer Theil des Landes, den man im Alterthum im Gegensatz zu dem gänzlich des Regens entbehrenden das „Glückliche Arabien" nannte, ragt in die Regionen der regelmäßigen Sommerregen hinein und erfreut sich der Erfrischung, welche sie bringen. Ohne diese Regen wäre Arabien beinahe unwirthlich und unbewohnbar. In diesem glücklichen Arabien, namentlich in Yemen, dessen beste Theile im Südwesten am Golf von Aden und einem Theile des Rothen Meeres gelegen sind, kommt eine kräftige Vegetation zur Entwicklung, und es gedeihen hier der Kaffee, der Feigenbaum, das Zuckerrohr, die Dattelpalme, die Sorghohirse und die berühmten Spezereien und Gewürze Arabiens: Weihrauch, Balsam, Myrrhen, Kassia, Zimmt, Aloë, Manna, Gummi und viele andere Kostbarkeiten. Hier war ehedem das Wunderland der Sabäer, hier herrschte Salomon's Freundin, die Königin Balkis, hier war das Land, von wo aus der weise König einen großen Theil der Schätze für den Tempelbau bezog. Minder glücklich ist der Südostrand Arabiens: Hadramaut („Land des Todes"); auch Hedschas, das gebirgige Küstenland im Norden von Yemen, entbehrt, da es außerhalb der tropischen Regenzone liegt, beinahe jeder Vegetation. Das „Steinige" oder sogenannte „Peträische Arabien" bildet ein ungefähr 1000 Quadratmeilen großes Dreieck, dessen Nordseite etwa von den östlichen Grenzen des Nildelta bis zum Salzthal südlich des Todten Meeres hinzieht. Die Südspitze des Dreiecks bildet die Halbinsel, auf welcher sich das hohe Sinaigebirge erhebt. Hier — wo heute das Städtchen Akaba steht — lag einst Elath und nicht weit davon Eziongeber, von wo aus Salomon Handelsschiffe mit phönikischen Seeleuten nach dem Wunderlande Ophir sandte, um durch sie Elfenbein, Gold, Sandelholz, Papageien und Affen mit zurückbringen zu lassen. Einen weiteren Theil Arabiens bildet endlich „Nedschd", das heißt Hochland, jene oasenreiche Mitte Arabiens, welche sich ostwärts von Medina erstreckt.

Abstammung und Sitten der Araber. Das Volk, welches dieses Land bewohnt, besteht der Mehrzahl nach aus nomadisirenden Stämmen, Bedawie, wie sie sich nennen, das ist „Kinder der Wüste" — Beduinen, welche dem semitischen Stamme angehören und zwar ihre Abstammung von Ismael, dem Sohne Abraham's, und jener Hagar herleiten, die Abraham in die Wüste verstieß. Abraham soll der Erbauer des altehrwürdigen Nationalheiligthums, der Kaaba, gewesen sein, und den „schwarzen Stein" in derselben, den Gegenstand der Andacht und Verehrung aller Gläubigen, soll der Erzengel Gabriel seinem Sohne Ismael vom Himmel gebracht haben. Einfach in Sitten und Lebensweise, welche von denen der Patriarchen kaum abweichen, gehört das Volk der Araber zu den ehrliebendsten, thatkräftigsten und begabtesten Völkern der Welt. Gleich jenen Fremdlingen, die von Norden her zu Beginn des vierten Jahrhunderts gegen die Grenzen des Römerreichs herandrängten, waren Waffenübungen seine Freude; gleich jenen galt bei ihm die Heiligkeit des Gastrechts, und nie hörte man von einem Araber, daß er sein Manneswort gebrochen. Hoch entwickelt war das Ehrgefühl und die edle Denkweise des Volkes; schon zu Mohammed's Zeit finden wir unter den Arabern die Anfänge des Ritterthums, eines Ritterthums, welches an echtem Rittersinn vielfach demjenigen Europa's voranleuchtet.

> Ein Ritter ist, der, wenn er reich, sich naht dem Freund,
> Der, wenn er dürftig, sich vom Freund entfernt:
> Ein Ritter ist, der nicht zählt auf Reichthum,
> Und wenn ihm solcher wird, den Stolz nicht lernt.

Tapfer und freiheitliebend, aber auch begünstigt durch die abgeschlossene Lage ihres schwer zugänglichen Landes, ist es von jeher der größte Stolz der Araber gewesen, sich nie unter das Joch einer Fremdherrschaft gebeugt, die großen Eroberungszüge der Perser, Makedonier und Römer stets von ihren Grenzen zurückgedrängt zu haben.

Keinen erlittenen Schimpf durfte der Araber auf sich ruhen lassen, und entehrt war, wer die Beleidigung nicht im Blute des Beleidigers abwusch. Auch war es nach den Geboten der Ehre und Blutrache heilige Pflicht für jede Familie, für jeden Stamm, gefallene Angehörige an den Thätern zu rächen und den Kampf nicht eher aufzugeben, bis die Zahl der Gefallenen auf beiden Seiten gleich oder die Blutschuld durch genügende Sühne getilgt war. — Blutrache rieb oft ganze Stämme auf; fünfzig und mehr Jahre konnten zuweilen vergehen, ehe eine Unbill zum völligen Ausgleich gelangte. Persönlicher Muth bis zur Todesverachtung, Tapferkeit und Unternehmungssinn, ein gewandter, kräftiger, durch die andauernden Kämpfe wider die feindlichen Stämme und durch das Wanderleben in der Steppe unter Sonnenglut und Sandwirbeln gestärkter und abgehärteter Körper, verbunden mit raschem Blick, scharfer Erkenntniß und starkem Gedächtniß, geübt durch Aufbewahrung geschichtlicher Sagen und beliebter Märchen: dies waren die Eigenschaften, denen der Araber die wunderbaren Erfolge im Felde und auf dem Gebiete des Geistes verdankte, als ein neuer Glaube die getrennten Stämme vereinigte und die vereinzelten Kräfte durch die Macht religiöser Begeisterung auf ein gemeinsames Ziel hinlenkte.



Ruinen von Petra im Steinigen Arabien.

Dichtkunst. In hoher Blüte stand bei diesem merkwürdigen Volke schon in den ältesten Zeiten die Dichtkunst; besonders in der lyrischen Poesie spiegelte sich die reiche und feurige Einbildungskraft des Arabers. Hören wir Carl von Vincenti, was er in einer neueren Studie über die „Rhapsoden und Minnesänger bei den Arabern“ in Bezug auf die vorislamitische Periode arabischer Poesie sagt: „Die vorislamitische Poesie der Araber ist eine beduinische „Wüstenschule“, Stegreifdichtung im echtesten, frischesten Sinne

des Wortes. In ihr lebt die ganze sehnige Kraft, das reiche Blut und die ungezügelte Phantasie des großen Nomadenvolkes. Glut der Empfindung, tiefe Innigkeit der Naturanschauung, gesunde Kraft, gänzlicher Mangel an Reflexion: dies sind die Merkmale der Wüstenpoesie. Dem Gesichtskreise nach eng begrenzt, empfängt sie die äußeren Eindrücke um so lebhafter, welche sie mit spielender Leichtigkeit, mit größter Lebendigkeit und Energie wiederzugeben weiß. Arm an Gedanken, ist sie reich an Bildern, aber nie bilderschwülstig. Sie lebt nur in der Gegenwart und Vergangenheit, wie dies auch in den Sprachformen erkennbar wird, niemals in der Zukunft. Die Sprache erscheint schon früh fein ausgemeißelt, von stupendem deskriptiven Reichthum, erstaunlicher Lauterkeit und Feinheit. Es sind diese feinsprachlichen Traditionen bis heute in Kraft geblieben, und ich könnte aus eigener Erfahrung Fälle aufführen, wo sich Beduinenknaben von ihren Müttern für Sprachsünden ausgiebige Maulschellen geholt haben. Bisweilen macht hier der Kontrast des wilden, gewaltsamen Stoffes und der feingeschliffenen Form einen seltsamen Eindruck. Mit naivem Behagen hat man unter den Zelten allezeit die poetische Behandlung beduinischer Blutthaten und Strolchereien geschlürft, die verblüffendsten Renommistereien dankbaren Ohres hingenommen; nur durch Sprachschnitzer durften die Zuhörer nicht beleidigt werden. Eine Sünde gegen die Grammatik, ein Verstoß gegen die Sprachregel von Seite des Helden wurden oft bitterer verurtheilt als dessen gänzlicher Mangel an raubritterlicher Tugend.

„Am größten erscheinen natürlich die vorislamitischen Wüstendichter als Naturschilderer und Schlachtenmaler. Die überwältigende Großartigkeit der nordarabischen Einöde mit ihren wilden Reizen und jähen Todesschrecken findet in ihnen bewundernswerthe Beschreiber.

„Ganz besonders schwelgt der beduinische Erzähler in den Schrecken der Nacht, „wo ihm die Finsterniß wie Meeresflut entgegendräut und den Sinn verwirrt.“ In dem Summen der Mücken erkennt er das Geflüster der „Dschinnen“ (Gespenster), die sich leise von Stern zu Stern schwingen; die fraßgierigen „Ghulen“ huschen auf Eidechsen und Heuschrecken reitend vorüber; die Hyäne lacht im Geklüft; der Schakal stößt seinen Hungerschrei aus, welchem der Beuteruf des Wüstengeiers oder das Gebrüll des Löwen antwortet. Der Wanderer beflügelt sein Dromedar, derweil es aus der Tiefe der Schlucht heraufklagt, die gespenstischen Saumthiere wimmern und der todte Kameeltreiber sein heiseres: „Hud! Hud!“ ertönen läßt .... Stimmungsvolle Nachtschilderungen findet man in dem von Kosegarten deutsch herausgegebenen „Divan der Hodailiten“, und mancher Leser kennt vielleicht die schauerliche Prachtscene aus dem Antar-Roman, wo der Held mit seinem Sohne Ghadban einen nächtlichen Kampf mit den schwarzen Gespensterreitern besteht. Gleich den Naturschilderungen tragen auch die zahlreichen Jagd- und Kampfesbilder der alten Beduinenrhapsoden das Gepräge frappantester Lebenswahrheit.

„Es ist interessant, welch feinentwickeltes Kennerthum für Frauenreize wir bei diesen rauhen, ungestümen Realpoeten vorfinden. Es wäre hier nicht statthaft, zu sehr ins Einzelne zu gehen, aber einiges Charakteristische darf nicht verschwiegen werden. So hatten die bei den Beduinen so beliebten Grübchen am Kinn und Daumen, sowie die Vertiefung unter der Nase, welche die Oberlippe theilt, ferner die Höhlung am Halse über dem Schlüsselbein schon frühzeitig ihre sinnigen Bezeichnungen. Das Haar verlangte man reich, daß es, in spiegelnden Ketten aufgelöst, den vom Regen glänzenden Trauben gleiche; die Augenbrauen sollten stark gewölbt, wie mit dem Kohlenstifte gezeichnet, erscheinen; die Nase liebte man sanft gekrümmt wie eine Säbelspitze, den Mund als schönen lächelnden Ring mit blendendem Zahngeschmeide und feuchten tiefrothen Lippen, den Oberarm stark, den Unterarm voll, daß man weder Knochen noch Adern fühlen könnte; die Hände schlank und schmal mit feingegliederten knöchelglatten Fingern, die Hüften stark, die Beine wie saubere Lanzenspitzen, die Füße endlich schmal, hochspannig, in der Ferse schön geschwungen. Es ist dies beduinische Ideal weiblicher Leibesherrlichkeit im Gegensatze zu der bei den Türken beliebten, stark „ins Gewicht fallenden“ Frauenschöne auch bis heute maßgebend geblieben.

„Die Vortragsweise der Wüstenrhapsoden ist von jeher das uralte Recitativ, die sanglich-rhythmische Deklamation gewesen, welche „inschâd“ heißt und sich naturgemäß in der Koranrecitation am unverfälschtesten erhalten hat, wie ja das heilige Buch selbst das erhabenste Stück Wüstenpoesie genannt werden kann. Die vorislamitischen Wanderpoeten bedienten sich dabei gerade wie die anderen arabischen Improvisatoren eines Begleitungsinstrumentes, der ein- oder zweisaitigen Fidel: „Rebeb“. Bei den beduinischen „Kassiden“ war der Reim vom ersten bis zum letzten Vers durchgehend; er beruht, wie Sprachkenner wissen, auf dem letzten Konsonanten mit dessen Vokale und giebt oft durch diesen Reimkonsonanten dem Gedichte den Namen.



Der Improvisator in der Wüste.

„Das Improvisiren ist eine echt beduinische Leidenschaft; sind doch die Araber der Einöde ein Volk von geborenen Dichtern. Jeder Stamm hat sich von jeher seiner Dichter fast mehr noch als seiner Helden gerühmt, und manch furchtbar blutige Stammesfehde entsprang aus Poetenneid und Eifersucht. Zu Okadh im Tehama, drei Tagereisen von Mekka, fanden bekanntlich jene Poetenwettkämpfe statt, welche durch die „goldenen“ Preisgedichte so großen Nachruhm erworben haben. Im Vormonde der Pilgerzeit feierte hier der „zähnefletschende“ Krieg und ruhten die wildesten Paladine als Preisrichter unter Palmen. Es wurde wacker pokulirt mit feurigem Wein von Andarun; man improvisirte und rhapsodirte um die Wette, man vergnügte sich bei Pfeil- und Würfelspiel und schlug sich die Köpfe ein; denn selten gab's da eine Preiskonkurrenz ohne blutige Schlägereien. Das gekrönte Lied ward dann — so wenigstens nehmen die meisten Orientalisten an — mit Goldlettern auf Seide gestickt und im Idolentempel der Kaaba angeheftet, um später in eine fürstliche Schatzkammer zu wandern. Auf der Poetenmesse von Okadh, wo die Verse so billig und

so theuer waren, da fing mancher Wanderpoet mit schwerer Zunge an und blieb stecken, die Zuhörer aber brachen in Beifallsjubel aus. Es war dies durchaus keine Ironie, vielmehr hatte der Neuling durch seinen Sprachfehler seine edle Abkunft bekundet; denn von Alters her hielt man in Arabien das mit dem Namen „roddah" bezeichnete Gebrechen der „schweren Zunge" für ein Erbmerkmal des vornehmsten beduinischen Blutes. Schanfara, der „Dicklippige", der trotzige Hungerbezwinger und Blutschlürfer, in welchem die verwegenste Poesie des Beduinenthums ihre Verkörperung gefunden, und der sanfte Dschemil, der beduinische Petrarca, sie Beide waren mit diesem hochadeligen Sprachgebrechen behaftet. — Die großen Namen der „Wüstenschule" sind unter den Palmen von Okadh preisgekrönt worden: Antar, der abenteuerliche Poet, wie Zohair der Weise, der energische 'Orwa, wie der lebensvolle Alkama, Nabiga, Tarafa und Ascha — wer nennt die Namen alle? Der kleine Dschemil — „Dschumail" — wie sie ihn nannten, leuchtet unter den Minnesängern als wenig nachgeahmtes platonisches Vorbild hervor. Viel anspruchsvoller in der Liebe war dagegen der schwärmerische Lebid, dessen feurige Verse die stolze Aischa sämmtlich auswendig gewußt. Als letzter großer Beduinendichter erscheint Imra'l Kais, der „Fahnenträger der Hölle". Eine gigantische Gestalt, ragt er fast wie ein verdunkelnder Schatten in die erste Zeit jener Erfolge hinein, welche die Religionsmacher von Mekka davongetragen."

In diesem Lande, unter diesem Volke wurde der Mann geboren, der dazu bestimmt war, durch seine Lehre der östlichen Hälfte der alten Welt eine andere Gestalt zu geben.

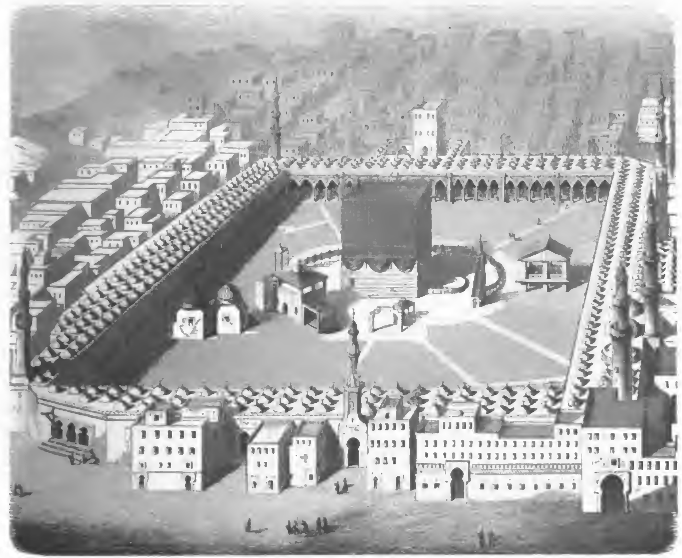
Mohammed, der Prophet.

Von allen anderen Religionsstiftern unterscheidet sich Mohammed dadurch, daß wir über seine Person und seine gesammte Wirksamkeit zuverlässige biographische Nachrichten besitzen. Von beiden Seiten, Freunden und Gegnern, liegt das Urtheil der Zeitgenossen über ihn vor und wir sind daher bei ihm, wie bei keinem andern Propheten in der Lage, uns ein unbefangenes geschichtliches Urtheil über ihn zu bilden. Wir behalten hier lediglich die Frage im Auge, inwieweit der Islam berufen war, eine Kulturmission zu erfüllen, und lassen es dahingestellt, ob der Glaube, welchen der Prophet von Mekka verbreitete, ein richtiger oder ein irriger war. Für unsern rein objektiven Standpunkt kommt diese Frage nicht in Betracht· die „Gerechten aller Völker gehören zur Kirche", sagen wir mit dem Kirchenlehrer Perrone. Finden wir, daß Mohammed zu diesen „Gerechten" gehörte, so kann er auch für uns als einer der Propheten erscheinen, als einer jener Männer, die als Marksteine in der Kulturentwicklung der Menschheit hervorgetreten sind.

Mohammed (zu deutsch: der Vielgepriesene) ist im April des Jahres 571 n. Chr. zu Mekka geboren, der Hauptstadt der von der Natur wenig gesegneten Provinz Hedschas. Er stammte aus dem angesehenen Geschlechte der Koreischiten. Sein Großvater Abd-al-Muttalib und sein Urgroßvater Haschim waren bereits im Besitze hoher geistlicher Würden. Aber im Laufe der Jahre waren Ansehen und Macht an andere Zweige der Familie übergegangen und Abdallah, Mohammed's Vater, war ein unbedeutender, wenig bemittelter Kaufmann. Der Name Mohammed ist ein ihm zuerkannter Beiname; er selbst hieß Abul-Kasem. Mohammed verlor bald nach seiner Geburt Vater und Mutter. Sein Großvater Abd-al-Muttalib und sein Oheim Abu-Talib nahmen sich seiner an und mit Letzterem unternahm er große Handelsreisen nach Syrien und dem südlichen Arabien.

Die Religion der Araber bestand damals aus einem mannichfaltigen Gemisch jüdischer, christlicher und persischer Lehren, welche durch ihre Berührung mit den Nachbarvölkern bei den Arabern Eingang gefunden hatten. Der Hauptsache nach war aber diese Religion ein aus den einfachen Anschauungen des Volkes hervorgegangener Naturdienst. Angeregt durch die Wunder des Sternenhimmels, welche dieser im Orient mit verdoppelter

Pracht enthüllt, verehrten die Araber Sonne, Mond und Sterne und außerdem geheimnißvolle Genien, die Dschinnen, welche in der Natur walteten, Geschlechter, Familien und Herden beschirmten. Die Gottesidee war bei dem arabischen Volke jener Periode noch nicht zum klaren Ausdruck gelangt; das gemeine Volk betete Fetische an, und der Kultus war in seinen äußeren Formen der Unklarheit der Religionsbegriffe entsprechend. Doch war der Glaube an einen höchsten, allmächtigen Gott — Allah, dem alle anderen Götter untergeordnet seien, und der Glaube an die Unsterblichkeit der zu Allah, dem arabischen Nationalgott, zurückkehrenden Seelen, ein sehr verbreiteter.



Ansicht der großen Kaaba.

Neuerungen durch Mohammed. Die Zeit, in welcher Mohammed wirkte, war eine religiös sehr erregte. Sicherlich hat er durch den Verkehr mit Juden und Christen auf seinen Reisen manche Anregung empfangen, und mit der Zeit gab er sich weit mehr religiösen Betrachtungen als kaufmännischen Unternehmungen hin. Diese Neigung nahm noch zu, als ihm eine reiche Kaufmannswittwe, Chadidja, in deren Dienste er in seinem fünfundzwanzigsten Jahre trat, ihre Hand antragen ließ. Es war ihm klar geworden, daß sein Volk seinen verwirrten Religionsbegriffen entsagen und zum einigen Gott Abraham's zurückkehren müsse. In Moses und Christus erkannte er Gesandte des Herrn, aber weder das zum leeren Buchstabendienst herabgesunkene Judenthum, noch jenes Christenthum mit seiner Dreieinigkeit und seinem Himmel voll Heiligen, wie es Athanasius und seine Nachfolger ausbreiteten, konnten ihn, der die Vielgötterei stürzen und eine dem Charakter des Arabers entsprechende Volksreligion einführen wollte, befriedigen. „Abraham", sagt Gustav Weil („Historisch-kritische Einleitung in den Koran"), „welcher mit dem Glauben an einen einzigen Gott auch die Liebe zur Menschheit verband, schien ihm in der nach seiner Ansicht

verfälschten Bibel das treueste Bild eines wahren Gesandten Allah's, dessen Glauben er mit Ueberzeugung theilen konnte." Abraham, der Gründer des heiligen Tempels zu Mekka, nach welchem seit unvordenklichen Zeiten die Wallfahrten des arabischen Volkes stattfanden, Abraham, den die Bewohner Mekka's und der benachbarten Provinzen als ihren Stammvater verehrten, wurde für ihn der Träger der ursprünglichen reinen Religion. Mohammed faßte seine Mission mit einer Inbrunst auf, wie sie nur bei dem phantasievollen Araber möglich war. Er glaubte mit Engeln zu verkehren, die vom Himmel herniederstiegen, ihm die Offenbarungen Allah's überbrachten, sowie seinen Befehl, die verirrte Menschheit zum wahren Glauben zurückzuführen.

Chadidja. Mohammed's Gattin Chadidja war seine erste Gläubige. Wenn die Geschichte edler Frauen gedenkt, so muß Mohammed's Gattin an erster Stelle erwähnt werden. Wer zu beurtheilen weiß, was die Frau durch ihre Unterstützung, ihre Aufmunterung für den Mann bedeuten kann, wird in Chadidja, ohne deren Trost und beständige Ermuthigung Mohammed nie der Prophet seines Volkes geworden wäre, eine der edelsten Frauen verehren, welche die Geschichte uns aufweist. Noch lange nach ihrem Tode gedachte Mohammed dankbar seiner trefflichen Gattin, und selten wurde das Andenken einer Frau so geehrt wie das ihrige.

Auftreten Mohammed's. Mohammed war bereits vierzig Jahre alt, als er zum ersten Male öffentlich auftrat, um die Lehre zu verkündigen: „Es ist nur ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet", und als er den „Islam", d. h. die Ergebung unter den Willen des Höchsten, predigte. Ueberall, wo eine Versammlung von Stammesgenossen stattfand, bei Gastmählern, auf öffentlichen Plätzen, besonders nahe der Kaaba, trat er auf und verkündete seine Lehre. Kein Mensch glaubte ihm. Seine Hauptgegner waren seine nächsten Verwandten, die Koreischiten, die — im Alleinbesitz der priesterlichen Verrichtungen in der Kaaba — durch die neue Religion beeinträchtigt zu werden befürchteten. Nur eine kleine, kaum hundert Köpfe zählende Schar sammelte sich um ihn, größtentheils zu seinem Hause Hashem gehörig. Die einflußreichsten waren sein Oheim Hamza und Omar Ibn al Khatab. Weit mächtiger waren seine Gegner, beinahe sämmtlich aus dem Hause Omejja, dem einflußreicheren Zweige der Koreischiten, die unter Führung von Abu Sofians und Abul Hakam, welch Letzteren Mohammed Abu Djahls (Vater der Thorheit) nannte, alles Mögliche versuchten, um ihn dem Hasse und der Mißachtung preiszugeben. Man schonte noch Mohammed und die mächtigeren unter den Anhängern der neuen Religion, welche mit den einflußreicheren Familien in Verbindung standen, aber gegen die ärmeren seiner Anhänger ging man bereits offen zur Verfolgung über. Eine Anzahl seiner Gläubigen suchte bei dem Könige von Abessinien, einem nestorianischen Christen, Zuflucht. Mohammed selbst fand damals Schutz in dem Hause seines Oheims Abu Talib, der, obwol er nicht zu seinen Bekennern gehörte und (620) auch treu dem alten Glauben starb, ihm doch zeitlebens ein väterlicher Freund und Beschützer blieb. Die Kränkungen und Mißhandlungen, welchen Mohammed ausgesetzt war, führten übrigens manchen Araber auf seine Seite, unter Anderen Hamza, seinen Oheim, und Omar, den Neffen Djahl's, einen herkulisch starken Mann, der, ausgesandt um Mohammed zu morden, durch das Lesen einer Koranstelle bei seiner Schwester Fatima bekehrt und in der Folge Mohammed's eifrigster Anhänger und Parteigänger wurde. Als Abu Talib erfuhr, daß Omar ausgeschickt war, um Mohammed zu ermorden, befürchtete er, es möchte sich ein Anderer finden, der entweder aus religiöser Schwärmerei, oder durch die Versprechungen der Koreischiten verlockt, mit mehr Erfolg einen Mordversuch wiederholen könne. Er entfernte daher Mohammed aus der Stadt und brachte ihn nach einem befestigten Schlosse auf dem Lande. Die Koreischiten forderten nunmehr Mohammed's Auslieferung, und als Abu Talib sich weigerte, seinen Neffen ihrem Fanatismus preiszugeben, wurden er und seine ganze Familie in Acht und Bann erklärt.

In dem Rathe, welchen Mohammed's Feinde über seine Vernichtung hielten, waren alle milderen Mittel zu seiner Beseitigung, als Gefangenschaft, Verbannung u. dergl. verworfen worden, und man hatte endlich seine Ermordung in der Art beschlossen, daß aus jedem koreischitischen Hause ein Mann erwählt werden sollte, um dem Gehaßten das Schwert ins Herz zu stoßen. Dies sollte geschehen, theils um jedem Hause gleichen Antheil an der Blutschuld aufzubürden, theils um dadurch die Todfeindschaft des ganzen Stammes Koreisch gegen den „Irrlehrer" zu bekunden.

Fast drei Jahre lang war aller Verkehr zwischen den Koreischiten vom Hause Omejja und denjenigen vom Hause Hashem abgeschnitten. Mohammed konnte nur noch während der heiligen Pilgermonate, wo alle Akte der Feindseligkeit unterbleiben mußten, nach Mekka kommen und seine Lehre predigen. Endlich wurde der Bann, der den Hasbemiten selbst lästig wurde, aufgehoben. Die Pergamenturkunde, auf welcher derselbe verkündet war, verschwand aus der Kaaba. Wie die Legende erzählt, geschah dies durch ein Wunder. Mohammed durfte nach Mekka zurückkehren. Um jene Zeit — 620 — verlor Mohammed seinen Oheim Abu Talib und seine treue Chadidja. „Nie", sagte er, „hat es eine bessere Frau gegeben als Chadidja; sie glaubte an mich, als die Menschen mich verachteten, sie half meinem Mangel ab, als ich arm und von der Welt verachtet wurde."



Der Prophet Mohammed.
Nach späterer Darstellung.

Durfte auch Mohammed wieder nach Mekka zurückkehren, so hatten damit weder die Verfolgungen aufgehört, noch hatte der Glaube an seine Prophetenmission zugenommen. Einstweilen war er genöthigt, bei Verwandten in dem zwei Tagereisen von Mekka gelegenen Städtchen Taïf Schutz zu suchen. Dort wurde er aber mit Steinen aus der Stadt vertrieben und schätzte sich glücklich, als er wieder in Mekka angelangt war und in dem Hause eines Bürgers Aufnahme fand. Als er dann in Mekka erzählte, wie ein beflügeltes Roß ihn nach Jerusalem und von da bis zum siebenten Himmel getragen, wo Gott ihn als seinen Gesandten begrüßt und für sein edelstes Geschöpf erklärt habe, wurde er der Gegenstand des allgemeinen Spottes. Erst als er einigen Pilgern aus Medina, aus dem von mütterlicher Seite mit ihm verwandten Stamme der Chazradjiten seine Lehre vortrug, trat eine für den Erfolg derselben entscheidende Wendung ein. Diese Männer arbeiteten eifrig an der Verbreitung seiner Lehre. In Medina verdoppelte sich die Zahl seiner Anhänger. Es erschienen, als Mohammed dreiundfünfzig Mondjahre alt war, bei dem alljährlichen Wallfahrtsfeste 73 Leute aus Medina in Mekka, welche sich zu seinem Glauben bekannten, und ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit ihm abschlossen. Sie luden ihn ein, mit allen Anhängern seiner Lehre zu ihnen auszuwandern. Er that dies einige Monate später, nachdem er von einem geheimen Verehrer die Kunde erhalten,

die Koreischiten hätten seine Ermordung beschlossen. Während die Letzteren bereits das Haus Abu Bekr's, in welchem sich Mohammed aufhielt, umringten, bewirkte der getreue Ali seine Rettung durch List. Er legte sich, in Mohammed's Mantel gehüllt, auf dessen Lager, und während nun die Mörder eindrangen, um sich ihres Opfers zu bemächtigen, verließen Mohammed und Abu Bekr in der Dunkelheit der Nacht Haus und Stadt. Ali folgte ihnen am andern Tage, nachdem sich die Verschworenen überzeugt hatten, daß Derjenige, dem allein ihr Anschlag galt, ihnen entflohen war.

Die Hidjrah oder Flucht Mohammed's. Mit dieser Flucht (16. Juli 622) bezeichnen die Mohammedaner die eigentliche Stiftungszeit ihres Glaubens, auch ihre Zeitrechnung beginnt mit der Hidjrah, d. h. der Flucht. Darüber erzählt eine mohammedanische Ueberlieferung, der Prophet habe sich mit Abu Bekr in eine Höhle des Berges Thaur begeben, um seinen Verfolgern zu entgehen. Einen Diener mit Lebensmitteln hatte er vorausgesandt. In der Höhle mußten sich die beiden Flüchtlinge drei Tage lang aufhalten, weil diese beständig von Verfolgern umschwärmt war. Eine mohammedanische Legende erzählt sogar, daß die Feinde des Propheten eine Schar Bewaffneter ausdrücklich nach jener Höhle gesendet hätten, um dieselbe zu durchsuchen. Als diese Männer nun an die Höhle gekommen seien, hätten sie gefunden, daß der schmale Eingang derselben mit einem Spinnennetze überwebt gewesen sei und am Boden derselben ein Taubennest mit zwei Eiern gelegen habe. Daraus schließend, daß kurze Zeit vorher kein Mensch diese Höhle habe beschreiten können, weil er alsdann das Spinnennetz zerrissen und die Eier zertreten haben würde, seien sie unverrichteter Sache wieder zurückgekehrt. Die Spinne aber, so erklärt die Legende, habe ihr Netz auf Gottes Befehl schnell gesponnen, als Mohammed die Höhle betreten, und ebenso habe auch die Taube nachher ihre Eier gelegt. Als die beiden Flüchtlinge die Höhle verließen, richteten sie ihren Weg nach dem 60 Meilen entfernten Medina, wo sie schon 16 Tage nach der Flucht aus Mekka eintrafen, obgleich sie sich auf dem Wege noch immer vor den Verfolgern verbergen mußten, denen sie noch mehrere Male nur mit Mühe entgingen.

Triumph Mohammed's. Der Einzug Mohammed's in Medina gestaltete sich zu einem wahren Triumphzuge. Mit ihm beginnt eine völlig neue Periode in der Entwicklung des Islam. Von da an wurde Mohammed kriegerisch und beschloß, Diejenigen, die bisher nicht durch Güte für seine Lehre sich hatten gewinnen lassen, durch Gewalt zu bekehren. Die Anzahl seiner Anhänger war derart gewachsen, daß er im Ernste daran denken konnte, diesen Plan zu verwirklichen. Die Schar seiner Gläubigen jauchzte ihm zu, als er die göttliche Offenbarung verkündete, der Islam solle mit Feuer und Schwert über die Erde verbreitet werden. — Seine ersten Angriffe richtete Mohammed gegen die Omejjaden als die Hauptfeinde des neuen Glaubens, und wirklich gelang es ihm auch, dieselben in mehreren Treffen zu besiegen, so daß er von dieser Seite her keine Feindseligkeiten mehr zu fürchten hatte. Zugleich war infolge dieser Siege die Schar seiner Gläubigen täglich gestiegen. Er konnte ernstlich daran denken, die verschiedenen heidnischen, jüdischen und christlichen Stämme und Völkerschaften Arabiens von Medina aus zu unterwerfen und der neuen Lehre zuzuführen, was ihm auch vollständig gelang, so daß man Medina als die Wiege des Islam betrachten kann. — Für die Geschichte desselben ist besonders wichtig das Treffen bei Bedr im zweiten Jahre der Hidjrah (624), in welchem sich zum ersten Male die Lehre Mohammed's bewährte: es sei der Kampf für den Islam ein heiliger Kampf; wer im Kampfe für diese Lehre falle, der gehe, jeglicher Sünden und Strafe ledig, in das mit aller Wonne und Erdenlust ausgeschmückte Paradies ein. Mit Todesverachtung stürzten die Moslemin auf die doppelt so starken Mekkaner, als ihnen Mohammed nach inbrünstigem Gebete den Sieg verhieß, und mit dem Rufe: „Schmach über ihr Angesicht!“, eine Handvoll Erde nach den Feinden Gottes schleuderte.

Nicht so glücklich war die Schlacht am Berge Ohod im März 625. Anfangs schien auch hier der Sieg sich auf die Seite Mohammed's zu neigen, allein seine Bogenschützen, denen er hinter dem Berge eine gedeckte Stellung angewiesen hatte, verließen dieselbe aus

Furcht, bei der Beute zu kurz zu kommen, und gaben dadurch der feindlichen Reiterei Gelegenheit, den Moslemin in den Rücken zu fallen. Mohammed selbst wurde verwundet und todtgesagt, und der unglückliche Ausgang der Schlacht wurde beschleunigt durch die Bestürzung, welche diese Nachricht unter den Gläubigen verbreitete.

Die Beni Kureiza. Mohammed's Heeresmacht erholte sich rasch wieder nach der Schlacht am Ohod; leider hat er in der Folge (628) sein Leben durch eine grausame Handlung befleckt. Die Koreischiten verbanden sich mit dem jüdischen Stamme der Beni Kureiza gegen die Moslemin und rückten mit einer Heeresmacht von 10,000 Mann auf Medina los. Nach einem vergeblichen Belagerungskriege von fünf Wochen, und nachdem Mohammed durch einen schlauen Unterhändler Zwietracht und Mißtrauen unter die Verbündeten ausgestreut, zogen die Araber ab, indem sie ihre jüdischen Bundesgenossen der Rache Mohammed's preisgaben.



Die Flucht Mohammed's und Abu Bekr's.

Nachdem nun Mohammed die Beni Kureiza besiegt hatte, ließ er alle Männer des Stammes, 700 an der Zahl, auf dem Marktplatze von Medina hinrichten. Die Frauen und Kinder wurden in die Sklaverei geführt, ihre Herden und ihre Habe aber unter die Sieger vertheilt. Hierauf bezieht sich die Koranstelle: „Gott vertrieb die Schriftbesitzer (Juden) aus ihren festen Plätzen und warf Schrecken in ihr Herz. Einen Theil von ihnen habt ihr erschlagen, einen andern gefangen genommen; er hat euch ihr Land, ihre Wohnungen, ihre Güter zum Erbtheil gegeben. Gott ist allmächtig!“

Wachsen der Anhänger Mohammed's. Ein Jahr nach diesem Kriege wurden Mohammed und seiner Schar während der heiligen Pilgermonate die Thore von Mekka geöffnet. Auf einem Kameele machte der Prophet die herkömmlichen sieben Umgänge um die Kaaba. Nach wenigen Jahren seit der Hidjrah sah Mohammed den größten Theil Arabiens zu dem neuen Glauben bekehrt. Der Prophet war so mächtig geworden, daß selbst seine alten Feinde, die Koreischiten, sich dazu verstehen mußten, mit ihm ein Abkommen zu schließen und während der Pilgermonate den Zutritt zu dem Nationalheiligthum zu gestatten. Damals als er, wiewol Mekka noch nicht unterworfen war, sich doch bereits in dem größten Theile des ganzen übrigen Arabiens anerkannt sah, richtete er seine Blicke weiter und dachte daran, die Völker des gesammten Erdenrunds zum Islam zu bekehren. Er schickte Gesandtschaften mit Bekehrungsschreiben an Chosroes II., an Kaiser Heraklius, an den Fürsten von Abessinien, an den Statthalter von Aegypten und

an die Häuptlinge mehrerer arabischen Provinzen. Einige sollen sich wirklich bekehrt haben, andere nahmen um des lieben Friedens willen wenigstens die Gesandten gut auf. Nur Chosroes zerriß im Zorne Mohammed's Brief, und Amru, der Ghassanide, Befehlshaber von Boßra, ließ seinem Gesandten den Kopf abschlagen. Dem Chosroes prophezeite Mohammed den Untergang seines Hauses durch den Islam und gegen Amru schickte er ein Heer unter dem Befehle seines ehemaligen Sklaven Zeid aus. Dies war der erste Krieg zwischen Muselmanen und Christen.

Schlacht bei Muta. Bei Muta in Syrien kam es zur Schlacht. Zeid, der Anführer der Moslemin, fiel in den vordersten Reihen. An seiner Stelle ergriff der tapfere Djafar die heilige Fahne und stellte sich an die Spitze der Kämpfenden, sie zu neuem Angriffe ermuthigend. Die rechte Hand wurde ihm abgehauen; da nahm er die Fahne in die Linke, und als er auch diese verlor, faßte er das Banner Mohammed's noch mit den blutenden Armen, bis er den Streichen der Feinde erlag. Jetzt nahm Abdallah Ibn Rawaha, der Dichter, dem sterbenden Helden die Fahne ab, und mit dem Rufe: „Vorwärts, entweder der Sieg oder das Paradies ist unser", stürzte er sich auf die Feinde. Auch er fiel, und erst Chalid führte die Schlacht zu Ende. — Der unentschiedene Ausgang der blutigen Schlacht hatte die Wirkung, daß Mohammed's Feinde in Mekka von Neuem das Haupt erhoben. Sie erlaubten sich Gewaltthätigkeiten gegen seine Anhänger, worauf der Prophet mit einem zahlreichen Heere gegen Mekka heranzog. Die Stadt ergab sich beinahe ohne Schwertstreich. Nur einige Wenige wagten unter der Führung Akrama's Widerstand zu leisten, der jedoch durch das Schwert Chalid's rasch gebrochen wurde. Mohammed begab sich hierauf nach dem Tempel, hielt die herkömmlichen sieben Umzüge um die Kaaba und küßte dabei jedesmal dem Gebrauche gemäß den heiligen Stein. Sodann ließ er die zahlreichen Götzenbilder, die das Heiligthum umgaben, zertrümmern und die Bildnisse Abraham's und der Propheten verwischen, mit welchen das Innere ausgeschmückt war. Die Kaaba sollte fortan nur dem einen Gotte dienen. Herr über Mekka, gab nun Mohammed zahlreiche Beweise von Milde und Großmuth. Er versammelte die Häupter der Stadt um sich und verbürgte ihnen die vollkommene Sicherheit ihres Lebens und Besitzes. Er ließ eine allgemeine Amnestie ergehen, und selbst seine ärgsten Feinde schonte er. Nur solche, welche sich besonderer schwerer Verbrechen schuldig gemacht, wurden von der Begnadigung ausgeschlossen, im Ganzen elf Männer und vier Frauen. Allein nur an vier derselben wurde das Todesurtheil vollzogen. So suchte der Prophet durch seine Großmuth die Uebergriffe seiner Anhänger allerwärts vergessen zu machen. In kurzer Zeit war ganz Arabien bekehrt. Als Mohammed im zehnten Jahre der Hidjrah seine letzte Wallfahrt nach Mekka unternahm, begleiteten ihn 40,000, nach Anderen sogar 114,000 Gläubige.

Mohammed's Ende. Schon während dieser Pilgerfahrt hatte sich der leidende Zustand des Propheten verschlimmert und drei Monate nach seiner Rückkehr in Medina befiel ihn eine Krankheit, welcher er in wenigen Wochen erlag. Man behauptet, eine schöne jüdische Gefangene, welche er sich 628 in jenem Kriege gegen die Beni Kureiza, nachdem er ihre Hauptfestung Cheibar gestürmt, angeeignet und deren nächste Anverwandte im Feldzuge den Tod fanden, habe ihm, als sie das Brautlager mit ihm theilte, aus Rache eine vergiftete Speise vorgesetzt. Mohammed habe zwar nicht viel davon genossen, allein das schleichende Gift von Cheibar, das er noch in seiner Todesstunde in den Adern spürte, soll seine Gesundheit untergraben haben. — Mohammed, wiederholt von Fieberschauern ergriffen, begab sich in die Wohnung seiner Lieblingsgattin Aïscha, und bereits schwer krank, schleppte er sich noch in die nahe Moschee, um zu dem in dichten Scharen versammelten Volke zu reden. Bei zunehmender Schwäche sprach Abu Bekr die Gebete für ihn. Mohammed erklärte sich, wie einst Moses, bereit, Jedem Genugthuung zu geben, den er im Leben gekränkt; er bat Jeden um Verzeihung, er forderte seine Anhänger auf, in Liebe und Eintracht mit einander zu leben, und bereitete die Gläubigen auf seinen nahen Tod vor. „Bei dem Schicksal!", sprach

er zu ihnen aus dem Koran, „die Menschen gehen dem Verderben entgegen, nur die nicht, welche glauben, fromme Werke üben, sich gegenseitig zur Wahrheit ermahnen und zur Beharrlichkeit im Glauben."

Wenige Tage darauf endete der Prophet. Ehe er das Bewußtsein verlor, schenkte er seinen Sklaven die Freiheit und ließ das wenige Geld, das er besaß, unter die Armen vertheilen. „Gott stehe mir bei in meinem Todeskampfe", betete er und verschied in den Armen seiner Aïscha. Seine letzten Worte waren: „Zu den höchsten Gefährten im Paradies." Er starb 63 Jahre alt am 7. Juni 632. Wilde Aufregung und Verzweiflung, die nur langsam in stille Trauer überging, erfaßte die Gläubigen, als sich die Nachricht verbreitete. Viele wollten an den Tod des Propheten nicht glauben. Selbst Omar, sein treuer Feldherr nicht, der das Volk, welches das Haus umstand, von seinem Fortleben zu überzeugen suchte. Da trat jedoch Abu Bekr vor und sprach:

„Wer von euch Mohammed diente, wisse, daß er todt ist, wer aber seinem Gotte diente, der fahre in seinem Dienste fort, denn Mohammed's Gott lebt noch und stirbt nie."

Mohammed's Charakter und Lebensweise. Versuchen wir nun uns ein Bild von dem Manne zu entwerfen, der so gewaltige Umwälzungen bewirkte, der die getrennten Stämme Arabiens vereinte, und dessen Zauberwort: „Es ist nur ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet", Jahrhunderte lang die Völker des Orients begeisterte.

Mohammed war eine der Erscheinungen, die den Massen imponiren, wie Augustus, Karl der Große, Barbarossa, Kaiser Wilhelm. Ein großer Kopf mit markirten Zügen und feurigen Augen, großer, kühngeschwungener Nase, scharf geschnittenem Mund mit blendend weißen Zähnen, das Gesicht von einem schwarzen Barte umrahmt, verkündete durch sein Gepräge die außerordentliche geistige Bedeutung des Mannes. Seine Züge belebten sich, wenn er sprach, in überraschender Weise, und das Anschwellen einer Ader auf der Stirn war der Vorbote der Ausbrüche des Zorns. Seine langen, über die Schultern herabwallenden Haare behielten ihre dunkle Farbe bis zu seinem Tode. Eine hohe schlanke Figur und ein leichter Gang mehrten den Eindruck der Erscheinung; sein schöngeformter weißer Hals wird von den Zeitgenossen als eine besondere Zierde des Propheten erwähnt. Doch fehlten ihm auch nicht die unschönen Merkmale der semitischen Rasse: große Hände und Füße. Seine Erscheinung entbehrte jeden äußern Aufwandes in Kleidung. Seine Mahlzeiten bestanden oft genug nur aus trockenem Brot mit Melonen oder Datteln. Kein Schmuck verkündete die hohe Stellung, welche er bei seinem Volke einnahm: ein baumwollenes Hemd und ein Unterkleid aus arabischer Leinwand bildeten seine Kleidung, an Feiertagen kam noch ein gelbes Oberkleid hinzu. Den Kopf bedeckte eine mit einem weißen oder schwarzen Tuche umwundene wollene Mütze. Auf seinen Kriegszügen trug er ein doppeltes Panzerhemd und einen Helm mit Visir, welches nur die Augen offen ließ. In seinem Verkehr mit dem Volke war er ungemein herablassend; er aß aus einer Schüssel mit seinem Diener, reichte Jedem die Hand, zog diese nie zuerst zurück und hörte Jeden aufmerksam an. Was er selbst verrichten konnte, ließ er nie von Anderen thun; er holte sich seine Lebensmittel vom Markte, besserte seine Kleider aus, reinigte sein Pferd und melkte seine Ziege. „Mohammed war", wie Gustav Weil sagt, „ein Muster häuslicher und geselliger Tugenden". In einem eigenthümlichen Lichte erscheint uns, nach unseren europäischen Anschauungen, sein Verhältniß zum andern Geschlecht. Für jeden Moslim wollte er die Zahl der Gattinnen auf vier beschränkt wissen, allein er selbst hielt dieses Gebot nicht ein und veröffentlichte einen Koranvers, nach welchem ihm Gott die ausgedehnteste Freiheit in diesem Punkte ertheilt. Oft waren bei seinen Heirathen Gründe der Politik maßgebend, oft aber auch die sinnliche Leidenschaft. In dieser Beziehung zeigt sich der Prophet leider sehr stark von seiner menschlichen Seite. Seine Eifersucht war sehr leicht zu erregen; seinen Frauen erlaubte er nicht, das Haus zu verlassen; sie durften sich nur, hinter einem Vorhange verborgen, mit fremden Männern unterhalten, und es war ihnen untersagt, sich nach seinem Tode wieder

zu verehelichen. Vielleicht war diese Eifersucht nicht ohne Grund; wenigstens spielt in der Entstehungsgeschichte des Islam, unter der Bezeichnung „die falsche Anklage“, ein Mondscheinspaziergang, durch welchen seine Gattin Aïscha schwer kompromittirt erscheint, eine große Rolle. Damals zweifelte Mohammed sehr stark an der ehelichen Treue seiner Gattin; als aber nach vier Wochen die Liebe zu Aïscha sowie andere unenthüllt gebliebene Motive siegten, veröffentlichte er ein milderes Gesetz wider den Ehebruch, als es das bisherige war. Es sollte fortan Jeder gegeißelt werden, welcher die Frau eines Andern der Untreue anklage, wenn er seine Aussage nicht durch vier glaubwürdige Zeugen beweisen könne.

Die Leidenschaft für die Frauen, über welche der Orientale überhaupt anders denkt — man erinnere sich nur an das frühe Altern der orientalischen Frauen und an die alttestamentlichen Beispiele der Vielweiberei, erscheint übrigens als die einzige Schwäche seines Privatlebens. Leidenden und Armen spendete er Trost und Hülfe, wo er konnte. Er besaß nie Geld, denn seinen ganzen Besitz theilte er unter die Armen. Als Herrscher war er ungemein mild. Die Todesstrafe gelangte nur selten zur Vollziehung, und selbst die Niedermetzlung der Beni Kureiza, gegen welche der Prophet sich unerbittlich erwies, erscheint in einem milderen Lichte, wenn man erwägt, daß die Juden ihn durch wiederholte Treulosigkeiten und eine fanatische Gesinnung zur Rache reizten, die bei dem heißblütigen Araber nur zu leicht die edleren Regungen des „Gesandten Gottes“ übertäubte.

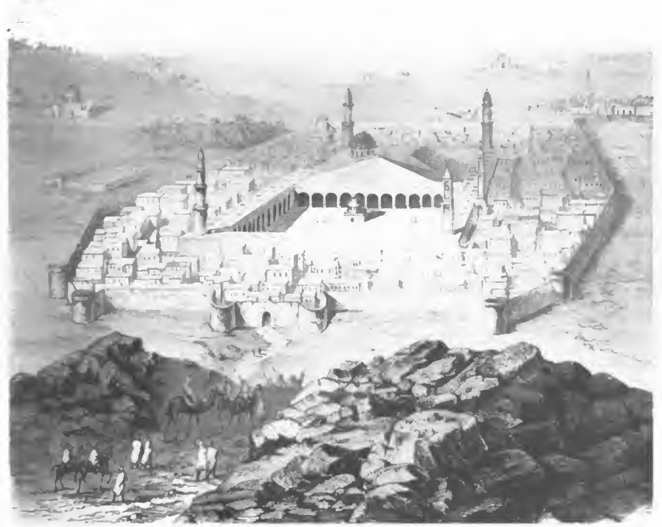
Ueberblicken wir die vielen edlen Züge seines Charakters, so erscheint uns Mohammed der Prophet, Machthaber, Gesetzgeber und Dichter seines Volkes, als eine jener wenigen gottbegnadeten Naturen, welche von Zeit zu Zeit erstehen, um unter ihrem Volke die schlummernde geistige Thatkraft zu neuem Leben zu erwecken. Daß die Religion, welche er lehrte, eine andere als die unsrige war, ändert hierin nichts. Denn wir können weder Alle eines Glaubens, noch ein Volk sein. „Wenn Gott es gewollt hätte, so hätte er aus Allen nur ein Volk gemacht“, sagt der Koran (5. Sure), „so aber hat er euch durch verschiedene Gesetze von einander unterschieden, um eines Jeden Gehorsam zu prüfen. Wetteifert darum in guten Werken miteinander, denn zu Gott werdet ihr Alle zurückkehren, und dann wird er euch aufklären, worüber ihr uneinig wart!“

Mohammed's Visionen. Nur in einer Beziehung bedarf die Person Mohammed's für uns noch einer kurzen Prüfung. Mohammed erregte seine Anhänger durch die Erzählung wunderbarer Erlebnisse, unter welchen seine Himmelfahrt die merkwürdigste ist. Man hat in Erwägung der Unmöglichkeit derartiger Vorgänge Mohammed oft einen Betrüger genannt. Man sollte, wenn man von Religionsstiftungen spricht, mit dem Vorwurf der Betrügerei etwas vorsichtiger sein. Bei jeder Religionsstiftung ist es immer etwas wunderbar zugegangen; und wenn schon einer unserer Dichterheroen sagen konnte, das Wunder sei des Glaubens liebstes Kind, um wie viel mehr darf der heißblütige, feurige, phantasievolle Araber Anspruch auf ein Wunderkleid machen, das seinen Glauben umgeben soll. Allein nicht einmal den Vorwurf einer frommen Täuschung kann man gegen den Stifter des Islams erheben. Mohammed litt in ausgeprägter Form an einer krampfartigen Krankheit, welche in unserem Klima eine Frauenkrankheit ist, im Orient aber auch bei Männern vorkommt, an hysterischen Anfällen. Diese Krankheit trat bei ihm sogar in Paroxysmen auf. „Seine Lippen und Zunge zitterten, als wolle er etwas auflecken, die Augen verdrehten sich und der Kopf bewegte sich automatisch. Wenn die Anfälle sehr heftig waren, fiel er wie trunken zu Boden und er schnarchte wie ein Kameel.“

„Hysterische aber“, sagt Schönlein, „haben alle mehr oder weniger Neigung zur Lüge und zum Betrug, und dieser Hang wird mit der Dauer des Uebels zur wahren Krankheit. Die Lüge fließt nicht mehr aus freier innerer Ueberzeugung, was eine Unwahrheit erst zur Lüge macht, — es bildet sich der Geist zur Lüge und zum Betruge in der Art fort, daß die Kranken Allen, die in ihre Nähe kommen, eine falsche Vorstellung von sich aufzudringen suchen.“ Der berühmte Arzt erinnert nur an die Nonne Emmerich zu Dülmen und

ähnliche Beispiele. — Außerdem spielte der Traum bei den Arabern schon vor Mohammed eine große Rolle; ihre gesammte Theologie scheint hierauf begründet gewesen zu sein.

Mohammed wurde aber von ungemein intensiven und lebhaften Träumen ergriffen. Aus diesen Träumen entwickelten sich die Anfänge seines Prophetenthums. Auch diese religiös schwärmerischen Visionen erscheinen als ein Symptom der Hysterie, und wir können nichts Auffallendes darin finden, daß ein solcher Visionär seine Visionen für Wirklichkeit nimmt. In Europa erregte im vorigen Jahrhundert Swedenborg durch seine Hallucinationen und Prophezeiungen, von welchen manche sich auch verwirklichten, das Erstaunen seiner Zeitgenossen; um wie viel mehr dürfen wir ähnliche Erfolge in einer weniger aufgeklärten Zeit bei einem phantasievollen Volke gleich dem arabischen erklärlich finden.



Das heutige Medina.

Visionäre sind bisher in allen Ländern aufgetreten, aber den meisten fehlte der nöthige Takt, und nur diejenigen unter ihnen vermochten bis jetzt Erfolge aufzuweisen, die mit der Mittheilung ihrer Visionen Anderen gegenüber das erforderliche Maß einzuhalten wußten. — Mohammed aber hielt nicht nur das nöthige Maß ein, sondern er war auch im vollen Sinne des Wortes von seiner Mission überzeugt. Er hatte sich derart in die Welt seiner Hallucinationen hineingelebt, daß er seine Visionen mit einer Kraft der Ueberzeugung wiedergab, die selbst heute noch beim Lesen dieser, in eine wunderbar dichterische Form gekleideten Erzählungen für Augenblicke unsere kritischen Zweifel zum Schweigen zu bringen vermag. Daß er selbst bei seiner Religionsstiftung von Anderen in diese Ueberzeugung noch mehr hineingedrängt und in seinem Wahne bestärkt wurde, und wie weit der in ein religiös-schwärmerisches Traumleben versunkene Mohammed theilweise das Werkzeug anderer fein berechnender Köpfe war, werden wir später zur Sprache bringen.

Mohammed's Lehre.

Bevor wir die weitere Ausbreitung der islamitischen Bewegung verfolgen, müssen wir noch die bisher nur andeutungsweise geschilderte Lehre ins Auge fassen, welche der Prophet verbreitete. Ohne die Kenntniß dieser Lehre würden uns eine Reihe von Erscheinungen, welche der Islam darbietet, unverständlich bleiben. Beginnen wir mit den Zuständen, die Mohammed vorfand. Im Ganzen weiß man doch nur sehr wenig über die vorislamitische Geschichte Arabiens. Der Hauptsache nach steht fest, daß Arabien in eine Menge kleinerer Reiche zerfiel, daß jeder Stamm seine Selbständigkeit behauptete und daß diese Stämme sich unter einander blutig befehdeten. Erst kurz vor Mohammed's Auftreten, als die Araber anfingen, sich als ein Volk zu fühlen, ruhten diese Kämpfe. Mohammed's Lehre erfüllte den heißersehnten Einigungswunsch dieses Volkes und einigte es unter Allah, dem nationalen Gotte!

Nationale, im Volke tief eingewurzelte Elemente suchte Mohammed bei seinem Reformwerke hervor, und die bedeutendsten Orientalisten stimmen darin überein, daß eine Entwicklung des arabischen Volkes, wie diejenige unter Mohammed, nicht das Werk weniger Jahre sein konnte. „Wie hoch man auch immer die geistige Energie Mohammed's und die Gewalt seiner Predigt von Allah anschlagen mag“ — sagt Ludolf Krehl (Ueber die Religion der vorislamitischen Araber, Leipzig 1863) — „eine so tiefgreifende politische wie religiöse Umbildung konnte sich nicht in so kurzer Zeit hervorbringen, ohne in dem Volke selbst und in seinem Glauben zahlreiche Anknüpfungspunkte, ohne einen ihr durch vielfache religiöse Entwicklungen zubereiteten günstigen Boden gefunden zu haben.“

Viele dieser Anfänge und die meisten Spuren der früheren Religionszustände hat der Islam verwischt, aber es sind doch immerhin noch genügende Anhaltspunkte vorhanden, um uns über dieselben einige Aufschlüsse zu geben. Namentlich spricht sich unter den arabischen Schriftstellern al-Sahrastâni ausführlich über die Religion seiner Vorfahren aus. Er sagt: „Die Araber der vorislamitischen Zeit zerfallen rücksichtlich der Religion in verschiedene Klassen. Die Einen leugneten den Schöpfer, die Auferstehung und die Rückkehr des Menschen zu Gott, und behaupteten, daß die Natur selbst in sich die Macht zu beleben besitze, aber in ewigem Kreislaufe alles individuelle Sein vernichte. Andere glaubten an einen Schöpfer und an eine von ihm aus dem Nichts hervorgebrachte Schöpfung, leugneten aber die Auferstehung und die Rückkehr des Menschen zu Gott; Andere glaubten an einen Schöpfer, eine Schöpfung und eine Art von Rückkehr des Menschen zu Gott, leugneten aber die Gesandten und beteten die Götzenbilder an, von welchen sie glaubten, daß sie einst in jenem Leben die Mittler zwischen ihnen und Gott sein würden, stellten Wallfahrten zu ihnen an, brachten ihnen Schlachtopfer und Opfergeschenke dar, nahten sich ihnen mit Ceremonien und religiösen Gebräuchen, hielten dieses für erlaubt, jenes für verboten. Dies war die Religion des größten Theils der Araber. — Noch Andere endlich glaubten an eine Seelenwanderung und behaupteten, daß nach des Menschen Tode das Blut des Gehirns sich mit einigen Theilen seines Körpers verbinde und aus dieser Verbindung der Vogel Hâma erstehe, welcher alle hundert Jahre zum Grabe des Verstorbenen zurückkehre.“

Ein großer Theil der Araber aber bekannte sich zur Religion Abraham's. Noch heute bekennen sich die Wüstenbewohner in Hawiân, wie Konsul Dr. Wetzstein dem Verfasser der oben erwähnten Abhandlung mittheilte, zur „Religion Ibrahim's“, einem einfachen Monotheismus. Diesen Glauben an einen Gott setzten auch die islamitischen Schriftsteller als die Urreligion voraus. Die Kaaba (das Haus des Gottes), deren Entstehung Einige schon auf Adam und Eva zurückführten, und um welche die Araber schon viele Jahrhunderte vor Mohammed wandelten, ist ein uralter Tempel des einzigen Gottes.

Die Verhältnisse Arabiens erklären es, wie aus dem ursprünglichen Monotheismus allmählich ein Polytheismus hervorging. Infolge fremder Einflüsse entfernte man sich nach und nach von dem einen Gott. Er wurde nicht blos als außerhalb der Welt seiend,

von ihr nicht blos geschieden, sondern auch verschieden, in einem nur äußerlichen Verhältniß zum Kosmos stehend, gedacht. Die für das religiöse Bedürfniß schlechthin nothwendige Idee von der Allgegenwart Gottes verlor sich. Sobald dieses Bedürfniß sich wieder geltend machte, mußte es nach einem Ersatz suchen. Es glaubte ihn in der Natur und ihren Erscheinungen zu finden." Für die Bewohner der öden Wüste sind nun aber die Gestirne mit dem Glanz, welchen sie in der reinen durchsichtigen Luft entfalten, mehr als alles Uebrige geeignet, als Symbole der Majestät, Unveränderlichkeit und Ewigkeit Gottes zu erscheinen.

„Wir altern, aber jene aufgehenden Gestirne altern nicht,
uns werden die Berge und die hochgebauten Paläste überdauern",

sagt ein arabischer Dichter. — Alles, was dem großen Ganzen und dem Einzelnen widerfuhr, Glück und Unglück, Regen und Sonnenschein, schrieb man schließlich den Gestirnen zu, und so entstand der über einen großen Theil von Asien, von den äußersten Grenzen Persiens bis zu denen Aegyptens verbreitete „Gestirnsdienst."

Mohammed's anfängliches Bestreben ging dahin, den Stern- und Fetischdienst, welcher sich allmählich eingebürgert hatte, wieder auszurotten und sein Volk zur ursprünglichen reinen Gotteslehre zurückzuführen; kein allzugroßer Weg, wenn man erwägt, daß der Monotheismus die Grundlage der arabischen Kulten gebildet hatte. Mohammed schrieb, wie dies aus den ältesten Suren des Koran hervorgeht, ursprünglich keine anderen Gebote vor, als den Glauben an einen einigen und ewigen Gott, Schöpfer und Erhalter des Weltalls, neben welchem es keine anderen Götter gebe und der sich in Mohammed am vollständigsten geoffenbaret; den Glauben an die Auferstehung der Todten und ein jenseitiges Leben, wo nach dem Jüngsten Gerichte die Guten und Gläubigen „das Angesicht Gottes schauen", die Bösen und Ungläubigen hingegen den Qualen der Hölle verfallen; den Glauben an Engel, Propheten und ihre Offenbarungen; sodann Mildthätigkeit gegen Arme, Waise, Verwandte, Reisende und Sklaven; Gebet, Erfüllung seines Wortes und Geduld im Unglück. Erst später folgen jene Gesetze, in welchen die ursprüngliche Einfachheit seiner Lehre verwischt und der Krieg gegen die Ungläubigen gepredigt wird.

Der Koran. Die ersten und ältesten der Suren des Koran sind diejenigen, welche die reichste poetische Fülle enthalten und durch schwungvolle rhythmische Form am meisten geeignet waren, die Gläubigen zu begeistern. Später entwickelte sich die Lehre Mohammed's nach den verschiedensten Richtungen hin. Nicht nur Vorschriften über das Gebet wurden gegeben; auch das gesammte Gebiet der Kriminal- und bürgerlichen Gesetzgebung, Sanitäts- und Sittenpolizei beschäftigte den Propheten. Alle diese Lehren wurden auf Veranlassung Abu Bekr's, zwei Jahre nach Mohammed's Tod durch des Letzteren Schreiber Zeid Ibn Thabit im „Koran" gesammelt und in einzelne Abschnitte (Suren) geordnet. Nachdem sich aber nach einiger Zeit verschiedene Lesarten eingeschlichen hatten, ließ Othman neue getreue Abschriften von den ältesten Urkunden anfertigen und die früheren verbrennen.

Es sind, wenn wir von der Vielweiberei und einigen anderen orientalischen Eigenthümlichkeiten absehen, sämmtlich Lehren, welche mit den Grundsätzen der allgemeinen Moral übereinstimmen, und der Koran, „die Mutter aller Bücher", wie ihn die Moslemin nennen, enthält sogar eine Fülle von Weisheit. Mit besonderer Vorliebe malt der Koran die unversiegbaren Freuden und Genüsse des Paradieses aus; schwarzäugige Mädchen von blendender Schönheit und blühender Jugend reichen in schattigen Hainen dem seligen Gläubigen herrliche Getränke und die köstlichsten Früchte in goldenen Schalen. — In der Sittenlehre hielt sich Mohammed an die alten Gebräuche und Ueberlieferungen des Orients. Der Koran schreibt häufige Waschungen vor, fünf Gebete zu verschiedenen Tagesstunden, wobei das Gesicht des Betenden stets nach Mekka gewendet sein muß, Fasten zur Uebung im Gehorsam zu Gott und seinem Propheten. Als heilige Pflicht soll auch der Gläubige die herkömmlichen Wallfahrten nach Mekka betrachten. — Die Beschneidung der neugeborenen Knaben, sowie die Vermeidung des Schweinefleisches sind Vorschriften, welche der Islam mit dem Judenthum

gemein hat. Buhlerei war streng verboten und auf Ehebruch stand Todesstrafe, allein er mußte durch vier Augenzeugen erhärtet sein. — Durch einen ewigen Rathschluß, welchen nichts zu ändern vermag, sind die Schicksale des Menschen vorherbestimmt. Dieser Glaube (Fatalismus) begründete jene bewunderswerthe, ja oft stumpfsinnige Todesverachtung der Moslemin, welche ein so mächtiger Hebel für die Verbreitung des Islam geworden ist.

Unwissenheit und Parteihaß hat den Islam in Europa lange Zeit als eine kulturfeindliche Lehre dargestellt. Der Koran selbst beweist durch seinen Inhalt, daß die Religion Mohammed's dieses nicht ist, sondern daß er vielfach den Werth von Bildung und Gelehrsamkeit ehrend hervorhebt. Hammer-Purgstall hat gerade auf diesen, der Lehre Mohammed's anhaftenden schönen Zug aufmerksam gemacht und eine Reihe von Koranstellen als Beweis aufgeführt: „Die Gelehrten sind die Erben des Propheten. — Die nächsten der Menschen an dem Grade des Prophetenthums sind die Männer der Wissenschaft und des Frohnkampfes. — Am Tage der Auferstehung ist die Tinte der Gelehrten gleich dem Blute der Märtyrer. — Dreien wird am Tage der Auferstehung fürzusprechen vergönnt sein: den Propheten, den Gelehrten und den Blutzeugen. — Suchet die Wissenschaft und wär' es bis in China —"


Die Gebetausrufung.

„Lehret die Wissenschaft", sagt eine andere Koranstelle, „denn wer dieselbe lehrt, fürchtet Gott, und wer dieselbe begehrt, dienet ihm, und wer dieselbe erwähnt, lobpreiset ihn, und wer darüber streitet, streitet einen heiligen Kampf, und wer darin unterrichtet, spendet Unwissenden Almosen, und wer dieselbe anwendet, nähert sich dadurch dem Herrn; denn die Wissenschaft ist der Wegweiser des Verbotenen und Erlaubten, der Leuchthurm des Pfades zum Paradiese, der Vertraute in der Wildniß, der Gefährte in der Fremde, der Erzähler in der Einsamkeit, der Wegweiser in Freud und Leid, der Schmuck für Freunde! Gott erhält durch dieselbe Männer und setzt sie als Führer zum Guten und Vorsteher, deren Handlungen nachgeahmt werden; die Engel suchen ihren Umgang und berühren sie mit ihren Flügeln: denn die Wissenschaft erweckt die Herzen (vom Tode der Unwissenheit) zum Leben, sie erleuchtet die Blicke in der Finsterniß; durch sie ersteigt der Diener Gottes die Stufen des Guten und der Größe in jener Welt. Das Lernen hat gleiches Verdienst mit Fasten, das Lehren mit Beten; durch die Wissenschaft werden die Bande der Verwandtschaft enger gezogen, sie unterscheidet zwischen Dem, was erlaubt und verboten, sie ist der Imam, welcher die Guten beglückt und die Bösen meidet."

Solche Stellen enthält der Koran noch zahlreiche. Die Achtung vor der Wissenschaft, welche der Koran lehrt, hat wesentlich auch auf die mohammedanischen Regenten eingewirkt. Auch die verrottetsten und blutgierigsten Khalifen ehrten Dichter und Schriftsteller und selbst unser Jahrhundert weist in dieser Hinsicht in den Herrscherfamilien keine Beispiele auf, wie die Omejjaden und Abbasiden sie boten. Selbst Mutawakkil, einer der schrecklichsten Khalifen aus der Zeit des Zerfalls, unterstützte Schriftsteller und Dichter, ja bezahlte einst einem lustigen Poeten alle seine Schulden! — Dagegen verbot Mohammed alle bildlichen Darstellungen der Menschengestalt. Mit diesem Verbote wollte er nur jeden Rückfall zum Götzendienste verhindern, stellte aber damit zugleich einen unüberwindlichen Damm jeder plastischen und malerischen Kunstentwicklung entgegen. — Im Allgemeinen hat Mohammed bei der Verfassung des Korans die Quellen jüdischer und christlicher Religion, sowie ältere arabische Sagen vielfach benutzt. Die Tradition dagegen erzählt, der Koran sei unmittelbar göttlichen Ursprungs, sei in der Urschrift im siebenten Himmel vorhanden gewesen und in der heiligen Nacht Alkadar im Monat Ramasan durch den Erzengel Gabriel dem Mohammed geoffenbart worden.

Islam, Christenthum und Judenthum. Gegen Christen und Juden soll der Muselman Gastfreundschaft üben. Mohammed erkennt, wie wir bereits erwähnten, Moses und Jesus als Gesandte Gottes an, und seine Lehre wendet sich lediglich gegen die Entstellungen, welche die christlichen und jüdischen Lehren durch spätere Lehrer erfuhren.



Koran-Auslegung. Zeichnung von Lix.

„Oh! Ihr Schriftbesitzer“ (Juden), sagt er, „sprechet nichts Anderes von Gott, als was wahr ist. Wahrlich, der Messias Jesus, der Sohn Maria's, ist ein Gesandter Gottes, und sein Wort, das er in die Maria übertragen, und sein Geist. — Glaubet daher an Gott und seinen Gesandten, saget aber nichts von einer Dreiheit.

„Vermeidet das und es wird besser um euch stehen. Es giebt nur einen einzigen Gott. Fern von ihm, daß er einen Sohn habe. Christus ist nicht so stolz, um nicht ein Diener Gottes sein zu wollen; die Engel sind's auch nicht, die Gott doch so nahe stehen."

„Nehmen wir nun an, daß, um ein Voranschreiten der morgenländischen Völker ähnlich demjenigen der abendländischen Völker zu ermöglichen, ein Bruch mit der Vielgötterei erfolgen mußte, so erschienen weder das Judenthum noch das Christenthum für die morgenländischen Nationen geeignet. Das Judenthum, das seinen Anhängern überhaupt untersagt, Proselyten zu machen, hatte sich von jeher nur auf enge Kreise beschränkt. Das Christenthum, namentlich in der Gestalt, welche es nach dem dritten Jahrhundert annahm, konnte seinem ganzen Wesen nach den Orientalen wenig sympathisch sein; es konnte besonders nach der einen Seite hin, durch die Demuth, ja Selbsterniedrigung, welche es seinen Anhängern auferlegt, bei dem stolzen, heißblütigen arabischen Volke wenig Zugang finden. Macchiavelli, der große Staatsmann, sagt in dieser Hinsicht über das Christenthum sehr bezeichnend in seinen „Discorsi": „Die antike Religion hat Niemand heilig gesprochen als die Männer des weltlichen Ruhms, wie es die Heerführer und Fürsten waren. Die christliche Religion dagegen hat die Männer der Selbsterniedrigung und Beschaulichkeit verherrlicht. Sie hat überhaupt das größte Gut in die Niedrigkeit, in die Wegwerfung und die Verachtung der menschlichen Dinge gesetzt, während die Alten es in die Größe des Geistes, in die Stärke des Körpers und in alle diejenigen Dinge legten, welche geeignet sind, die Menschen stark zu machen."

Und in diesen antiken, dem Christenthum geradezu entgegengesetzten Prinzipien spiegelt sich die ganze Denkweise auch des arabischen Volkes wieder. Ein Prophet, dessen Lehre der Tapferkeit und dem Heldenthum die Wonnen eines mit aller orientalischen Sinnenlust ausgeschmückten Paradieses verheißt, der den Satz verkündet, daß die Schicksale des Menschen unabänderlich vorausbestimmt sind; ein Prophet, Held, Dichter und Gesetzgeber zugleich, der an die alten Traditionen von dem großen arabischen Gotte anknüpft und der zu einer Zeit auftaucht, als das arabische Volk mächtig das Bedürfniß nach einer Einigung empfand — mußte der nicht mit Allgewalt ein hochbegabtes, thatenlustiges Volk an sich fesseln, in welchem bisher unbewußt eine Fülle von Tugenden und Talenten geschlummert hatte? Jetzt wurden alle diese reichen Gaben entfaltet, und Allah, der Gott Arabiens, war das Zauberwort, in welchem das eben erwachte arabische Nationalgefühl seinen Ausdruck fand.

Für das arabische Volk wie überhaupt für das ganze heidnische Morgenland mußte sich der Islam als ein großer Fortschritt erweisen, wenn wir letztern auch nicht mit demjenigen des Christenthums auf eine Stufe stellen können. „Er setzt an die Stelle der Willkür, des Faustrechts und der Selbsthülfe ein unumstößliches Recht, das trotz seiner Unvollkommenheit doch immer die Grundlage aller Gesetze des islamitischen Reiches bildet; er beschränkte die Blutrache, welche vor ihm bis zu den entferntesten Verwandten sich ausdehnte, auf das von den Richtern als Mörder anerkannte Individuum allein." Ueberhaupt schärfte Mohammed Gerechtigkeit als die höchste und schönste Tugend aller Menschen ein. Mord, Ehebruch, Diebstahl und Betrug bezeichnet er als verabscheuungswürdige Verbrechen. — Der Koran schützte die Armen und Schwachen gegen Willkür und Roheit und brach vor Allem mit der barbarischen Sitte, nach welcher der Vater weibliche Kinder nach der Geburt tödten konnte. Auch das Los der Sklaven hat der Koran bedeutend gemildert, ihre Freilassung wird als ein Gott wohlgefälliges Werk gepriesen, und gefangene Mütter dürfen beim Verkaufe nie von ihren Kindern getrennt werden. — Das Spiel, der Wein und andere berauschende Getränke wurden verboten und damit manche Laster und Ausschweifungen verhütet. An schönen Sittengeboten und herrlichen Sprüchen ist der Koran reich, und insofern als Mohammed „die schönsten Lehren des alten und neuen Testaments unter ein Volk verpflanzte, das von keinem Sonnenstrahl des Glaubens erleuchtet war", mag er auch in den Augen der Nicht-Mahommedaner als „Gesandter Gottes" angesehen werden."

Die ersten Khalifen.

Der Tod Mohammed's hatte unter seinen Anhängern eine große Bestürzung hervorgerufen. Nur das besonnene Auftreten Abu Bekr's konnte den sofortigen Ausbruch der Verwirrung verhüten. Die verschiedensten Verwandtschaftsansprüche wurden geltend gemacht. Vier Männer erschienen zur Nachfolge berechtigt. Es waren Abu Bekr, der Vater Aïscha's, der Lieblingsgattin Mohammed's, der tapfre Omar, der Vater Haffa's, einer anderen seiner Frauen, Osman, der nach einander zwei Töchter Mohammed's zu Weibern gehabt, und Ali, der leibliche Vetter Mohammed's und der Gatte seiner Lieblingstochter Fatima. Ali galt allgemein für den rechtmäßigen Nachfolger des Propheten, infolge der nahen verwandtschaftlichen Beziehungen, wie auch vermöge seiner geistigen Eigenschaften, seiner Frömmigkeit, Großherzigkeit und Tapferkeit. Aber er hatte eine mächtige Gegnerin, Mohammed's schlaue, intrigante Lieblingsgattin Aïscha. Ali war Derjenige, der damals, als sie mit dem Offizier Muattala jenen oben angedeuteten Mondscheinspaziergang unternommen und angeblich ihre verlorene Halskette suchte, sein Ohr den wider sie erhobenen Anklagen geliehen hatte. Aïscha that nun ihr Möglichstes, die Wahl Ali's zu verhindern. Ohne daß Ali darum wußte, hielten die einflußreichsten Moslemin eine Versammlung ab, in welcher sie über die Person des Nachfolgers des Propheten berathschlagten. Bald schwankte die Wahl nur noch zwischen Abu Bekr und Omar. Da verzichtete Omar zu Gunsten Abu Bekr's auf seine Ansprüche, und als Abu Bekr gewählt war, erhob sich Omar und sprach: „Von nun an möge Jeder, der es wagt, die Oberherrschaft zu übernehmen, ohne durch den einstimmigen Willen des Volkes dazu berufen zu sein, nebst Allen, die ihn ernennen oder unterstützen, den Tod erleiden.“ — Damit war jedem Versuch Ali's, sich der Gewalt zu bemächtigen, die Spitze abgebrochen. Omar nöthigte Ali endlich gewaltsam, auf seine Ansprüche zu verzichten. Letzterer zog sich mit seiner Familie in das Innere Arabiens zurück, wo er nach sechs Monaten seine Gattin Fatima verlor. Erst nach ihrem Tode fügte er sich dem Schicksale und huldigte dem Khalifen. Abu Bekr war jetzt der rechtmäßige, allgemein anerkannte Khalife, d. h. Nachfolger des Propheten. „Gehorcht mir“, sprach er, „so lange ich Gott und dem Propheten gehorche; wenn ich über diese Grenzen hinausgehe, so habe ich keine Gewalt mehr über euch; wenn ich irre, so berichtigt mich, ich werde der Ueberzeugung zugänglich sein.“

Abu Bekr (632—634) war ein kluger milder Mann, der sich besonders als Sammler des Koran verdient gemacht hat. Seine kurze Regierung war eine ungemein ersprießliche; durch seine Klugheit und Energie wußte er die Einheit des Glaubens zu erhalten. Er hatte Anfangs viel mit Empörungen zu kämpfen. Mehrere arabische Stämme sagten sich vom Islam los und kehrten wieder zu ihrem alten Glauben zurück; in einem Religionsstaate, wie der arabische war, mußte dies dem Aufruhr gleich geachtet werden. Schon unter Mohammed waren einige „falsche Propheten“ aufgetreten, namentlich Museilama und Al Aswad, deren Lehre sammt Anhang jetzt unterdrückt werden mußte. Abu Bekr focht gegen alle diese Empörer so glücklich, daß er bald an die Ausbreitung des Islam über die arabischen Grenzen hinaus denken konnte. — Syrien, damals im Besitz des Kaisers Heraklius, und die persische Provinz Irak (das alte Chaldäa) waren das nächste, und also erste Ziel des Angriffs. Irak wurde (632) mit einem Schwertstreiche erobert, und Syrien nach mehreren glücklichen Treffen und nach der Einnahme des heldenmüthig vertheidigten Damaskus (635) dem größten Theile nach unterworfen, beides durch den stets siegreichen Feldherrn Chalid Ibn al Walid. Abu Bekr war inzwischen gestorben, nachdem er kurz vor seinem Tode Omar zu seinem Nachfolger ernannt hatte.

„Ich, Abu Bekr Ibn Abu Kahafa“, diktirte er Osman seinem Schreiber, „der ich auf dem Punkte stehe, diese Welt mit der nächsten zu vertauschen, und mich in dem Momente befinde, wo die Ungläubigen glauben, wo die Gottlosen zu zweifeln aufhören, gebe

den Moslemin diese Erklärung meines Willens: Ich ernenne zu meinem Nachfolger" — Abu Bekr wurde von Schwäche ergriffen, und Osman fügte den Namen Omar's hinzu — „Omar Ibn al Khatab". Als Abu Bekr wieder zu sich kam und die Worte sah, sprach er: „Gott segne dich für deine Vorsicht." Er diktirte weiter: „Höret ihn an und gehorchet ihm, denn soweit ich ihn kenne und ihn beobachtet habe, ist er die Redlichkeit selbst. Er ist zu Allem, was er unternimmt, geschickt, er wird mit Gerechtigkeit regieren; wo nicht, so wird ihn Gott, der alle Geheimnisse kennt, nach seinen Werken belohnen. Ich beabsichtige in Allem das Beste, aber ich kann nicht die verborgenen Gedanken des Menschen sehen. Lebt wohl, handelt rechtschaffen und der Segen Allah's sei über euch."

Abu Bekr genoß große Verehrung wegen seiner Sittenreinheit, Einfachheit und Mäßigkeit; ja mit Bewunderung verweilen die arabischen Schriftsteller bei diesen patriarchalischen Tugenden des ersten Khalifen. Durch die siegreichen Feldzüge wurden die Schatzkammern Medina's mit kostbarer Beute gefüllt; allein Abu Bekr fuhr fort, seinen Unterhalt von dem Ertrage seiner Herden und seines Handels zu bestreiten. Nach seinem Tode bestand seine ganze Hinterlassenschaft in einem groben Gewande und fünf Goldstücken, welche Aischa seinem Nachfolger übergab.

Omar (634—644) regierte gleich einfach, gottesfürchtig und rechtlich. Mit hervorragenden Eigenschaften des Geistes geschmückt, wie sein Vorgänger, begann unter ihm der Siegeszug des Islam. Während seiner Regierung sollen die Moslemin 36,000 Städte, Flecken und Schlösser zerstört, 4000 Kirchen und Tempel verwüstet und 1400 Moscheen aufgebaut haben. Unter ihm fand das einst mächtige Sassanidenreich seinen Untergang.

Unterjochung Persiens. In Persien, dessen Thron um diese Zeit Jesdegerd II. inne hatte, konnte man schon bei der Eroberung seiner Provinz Irak wahrnehmen, daß man einem Feinde gegenüberstand, der völlige Unterwerfung seiner Nachbarn forderte; denn nur damit ließ sich ein Einfall erklären, der ohne alle Veranlassung und ohne alle Kriegserklärung damit begann, daß die Araber die Grenze überschritten und ihre Eroberungen weiter fortsetzten. — Anfangs war der arabische Feldherr Abu Ubeida Ibn Masud mit der Unterwerfung Persiens beauftragt worden, und dieser hatte auch das persische Heer unter Mahran in mehreren Treffen geschlagen und zurückgetrieben. Als aber Omar der Dienste des milden Abu Ubeida in Syrien bedurfte, um denselben dort dem allzu grausamen Chalid überzuordnen, da erhielt Saad Ibn Abi Wakkas den Oberbefehl gegen Persien, und diesem war es vorbehalten, dem Persischen Reiche wenigstens dem Wesen nach ein Ende zu machen. Die feindliche Armee, welche sich ihm bei seinem Vorrücken, 120,000 Mann stark, unter dem Feldherrn Rustum entgegenstellte, griff er bei Kadesia (636) mit nur 60,000 Mann so erfolgreich an, daß die Niederlage der Perser bei dieser Stadt als der Anfang des Unterganges der persischen Macht betrachtet wird. Die Araber selbst nannten den Tag, an welchem diese Schlacht vorgefallen war, den Tag der Erschütterung; und man behauptet, daß an demselben von dem persischen Heere 60,000 Mann den Untergang gefunden haben, während von dem arabischen nur 8000 umgekommen seien. Der Fall der größten Städte war die Folge solches Sieges. Die Araber drangen in Madain oder Ktesiphon, dem langjährigen Herrschersitze der Sassaniden, ein und machten dort unermeßliche Beute. Dieselbe soll so groß gewesen sein, daß bei einem Heeresbestand von 60,000 Mann auf jeden Soldaten 12,000 Drachmen (Dirhem) Silber kamen. Das glänzende, mit zahllosen Palästen und herrlichen Gärten geschmückte Ktesiphon ging nach der Einnahme durch die Araber rasch seinem Verfalle entgegen, indem die letzteren eine von ihnen am rechten Euphratufer, südlich von den Ruinen Babylons gegründete Stadt Kufa zum Sitze der mohammedanischen Statthalter erhoben.

Nach einer zweiten Schlacht bei Djalula (640) mußte sich Jesdegerd mit Zurücklassung aller seiner Schätze in die entlegensten Theile seines Landes zurückziehen, um vor den ungestüm vorwärts dringenden arabischen Waffen sicher zu sein. Er blieb es nicht lange.

Saad überschwemmte mit seinen fanatischen Scharen alle Provinzen jenseit des Tigris und sandte nach allen Richtungen Feldherren ab, die Perser zu schlagen und die ausgedehnten Länder derselben in Besitz zu nehmen. Die Schlacht bei Nehawend (643), welche sich durch diese energische Verfolgung entspann, war die letzte, in denen Perser den Arabern gegenüberstanden; denn obgleich der flüchtige Jesdegerd erst mehrere Jahre später (651) seinen Untergang fand, so konnte doch sein Reich als unterworfen betrachtet werden.

Eroberung Syriens. Noch glorreicher als gegen Persien kämpften die arabischen Eroberer in Syrien gegen die Heeresmacht des byzantinischen Kaisers. Letzterer versuchte nur selten von Konstantinopel aus Widerstand zu leisten. Er überließ es meist seinen christlichen Unterthanen selbst, das muselmanische Schwert abzuwehren; denn gegen dasselbe konnte ja der Glaube mit Erfolg aufgeboten werden, da hier nicht die Frage vorlag, ob Heraklius oder Omar, sondern ob die Bibel oder der Koran herrschen sollte.



Neupersische Königstracht und Streitroß. (König Firuz.)

Wie wir schon oben sahen, hatte Abu Ubeida den Oberbefehl in Syrien erhalten. Dieser Feldherr, welcher kriegerischen Sinn und feurigen Glaubenseifer mit seltener Redlichkeit und Herzensgüte paarte, siegte in Syrien Anfangs mehr durch seine Milde als durch die Waffen; denn viele Städte unterwarfen sich freiwillig, weil er sie vor Plünderung zu schützen versprach und man ihn bereits als einen Mann von Wort erkannt hatte. Wo er aber trotzdem auf Widerstand stieß, da griff er entschieden und stets mit Erfolg an. Er eroberte in ununterbrochenem Siegeslaufe eine Reihe fester Städte, bis er endlich in die Nähe von Jerusalem rückte. Die Gefahr, daß die heilige Stadt in den Besitz der Muselmanen fallen könne, bestimmte endlich den Kaiser Heraklius zum Aufbringen einer großen Armee, welche unter der Anführung des Feldherrn Manuel das Heiligthum der Christenheit vor den siegreichen Arabern schützen sollte; 240,000 Mann waren zu diesem Zwecke zusammengebracht worden. Dennoch wurde dies Heer in der zweitägigen hartnäckigen Schlacht am Flusse Jarmuk (634) von der ungleich schwächeren arabischen Streitmacht dergestalt geschlagen, daß das Schicksal von ganz Syrien dadurch unwiderruflich besiegelt war.

Chalid. Die Schlacht am Jarmuk gehört zu den glänzendsten Waffenthaten der Araber und wurde vorzugsweise durch das kriegerische Genie des wilden, fanatischen Chalid entschieden, dem Abu Ubeida aus Achtung vor dessen größerer Kriegserfahrung die Leitung der Hauptschlachtlinie übertragen hatte, während er selbst das Hintertreffen anführte. Aber auch die muselmanischen Weiber, welche ihre Männer in den Krieg und die Schlacht begleiteten, um deren Muth stets frisch zu erhalten, trugen wesentlich zum Siege der Moslemin bei, indem nur sie es waren, welche die mehrmals zurückgetriebenen und zerstreuten Scharen der Ihrigen wieder zusammenriefen, sammelten und von Neuem dem Feinde entgegentrieben, oft unter den beschimpfendsten Mißhandlungen Derer, welche aus Feigheit zurückblieben. — Der Verlust der Byzantiner in dieser Schlacht soll sich auf 150,000 Mann belaufen haben, während der auf arabischer Seite nur zu 4000 angegeben wird, in welchem Zahlenverhältniß sich aber die Uebertreibung arabischer Berichterstatter zu auffällig zeigt, um den Angaben Glauben beimessen zu können.

Nach einander fielen die wichtigsten Städte Syriens, so die berühmten Tempelstädte Emesa (Hems) und Heliopolis (Baalbeck) in die Hände der Araber (636). Hierauf rückte Abu Ubeida vor Jerusalem, das sich nach einer tapferen zweimonatlichen Gegenwehr 637 gleichfalls ergab. Dem Falle Jerusalems folgte nach einer hartnäckigen Belagerung das durch den schrecklichen Chalid überrumpelte wichtige Aleppo (638) und schon im folgenden Jahre die Hauptstadt Syriens, das herrliche Antiochia, nach dessen Besitznahme die Unterwerfung Syriens als vollendet betrachtet werden konnte. Die Söhne der Wüste überließen sich nach Eroberung des herrlichen und üppigen Landes im vollsten Maße den Sinnengenüssen, und Mancher, der den Gefahren der Schlachten entronnen war, fiel der Ausschweifung zum Opfer. Auch die beiden Führer des siegreichen Heeres Abu Ubeida und Chalid, „das Schwert Gottes“, fanden in dem Lande ihres Ruhmes zugleich ihre Leichenstätte. In der Nähe von Emesa wird das Grab gezeigt, das Chalid drei Jahre nach der Unterwerfung Syriens aufnahm.

Nachdem der von Abu Ubeida abgeordnete Feldherr Amru Ibn al As die wichtigsten Festen Palästina's und Phöniciens: Cäsarea, Tripolis, Tyrus, Sidon, Akre, Joppe, Askalon, Gaza ꝛc. erobert hatte, drang er nach Aegypten vor, mit dessen Unterwerfung ihn der Khalif beauftragt hatte.

Unterwerfung Aegyptens. Nach ununterbrochenen, aber siegreichen Kämpfen gegen die aus Aegypten abziehenden Besatzungstruppen gelangte Amru mit den jetzt schon für unüberwindlich gehaltenen Sarazenen — so wurden die muselmanischen Araber von den Abendländern genannt — nach dem großen, reichen und glänzenden Alexandrien, welches er sogleich belagerte. Um einen Begriff von der Großartigkeit dieser Stadt, welche trotz so mancher Wandlungen noch einen guten Theil ihres ehemaligen Glanzes sich bewahrt hatte, zu erlangen, möge hier eine Stelle aus dem Briefe einen Platz finden, welchen Amru nach der Einnahme an Omar schrieb. Dieselbe lautet: „Ich nehme mir nicht vor, eine genaue Beschreibung von der Stadt zu geben, die ich erobert habe, und eben so wenig eine Rechnung von den seltenen und kostbaren Dingen abzulegen, die in meine Hände gefallen sind. Es wird hier genug sein, zu bemerken, daß ich darin 4000 Paläste, 4000 Bäder, 40,000 Juden, welche Tribut zahlen, 400 Plätze für öffentliche Lustbarkeiten und 12,000 Gärten angetroffen habe, welche die Stadt überflüssig mit Pflanzen und Kräuterwerk versehen.“ — Es unterlag nach vierzehnmonatlicher muthiger Vertheidigung (641) durch Sturm. Die angeblich auf Befehl Omar's erfolgte Zerstörung der großen alexandrinischen Bibliothek durch die Araber ist eine tendenziöse Fabel, welche christliche Geschichtschreiber auf das Bunteste ausgeschmückt haben. Es bedurfte nicht mehr der Sendboten des Khalifen, um diese Stätte der Bildung zu verwüsten, sie war bereits früher während der christlichen Glaubenskämpfe zu Grunde gegangen. Der Fall Alexandriens hatte natürlich die schnelle Unterwerfung Aegyptens zur Folge, wodurch sich der Islam die Bahn über das nördliche Afrika ebnete.



Illustrirte Weltgeschichte. III. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Omar's Einzug in Jerusalem. Zeichnung von Otto Fikentscher.

In jene Zeit fällt auch die Gründung von Fostat, welches in der Folge eine große Wichtigkeit für die Muselmanen Aegyptens erlangte. Amru hatte Farma (Pelusium) erobert und drang gegen Memphis vor. Die am östlichen Nilufer gelegene feste Stadt Babylon, welche sich tapfer vertheidigte, hinderte ihn hier lange an der Ueberschreitung des Flusses. Als er endlich nach Monaten die Festung eroberte, schuf er die Stelle seines Lagers (Fostat) zu bleibenden Wohnungen um. Dies war der Anfang der heutigen Hauptstadt Aegyptens, Kairo. Alt-Kairo wurde später durch Ausbau mit der neuen Stadt Kairo zu einem Ganzen verbunden.

Charakter Omar's. Dies waren die Züge und Kriegsthaten, welche die Araber unter Omar's Regierung vollbrachten. Während seine Heere allerwärts siegreich vordrangen, war der Khalif darauf bedacht, auch die innere Verwaltung des Reiches zu organisiren. Er gründete neue Städte, darunter Baßra (oder Bassora) und Kufa in der Provinz Irak. Er führte bei den Truppen einen regelmäßigen Sold ein, ordnete das Gefängnißwesen, setzte geistliche Hüter für Moscheen und Schulen ein, und von ihm rührt die Einführung der mohammedanischen Aera her. Er war ein Mann von gewaltigem Geiste, unbeugsamer Rechtlichkeit und tadelloser Reinheit der Sitten, einer jener Männer, die durch ihr Beispiel ganze Nationen mit fortzureißen vermögen. Durch sein Beispiel nöthigte er seine Hauptleute und Untergebenen zur Einfachheit der Sitten, wie er auch durch seine Lebensweise den Mohammedanern zum strahlenden Vorbilde wurde. „Hütet euch", sagte er, „vor persischem Luxus in Nahrung und Kleidung. Haltet euch an die einfachen Gewohnheiten eures Landes, und Allah wird euch dauernden Sieg verleihen; wendet ihr euch aber von ihnen ab, so wird er euer Glück vernichten."

Bei der Einnahme Jerusalems kontrastirte seine einfache äußere Erscheinung merkwürdig mit der Ueppigkeit der orientalischen Christen. Der Beherrscher der Gläubigen schritt zu Fuße einher, sein Kameel führend, auf welchem sein Sklave saß; an jeder Seite des Kameels hing ein Sack, der eine mit Korn und Reis, der andere mit Datteln, einem Wasserschlauch und einer hölzernen Schüssel beladen. Er trug ein offenes, mit Schaffellstücken geflicktes Wollenkleid und legte erst auf Betreiben des Patriarchen andere Kleider an. Letzterem gab er Beweise seiner Milde und seiner Achtung vor dem christlichen Kultus. Während er sich mit dem Patriarchen in der Auferstehungskirche befand, trat eine der für Mohammedaner bestimmten Gebetstunden ein. Er fragte nach einer Stelle, wo er beten könne. „Wo du jetzt bist", antwortete der Patriarch. Omar weigerte sich jedoch und ging hinaus. Der Patriarch führte ihn in die Kirche S. Konstantin und breitete eine Matte aus, damit er darauf beten könne. Omar schlug es abermals ab. Als er hinausging, kniete er an den Stufen nieder, welche von dem östlichen Thor der Kirche hinabführten. Nachdem er gebetet, sprach er zu dem über seine Handlungsweise verwunderten Patriarchen: „Wenn ich in einer von den Kirchen gebetet hätte, so würden die Moslemin davon Besitz ergriffen und sie zur Moschee gemacht haben." — Um die Kirche noch wirksamer zu schützen, ließ er fernerhin ein Gebot ergehen, durch welches er den Moslemin gebot, daß auf den Stufen, auf welchen er gebetet hatte, niemals mehr als Einer auf einmal Gebete verrichten dürfe.

Wie sein Vorgänger war auch Omar ein Muster von Sparsamkeit und Enthaltsamkeit. Er nährte sich ausschließlich von Gerstenbrot, Datteln und Oliven, trank nur Wasser, und ein mit Palmenfasern gefülltes Polster war sein Lager. Im Ganzen besaß er nur zwei, an vielen Stellen geflickte Röcke, den einen für den Sommer, den andern für die kältere Jahreszeit. Seine Sparsamkeit in den eigenen Bedürfnissen gestattete ihm daher auch über seine Beuteantheile mit verschwenderischer Freigebigkeit zu verfügen; reichlich belohnte er die Krieger, welche ihr Leben der Verbreitung des Islam weihten, und sorgte ebenso für die Hinterbliebenen der im Kampfe Gefallenen.

Tod Omar's. Omar war der Erste, welcher den Titel: Emir al Mumenin (d. i. Beherrscher der Rechtgläubigen) annahm. Er würde noch viel zur Begründung der

arabischen Größe beigetragen haben, wäre seinem Leben nicht unerwartet ein blutiges Ziel gesetzt worden. Unter den als Sklaven nach Medina gebrachten Persern befand sich auch ein Feueranbeter (Parse) Namens Firuz. Der Sklave führte bei Omar Beschwerde über seinen Herrn, weil ihm dieser eine Abgabe von zwei Silberstücken aus seinem täglichen Verdienste auferlegt hatte. Omar erfuhr, daß Firuz ein geschickter Windmühlenbauer und Zimmermann sei, und fand, daß er recht gut zwei Dirhems bezahlen könne. „Nun wohl", soll Firuz gesagt haben, „so will ich dir eine Windmühle bauen, die bis zum jüngsten Tage fortmahlen soll." — Seine drohende Miene fiel Omar auf. „Der Sklave droht mir", sagte er ruhig. „Wenn ich geneigt wäre, Jemand auf bloßen Verdacht hin zu bestrafen, so würde ich ihm den Kopf abschlagen." — Großmüthig ließ er Firuz ziehen. — Drei Tage später versetzte ihm dieser in der Moschee drei Stiche mit einem zweischneidigen Dolche. Als man den Mörder ergreifen wollte, stieß er sich selbst den Dolch ins Herz. „Gott sei Dank", sprach Omar, als er Näheres über die Person seines Mörders erfuhr, „daß der, durch dessen Hand ich falle, kein Moslim war."

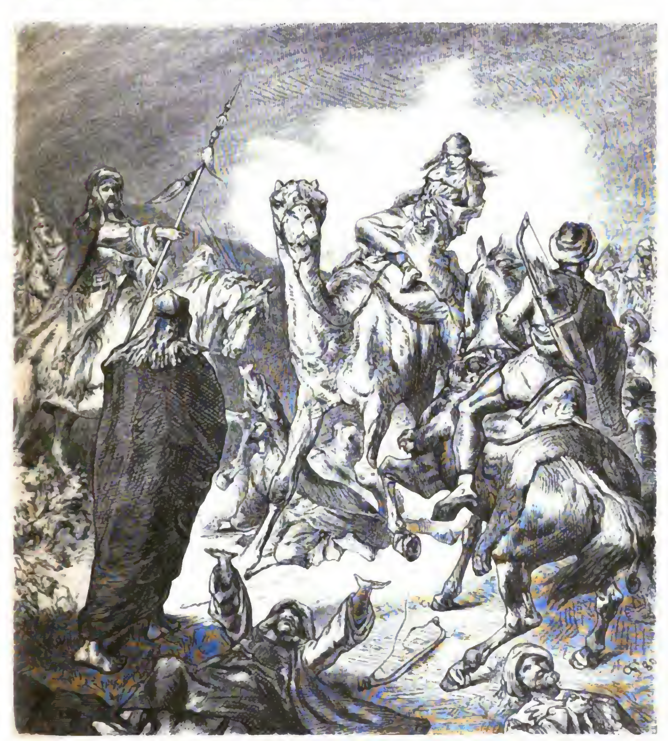
Der Mörder hatte ihn während des Gebets verwundet. Der Khalif vollendete dasselbe noch mit Anstrengung. „Derjenige, welcher sein Gebet verläßt", sagte er, „ist nicht im Islam." Er wurde nach Hause gebracht und man drängte ihn dazu, einen Nachfolger zu ernennen. „Ich kann mir nicht anmaßen, etwas zu thun, was der Prophet selbst nicht gethan hat", sprach er. Da er vermuthete, daß die Wahl auf Ali oder Othman fallen würde, ließ er Ali kommen und sprach zu ihm: „Solltest du Khalif werden, so begünstige nicht deine Verwandten vor allen Anderen und stelle das Haus Hashem nicht auf den Nacken des ganzen Menschengeschlechtes." Aehnliches sprach er zu Othman. Nachdem er als Testament für seinen Nachfolger eine Fülle weiser Rathschläge niedergeschrieben hatte, verschied er am 3. November 644.

Omar, der muthige Glaubensheld, war die Säule gewesen, auf welche sich schon Mohammed und Abu Bekr gestützt hatten; er war der kühnste und entschlossenste Kämpfer für den Islam. Sein vom Glücke begünstigtes Khalifat, gekrönt mit dem dreifachen Ruhme der Eroberung von Syrien, Persien und Aegypten, verdient als das heroische Zeitalter der arabischen Geschichte bezeichnet zu werden. In dem kurzen Zeitraum von weniger als zehn Jahren wurden die gigantischen Grundlagen der islamitischen Macht aufgeführt.

Othman. Der Mord des Khalifen wurde schwer gerächt. Hormuzan, ein persischer Fürst, und Huseina, ein christlicher Sklave in Kufa, die in Verdacht standen, Firuz in seinem Plane bestärkt zu haben, wurden von Omar's Sohn Abdallah erschlagen.

Nach Omar's Tode traten die sechs ältesten Gefährten Mohammed's zusammen, um aus ihrer Mitte einen Khalifen zu wählen. Die Wahl schwankte zwischen Othman und Ali, dem Eidam Mohammed's. Die Wahl fand im Hause der Aïscha statt. Aïscha hatte ihren Haß gegen Ali noch nicht erstickt, denn Ali wurde wieder nicht gewählt, sondern der hochbetagte schwache Othman. — Seine Waffen waren glücklich; unter ihm wurde die Eroberung Persiens vollendet, mancher Einfall in Kleinasien unternommen und auch auf den Inseln des Mittelmeers die Ausbreitung des Islam durchgesetzt. Cypern und Rhodos wurden durch die damals unter Muawia erbaute Flotte erobert, wobei auch der berühmte Sonnenkoloß den Untergang fand. Dagegen war die innere Verwaltung Othman's eine weniger glückliche. Othman hatte die Mahnung des weisen Omar nicht beherzigt, die ihn vor der zu großen Begünstigung seiner Verwandten warnte. Er bevorzugte sie bei der Besetzung der Stellen und verschleuderte an sie die Staatsgelder. Man befürchtete, daß so die Macht allmählich ganz in die Hände der Omejjaden übergehen könnte, und selbst das verdienstvolle Werk Othman's, die heiligen Schriften des Korans gesammelt, gereinigt und geordnet zu haben — so daß der Text für alle Zeiten festgestellt war — wurde dahin ausgelegt, daß er durch das Verbrennen der abweichenden Handschriften nur die gegen die Omejjaden gehässigen Aussprüche aus der neuen Ausgabe verbannt habe.

Die Unzufriedenheit wuchs mit den Jahren, die Intriguen häuften sich, umsomehr als Othman den Verwandten Mohammed's, insbesondere der Aïscha gegenüber, dem bösen Dämon des Islam, die nöthige Energie fehlte. Durch die Anzettelungen der Letzteren und des Muawia, eines Vetters Othman's, brachen in Kufa und Baßra Aufstände aus, welche Ali zwar dämpfte, die aber von Neuem aufloderten, als sich der Sohn des ersten Khalifen, Mohammed Ibn Abu Bekr an die Spitze stellte. Die Empörung wälzte sich über alle Provinzen bis nach Medina, der Residenz des Khalifen.



Ali führt Aïscha gefangen fort. Zeichnung von Zickentscher.

Ermordung Othman's. Man belagerte das Haus des Khalifen und ließ ihm nur die Wahl, entweder seinen mißliebigen Minister Merwan auszuliefern oder abzudanken. Er lehnte beide Ansinnen ab. Man rieth dem Khalifen, da gerade der heilige Monat war, eine Pilgerfahrt nach Mekka zu machen. „Wenn sie mir nach dem Leben trachten", erwiederte er, „so werden sie auch die Heiligkeit des Pilgerkleides nicht schonen." Die Rebellen erstürmten zuletzt das Haus unter Führung Mohammed's, des Bruders der Aïscha. Sie fanden den ehrwürdigen Greis auf einem Kissen sitzend; sein langer Bart fiel auf die

Brust herab, der Koran lag offen auf seinem Schoße und seine Gattin Naile saß neben ihm. Aus vielen Wunden blutend fiel er nieder; aber wiewol bereits todt, durchbohrte ihn noch Mohammed mit seinem Wurfspieße. Nur durch die Treue eines Sklaven wurde das Leben seines Weibes gerettet. Heuchlerisch beklagte Aïscha den Tod des Khalifen, als sie hörte, daß die That ausgeführt sei. Der große und mächtige Geist, der den Islam unter Mohammed und den drei ersten Khalifen beseelte, war bereits entwichen, und die Anhänger, ja die nächsten Verwandten des Propheten, welche anstatt Selbstverleugnung und Entsagung nur ihr Familieninteresse verfolgten, bewiesen durch ihre Handlungsweise, wie sehr auch ihr Werk menschlichen Ursprungs war. — Othman's Ermordung geschah im 34. Jahr der Hidjrah und im J. 656 der christlichen Zeitrechnung. Er war 82 Jahre alt geworden und hatte zwölf Jahre regiert. Nach seinem Tode herrschte Schrecken in Medina, und die Furcht der getreuen Anhänger des alten Khalifen war so groß, daß seine Leiche erst am vierten Tage von einigen Omejjaden heimlich bestattet werden konnte.

Ali, dem Eidam Mohammed's, wurde nun die Khalifenwürde angetragen. Nur mit Widerwillen nahm er die Wahl an und sagte erst zu, als auch die alten Gefährten des Propheten, Talha und Zubeir, ihm ihre Huldigung ankündigten. Allein Ali hatte die Absichten der Teufelin Aïscha bei seiner Rechnung nicht in Anschlag gebracht. Sie pflanzte in Mekka die Fahne der Empörung auf und Talha und Zubeir gingen zu ihr über. Aïscha benutzte nun den von ihr selbst angestifteten Mord Othman's, um die Gläubigen gegen Ali unter die Waffen zu rufen. Da sie indessen nicht wagten, den heranziehenden Ali in Mekka zu erwarten, verlegten sie den Herd des Aufstandes nach Baßra.

Aïscha. Unter Trompetenschall ließ Aïscha in den Straßen von Mekka verkünden: „Im Namen des höchsten Gottes. Aïscha, die Mutter der Gläubigen, geht in Begleitung der Anführer Talha und Zubeir in Person nach Baßra. Alle Gläubigen, welche vor Verlangen glühen, den Glauben zu vertheidigen und den Tod des Khalifen Othman zu rächen, brauchen nur hervorzutreten, um mit allen Erfordernissen für die Reise versehen zu werden.“

Wie eine Megäre zog Aïscha an der Spitze ihres Heeres einher, das Volk mit Reden zum Aufstande aufreizend und die Führer zu Grausamkeiten antreibend. „Schande über dich, o Mutter der Gläubigen“, rief ihr ein Mann von Baßra zu. „Die Ermordung des Khalifen war ein schweres Verbrechen, aber sie war ein geringerer Greuel als die Art und Weise, wie du die Sittsamkeit deines Geschlechts vergißt. Warum giebst du deine richtige Heimat und deinen schützenden Schleier auf und reitest mit entblößtem Gesichte auf diesem verfluchten Kameele umher, um Streitigkeiten und Zerwürfnisse unter den Gläubigen anzufachen?“ — „Du hast das Heiligthum des Propheten entweiht“, rief ihr ein Anderer zu, „und den Schleier der Züchtigkeit von dir geworfen; es ist Pflicht der Gläubigen, dich wieder in Deine Gemächer zurückzuführen und diesen Männern Widerstand zu leisten.“ Vor den Mauern der Sadt fiel die Entscheidung. Ali nahte mit einem Heere und Talha wurde in der Schlacht, Zubeir auf der Flucht getödtet. — Nach furchtbaren Kämpfen wurde auch Aïscha gefangen genommen. Ali übergab sie großmüthig ihrem Bruder Mohammed und ließ sie nach Medina an das Grab ihres Gatten führen. Es war eine blutige Schlacht, die im Januar 657 vor Baßra geschlagen und Kameelschlacht genannt wurde, weil ihr Aïscha auf einem Kameele beigewohnt hatte, die Ihrigen zum unverdrossenen Kampfe anfeuernd. Ueber 15,000 Todte und Verwundete deckten das Schlachtfeld.

Kämpfe gegen Muawia. Allein die Milde und Schonung, welche Ali selbst seiner erbittertsten Feindin gegenüber walten ließ, verbesserte seine Lage nicht. In Damaskus hatte Muawia, der Statthalter Syriens, und ein Stammverwandter des ermordeten Othman eine Empörung erregt und gab nun, als ihn Ali zur Huldigung auffordern ließ, dessen Gesandten zur Antwort: „Er werde sich nicht unterwerfen, bis dem Blute Othman's Genugthuung geworden.“ Hierauf berief er das Volk in die Moschee von Damaskus, in welcher das blutbefleckte Gewand des ermordeten Khalifen ausgestellt war, und forderte die Gläubigen

auf, sich seinem Rachezuge anzuschließen. Zugleich sicherte er sich noch einen mächtigen Bundesgenossen in dem schlauen Amru, dem Eroberer Aegyptens, welchem die Statthalterschaft über diese Provinz entzogen, nunmehr aber von Muawia aufs Neue zugesagt worden war. Damit begann der zweite Bürgerkrieg unter den Moslemin. Auf den Feldern von Siffin am westlichen Ufer des Euphrat kam es im Jahre 657 zu einer Reihe von Gefechten, in welchen sich Ali nicht nur durch Heldenmuth und Tapferkeit, sondern auch durch Menschlichkeit und Edelmuth hervorthat. An einem einzigen Schlachttage soll er die Worte „Allahu Akbar“ (Gott ist der Größte!), mit welchen er jeden Schwertstreich zu begleiten pflegte, vierhundert Mal wiederholt haben. Während der 110 Tage, welche der Kampf dauerte, sollen 90 größere und kleinere Schlachten geliefert worden sein, welche auf Seiten Ali's 25,000 und auf Seiten Muawia's 45,000 Menschenopfer forderten; und doch kam es zu keiner endgiltigen Entscheidung durch die Waffen; beide Parteien einigten sich schließlich dahin, sich einem Schiedsrichter zu unterwerfen. So kam ein Friedensvertrag zu Stande, durch welchen es dem schlauen Muawia gelang, das Ansehen Ali's bedeutend zu schwächen. Um jeden Schein der Gewaltthätigkeit zu vermeiden, zog sich Muawia mit seinem Heere nach Damaskus zurück, während Ali sich nach Kufa wandte, allein durch Ueberraschung wußte Amru die Anerkennung Muawia's als „Beherrscher der Gläubigen“ durchzusetzen. Amru selbst erhielt an Stelle des ermordeteten Mohammed die Statthalterschaft von Aegypten.

Ali rüstete aufs Neue gegen Muawia; indessen Verrath und Abfall lichteten seine Reihen, selbst sein Bruder Akil stellte sich unter die Fahne des Omejjaden. Unterdessen fand sein Gegner immer mehr Anhänger, selbst in Medina und Mekka, ja ganz Arabien wurde das Khalifat Muawia's anerkannt. Nur Irak und Persien hielten noch zu Ali, aber auch hier kam es bald zu blutigen Kämpfen. Das ganze islamitische Reich schien aus Rand und Band gekommen zu sein; mit Feuer, Schwert und Bannflüchen bekämpften sich die Moslemin aller Orten, als ob sich das arabische Volk durch Selbstzerfleischung zu Grunde richten wollte.

Ali's und der Aïscha Ende. Da schwuren drei Männer in der Moschee zu Mekka, dem blutigen Bürgerkriege durch Ermordung der drei Häupter ein Ende zu machen. Zu derselben Stunde in der heiligen Fastenzeit Ramadhan sollte Ali in der Moschee zu Kufa, Muawia in der Moschee zu Damaskus und Amru in derjenigen zu Fostat ermordet werden. Nur bei Ali gelang der Mordanschlag, indem er von dem Verschworenen Abderrahman beim Morgengebete eine Stirnwunde erhielt. Muawia entkam leichtverletzt und Amru war wegen Unwohlsein nicht in der Moschee erschienen; statt seiner war sein Stellvertreter als Opfer gefallen. Zwei Tage darauf erlag Ali seiner Wunde, 63 Jahre alt (21. Januar 661). „Er war einer der letzten echten Moslemin“, sagt Washington Irving von ihm, „der seinen religiösen Enthusiasmus im vertrauten Umgange mit dem Propheten selbst eingesogen hatte, und bis zuletzt der Einfachheit seines Vorbildes folgte.“ Er war Beschützer der Wissenschaften und Künste, und selbst Dichter; seine Grundsätze und Sinnsprüche wurden in verschiedene Sprachen übersetzt. Sein Siegel trug die Inschrift: „Das Königthum gehört Gott“, und gleich einem Philosophen dachte er über die Herrlichkeiten dieser Welt. „Das Leben“, sagte er, „ist nur der Schatten einer Wolke, der Traum eines Schläfers.“

Durch den Tod Ali's erlangte das Reich der Khalifen jedoch seine Ruhe nicht. Die Anhänger des Ermordeten ernannten seinen erstgeborenen Sohn Hasan zum Khalifen, welcher aber bald erkannte, daß er nicht im Stande war, die Zerwürfnisse zu bemeistern, die das Reich bis in seine Tiefen erschütterten. Als Muawia mit Heeresmacht gegen ihn heranzog, entsagte er dem Khalifat zu Gunsten Muawia's und zog sich nach Medina zurück, wo er im Jahre 669 auf Anstiften Muawia's durch Gift umgekommen sein soll. — In seinem Testamente bestimmte er, daß man ihn neben dem Grabmale seines Großvaters Mohammed beerdigen solle, allein Aïscha, deren Haß gegen Ali sich noch über das Grab hinaus erstreckte, verweigerte die Einwilligung und Hasan wurde auf dem allgemeinen Begräbnißplatze beigesetzt. Neun Jahre später, im Jahre 56 der Hidjrah, starb Aïscha, nachdem sie den Propheten

um 46 Jahre überlebt hatte. Sie ist mit Ausnahme der Chadidja die einzige der Frauen Mohammed's, von welcher überhaupt die Geschichte redet, und leider nicht in gutem Sinne. Der Tod Aïscha's giebt uns Veranlassung zu einigen Betrachtungen. Es steht nämlich in Frage, welcher Antheil Mohammed bei der Stiftung der nach ihm genannten Religion beizumessen und ob er für deren alleinigen Urheber zu halten ist. Wir haben früher darauf hingewiesen — daß der Prophet die Elemente seiner Glaubenslehren bereits in den religiösen Anschauungen der Araber vorfand. Allein es sind auch Gründe vorhanden, welche dafür sprechen, daß er bei der Aufführung seines Religionsgebäudes Mithelfer hatte. Gustav Weil hat z. B. in seiner historisch-kritischen Einleitung zum Koran auf die Verschiedenheit hingewiesen, welche zwischen den Suren des Korans besteht, die Mohammed in den ersten fünf Jahren seiner Sendung verfaßte, und denjenigen, welche aus den späteren Perioden herrühren. Alle diese früheren Suren tragen im Gegensatze zu den späteren das Gepräge einer tiefen inneren Ueberzeugung, die auf Mohammed selbst sich beziehenden erscheinen sogar als der Ausfluß einer wirklichen Vision, so daß Weil sich der Ansicht nicht erwehren kann, Mohammed sei das Werkzeug eines unbekannt gebliebenen Reformators gewesen, welcher ihm als „Engel“ erschienen sei. Enthält doch der Koran Verse, welche Mohammed befahlen, den Koran, während er ihm vorgelesen wird, nicht nachzusprechen, sondern zu warten, bis der Engel vollendet. Es wäre nach Weil's Meinung die religiöse Schwärmerei Mohammed's für andere Personen, die der Schleier des Geheimnisses umgiebt, der Hebel gewesen, um die religiöse und politische Umwandlung Arabiens ins Werk zu setzen. Die Reinheit des Charakters des Propheten, seine geistigen Fähigkeiten und seine vielen persönlichen Tugenden mochten ihn zu dieser Mission besonders geeignet erscheinen lassen. — Zu jenen im Hintergrund der Bühne gebliebenen Persönlichkeiten gehörte Abu Bekr und sein Haus. Nur hierdurch erklärt sich das unheilvolle Treiben der Aïscha, die — während der im Islam sich kundgebende Zug idealer Begeisterung uns unwillkürlich mit sich fortreißt — durch ihre gemeine Rachsucht uns mit Abscheu und Ekel erfüllt.

Aïscha war die erste Gefährtin, welche Mohammed als Jungfrau heirathete; seine beiden anderen, vor Aïscha von ihm geheiratheten Weiber waren Witwen. Abu Bekr heißt „Vater der Jungfrau“, ein Name, den Mohammed aus Dankbarkeit dem eigentlichen Familiennamen seines Schwiegervaters Ibn Abu Kahafa hinzufügte. Abu Bekr war aber auch mit Mohammed's erster Gattin Chadidja einer seiner frühesten Anhänger; er trat von vornherein mit wahrem Feuereifer für ihn ein, und durch seine Stellung als einflußreicher Kaufmann in Mekka zog er Viele nach und nach zu dem neuen Glauben herüber. Ja noch mehr; Abu Bekr, der später auch den Koran sammeln ließ, war Zeuge der merkwürdigsten Visionen Mohammed's, unter anderen seiner Himmelfahrt. Auf den Schultern des klugen Abu Bekr ruhte nicht minder als auf denjenigen des Propheten das ganze Glaubensgebäude des Islam. Er wußte sehr wohl, daß Vieles von Dem, was Mohammed predigte, Schwärmerei war, und er konnte Zeugnisse dafür beibringen. So wurde er nächst Mohammed die einflußreichste Person des ganzen Islam, und dieser Einfluß ging auch auf Aïscha über. Ihr Abenteuer mit Muattala zeugt hierfür. Durch ihren ständigen Umgang mit dem Propheten wußte sie mehr als 12,000 Kassidete des Korans auswendig, und man nannte sie daher die „Mutter der Ueberlieferungen“. Der Antheil, welchen sie an der Stiftung der mohammedanischen Religion hatte, sicherte ihr die Schonung und Nachsicht der Freunde und Anhänger Derer, welche sie verfolgte. Die „Mutter der Gläubigen“ erlangte Unverletzlichkeit und konnte nahezu ein halbes Jahrhundert nach des Propheten Tode noch ihre Bosheit gegen Ali und seine Nachkommen ausüben. Das Ziel derselben, die Vertilgung der Nachkommen Ali's, erreichte sie jedoch nicht. Hasan hatte männliche Nachkommen. Noch heute lebt in Marokko in dem Scheich-Scherif Muley Taib ein Abkömmling Hasan's, der als der einzige noch lebende Nachkomme des Propheten von den Muselmanen als ein Heiliger verehrt wird.



Omar-Moschee in Jerusalem.

Die Blütezeit des Islam.

Die Omejjadische Dynastie auf dem Throne der Khalifen.

Unter Muawia I. (661—679), den wir als Alleinherrscher aus dem zweiten Bürgerkriege hervorgehen sahen, beginnt eine wichtige Veränderung in dem mohammedanischen Reiche. Muawia, einer alten aristokratischen Familie Mekka's entsprossen, unternimmt es, sich gegen die Erblichkeit der Khalifenwürde in der Familie Mohammed's aufzulehnen. Er erreicht dieses Ziel nicht nur, sondern erlangt sogar für das Haus Omejja die Erblichkeit der Khalifenwürde, und wie es ihm über Hasan, den Sohn Ali's, so gelingt es seinem Nachfolger, auch über dessen Bruder Husein und seinen Anhang Herr zu werden. Unter Muawia's Nachfolgern erlangte das Arabische Reich seine größte Ausdehnung, und dessen Sohn Jezid bildet den Anfang einer ganzen Reihe kriegerischer, erobernder Khalifen.

Jezid I. (679—683), der Sohn und — der eingeführten Erblichkeit des Thrones gemäß — Nachfolger Muawia's, hatte seine Würde kaum angetreten, als Husein ihm dieselbe streitig machte, indem sich namentlich die Stadt Kufa insgeheim für denselben erklärte. Doch noch ehe Husein diese Stadt erreichen konnte, hatte Ubeidallah, der Emir von Baßra, die Verschwörung entdeckt und unterdrückt und den sorglos heranrückenden Husein in der Ebene von Kerbela umzingeln lassen. — Husein versagte jedoch die Unterwerfung unter Jezid und verschmähte auch den Vorschlag seiner Getreuen, sich auf einem schnellen Dromedar im Dunkel der Nacht zu retten. Mit einem Häuflein von angeblich nur 32 Reitern und 40 Mann Fußvolk rückte er mit Anbruch des 10. Oktober 680 gegen die ihn massenhaft umgebenden Feinde vor. Vielleicht belebte ihn die stille Hoffnung, dieselben würden sich scheuen, den Enkel Mohammed's zu tödten, und als er ihnen warnend zurief: „Bin ich nicht der Sohn Fatima's, der Tochter Mohammed's, und Ali's, des ersten Gläubigen, zu dem der Prophet gesagt: dein Fleisch ist mein Fleisch und dein Blut mein Blut?

Was habe ich wider euch begangen, daß ihr mein Blut vergießen wollt?" zögerten sie wirklich, zum Angriffe vorzugehen. Aber von ihrem Feldherrn angetrieben, warfen sie sich auf das kleine Häuflein der Märtyrer, das nach einer beispiellos heldenmüthigen Gegenwehr der Uebermacht unterlag. Husein, nachdem die größte Zahl seiner Getreuen, unter ihnen seine eigenen Söhne, Brüder und Vettern, niedergemacht war, eilte, aus zahllosen Wunden blutend, nach dem Euphrat, um seinen brennenden Durst zu stillen. Auf dem Wege durchbohrt ihm ein Pfeil den Mund, er stürzt und wird erbarmungslos erschlagen. Sein Kopf wurde vom Rumpfe getrennt, und als Ubeidallah denselben erblickte, schlug er mit dem Stocke nach dessen Mund. Ein alter Muselman dies bemerkend, seufzte: „Ach, ich habe gesehen, wie die Lippen des Gesandten Gottes an diesem Munde hingen!" Der Kopf Husein's wurde nach Damaskus gebracht, der Rumpf aber an der Stelle beigesetzt, wo der Enkel des Propheten gefallen. Der Sohn Muawia's hatte das Haus Mohammed's vernichtet.

Jezid's Sohn Muawia II., ein schwacher, kränklicher Mann, welcher ihm 684 folgte, legte schon nach einigen Wochen die Regierung nieder, um welche sich sofort neuer Streit entspann zwischen dem Aliden Abdallah Ibn Zubeir, welcher Arabien und den größten Theil Persiens an sich riß, und dem Omejjaden Merwan I. Ibn Al Hakem, der Syrien und Aegypten behauptete. — Wir übergehen die zahllosen Blutscenen, welche diese Zerspaltung des Reiches im Gefolge hatte; ebenso verzichten wir darauf, die vielen Parteihäupter, welche sich in dieser Zeit allgemeiner Zerrüttung vorübergehend zu kurzer Herrschaft aufschwangen, endlich die geringen Erfolge, welche die arabischen Waffen unter solchen Umständen gegen das Abendland erfochten, aufzuzählen. Es genügt für unsern Zweck, die Geschichte wieder da anzuknüpfen, wo Abdalmalik (685—705), der Sohn Merwan's, durch siegreiche Bekämpfung der Parteihäupter sich zum alleinigen Khalifen aufgeworfen und die ungetheilte Macht der Omejjaden wieder hergestellt hatte (693).

Eroberungszüge in Afrika. Die nächste Folge des wieder gewonnenen inneren Friedens war erneuertes Kriegsglück gegen die Feinde des Islam. Die arabischen Waffen wandten sich wieder der Eroberung zu, und namentlich war es Afrika, das sich Abdalmalik zum Ziele derselben ersah. Denn obwol dies Land von Aegypten aus schon mehrmals angegriffen worden war, und die Araber dort selbst die große Kolonie Kairwan angelegt hatten, so war ihnen doch während ihrer inneren Zwiste der Besitz der afrikanischen Nordküste stets wieder streitig gemacht, ja selbst entrissen worden.

Jetzt, nach Herstellung der inneren Ruhe, sandte Abdalmalik den bewährten Feldherrn Hasan Ibn Numan mit einem wohlgeordneten Heere aus, die Eroberung Afrika's zu vollenden. Dieser vollzog seinen Auftrag glorreich, indem er Karthago nach dem heftigsten Widerstande mit Sturm eroberte und zugleich durch Feuer gänzlich zerstörte. Allein auch diesmal blieb die Eroberung Afrika's unvollständig, weil sie nicht unbestritten blieb. Die wilden Bewohner Mauretaniens, von jetzt ab ausschließlich Mauren genannt, im Gegensatz zu den mohammedanischen Arabern, welche im Anfang allgemein „Sarazenen" (d. i. Orientalen) genannt werden, waren vor den Angriffen der Letzteren in ihre Berge geflohen, aber blos, um sich dort zu sammeln und zu einem kräftigen Angriffe zu rüsten. Wirklich brachen sie auch (698) unter ihrer Königin Kahina hervor und stürmten gegen ihre Feinde so entschieden an, daß Hasan bis nach Aegypten zurückweichen mußte und die ganze afrikanische Nordküste in die Hände der Mauren fiel; freilich nicht auf lange Zeit. Denn die Bedrückungen, welche diese barbarischen Horden übten, bewogen die Bewohner, das sarazenische Joch dem maurischen vorzuziehen, und der Khalif wurde von ihnen aufgerufen, die Mauren zu vertreiben. Er gab dieser Aufforderung Gehör, indem er seinen Feldherrn Hasan mit neuen Streitkräften ausrüstete. Dieser drang auch siegreich vor; allein noch ehe er wieder in den Besitz der schon früher behaupteten Länder gelangte, ereilte ihn und den Khalifen Abdalmalik der Tod (705). Sein Werk wurde durch Musa Ibn Nusseir und dessen Söhne vollendet, welche alles Land bis an die Küste des Atlantischen Ozeans unterwarfen.



Betende Araber.

Kulturleben unter den ersten Omejjaden.

Sunniten und Schiiten. So ruhmreich jene Epoche ist, in welcher die Dynastie der Omejjaden sich befestigte, so glänzend auch ein Muawia und Abdalmalik auftreten, so bezeichnet doch das Erscheinen der Omejjaden bereits einen Rückgang des Islam. Die ursprüngliche Einfachheit der Sitten schwindet und mit dem Plan zur Gründung eines Weltreichs, dem Traume aller asiatischen Despoten, tritt bei den mohammedanischen Völkern diktatorische Gerichtsbarkeit und Despotenwillkür an die Stelle jener patriarchalischen Rechtspflege, welcher der Koran zur Unterlage diente. Die mohammedanische Religion selbst büßte in jener Epoche ihre Einheit ein, und die Anhänger des Islam spalteten sich in die beiden großen Parteien der Sunniten und Schiiten. Die Letzteren, zu deren Glauben sich heute noch die Perser bekennen, sehen Ali und sein Geschlecht als die einzigen rechtmäßigen Nachfolger des Propheten an. Sie glauben an die Seelenwanderung und eine von Geschlecht zu Geschlecht fortdauernde göttliche Eingebung, vermöge welcher auch nach Mohammed Propheten auftreten können. Sie sehen den Koran als ein erschaffenes Werk an und nicht wie die strenggläubigen Muselmanen als ein von Ewigkeit her vorhandenes. Im Gegensatz zu der von Mohammed gepredigten Lehre von der Vorherbestimmung glauben sie an einen freien Willen. Sie verwerfen endlich die Sunnah, d. h. die von Abu Bekr und seinen Nachfolgern sanktionirten mündlichen Ueberlieferungen der Gefährten des Propheten, welche für die Sunniten gleich dem Koran als Glaubensgesetz gelten, und sie betrachten den Koran unter in Anspruchnahme einer freien Schriftauslegung als die einzige Richtschnur. Eine besondere schiitische Sekte waren die Ismaeliten.

Die Ismaeliten. Der Stifter der Sekte war Ismael Ibn Djafar Assadik, der siebente Abkömmling Ali's. Bei ihr findet sich viel arabischer Mystizismus aus der vorislamitischen Zeit wieder, untermischt mit christlich-jüdischen Vorstellungen. Die Ismaeliten glauben, daß der Mensch gewordene Geist Gottes (Imamat) in der Familie Ismael's sich forterbe, und im Falle eine Verwandtschaft mit der Familie Ismael's nicht vorhanden wäre, an die geistige Fortpflanzung des Imamats durch die Offenbarung geheimer Wissenschaft

und Eingebung der Gottheit. — Während die Schiiten die drei ersten Khalifen verfluchen, weil diese das heilige Recht Ali's durchbrochen hatten, erkannten die Sunniten sämmtliche Khalifen: Abu Bekr, Omar, Othman und Ali, als Heilige und rechtmäßige Nachfolger des Propheten an, nur mit dem Unterschiede, daß der Grad der Heiligkeit mit der Reihenfolge abnehme, Ali somit den letzten Rang einnehme. Sie ließen außer dem Koran auch die Sunnah als geheiligt und als bindendes Gesetz gelten. Auch sie spalteten sich mit der Zeit in verschiedene Sekten.

Diese Religionsspaltungen riefen erbitterte Streitigkeiten hervor, welche namentlich unter Abdalmalik die Ruhe des Reiches gefährdeten. In der blutigen Schlacht am Zab (August 686), in welcher die Schiiten Sieger blieben, fanden viele Tausende den Tod, theils durch das Schwert, theils in den Fluten des Flusses. Nur durch die eiserne Energie, welche Abdalmalik entwickelte, vermochte er alle die Sekten und Parteien niederzuhalten, welche während seiner zwanzigjährigen Regierung — eine Periode fortdauernder Kämpfe — nach einander das Haupt erhoben. Abulfeda schildert ihn als gelehrt, klug und umsichtig; durch die Art, wie er das weit aus einander gelegene Reich zusammenhielt, bewährt er das Lob arabischer Dichter und Schriftsteller, die er — selbst Dichter und durch gewinnende persönliche Eigenschaften ausgezeichnet — an seinen Hof zog und glänzend belohnte. Einige arabische Schriftsteller nennen ihn den „Fliegentödter", denn, wie sie angaben, war sein Athem so mächtig, daß jede Fliege, die sich auf seine Lippen setzte, auf der Stelle starb. Abdalmalik endete unter furchtbaren Leiden an der Wassersucht. Sein Sohn Walid verkündete den Gläubigen den Hingang des Khalifen wie folgt:

„Der Herrscher des Volkes ist in die Wohnung der Reinen hinübergegangen. Er hat sie verdient durch seine Strenge gegen Zweifler, wie durch seine Güte gegen Gerechte und Tugendhafte. Er hat die Paniere und Leuchtthürme des Islam erhalten durch seine Pilgerfahrten wie durch seine Kriege gegen Ungläubige. Er war weder schwach noch übermüthig."

Arabische Wissenschaft. Bevor wir das Wirken des nun folgenden Khalifen Walid schildern, müssen wir uns noch einmal zur Regierungsgeschichte der bereits erwähnten Herrscher der Omejjaden-Dynastie zurückwenden und die geistige Entwicklung der Völker des Islam unter den vorausgegangenen Khalifen ins Auge fassen. Gerade die Jugendgeschichte des Islam ist reich an lieblichen Bildern, und in jener Periode liegt, wie Hammer-Purgstall sich ausdrückt, „aufgerollt im schönsten Glanze des Frühlings, das weite und schöne Land der arabischen Literatur, von den Ufern des Tigris bis zu denen des Guadalquivir, von den Ufern des Nils bis zu denen des Oxus (den vier Grenzflüssen dieses irdischen Paradieses)". Wie überall in der Geschichte der Völker, war der Despotismus, der unter den ersten Khalifen ein aufgeklärter war, günstig für die Entwicklung der Wissenschaften und schönen Künste, bis er, in späteren Jahrhunderten in eine unverständige Tyrannei ausartend, die geistige Kraft des Volkes brach. Da — mit einem Male — erbleichen deren früheste schöne Knospen, die bunten Farben der Blumen, welche in dem Garten der Literatur Arabiens unter den ersten Khalifen sich zeigten.

In das erste Jahrhundert der Hidjrah fällt der Anfang der Entwicklung der islamitischen Rechtskunde, Grammatik und Stilistik. Diese Periode weist bereits berühmte Aerzte auf, und die Geschichte erwähnt einen Prinzen des Hauses Omejja, Chalid, ein Sohn des Khalifen Jezid, der, begeistert für die Wissenschaft, die Werke griechischer Weisen und Aerzte ins Arabische übersetzte, und welcher die Chemie mit solchem Eifer betrieb, daß man ihn als den eigentlichen Vater der arabischen Chemie ansehen kann. Der berühmte Arzt Al Geber, dem gewöhnlich diese Ehre zuerkannt wird, lebte ein ganzes Jahrhundert später.

Die Khalifen und die ersten Beamten des Reiches suchten sich in Freigebigkeit und Bevorzugung von Dichtern und Gelehrten zu überbieten; ja der Ruhm, als Schützer und Beförderer der Künste und Wissenschaften, als Gründer von Schulen und Bildungsanstalten geehrt zu werden, überbot selbst den der Schlachten. Für alles Schöne und Ideale schien die Natur des Arabers empfänglich.

Baukunst. Griechische Architekten wurden von den Khalifen berufen, um in ihren Residenzen die wichtigsten Arbeiten zu leiten. So entwickelte sich eine neue Architektur: der byzantinisch-arabische Stil in Gestalt eines Hufeisens, mit Rundbogen, kurzen, dünnen Säulen, mit den runden Kuppeln der Moscheen und den herrlichen Mosaikarbeiten. Da den Arabern von Mohammed verboten war, Menschen und Thiere abzubilden, so erfand ihre rege Phantasie jene eigenthümlichen Ornamente, die nach ihnen den Namen Arabesken erhielten: mannichfaltiges Laubwerk und blätterartige Blumen in verschiedenen Stellungen und Windungen, nicht selten mit glänzenden Farben und reicher Vergoldung.

In jener Periode entstanden die ersten Wunderwerke arabischer Baukunst, unter anderen die von Abdalmalik im achtundachtzigsten Jahre der Hidjrah begonnene Moschee der Omejjas zu Damaskus, welche Walid vollendete, ein Umbau einer früher Johannes dem Täufer geweihten Kirche, dessen daselbst aufbewahrtes Haupt nach Konstantinopel übertragen wurde. Auch die Tempel der Kaaba und Jerusalems verherrlichte Abdalmalik durch neue Bauten.

Poesie. Die Würze und Zierde des arabischen Lebens blieb aber auch in jener Periode eines ungeahnten Aufschwunges die Dichtkunst. Wir verließen bei einer früheren Gelegenheit mit dem letzten großen Beduinendichter Juwa'l Kais, dem „Fahnenträger der Hölle", die vorislamitische Periode und halten uns weiterschreitend auch hier an die treffliche Studie Vincenti's: „Mit dem Fahnenträger der Hölle erweitert sich der Gesichtskreis des altbeduinischen Rhapsodenthums, und es beginnt eine Epoche, deren größter Wüstenpoet Mohammed selbst gewesen ist. Als Mohammed mit der gewaltigen Poesie seiner Offenbarung hervortrat, war es bereits in Akadh still geworden, und die Glanzzeit der sangreichen Meßstadt, welche auf die Neige des sechsten Jahrhunderts fällt, verblich; der Waffenlärm der Weltreligion übertäubte das beduinische Lied. Der Koran brachte eine neue Wüstenpoesie, die, wie eine furchtbar schöne Riesenblume bis zum Himmel emporwachsend, eine Welt mit ihrer starken Betäubung erfüllte. Umsonst bemühten sich die Gegner Mohammed's, ihn als Feind der Dichtkunst hinzustellen, weil er gegen die Laureaten des Beduinenthums eiferte. Freilich war dabei viel Eifersucht im Spiele; aber wenn er als Poet seine Nebenbuhler haßte, so haßte er sie noch mehr als Religionspolitiker. Sie waren seiner Sache gefährlich, er mußte sie bekämpfen. Den schmucken Lebid brachte er bald auf seine Seite, obwol Einige diese Bekehrung unter die rechtgläubigen Verdienste der schönen Aischa zählen. Was Kaab und Hasan, des Propheten Leibdichter, anbelangt, so waren sie nichts weiter als Dichterlinge.

Von Letzterem ist ein schönes Wort berühmt geblieben: „Unter dem Throne Gottes ruhen Schätze, deren Schlüssel die Zungen der Dichter sind" ... Leider jedoch ist dies Wort nicht von dem Leibpoeten, sondern von Mohammed selbst; jener hatte es nur überliefert.

Mekka, die „Mutter der Städte", ward nun das Wanderziel der Rhapsoden. Eine rechtgläubige Soldatenpoesie kam in Schwung, welcher andererseits eine höfisch-städtische Poesie als Gegengewicht diente.

Hatten die Dichter bis da fast nur aus dem nordarabischen Sagenkreise geschöpft, so gelangten nun allgemach die südarabischen Traditionen von den himjarischen Königen und Fürsten zur Geltung. Das Khalifat brachte bewegte und prunksüchtige Zeiten für die heiligen Städte, in denen es, wie die Beduinen sagen, so viel verbotene Dinge giebt. Seit Towais zuerst in arabischer Sprache unter Begleitung des Tambourins ein Lied gesungen, kamen die Mekkaner und Medineser Sänger stark in Mode. Ibn Soraig ward damals gefeiert wie heute unsere ersten Tenore. „Mekkanische Nächte" wurden gleichbedeutend mit dem Inbegriff irdischer Wonne. Neben den religiösen Nachtversammlungen, welche seit Mohammed in Aufnahme gekommen, gab es Nachtwachen der Erzähler, wo es lange nicht so orthodox zuging. Die beiden Ubeid's waren die berühmtesten dieser Nachtrhapsoden; sie überlieferten zuerst die himjarischen und persischen Sagen.

Als die beliebtesten „Minnesänger“ pries man Omar Ibn Abu Rabia, welchen man den „Frauenlob“ Arabiens nennen möchte, und später den leichtblütigen Argy, in dessen Adern Khalifenblut floß. Beide predigten einen Liebeskoran, dessen Anhörung die alten Herren von Mekka ihren Töchtern aufs Strengste untersagten.

Nach den heiligen Städten kam Damaskus, welches der Prophet als Haus der „Glückseligen“ gepriesen, als arabisches Dichterparadies an die Reihe. Die Omejjadischen Khalifen nahmen bekanntlich das Leben von der leichten Seite, wofür sie mit der Wallfahrt und ihren Freitagspredigten genügend Buße gethan zu haben glaubten. Sie trieben es zwar nur einhundertundzwanzig Jahre, aber der üppigen Gartenoase des Barrada sind heute noch die Spuren jenes heiteren Glanzes verblieben. Die Wallfahrt war ein gar vergnüglicher Glaubensartikel für die Reichen und Mächtigen, insbesondere für die Frauen, welche ja zur Omejjadenzeit ausgiebige Freiheit genossen. Sie wallfahrteten und verliebten sich zu Mekka in die schmucken Sänger und Rhapsoden, welche dann dem unwiderstehlichen Zuge nach dem Khalifenhofe folgten; so der schönlockige Abu Dahbal, welchem es die Khalifentochter Atika, angethan hatte; so der weichmüthige Waddah, welcher durch sein schwärmerisches Gedicht „An Rauda“ und sein tragisches Ende zwiefach berühmt geworden. Letztere Geschichte ist eines der düsteren Geheimnisse des „grünen“ Palastes, den Walid I. erbaut.

Nach Waddah übten sich die Damaszener Poeten einige Zeit in Weltentsagung; doch dauerte das nicht lange, und bald gewann das erotische Element wieder das Uebergewicht. Die Historiographen, insbesondere die schiitischen, welche der Omejjadischen Dynastie spinnefeind waren, wissen Ungeheuerliches über den Damaszener „Minnehof“ zu berichten. Die Khalifen werden als wüste Lebemänner und unverwüstliche Zecher, das ganze Geistes- und Liebesleben als mit jenem Moschus durchduftet geschildert, welchen die rechtgläubigen Fürsten in den Wein ihrer Orgien mischten. Die Frauen nahmen ihren guten Theil an dieser Lust. Unter goldgeriesten Muskitonetzen, die zwischen den Säulen des Gartenhofes gespannt, kauerten sie lauschend; die Rosensträuche dampften und der Brunnenstrahl schimmerte im Mondenlicht; Leuchtkäfer schwebten durch das junge Weinlaub und, vom hellen Schein gelockt, schlich die zahme Gazelle heran . . . In solchen Nächten gingen ihnen die Wunder der jemenitischen Sagen auf, welche Abyd Ibn Scharja und Awana so anziehend zu erzählen wußten. Diese wüstenversunkene Sabäerkultur, das südarabische Räthsel, wie die Orientalisten sagen, mußte in der That für die Nordaraber etwas Berauschendes haben, das starke Königthum der himjarischen „Tobba“, welches von den Dichtern glänzender als die Sonne gepriesen wird, hatte ja seinen Ruhm in die fernsten Zonen getragen. Die Khalifen Muawia und Jezid konnten sich nicht satt hören an den Großthaten eines Asad Kamil, der bis ins Reich der Finsterniß vorgedrungen, eines Schemmer, der China mit Krieg überzogen, eines Raid, der Tibet unterjocht hatte.

Das glückliche Jahrhundert von Damaskus brachte drei gekrönte Poeten hervor: Farazdak, Dscherir und Achtal, den Christen. Die beiden Ersteren, von denen Farazdak durch volksthümliche Naturfrische, und Dscherir durch Wohllaut der Sprache sich auszeichnete, versetzten durch ihre Nebenbuhlerschaft die ganze moslemitische Welt in Aufruhr. Die Soldaten Moallab's schlugen sich die Schädel ein ob der Frage, wer größer sei, Farazdak oder Dscherir, und der Khalif selbst wagte nicht zu entscheiden, aus Furcht vor der zurückgesetzten Partei. Was gegen die Neige des Omejjadischen Khalifates an Handwerkspoeten, konfessionellen und politischen Rhapsoden, höfischen Leibdichtern obenauf schwamm im poetischen Goldfischteiche zu Damaskus, riß der jähe Untergang in die Vergessenheit hinab. Unbillig wäre es jedoch, der großen Liebessängerin Wallada mit keinem Worte zu gedenken, welche, aus omejjadischem Blute entsprossen, den berühmten Minnehof in Cordova gründete. Der letzte hervorragende Poet der Omejjadenzeit, Moti' Ibn Ajas, leitet schon auf die Abassiden in Bagdad über. Er lebte unter dem zweiten Walid, dem tollsten Khalifen „der die kleine Salma liebte, und Ibn Aïscha, den schönwangigen Sänger, seinen Freund nannte“.



Damaskus.

Muawia, Jezid, Merwan und Abdalmalik waren sämmtlich Dichter. Muawia, der eine mühevolle Regierung hinter sich hatte und wenig Zeit fand, das durch die Künste verschönerte Leben zu genießen, singt vor seinem Tode:

„Hätt' ich doch meine Zeit
nicht dem Reiche stets geweiht!
hätt' ich doch flott gelebt
und Vergnügen angestrebt!
Hätt' ich gelebt zwei Sprünge nur
wie es angemessen der Natur,
stiege ich in das Grab
viel ergebener hinab."

Um so mehr genoß sein Sohn Jezid das Leben. Die frohe Natur hatte er von seinem Mütterlein Meisun, einer beduinischen Schönheit, geerbt, die der strenge Muawia einst in die Wüste verweisen wollte, als er sie ein leichtfertiges Liedlein singen hörte. Jezid war der erste unter den Khalifen, der öffentlich Wein trank und das Gebot des Propheten mißachtete. Er legte sich schon zur Zeit der Herrschaft seines Vaters einen wohlausgestatteten Harem an und führte mit seinen hübschen Sklavinnen ein recht freudenvolles Dasein.

Während die Pilgerkarawanen unter der Regierung seines Vaters nach Mekka zogen, erzählt Hammer-Purgstall, saß er dort bei süßem Wein. Husein, der Sohn Ali's, und Abdallah, der Sohn Abba's, ließen sich bei ihm zum Besuche anmelden. Er ließ den Wein wegschaffen, ehe die gläubigen Mohammedaner kamen. Als sie nun eintraten, sagte Husein: „Welch ein guter Geruch! Ich hätte nicht gedacht, daß sich einer besser als ich auf die Wohlgerüche verstünde. Was ist das für ein Wohlgeruch, o Sohn Muawia's?" — „Diesen Wohlgeruch", sagte Jezid, „verfertigten wir in Syrien, wie du sogleich sehen wirst." Er begehrte ein Glas Wein und trank es schnell. Ein anderes wollte er dem Abdallah aufnöthigen und sagte:

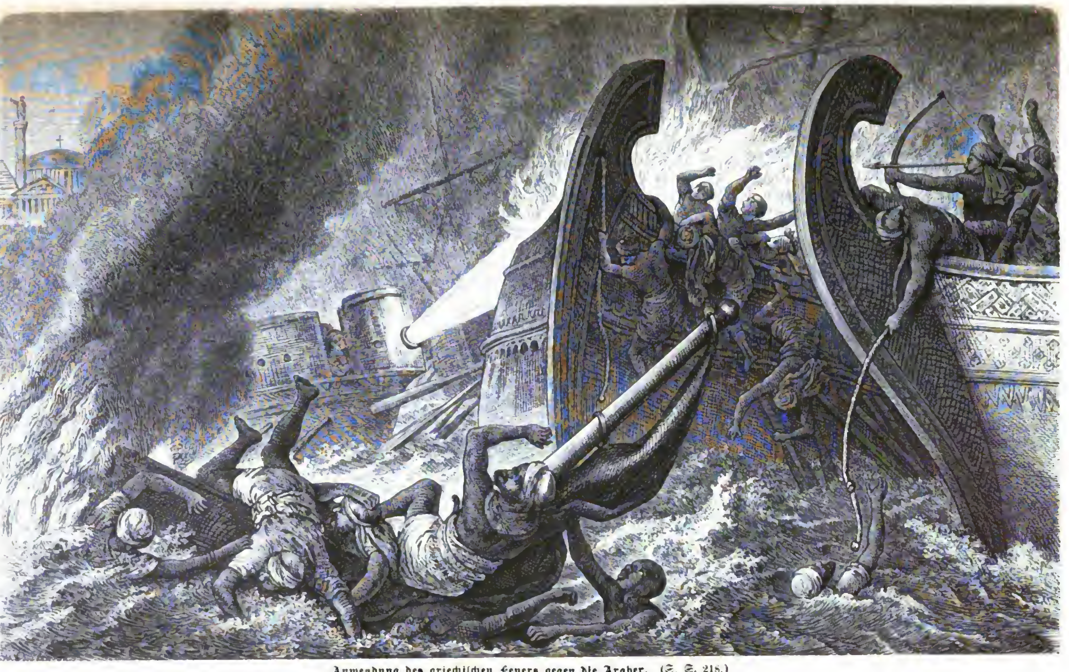
„O du! der du dieses staunest an,
ich lud dich ein, du nahmst nicht an,
zu Sängerinnen und Genuß,
zu Morgentrunk und Tanz und Kuß,
zum Kruge Weines, dem Bekränzten,
mit dem arabische Herren glänzten —
worinnen das, was deinem Herzen
vertreibet allen Gram und Schmerzen."

Einem seiner Zechgenossen, Suleimann Ben Sijad, verlieh er einst, nachdem er die Nacht mit ihm getrunken, die Statthalterschaften von Chorasan und Sedschistan und sprach

„Er feuchtet mir an mit Wein
das ausgetrocknete Gebein,
dann schenkte ich, um gleich zu sein,
dem Sohn Sijad den Becher ein;
hier ist für das Geheimniß Ort,
hier für die Sicherheit der Hort,
hier trage ich davon den Sieg,
und dieses ist mein heil'ger Krieg!"

Man sieht, Jezid, der durch diese Aeußerungen den „heiligen Krieg" verhöhnt, war kein besonders gläubiger Nachfolger des Propheten. Er war ein lebenslustiger Epikuräer der Gesang und Tanz nicht nur duldete, sondern sogar einführte. Er freute sich, wo er Zechgenossen fand, und auch zwei Christen, Serhun und El Achtal, der Dichter, gehörten zu den vertrauten Genossen seiner Freuden.

Auch Abdalmalik erscheint nicht als ein strenger Mohammedaner, wenigstens offenbart er Andersgläubigen gegenüber eine ungemein milde Denkweise. Seine Rede war: „Sehet nicht auf Den, der etwas sagt, sondern auf Das, was er sagt, denn alle Menschen gehören zur Familie Gottes." Dichter belohnte er fürstlich. Dem berühmten Dichter Dscherir gab er für ein Lobgedicht 100 Kameele, 18 Sklaven und einen silbernen Becher, und außerdem einen Jahrgehalt von 15,000 Dirhem. Ein mit Gold beladenes Kameel setzte er einst als Preis für die schönsten Verse auf die Geliebte aus. Unter jenen ersten Omejjaden begegnen wir daher, wie diese Beispiele zeigen, bereits Herrschern, welche in hohem Grade geeignet waren, ihr Volk zu einem hochgebildeten zu erheben; nicht einseitiger Waffenruhm ist es, welcher ihre Regierung ziert. Noch Größeres war ihren Nachfolgern vorbehalten.



Anwendung des griechischen Feuers gegen die Araber. (S. S. 218.)

Walid.

Auf Abdalmalik folgte dessen Sohn Walid (705—715 n. Chr.), einer der bedeutendsten Khalifen, welche die Geschichte des Islam zu verzeichnen hat. Unter ihm befestigten sich nicht nur die Einrichtungen des Reiches, sondern durch glückliche Kriegszüge in Kleinasien, Transoxanien, Afrika und Spanien erlangte das Khalifenreich seine größte Ausdehnung. Sein Schwert war der kriegerische Haddjadj, der bereits unter seinem Vater als Statthalter von Irak die Kufaner im Zaume gehalten und jene Sekte der Charidjiten bewältigte, die den Kampf gegen die Omejjaden als den sichersten Weg zur Erlangung des Paradieses ansah.

Die Eroberung des Persischen Reiches hatte das Auge der Araber auf Indien gelenkt. Aber noch waren die davor gelegenen Landstrecken, namentlich das alte Sogdiana, Baktrien, Paropamisadia und Arachosien, nicht gewonnen, da unzählige Horden von Türken dieselben überschwemmt und sich darin festgesetzt hatten. Die Türken waren um jene Zeit als Verbündete und Helfer der Mongolen aus den östlichen Thalgegenden der Thien-Schans und dem Altaigebirge ins Land gekommen. Im Handwerke des Mordens und Raubens den Mongolen nicht nachstehend, verheerten sie hier die Länder und zertrümmerten die letzten Reste altiranischer Kultur. Deshalb erhielt der Feldherr Kuteiba Ibn Muslim den Auftrag, die Feinde zu vertreiben, und wirklich gelang es ihm auch in mehreren Feldzügen (706, 709, 712 und 715), die Türken zum größten Theile zu überwinden und die genannten Länder zu erobern, ohne daß jedoch ein Einfall in Indien möglich wurde.

Eben so siegreich waren die arabischen Waffen unter den Feldherren Osman, Muslim und Abbas in Kleinasien, wo während der Jahre 707—715 die byzantinische Macht völlig gebrochen wurde, so daß seit dieser Zeit Konstantinopel den Angriffen der Sarazenen preisgegeben war, wenngleich diese Angriffe einen vorübergehenden Schatten auf den Waffenruhm der Araber werfen.

Belagerungskriege gegen Konstantinopel. Schon unter Muawia war Konstantinopel von ihnen sieben Jahre (668—675) belagert worden, allein alle ihre Anstrengungen, geschürt durch Fanatismus und Habgier, die Weltstadt, den Hort des Christenthums, an sich zu reißen, waren fruchtlos geblieben. Mit Erfolg verwendeten die Byzantiner in diesem Belagerungskriege die von Kallinikos aus Heliopolis erfundenen „griechischen Feuer“, eine künstliche Mischung brennbarer Stoffe, wahrscheinlich aus Salpeter, Schwefel, Kohle, Pech, Harz 2c. bestehend, die selbst unter dem Wasser nicht erlosch, gegen die arabischen Schiffe, deren Mannschaft von Schrecken und Grauen erfüllt wurde, wenn die weiten Rachen der Branderschiffe ihre feurigen Massen gegen sie ausspieen. Bei der Entladung des Seefeuers entwickelte sich ein dichter Rauch, dem ein Knall, verbunden mit dem Aufschlagen mächtiger Flammen, folgte. Noch unheimlicher gestaltete sich die Wirkung desselben, indem die Griechen das strengste Geheimniß über seine Zubereitung bewahrten, ja sogar den Schleier eines religiösen Mysteriums über dasselbe breiteten. Erst nach 400 Jahren ausschließlichen Besitzes ging das Geheimniß von den Griechen durch Verrath an die Sarazenen über. — Dreißigtausend Menschenopfer hatte dieser fruchtlose Belagerungskrieg den Moslemin gekostet, und Muawia, um den Frieden zu erkaufen, mußte dem byzantinischen Kaiser sogar tributpflichtig werden.

Kaiser Justinian II. brach diesen Frieden, allein Abdalmalik war siegreich gegen ihn und einverleibte den südlichen Theil Armeniens dem Khalifenreiche (693). Damit begann ein Kampf, welcher beinahe ohne Unterbrechung jahrhundertelang zwischen Mohammedanern und Griechen als Religions- und Rassenkrieg wüthete, und welcher unauslöschlichen Haß, unversöhnliche Blutrache von Glied zu Glied im Gefolge hatte. Raub, Brand und Verwüstung führten die herrlichen Landschaften des Ostens dem Verfall und Untergang entgegen.

Unter den Khalifen Suleiman und Omar II. wurde Konstantinopel zum zweiten Male belagert (717—718), allein mit nicht minder unglücklichem Erfolge. Von 100,000

Moslemin, welche begeistert gegen die christliche Hauptstadt ausgezogen waren, sahen nur einige zerstreute Haufen den syrischen Boden wieder, und nur fünf Galeeren retteten sich von den beiden mächtigen Flotten in den Hafen von Alexandrien.

Die wichtigsten aller Eroberungen, welche unter Walid's Regierung gemacht wurden, waren aber die in Afrika und Spanien. Dieser werden wir später ausführlicher gedenken, weil sie für die europäischen Verhältnisse von größerem Einflusse sind, als die übrigen.

Unterwerfung der Mauren. Musa Ibn Nußeir, der Nachfolger Hasan's in Afrika, verfolgte in den Jahren 707—709 dessen Siege gegen die Mauren mit einem solchen Glück, daß diese sich nach mehreren furchtbaren Niederlagen und dem Verlust von 300,000 Gefangenen endlich völlig unterwerfen mußten. Ja sie nahmen fast alle den Islam an, wurden dadurch der arabischen Bildung zugänglich und verschmolzen bald durch eheliche Vermischungen mit den Arabern so sehr zu einer Nation, daß das Volk der Mauren späterhin verschwindet und nur sein Name in der Geschichte noch insofern fortlebt, als die Abendländer hinfort alle afrikanischen Sarazenen, zum Unterschiede von den asiatischen, Mauren (Mohren) nannten. — Zum Sitz der maurischen Herrschaft wurde Kairwan gemacht, von wo aus die Unterwerfung Spaniens und der Sturz des westgothischen Reiches unternommen ward. — Mit dem Zuge Tarik's nach Spanien (711) tritt die Geschichte des Islam in ein neues Stadium. In den paradiesischen Gefilden Andalusiens nahm der noch in seiner vollen Jugendfrische stehende Islam eine neue Gestalt an, und es entwickelte sich jenes sarazenisch-maurische Zauberreich, das für die Dichter und Künstler zu einer unversieglichen Quelle der Begeisterung geworden.

Walid's Wirken und Charakter. Walid starb 715 nach zehnjähriger ruhmreicher Regierung, Haddjadj war ihm ein Jahr früher im Tode vorangegangen. Walid hinterläßt den Ruhm, nicht blos Eroberer gewesen zu sein, sondern auch die ihm unterworfenen Länder durch Werke der Kultur gehoben zu haben.

Unter Walid bildete sich jene anmuthige arabische Baukunst, die, leicht und schlank in ihren Formen, an jene wunderbaren Palmenhaine Indiens erinnert, und deren Urbild wir in der Moschee zu Damaskus vor uns sehen. „Der Name Walid's", sagt Hammer-Purgstall, „rauscht in der Moschee der Beni Omeize zu Damaskus — welche das Quellenhaupt der arabischen Baukunst ist — bis auf unsere Zeiten vernehmlich fort." In Mekka, an der Kaaba, zu Jerusalem und Medina führte er Bauten aus, und die unter ihm geschaffenen Werke sind die Anfänge jener Baukunst, welche in den Moscheen Cordova's, Sevilla's, Toledo's und in dem Zauberschlosse der Alhambra ihre höchste Vollendung erreichte.

Walid ließ Brunnen graben, Straßen anlegen und gründete zahlreiche Schulen. Er war, wenn er es für nothwendig hielt, streng, aber nicht ungerecht und forderte keine sklavische Unterwürfigkeit. Als er auf einer Pilgerfahrt nach Medina kam, strömte ihm die ganze Bevölkerung entgegen, nur der gelehrte Said Ibn Musejjad wich nicht von seinem Platze in der Moschee. Walid bemerkte ihn und fragte Jemand, wer der Mann sei; Einer aus seinem Gefolge erwiederte: „Es ist ein alter schwacher Mann, sonst würde er dir entgegengekommen sein, um dich zu begrüßen." — „Gut", sagte Walid, „jetzt kenne ich ihn und werde ihn morgen besuchen." Am folgenden Tage begab sich der Khalif in Said's Wohnung und begrüßte den Greis. Said erwiederte ganz trocken des Khalifen Gruß, ohne sich viel um ihn zu kümmern. Da sagte Walid zu Omar, der ihn begleitete: „Das ist noch ein Ueberbleibsel von den wahren Männern."

Nach dem Tode Walid's, als sein Lob Demjenigen, der es spendete, keine Gunstbezeigungen mehr eintragen konnte, ehrte der bereits erwähnte arabische Dichter Dscherir sein Andenken durch folgende Verse: „Die Erinnerung an Walid entlockt unstillbare Thränen meinen Augen, alle seine Vorzüge liegen unter Erdenstaub begraben. Als er seinen Söhnen entrissen ward, glichen sie Sternen vom Monde verlassen. Sie waren alle vereint, aber keiner konnte den Tod von ihm abwenden."



Erklärung des Katholizismus zur Staatsreligion. Zeichnung von A. de Neuville.

Der Untergang des Westgothischen Reiches in Spanien.

Bevor wir die Geschichte der Khalifen weiter verfolgen, müssen wir noch einmal den Blick rückwärts zu den Schicksalen des Westgothischen Reiches wenden. Wir sehen unter Walid den mächtigen Staat dem maurischen Anprall mit einer Raschheit erliegen, die auf eine völlige Erschöpfung seiner Kräfte schließen läßt. Forschen wir nach den Ursachen seines Zerfalles und gestatte man uns, zu diesem Zweck etwas weiter zurückzugreifen.

Spanien, am frühesten Iberien, dann von den Römern Hispania genannt, umfaßte das ganze heutige Spanien nebst Portugal.

Die vorzüglichsten Gebirge des Landes sind die Pyrenäen, welche die Grenze gegen Gallien bildeten; das Cantabrische Gebirge, auch Vindius oder Vinnius genannt, und Ilipula, die heutige Sierra Nevada.

Flüsse: Iberus (Ebro), Durius (Douro), Tagus (Tajo), Bätis (Guadalquivir), Anas (Guadiana), Grenzfluß zwischen Bätica und Lusitania, und Minius (Minho).

Spanien zerfiel zur Zeit der Völkerwanderung vor der Herrschaft der Westgothen in vier Theile: Galläcia nördlich vom Durius bis zum Meere, mit den Städten Bracara Augusta (Braga), Asturica (Astorga), Lucus Augusti (Lugo); Lusitanien zwischen Durius und Anas, mit den Städten Scalabis (Santarem), Augusta Emerita (Merida), Pax Julia (Beja); Bätica zwischen Anas und dem Mittelmeere mit den Städten Corduba (Cordova), Hispalis (Sevilla), Gades (Cadix); Hispania tarraconensis, welches das übrige Spanien umfaßte, mit den Städten Clunia, Salduba, Tarraco (Tarragona), Toletum (Toledo), Valentia (Valencia), Cartagena, Barcino (Barcelona).

Von den vielen Völkerschaften, welche die Halbinsel bewohnten und theils Ureinwohner, theils Eingewanderte waren, nennen wir nur die Hauptstämme der ersteren, nämlich: Iberer, Keltiberer, Turdetaner, Turduler, Lusitaner, Carpetaner, Galläcer, Asturer, Cantabrer, Vasconen (Basken).

Die Könige der Westgothen. Als ein durch die ganze Geschichte Spaniens sich hindurchziehender verhängnißvoller rother Faden erscheinen die religiösen Streitigkeiten, welche sozusagen von dem Augenblicke an, wo das Christenthum verkündet wird, das Land bis in seine Tiefen erschüttern. Spanien war seit dem Beginn seiner christlichen Geschichte eine Beute des Fanatismus und ist dies auch bis zum heutigen Tage geblieben. Man erinnert sich des Königs Alarich II., eines Arianers, den der Frankenkönig Chlodwig aus

Neid auf seine Macht und aus Eifer für die rechtgläubige Kirche erschlug (s. S. 79). Alarich's Sohn **Amalarich** vermählte sich später mit **Chlotilde**, Tochter Chlodwig's und Schwester des Frankenkönigs **Childebert**, einer eifrigen katholischen Christin. Man suchte sie durch rohe Mißhandlungen von ihrem Glauben abzubringen, und als sie endlich bei ihrem Bruder Childebert um Schutz flehte, brach ein Krieg mit den Franken aus, in welchem Amalarich Krone und Leben verlor. Chlotilde selbst starb an den erlittenen Mißhandlungen auf der Reise nach Paris. — **Theudes** (531—548), der sich nunmehr des Thrones bemächtigte, verlegte den Sitz seiner Regierung nach Barcelona, wodurch der Schwerpunkt der westgothischen Herrschaft aus Gallien nach Spanien verrückt wurde; die gallischen Besitzungen waren ausschließlich nur auf den Küstenstrich Septimanien beschränkt. Theudes, obgleich Arianer, räumte den Katholiken weitgehende Rechte ein und gestattete den Bischöfen freie Versammlungen. Er wurde aus unbekannt gebliebenen Gründen ermordet; dasselbe Schicksal hatte sein Nachfolger **Theudegisel** (548—549), ein wüster Geselle, der durch seine Ausschweifungen das Volk gegen sich aufbrachte. Ihm folgte **Agila** sowie ein Gegenkönig **Athanagild**. Letzterer rief den Kaiser **Justinian** zu Hülfe, der mit Begier nach dieser Gelegenheit griff, sich Kriegsruhm und einige Seestädte in Spanien zu erwerben. Agila wurde (554) besiegt und bald darauf von den Seinigen in Merida ermordet. Athanagild (554—567) führte nun einen vierzehnjährigen vergeblichen Kampf, um Justinian das besetzte Gebiet wieder zu entreißen. Um diese Zeit, als jene Kämpfe wütheten, brach der Streit zwischen Athanasianern und Arianern von Neuem aus. In Galicien nahm der gegen die Geistlichkeit nachgiebige **Theodomir** damals die katholische Religion an. Auch Athanagild soll sich, um Ruhe zu bekommen, 567 in Toledo heimlich zum Katholizismus bekehrt haben. Bald darauf starb er. Die Großen des Reichs wählten **Linva**, Athanagild's Vizekönig in Narbonne, zum Nachfolger. Er berief seinen Bruder **Leovigild** neben sich auf den Thron, und dieser nahm nach Linva's Tode, um das Wahlrecht der Großen zu vereiteln, seine Söhne **Hermenegild** und **Reccared** zu Mitregenten an. Er erwies sich als einer der kraftvollsten Könige der Gothen, sowol in seinen Kriegsunternehmungen wie in den Werken des Friedens und der Gesetzgebung, so daß durch ihn das gesunkene Königthum wieder gehoben und zu Ehren gebracht wurde. Er besiegte 572 die Griechen in Andalusien, die festen Städte Malaga, Assidonia, Cordova u. a. aufs Neue seinem Reiche einverleibend. Mit unbeugsamer Energie ging er gegen die rebellischen Großen und die katholischen Unterthanen des Landes vor, welche mit den Franken konspirirten und, auf die zur katholischen Kirche bekehrten Sueven in Galicien rechnend, hartnäckigen Widerstand leisteten. Diese blutigen Glaubenskämpfe im Norden der Halbinsel dauerten von 574 bis 576, bis sich die Aufständischen, uneinig unter sich geworden und von den Sueven verlassen, unterwarfen. Leovigild hielt blutiges Gericht unter ihnen und stellte den Frieden auf längere Zeit wieder her. Derselbe wurde aber durch religiöse Spaltungen in der eigenen Familie Leovigild's aufs Neue gebrochen, indem dem fanatisch arianischen Vater sein nicht minder fanatisch katholischer Sohn Hermenegild gegenüberstand. Der Letztere erhob die Fahne der Empörung wider den eigenen Vater und es entbrannte abermals ein schrecklicher, blutiger Krieg, der durch das ganze Land wüthete und 584 mit der völligen Besiegung und Gefangennahme Hermenegild's endigte. Als dieser hierauf sich weigerte, das arianische Glaubensbekenntniß anzunehmen, ließ ihn der Vater 585 in Tarragona enthaupten. Hermenegild aber wurde infolge dessen von seinen Glaubensgenossen als Märtyrer und Heiliger verehrt.

Gleiche Glaubenskämpfe erschütterten das Reich der Sueven in Galicien. Nachdem er seinen Sohn besiegt, fiel Leovigild über dasselbe her und vereinigte die von den Sueven besetzten Gebiete mit seiner Krone. Das große Reich, welches er so geschaffen, hinterließ er seinem Sohne Reccared.

Der Katholizismus wird Staatsreligion. Mit diesem Reccared (586—601) trat ein sehr bedeutungsvoller Wendepunkt in der Geschichte des Westgothischen Reiches ein.

Reccared, schon in der Jugend der katholischen Lehre zugethan, trat nach der Thronbesteigung öffentlich zur katholischen Kirche über, wobei die meisten arianischen Bischöfe sowie ein großer Theil der Westgothen seinem Beispiele folgten. Reccared, der den Beinamen der „Katholische“ erhielt, war der erste germanische König, welcher sich von einem Bischof krönen und salben ließ. Wir sehen von da an den Klerus in Spanien zu einer Bedeutung heranwachsen, von welcher man selbst im Byzantinischen Reiche keine Ahnung hatte. Vereint und frei von allen Kämpfen gegen die arianische Ketzerei, konnte er mit ganzer Kraft an der Ausdehnung seiner weltlichen Macht arbeiten. Die Synoden beschlossen nicht mehr blos über kirchliche, sondern auch über politische Fragen, und die Konzilien der Pyrenäischen Halbinsel erhoben sich zu den gesetzgebenden Parlamenten des Reichs, deren Aussprüchen selbst die Könige sich zu unterwerfen gezwungen wurden. Es trat aber durch dieses System eine völlige Umwandlung des gesammten nationalen Lebens ein. Das sonst so tapfere westgothische Volk sank zu einer schwärmerischen, frömmelnden und entnervten Nation herab. Zu dieser Kraftlosigkeit des Volkes gesellte sich als zweite Ursache seiner Unbedeutendheit die ungeregelte Verfassung. Die Nation war unfrei; denn sie gehorchte nicht blos der Klerisei, sondern auch den Machtgeboten der Könige. Aber eben die mangelnde Bestimmung, wer König sein solle, stürzte sie in bürgerliche Wirrnisse aller Art. Bald machte das Volk das Wahlrecht geltend, bald die Klerisei ein Ernennungsrecht, bald der König selbst ein Erbrecht, und bald trat ein Usurpator auf, der sich ohne die eine oder die andere Stimme gewaltsam den Weg zum Throne bahnte, und die Krone so lange behauptete, bis ein Anderer sie ihm mit noch größerer Gewalt vom Haupte riß.

Aus allen diesen Gründen finden wir denn in der Geschichte des Westgothischen Reiches wenig mehr als ein Namensverzeichniß schnell wechselnder Regenten.

Von den westgothischen Königen war Reccared noch einer der kraftvollsten gewesen. Er hatte dem Klerus noch zu bewilligen, was seine Nachfolger sich von demselben nehmen lassen mußten. Dabei war er persönlich tapfer, indem er besonders den Uebergriffen der Franken entgegentrat, die er (588) bei Carcassonne besiegte. Nicht minder glücklich war er gegen die Byzantiner, welche sich stets aufs Neue an der Südküste des Landes auszubreiten suchten, und die Vasconen, die durch Einfälle das Reich beunruhigten. Leider starb Reccared schon im J. 601, und gleich nach seinem Tode begannen die Thronwirren. Sein Sohn und Nachfolger Linva (601—603) wurde schon nach zweijähriger Regierung durch Meuchelmord vom Throne gestürzt, den nun der Mörder Witterich (603—610) einnahm, aber auch nur wenige Jahre behauptete. Denn da er mit dem Plane umging, den Arianismus wieder einzuführen, machte er sich bei Volk und Geistlichkeit gleich sehr verhaßt und mußte endlich dasselbe Schicksal erfahren, das er seinem Vorgänger bereitet hatte. Gundemar (610—612), der ihm folgte, suchte die Anmaßungen des Klerus zu beschränken, büßte aber dabei sein Leben ein. Mit seinem Nachfolger Sisebut (612—620), dem kräftigsten aller dieser westgothischen Könige, erhob sich das Reich wieder etwas aus seinem Verfall. Er allein von Allen ist einer ausführlicheren Erwähnung werth. Für die äußere Ruhe des Reiches sorgte er durch glückliche Kriege, die er mit den Nachbarn führte. Er besiegte die Byzantiner, denen er ihre sämmtlichen spanischen Besitzungen bis auf einen kleinen Theil westlich von den Herculessäulen entriß; er überwand die wilden Mauretanier, von denen er die festen afrikanischen Plätze Centa und Tanger eroberte. Endlich reinigte er das Mittelmeer von den zahlreichen Seeräubern, die es beunruhigten.

Leider aber zeigt sich unter Sisebut, der auch die innere Einheit des Reichs durch kraftvolles Wirken stärkte, nur allzu deutlich in anderer Weise dessen Zerfall. Die Beamten erlaubten sich schwere Bedrückungen gegen die Landeseinwohner; der Ackerbau ging zurück und die Bevölkerung empfand in jener späteren Epoche des Westgothischen Reiches ähnliche Leiden wie diejenigen, welche ihre Vorfahren zur Römerzeit erduldet hatten. Der christliche Fanatismus fügte ein neues, bisher ungekanntes Uebel hinzu. Unter Sisebut begannen

(616) jene grausamen Judenverfolgungen, deren Schauplatz das christliche Spanien von da an jahrhundertelang geblieben ist. Den Juden wurde befohlen, sich zum Christenthum zu bekehren und an 80,000 Juden entsagten ihrem Glauben; die Widerspenstigen aber wurden an Leib und Leben gestraft, ihre Güter eingezogen und Tausende aus dem Lande vertrieben. Sisebut starb 620 angeblich an Gift oder zu starker Arznei.

Ihm folgte sein Sohn Reccared II., der schon seit 618 Mitregent gewesen war. Er starb indessen schon nach dreimonatlicher Alleinherrschaft, worauf die Großen des Reiches den Feldherrn Suinthila (620—631) auf den Thron erhoben. Es gebührt diesem der Ruhm, die Basconen unterworfen und die Byzantiner aus ihren letzten Besitzungen in Spanien vertrieben zu haben, wodurch die vollständige Reichseinheit in Spanien begründet wurde.



Eintritt des Königs in das Kloster (s. S. 224). Zeichnung von A. de Neuville.

Allein er erregte bei den streng an ihrem Wahlrecht festhaltenden Großen des Reichs Unzufriedenheit durch die Ernennung seines Sohnes Ricimer zum Mitregenten und Nachfolger. Die Unzufriedenheit wurde vermehrt durch die unersättliche Habsucht seiner Gattin Theodora, sowie die Bedrückungen seines Sohnes Geila. Er lud den Haß des Volkes auf sich, und einem gothischen Edlen, Sisenand, gelang es (631), ihn mit Hülfe des Frankenkönigs Dagobert zu stürzen. Ein Konzil erklärte Suinthila des Thrones verlustig, zugleich festsetzend, daß Niemand fernerhin zum Throne zugelassen werden solle, der nicht vorher die Zustimmung der Großen des Reichs erlangt habe. Aus jener frühen Epoche stammt der für die späteren Könige Spaniens oft so verhängnißvolle Hochmuth der spanischen Granden, der so vielfältige Verschwörungen und Empörungen veranlaßte und welcher in der Wahlformel der altkastilianischen Könige seinen Ausdruck fand: „Wir Alle sind Könige, wir Alle zusammen sind mächtiger als du; weil wir dich wollen, nicht weil wir dich fürchten, wählen wir dich zu unserem Könige."

Nach Sisenand's Tode (636) wurde Chintila (636—640) erwählt, der — wie sein Vorgänger — völlig vom Klerus und den Granden abhängig war. — Auf Chintila folgte sein Sohn Tulga (640—641), dessen Milde und Sanftmuth jedoch dem Uebermuthe und den Gewaltthätigkeiten der Großen aufs Neue zu viel freien Spielraum ließ, bis einer der Letzteren, Chindasuinth (641—649) sich der Regierung bemächtigte.

Er ließ Tulga die Haare abschneiden und fügte ihm dadurch eine in den Augen der Westgothen unauslöschliche Beschimpfung zu, welche ihn nöthigte, vom Throne herabzusteigen. Chindasuinth führte eine strenge, aber gerechte Herrschaft und gab dem Lande Frieden und Ruhe zurück. Um neue Wahlstürme zu verhindern, ernannte er seinen Sohn Reccesuinth zum Mitregenten, welcher auch 649, nach dem Tode seines Vaters, in der Herrschaft über das gesammte Westgothische Reich bestätigt wurde. Unter ihm genoß das Reich eines dreiundzwanzigjährigen Friedens, während welcher Zeit er mit allen Kräften auf die Wohlfahrt des Landes bedacht war. Er verbesserte die Gesetzgebung, beförderte die Wissenschaften und Künste und minderte vor Allem die Abgaben des Volkes, wobei er persönlich die größten Opfer brachte. Nach seinem 672 erfolgten Tode wurde Wamba, ein edler Gothe, zum Könige erwählt, eine der letzten erhebenden Erscheinungen auf dem westgothischen Throne, dessen klägliches Ende aber auch einen Beweis dafür bietet, wie rasch das Westgothische Reich seinem Verfalle entgegenging.

Wamba (672—681) zögerte lange, eine Ehre anzunehmen, welche leicht verhängnißvoll für Denjenigen werden konnte, welchem sie widerfuhr. Da trat ein Gothe mit gezogenem Schwerte vor ihn hin und sprach: „Nur das öffentliche Wohl veranlaßt uns zu deiner Wahl. Willst du so verwegen sein, deine eigene Ruhe und das Glück eines unabhängigen Lebens dem Glücke des Vaterlandes vorzuziehen? Gieb sofort deine Beistimmung, oder ich durchbohre dich mit diesem Schwerte, denn wer sich weigert, zum Wohle des Staates beizutragen, ist sein wahrhafter Feind."

So wurde Wamba verurtheilt, König eines Reiches zu werden, in welchem kirchlicher Fanatismus und die Herrschsucht der Großen mit einander wetteiferten, die Herstellung von Ruhe und Ordnung unmöglich zu machen. Dies zeigte sich gleich zu Anfang, als Hilderich, Graf von Nimes, den Gehorsam versagte und sich mit den Basken zur Empörung vereinigte. Diese wurde jedoch von Wamba bald niedergeschlagen; ebenso war er zu Land und zur See gegen die Sarazenen glücklich, welche unter seiner Regierung den ersten Einfall in Spanien machten. Der Staat wurde unter ihm trefflich verwaltet und durch Liebe und Mäßigung erwarb er sich bald die Anhänglichkeit seiner Vasallen. Allein auf der Höhe seines Ruhmes angelangt, wurde er durch den Griechen Ardebest, seinen eigenen Vertrauten, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte, gestürzt. Der Verräther ließ dem Könige Gift reichen, das ihn zwar nicht tödtete, aber besinnungslos machte. In diesem bewußtlosen Zustande beraubte ihn der Elende seines Bartes und Haupthaares und kleidete ihn in ein Bußgewand. Als Wamba am andern Tage zu sich kam, dankte er großmüthig ab und zog sich 681 in das Kloster Panglinga zurück; Ardebest aber ließ durch den Einfluß der Bischöfe seinen Sohn Erwig zum Könige wählen.

Es gelang Erwig (681—687) dadurch, daß er der Eigenliebe des Volkes schmeichelte, ungeachtet der Erbitterung, welche die That seines Vaters Ardebest, an welcher er nicht minder betheiligt war, hervorrief, seine Herrschaft zu befestigen. Allein die Vorwürfe seines Gewissens vermochte er nicht zu beschwichtigen und innerlich zerrüttet, beschloß er sein Leben in einem Kloster. Einen Vetter Wamba's, Egiza (687—701), ernannte er zu seinem Nachfolger. Unter diesem erlangten Geistlichkeit und Adel ein solches Uebergewicht, daß der König vollständig in ihre Abhängigkeit gerieth. Selbst der Erzbischof von Toledo hatte eine Verschwörung gegen das Leben des Königs angezettelt, welcher dieser jedoch entging; auch gelang es ihm, durch eine Kirchenversammlung die Absetzung und Verbannung des Bischofs zu erwirken. Er befleckte seine Regierung durch barbarische Härte gegen die Juden, so daß diese in ihren Drangsalen bei den Arabern im Geheimen um Hülfe flehten, also zuerst bei den Letzteren die Verwirklichung ihres Lieblingsgedankens, einer Ueberschreitung des Meeres, anregten. Egiza kann daher auch als derjenige König genannt werden, welcher den Untergang des Westgothischen Reiches vorbereitete. Mit Hülfe der Geistlichkeit gelang es ihm, seinen Sohn Witiza zum Mitregenten und Nachfolger zu erheben.

Witiza's Regierung (701—710), anfänglich eine gute, soll später üble Bahnen eingeschlagen haben. Ueppigkeit an seinem Hofe und grausame Tyrannei beraubten ihn der Sympathien des Volkes. Infolge einer in Andalusien ausgebrochenen Verschwörung ward Roderich zum Könige erwählt, der mit römischer Hülfe Witiza schlug, ihn gefangen nahm, ihm die Augen ausstechen ließ und ihn nach Cordova sandte, wo er 711 starb.

Roderich (710—711) war nicht viel besser als seine Vorgänger. Er war Sklave aller nur denkbaren Laster, der den Untergang des Westgothischen Reiches nur noch zu beschleunigen vermochte. — Mit Sehnsucht harrte eine seit Jahrhunderten unterdrückte Bevölkerung der Befreiung. Die seit mehr als achtzig Jahren unter einer gräßlichen Tyrannei schmachtenden Juden hatten schon im Jahre 694 mit ihren Glaubensgenossen in Nordafrika eine allgemeine Erhebung gegen die Westgothen verabredet.



Gebel al Tarik (Meerenge von Gibraltar).

Der König Egiza hatte den Aufstand noch zu rechter Zeit verhindert, aber durch grausame Gesetze die Unterdrückten von Neuem gegen sich aufgebracht. Die Juden, die Mauren, deren sich schon viele in Spanien angesiedelt hatten, die zahlreichen Sklaven und die verarmten Bürger, sie Alle wurden zu unversöhnlichen Feinden der westgothischen Herrschaft. Es brauchte nur eines geringfügigen Anlasses, um eine Katastrophe herbei zuführen, welche das gesammte Westgothische Reich über den Haufen stürzen konnte.

Landung der Araber. Schon längst trachteten die Araber nach der Herrschaft über Spanien. Die Halbinsel, die so viel Aehnlichkeit mit Afrika besitzt und dessen Nordküsten an Fruchtbarkeit und Reichthum überbietet, lag in ihrem unmittelbaren Gesichtskreise, und die arabischen Statthalter unterhielten zahlreiche geheime Beziehungen mit den Unzufriedenen im Westgothischen Reiche. Unter dem arabischen Statthalter Musa Ibn

Nussein war das Reich bereits bis zum Atlantischen Ozean ausgedehnt worden. Nur die in westgothischem Besitz befindliche Feste Ceuta widerstand ihm noch unter der tapferen Vertheidigung des westgothischen Grafen Julian. Musa, der sich mit dem Gedanken einer Landung in Spanien trug, konnte ein solches Unternehmen nicht ausführen, ohne die die Meerenge beherrschende wichtige Festung zum Falle zu bringen. Unerwartet und zu seinem freudigen Erstaunen wurden ihm jedoch die Thore Ceuta's geöffnet, und zwar aus folgender Veranlassung. Graf Julian hatte seine Tochter an den Hof von Toledo geschickt, um ihr eine standesgemäße Erziehung geben zu lassen. Der König entehrte sie. Der Vater dürstete nach Rache und fand, da die That des Königs den ganzen gothischen Adel empört hatte, zahlreiche Unterstützung. Im Einverständniß mit seinen Anhängern schloß er ein Schutz- und Trutzbündniß mit Musa ab, in der Hoffnung, die Araber (Mauren) würden sich mit der Abtretung des von ihnen noch nicht eroberten Theiles von Afrika und schlimmsten Falles mit einem Raubzuge in Spanien begnügen. Für diese war es aber eine willkommene Gelegenheit, sich in den ersehnten Besitz der Pyrenäischen Halbinsel zu setzen.

Schlacht bei Xeres de la Frontera. Nachdem der Khalif Walid in Damaskus seine Einwilligung zu dem Eroberungszuge gegeben hatte, überschritten sie (711) unter ihren Häuptlingen Tarik und Abu Zara die Meerenge und landeten bei dem Vorgebirge Calpe, dem mächtigen Fels auf der spanischen Küste, welcher eine der Säulen des Hercules bildet. Er wurde erstürmt, und Tarik erkannte diesen Punkt als den geeignetsten, in eine uneinnehmbare Festung umgewandelt zu werden. Er legte den Grund dazu, so daß man den Felsen seitdem Gebel al Tarik (d. i. Felsen des Tarik) nannte, woraus nachmals der Name Gibraltar entstand, den jene Felsenfeste noch heute führt. Röderich stellte ihnen seine ganze verfügbare Kriegsmacht entgegen, und es entbrannte die siebentägige Schlacht bei Xeres de la Frontera (19—26 Juli 711), welche dem Westgothischen Reich den Untergang bereiten und auf die Geschicke Europa's von nachhaltigstem Einflusse werden sollte. Die Araber verfügten über nur 25,000 Mann, wohingegen das gothische Heer mindestens doppelt so stark war; allein während die Letzteren zum großen Theile gezwungen und uneinig unter sich in den Kampf zogen, waren die Ersteren von feuriger Begeisterung beseelt; sie erfüllten die heilige Pflicht, die Ungläubigen zu bekämpfen, wofür ihrer die Freuden des Paradieses warteten. Drei Tage hatte der Kampf gewüthet und die heldenmüthigen Moslemin schienen der Uebermacht erliegen zu sollen, allein Roderich hatte die Unklugheit begangen, den Söhnen Witiza's das Kommando einer der Flanken seines Heeres anzuvertrauen. Sie gingen im kritischen Augenblicke mit allen ihren Truppen zum Feinde über, und dieser Verrath entschied über den Ausgang der Schlacht und das Schicksal Roderich's. Letzterer floh und soll beim Uebersetzen des Flusses Quadalete in den Wellen umgekommen sein. Beinahe der gesammte gothische Adel, darunter auch Witiza's Söhne, die ihren Verrath gebüßt, sowie der Kern der gothischen Streitmacht, deckte das Schlachtfeld; aber auch die Araber waren auf 9000 Mann zusammengeschmolzen.

Eroberung Spaniens. Scharen raubgieriger Berber kamen nun täglich auf leichten Schiffen aus Afrika herüber, und Tarik ergänzte aus ihren Reihen sein gelichtetes Heer. Musa, eifersüchtig auf die Erfolge und den Ruhm seines Unterfeldherrn, befahl ihm zu warten, bis er selbst frische Truppen nach Spanien übergesetzt hätte. Allein Tarik wollte die Bestürzung und Unschlüssigkeit der Westgothen nach diesem Schlage ausnützen und sich in den Besitz der wichtigsten Städte setzen, noch ehe sich seine Feinde aufs Neue zu erheben vermöchten. Im Sturme eroberte er die festen Städte Malaga, Granada, Orihuela, Cordova, und 712 ergab sich selbst Toledo. Der Siegeslauf Tarik's wurde durch das Erscheinen Musa's aufgehalten, welcher den ungehorsamen Feldherrn zur Rückkehr zwang, ihn seiner Würde entsetzte, ja sogar mit Ketten belasten und in den Kerker werfen ließ. Seine Erfahrungen waren aber von zu großem Werthe bei der Bekämpfung der Gothen, als daß nicht bald wieder seine Befreiung und Wiedereinsetzung nothwendig erschienen wäre.

Von Toledo aus betrieben nun die Araber unter der Führung von Musa, Tarik und Abd Alaziz in verschiedenen Richtungen die Eroberung Spaniens, wobei ihnen besonders die Juden, welche sich für die erlittenen Drangsale zu rächen suchten, treue Hülfe und reichliche Unterstützung gewährten. Nach vier Jahren befand sich ganz Spanien in den Händen der Araber, mit Ausnahme einiger unfruchtbaren Gegenden Cantabriens, Asturiens und des Baskenlandes. Dorthin zogen sich die Trümmer der Westgothen zurück, um erst ein Jahrhundert später wieder hervorzutreten und die Macht der Araber zu brechen.

Die Theilung des Khalifenreiches.

Wir verlassen nun den europäischen Boden und kehren wieder zum Sitze der Khalifenherrschaft nach Syrien zurück. Der große Walid hatte eine Reihe von unfähigen Nachfolgern, die hinter den früheren thatkräftigen Regenten der Omejjaden-Dynastie theils durch moralische und physische Schlaffheit und Unentschiedenheit, theils durch unverständige Tyrannei weit zurückstehen.

Die Nachfolger Walid's. Nach dem Tode Walid's trat sein Bruder Suleiman (715 bis 717) das Khalifat an. Er war das völlige Gegentheil des großen Herrschers, welcher ihm voranging, und seine Thronbesteigung brachte eine gänzliche Umwälzung im Reiche und leider nicht in gutem Sinne mit sich. Suleiman war ein Herrscher, der die Freuden der Tafel und des Harems der Wohlfahrt des Volkes, der Ehre und dem Waffenruhme des Reiches vorzog. Gegen treue Diener seines Bruders erwies er sich undankbar und grausam; selbst Musa, den Eroberer Spaniens, verläumderisch angeklagt, ließ er in den Kerker werfen, ja der 78jährige Greis soll sogar gegeißelt und im heißen Sonnenbrande ausgestellt worden sein. Musa starb bald darauf während einer Pilgerfahrt nach Mekka. Die gläubigen Moslemin beklagten ein Regiment, das so wenig der früheren würdig war. Der grausamen Regierung Suleiman's fehlte nach innen die wohlthätig ordnende Kraft, nach außen aber entbehrte sie des Glanzes, welchen diejenige seiner Vorgänger verbreitete.

Auf Suleiman folgte Omar II., ein trefflicher, namentlich gegen Nichtmohammedaner milder Herrscher (717—720), der aber frühe schon — kaum vierzig Jahre alt — einer schmerzvollen Krankheit, die den Verdacht einer Vergiftung erregen mußte, erlag.

Sein Nachfolger war Jezid II. (720—724), ein noch schlimmerer Schwelger als Jezid I., welchem er als Herrscher an Kraft und Energie in jeder Hinsicht unähnlich blieb. Seine Regierung ist durch kein hervorragendes Ereigniß bemerkenswerth. Erwähnung verdient dagegen sein Nachfolger Hisham (724—743). Unter diesem erlitten die spanischen Araber, welche über die Pyrenäen ins Fränkische Reich vorgedrungen waren, in der Schlacht bei Tours (732) durch die Franken eine solche Niederlage, daß dadurch ihren Fortschritten im Westen Europa's für immer ein Ziel gesetzt wurde. Glücklicher als in Spanien waren Hisham's Waffen in Asien, wo er nicht allein die Türken, die in Armenien eingefallen waren (734), zurückschlug, sondern auch eine Empörung dämpfte, welche von dem Aliden Zeid dadurch angestiftet worden war, daß er sich in Kufa zum Khalifen hatte ausrufen lassen. Jusuf, der Statthalter von Baßra, rückte ihm entgegen, schlug ihn und ließ ihn hinrichten (738).

Der alte Zwist der Omejjaden und Aliden hatte durch diesen verunglückten Aufstand wieder neue Nahrung erhalten, indem sich zugleich eine dritte Partei bildete, welche mit Ansprüchen an den Thron hervortrat: die Abbasiden, d. i. die Glieder des koreischitischen Geschlechts Al Abbas, dessen Ahn Al Abbas ein Oheim des Phropheten gewesen war. Obgleich die Abbasiden in ihrer Feindschaft gegen die Omejjaden mit den Aliden zusammentrafen, so wollten sie doch auch diesen nicht ein ausschließliches Recht auf den Thron zuerkennen, sondern behaupteten ein solches für sich allein. Diese drei Parteien rüttelten von jetzt an ununterbrochen so lange an den Grundfesten des Reiches, bis die letztentstandene unter ihnen das Uebergewicht behielt.

Es geschah nach den kurzen und thatenlosen Regierungen Walid's II. (743—744), Jezid's III. (744—745), Ibrahim's (745) und unter Merwan II. (745—750). Das omejjadische Haus, durch Ausschweifungen und religiösen Freisinn bei den fanatischen Muselmanen gleich sehr verhaßt, war nach dem Verlust der öffentlichen Meinung nicht mehr stark genug, um der vielen Aufstände Meister zu werden. Die Empörungen zu Damaskus, Baßra und Kufa, obwol von Merwan mit Glück gedämpft, bereiteten dennoch seinen Sturz vor, indem Abdallah Abul Abbas, das Haupt der Abbasiden, alle Unzufriedenen sammelte, sich von ihnen in Kufa (749) zum Khalifen ausrufen und sodann zwischen ihm und Merwan die Waffen entscheiden ließ. Am Flusse Zab, in der Nähe der Ruinen von Ninive, entspann sich (25. Januar 750) eine mörderische Schlacht, welche das Los der Omejjaden besiegelte. Merwan, besiegt, flüchtete nach Aegypten; aber auch hier erfolglos gegen den Aufruhr kämpfend, fand er ein gewaltsames Ende in einer Kirche zu Bußir in Oberägypten (5. August 750).

Verfolgungen der Omejjaden. Abdallah Abul Abbas drang im Triumphe nach Syrien vor und wurde als einziger Khalif anerkannt. Um es aber zu bleiben, glaubte er nun das ganze Geschlecht der Omejjaden ausrotten zu müssen. Daher verhängte er über dasselbe ein so furchtbares Blutgericht, daß er sich den Beinamen der „Blutvergießer" erwarb. Die von ihm und den gleichgesinnten Gliedern seiner Familie ausgeübten Greuel spotten aller Beschreibung. Arabische Schriftsteller erzählen, sein Oheim Abdallah Ibn Ali habe in Palästina alle Glieder des Hauses Omejja unter heuchlerischen Versprechungen aus ihren Verstecken gelockt und sie sämmtlich, 90 an der Zahl, mit Stangen niederschlagen lassen. Darauf ließ der entmenschte Mörder einen Teppich über die Erschlagenen breiten und hielt in dieser entsetzlichen Umgebung, während ihres letzten Röchelns, ein Festmahl. — In Damaskus ging man so weit, die Gräber der Khalifen wieder aufzureißen und die Leichname, sofern sie nicht völlig vermodert waren, aufzuhängen oder zu verbrennen. Von allen Gliedern des Hauses Omejja entkam nur ein einziges durch die Flucht. Es war Abderrhaman, der Sohn Muawia's und ein Enkel des Khalifen Hisham. Er entging der Mordwaffe der Abbasiden nur durch Zufall, indem er beim Herannahen seiner Verfolger gerade auf der Jagd war und rechtzeitig zur Flucht angespornt werden konnte. Nachdem er den Euphrat durchschwommen, durchschritt er unter tausend Gefahren und Abenteuern in Begleitung seines treuen Dieners Bedr Palästina, Aegypten und die Sandwüste Afrika's, bis er bei dem Berberstamme der Zanaten freundliche Aufnahme fand. Mit ihrer Hülfe setzte er nach Spanien über, wurde dort (756) als einziger rechtmäßiger Khalif anerkannt und pflanzte so die omejjadische Dynastie über Spanien fort, während im Morgenlande die abbasidische Dynastie den Thron im Besitz behielt. — Die verschiedenen Parteien unterschieden sich sogar im Aeußeren durch Annahme verschiedener Nationalfarben, indem die Omejjaden Weiß, die Aliden Grün und die Abbasiden Schwarz führten.

Auf diese Weise sehen wir das Arabische Reich schon im zweiten Jahrhundert der Hidjrah in zwei große feindliche Staaten gespalten, nämlich in das abendländische Khalifat unter der omejjadischen und in das morgenländische Khalifat unter der abbasidischen Dynastie. — Doch diese beiden größeren Khalifate waren nicht die einzigen, welche sich aus dem Arabischen Reiche bildeten. Unzählig viele kleinere entstanden unter besonderen Dynastien, indem sich bald hier, bald dort, bald früher, bald später ein Statthalter unabhängig machte, zum Khalifen ausrufen ließ und bei der großen Schwäche des Reiches auch in der Regel die Macht besaß, allen Einsprüchen dagegen Trotz zu bieten. So entstanden zu verschiedenen Zeiten die Khalifate von Fez, Kairwan, Zebid, Khorasan, Mahajah, Kairo, Bokhara, Dilem, Mossul u. v. a. Wir werden die Gründung und die wichtigsten Geschichtsmomente derselben bei passender Gelegenheit kennen lernen; eine eingehendere geschichtliche Betrachtung aber können wir nur den beiden größeren Khalifaten, dem abendländischen und dem morgenländischen angedeihen lassen.



Gräber der Khalifen zu Damaskus.

Gründung des abendländischen Khalifats.

Das abendländische Khalifat, gewöhnlicher das spanische genannt, weil sich seine Besitzungen nur auf Spanien beschränkten, schwang sich Anfangs durch eine kräftige Verwaltung zu einer das Morgenland weit überflügelnden Blüte auf. Allein es nährte im Kerne des Landes den Wurm, der dazu bestimmt war, diese Blüte zu zernagen, indem die in die Berge von Asturien und Cantabrien geflohenen Gothen allmählich zu einer Macht emporstrebten, welche durch unablässige, vom christlichen Fanatismus unterhaltene Kämpfe die Herrschaft der Mauren zerbröckelte. Der Herd dieser Macht, die Quelle des Stromes, welcher nach und nach den Islam Spaniens in seinen Wellen begrub, war Oviedo, wo der Herzog Froila (756) einen unabhängigen christlichen Staat gegründet hatte. Doch verging noch über ein Jahrhundert, ehe dieser so weit erstarkt war, daß er als ebenbürtiger Gegner des Khalifenreiches auftreten konnte.

Bis dahin finden wir das spanische Khalifat unerschüttert die ganze Pyrenäische Halbinsel nebst Septimanien beherrschen. Im Anfange schien freilich die arabische Herrschaft in Spanien rasch wieder in vollständiger Anarchie unterzugehen. Die verschiedenen Völkerschaften: Araber, Syrer, Irakauer, Aegypter, Mauren, welche die Eroberungsheere gebildet hatten, zerfleischten sich gegenseitig, und wenn auch der tapfere, zum Statthalter und Heerführer in Spanien ernannte Abu-l-Chatar vorübergehend Ruhe schuf, so trat doch nach seinem in einer neuen Schlacht gegen die Widersacher erfolgten Tode (745) größere Verwirrung als je zuvor ein, um so mehr, als bei der gleichzeitigen Anarchie im gesammten Khalifenreiche von Damaskus keine Hülfe zu erwarten war. Ueberall wüthete der leidenschaftlichste Parteikampf; unter Feuer und Schwert wurde das Land verheert, die Ernten

wurden zertreten und die unglücklichen Bewohner von Hunger und Noth heimgesucht. Unter solchen Umständen mußte Abderrhaman, als er 755 in Spanien landete und die weiße Fahne der Omejjaden entfaltete, zahlreiche Anhänger finden und vom Volke als Retter begrüßt werden. Sein Erscheinen machte diesen anarchischen Zuständen ein Ende, er brachte dem Lande die ersehnte Ruhe und Ordnung zurück.

Abderrhaman (756—788), welcher die Reihe der abendländischen Khalifen eröffnet, ist eine glänzende, ehrfurchtgebietende Erscheinung. Wir legen weniger Werth auf seine kriegerischen Erfolge, doch müssen wir dieser mit einigen Worten gedenken. Die erste Zeit seiner Regierung verging unter Kämpfen zur Befestigung seines Thrones, und zunächst war es Jusuf, Statthalter der Abbasiden in Spanien, der das Land den Letzteren zu erhalten suchte. Er rückte Abderrhaman nach dessen Landung an der Küste Andalusiens mit bedeutenden Streikräften entgegen, wurde aber bei Musara, westlich von Cordova, vollständig geschlagen. Anfangs unterwarf er sich, aber bald von Neid gegen den neuen glänzenden Khalifenhof verzehrt, fachte er aufs Neue den Bürgerkrieg an. Auch diesmal war ihm das Glück nicht hold; bei Merida kam es 759 zur Schlacht, in welcher er Sieg und Leben verlor. Ebenso erfolgreich kämpfte Abderrhaman gegen die Truppen, welche zu verschiedenen Malen von Afrika aus zu seiner Unterwerfung abgesandt wurden, so daß er endlich völlige Unabhängigkeit von der abbasidischen Dynastie erzwang, obgleich er zu diesem Ende Septimanien hatte opfern müssen, da er sich nur durch Abtretung dieser Provinz an das Fränkische Reich (759) von diesem unter den obwaltenden Umständen doppelt gefährlichen Nachbar Frieden erkaufen konnte. Freilich war derselbe nicht von Dauer, und wir werden in der fränkischen Geschichte sehen, wie Abderrhaman seine sämmtlichen pyrenäischen Grenzländer an die Franken verlor, daß er diese zwar wieder daraus vertrieb, wie aber hierauf jene Länder lange Jahre hindurch Gegenstand blutiger Kriege zwischen beiden Völkern blieben.

Noch größer denn als Krieger erschien Abderrhaman durch die Mäßigung, welche er gegenüber der christlichen Bevölkerung Spaniens beobachtete. Schon nach der Eroberung Spaniens durch Musa hatte man den Christen erhebliche Rechte eingeräumt, welche derart waren, daß sich die christlichen Bewohner des Landes unter der neuen maurischen Herrschaft behaglicher fühlen konnten als unter dem üblen Regiment des zerfallenden Westgothischen Reiches. Sicher wurde ihre Lage nirgends verschlimmert, in vielen Fällen entschieden verbessert. Die Einwohner der Stadt Merida, welche unter Musa kapitulirte, behielten alle ihre Güter und wurden nur zur Abtretung der Kirchengüter genöthigt. In der von Theodemir verwalteten Provinz, welche unter anderen die Städte Lorco, Mula, Orihuela in sich begriff, wurde von der christlichen Bevölkerung gar nichts an die Araber abgetreten. Im großen Ganzen behielten die Christen ihren gesammten Besitz; sie erlangten sogar das Recht, ihn zu veräußern, ein Recht, welches ihnen unter der westgothischen Herrschaft nicht eingeräumt wurde. Die christliche Bevölkerung mußte eine Art Kopfsteuer bezahlen, welche 48 Dirhems für die Reichen, 24 Dirhems für die Mittelklasse und 12 Dirhems für Diejenigen betrug, welche von ihrer Hände Arbeit lebten. Am Ende jedes Monats wurde ein Zwölftel dieses Steuersatzes entrichtet. Ausgenommen waren Weiber, Kinder, Mönche, Krüppel, Blinde, Kranke, Bettler und Sklaven. Die Grundeigenthümer mußten einen Charâdj von dem Ertrage ihres Besitzthums zahlen, in der Regel 20 vom Hundert. Die Kopfsteuer wurde für Diejenigen erlassen, welche zum Islam übertraten, der Charâdj wurde aber ohne Rücksicht auf den Glauben erhoben.

Folgen der Toleranz. Die Ausübung der Religion wurde nirgends gestört oder beeinträchtigt. Die christliche Bevölkerung, welche nunmehr von den schrecklichen Glaubenskämpfen zwischen Arianern und Athanasianern und den Hetzereien der Geistlichkeit befreit war, fühlte sich unter der neuen Herrschaft vollkommen zufrieden. Als Beweis hierfür kann der Umstand dienen, daß in dem ersten Jahrhundert der maurischen Herrschaft keinerlei Aufstände oder Unruhen vorkamen. Der Ackerbau hob sich wieder, und infolge der Ruhe,

welche das Land genoß, wurde Spanien bald zu einem der blühendsten Länder Europa's. Besonders günstig gestaltete sich die Lage der Halbinsel unter Abderrhaman, der — ein Muster eines religiösen und tugendhaften Fürsten — sein Möglichstes that, um die Bekenner jeden Glaubens unter seiner Herrschaft zufriedenzustellen. Ein Mann von außerordentlicher Einfachheit, sah man ihn allerwärts sich unter das Volk mischen, seine Unterthanen auffordernd, ihm ihre Beschwerden mitzutheilen; wo er konnte, suchte er die Verwaltung des Staates zu verbessern. Auch die Pflege der Wissenschaften war ihm angelegen; ja er selbst fand ungeachtet seines vielbewegten Lebens noch Muße, sich ihnen sowie der Dichtkunst zu widmen



Moschee zu Cordova.

Seine Hauptstadt Cordova ließ Abderrhaman mit den herrlichsten Gärten und Gebäuden schmücken; nach seinen eigenen Plänen wurde in der Nähe des Herrscherpalastes (Alkazar) die große Moschee aufgeführt, ein Meisterwerk arabischer Baukunst, das an Größe und Pracht mit den Moscheen von Damaskus und Bagdad wetteifern konnte. Obwol durch die Geburt und die Stimme des Volkes zum Herrscher berufen, begnügte er sich doch mit dem Titel eines „Emir“, die Würde eines „Beherrschers der Gläubigen“ den morgenländischen Khalifen überlassend. In seiner äußeren Erscheinung war Abderrhaman eine hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt, die so recht an die Khalifen aus der Jugendepoche des Islam erinnerte. Abderrhaman starb im Oktober 788 zu Cordova in den Armen seines Sohnes.

Unter Abderrhaman's Nachfolgern kommt das abendländische Khalifat durch die schon oben angedeuteten Kämpfe der Christen mit den Mauren in eine so nahe Berührung mit dem christlichen Abendlande, daß wir vorerst keine Veranlassung haben, das Khalifat in Spanien weiter zu verfolgen. Seine Gründungsgeschichte war aber darum von besonderer Wichtigkeit, weil sie den Höhepunkt der Kraftäußerungen des Islam im Westen bezeichnet. Nach Abderrhaman beginnt ein Rückgang des Mohammedanismus im Abendlande; neben dem maurischen Wesen kommt das spanische hervorragend zur Geltung und eine neue Nationalität, die spanische, ersteht.

Das morgenländische Khalifat unter den Abbasiden.

Bevor wir zu dem Punkte gelangen, wo Morgenland und Abendland in mannichfaltige, wechselseitige Berührung mit einander treten, bedarf es noch einer Betrachtung des morgenländischen Khalifats, in welchem durch den Sturz der omejjadischen Dynastie ein kraftvolles Herrschergeschlecht die Zügel ergriffen hat.

Der am wenigsten unseren heutigen humanen Anschauungen sympathische Charakter ist Abdallah Abul Abbas, Al Saffah „der Blutvergießer" (750—754), der Stifter der abbasidischen Dynastie. Wie er die ganze Familie der Omejjaden mit Ausnahme des einzigen, dem Tode entronnenen Abderrhaman durch Mord aus dem Wege räumte, so entledigte er sich auch sonsthin durch Mord aller Derjenigen, die ihm bei seinen ehrgeizigen Plänen im Wege standen. „Rüstet euch", sprach er in seiner Antrittsrede vor versammeltem Volke, „ich bin Derjenige, welcher ohne Schonung Blut zu vergießen erlaubt, bis die Rache vollständig ist." Abu Salama, einen Anhänger der Aliden, und Abdallah Ibn Muawia, der an der Spitze der Aliden gegen Merwan's Feldherren gekämpft hatte, wurden verrätherischer Weise aus dem Wege geräumt. Noch zahlreiche Andere erlagen nach einander den Nachstellungen des Khalifen. Auch Suleiman, Hisham's Sohn, einen der entschiedensten Gegner Merwan's, ließ er erschlagen. Ibn Hubeira, der Befehlshaber der festen Stadt Wasit unter Merwan, wurde, nachdem er sie nach dessen Tode übergeben hatte, ungeachtet ihm mit den heiligsten Schwüren Amnestie zugesichert worden war, auf Befehl Al Saffah's mit zweien seiner Anhänger meuchlerisch abgeschlachtet.

Auf diese Weise gelang es Abul Abbas Al Saffah, das ganze bisherige Khalifenreich, mit Ausnahme Spaniens, unter sein Scepter zu bringen. Abul Abbas, sagt G. Weil, war nicht blos aus Politik, sondern von Natur grausam und rachsüchtig. Als man ihm des unglücklichen Merwan's Haupt brachte, recitirte er den Vers des Dichters Isu-l-Aßba: „Tränken sie mein Blut, so könnte es doch ihren Haß nicht löschen, aber auch ihr Blut kann meine Rache nicht stillen." Er pflegte zu sagen: „Geduld ist eine schöne Tugend, nur nicht, wo der Glaube beeinträchtigt oder die Herrschaft geschwächt wird. Behutsamkeit ist anzuempfehlen, nur nicht, wo eine günstige Gelegenheit, zum Ziele zu gelangen, rasch ergriffen werden muß."

Das Vezierat. Bemerkenswerth ist, daß unter ihm zuerst die Würde des Vezierats eingeführt wurde. „Die an Vergötterung ihrer Könige gewöhnten Perser, denen die Abbasiden ihren Sieg verdankten, so wie die Lehren der Schiiten, auf welche sie ihren Thron stützten, und denen zufolge das Khalifat als „Imamat" gewissermaßen ein Ausfluß der Gottheit war, erforderten eine vermittelnde Person zwischen dem Khalifen und dem Volke, gleichsam als einen materiellen Träger (Vezier) seines Willens und seiner Befehle."

Abul Abbas, dessen Regierung nicht nur mehrere äußere Kriege, auf welche wir theilweise noch später zurückkommen werden, sondern auch mehrere größere und kleinere Empörungen aufzuweisen hat, gelang es, über diese letzteren Herr zu werden und seinen Thron nach einer blutgetränkten Regierung von vier Jahren unbestritten zu sehen. Als er dieses Ziel erreicht, ereilte ihn in der von ihm erbauten Stadt Haschimije bei Anbar, wo er residirte, am 9. Juni 754 der Tod. Er erreichte ein Alter von nur 28, nach Anderen von 32, 33 oder 36 Jahren. Er hinterließ eine Tochter, welche der spätere Khalif Mahdi heirathete.

Abu Djafar al Mansur (754—775), des Vorigen Bruder, ist von Al Saffah nicht viel unterschieden, und die Grausamkeit, Rachsucht und Wortbrüchigkeit, die Grundfehler aller Abbasiden, traten auch bei ihm zu Tage. Trotzdem ist ihm Tapferkeit und Kraft nicht abzusprechen. Letztere bewies er bei den gegen ihn gerichteten Empörungen und Aufständen. Wir übergehen dieselben als welthistorisch unwichtig und erwähnen nur des Aliden Edris, welcher, bei diesen Aufständen betheiligt und, von Al Mansur verfolgt,

nach Afrika floh und dort, zum Khalifen ausgerufen (782), in Mauretanien ein unabhängiges Reich stiftete, dessen Hauptstadt das von ihm erbaute Fez wurde, und welches sich über hundert Jahre unter der edrisitischen Dynastie als afrikanische Hauptmacht erhielt.

Nach glücklichen Feldzügen, welche Al Mansur gegen das Byzantinische Reich in Kleinasien unternehmen ließ, erbaute er die später so glanzvolle Hauptstadt Bagdad (762) am Tigris. Al Mansur starb auf einer Wallfahrt, welche er nach Mekka unternahm, infolge eines Sturzes vom Pferde, nachdem er seinen Sohn Al Mahdi zum Nachfolger ernannt hatte.

Al Mahdi (775—785) regierte ganz im Sinne seines Vaters, indem er zugleich die Residenz des Khalifats nach dem von diesem erbauten Bagdad verlegte, zeigte aber in seinem Verhalten noch mehr Weisheit und Güte. Die wichtigste Begebenheit unter seiner Regierung ist ein Kriegszug, den sein zweiter Sohn Harun, der spätere Khalif Harun al Raschid, gegen die byzantinische Kaiserin Irene unternahm. Nachdem der junge Krieger die kaiserlichen Truppen aus Kleinasien vertrieben hatte, bereitete er sich zu einer Belagerung Konstantinopels vor (782), die der Kaiserin so gefährlich erschien, daß sie sich den Frieden durch einen jährlichen Tribut von 70,000 Golddenaren erkaufte; und so finden wir denn bereits jetzt das byzantinische Kaiserthum dem Khalifate tributpflichtig.

Auf Musa al Hadi (785—786), des Vorigen ältesten Sohn, dessen kurze Regierung nichts Bemerkenswerthes darbietet, folgte sein Bruder, der bereits genannte

Harun al Raschid (786—809), eigentlich Abu Mohammed Harun Ibn al Mahdi al Raschid (d. i. der Gerechte), der größte und volksthümlichste der Khalifen, der Held der arabischen Volksdichtung, der Mittelpunkt der arabischen Märchenwelt. Es ist nicht nur seine Persönlichkeit, welche ihn als einen der geistreichsten, großartigsten Regenten erscheinen ließ und so viele Geschichtschreiber aller Völker zur Bewunderung hinriß, sondern seine Regierung bezeichnet auch den Höhepunkt des morgenländischen Khalifats. Ein nie gesehener Luxus herrschte um jene Zeit an dem Khalifenhofe, und die Reichthümer Harun al Raschid's, die er freigebig Künstlern und Dichtern spendete, halfen jenen wunderbaren Zauber um die Person des Khalifen verbreiten, welchen erst die neuere Geschichtsforschung zerstören sollte. Insbesondere ist es das Verdienst von G. Weil, in dieser Beziehung manche übertriebene Lobeserhebung auf ihr richtiges Maß zurückgeführt zu haben. Schon sein Beiname „der Gerechte“ ist keineswegs ein verdienter. Er hinterließ trotz seines Luxus, ja seiner beispiellosen Verschwendung, unermeßliche Schätze, die nicht immer auf dem Wege des Rechts erworben waren. Jedes Mittel war ihm gut, um sich zu bereichern und seine Feinde zu verderben; er scheute sich nicht, die heiligsten Schwüre zu verletzen, wenn es galt, einen Menschen, der in seinen Augen verdächtig geworden, aus der Welt zu schaffen. Seine Frömmigkeit war Heuchelei. Er betete viel in Gegenwart seines Volkes und ließ hunderte von Geistlichen auf seine Kosten pilgern. Nur der äußere Glanz seiner Regierung und die Pracht seines Hofes waren Ursache, daß die Schriftsteller die Zeit seines Khalifats als „die goldene“ bezeichnen, und daß sie ihm Vorzüge und Tugenden andichteten, die er in Wirklichkeit nicht besaß.

Eine Vergiftung und eine Hinrichtung, beides Akte der Privatrache, eröffneten seine Regierung. Mohammed Ibn Suleiman Ibn Ali, ein Vetter des Al Mansur, hinterließ bei seinem Tode eine Summe von 60,000,000 Dirhemen, die er wahrscheinlich von seinem Vater geerbt hatte. Harun bemächtigte sich, obgleich nahe Blutsverwandte vorhanden waren, der ganzen Hinterlassenschaft. — Der Alide Musa Ibn Djafar, einer der von den Schiiten verehrten zwölf Imame, mußte sein Leben im Kerker enden, weil er sich einst dem Grabe des Propheten mit dem Ausruf: „Heil dir Vater!“ näherte, nachdem er Harun mit dem Rufe: „Heil dir Vetter“ begrüßt hatte. — Ibrahim Ibn Othman Nuheik ward hingerichtet, weil er den von dem Khalifen gemordeten Djafar betrauerte. Noch unwürdiger ist die Art, wie ihm Harun das Bekenntniß seines Mitleids entlockte. Er ließ ihn zu sich einladen, gab ihm viel Wein zu trinken und heuchelte Reue über seine That. Da äußerte Ibrahim, daß auch

er seines Herrn Verfahren nicht gebilligt habe, und daß es schwer sein würde, einen so vorzüglichen Mann zu ersetzen. „Gott verdamme dich“, schrie Harun und ließ Ibrahim hinrichten. Viele derartige Fälle sind bekannt. Noch in seiner letzten Krankheit ließ Harun dem Bruder des Rebellen Rafi Ibn Leith durch einen Metzger ein Glied nach dem andern abhauen. — Die Hinrichtung Djafar's war ein Akt rohester Willkür. Djafar war Harun's vertrauter Freund, den er auch in seinem Harem, wo seine Schwester Abbasah weilte, nicht missen konnte. Um die herkömmlichen Sitten nicht zu verletzen, welche nicht zuließen, daß Abbasah mit dem fremden Manne zugleich anwesend war, ließ er Beide trauen, jedoch unter der Bedingung, daß Djafar die Rechte eines Gatten nicht ausüben dürfe. Beide liebten einander aber wirklich, und das Verbot vermehrte nur die Liebe. Die Ehe blieb nicht ohne wirkliche Früchte, welche Abbasah vor ihrem Bruder so lange verbarg, bis eine Sklavin, die um das Geheimniß wußte, zur Verrätherin ward. Da ließ Harun Djafar, dem er bis zum letzten Momente innige Freundschaft heuchelte, mitten in der Nacht enthaupten, den Körper verstümmeln und seine Leiche am Thore von Bagdad aufpflanzen. Abbasah und ihre Kinder wurden angeblich lebendig begraben. Sämmtliche Angehörigen des Hauses der Barmakiden, zu welchen Djafar gehört hatte, wurden in den Kerker geworfen, oder wenigstens ihrer öffentlichen Aemter entsetzt.

Dagegen haben sich auch viele Erzählungen über, den Khalifen meist ehrende Züge im Volksmunde erhalten, welche diesen Beherrscher der Gläubigen in besserem Lichte erscheinen lassen. Bekannt ist die artige Geschichte vom „Holzbauer und seinem Esel“. Sie lautet:

„Unter der Regierung des Khalifen Harun al Raschid lebte in der Stadt Bagdad ein berühmter Barbier, genannt Ali Sakal; er vermochte mit verbundenen Augen einen Kopf zu scheren und einen Bart zu putzen, ohne je einen Tropfen Blut zu vergießen. Sein Geschäft ging infolge dessen ganz außerordentlich gut, und mit der Zeit ward Ali Sakal so stolz und unverschämt, daß er kaum einen Kopf anrührte, der nicht wenigstens einem Aga angehörte. Brennholz war von jeher selten und theuer in Bagdad, und da der Barbier in seiner Bude viel brauchte, so brachten die Holzhändler ihre Ladungen vorzugsweise zu ihm, weil sie mit ziemlicher Sicherheit auf Absatz rechnen konnten. Eines Tages erschien ein armer Holzbauer, der noch nicht Ali's Gesinnungsart kannte, in der Bude des Barbiers und bot ihm eine Ladung Holz an. Ali that ihm sogleich ein Gebot mit den Worten: „Dagegen ist alles Holz auf dem Esel mein.“ Der Bauer schlug ein, lud das Holz ab und verlangte sein Geld. Ali Sakal machte aber nicht die geringste Anstalt zum Bezahlen, sondern entgegnete vielmehr: „Ich habe noch nicht alles Holz, du mußt mir auch den Packsattel, der meist aus Holz besteht, abliefern; so haben wir gehandelt.“ — „Wie!“ rief der Andere erstaunt aus; „das wäre mir ein sauberer Handel!“ — Beide stritten sich noch eine gute Weile mit einander herum, und das Ende von dem Zanke war, daß der übermüthige Barbier Packsattel und Holz an sich nahm und den armen Bauer hinaus wies. Der Letztere ging sogleich zum Kadi oder Bezirksrichter und brachte dort seine Klage an; allein der Kadi war ein Kunde des Barbiers und wollte von der Sache nichts wissen. Der Bauer wendete sich hierauf an einen höheren Richter, der aber auch ein Gönner Ali Sakal's war und die Klage ebenfalls nicht annahm. Der arme Geprellte begab sich nun zu dem obersten Rechtsausleger, dem Mufti selbst. Nachdem dieser die Frage ernstlich erwogen hatte, erklärte er endlich, der Koran habe in dieser Richtung nichts verordnet, daher müsse der Bauer seinen Verlust tragen.

Das Bäuerlein verlor jedoch in seinem Ungemach den Kopf nicht, ließ sich eine Bittschrift an den Khalifen anfertigen und übergab sie diesem selbst, als derselbe im festlichen Aufzug sich nach der Moschee begab. In der That währte es auch gar nicht lange, so wurde der Bauer vor den Mächtigen beschieden. Der Landmann kniete nieder und küßte die Erde, dann streckte er seine Arme gerade vor sich aus und wartete in respektvoller Haltung der Entscheidung.

„Freund“, sprach der Khalif, „der Barbier hat die Worte für sich und du hast die Billigkeit auf deiner Seite. Das Gesetz muß durch Worte erklärt und Verträge müssen gehalten werden, oder es würde nicht Treue und Glauben unter den Menschen geben.



Der Bauer und sein Esel vor Harun al Raschid.

— Der Barbier muß also sein Holz haben, aber —“ Der Khalif rief hier den Holzbauer zu sich, flüsterte ihm etwas ins Ohr und dieser ging nunmehr zufrieden von dannen. — Es mochte eine Woche vergangen sein, da fand sich der Bauer bei Ali Sakal wieder ein und that, als ob zwischen ihm und jenem nie etwas Unangenehmes vorgekommen sei. Im Gegentheil bat der Landmann in höflichen Worten den Barbier um die Wohlthat seiner geschickten

Hand für sich und seinen Begleiter vom Lande. Der Preis für Beide ward verabredet, und der Bauer setzte sich zurecht. Als sein Schopf sauber geschoren war, fragte Ali Sakal nach dem Begleiter.

„Er steht noch draußen“, antwortete das Bäuerlein; „ich will ihn holen.“ Mit diesen Worten ging er hinaus und kehrte in Begleitung seines — Esels zurück. „Hier ist mein Begleiter“, sagte er lachend, „und du mußt ihn scheren.“

Der Barbier zog ein verblüfftes Gesicht und rief: „Ihn scheren? Es ist doch genug, daß ich mich herabgewürdigt habe, dich anzurühren, und du willst mich noch beschimpfen durch das Verlangen, daß ich auch deinen Esel scheren soll? Schert euch Beide zum Teufel, das ist der beste Barbier für euch!“ Mit diesen Worten trieb der erzürnte Bader den Bauer und den Esel aus der Bude. Der Holzhändler aber ging auf der Stelle zum Khalifen und brachte das Vorgefallene zur Anzeige. „Ali Sakal soll sogleich herkommen und sein Schermesser mitbringen“, befahl der Beherrscher der Gläubigen. Nach kurzer Zeit stand der Barbier vor dem Khalifen. „Warum weigerst du dich, dieses Mannes Begleiter zu scheren?“ redete der Herrscher den Bader ungehalten an, „habt ihr's nicht also verabredet?“ Ali küßte die Erde und antwortete: „Es ist wahr, o Herr; allein wer hat je einen Esel zu seinem Begleiter gemacht, und wem ist es je eingefallen, ein solches Thier wie einen wahren Gläubigen zu behandeln?“ — „Du magst Recht haben“, entgegnete der Khalif, setzte aber gleich mit nachdrücklicher Stimme hinzu: „allein wem fiel es auch je ein, darauf zu bestehen, daß ein Packsattel in einer Holzladung mit einbegriffen sei? Sogleich schere den Esel, du weißt, was sonst geschieht!“ Der Barbier kratzte sich hinterm Ohre und gedachte schaudernd der Bastonnade, die ihm unfehlbar bevorstand, wenn er länger zögerte. Seufzend ging er an die Arbeit. Zunächst machte er eine große Menge Seifenschaum, mit dem er den Esel in Gegenwart des Khalifen sowie des gesammten Hofes einseifte, dann nahm er die Schur vor. An Stößen seitens des Esels, sowie an Spott der Umstehenden fehlte es nicht, und Beides hatte der hochmüthige Barbier verdient. — Der arme Holzbauer dagegen ward mit einem ansehnlichen Geldgeschenk entlassen, und ganz Bagdad war entzückt über den gerechten Spruch des Beherrschers der Gläubigen.

Krieg mit den Byzantinern. Unter Harun al Raschid sehen wir bereits Morgenland und Abendland in vielfältige, theils freundliche, theils feindliche Berührung treten. In letzterer Beziehung erwähnen wir den fünfjährigen Krieg Harun al Raschid's gegen den Kaiser Nicephorus (803—808). Den Ausbruch desselben eröffnete folgende höfliche Monarchenkorrespondenz:

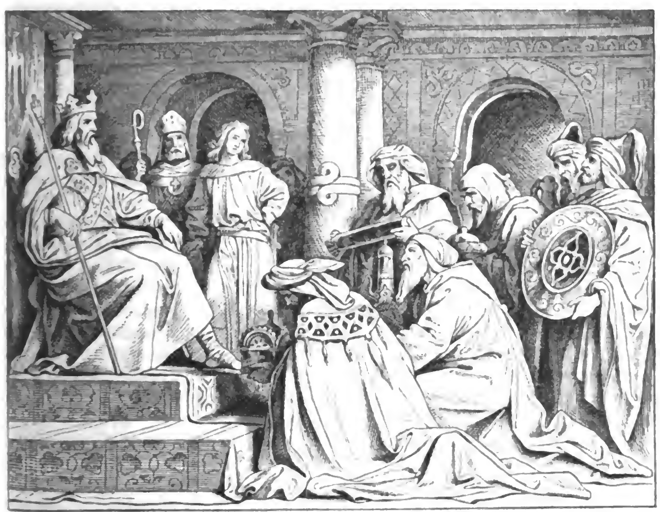
„Von Nicephorus, dem Kaiser der Griechen, an Harun, König der Araber. — Die Kaiserin, welche vor mir auf dem Throne saß, hat dir die Stelle des Thurmes eingeräumt und selbst diejenige des Bauern eingenommen; sie hat dir noch einmal soviel Tribut bezahlt, als du ihr hättest entrichten sollen, das war weibliche Schwäche und Beschränktheit. Darum erstatte mir das empfangene Geld zurück oder das Schwert wird zwischen uns entscheiden.“

Auf dieses Schreiben antwortete Harun:

„Im Namen Gottes des Allgnädigen, Allbarmherzigen. Von Harun, dem Fürst der Gläubigen, an den Hund der Griechen. Ich habe deinen Brief gelesen, du Sohn einer Ungläubigen, die Antwort sollst du nicht nur vernehmen, sondern auch mit eigenen Augen sehen.“

Jener Krieg war also dadurch heraufbeschworen worden, daß die Byzantiner sich endlich ermannten, um das schmachvolle Joch der Tributpflichtigkeit, welchem sie sich unter der Kaiserin Irene (s. S. 233) gebeugt hatten, abzuschütteln. Der Krieg verlief aber trotz dem Aufgebote aller Kräfte auf Seiten der Griechen höchst unglücklich für sie, so daß sie nicht allein die Schmach des alten Tributs weiter tragen, sondern noch drei Goldstücke auf den Kopf für den Kaiser und seine Angehörigen entrichten mußten.

Gesandtschaft Karl's des Großen. Andererseits aber sah sich Harun durch seine Eitelkeit und Prunksucht veranlaßt, den ihm ungefährlichen Kaiser Karl den Großen durch Entgegenkommen und verbindliches Benehmen zu gewinnen. Nicht minder waren es politische Interessen, welche ihn hierzu drängten. Karl der Große war der Nachbar des ihm verhaßten spanischen Khalifats, und die politischen Interessen erlangten durch das schon von Al Mansur geschlossene Bündniß mit dem das abendländische Khalifat bekriegenden Frankenkaiser über die religiösen die Oberhand. Karl hatte drei Abgeordnete, zwei Christen und einen Juden, nach Bagdad geschickt, um bei dem Khalifen zu bewirken, daß die Christen ungehindert nach dem heiligen Lande pilgern dürften. Harun gewährte die Bitte und schenkte ihnen den einzigen Elefanten, den er damals besaß, ein Zelt von den feinsten Stoffen, eine Menge Räucherwerk, zwei große Leuchter und eine Wasseruhr.



Die Gesandten Harun al Raschid's vor Karl dem Großen. Nach Moritz von Schwind.

Außerdem übertrug er dem berühmten Helden des Abendlandes durch eine besondere Gesandtschaft die Schutzherrlichkeit über die heiligen Stätten in Palästina und ließ ihm auf Veranlassung des Patriarchen von Jerusalem zum Zeichen die Schlüssel vom Grabe Christi und vom Orte Calvarien überreichen. Auch mit China trat Harun in Beziehungen. Er führte Kriege mit Tibet und bekämpfte siegreich mehrere Empörungen.

Empörungen und Lostrennungen von Provinzen. Leider hatte sich der Khalif durch seine Verfolgung der Barmakiden, welche die wichtigsten Aemter des Reichs inne hatten, seiner mächtigsten Vertheidiger beraubt. Im Westen des Reiches, in Fez und Marokko, erlangten, wie wir bereits wissen, Abkömmlinge Ali's, die Edrisiden, die Unabhängigkeit. In Kairwan und Tunis entzogen sich die Aghlabiten der Souveränetät des Herrschers der Gläubigen. Auch Transoxanien gerieth infolge des Sturzes der Barmakiden, unter deren trefflicher Verwaltung die Statthalterschaft Khorasan der völligen Ruhe genoß, in hellen Aufruhr. Vambery hat in seiner „Geschichte Bochara's" über diese für die Regierung Harun's bezeichnenden Vorgänge neuerdings Aufschlüsse gegeben.

„Rafi, ein junger Krieger von merklicher Schönheit, soll deshalb die Fahne der Revolte erhoben haben, weil der Khalif ihn wegen seines verbotenen Umgangs mit einem Weibe allzustreng bestrafen lassen wollte. Harun al Raschid befahl nämlich Ali Ibn Isa, dem Statthalter von Khorasan, und dieser wiederum Suleiman, dem Präfekten von Samarkand, daß er Rafi auf einem Esel, das Gesicht dem Rücken des Thieres zugewandt, in der Stadt herumführen lasse, eine der entehrendsten Strafen, welche die Mohammedaner jener Epoche kannten, ihn dann von dem Weibe trennen und ins Gefängniß werfen solle. Rafi entzog sich durch die Flucht dieser Strafe und aus Rache verleitete er die Bevölkerung, bei welcher sich Harun al Raschid und sein Statthalter durch ihre Tyrannei allgemein verhaßt gemacht hatten, zum Aufruhr; Chozeima, der Feldherr Harun's, war zu schwach, den Aufruhr zu bewältigen. Man wandte sich um Hülfe an die Samaniden. So wurde der Aufruhr Rafi's die Veranlassung, daß jene Dynastie, unter welcher die Oxusländer in glänzender Weise in der Geschichte hervortreten, auf den turkestanischen Boden verpflanzt ward." — Auf einem Zuge gegen die Empörer in Transoxanien starb Harun in Tus am 23. März 809.

Man sieht, der Khalif, wie er in der Volksvorstellung existirt, weicht von dem historischen Harun al Raschid bedeutend ab. Ersterer ist ein Geschöpf der Dichterphantasie, Letzterer das mit Blut befleckte Bild eines jener grausamen, prunksüchtigen, orientalischen Despoten, welchen wir allerwärts in der Geschichte Asiens begegnen, wenn auch sicherlich nicht bestritten werden kann, daß Harun's Verdienste um Wissenschaften und Künste diejenigen aller anderen Khalifen weit überragen und nicht unverdient sein Name nächst dem des Propheten in der Geschichte des Islam am glanzvollsten strahlt.

Das Khalifat nach Harun al Raschid. Harun al Raschid beging den Fehler, das Reich unter seine drei Söhne Mohammed al Emin, Mamun und Al Mutassim zu vertheilen, von denen der Erstere den Titel des Khalifen führen sollte. Daraus entstanden nach seinem Tode nicht allein blutige Streitigkeiten unter den Brüdern selbst, sondern auch unter deren Statthaltern, von denen sich einige unabhängig machten. So gründete der Alide Mohammed Ibn Jaafar aus dem Hause Zijad (818) in Yemen das Khalifat von Zebid, welches fast zwei Jahrhunderte unter der zijadischen Dynastie bestand; und ebenso machte sich der berühmte Feldherr Tahir Ibn Husein (822) zum unabhängigen Khalifen von Khorasan, welches unter der tahiridischen Dynastie gleich Anfangs eine nicht unbedeutende Macht erlangte.

Zur Gründung dieses Khalifats hatte Mamun die ausdrückliche Genehmigung ertheilt, um den Tahir zu belohnen für die Dienste, die ihm derselbe im Kriege gegen seinen Bruder Al Emin geleistet. Letzterer hatte sogar in der Schlacht gegen Tahir das Leben verloren (813), ein Umstand, der dem Mamun zur Würde des Khalifen verhalf.

Unter Mamun erreichte die arabische Literatur und Gelehrsamkeit ihre höchste Blüte. Er ließ die Werke der griechischen Philosophen der alexandrinischen Schule ins Arabische übersetzen; die Mathematik fand ihre Anwendung auf die Erdmessung, die Astronomie sowie philologische und historische Studien wurden aufs Eifrigste gefördert. Ueberhaupt bekleidete Mamun die Würde des Khalifats mit Glück und Weisheit bis zu seinem natürlichen Tode (833), worauf sie an seinen noch übrigen Bruder Al Mutassim kam. Die Regierung dieses Letzteren, welche bis zum Jahr 842 dauerte und durch nichts ausgezeichnet ist, legte den Grund zu dem innern Verderben des Khalifats, indem er bei seiner persönlichen Schwäche den Thron durch eine fremde Söldnerschar, die ihm als Leibwache diente und aus 70,000 türkischen Sklaven, „Mamluken", bestanden haben soll, zu schützen suchte, aber schon bei seinen Lebzeiten die Erfahrung machen mußte, daß er dadurch dem Khalifat die Schlange an die Brust gelegt hatte, von deren Bissen schon so manches große Reich vergiftet worden war. — Wir werden im folgenden Zeitraume sehen, wie auch das morgenländische Khalifat dem Zerfalle nicht entging, welchem alle Staatsschöpfungen anheimfielen, die der Mohammedanismus bisher ins Leben gerufen hatte.



Die islamitische Kultur und ihre weitere Entwicklung.

Wir sind an dem Zeitpunkt angekommen, wo im Morgen- und Abendlande die islamitische Kultur ihren Höhepunkt erreicht hat, und wo durch Berührung von Morgen- und Abendland in dem Kulturzustand der Völker neue Wandlungen eintreten, theils aber auch in den orientalischen Reichen durch die Entartung der Herrscher und ihrer Völker rasche und erhebliche Rückschritte sich kenntlich machen.

Wir sahen den Islam mit einer verhältnißmäßig ungeheuren Raschheit von Arabien aus sich über Syrien, Kleinasien und den gesammten Orient ausbreiten. Er dringt nach Aegypten vor und es gelingt ihm, dort die uralte ägyptische Nationalität, deren kümmerliche Reste wir heutzutage nur noch in den Kasten vor uns haben, zu vernichten — ein Werk, welches bisher weder die Hyksos noch die Aethiopier, weder Griechen noch Römer zu vollbringen vermochten. Der Islam verbreitet sich über die gesammte Nordküste von Afrika, und die eingeborenen Berberstämme vermischen sich mit den sarazenischen Einwanderern; über die Meerenge von Gibraltar finden seine begeisterten Kämpfer ihren Weg, und in einer späteren Epoche werden wir sie auch nach Sizilien und Unteritalien ihre Eroberungszüge ausdehnen sehen.

Ueberall, wohin der Islam von seinen Bekennern getragen wird, entwickelt sich eine neue, die islamitische Kultur. In der Lebensweise jedoch, in Wissenschaft, Kunst, Literatur, ja selbst in dem, was Mohammed geschaffen, in seinen Religionslehren, geht im Laufe der Jahrhunderte eine gewisse Veränderung vor und der Islam streift seine ursprüngliche Einfachheit ab. Es verlohnt sich wol, den Ursachen dieser Erscheinungen nachzuforschen.

Einwirkung fremder Elemente. Wir haben oben schon ausgeführt, wie das, was Mohammed geschaffen, nicht gerade als ein völlig eigenartiges Werk zu betrachten ist, wie auch seiner Zeit und der damaligen arabischen Bildung ihr Antheil an seiner Schöpfung zukommt, und wie er eigentlich nur den geeigneten Ausdruck für die Empfindungen fand, welche zur Zeit seines Erscheinens sein Volk bewegten. Aehnliches gilt von der islamitischen Kultur. Auch sie ist zum Theil eine Folge fremder Einwirkung, und der Islam war eigentlich nicht der Schöpfer, sondern nur der Sammler der gesammten orientalischen Kultur. — Vielfach veränderte sich auch das Wesen des Islam durch den Einfluß christlicher Ideen. Namentlich zu Damaskus, wo eine bedeutende Schule der morgenländischen Kirche blühte, kamen die islamitischen Gelehrten mit den spitzfindigen, dialektisch geschulten Byzantiner Theologen in Berührung, und hier ergiebt sich die von Friedrich von Hellwald zuerst gewürdigte Thatsache, daß die islamitische Dogmatik nach dem Vorbilde der christlich-byzantinischen sich gliedert. Altpersische Vorstellungen

tauchen in den Bürgerkriegen zwischen Muawia und Ali auf; um Ali scharen sich Diejenigen, die in ihm den legitimen Nachfolger des Propheten verehren und auf ihn allmählich die Vorstellungen von der göttlichen Würde des Fürsten übertrugen.

Wie auf die Religion, so ging auch auf den Staat eine Menge persischer und byzantinischer Einrichtungen über: das Münzwesen, die Eintheilung der Provinzen, das Besteuerungssystem. Selbst die Bezeichnung für die Steuerämter, welche später auf alle Regierungsbezirke ausgedehnt wurde, das Dywân, ist aramäisch, und dieses Institut wurde von Omar seinen Zwecken dienstbar gemacht. Nicht nur dieses, selbst die arabische Grammatik wird für eine fremde Schöpfung angesehen. In Baßra, wo persisch die Volkssprache war, fand die Gründung der ersten Gelehrtenschule statt.

Noch mehr ist auf anderen Gebieten eine fremde Einwirkung ersichtlich. Die persische Ueppigkeit, vor welcher auch Omar gewarnt, verdrängte die arabische Einfachheit. Persische Prunkgewänder, der persische Rock mit den Hängeärmeln und die asiatischen Beinkleider treten an die Stelle der ursprünglichen einfachen arabischen Kleidung. Möbel und Zimmergeräthe fanden vielfach aus Persien ihren Weg in das neue islamitische Weltreich, und persische Künstler waren es, welchen Centralasien die Schöpfung seiner vorzüglichsten Baudenkmäler verdankt. So dürfen wir die arabische Kultur als eine Fortsetzung der Kultur des Alterthums, vermittelt durch Byzantiner und Perser, betrachten, in ähnlicher Weise wie die fränkische Bildung und Kunst eine Fortsetzung der römischen war.

Allein auf arabischen Boden verpflanzt, nahmen diese Bildungselemente eine üppige Entwicklung. Die Einwirkung eines im Aufblühen begriffenen jungen Staatswesens regte in der mannichfachsten Weise an, die fremdartigen Elemente verschwinden, und das eigentliche arabische Wesen kommt zur Geltung. Wie sich in der Jugendzeit des Islam die Kultur im Khalifenreiche entwickelte, haben wir bereits angedeutet, und es erübrigt uns nun noch ein Ueberblick über die Epoche, in welcher sich dieselbe auf ihrem Höhepunkte befindet.

Um jene Zeit erhoben sich zu Bagdad, Cordova und Sevilla die großartigsten Werke arabischer Baukunst. Musik und Gesang, die aus Griechenland und Persien ihren Weg an den Hof der Khalifen gefunden hatten, blühten, und was Auge und Ohr erfreuen und den Geist ermuntern konnte, fand ein Heim an dem Hofe der Khalifen. Es giebt beinahe keinen der Nachfolger des Propheten, dem die Zeitgenossen nicht nachrühmten, daß er großmüthig Dichter und Schriftsteller belohnt hätte.

Naturwissenschaften. In der höchsten Blüte standen die Naturwissenschaften; zu Bagdad und am Fuße des Kasium erhoben sich Sternwarten; in der Ebene von Sinai ward ein Grad der Ekliptik gemessen. Ptolemäus und Euklides werden von den Arabern studirt; die Rechenkunst macht Fortschritte unter ihnen, sie entlehnen aus Indien die arabischen Ziffern und verbessern die Rechenkunst mit unbenannten Zahlen, welche von ihnen den Namen „Algebra“ erhält. Berühmte Aerzte, Naturforscher und Alchemisten treten allerwärts in dem arabischen Volke auf, und nach dem Vorbilde der Araber gewöhnen sich die Naturforscher zum ersten Male wieder seit langer Zeit an eine nüchterne Beobachtung der Naturerscheinungen und vergessen die christliche Zwecklehre, welche bei jedem Vorgang in der Natur nur nach dem Zwecke fragte, den der Schöpfer damit verband.

Humboldt hebt besonders hervor, daß es vorzugsweise im Großen die Araber gewesen sind, welche das Experimentiren zuerst in die Naturwissenschaften einführten und damit eine im Alterthume noch ganz unbekannte Bahn betraten. Auch nur auf diesem Wege konnten sie die Schöpfer der Chemie werden. Aber nicht allein das Wesen der Stoffwelt, auch den Organismus des menschlichen Leibes suchten sie mit Hülfe der Zergliederungskunst (Anatomie) kennen zu lernen, wenngleich sie ihre Beobachtungen zumeist nur an Thierkörpern anstellten. Ebenso untersuchten sie die Wirkungen der Pflanzen auf Leben und Gesundheit.

Viele Schriften der Griechen, besonders des Aristoteles, sind den europäischen Völkern zuerst durch arabische Uebersetzungen bekannt geworden.

Handel und Verkehrsmittel. Die Erdkunde machte unter den Arabern größere Fortschritte als je zuvor. Ihr ausgedehnter Handelsverkehr zu Land und zur See vermittelte die Beziehungen zwischen dem äußersten Osten Asiens und dem äußersten Westen Europa's. Ums Jahr 700 gab es im Reiche der Khalifen bereits geregelte Postverbindungen, allerdings meist zur Beförderung der Regierungserlasse dienend. Mögen auch die Hauptstraßen, welche die arabischen Posten einschlugen, keine anderen gewesen sein, als die seit langen Jahrhunderten von Karawanen und Handelstransporten verfolgten, so lesen wir doch auch von sorgfältiger hergestellten und wohl unterhaltenen Straßen mit festem Fundament (Mauerung).



Arabische Postreiter.

Eine große Poststraße verband das gewerbfleißige **Bagdad**, den Mittelpunkt des Reiches, mit Arabien und den westlichen Provinzen. Im zehnten Jahrhundert fehlte es längs dieser Straße nicht an Herbergen, Meilenzeigern und Sicherheitswachen; in Mekka bestand ein Centralpostamt für Arabien. **Damaskus** wurde der bedeutendste Sitz des **Welthandels**; alle Schätze des großen Reichs vereinigten sich hier, und Werkstätten, welche prächtige Erzeugnisse des Kunsthandwerks lieferten, wurden errichtet. Nach Damaskus ergossen sich die Schätze Rußlands, Sibiriens und China's; seine Bazare bargen Hermeline, Zobel, Biber und kostbare Seidenstoffe, die Perlen und Edelsteine Indiens, die Elefantenzähne, Löwen- und Leopardenfelle und das Gold Afrika's; alle Länder und Klimate des Erdkreises lieferten ihre Erzeugnisse nach dem großen Handelsmittelpunkte des Orients.

Industrie. Aehnlicher Handelsverkehr hob Bagdad, Mekka, Kairo und Cordova, und eine blühende Industrie hatte in diesen Städten ihren Sitz. Der Orient machte damals Anstalt ein neues Leben zu beginnen — es schien fast, als wolle die Kultur zu ihrem ursprünglichen Ausgangspunkte zurückkehren. Buntwirkereien, Saffianfabriken und Teppichwebereien bestanden beinahe allerwärts im Arabischen Reiche, und in Europa verbreitete sich bald die Kunde von den unermeßlichen Reichthümern des Morgenlandes. Berühmt waren die Webereien Spaniens; allein in **Almeria** gab es gegen das zehnte Jahrhundert achthundert Werkstätten, welche ausschließlich seidene Binden und Kaftane verfertigten, abgesehen von zahlreichen anderen Gewerken. Seit dem zwölften Jahrhundert zählte man dort über tausend Arbeiter, welche reichdurchwirkte Brokate und Hodolgewänder lieferten.

Bagdad wurde durch Harun al Raschid zu hoher Blüte erhoben. Es war nicht nur der Sitz eines großartigen Handels und einer hochentwickelten Industrie; auch Bildung und feine Sitten, welche hier neben dem Reichthume zur Geltung kamen, machten Bagdad zur ersten Stadt der damaligen Welt. Zahlreiche berühmte Männer wohnten zu Bagdad, und hier war nächst Kufa auch der Sitz der arabischen Dichtkunst.

Poesie. „Allerdings", sagt Vincenti, „bekam die Dichtkunst mit den Abbasiden eine neue Richtung. Unter dem Einflusse der Religionsdifferenz und des prickelnden Witzes, womit die verlotterte Gesellschaft von Kufa brillirte, entwickelte sich eine in allen Farben schillernde Sentimentalität. Der geniale, allezeit schlagfertige, aber nicht skrupulöse Abu Nowâs, welchen man den arabischen „Heine" nennen könnte, war der Liederkönig der Zeit Harun's des Gerechten. Als Tagespoet der feinen verdorbenen Gesellschaft und als froher Weindichter der üppigen Weltstadt am Tigris leistete er das Unglaublichste. Abu Nowâs und sein Vorgänger Ibn Ajâs hatten zuerst gewagt, die unnatürliche Liebe zu besingen und selbst den Glauben zu verhöhnen. Sie feierten den Rausch der unerlaubten Poesie. Ihr Leben zerschmolz im Kuß und versank im Weinpokale. Wie „die Sterne der Nacht" kreisten die krystallenen Becher unter den Zechgenossen, deren weinschwere Häupter von Safranpomade dufteten.

Dieser gefährlichen Schule stand später, als Verkörperung des Volksgewissens gegen die Verderbniß der Vornehmen, der ernstbeschauliche, strenge Abul' atâhija gegenüber, der Geschirrhändler in Kufa gewesen war. Aber die Minnesänger und Hofrhapsoden behielten die Oberhand, seit ihnen mächtiger Schutz geworden von 'Olaja, der Halbschwester Harun's, welche selbst reizend zu improvisiren wußte.

Indeß war die Freiheit der edelgeborenen Frauen unter den Abbasiden arg beschränkt worden; die Weiber verschwanden hinter den Haremsgittern, Sklavinnen und Sängerinnen beherrschten das rechtgläubige Männerthum in Bagdad wie in Ghassan, in Kufa wie in Hira. Die Frauenhändler von Kufa lieferten prächtige, gelehrige Mädchen, von denen die zierliche Habâba und Salâma, „das Blauauge", berühmt geworden sind. Letztere, welche unter dem Khalifen Mansur in der Mode war, verschuldete eine Unzahl jammervoller Gedichte; sie übte so unwiderstehlichen Reiz mit ihrem Gesang und ihrer Liebe, daß sie einmal für einen Kuß eine Perle im Werthe von 80,000 Dirhem (Franken) erhielt. Der ihr dies Kleinod bot, war ein Bankierssohn. Je mehr der schwelgerische Luxus der persischen Großkönige bei den Abbasiden um sich griff, desto ungezügelter geberdete sich diese liebetolle Poetenwirthschaft. Man verfiel in die unglaublichste Manier. Wir übergehen die Namen dieses seichten Rhapsodenthums, an welchem sich die Khalifensöhne wacker betheiligten, um zur Ehrenrettung der Zeit die drei bedeutendsten Dichter der Abbasidenepoche im zehnten und elften Jahrhundert zu nennen; es sind dies: der höfisch-feine, allerdings oft überschätzte Mottenebbi, sodann Abu Firâs Hamdany, in dem sich noch einmal die alte stolze Zeit verkörperte, und der blinde Syrer Abul' Alâ Ma'ary, welcher als der letzte große Denker und Dichter der arabischen Kulturblüte bezeichnet werden kann. Die Epigonen liegen vergraben in der Nacht, in welche Hulagu, der Mongole, die Herrlichkeit der Abbasiden auf ewig getaucht."

Theologie. In der islamitischen Theologie erkennt man gleichfalls die Rückschritte, welche als eine Folge des Herrscherdespotismus das Herannahen des Zerfalls verkünden. Eine krasse Orthodoxie bricht sich Bahn und erhebt inmitten einer sittlich völlig zerfallenen, würdelosen und der früheren Zucht entwöhnten Gesellschaft ihr Haupt. Die Weltstadt Bagdad wird im Gegensatz zur Orthodoxie der Theologen zum Herd einer alle Schranken durchbrechenden Irreligiosität, wie sie in der Geschichte beinahe ohne Beispiel ist. Wie zur Zeit des sinkenden Roms ergaben sich die mit allen Genüssen übersättigten Bewohner der Residenz den scheußlichsten Lastern. Aber auch im übrigen Khalifenreiche wurden die religiösen Anschauungen immer lockerer. Unter den zahlreichen Sekten, welche allerorten entstanden, ist besonders eine unter dem Khalifen Mamun von Babek begründete schiitische

Sekte bemerkenswerth, die in Armenien, Adserbidjan und Chorasan ihr Wesen trieb und in ihrer Sittenlehre solch lockere und leichte Grundsätze aufstellte, daß ihre Anhänger den Beinamen der „Fröhlichen" (Churramijah) erhielten. Der Khalif suchte diese Sekte zu unterdrücken, allein Babek verbündete sich mit den Byzantinern, und es entspann sich ein langer Kampf, in welchem hunderttausende von Moslemin den fanatischen Sektirern zum Opfer fielen.



Lautenschlägerinnen und Sängerinnen vor dem Khalifen. Zeichnung von Hermann Vogel.

Eine andere Sekte, die **Batiniten** fröhnten einem noch leichtfertigeren Lebenswandel, indem sie durch bildliche Deutungen des Korans die Freiheit zur Ausübung ihrer Gelüste und Laster zu begründen wußten. — Dem persischen Luxus folgte die persische Sittenlosigkeit, und in den Nachkömmlingen der einstigen tapferen Kämpfer des Islam sehen wir bald ein entartetes Geschlecht.

Die Kriege des Islam mit Byzanz.

Von weittragender Bedeutung sind die mit der Regierung Muawia's beginnenden endlosen Kriege des Islam mit Byzanz, welche — ähnlich wie das Anstürmen der Germanen das römische Wesen im Abendlande begrub — die römisch-griechische Kultur im Morgenlande vernichteten und dem Südosten Europa's schließlich diejenige Gestalt gaben, welche er im Wesentlichen heute noch besitzt. Diese Kämpfe erfordern eine gesonderte Darstellung, weil sie, eingeflochten in die Geschichte der einzelnen Regenten, eine klare Uebersicht über die Entwicklung des Khalifenreichs erschweren würden, wenn wir auch des Zusammenhangs halber nicht unterlassen konnten, einzelner Episoden dieser Kriege an Ort und Stelle Erwähnung zu thun. Gerade in ihrer Gesammtheit betrachtet, sind sie es, welche uns am besten von der unwiderstehlichen Gewalt des Islam überzeugen.

Muawia war kaum Alleinherrscher im Khalifenreich geworden, dem bereits ein großer Theil Asiens und die Nordküste Afrika's unterworfen war, als er gegen das Byzantinische Reich die Waffen kehrte. Nur so lange er mit Ali um die Oberherrschaft kämpfte, hatte er die größte Nachgiebigkeit gegen dasselbe gezeigt. Der Griechenkaiser war damals mit dem armenischen Rebellen Sabor beschäftigt, und ungestraft konnten daher die Araber in Kleinasien einfallen und Städte und Dörfer verwüsten. Diese unter Constans II. begonnenen Raubzüge wurden unter seinem Nachfolger Constantin IV., mit dem Beinamen Pogonatus (der Bärtige), während dessen Regierung das Reich durch furchtbare innere Kämpfe geschwächt war, fortgesetzt. Auch zur See griffen die Mohammedaner das Byzantinische Reich an. Mehreremal setzten sie in der unmittelbaren Nähe von Konstantinopel Truppen ans Land, und vielleicht wäre damals schon die Hauptstadt des Ostens gefallen, wenn nicht das furchtbare griechische Feuer sie beschützt hätte (s. S. 218). Jene ersten Unternehmungen der Araber waren entschieden unglücklich, und die Armuth der arabischen Quellen über die Kämpfe dieser Periode ist, wie Schlosser scharfsinnig bemerkt, der beste Beweis hierfür. Weder Muawia, noch Jezid, sein Nachfolger, der bei Lebzeiten Muawia's an diesen Kämpfen sich betheiligte, sammelten Lorbern in den Kriegen mit Byzanz. Muawia schloß endlich 677 n. Chr. mit Constantin einen dreißigjährigen Frieden um den Preis eines jährlichen Tributs.

Unter den nächsten Nachfolgern Muawia's gefährdeten innere Parteikämpfe die Sicherheit des Khalifenreiches, so daß dieselben nicht daran denken konnten, den Krieg mit Byzanz zu erneuern. — Erst in den Jahren 692—693 entbrannte unter Abdalmalik der Kampf aufs Neue. Der Griechenkaiser Justinian II. hatte die Bulgaren und Slaven in Thrakien besiegt und erfreute sich einer ungewöhnlichen Machtfülle, während Aufstände die Regierung Abdalmalik's gefährdeten und dieser Anstrengungen machte, das gesammte Euphrat- und Tigristhal aufs Neue seinem Scepter zu unterwerfen. Justinian, in der Hoffnung dem Byzantinischen Reiche verlorenes Gebiet zurückzuerobern, kündigte damals den Frieden. Mohammed Ibn Merwan, der Bruder des Khalifen, schlug jedoch die Griechen bei Sebastopolis, und ebenso erlitten sie Niederlagen in Armenien. Im folgenden Jahre waren die Griechen siegreich und die Mohammedaner wurden aus Armenien verjagt. Endlich kam es zum Frieden, der aber bereits 695 von Justinian II. kurz vor seiner Entthronung wieder gebrochen wurde. Damals ließen die Araber die ersten Münzen prägen mit Inschriften, welche Sprüche aus dem Koran enthielten, und Justinian machte diese Neuerung zum Vorwand des Friedensbruchs. Die Kämpfe, deren Schauplatz vorzugsweise Armenien war, wütheten nun wieder jahrelang fort. Das Jahr 703 wurde von den Armeniern das „Jahr des Brandes" genannt von der Zerstörung ihrer Kirchen durch die Flammen. Entschieden siegreich war wieder Abdallah, der Sohn Abdalmalik's, der im Jahr 700 Erzerum eroberte und 703 Massissa einnahm. Unter Justinian's schwachen Nachfolgern wuchsen die Erfolge der Muselmanen und mit ihnen die Bedrängniß des Byzantinischen Reiches. Bis in den Kaukasus hinein ergossen sich die siegreichen Scharen der Moslemin.



Illustrirte Weltgeschichte III. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Uebergang der Araber über den Hellespont. Zeichnung von Hermann Vogel.

Immerhin waren aber die Kämpfe mit den Byzantinern damals nicht von derjenigen Tragweite, daß sie die Bedeutung einer eigentlichen Lebensfrage für die beiden Reiche erlangt hätten. Erst unter Walid's Nachfolger Suleiman nehmen sie in erster Linie unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es beginnt ein verzweifeltes Ringen um die Hauptstadt Konstantinopel, damals schon der Schlüssel des Morgen- und Abendlandes, wie Napoleon I. die Stadt einst bezeichnete. Suleiman führte den Krieg gegen die Byzantiner zu Land und zur See, und anfänglich war er durch die inneren Zerwürfnisse ihres Reiches bei seinem Unternehmen begünstigt. In Konstantinopel wüthete ein militärischer Aufruhr, und die byzantinische Flotte, anstatt die feindliche anzugreifen und zu zerstören, empörte sich (715) gegen ihren Admiral Johannes und den Kaiser Anastasius. Der Letztere wurde entthront und Theodosius (716) zum Kaiser ausgerufen, auf welchen im März 717 Leo der Isaurier folgte.

Niederlage der Muselmanen vor Konstantinopel. Unter all diesen Wirren war Meslama, des Khalifen Bruder, nach Kleinasien vorgedrungen, hatte Pergamus und andere Städte erobert und setzte nun bei Abydos über den Hellespont, um die zweite Belagerung von Konstantinopel (717) zu eröffnen, während die arabische Flotte den Hafen sperren sollte. Aber das Kriegsglück wich von den Mohammedanern. Wir haben schon gesehen, wie sie nach einjähriger vergeblicher Belagerung genöthigt wurden, dieselbe aufzuheben. So lange Theodosius noch den Thron innehatte, wurden die Araber von Leo durch listige Ueberredung zu dem Glauben gebracht, er begünstige sie, ja werde sogar das Reich mit ihnen theilen. Aber kaum fühlte er sich sicher auf dem Kaiserthrone, so warf er die Maske ab und betrieb den Krieg mit solcher Energie zu Land und zur See gegen die Moslemin, daß sie eine der furchtbarsten Niederlagen erlitten, welche ihre Geschichte aufzuweisen hat. Und was die Waffen verschont hatten, wurde von Hunger und Pest hinweggerafft, so daß nur ein kleiner Trümmerhaufen im kläglichsten Zustande sich nach dem Innern des Khalifenreichs zu retten vermochte (718).

Dieser Mißerfolg benahm den Muselmanen lange Zeit die Lust, aufs Neue den Kampf vor Byzanz zu versuchen. Lediglich in Kleinasien wurden zeitweise Kriege geführt, die jedoch mehr den Charakter von Fehden als den eigentlicher Kriege trugen, und welche für das Schicksal der beiden Reiche von keinem Belang waren. Die Ursache dieses Zustandes wurzelt ein den inneren Parteikämpfen, welche sowol das griechische wie das mohammedanische Reich erschütterten. Erst unter Mahdi, dem dritten Khalifen der Abbasiden, entbrennt der Kampf aufs Neue. Harun al Raschid, dessen zweiter Sohn, führte ein Heer an den Bosporus (782) und nöthigte der Kaiserin Irene einen schimpflichen Frieden ab, durch welchen sie sich zu einer jährlichen Tributzahlung von 70,000 Golddenaren verpflichten mußte.

Durch die Anmaßung des Kaisers Nicephorus brach, als Harun al Raschid zur Regierung gelangt war, der Krieg aufs Neue aus (s. S. 236). Harun führte denselben mit staunenswerther Energie. Er überfiel (802) Phrygien und nöthigte den mit inneren Unruhen beschäftigten Kaiser, welcher den Frieden zu voreilig gebrochen hatte, aufs Neue, seinen Tributpflichten nachzukommen. Im folgenden Jahre wurde der Kaiser abermals wortbrüchig, aber von Harun, der mitten im Winter mit einem großen Heere das Taurusgebirge überschritt, wiederholt zur Unterwerfung gezwungen. Der starrsinnige Kaiser suchte nun 804 das Joch abzuschütteln, allein die Araber blieben unter ihrem Feldherrn Djabril Ibn Jahja in einer mörderischen Schlacht in Phrygien, in welcher 40,000 Griechen das Schlachtfeld bedeckten, aufs Neue Sieger. Aber alle diese Unfälle vermochten den Stolz des Kaisers nicht zu beugen. 806 unternahm er neue Feindseligkeiten gegen Harun, der nun ergrimmt, mit einem Heere von 140,000 Mann über den Euphrat vorrückte, Alles verheerend und Alles niederwerfend, was sich ihm entgegenstellte. Ebenso siegreich war auch die arabische Flotte vorgedrungen. Jetzt erst unterwarf sich Nicephorus und nahm einen schimpflichen Frieden an.

Eroberung der Insel Kreta (Kandia). Wenige Jahre später fiel Kreta den Moslemin in die Hände. In Cordova war aus religiösen Beweggründen gegen den Omejjaden Hakam eine Empörung ausgebrochen, die nach heftigem Kampfe unterdrückt wurde. Die Aufrührer mußten (815) die Flucht ergreifen; sie verschafften sich Schiffe und unternahmen Raubzüge im Mittelmeer. Anfangs versuchten sie in Aegypten eine unabhängige Herrschaft zu gründen, wurden aber von dem Feldherrn Abdallah Ibn Tahir dermaßen in die Enge getrieben, daß sie sich entschließen mußten, Aegypten zu verlassen. Sie hatten schon bei früheren Gelegenheiten die ergiebige Insel Kreta heimgesucht, und ihr Führer Abu Kaob beschloß nun, seine Schiffe dorthin zu lenken (825) und das reiche, fruchtbare Land zu erobern. Nachdem sie gelandet und einst der große Haufe auf einem Streifzuge sich befand, ließ Abu Kaob durch seine Getreuen die Schiffe in Brand stecken. Als die Araber zurückkehrten, klagten sie ihren Führer des Verraths an. Doch dieser, auf das reiche Land deutend, antwortete: „Hier ist euer wahres Vaterland!" „Und unsere Weiber, unsere Kinder?" erwiederten sie. „Eure schönen Gefangenen werden die Stelle eurer Frauen einnehmen und euch mit frischer Nachkommenschaft beschenken." — So wurde Kreta, das nach der Kolonie Kandax, welche die Araber im östlichen Theile der Insel angelegt hatten, mit der Zeit den Namen Kandia erhielt, dem Scepter der Moslemin unterworfen. Diese Eroberung Kreta's erfolgte unter der Regierung Kaiser Michael des Stammlers.

Kriege unter Al Mutassim. Unter dem Nachfolger dieses Kaisers, Theophilus (837), der entschlossen war, die Moslemin wieder in die ehemaligen Schranken zurückzuweisen und die Schmach, welche seinen Vorgängern von Seiten der Khalifen zugefügt worden war, zu rächen, entbrannten die Kämpfe aufs Neue. Auf dem Throne der Khalifen saß damals Al Mutassim. Theophilus betrieb den Krieg mit großer Energie gegen die Sarazenen; er unternahm gegen sie fünf große, meist glückliche Feldzüge. Sein furchtbarer Bundesgenosse war Babek (siehe S. 243), der, seit zwanzig Jahren an der Spitze einer Empörung stehend, allerwärts den Heeren des Khalifen Schrecken einflößte. Im Oktober 837 wurde Babek nach der Eroberung von Damaskus durch das Heer des Khalifen in den armenischen Gebirgen gefangen genommen. Auf Befehl Mutassim's brachte man ihn nach Samira; auf einem Elefanten wurde er in der Stadt herumgeführt, dann verstümmelt und enthauptet. Die Zahl der von Babek während seines Aufstandes getödteten Muselmanen wird auf 255,000 Mann angegeben, darunter sechs höhere Befehlshaber. Andere Aufstände unter Abbas, dem Neffen des Khalifen, und nach dessen Unterdrückung unter Maziar im fernen Tabaristan, sowie durch die Aliden heraufbeschworenen Unruhen lähmten zur Zeit, als Theophilus den Kampf gegen die Sarazenen unternahm, die Macht der Khalifen. Diese Umstände erleichterten Theophilus das Vordringen, ohne daß Mutassim, der seine besten Truppen gegen die Aufrührer im Felde hatte, so wie er es wünschte, die Griechen bekämpfen konnte. Endlich, im Frühjahr 838, brach er mit einem 250,000 Mann starken Heere nach Kleinasien auf. Es galt ihm namentlich, sich in den Besitz der Stadt Armorium zu setzen, welcher als Stammsitz des kaiserlichen Hauses eine große Wichtigkeit beigelegt wurde. In einer furchtbaren Schlacht wurden die Griechen geschlagen, und nach einer Belagerung von fünfundfünfzig Tagen wurde auch Armorium erobert. Mutassim, der in diesem Kriegszuge an 70,000 Streiter eingebüßt hatte, ließ zur Sühne 30,000 Christen niedermetzeln. Infolge dieser furchtbaren Kämpfe machte sich eine beiderseitige Erschöpfung geltend, so daß, wenn auch kein förmlicher Friede zu Stande kam, sich doch der Krieg in der Folge nur auf kleinere Fehden und Reibereien zwischen den Grenzbewohnern beschränkte.

Im zehnten Jahrhundert, als der Khalifenstaat in Verfall gerieth und kraftvollere Herrscher an der Spitze des Byzantinischen Reiches standen, erneuerten die Letzteren den Kampf mit den Sarazenen, und damals gelang es ihnen, auch diesen den Besitz von Kreta wieder abzuringen.



Hof und Minaret der Moschee Ibn-Tulun in Kairo.

Niedergang des Islam.

Zerfall des Abbasiden-Khalifats in Bagdad.

Mit der Dynastie der Abbasiden beginnt bereits der Zerfall des Islam. Keiner der Herrscher aus diesem Geschlecht war jenen großen Staatsmännern und Heerführern aus dem Hause Omejja, noch weit weniger aber jenen ersten Khalifen: einem Abu Bekr, einem Omar ebenbürtig. Selbst der größte der Khalifen vom Stamme Abbas, der von den Dichtern so mannichfach verherrlichte Harun al Raschid, vermag vor einer wahrheitsliebenden Geschichtsforschung seine Größe nicht zu behaupten, und rasch sank auch sein Werk in sich zusammen.

Wie unter seinem Nachfolger Al Mutassim die Epoche des Verfalles sich ganz besonders zu erkennen giebt, haben wir schon mehrfach hervorgehoben. Es möge hier als Kuriosum nachgetragen werden, daß diesem Letzteren der merkwürdige Beiname der „Achter" zutheil wurde, weil er der achte Khalif und Sprößling aus dem Hause Abbas war, acht Jahre und acht Monate regiert hatte, acht Söhne und acht Töchter zurückließ, acht Feldzüge unternommen und endlich in seinem Schatze acht Millionen Denare hinterlassen hatte.

Auf Al Mutassim folgte (842) sein Sohn Al Wathik, unter dessen unkluger Regierung das Reich eine Beute ununterbrochener Empörungen wurde. Er starb bereits am 10. August 847 infolge seiner Ausschweifungen.

Nach seinem Tode wurde Djafar, der sechsundzwanzigjährige Sohn des Al Mutassim durch die türkische Leibwache zum Khalifen erhoben. Er erhielt den Beinamen Al Mutawakkil (der auf Gott Vertrauende), unter welchem Zunamen er dann auch regierte. Seitdem führten die Khalifen meist nicht ihren Familiennamen, sondern Ehrennamen, die fast nie durch das Leben der Betreffenden gerechtfertigt waren. Auch Al Mutawakkil

war ein verruchter, tyrannischer Regent, der namentlich alle Nichtmohammedaner mit maßlosem Fanatismus verfolgte. Er zog sich den Haß der Türken, Schiiten, Juden und Christen zu. Aber selbst die Mohammedaner, sofern sie die Ewigkeit und Unfehlbarkeit des Korans oder die Heiligkeit der Sunnah bezweifelten, oder sich als Anhänger und Vertheidiger Ali's bezeigten, waren den grausamsten Verfolgungen ausgesetzt. Martern und Foltern der entsetzlichsten Art wurden gegen Andersdenkende angewendet; so mußte der Vezier Ibn Azzejjat sein Leben unter den schrecklichsten Qualen in einem engen Behälter enden, aus dessen Wandungen spitzige Nägel hervorstachen. Dazu kamen noch infolge der maßlosen Verschwendung Al Mutawakkil's unerträgliche Steuern und Erpressungen, die das Volk drückten und zur Verzweiflung brachten. Aufstände loderten infolge dessen allerwärts empor, in Adserbidjan, im nördlichen Syrien, in der Provinz Sedjestan, in Oberägypten, in Armenien, in den Ländern am Kaukasus erhoben sich kühne Empörer; in Aegypten wurden die Städte an der Meeresküste und den Nilmündungen von den Byzantinern überfallen, so daß das ganze Reich seiner Auflösung entgegenzugehen schien. Nur mit Mühe und nach langen hartnäckigen Kämpfen konnten die Aufstände in Armenien und im Kaukasusgebiete erfolgreich unterdrückt werden. — Al Mutawakkil's Mißwirthschaft wurde durch eine Verschwörung ein Ende gemacht; in der Nacht vom 9. auf den 10. Dezember 861 wurde er bei einem schwelgerischen Gelage ermordet und in Stücke gehauen. — Der tyrannische, wüste Al Mutawakkil hat übrigens mit allen Khalifen seiner Dynastie die Vorliebe für die Gelehrten, Schriftsteller, Dichter und Sänger gemein, und manche Handlung der Großmuth hat die Geschichte von ihm aufbewahrt. Abu Lihasan Alastkarij, ein Dichter, war bei dem Khalifen angeklagt, allerlei Waffen in seinem Hause zu sammeln und nach der Herrschaft zu trachten. Er ward Nachts plötzlich vor den Khalifen geführt und während seiner Abwesenheit sein Haus untersucht. Da man aber nichts Strafbares bei ihm fand, bot ihm der Khalif Wein an und forderte ihn auf, einige Verse vorzutragen. Der Dichter schlug den Wein aus, trug aber einige Verse vor, in welchen er unerschrocken dem prunksüchtigen Tyrannen die Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes schilderte. Dessen ungeachtet entließ ihn der Khalif in Gnaden, ja bezahlte sogar die Schulden des Dichters.

Nach Al Mutawakkil's Tod wurde dessen Sohn Muntassir auf den Thron erhoben. Mit ihm begann der völlige Zerfall des von Sekten und Parteien zerrissenen Reiches. Die höhere Gesellschaft war durch wüste Laster entsittlicht, und wie zur Zeit des römischen Prätorianerregiments, das den unaufhaltbaren Niedergang des Kaiserstaates kennzeichnete, war der Oberbefehlshaber der Leibwache Derjenige, welcher die Herrscher ernannte und absetzte. — Al Mutawakkil's Ende war schon Zeugniß dafür, wie sehr das Ansehen der Nachfolger des Propheten gesunken und wie sie lediglich Geschöpfe ihrer Umgebung waren. Sein Sohn und Nachfolger Muntassir hatte selbst an der Verschwörung Theil genommen, welche dem Vater ein blutiges Ende bereitete. Muntassir starb sechs Monate nach dem Mord am 6. Juni 862, nach den Einen von Reue über die That gefoltert, nach Anderen an Vergiftung. Auf Muntassir folgte Ahmed, ein Enkel des Khalifen Al Mutassim, der den Beinamen Al Mustain, „der bei Gott Hülfe Suchende", annahm (862—866). Unter ihm war bereits die Khalifenmacht vielfach zersplittert. Neben den unabhängigen Tahiriden in Chorasan hatte sich in Tabaristan der Alide Hasan Ibn Zeid eine selbständige Stellung geschaffen, und die türkischen Großen, welche über Heer und Provinzen nach Willkür schalteten, waren schließlich aus Neid und Habgier selbst uneinig unter einander geworden, ja führten sogar unter einander blutige Fehden. Eine der Parteien ging so weit, in Samira Al Mutaz, den Sohn Mutawakkil's, zum Khalifen auszurufen, während Al Mustain noch den Thron in Bagdad innehatte. Die Anhänger beider Khalifen bekämpften sich nun mit wechselndem Glücke über ein Jahr, bis Al Mustain endlich am 4. Januar 866 dem Thron entsagte. — Unter dem nunmehr zur Alleinherrschaft gelangten Al Mutaz (866—869), einem Wüstling und schrecklichen Tyrannen, begann die Macht des Reiches noch rascher zu sinken.



Rückkehr der Mekkapilger-Karawane. Zeichnung von W Claudius.

In vielen Provinzen suchten sich die Statthalter unabhängig zu machen, auf diese Weise das Reich einer förmlichen Zerstückelung entgegenführend. Die Rebellenführer erhoben ihre Häupter kühner denn je, und unter der Habgier und den Erpressungen der Gewalthaber drohte dem allgemeinen Wohlstande ein empfindlicher Rückgang. Al Mutaz wurde von seiner Leibwache, welcher er den Sold nicht mehr zu bezahlen vermochte, in einen unterirdischen Kerker gesperrt, wo er, ohne Speise und Trank gelassen, nach drei Tagen verschmachtete. Er war kaum vierundzwanzig Jahre alt.

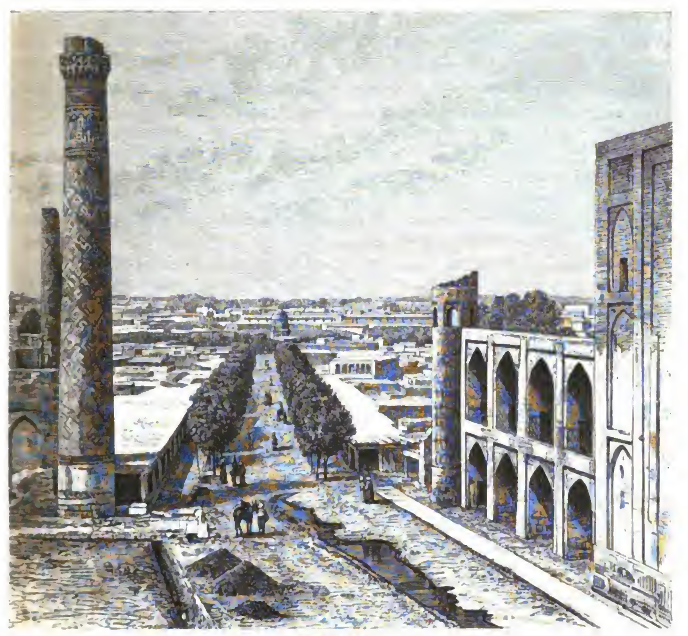
Auch sein Nachfolger Muhtadi (869—870), ein tugendhafter Fürst, wurde durch die türkische Leibwache entthront und ermordet.

Nach dem Tode Muhtadi's bestieg Ahmed Al Mutamid (870—892) den Thron. Auch er starb keines natürlichen Todes; Einige wenigstens behaupten, ein zerstörendes Gift habe seinem Leben ein Ende gemacht. Seiner Regierung stellen übrigens die Geschichtschreiber das Zeugniß aus, daß sie eine bessere war, und daß er es verstand, der Khalifenwürde wieder einiges Ansehen zu verleihen. Dies ist aber zu einem großen Theile auf Rechnung seines Bruders Abu Ahmed Talha, mit dem Beinamen „Almuwaffak Billahi" (der von Gott auf den rechten Weg Geführte), zu setzen, welcher mit energischer Hand die Rebellen niederhielt und das Land vor einer gänzlichen Zersetzung bewahrte.

Die Tuluniden. In Aegypten war durch Ahmed Ibn Tulun (starb 888) eine neue Herrschaft gegründet worden. Die Tuluniden nahmen etwa die Stellung von Vizekönigen ein, welche, ohne sich von dem Khalifen völlig loszusagen, die Länder Aegyptens selbständig regierten, die Einkünfte des Landes ohne Theilung mit dem Khalifen allein verwendeten und ihr Gebiet selbst durch Eroberungen vergrößerten. Diese Herrscher verwalteten Aegypten mit solchem Geschick, daß es sich einer größeren Blüte als je zuvor unter den Khalifen erfreute. Sie wußten ihre Unabhängigkeit unter Mutamid und seinem Nachfolger Mutadhid zu behaupten; erst unter Mutadhid's Nachfolger Muktafi gelang es dessen energischem Feldherrn Mohammed Ibn Suleiman, als der schwache Tulunide Harun Aegypten regierte, die Herrschaft der Tuluniden (904) zu stürzen. Alles, was diese klugen Herrscher in einer langen Reihe von Jahren Großes und Schönes geschaffen, fiel innerhalb weniger Monate einer barbarischen Zerstörung anheim.

Die Saffariden. Aehnliche Vorgänge spielten sich zu derselben Zeit in anderen Theilen des Reiches ab. In Khorasan hatte Jakub Ibn Leith, ursprünglich ein Schmied (Saffar), sich zum Befehlshaber emporgeschwungen und schließlich die Tahiriden (873) gestürzt. Er begründete die Herrschaft der Saffariden. Erobernd war er bis Irak vorgedrungen, als ihn Muwaffak 876 bei Dur Alakul, unweit Bagdad, besiegte und zur Rückkehr nöthigte. Dennoch behauptete sich Jakub in den Ländern des Ostens bis zu seinem Tode. Gesandte des Khalifen, welche mit Friedensanträgen vor ihm erschienen, fanden ihn auf dem Krankenbette. Auf ein entblößtes Schwert, eine Rinde Schwarzbrot und ein Bund Zwiebeln neben ihm deutend, antwortete er ihnen: „Meldet eurem Gebieter, ich sei krank; sterbe ich, so hat er Ruhe vor mir; genese ich, so kann nur dieses Schwert zwischen uns entscheiden; ich werde dann entweder Rache nehmen, oder wieder zu der geringen Kost meiner Jugend, zu Brot und Zwiebeln, zurückkehren." Unter seinem Bruder und Nachfolger Amru wurde Khorasan wieder als Statthalterschaft durch den Khalifen Mutadhid an Mohammed Ibn Tahir, aus dem Stamme der Tahiriden verliehen. Die Saffariden behielten Sedjestan und Kerman. Amru gerieth endlich unter dem Khalifen Mutadhid (901) in Gefangenschaft. Dessen Nachfolger Muktafi ließ ihn ermorden. Unter dem Khalifen Muktadir fanden die Saffariden ihren völligen Untergang.

Ein besonderes Ansehen erwarb sich in dieser Zeit des Zerfalls das Khalifat von Khokand und gerade in jener Periode, wo die übrige mohammedanische Welt so wenig Erfreuliches bietet, scheint es angemessen, diesem aufstrebenden Khalifat einen besondern Abschnitt zu widmen.



Samarkand.

Das Khalifat von Khokand.

Im Jahre 93 der Hidjrah, unter Walid, hatte der islamitische Feldherr Kuteibe Khokand angegriffen. Im Jahre 96 (718 n. Chr.) war dasselbe völlig erobert und bereits im selben Jahre war auch Buchara und ganz Turkestan zu einem bloßen Bestandtheile der Provinz Khorasan herabgesunken. Buchara und Samarkand behielten zwar noch eine Zeit lang ihre eigenen Emire, aber dieselben befanden sich den Statthaltern der Khalifen gegenüber in einer so abhängigen Stellung, daß von einer Selbständigkeit nicht mehr die Rede sein konnte. Die Statthalter von Khorasan wußten, wie mehrere der Statthalter der entfernteren Provinzen des Khalifenreiches, eine gewisse Unabhängigkeit zu erlangen, und die Khalifenmacht erwies sich auch hier den mannichfachen inneren Unruhen gegenüber häufig nicht als zureichend.

Unter Harun al Raschid regierte in Khorasan der tyrannische Statthalter Ali Ibn Isa, der den Bewohnern vielfachen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Vergebens erhoben die gedrückten Unterthanen bei dem habsüchtigen Khalifen, den Ali durch seine Reichthümer bestochen hatte, Beschwerde gegen denselben. Damals brach unter Rafi Ibn Leith ein Aufstand aus, der sich bald über mehrere Provinzen des Ostens ausdehnte. Die Macht des Khalifen erwies sich als zu schwach, die Empörung zu unterdrücken, und er war genöthigt, sich an die Samaniden zu wenden, eine lange dem Zoroaster-Kultus treu gebliebene vornehme Familie aus Belch, welche ihre Herkunft von dem persischen Herrscher-

Geschlecht der Sassaniden herleitete, aber bereits seit Saman zum Islam übergetreten war. Die Nachkommen Saman's hingen mit unerschütterlicher Treue dem neuen Glauben an. Der Khalif Mamun empfahl die Enkel Saman's dem Statthalter von Khorasan als Männer, „die von hoher Abkunft seien und mit den höchsten Aemtern bekleidet werden könnten.“ Die Samaniden hatten in dem Kriege gegen Rafi Ibn Leith dem Khalifen so energisch zur Seite gestanden, daß die Aufrührer bald zum Frieden gezwungen wurden. Mamun erwies sich dankbar, indem er die fünf Enkel Saman's und zwar Nuh mit Samarkand, Ahmed mit Fergana, Jahja mit Taschkend und Osehruschua und Ilias mit Herat belehnte.

Auch die folgenden Khalifen bewiesen der sich emporhebenden Familie ihre Gunst, und durch die segensreiche Herrschaft derselben gelang es, in den Ländern jenseit des Oxus eine völlig gesetzliche Ordnung herzustellen.

Im Jahr 259 (881 n. Chr.), als Husein Ibn Tahir plündernd in Buchara einfiel, wendeten sich die Vornehmen an Nasr, den Samaniden zu Samarkand, der hierauf seinen Bruder Ismail nach Buchara sandte, um die Ordnung wieder herzustellen. Buchara unterwarf sich, und als Stellvertreter Nasr's hielt Ismail seinen Einzug in der festlich geschmückten Stadt. In demselben Jahr erhielt Nasr das Investiturdiplom zugestellt, in welchem es hieß, daß ihm sämmtliche Ländereien vom Ufer des Oxus bis zum fernsten Osten übergeben seien.

Nach dem Tode Nasr's (893) übernahm Ismail die Alleinherrschaft über ganz Transoxanien und Khorasan. Dem Sohne Nasr's vertraute er die Regierung Samarkands an, er selbst aber wählte Buchara zur Residenz. Das Khalifat war, wie wir bereits ausführten, zu jener Zeit schon sehr schwach, und mehr und mehr wuchs das Ansehen der die damaligen inneren Kämpfe im Khalifenreich siegreich bestehenden Samaniden, von denen namentlich Ismail durch Tapferkeit wie durch Großmuth die Gegner sich unterwarf. Auch die räuberisch vordringenden Türken bändigte Ismail. Es gelang ihm, Buchara zum Sitz eines mächtigen Reiches, zum politischen Mittelpunkt des gesammten Mittelasiens zu machen. Während in dem eigentlichen Khalifenreich, vornehmlich in Bagdad, ein rascher Rückgang sich vollzog, entfaltete sich in Buchara ein mächtiges geistiges Streben; Buchara gedieh zu einem Sitz der Wissenschaften und erhielt den Namen das „edle und fromme Buchara“. Während in Bagdad der Islam in Zerfall gerieth, erlangte Buchara unter dem großen Samaniden den Ruf der Heiligkeit. Er selbst war ein streng gottesfürchtiger Fürst, der die Gelehrten in seinen Schutz nahm und fürstlich belohnte. Durch ihn sammelte sich die gesammte Intelligenz des Islam in Buchara, und für Mittelasien brach damals eine staunenerregende, freilich nicht allzulange andauernde Kulturepoche an. Ismail baute Kanäle und Straßen, die Seidenindustrie blühte unter ihm auf und Buchara schwang sich zu nie gesehenem Glanze und auch nicht wieder erlebtem Reichthum empor.

Leider waren die Nachfolger des großen Emir Ismail, wie ihn die orientalischen Geschichtschreiber zum Zeichen seiner — allerdings nur scheinbaren — Unabhängigkeit von Bagdad nennen, seiner nicht würdig. Sie waren mit geringer Ausnahme nur hülflose Puppen in den Händen ihrer Beamten, und so kam es, daß auch hier, wie am Sitze der Khalifen zu Bagdad, die Türken die Herrschaft bald an sich rissen. Es verlohnt sich daher nicht, die Geschichte dieses Hauses weiter zu verfolgen; nur in Rücksicht auf die Kulturepoche, welche unter Ismail anbrach und nach ihm noch geraume Zeit fortdauerte, haben wir hier auf Buchara einen Blick geworfen und verweisen Diejenigen, welche ein näheres Interesse an dem Gegenstand nehmen, auf H. Vambery's Werk: „Geschichte Buchara's“, Stuttgart 1872.



Moschee Ahmed-Khiaga und Marktplatz in Bagdad.

Ende des morgenländischen Khalifats.

Während die angeseheneren Familien, die in den verschiedenen Khalifaten zur Herrschaft gelangten, die Tuluniden, Saffariden und Samaniden, immer noch wenigstens scheinbar die Oberherrschaft der Khalifen anerkannten, trachteten zahlreiche Empörer nach einem gänzlichen Umsturz der Dynastie. Neue Propheten tauchten auf, und namentlich war Ali Ibn Mohammed, gewöhnlich, Alchabith, „der Verworfene" genannt, vierzehn Jahre lang der Schrecken der Khalifen. Er hatte zahlreiche Heerhaufen, meistens aus Sklaven, zusammengebracht, denen er sich durch allerlei falsche Vorspiegelungen als Prophet darstellte, der ihnen die im Koran verheißene Freiheit erringen werde. Er eroberte alles Gebiet am untern Euphrat, alles Land mit Brand, Raub und Verwüstung erfüllend. Erst nachdem Muwaffak, der Bruder des Khalifen Al Mutamid, sämmtliche Streitkräfte gegen ihn vereinigt und seine stark befestigte Hauptstadt Muchtarah am untern Euphrat nach einer langwierigen Belagerung zum Falle gebracht hatte, wurde seinen Verheerungen ein Ende gemacht. Alchabith kam auf der Flucht um.

Religiöse Sekten erhoben sich, deren wahnsinniger Fanatismus neue Kämpfe hervorrief, und insbesondere war es die mystische Sekte der Karmaten, die, wie einst Mohammed, mit Feuer und Schwert für ihre Lehre Propaganda machten. Sie untergruben die Herrschaft der Abbasiden, gleichwie Letztere das Regiment der Omejjaden unterwühlt hatten.

Die Karmaten. Obgleich der Koran, dieses Buch der Offenbarung, von seinem Verfasser als das vollendete Wort Gottes hingestellt worden war, fehlte es doch nicht an Muselmanen, welche der sichern Hoffnung lebten, daß Allah dereinst ein noch vollendeteres Gesetz offenbaren, daß also ein noch größerer Prophet, als Mohammed war, erscheinen werde. Als ein solcher Prophet, so zu sagen als der von vielen Gläubigen erwartete

Messias, trat 891 plötzlich in der Gegend von Kufa ein „Berufener“, Hamdan Ibn Aschath mit dem Beinamen „Karmat“, auf, welcher erklärte: daß er infolge göttlicher Offenbarung als Führer der Moslemin, als Wort und Zeuge Gottes, als heiliger Geist, als Engel Gabriel ꝛc. zu verehren sei. — Eine solche von so vielen Religionsstiftern mit Erfolg geübte Täuschung verfehlte auch bei Karmat ihre beabsichtigte Wirkung nicht. Hierzu kam der vernunftgemäßere Grundzug seiner Lehre, welche die Aussprüche des Koran nicht wörtlich, sondern figürlich aufzufassen gebot und das so lästige Ceremonialgesetz verwarf. Endlich gesellte sich dazu noch die politische Opposition gegen die Rechtmäßigkeit der theils verhaßten, theils verachteten abbasidischen Dynastie und gegen die Höhe der Abgaben, welche Karmat auf die Hälfte herabgesetzt wissen wollte: genug, die Lehre Karmat's hatte einen so überraschenden Erfolg, wie keine andere seit Mohammed's Auftreten sich errang. — Nach Karmat stellte sich Husein Ibn Zakarujah an die Spitze der fanatischen Sektirer. Er zog plündernd und verwüstend durch Syrien bis er 903 in einer mörderischen Schlacht bei Hama besiegt und gefangen wurde. Er sowie zahlreiche Karmaten fanden unter furchtbaren Qualen und Verstümmelungen in Bagdad ein blutiges Ende. Aber die in Arabien, Irak und Syrien zerstreuten Sektirer unternahmen einen fürchterlichen Rachekrieg, indem sie die Karawanen plünderten, die Strenggläubigen auf den Wallfahrten nach Mekka ermordeten und unter dem Rufe „Rache für Husein“ die unmenschlichsten Greuel begingen. Bald erlangten sie in Abu Said und noch mehr in seinem kühnen und energischen Sohne Abu Tahir Suleiman neue Führer, deren Fanatismus den der Untergebenen wol noch übertraf. Die Zahl der Karmaten war dermaßen gewachsen, daß Abu Tahir ein Heer von über 100,000 Streitern ins Feld zu führen vermochte. Von Bahrein aus drangen sie in Irak ein, eroberten und plünderten zahlreiche Städte (923—925), unter anderen Baßra, Kufa, Wasit, Anbar, und machten selbst den Khalifen „hinter den Vorhängen seines Palastes“ in Bagdad zittern.

Von der durch ihren Fanatismus gesteigerten Todesverachtung überliefert uns die Geschichte bei dieser Gelegenheit folgendes interessante Beispiel.

Bei einem kühnen Streifzuge in den Gegenden des Tigris (927) drang Abu Tahir mit 500 Reitern in die Nähe von Bagdad auf das jenseitige Ufer des Flusses. Auf Befehl des Khalifen Al Muktadir wurden schnell alle Zugänge verrammelt und alle Brücken abgebrochen, so daß Abu Tahir mit seiner kleinen Schar entweder siegen oder untergehen mußte. Um ihn zu einem friedlichen Abzuge zu bewegen, machte ihn ein Feldherr des Khalifen auf diese Wahl aufmerksam, indem er hoffte, ihn dadurch zu schrecken. Allein der unerschrockene Karmaten-Häuptling antwortete stolz und keck: „Dein Gebieter steht an der Spitze von 30,000 Kriegern; aber unter allen diesen sind nicht drei Männer wie diese zu finden!“ Dabei deutete er ohne Auswahl auf drei seiner Gefährten, indem er dem einen befahl, sich den Dolch in die Brust zu stoßen, dem andern, in den Tigris zu springen, und dem dritten, sich in einen Abgrund zu stürzen. Und vor den Augen des erstaunten Feldherrn führten alle Drei ohne ein Wort der Widerrede den erhaltenen Befehl aus. — „Berichte nun“, fuhr Abu Tahir hierauf mit stolzer Geberde fort, „deinem Gebieter, was du gesehen hast, und sage ihm, daß du selbst noch vor Abend unter meinen Hunden an der Kette liegen wirst.“ — Der Erfolg bestätigte das prahlerische Wort; denn noch vor Abend waren das Lager und die Person des Feldherrn in den Händen des kühnen Feindes.

Wer in den eroberten Ländern den neuen Kultus nicht annahm, wurde niedergemetzelt, so daß überall, wo die Karmaten hausten, ihre Lehre herrschte. Was die nicht eroberten Länder Afrika, Syrien, Kleinasien ꝛc. betraf, so suchten die Karmaten dort den Mohammedanismus dadurch zu beschränken, daß sie die Wallfahrten nach Mekka hinderten, indem sie alle Pilger, die dieses frommen Weges zogen, ausplünderten und in der Wüste verschmachten ließen, auf welche Weise bei einer solchen Wüstenfahrt 20,000 Muselmanen

den Tod gefunden haben sollen. Im Jahre 930 griff Abu Tahir sogar die heilige Stadt Mekka an, in welcher die Karmaten die unerhörtesten Frevelthaten begingen. Der heilige Tempel wurde verwüstet und beraubt, der Schleier der Kaaba zerrissen und das kostbarste Denkmal der Nation, der schwarze Stein, mit ruchloser Hand nach Hadjar, der Hauptstadt der Karmaten, entführt, von wo er erst nach mehreren Jahren wieder zurückgebracht wurde. Aber ein finsteres Verhängniß schwebte über der furchtbaren Sekte und fiel auf dieselbe nieder, als Abu Tahir aus dem Leben schied. Der Fanatismus der Karmaten verrauchte; religiöse Spaltungen stellten sich unter ihnen ein, und indem auf diese Weise die Hauptbedingungen ihrer Existenz, Fanatismus und Einheit, gelähmt wurden, sahen sie sich endlich ohne Macht, zerstreut und unterdrückt.

Während so das Khalifat durch die Karmaten in seinen Grundfesten erschüttert worden war, nahmen die Losreißungen seiner Provinzen ihren beständigen Fortgang. Im J. 900 bemächtigten sich einige Mitglieder des Stammes Hamdan der Stadt Mossul und gründeten so die Dynastie der Hamdaniden, welche ganz Mesopotamien unter ihr Scepter brachte. — Zu gleicher Zeit (908) nahm der Fatimide Obeïd Allah Mohammed (angeblicher, vielleicht auch wirklicher Abkömmling Fatima's und Ali's) die mittlere Nordküste Afrika's in Besitz, erbaute die prächtige Stadt Mahajah, gründete die Dynastie der Fatimiden und unterwarf alles Land umher seinem Gebote, so daß sich ihm sogar die in Fez herrschenden Edrisiten beugten und diese Hauptstadt überliefern mußten.

Die tödlichste Wunde für das Khalifat war aber der Verlust Persiens, wo Ali, Hassan und Ahmed, die drei Söhne eines deilemitischen Häuptlings, Namens Bujeh Ibn Shetsa, durch Aufruhr und glückliche Kriege sich (934) zu unumschränkten Herrschern des Landes aufwarfen und die mächtige Dynastie der Bujiden stifteten, welche meist in drei Linien, zu Schiras, Isspahan und Kerman, regierte.

So viele Stöße auf die äußere Macht des Khalifats mußten das Ansehen desselben selbst unter seinen eifrigsten Anhängern vernichten. Gleichwol war der Nimbus, der den Thron des Propheten umgab, immer noch glänzend genug, um einem kräftigen und klugen Khalifen beim Wiederaufsuchen der alten Macht als Leuchte zu dienen. Leider aber waren die Abbasiden so unrettbar in Stumpfsinn und Trägheit versunken, daß sie ihren Untergang eher beförderten, als verhinderten.

Wir nehmen die Reihe der Khalifen mit Al Mutadhid (892—902) wieder auf, freilich ohne irgendwie etwas Anderes, als was auf die Zerstückelung und den Niedergang des Reiches Bezug hätte, berichten zu können. Abgesehen von einer oft bis zur Grausamkeit ausartenden Strenge, wird die Rechtgläubigkeit, Frömmigkeit und Sparsamkeit Al Mutadhid's, sowie sein Herrschertalent und seine persönliche Tapferkeit von allen Geschichtschreibern gerühmt, so daß ihm unter den letzten Khalifen wol noch einer der ehrendsten Plätze gebührt. Obwol er gegen die Tuluniden, Aliden, Saffariden, sowie das türkische Geschlecht der Sadjiten in Armenien siegreich war, vermochte er doch nicht, den wachsenden Einfluß der Samaniden in Persien und der Karmaten im Gebiete des Tigris und Euphrat zu brechen. Er starb angeblich an Gift den 5. April 902. Der Dichter Ibn Al Mutaz widmete ihm folgenden, für den Zustand des Reiches bezeichnenden Nachruf:

„O du, der du einsam, fern von deinem Palast in dunkler Erde ruhest, wo sind die Heere, die du angeführt, und die Schätze, die du angehäuft? Wo ist der Thron, den du ausgefüllt und nach dem kein Auge ohne Zittern sich erhob! Wo sind die Gärten mit murmelnden Bächen und zwitschernden Vögeln, wo die Sklavinnen mit reichem Schmuck behängt, die wie Gazellen umherhüpften? Wo sind die Instrumente und die Becher mit Wein, der Hyazinthen glich mit silbernen Panzern? Wo ist das Losstürmen auf den Feind, um das untergehende Reich der Abbasiden zu erhalten? Du hast die Mächtigsten unter ihnen gedemüthigt, bis auch du dahinfuhrst und keine Spur ist von dir übrig, als wärest du selbst nie gewesen!"

Al Muktafi (902—907), dem Sohne Mutadhid's, gelang es, noch das Ansehen des Khalifats zu behaupten, denn er besaß Kraft, Muth und einen klaren Blick. Allein trotzdem er das Schwert, besonders gegen die Karmaten und Kurden, nicht aus den Händen legte, vermochte er doch die umsichgreifende Zersetzung des Reiches nicht wesentlich zu verhindern. Sein Bruder Muktadir wurde nach ihm auf den Khalifenstuhl erhoben (907—932). Im Laufe seiner schwachen und kläglichen Regierung war sein Ansehen so sehr gesunken, daß das Volk es nicht zuließ, daß der Vorbetende in der Moschee öffentlich das Gebet für ihn verrichtete, weil es gottlos sei, für einen Mann zu beten, „der sich mit Sängern und Frauen belustigt, statt sich mit den Anliegen der Moslemin zu beschäftigen und für die Sicherheit der Grenzen und heiligen Städte zu wachen. Das Treiben Muktadir's bezeichnet eine der traurigsten Perioden der Khalifengeschichte. Ausschweifung, Roheit, Grausamkeit, Erpressung und schamloser Aemterverkauf kennzeichneten die Mißwirthschaft des Khalifen wie seiner nicht minder unwürdigen Veziere. „Die angesehensten Männer wurden ohne allen rechtlichen Grund verhaftet und gefoltert, bis sie mit ihrem Vermögen ihre Freiheit wieder erkauften. Alle Stellen wurden den Meistbietenden übergeben, ihnen aber auch wieder entrissen, sobald ein Anderer noch einen größeren Ertrag, freilich auf Kosten des gedrückten Volkes versprach." Ein solches Regiment mußte nothwendig den Ausbruch von Aufständen nach sich ziehen, und in der Hauptstadt selbst hatte die Unzufriedenheit schließlich einen solch hohen Grad erreicht, daß 929 das erregte Volk das Schloß stürmte und plünderte, den Harem schändete und Muktadir zur Abdankung zwang. Allein sein Feldherr Munis wußte durch eine Gegenrevolution den unwürdigen und schwachen Khalifen wieder auf den Thron zu bringen. Im Jahre 932 endlich lagerte der rebellische Vezier Husein Ibn Alkasim vor den Thoren Bagdads, und Muktadir ließ sich bereden, gegen ihn ins Feld zu ziehen, verlor aber die Schlacht und gerieth in Gefangenschaft. Husein Ibn Alkasim ließ ihm den Kopf abhauen.

Auf Muktadir folgte Mohammed al Kahir, Sohn des früheren Khalifen Mutadhid (932—934), den der Oberstkämmerer Belik zum Khalifen ausrufen ließ. Nach einer zweijährigen, mit Lastern und Greueln angefüllten, verderbenbringenden Regierung fiel er als Opfer einer Verschwörung. Er wurde geblendet und in einen Kerker geworfen, in welchem er zehn Jahre lang schmachtete. In Freiheit gesetzt, beschloß er 950 als blinder Bettler sein Leben. — Unter der Regierung dieses unglücklichen Khalifen tauchte die Dynastie der Bujiden auf, welche bestimmt war, die entarteten Abbasiden auf dem Stuhle der Khalifen abzulösen.

Der Nachfolger Kahir's war Radhi (934—940), und nach ihm herrschten noch drei andere Khalifen aus dem Abbasidengeschlecht. Es waren Mutakki (940—944), Mustakfi (944—946) und Abu-l-Kasim. Als Mustakfi den Stuhl der Khalifen bestieg, war die Macht derselben bereits so gesunken, daß ihm nur noch das Weichbild von Bagdad unterthan war. Die Bujiden beherrschten den ganzen Osten des Reiches. Unter seiner Regierung zog Muiz Addawlat (Verherrlicher des Reichs), das Oberhaupt der Bujiden, siegreich in Bagdad ein. Mustakfi unterwarf sich ihm, und dieser nahm den Titel Sultan an. Der Sultan ließ den Khalifen jedoch wegen seiner Verbindungen mit den Türken und Hamdaniden blenden, und Abu-l-Kasim, der Bruder Mutakki's, wurde zum Fürsten der Gläubigen erhoben, der sich fortan mit der geistlichen Würde eines Hohenpriesters begnügte. Durch die Gnade des Sultans wurde ihm ein Jahrgehalt zugesichert. Von dem Khalifen ist nunmehr kaum noch die Rede. Er ist der gehorsame Diener der Bujiden, und als solcher erreichte seine Regierung eine Dauer von 29 Jahren.



Puerta del Sol in Toledo.

Periode des Niederganges des abendländischen Khalifats.

Ehe wir den Islam, den wir nun in seiner Größe und in seinem Zerfalle kennen, verlassen, erübrigt uns noch eine kurze Ueberschau der Schicksale des abendländischen Khalifats während derselben Zeit. Inmitten christlicher Staaten errichtet, nöthigten die fortdauernden Kämpfe mit den fränkischen Nachbarn und mit den nach Asturien und Cantabrien geflüchteten Gothen den Islam in Spanien zu größeren Kraftanstrengungen, und er bietet uns daher auf der Iberischen Halbinsel nicht das Schauspiel jener Verweichlichung und Verderbniß der Sitten in Bagdad, welche uns Ekel und Abscheu einflößt. Nach furchtbaren, Jahrhunderte andauernden Kämpfen gelang es dem Christenthum endlich, die Macht der Mauren zu brechen. Wir werden an einer andern Stelle auf die Entwicklung der christlichen Macht näher zurückkommen. Für unsern dermaligen Zweck genügt es, einige wenige Bemerkungen zur Orientirung unserer Leser vorauszuschicken. In dem ersten Jahrhundert seines Bestehens finden wir das spanische Khalifat unerschüttert die gesammte Pyrenäische Halbinsel beherrschen. Das Scepter der Khalifen drückte nicht schwer, denn ihre Verwaltung des Landes war eine tüchtige, und die religiöse Duldung, welche sie übten, söhnte auch Andersgläubige mit der mohammedanischen Herrschaft aus. Zudem hatte die Liebe zum Frieden und zu den Genüssen desselben dem arabischen Schwert bereits seine frühere Schärfe genommen. Man führte nicht mehr Krieg, um zu erobern, sondern um das Eroberte zu erhalten, und so hätte namentlich Spanien unter dem dort zur höchsten Kulturblüte sich entwickelnden Islam ein Reich des Friedens und des Glückes bilden und sich zu den Segnungen freiheitlicher Entfaltung emporschwingen können, wenn nicht der Fanatismus den Frieden stets aufs Neue gestört und in einem sechshundertjährigen Kampfe mit der Barbarei des Schwertes Spaniens herrliche Gefilde heimgesucht hätte.

Die Darstellung dieser Kämpfe wird uns während der folgenden Perioden beschäftigen. Hier haben wir noch die wenigen Ereignisse zu berühren, welche bis zum Zerfalle des morgenländischen Khalifats im spanischen Khalifenreiche sich zutrugen.

Abderrhaman I. (756—788, s. S. 230) hatte sich die Unabhängigkeit von den Abbasiden erzwungen und sich dieselbe durch Abtretung der gesammten Septimanischen Provinz an das Fränkische Reich (759) auch von dieser Seite gesichert. So war es ihm gelungen, den Frieden herzustellen, der freilich nicht von langer Dauer war, wie wir aus der Geschichte des Fränkischen Reiches ersehen werden; denn die pyrenäischen Grenzländer gaben immer wieder Anlaß zu jahrelangen blutigen Streitigkeiten.

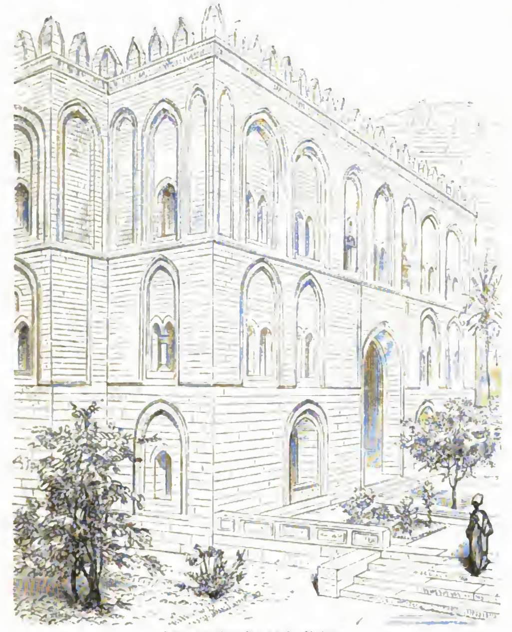
Unter Hischam (788—796), der nach ihm den Khalifenstuhl von Cordova bestieg, begannen die Kriege um den Besitz der Pyrenäen aufs Neue. Die Araber waren siegreich, eroberten Gerona, drangen bis Narbonne vor und machten zahlreiche christliche Gefangene, welche gezwungen wurden, die Steine der zerstörten Mauern nach Cordova zu einem Moscheenbaue herbei zu schleppen. Die Tapferkeit des Grafen von Toulouse setzte jedoch den Fortschritten der arabischen Waffen Schranken. Hischam, ein trefflicher Herrscher, reiht sich durch seine Tugenden würdig dem großen Abderrhaman an; ja er erinnert durch Einfachheit der Sitten, Freigebigkeit und Begeisterung für den Koran an die Khalifen der Glanzperiode.

Hakam (796—822), Hischam's Sohn, hatte sich vorzugsweise innerer Feinde zu erwehren. Empörungen und Verschwörungen hat seine Regierung eine ganze Reihe aufzuweisen. Namentlich ein großes Blutbad führt die Geschichte unter dem Namen „der Tag des Grabens“ auf. Toledo war von allen Städten Spaniens der maurischen Herrschaft am wenigsten geneigt. Die alte Königsstadt konnte ihre frühere Größe nicht verschmerzen und betheiligte sich daher an allen Verschwörungen und Aufständen. Hakam beschloß nunmehr, den widerspenstigen Sinn der Toledaner zu beugen. Er sandte 807 seinen Sohn nach der Stadt, ließ durch ihn die angesehensten Familienhäupter zu einem Gastmahle einladen, und als dieselben ohne irgend welchen Argwohn erschienen, wurden sie einzeln eingelassen, in ein abgelegenes Gemach geführt und daselbst mit dem Beile enthauptet. Siebenhundert der edelsten Bürger fielen so als Opfer heimtückischen Verrathes; ihre Körper wurden in eine im Schloßhofe gefertigte Grube geworfen, die Köpfe zum Schrecken der ihrer Führer beraubten und sich stumm beugenden Bewohner Toledo's aufgepflanzt. — Einen furchtbaren Aufstand der Moslemin hatte Hakam 814 in Cordova zu bewältigen. Die Empörer hatten bereits das Schloß umzingelt und verlangten racheschnaubend den Kopf des „Blutvergießers“ und „Trunkenbolds“. Aber Muth und Entschlossenheit im Augenblicke der höchsten Gefahr lenkten das Glück auf seine Seite. Trotz der großen Ueberlegenheit der Insurgenten brachte er ihnen schließlich eine furchtbare Niederlage bei. Dreihundert der Vornehmsten wurden am Ufer des Flusses vor Aller Augen gepfählt und hierauf die Stadt drei Tage lang einer zügellosen, entsetzlichen Plünderung preisgegeben; 15,000 Moslemin wurden verbannt und ließen sich theils in Afrika nieder, theils wanderten sie nach Aegypten aus, von wo aus sie sich später der Insel Kreta (s. S. 246) bemächtigten. — Hakam empfand in den letzten Jahren seiner Regierung tiefe Reue über seine Grausamkeit. Sonst ein lebenslustiger Fürst, der sich am Weine erfreute und ausgelassene Gelage mit Sängerinnen und Tänzerinnen liebte, verfiel er in Schwermuth und stieg endlich, nachdem ihm die Erinnerung an die Mordscenen von Toledo und Cordova jahrelang den Schlaf der Nächte geraubt, lebensmüde in die Gruft.

Abderrhaman II. (822—852), welcher auf Hakam folgte, gehört zu den berühmtesten Khalifen, welche zu Cordova regierten. Unter ihm entstanden eine große Zahl jener Zauberpaläste, welche heute noch Spanien zur Zierde gereichen. Blühende Gärten umgaben seine Hauptstadt, und gerade seine Regierung wird mit Vorliebe von den Dichtern und Sängern gefeiert. Die Milde, welche ihn zierte, ward allerdings auch Ursache, daß die Empörung in Toledo wieder das Haupt erhob. Doch gelang es, die Widerspenstigen nach einem achtjährigen Kampfe zu bezwingen. Nicht minder heftige Kämpfe hatte Abderrhaman

gegen seine Feinde im Norden zu bestehen. Unter ihm beginnen die Einfälle jenes abenteuernden Seefahrervolkes, welches wir später unter dem Namen der Normannen näher kennen lernen werden. Sie landeten während Abderrhaman's Regierung zum ersten Male (822) an den spanischen Küsten, brachen von verschiedenen Seiten in das Land ein und verheerten dasselbe, ohne daß es dem Khalifen vergönnt gewesen wäre, das Reich von dieser Plage zu befreien.

Unter Abderrhaman's Nachfolgern hoben die früher angedeuteten Kämpfe der Christen gegen die Mauren an, welche fortan für die Geschichte der Pyrenäischen Halbinsel die eigentliche Achse bilden. Es liegt daher keine Veranlassung vor, die Geschichte des abendländischen Khalifats besonders zu erwähnen, denn sie ist fortan die Geschichte Spaniens.



Sarazenischer Palast in Palermo.

Die Sarazenen in Sizilien und Italien.

Obwol die Sarazenen sich schon längst der gesammten afrikanischen Provinz des Byzantinischen Reiches bemächtigt hatten, war doch Sizilien im Ganzen in ungestörtem Besitze der Kaiser von Byzanz geblieben, wenn man einige Raubzüge abrechnet, welche die Araber im siebenten und achten Jahrhundert unternahmen. Erst das neunte Jahrhundert sollte die Katastrophe bringen, welche Sizilien dem Byzantinischen Reiche entriß. Die Ursache war, wie bei vielen großen Ereignissen der Weltgeschichte — ein Weib.

Euphemius, ein Feldherr, hatte eine Jungfrau aus einer Klosterzelle geraubt und lebte mit ihr in Gemeinschaft. Er wurde wegen dieser That für einen Kirchenschänder erklärt und

die Strafe der Verstümmelung über ihn verhängt. Vorsichtig wußte er sich jedoch der Ausführung dieses Urtheils zu entziehen. Er begab sich zu dem Aghlabitenfürsten Ziadat Allah in Kairawan und versprach ihm Huldigung und Tribut, wenn er ihm zur Eroberung Siziliens behülflich sein wolle. Ziadat Allah willigte ein, und mit einer Flotte von hundert Schiffen und 10,000 Soldaten kehrte Euphemius zurück. Es war im Jahr 827, als die Mohammedaner landeten und sich über das Land ergossen.

Die Eroberer verwüsteten die ganze Insel und schleppten alle Schätze weg, deren sie sich zu bemächtigen vermochten. Kadi Asad, der Führer der arabischen Armee, und Euphemius fanden bereits bei Beginn des Krieges ihren Tod; Ersterer bei der Belagerung von Syrakus, Letzterer durch Meuchelmord. Syrakus wurde durch die Ankunft eines byzantinischen Heeres befreit, aber Messina (831), Palermo (832) und alle Städte außer Syrakus und Taormina fielen in die Gewalt der durch neuen Zuzug aus Spanien und Afrika sich immer mehr verstärkenden Sarazenen. Erst 878 gelang es den Arabern nach einer furchtbaren, zehn Monate langen Belagerung, sich der Stadt Syrakus zu bemächtigen.

Während die Sarazenen mit einer Kraft, welche an die Jugendepoche des Islam erinnert, erobernd auf Sizilien vorgingen, machten sie zu gleicher Zeit alle Küsten und Inseln des Mittelmeeres: Malta, Sardinien, Korsika, Südfrankreich und Piemont durch ihre Raubfahrten unsicher und führten aus den Küstenstädten die schönen Knaben und Mädchen weg, um sie auf den Sklavenmärkten zu verkaufen. Sie faßten Fuß in Unteritalien, setzten sich in den Gebirgen Calabriens fest und unternahmen von hier aus weitere Raubzüge bis nach Campanien, auf der Appischen Straße unter Raub und Verwüstung sogar bis in die Nähe der ewigen Stadt vorrückend.

Die Sarazenen vor Rom. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts, als eine arabische Flotte in den Tiber einlief, sah sich selbst Rom von dem neuen Feinde bedroht. Einzelne Schwärme wagten sich bis vor die Thore der Stadt, plünderten die alte St. Peterskirche, ja selbst die Gräber der Apostel liefen Gefahr, zerstört zu werden. Da rettete der kaum gewählte Papst Leo IV. durch seine Energie die Stadt vor den Eindringlingen. Er schuf treffliche Vertheidigungsanstalten, wußte sich Hülfstruppen aus Neapel, Gaeta und Amalfi zu verschaffen, spornte die Bürger zum Widerstande an, und unter seinen Augen wurde durch Cäsarius, den Sohn des Herzogs von Neapel, 849 bei Ostia eine Seeschlacht geschlagen, in welcher die muselmanische Macht den Untergang fand. Die Mehrzahl der Araber ertrank in der brandenden See. Die Zahl der Gefangenen war so groß, daß man sie nicht unterzubringen wußte. Sie wurden theils hingerichtet, theils als Sklaven bei Ausführung der päpstlichen Bauten benutzt. Rom ward gerettet, aber lange noch beunruhigten die Sarazenen die herrlichen Landschaften Campaniens, und selbst Pompeji trägt die Spuren ihres Aufenthaltes.

Die Kolonie Portus und die Leoninische Stadt. An der Mündung des Tiber errichtete Leo IV. nach diesem Seesiege die von flüchtigen Christen aus Korsika bevölkerte Kolonie Portus und verschaffte hierdurch Rom eine neue Schutzmauer gegen künftige Angriffe. Auch den Einwohnern anderer Städte, welche vor den Sarazenen die Flucht ergriffen hatten, wies Leo im Weichbilde von Rom Wohnsitze und Land an und schuf sich durch diese Maßregeln allerwärts streitbare Anhänger. Er ließ den Vatikan befestigen (848—852) und gründete die heute noch nach ihm benannte „Leoninische Stadt“. Die Vorstadt des Vatikan, in welcher allerlei Volk, Griechen, Gothen, Langobarden und Sachsen wohnten, wurde mit Mauern und Thürmen umgeben und dadurch Trastevere (ein Stadttheil auf dem rechten Tiberufer) und die Peterskirche gegen Ueberfälle geschützt. Im Jahre 852 war die Leoninische Stadt nach vierjähriger Arbeit vollendet, und „alle Bischöfe, Priester und Mönchsorden umzogen, vom Papst geführt, barfuß, das Haupt mit Asche bestreut, die Wälle mit Gesang. Vorüberwandelnd sprengten die sieben Kardinalbischöfe Weihwasser auf die Mauern, und an jedem der drei Thore flehte der Papst Segen auf die neue Stadt herab.“



Kampf im Thale von Ronceval. Nach Hermann Vogel.

Christliche Reiche im Kampf gegen den Islam.

Das Königreich Asturien. Es wurde S. 227 angedeutet, daß nachdem die Araber erobernd in Spanien eingedrungen, sich Scharen flüchtiger Westgothen in den Bergen Asturiens und Cantabriens festsetzten und dort ihre Unabhängigkeit und Freiheit wahrten. Bald wurden sie durch zahlreiche flüchtige Christen verstärkt, und vereinigt stellten sie sich unter die Herrschaft des durch Geburt wie Tapferkeit hervorragenden Pelagius (Pelayo). Dieser gründete nun hier im Norden der Halbinsel ein kleines Königreich, Asturien, welches theils durch die Unzugänglichkeit des von Höhlen und Felsenschluchten durchschnittenen Gebirgslandes, theils durch die inneren Spaltungen und Zerwürfnisse im Araberreich sich von Anbeginn zu behaupten vermochte. Wir sehen es unter dem Sohne des Pelagius, Favila (748), sowie des Letzteren Nachfolger Alfonso (760) bedeutend an Ausdehnung gewinnen, indem seine Grenzen im Osten über das Baskenland, im Westen über Galicien bis zum Minho vorgeschoben wurden. Ja Alfonso drang in Vereinigung mit seinem tapfern Bruder Fruela bis nach Braganza, Salamanca und Avila vor, so daß sich schließlich seine Herrschaft von den Pyrenäen bis an die Mündung des Douro erstreckte.

Sein Sohn und Nachfolger Fruela (765—775) vermochte zwar die errungenen Besitzungen gegen die unermüdlich angreifenden Araber zu behaupten, erfuhr aber eine Schwächung seiner Macht durch innere Unruhen und Aufstände in Galicien und dem Baskenlande. Er gründete die Stadt Oviedo, den Herrschersitz der asturischen Könige. Uebrigens ist seine Geschichte sowie die seiner nächsten Nachfolger bis 790 in sagenhaftes Dunkel gehüllt; erst mit Alfonso II. (790—842) beginnt die Geschichte des Königreichs

Asturien erkennbarere Gestalt anzunehmen. Unter ihm erfochten die Christen glänzende Siege über die Sarazenen, erweiterten und befestigten ihr emporstrebendes Königreich, ja die ganze Seeküste bis an die Mündung des Tajo soll dem letzteren einverleibt worden sein. Sogar das reiche Lissabon wurde Alfonso II. unterthan, und es wird von einer Gesandtschaft an den Kaiser des Abendlandes nach dessen Stadt Aachen berichtet, wohin der asturische König als Zeichen seines Sieges sieben gefangene Araber, Maulthiere, Rüstungen, sowie anderweitige herrliche Geschenke bringen ließ. Wenn auch noch manche Unzuverlässigkeit in der Geschichte dieser Periode mit unterläuft, so scheint doch soviel festzustehen, daß unter Alfonso II. das ganze nördliche Gebirgs- und Küstenland bis zum Minho zu einem festen, unabhängigen Reiche, einem christlich-gothischen Königreiche mit der alten Verfassung, den alten Gesetzen vereinigt wurde. Da außerdem seit Errichtung der spanischen Mark durch die Franken die Araber beständig anderweitig beschäftigt waren, wurde es den Königen von Oviedo umso leichter, ihre Herrschaft immer fester zu begründen und sie durch neue Eroberungen zu erweitern. Durch diese Besitzerwerbungen bildete sich allmählich ein christlicher Lehensadel aus, welcher im Kampfe gegen die Ungläubigen irdischen wie himmlischen Ruhm sich zu erringen suchte und so den Keim zu jenem Geiste des christlichen Ritterthums legte, welcher zwei Jahrhunderte später in den Kreuzzügen und den geistlichen Ritterorden sich zu so kräftiger Blüte entfalten sollte.

Die spanische Mark. Einen weiteren überaus wichtigen Stützpunkt erhielt das Christenthum durch die Gründung der spanischen Mark durch Karl den Großen, welche das Territorium vom Fuße der Pyrenäen bis zum Ebro umfaßte. Der Befehlshaber von Saragossa, Husein al Abdari, war 778 an der Spitze einer arabischen Gesandtschaft vor Karl dem Großen erschienen und hatte ihn um Beistand gegen den siegreich vordringenden Omejjaden Abderrhaman angerufen, indem er sich erbot, die Oberhoheit Karl's über das von ihm verwaltete Gebiet anzuerkennen, sofern Husein al Abdari durch ihn in seiner Stellung geschützt werde. Karl der Große nahm den Vorschlag an und drang in Spanien ein, wo er jedoch von Seiten der vereinigten Vasconier und Moslemin einen hartnäckigen Widerstand zu überwinden hatte. Dennoch erstürmte er Pampeluna und Saragossa und wäre noch weiter vorgedrungen, wenn er nicht durch neue Einfälle der Sachsen in das Frankenreich zur Umkehr genöthigt worden wäre. Aber auf diesem Rückzuge erlitt ein Theil seines Heeres in den Engpässen der Pyrenäen durch die verrätherischen Vasconier eine schreckliche Niederlage, welche als der Ueberfall im Thale Ronceval Stoff zu zahlreichen Dichtungen des Mittelalters bot, insbesondere infolge des Unterganges des gewaltigstarken Helden Roland. Noch jetzt wird in der Gegend von Ronceval das Riesengrab Roland's gezeigt. Karl schwor, Rache zu nehmen, allein er sah sich durch andere Kriege dermaßen in Anspruch genommen, daß er erst zwanzig Jahre später an einen zweiten Feldzug nach Spanien denken konnte. Inzwischen hatten Abderrhaman, welcher Husein durch Verrath in seine Gewalt bekommen und unter Martern getödtet hatte, sowie seine Nachfolger Hischam und Hakam wieder die ganze Herrschaft auf der Nordseite des Ebro an sich gebracht.

Im Jahre 800 jedoch entsandte Karl der Große seinen Sohn Ludwig mit einem Heere über die Pyrenäen. Letzterer eroberte Lerida, verheerte die Gegend von Huesca und rückte bis Barcelona vor, das er belagerte. Die Stadt leistete indessen hartnäckigen Widerstand, und erst nachdem Ludwig neue Streitkräfte an sich gezogen und fürchterliche Hungersnoth in der Stadt gewüthet hatte, ergaben sich die Mohammedaner (801). Ludwig setzte sodann Bera, einen angesehenen Gothen, als Befehlshaber von Stadt und Land ein und verließ mit seinem Heere die Halbinsel. Allein obgleich die spanische Mark durch stets neue Zuzüge von Christen sich immer mehr emporschwang und in Verbindung mit dem Königreiche Asturien den Moslemin kräftigen Widerstand leistete, wurde 809 ein abermaliger Kriegszug der Franken unter der Führung Ludwig's nöthig, um die Mauren gänzlich zu vertreiben und die Herrschaft in der spanischen Mark gründlicher zu befestigen.



Ueberfall eines arabischen Lagers. Zeichnung von A. de Neuville.

Erst 811 wurde dies erreicht, und nachdem ein dauerhafter Friede zwischen Hakam und Karl sowie Alfonso von Asturien zu Stande gekommen war, verwaltete der Graf oder Herzog von Barcelona die spanische Mark unangefochten im Namen der fränkischen Kaiser.

Kämpfe gegen den Islam. Wir haben bereits wiederholt bemerkt, daß die Herrschaft des Islam auf der Spanischen Halbinsel im Ganzen eine ungemein milde war, so daß sich auch die christlichen Einwohner ihr ohne Widerstreben unterwarfen. Spanien, das unter der westgothischen Herrschaft in Verfall gerathen, begann neu aufzublühen unter der verständigen Herrschaft der Khalifen. Selbst der Ausübung der christlichen Religion wurden keine Hindernisse in den Weg gelegt, und den Prozessionen und Kirchenfesten mangelte nichts von ihrem früheren Glanze. Sofern sich die Christen jeglicher Schmähung gegen Mohammed und den Koran enthielten, die Moscheen nicht betraten und die schuldigen Abgaben bezahlten, konnten sie unbelästigt, ja fast freier leben, als irgendwo anders. Das Gemeindewesen blieb ihnen selbständig überlassen; sie hatten ihren eigenen Richter- und Beamtenstand. Christlicher Fanatismus störte jedoch den kirchlichen Frieden, dessen das Land sich erfreute.

Noch unter dem milden Abderrhaman II. begann ein christlicher Priester Eulogius, der an der Universität Cordova lehrte, gegen Mohammed, den „Lügenpropheten", ins Feld zu ziehen und fand zahlreiche Anhänger. Abderrhaman versuchte Alles, um die Eiferer durch gütliche Mittel zur Vernunft zu bringen; er berief 850 eine Kirchenversammlung zu diesem Zwecke, mußte aber, da seine Vermittelung nichts half, schließlich elf Mönche und Priester zum Tode verurtheilen. Dadurch verschlimmerte sich jedoch die Sachlage. Die Hingerichteten wurden von den fanatischen Christen als Heilige und Märtyrer verehrt; es galt als höchster Ruhm, ihnen nachzueifern und mit Hingabe von Gut und Blut sich die Märtyrerkrone zu erringen.

Die Verfolgungen und Kämpfe verschärften sich, als Mohammed (852—886), der älteste unter den 45 Söhnen Abderrhaman's, den Thron bestiegen hatte. Neue Hinrichtungen fanden statt, und auch der unterdessen zum Erzbischof von Toledo emporgestiegene Eulogius endete unter dem Richtbeil. Hierauf legte sich zwar die Glaubenswuth der Christen einigermaßen; Mohammed war aber durch diese Vorgänge mißtrauisch gegen sie geworden, und mit der Gleichberechtigung der Moslemin und Christen hatte es ein Ende. Die öffentlichen Aemter wurden von nun an ausschließlich den Moslemin übergeben, wodurch der Haß der Christen aufs Neue angestachelt wurde, so daß wiederkehrende Aufstände gegen die mohammedanische Herrschaft die nächste Folge der Maßregeln des Khalifen waren.

In Saragossa verursachte Muza, ein von christlichen Eltern abstammender Gothe, eine Empörung und hatte solchen Erfolg, daß eine Reihe hervorragender Städte, Tudela, Huesca und Toledo in seinen Besitz gelangten. Erfolgreich fachte sein Sohn Lupo den Aufstand gegen die Moslemin im Inneren der Halbinsel an, während er im Bunde mit den Basken gegen das Frankenreich ins Feld zog. Er stritt gegen dessen König Karl den Kahlen mit solchem Glücke, daß dieser durch Geschenke den Frieden erkaufte. Schon hegte er den Plan, neben dem Emir von Cordova und der Herrschaft von Oviedo ein „drittes Königreich" auf der Pyrenäischen Halbinsel zu errichten, als er durch Ordonno von Oviedo so entscheidend am Berge Laturgo geschlagen wurde, daß alle seine hochfliegenden Pläne zunichte wurden; 10,000 mohammedanische und christliche Streiter seines Heeres deckten das Schlachtfeld. Von Muza selbst, der noch zu entfliehen wußte, verlautete seit jenem Tage nichts wieder (857).

Wenige Jahre später durchtobten neue Kämpfe das Land, und abermals versuchten die Moslemin die Pyrenäische Halbinsel völlig zu unterwerfen, allein an den Bergwällen von Galicien und Navarra brach sich die Kraft des Islam. Unter Mohammed hatten sie sogar den Versuch gemacht (866), das galicische Küstenland mit Hülfe einer mächtigen Flotte zu erobern. Ein Sturm und die Tapferkeit der Bewohner brachte aber den mohammedanischen Schiffen den völligen Untergang.

Diese Kämpfe wiederholten sich fortwährend bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts. Bald waren es Aufstände, die an der Mitwirkung Asturiens, wo seit Ordonno's Tode Alfons III. (866—910) den Thron bestiegen hatte, einen Rückhalt fanden; bald war es die Bedrohung des Reiches durch die Normannen, welche den Khalifensitz mehr als ein Mal in Gefahr brachten. Nicht nur die christliche, auch die mohammedanische Bevölkerung war von dem bösen Geiste der Empörung beseelt, und die Geschichte nennt einen Omar Ibn Hassun, einen Mann von niederer Herkunft, der von Rondu aus (863) in die Berge floh und als Führer von Straßenräubern der Schrecken des Landes wurde.

Aufstände unter Omar Ibn Hassun. Omar, der — Anfangs als Guerillaführer — mit vielem Glücke focht und eines großen Theils des Ostens der Halbinsel sich zu bemächtigen wußte, beschwor durch tückischen Verrath und greulichen Mord, verübt an El Kasim, dem Enkel des Emirs Mohammed, des Letzteren Strafgericht gegen sich herauf. Die Bergfeste Rotal-Jchud, in welcher sich Omar festgesetzt hatte, wurde von den Sarazenen belagert und nach einem erbitterten Kampfe erobert (867). Die Rebellen wurden sämmtlich niedergehauen und in die Abgründe hinabgestürzt. Aber Hassun entkam und brach nach mehreren Jahren mit frischen Haufen von Moslemin, Renegaten (zum Islam übergetretene Christen) und Christen aufs Neue gegen den Herrscher von Cordova hervor. Mohammed, der gerade Krieg gegen Alfonso III. von Asturien führte, schloß Friede mit diesem und entsandte seine ganze Heeresmacht gegen Ibn Hassun, mit welchem sich der Fürst von Navarra verbündet hatte. Bei Aibar kam es (882) zu einer mörderischen Schlacht, in welcher der Fürst von Navarra fiel und Omar zum Tode verwundet wurde.

Durch den Tod des Omar Ibn Hassun war die Ruhe vorläufig wieder hergestellt, allein als Mohammed's Sohn und Nachfolger Mondhir (886—888) den Khalifenthron bestieg, brach der Aufruhr unter Koleib Ibn Hassun, dem Sohne des Empörers Omar Ibn Hassun, von Neuem aus. Mondhir, ein ritterlicher Fürst, zog selbst gegen den Rebellen ins Feld, fand aber in der Schlacht seinen Tod.

Abdallah (888—912), Mondhir's Bruder, folgte demselben auf dem unter den damaligen Verhältnissen wenig verlockenden Thron der Khalifen. Im Süden des Reichs tobte der Aufruhr, und unternehmungslustige Bandenführer gefährdeten die Sicherheit des Landes. Abdallah gelang es jedoch in Verbindung mit seinem nicht minder tapferen Sohne Abderrhaman, diese Empörungen niederzuschlagen. Nur Koleib Ibn Hassun hatte sich zu behaupten gewußt und sich in Toledo festgesetzt. Fast gewann es den Anschein, es möchte ihm gelingen, ein unabhängiges Reich zu gründen, sodaß Abdallah mit Alfonso III. von Oviedo ein Bündniß zur gemeinschaftlichen Bekämpfung Koleib's schloß. Letzerer entsandte hierauf ein Heer von 60,000 Mann unter seinem Feldherrn Abul Kasim vor Zamora und verlangte die Unterwerfung des Christenkönigs. Es kam zu einer viertägigen mörderischen Schlacht (900), in welcher die Verbündeten Sieger blieben. Das ganze Heer Koleib's war vernichtet und Abul Kasim befand sich selbst unter den Leichen. Zahllose auf den Mauerzinnen Zamora's aufgepflanzte Sarazenenköpfe erinnerten noch lange an das grausige Wüthen, das hier stattgefunden hatte. Diese Niederlage entmuthigte jedoch den verwegenen und tapfern Koleib nicht; er setzte seine aufrührerischen Umtriebe fort und wagte es sogar, sich als Bettler verkleidet in die Hauptstadt Cordova zu schleichen, um hier eine neue Empörung gegen den Emir anzuzetteln. Koleib wurde zwar von einem seiner Vertrauten, dem Satirendichter Suleiman Ibn Albaga, verrathen, weil dieser, gerührt durch die Großmuth, mit welcher Abdallah ihn behandelt hatte, indem er ihn für ein Schmähgedicht auf den „Esel" (Abdallah) und seine „Treiber" mit Goldstücken belohnte, anstatt ihn zu strafen, sich dem Letztern dankbar erweisen wollte. Jedoch entkam Koleib, sich aufs Neue in Toledo an die Spitze der Seinigen stellend, welche seit den Schreckensscenen von Zamora durch zahlreiche neue Anhänger vermehrt worden waren. Denn man beschuldigte den Emir laut des Einvernehmens mit den Feinden des Islam und forderte offen

zum Uebertritt zu Koleib auf, um die dem Islam zugefügte Schmach zu rächen. Abdallah suchte der furchtbaren Aufregung, welche sich aller Stände, selbst der Glieder der ersten Familien bemächtigt hatte, Herr zu werden; allein nur seiner aus fremden Söldnern geworbenen Leibwache verdankte er in diesen Tagen der Gährung die Rettung seiner Herrschaft und seines Lebens. Er sandte seinen Sohn Abderrhaman, sowie den Vezier Obeid Allah Ibn Ghamri gegen Koleib und Beide machten die größten Anstrengungen, des Aufstandes Herr zu werden.

Aber trotzdem konnte die Macht Koleib Ibn Hassun's nicht gebrochen werden; er behauptete sich nach wie vor in der Herrschaft über Toledo und die Umgegend. Erst der Nachfolger Abdallah's, Abderrhaman III. (912—960), vermochte es endlich in der großen Schlacht von Cuença (918), den Empörer völlig niederzuwerfen. Diese langjährigen Unruhen hatten viel dazu beigetragen, die Macht des Islam zu schwächen; ein unbeschreibliches Elend herrschte infolge derselben im Maurenreiche. Abdallah wie Abderrhaman III. verloren durch diese Kämpfe viel von ihrem Ansehen in der öffentlichen Meinung; denn da sich der Emir mit dem christlichen Könige Alfonso III. verbündet hatte, wurden die Niederlagen Ibn Hassun's vielfach als Niederlagen des Islam angesehen. Durch Milde und Wohlwollen bemühte sich Abderrhaman III. nach beendigtem Kriege die Gemüther zu besänftigen. Im Uebrigen wurde dessen Regierung, sowie die seines Sohnes und Nachfolgers Hakam II. als das goldene Zeitalter arabischer Poesie und Bildung in Spanien gepriesen. Der Hof von Cordova kam an Glanz und durch einen herrlichen Kranz von Dichtern, Musikern und Gelehrten demjenigen von Bagdad gleich. Als Abderrhaman III., den man nach einer erfolgreichen Regierung von fünfzig Jahren als den glücklichsten der Sterblichen gepriesen hatte, im zweiundsiebzigsten Lebensjahre starb, fand man ein Schriftstück, in welchem er die Tage ungetrübten Glückes aufgezeichnet hatte; es waren vierzehn.

Gründung der Reiche Leon, Navarra und Barcelona. Nach der Bewältigung der Empörung Ibn Hassun's begannen neue Kämpfe auf der Pyrenäischen Halbinsel. Noch bei Lebzeiten Alfonso's III. hatten sich in Spanien drei Reiche gebildet, indem sein ältester Sohn die Königswürde mit dem Sitz in Leon empfing, sein zweiter Sohn Ordonno in Galicien und sein dritter, Fruela, in Asturien herrschte. Nach seinem 910 erfolgten Tode führten diese drei Fürsten mit großer Energie den Kampf gegen die maurische Macht. Gleichzeitig mit der Errichtung des Königreichs Leon hatte sich unter Sancho, dem Sohn von Garcia Juniguez, ein besonderes Königreich Navarra, sowie eine Grafschaft Barcelona als eine erbliche markgräfliche Dynastie gebildet. — Das spanische Element erlangt nunmehr über das maurische allmählich das Uebergewicht, und in den folgenden Jahrhunderten entwickeln sich jene von den Dichtern besungenen Kämpfe, in welchen das christliche Ritterthum dem Islam nach und nach den Besitz der Pyrenäischen Halbinsel abringt. Die Geschichte dieser Kämpfe, an welchen religiöse und politische Beweggründe gleich großen Antheil haben, ist reich an glorreichen Ereignissen und Thaten, glanzvoll durch Proben ritterlichen Muthes, heiliger Begeisterung und reiner Vaterlandsliebe. Allein es muß auch auf der andern Seite hervorgehoben werden, daß dieser Schatz kriegerischer Ehren doch keinen Ersatz bieten kann für den durch ihn zu Grunde gerichteten weit erfreulicheren Zustand der Volkswohlfahrt, in welchem wir die Halbinsel unter dem Regimente des Islam finden. Denn wir erblicken während der Khalifenzeit Spanien als einen der blühendsten Mittelpunkte der Künste, der Gewerbe und des Handels, als die reich bekränzte Wiege der Wissenschaft und jeder geistigen Kultur, endlich als das üppige Ruhebett eines, wenn auch despotisch, so doch weise und mild regierten gesitteten Volkes, dem zu seinem Glücke nichts als die Freiheit fehlte. Der Sieg des christlichen Elements raubte dem Lande leider jene Güter, ohne ihm letztere zu bieten; und so hätten wir vielmehr Ursache, jenen Sieg, der so vielfach gepriesen wird, zu beklagen. Der spätere und selbst heute noch wahrhaft elende Zustand Spaniens ist eine der bösen Folgen der Vernichtung des sarazenischen Elementes.



Alkazar zu Sevilla.

Das Kulturleben der Araber in dieser Periode.

Handel und Industrie der Araber. Werfen wir zunächst einen Blick auf das Verkehrsleben, auf Handel, Gewerbe, Industrie und Bodenkultur, so überragten die arabischen Staaten bei weitem die christlichen. Der innere Kleinhandel, sozusagen der Markt- und Hausirhandel für Frankreich, Deutschland und Italien wurde hauptsächlich von den Bewohnern Oberitaliens, den Lombarden sowie den Juden betrieben; einen ausgedehnteren Völkerverkehr vermittelten schon die Normannen, allein der eigentliche Welthandel ward von den Arabern gepflegt. Denn wenn die Normannen den Handel als eine Folge ihrer Züge betrieben, so waren die Seezüge der Araber erst eine Folge ihrer Handelsbetriebsamkeit. Wie ihre Reiche drei Welttheile und dadurch die Küsten der größten Meere umfaßten, so umschlangen sie auch alle diese Welttheile, also das Ganze der damals bekannten Welt, mit einem Handelsbande. Und wie man die Normannen als die Hausirhändler der Nationen betrachten kann, so muß man die Araber als die Großhändler der Völker ansehen. Ihr Ueberfluß an Produkten aller Art forderte sie zum Handel auf; ihre ausgebildete Seemacht unterstützte diese Aufforderung, und ihre ausgedehnten geographischen Kenntnisse sowie der geordnete Zustand ihres Staatswesens ließen die Versuche dazu glänzend gelingen, während ihr Muth sie Alles versuchen ließ. Man erzählt unter Anderm, daß im elften Jahrhundert acht arabische Seefahrer, von ihren Schicksalen „Almagrurim“ (d. i. die Umherirrenden) genannt, von Lisboa (Lissabon) aus nach Westen gesegelt seien, um jenseit des Atlantischen Meeres neue Länder zu entdecken. — Wenn dieser Zug oder nur die Absicht desselben auf Wahrheit beruht, so müssen wir, die wir wissen, daß dort wirklich neue Länder zu entdecken waren, nicht blos den Unternehmungsgeist, sondern auch den

wissenschaftlichen Scharfblick der Araber bewundern. So stellten sie fast alle Handelswege der alten Welt wieder her und schufen neue dazu; sie drangen bis nach Sibirien und tief ins Innere von Indien vor, sowie ins Innere von Afrika bis an den Niger und brachten Kunde und Produkte aus allen diesen Ländern nach Europa. Auf diese Weise suchten sie zu Lande wie zur See einen möglichst ausgedehnten Völkerverkehr zu begründen.

Ebenso wie der Handel, blühten bei den Arabern die Landwirthschaft, die Viehzucht, der Bergbau, wozu die reichen Bergwerke Spaniens aufforderten, und der Gewerbefleiß, letzterer besonders in der Verfertigung von Waffen aller Art. Die Waffenschmiedekunst war fast nur in den Händen der Araber, so daß man die arabischen Reiche, besonders in Spanien und Asien, als das Arsenal der damaligen Welt betrachten kann. Namentlich zeichnete sich Damaskus durch die Verfertigung vortrefflicher stählerner Säbelklingen aus, die noch heutzutage als Damaszenerklingen berühmt sind, und durch eine eigene Art der Metallbereitung, die wir unter der Benennung „damasziren" als vorzüglich kennen.

Denselben Rang nahm in Spanien Toledo ein. Es ist fraglich, ob die besondere Fertigkeit im Härten des Stahles erst durch die Araber nach Spanien gekommen ist, oder dort schon vorher bekannt war; wenigstens scheint Toledo schon früher die Eisenindustrie besessen zu haben. Spanische Waffen und Rüstungen sind zu allen Zeiten als besondere Zierden der Rüstkammer geschätzt worden, ja die Toledouer Klingen spielen eine hervorragende Rolle in allen Rittergeschichten und Romanen. Man glaubte, die Waffenschmiede von Toledo besäßen ein besonderes Geheimniß, um das Metall zu härten; allein heute wird vielmehr angenommen, daß das Geheimniß in dem Wasser des Tajo und seinem feinen weißen Flußsande bestehe, welcher beim Ablöschen des Stahles benutzt wurde. Nichts schätzte der Araber höher, nichts war von ihm mehr gefeiert, als sein Schwert. Ein arabischer Schriftsteller, el Camus, giebt an, seine Sprache besitze tausend Ausdrücke für das Wort Schwert. Daher das Streben der Araber, diese Waffe in der höchsten Vollkommenheit herzustellen. Wir geben auf S. 271 eine Abbildung maurischer Waffen, welche allerdings einer späteren Zeit, dem 15. Jahrhundert angehören; denn leider ist uns aus früheren Zeiten nichts erhalten, obgleich unbegründeter Weise zahlreiche Waffen und Rüstungen mit älteren berühmten Namen in Verbindung gebracht werden.

Auch die Einführung und Verbreitung des Papiers verdanken wir den Arabern. Die Bereitung desselben hatten sie von den Persern gelernt und die Methode der Anfertigung zuerst nach Spanien gebracht, von wo aus sie sich über das übrige Europa verbreitete. — Vorzügliches leisteten die Araber auch in der Verarbeitung des Leders, woher sich denn auch der Ruf des marokkanischen und des cordovanischen Leders („Corduan") schreibt.

Handel, Landwirthschaft und Industrie führten den großen Nationalreichthum der arabischen Staaten herbei, der zur Leiter wurde, auf welcher die Araber die Höhe der Kultur erstiegen. Denn unbestreitbar waren die Khalifate in jeder Beziehung Sitz und Sammelpunkt der mittelalterlichen Kultur, bis dieselbe durch die Kreuzzüge nach Europa weiter verpflanzt wurde.

Geistiges Leben der Araber. Wenn je ein Zeitraum der Geschichte dazu angethan war, uns von der geistigen Lebenskraft der arabischen Völker zu überzeugen, so ist es jene Periode, wo das Reich in sich zerfiel, rohe Türkenhorden sich der Herrschaft bemächtigten und Perser und Kurden in Verbindung mit jenen die arabischen Elemente aus ihrer einflußreichen Stellung, welche sie bisher einnahmen, verdrängten. Damals, als die Türken von der Hauptstadt des Khalifats Besitz ergriffen, gingen die berühmtesten Werke der islamitischen Literatur bei dem Brande der Bibliotheken zu Bagdad in Rauch und Flammen auf; wären uns nicht die Schätze der arabischen Wissenschaft, welche andere Bibliotheken aufbewahrten, erhalten geblieben, so befänden wir uns ohne Kenntniß über das geistige Leben des arabischen Volkes; manche Quelle des Wissens wäre für uns verloren gegangen.

Auch die Periode der sinkenden Macht des Khalifats liefert uns ausreichende Beispiele für die unverwüstliche schaffende Kraft des arabischen Geistes, und namentlich da, wo die Araber europäischen Boden betraten, hinterließen sie uns eine Reihe von Werken, die ihrer Kultur zu unvergänglichem Ruhme gereichen.

Baukunst. In die Periode, welche den Kreuzzügen unmittelbar vorausgeht (944 bis 1041), fällt zunächst die Entstehung einer Reihe hervorragender Werke der Baukunst.



Handeltreibende Araber. Nach H. Leutemann.

Vor Allem that sich Abderrhaman III. durch seine Prachtliebe und seinen hohen Sinn für architektonische Meisterwerke hervor.

Eine seiner Geliebten hatte ein großes Vermögen hinterlassen, welches er dazu bestimmte, arabische Gefangene loszukaufen; aber er dankte Gott, daß sich keine gefunden, und beschloß dafür, eine herrliche Stadt mit einem Schlosse zu bauen. So erstand ungefähr fünf Meilen von Cordova am Guadalquivir der schönste aller spanischen Herrscherpaläste, Medinah Azzahra, sogenannt nach der Geliebten Abderrhaman's III. Derselbe soll 4312 kunstvoll ausgehauene Säulen enthalten und nach den Schilderungen arabischer Schriftsteller an Schönheit und Glanz alles bisher Erzeugte überboten haben. Eine Reihe anderer

Prachtbauten und herrlicher Privatwohnungen erstreckte sich bis zu den Vorstädten Cordova's. Etwa dreißig Jahre später baute der Kämmerer Mansur eine andere Stadt, welche es Sáhiret, d. i. blühende Burg, hieß. Die Moscheen zu Cordova und Tarragona wurden verschönert. Besonders war die Moschee von Cordova durch die Erweiterung und Ausschmückung unter Abderrhaman III. mit einem märchenhaften Zauber umgeben worden. „Es ist staunenswürdig", sagt Schack, „wie mit theilweise fremden Bestandtheilen, mit antiken Säulen von verschiedener Ordnung und byzantinischen Mosaikarbeiten der Islam ein Heiligthum errichtet hat, das ganz seinem innersten, eigenthümlichen Wesen entspricht. Wie die nach Trank und Schatten schmachtenden Araber sich das Paradies als einen kühlen, quellendurchrauschten Freudenort ausgemalt haben, so wollten sie auch diesen Tempel Allah's zu einem Abbilde jenes Eden machen, und alle Wonnen in ihm zusammendrängen, die der Prophet den Gläubigen im Jenseits verheißen hat. Darum im Hofe unter dichtbelaubten Bäumen der plätschernde Brunnen gleich jenen, an deren Rande die Seligen einst ruhen sollen; und darum empfängt Den, der unter das Dach der Halle tritt, die Nacht eines heiligen Haines; hier und da hereinfallende Strahlen verbreiten Dämmerlicht, dann wieder folgt tiefes Walddunkel. Wie Baumstämme steigen die Säulen empor, die Gurten und Bogen als Aeste wölbend über sich und zu breiten Schattendächern verzweigend gleich dem Tuba, dem Wunderbaum des Paradieses, wuchernd wie die indische Sykomore, die jeden Ast, den sie in den Boden senkt, zu einem neuen Stamme verwandelt; dazwischen im bunten Arabeskenschmuck Schlingpflanzen, Blüten und fruchtbeladene Gewinde an den Wänden emporrankend, sich längs des Daches hinschlängelnd, zu den Häuptern der Frommen herniederhangend." — Im Jahr 941 entstand jene großartige Wasserleitung, welche das Wasser von den Bergen Cordova's nach dem Palaste es Naurét, d. i. Wasserschöpfrad, führt; drei Jahre später wurde die Schiffswerfte zu Toledo und 949 die große Wasserleitung von Ecija vollendet. Aehnliche Leistungen sind dem Islam auch im Morgenlande nachzurühmen.

In Kairo wurde 975 ein großes Arsenal mit einer Werfte für 600 Schiffe vollendet; 978 wurde die Stadt Medina mit Mauern umgeben, unweit Schiras erbaute Adhaddewlet, aus der Herrscherfamilie der Beni Buje, die Stadt Sukol Emir (Fürstenmarkt); er überwölbte die Grabstätten Ali's und Husein's, errichtete (982) in Bagdad ein großes Spital und erbaute den Fürstenpalast dieser Stadt.

Zahlreiche Moscheen und Paläste, wie der herrliche Alkazar zu Sevilla, erstanden in Spanien. Auf Mansur's Befehl entstand bei Ceuta die Festung Dschebel el Mina.

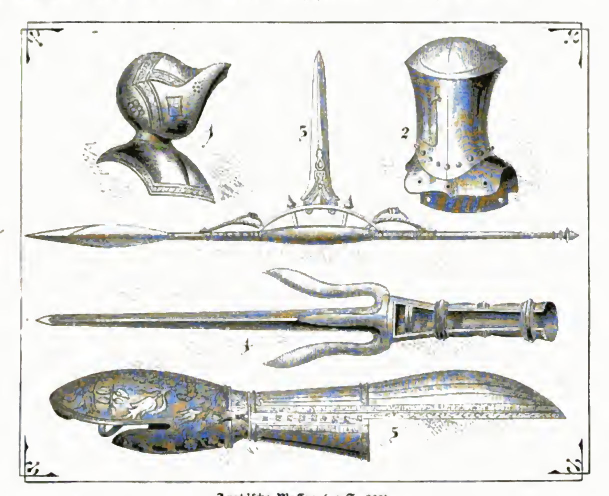
Naturwissenschaften. In voller Kraftblüte sehen wir während jener Epoche die arabische Gelehrsamkeit. Astronomie, Mathematik, Medizin, Naturwissenschaften, Philosophie, Philologie und die schönen Wissenschaften haben hervorragende Vertreter aufzuweisen.

Unter den Geographen dieser Periode, sagt Hammer-Purgstall, „strahlen die größten, keinem Liebhaber der Erdkunde des Morgenlandes unbekannten Namen el Istachri Ibn Haukal und el Birúni hervor; der Letzte, auf dessen „Kanun" und „Buch der Längen" sich alle späteren Astronomen und Geographen berufen, war für Sultan Mahmúd, den Herrscher Gaßna's, den Eroberer Indiens, das was Aristoteles für Alexander, nur mit dem Unterschiede, daß Birúni den Eroberer selbst auf seinen indischen Feldzügen begleitete, und bei der Rückkehr von denselben die Wunder indischer Thiere und Pflanzen beschrieb."

Auch die Botaniker traten zum ersten Male in der gegenwärtigen Periode auf. Der berühmteste derselben ist Ibn Dscholdschol, der Verfasser der Lebensbeschreibungen der Aerzte. Nächst den Geographen sind eine ganze Reihe von Reisenden und Reisebeschreibern zu erwähnen, und in jenem Zeitraum besteht ein lebhafter Verkehr wissenschaftlicher Reisenden zwischen Osten und Westen.

In den Naturwissenschaften waren bekanntlich die Araber diejenigen, welche zuerst von der spekulativ philosophischen Richtung, die in den ersten Jahrhunderten des Christenthums in Aufnahme kam, sich lossagten und auf den Werth und die praktische Bedeutung des

Experiments aufmerksam machten. Diese Richtung war zunächst bedeutungsvoll für die Entwicklung der Medizin. Die arabischen Aerzte erlangten einen Weltruf, und merkwürdiger Weise sind die Araber auch diejenigen, welche zuerst eine Theilung der Medizin in die einzelnen Fächer der ärztlichen Kunst vornahmen. So wird in dem hier in Rede stehenden Zeitraum eine Reihe hervorragender Augenärzte erwähnt. Auch die Anatomie wurde von ihnen als eine besondere Wissenschaft abgezweigt und emsig gepflegt.



Arabische Waffen (zu S. 268).
1. und 2. Maurische Helme. 3. Halb-Pike mit Dolch. 4. Stoßwaffe mit Dolchklinge. 5. Armschiene.

Geschichte. Neben Philosophie und Sprachwissenschaften wurde von den Arabern der Geschichte Aufmerksamkeit zugewendet. Unter den Geschichtschreibern steht obenan Ibrâhim es Ssâbi der Verfasser des Tadschi, des der Krone gehörigen Buches, eines Musters aller späteren nicht nur arabischen, sondern auch persischen und türkischen Geschichten, in denen allerdings, wie Hammer-Purgstall hervorhebt, der Schmuck der Rede den historischen Gehalt überwiegt. Unter den vielen andalusischen Geschichtschreibern, welche die Geschichte einzelner Städte, oder die ihrer Gelehrten beschrieben, ragt Ibnol Faradhi nicht nur als der erste große Geschichtschreiber der Gelehrten von Andalusien, sondern auch als Genealoge und Anthologe hervor.

Sänger und Sängerinnen, welche in der vorliegenden Periode am Hofe von Bagdad verstummten, fanden zu Cordova wie bisher Ermunterung und freundliche Aufnahme.

Lehranstalten und Bibliotheken. Die erste Akademie und die erste Universität in unserm heutigen Sinne blühte um jene Zeit, erstere lange vor den europäischen, in Syrien, letztere in Aegypten auf. Die erste hieß die Gesellschaft der „Brüder der Reinheit“, die zweite, am 24. Mai 1005 zu Kairo eröffnet, führte den Namen Dârol Hikmet, d. i. „Haus der Weisheit“, wie zu Bagdad früher die Bibliothek der Khalifen hieß. Besser würde auf diese Universität der Name „Haus der Wissenschaft“ gepaßt haben, welchen Namen der gelehrte Wesir Sabûr der Beni Bûjé, gestorben im Jahr 416 (1038), einem Vereine von Gelehrten beilegte, welche sich Abends in seinem Hause versammelten; in Aegypten aber wurde der Name Darol Ilm der Loge der geheimen

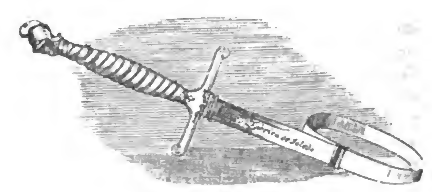
Politik und Thronwerber beigelegt, aus welcher im nächsten Jahrhundert der Stifter der Assassinen hervorging; hier, also im Osten, sind Akademie, Universität und Illuminatenloge viel früher als im Westen erschienen.

Wie hoch entwickelt der Sinn für und die Liebe zur Wissenschaft gewesen sein müssen, beweist die Thatsache, daß Al Mamun nach einem siegreichen Feldzuge gegen den byzantinischen Kaiser sich erbot, das Eroberte wieder zurückzugeben, sofern es ihm gestattet sein sollte, alle in Griechenland vorhandenen wissenschaftlichen Werke ins Arabische übersetzen lassen zu dürfen. Er selbst leitete die Arbeiten der Uebersetzung, und Manches, das sonst verloren gegangen wäre, ist auf diese Weise der Nachwelt überliefert worden. Al Mamun legte Schulen zu Bagdad, Kufa, Buchara und Baßra an; ebenso war er der Gründer bedeutender Bibliotheken zu Bagdad, Alexandria und Kahirah.

Den Khalifen zu Bagdad standen diejenigen zu Cordova in der Förderung der Wissenschaften in keiner Weise nach. Es bestanden 17 hohe Schulen in Spanien, von welchen die zu Cordova die berühmteste war; außerdem zählte das Land gegen siebzig Bibliotheken. Hakam II. (961) wandte den letzteren besonderen Eifer zu; er beschäftigte Abschreiber sogar in Bagdad und gründete in Cordova eine Bibliothek von 600,000 Bänden. Im zehnten Jahrhundert wanderten zahlreiche Wißbegierige aus den übrigen Ländern des christlichen Europa's nach Spanien, um bei den Arabern zu studiren; unter Anderen Papst Sylvester II., ein hochgebildeter Mann, der die jetzt gebräuchlichen Zahlzeichen, ja selbst die Musiknoten von da mitgebracht haben soll. Denn auch die Musik fand ihre Pflege; unter Abderrhaman II. soll in Spanien sogar eine berühmte Musikschule entstanden sein, in welcher wahrscheinlich schon Musiknoten im Gebrauch waren.

Poesie. Auch der Zauberborn der arabischen Poesie fließt noch ungeschwächt. Allerdings athmen diese Dichtungen nicht mehr die Reinheit der früheren Perioden des Islam; die Sänger dieses Zeitraums feiern mehr als ihre Vorgänger Liebe und Wein, aber es sind liebenswürdige Gesellen, deren anmuthigen Worten man lächelnd lauscht und in deren Gesellschaft man gern verweilt.

Wir schließen hier unsere Darstellung des Geisteslebens der Mohammedaner. Durch ihre Berührung mit dem christlichen Element infolge der Kreuzzüge und der Kämpfe der andalusischen Könige gegen die Mauren sollten die geistigen Errungenschaften des arabischen Volkes nicht unfruchtbar für die europäische Welt bleiben. „Durch den Verkehr der Kreuzfahrer mit den Syrern und Aegyptern und der christlichen Spanier mit den Mauren ging arabische Poesie in das mittägliche Frankreich und nach Sizilien über, und die gothische Baukunst ward durch die sarazenische veredelt."



Damasjirte Toledoklinge.



Dritter Zeitraum.

Zweiter Abschnitt.

Das Zeitalter der Karolinger.

Das Byzantinische Reich und der Bilderstreit.

In Zeiten großer Bedrängniß scheinen einzelne Staaten dazu bestimmt und ausersehen zu sein, den Errungenschaften der Kultur als Zufluchtsort zu dienen und das, was die Jahrhunderte menschlichen Fleißes zu Tage gefördert, künftigen Generationen zu überliefern, damit die letzteren weiter bauen auf dem, was die Vorfahren geschaffen. Sie erscheinen als die Hüter und Erhalter der Kultur, wenn sie auch diese selbst nur wenig zu fördern vermochten. Dem Byzantinischen Reiche war nach der Völkerwanderung diese Rolle in hervorragender Weise zugetheilt.

In Byzanz erhielt sich, nachdem das Römische Reich des Abendlandes gestürzt war, die römische Kultur; römische Gelehrsamkeit und Staatsweisheit gelangte dort unter Justinian sogar zu neuer Blüte. Von Byzanz aus drangen, wie wir sahen, griechisch-römische Bildung und verfeinerte Sitten an den Hof der Khalifen. Sie gaben dem arabischen Geiste neue Anregung und beförderten jenen großartigen Aufschwung, welchen die mohammedanische Welt unter den Abbasiden genommen. Nach dem Falle Konstantinopels aber flüchteten griechische Gelehrte und Künstler nach Italien; sie retteten dorthin die Errungenschaften der antiken Kultur, und es begann jene Periode der Renaissance, der Wiedergeburt der bisher in den christlich-klerikalen Anschauungen niedergehaltenen Wissenschaften und Künste, jene Periode, welche den Beginn der Neuzeit bezeichnet. So wurde Byzanz, wie es der Vermittler zwischen Europa und Asien war, auch zum Vermittler zwischen der antiken Welt und der neuen Zeit, in welcher wir leben! Vom Bosporos aus fanden die philosophischen Anschauungen der antiken Welt ihren Weg nach Europa, um namentlich den deutschen Geist zu klären und ihn aus den Fesseln, welche die Kirche in seiner Jugendepoche ihm anzulegen wußte, zu befreien. Bevor wir daher die mächtige Entwicklung deutschen Geistes und Wesens, wie sie sich zuerst im Reiche Karl's des Großen zeigte, verfolgen, haben wir die Schicksale des Byzantinischen Reiches ins Auge zu fassen. Dieselben sind maßgebend für den gesammten künftigen Bildungs- und Entwicklungsgang der Welt.

Wir verließen (s. S. 153) das Byzantinische Reich mit dem Erlöschen der heraklischen Dynastie und sahen nach einander Philippicus (711—713), Anastasius II. (713—716), Theodosius II. (716—718) die Krone gewaltsam erringen und verlieren, bis sich endlich mit der Gründung der isaurischen Dynastie wieder eine Herrscherfamilie dauernd des Thrones bemächtigt.

Die isaurische Dynastie. Diese Dynastie beginnt mit Leo III. (718—741), dem Isaurier, welcher von ursprünglich niedriger Herkunft war und jeder höheren Bildung entbehrte. Er hatte eine Zeit lang als gemeiner Soldat gedient, war alsdann wegen seiner schönen großen Gestalt von Justinian II. unter die kaiserliche Leibwache aufgenommen worden und hatte sich darin so schnell emporgeschwungen, daß er schon von Anastasius II. zum Oberfeldherrn aller byzantinischen Heere ernannt worden war, welche Stelle er noch bekleidete, als er sich durch eine Empörung gegen Theodosius II., den er nicht anerkennen wollte, auf den Thron schwang. Ein Jahrhundert lang behauptete seine Dynastie den Thron.

Während der Herrschaft dieses Regentenhauses blieb das Reich von den Angriffen der Araber im Allgemeinen verschont, weil sich die Kraft dieses Volkes in inneren Kämpfen verzehrte; allein durch den neuentstehenden Bilderstreit wurde nicht nur die bürgerliche Ruhe des Kaiserthums untergraben, sondern auch, wie wir sehen werden, das Losreißen des Exarchats, die weltliche Herrschaft der Päpste und die Erneuerung des abendländischen Kaiserthums veranlaßt, so daß das einst mächtige Byzantinische Reich immer mehr zusammenschrumpft und an äußerer Macht verliert.

Beginn des Bilderstreites. Leo III. war vom ganzen Lande mit Jubel als Kaiser begrüßt worden, und wirklich würde er auch durch sein kräftiges, entschiedenes und sittliches Verhalten das Reich zu neuer Kraft erhoben haben, wenn ihn sein Eifer für die Reinheit der christlichen Religion nicht zu einer Handlungsweise verleitet hätte, die auf lange Zeit hinaus das Reich mit den Schrecken blutigen Bürgerstreites erfüllte. Im Jahr 726 erließ er eine Verordnung, durch welche all und jeder Bilderdienst in der christlichen Kirche streng verboten wurde. Die Bilder sollten von den Altären entfernt und höher gestellt werden, um sie der unmittelbaren zu einer abergläubischen Andacht und Anbetung mißbrauchten Berührung zu entziehen. Im Jahr 728, aufgereizt durch den fanatischen Widerstand der Eiferer, erließ Leo ein verschärftes Edikt, nach welchem die vollständige Entfernung aller Abbilder Christi, der heiligen Jungfrau, der Engel und Heiligen aus den Kirchen und von den sonstigen, dem religiösen Dienste geweihten Plätzen zu erfolgen hatte. Zugleich wurde jede, selbst häusliche Verehrung der Bilder mit harter Strafe bedroht. Diese Verordnung zog dem Kaiser den Namen „Iconomachus“ (Bilderstürmer) zu, ein Name, der auch auf die Partei, welche dem Kaiser anhing, sowie auf die gesammte Geschichtsepoche, welche wir schildern, übergegangen ist.

Wenn wir diese wichtige Maßregel beurtheilen sollen, so müssen wir wol gestehen, daß die Absichten, welche den Kaiser dabei leiteten, die besten, redlichsten und löblichsten, mit einem Worte sittlicher Natur waren; denn der Bilderdienst war im Laufe der Zeit dermaßen ausgeartet, daß das Christenthum dadurch herabgewürdigt wurde und vor dem Heidenthum der Vorzeit kaum noch viel voraus hatte. Die Einsichtsvolleren und Gebildeten betrachteten die Bilder nur als Symbole, welche die Verehrung der durch sie vorgestellten Personen vermitteln sollten, allein die große Menge erhob sich nicht über die unmittelbare Sinnlichkeit, sie ließ den Bildern an und für sich göttliche Verehrung widerfahren. Man berührte und küßte die heiligen Gegenstände, betete zu ihnen, rief sie in Noth und Krankheit an, ja erhoffte göttliche Kraftäußerungen, übernatürliche Wirkungen von ihnen. Selbstverständlich wurde dieser abergläubische Bilderdienst von dem Klerus aufs Eifrigste gehegt; war er doch das beste Mittel, des letzteren Herrschaft über die großen Massen immer mehr zu befestigen, denn wo die Vernunft durch den Aberglauben zum Schweigen gebracht wird, ergiebt sich ein blinder Gehorsam von selbst.

So entwickelte sich in dem Schoße der christlichen Kirche allmählich ein neuer Götzendienst, und zwar in seiner rohesten Gestalt, indem die Heiligenbilder meist aus den Händen unerfahrener Mönche hervorgingen und jeder höheren künstlerischen Auffassung oder Vollendung entbehrten. Die ursprünglichen Tendenzen des Christenthums waren gefälscht, der Abscheu gegen die Götter von Stein und Erz, die Anbetung des einen Gottes im Geiste und in der Wahrheit, welche es gepredigt, waren in ihr Gegentheil verwandelt worden. Was aber Kaiser Leo am meisten bewog, energisch gegen diesen Aberglauben und religiösen Wahn vorzugehen, war der Gedanke, mit welchem er sich trug, nämlich die Mohammedaner und Juden zu der christlichen Kirche zu bekehren, und eben diesen war der Bilderdienst ein Greuel. Die Bilderanbetung mußte als unüberwindliches Hinderniß gegen eine solche Bekehrung vor Allem unterdrückt werden.

In jedem Falle strebte der Kaiser einen von allen Besserdenkenden anzuerkennenden Läuterungsprozeß der christlichen Kirche an, wenn andererseits auch nicht geleugnet werden kann, daß er sich in dem Mittel zu diesem edlen Zweck — wie so leicht möglich, aus menschlichem Irrthum — vergriff. Hätte Leo die geistigen Waffen aufgerufen, um den Bilderdienst zu bekämpfen und auszurotten, hätte er öffentlich und vornehmlich in Schriften das Widersinnige und Unchristliche des Bilderdienstes erklärt oder durch die Philosophen erklären und durch die Lehrer der Jugend lehren lassen, man würde kein Recht haben, ihn zu tadeln. Indem er aber seine kaiserliche Gewalt geltend machte, beeinträchtigte er die Freiheit der Gewissen, und in der That müssen wir jene Verordnung fast mehr noch aus diesem Grunde tadelnswerth finden, als wegen der unseligen Folgen, die sie nach sich zog.

Der aufgeklärtere Theil der Bevölkerung begrüßte die kaiserliche Verordnung mit Jubel; die Gegner jedoch, den fanatischen Klerus an der Spitze, erhoben ein solches Geschrei, daß ein offener Aufstand die Folge davon war. Der erste Ausbruch dieser Empörung richtete sich gegen die Statuen des Kaisers, welche man ebenso zertrümmerte, wie dieser die Bilder der Heiligen zertrümmern ließ. Der Aufstand wurde zwar durch die kaiserlichen Leibwachen nach manchem Blutvergießen gedämpft; aber freilich nur in Konstantinopel und den byzantinischen Hauptlanden. Im Exarchat dagegen war die Empörung gegen das kaiserliche Dekret so allgemein und entschieden, daß sich viele Städte von Kaiser und Reich lossagten und bald eine leichte Beute der Langobarden wurden. — Nichtsdestoweniger blieb Leo seinem einmal aufgestellten Grundsatz sein ganzes Leben hindurch getreu, indem er es bis zu seinem Tode als seine Hauptaufgabe betrachtete, den Bilderdienst auszurotten.

Constantin V. Noch weiter ging in diesen gewaltsamen Reformen sein Sohn und Nachfolger Constantin V. (741—775), dem die boshafte Geistlichkeit den ekelhaften Namen Kopronymos (der Kothige) verliehen, angeblich weil er bei der Taufe als neugeborenes Kind das Taufwasser verunreinigt hatte. Als er kurze Zeit nach seinem Regierungsantritte einen Feldzug gegen die Sarazenen unternahm, empörte sich sein Schwager Artavasdes an der Spitze der Bilderverehrer gegen ihn und ließ sich als Kaiser ausrufen (742). Constantin mit Hülfe seiner tapferen und getreuen Isaurier schlug den Artavasdes und dessen Sohn Niketas in zwei blutigen Treffen und belagerte nun Konstantinopel, wo sein Gegner verzweifelte Anstrengungen machte, sich gegen den ihn hart bedrängenden Kaiser zu halten. Auch der wankelmüthige Patriarch Anastasius war in der Hauptstadt auf die Seite der Empörer getreten. Als aber endlich Mangel und Hunger unter den Belagerten zu wüthen begannen, sank denselben der Muth; die Stadt wurde erstürmt, geplündert und furchtbare Rache an den Bilderverehrern geübt. Artavasdes und seine Söhne wurden geblendet und der treulose Patriarch mußte, nachdem er mit Peitschenhieben gezüchtigt worden, verkehrt auf einem Esel die Straßen Konstantinopels durchreiten. — Nicht minder glücklich war Constantin gegen die Bulgaren, jenes asiatische Nomadenvolk, das bis in die Donauländer vorgedrungen war; tausende von Gefangenen ließ er

niedermetzeln und schreckte sie so vor weiteren Einfällen in das Reich zurück, das er außerdem durch neue Grenzfestungen sicherte. Auch die Araber bekämpfte er mit Erfolg.

Jetzt, nachdem er seinen Thron befestigt, ging er mit verschärften Maßregeln gegen den Bilderdienst vor. Er berief 754 ein allgemeines Konzil nach dem Palaste Hierium, Konstantinopel gegenüber, auf dem asiatischen Ufer, welches auch von 338 Bischöfen besucht wurde und auf welchem er selbst den Vorsitz führte. Die meist fügsamen Würdenträger erklärten den Bilderdienst für eine „Erfindung des Teufels", und ihre Beschlüsse benutzte Constantin, um die strengsten Verbote gegen die Bilderverehrer zu erlassen. Als er von Neuem auf hartnäckigen Widerstand stieß, wiederholten sich die blutigen Verfolgungen und die grausamsten Mißhandlungen der Bilderfreunde. Nachsichtslos wüthete er gegen Klöster und Mönche, die freilich auch durch Schmähungen und fanatische Reden den Aufruhr am meisten schürten, weil sie sich zugleich in ihren materiellen Interessen geschädigt sahen, indem sie die Malerei und Bildnerei in Wachs, Holz und anderen Stoffen als höchst einträgliches Gewerbe betrieben. Aber Constantin ließ sich eben so wenig wie sein Vorgänger schrecken. Die Zertrümmerung und Zerstörung von Statuen und Bildern wurden allerorten fortgesetzt, die Klöster aufgehoben und in Kasernen verwandelt, die Mönche und Nonnen theilweise zum Heirathen gezwungen, ja vielfach Spott und Hohn über sie verhängt. Auch die Reliquien wurden nicht verschont. So ließ Constantin unter Anderm den Leichnam der heiligen Euphemia, welcher nach der Sage Oel ausschwitzen sollte und in einem steinernen Sarge aufbewahrt war, ins Meer werfen. Die unverbesserlichen Feinde des Kaisers trösteten jedoch bald die Reliquienverehrer mit der Nachricht: Sarg und Leichnam seien bei Lemnos wieder glücklich und unversehrt ans Land geschwemmt worden. Weiterhin wurden die als Heilige verehrten Einsiedler Andreas und Stephanus verstümmelt und dann hingerichtet; ebenso ließ der Kaiser den übereifrigen Patriarchen Constantius enthaupten und seinen Kopf öffentlich zum Schrecken des Volkes ausstellen. Indeß alle Verfolgung, aller Glaubenszwang vermochte den Bilderdienst nicht niederzuschlagen; blutige Unruhen griffen überall um sich. Wir wollen schließlich nur noch anführen, daß zum Theil infolge dieser Wirren auch noch der Rest des Exarchats bis auf Calabrien, Bruttien und Sizilien an die mächtig um sich greifenden Langobarden verloren ging. Dazu gesellten sich noch zerstörende Naturereignisse, ungewöhnlich harte Winterfröste, dann grausige Verheerungen durch die Pest, so daß die lange Regierung eines im Ganzen kräftigen und würdigen Kaisers durch Unheil aller Art in Verruf kommen mußte. Die Erdbeben, die während der Regierung Constantin's V. in Syrien und anderen Provinzen arge Verwüstungen hervorriefen und in denen man göttliche Strafgerichte erblickte, gehörten zu den schrecklichsten, von denen die Geschichte berichtet.

Dieses waren die Anfänge des Streites, der das Byzantinische Reich in zwei Parteien, in Bilderdiener (Ikonodulen) und Bilderstürmer (Ikonoklasten), spaltete, ein Streit, der ein Jahrhundert lang das Byzantinische Reich erschüttern und schließlich den Sturz der Dynastie Leo's des Isauriers herbeiführen sollte. So sehr es dem Reiche zum Heil gereichte, daß zwei Kaiser auf einander folgten, welche Kraft und Geschicklichkeit besaßen, um das Scepter würdig zu führen, Regenten, welche es vermochten, der Krone wieder Ansehen zu verschaffen, so war es ihnen dennoch nicht möglich, ohne Nachtheil für das Ganze, namentlich für den Territorialbestand des Reichs, ihre Absichten zur Geltung zu bringen. Leo III. und sein Nachfolger hatten Beide den Fehler begangen, durch den weltlichen Zwang Glaubensfragen entscheiden zu wollen. Der moderne Grundsatz völliger Trennung der Kirche vom Staate war damals noch nicht erdacht, um die Beziehungen zwischen Kirche und Staat zu regeln. Die Wirkung der Uebergriffe der weltlichen Macht, welche nur selten ihren Willen durchzusetzen vermag, war nur die, daß die Kirche um so mächtiger aus dem Streite hervorging und später auch keinen Anstand nahm, in rein weltlichen Angelegenheiten ihren Einfluß überwiegend geltend zu machen.

Der erste Bannfluch. Die Päpste Gregor II. und dessen Nachfolger traten Leo III. und Constantin V. energisch entgegen. Gregor II. beschränkte sich nicht nur auf Vorstellungen und Zurechtweisungen, sondern machte zum ersten Mal von jener später so furchtbaren Waffe des Bannfluches der Kirche Gebrauch. In einer von ihm nach Rom berufenen Synode wurde 732 durch Gregor III. der Bannfluch der Kirche über alle Diejenigen ausgesprochen, welche es wagen würden, durch Wort und That die heiligen Bilder anzugreifen.



Aus der Zeit des Bildersturmes.

Zwar war hierbei der Kaiser nicht direkt genannt, aber doch stillschweigend inbegriffen, denn Gregor III. wollte immer noch Mittel und Wege zu einer Verständigung mit ihm offen lassen und rieth daher sogar von der Wahl eines Gegenkaisers ab. Trotzdem suchte Leo sich der Person des Papstes zu bemächtigen. Die Bevölkerung des Exarchats, namentlich diejenige der Hauptstadt Ravenna, stand jedoch zum Papste, und jener Streit mit den

byzantinischen Kaisern führte dazu, daß die Römer sich daran gewöhnten, in dem Papste, dessen Bildniß schon im achten Jahrhundert auf Münzen geprägt wurde, ihre höchste Obrigkeit zu erblicken. So wurden — ein Beweis, wie Uebergriffe auf der einen stets Ausschreitungen auf der andern Seite zur Folge haben — durch die Einmischung Leo's III und Constantin's V. in kirchliche Angelegenheiten die Grundpfeiler der weltlichen Macht des Papstthums gelegt.

Leo IV. und Irene. Constantin V. war gerade im Begriffe, einen neuen Kriegszug gegen die Bulgaren zu unternehmen, als ihn auf einem Schiffe der Tod ereilte. Das Unglück des Byzantinischen Reiches wollte es, daß auf zwei Regenten, die, wenn ihre Politik auch eine fehlerhafte war, doch Energie und Kraft zeigten, in Leo IV. (775—780) ein Kaiser folgte, der durch seine Milde bei dem feindseligen Klerus das Vorurtheil der Schwäche erweckte. Er erhielt die Gesetze gegen die Bilder zwar aufrecht, führte dieselben aber nicht mit der gleichen Strenge durch, wie seine Vorgänger; ja er machte sich durch halbe Maßregeln, die kaum Jemand für ihn gewannen, bei einem großen Theile der Bilderstürmer gründlich verhaßt. Den feindseligen Mönchen wurde nun, unter der Bedingung, daß sie sich ruhig verhielten, die Rückkehr in das Reich gestattet; weiterhin erlaubte er es, Mönche zu den höchsten Würden der Kirche zu befördern und hierdurch ein ausdrückliches Gesetz seines Vaters umzustoßen. — Alle seine Tugenden, sein Edelmuth und seine allgemein kundige Freigebigkeit vermochten es nicht, ihn gegen die Parteileidenschaft zu schützen, die er durch die von ihm versuchte mildere Regierung gegen sich erregte. Das Unglück wollte es, daß sein Vater ihm die schöne, aber ehrgeizige und herrschsüchtige Athenerin Irene zum Weib erwählt hatte, die selbst eine Anhängerin des Bilderdienstes war. Irene trat, obwol sie bei ihrer Vermählung den Bilderdienst feierlich abgeschworen hatte, mit den Mönchen in Verbindung. Sie gehörte zu den frommen Seelen, welche eine fortdauernde Sehnsucht nach dem Himmel empfinden, ohne denselben durch Aufopferung und werkthätige Liebe verdienen zu wollen. Eines Tages fand man Amulete in ihrem Bett: Leo ließ einige der an der Sache Betheiligten einkerkern und einen Fanatiker, der sich zum Märtyrerthum drängte, hinrichten. Seine Gattin entfernte der Erzürnte aus dem Palaste und brach allen Umgang mit ihr ab. Bald darauf ereilte ihn jedoch der Tod.

Leo's IV. ständige Sorge war gewesen, seinem zur Zeit seines Todes zehnjährigen Sohn Constantin die Nachfolge zu sichern. Schon bald nach seiner Thronbesteigung hatte Leo wiederholte Empörungen der fünf Söhne des Constantin Kopronymos aus zweiter Ehe zu bekämpfen. Um nun seinem Sohne den Thron zu sichern, übertrug er daher kurz vor seinem Ableben seiner Gattin Irene die Vormundschaft über den Knaben. Diese Maßregel war der unheilvollste Akt seiner Regierung; denn durch sie sollte das Byzantinische Reich der Schauplatz jener von nun an noch kaum mehr unterbrochenen Kämpfe werden, während derer die Kaisermacht zum Schatten herabsank. — Unter Irene erhob die Reaktion mit unerhörter Kühnheit das Haupt; denn durch ihre Freundschaft mit dem Klerus dachte sie sich in dem Besitz der Herrschaft zu erhalten. Ihre nächste Absicht richtete sich darauf, die bestehenden Gesetze gegen den Bilderdienst wieder aufzuheben, wobei sie freilich gefaßt sein mußte, auf große Schwierigkeiten zu stoßen, ganz besonders, da die Macht der Bilderfeinde durch das Heer gestützt und getragen wurde. Sie ging daher mit großer Vorsicht zu Werke.

Tarasius. Zunächst schlug sie für den erledigten Patriarchenstuhl ihren Geheimschreiber, den schlauen Tarasius vor, einen Laien. Um dessen Wahl durchzusetzen, wurde eine Komödie gespielt, die — um ihrer Berechnung und Folgen willen — Erwähnung verdient. Die Kaiserin berief eine Versammlung des Volks und der Großen in den Palast Magnaura, stellte den Tarasius vor und trug ihm die Würde eines Patriarchen an. Er weigerte sich indessen eine Stelle anzunehmen, die ihm als Laien nicht gebühre, erklärte sich aber schließlich hierzu in dem Falle bereit, wenn man eine allgemeine Kirchenversammlung berufen wolle, um mittels derselben den Bilderdienst wieder einzuführen.

Es erhoben sich viele Stimmen gegen ihn, allein diese wurden durch bezahlte Schreier übertäubt, und die Ernennung des Tarasius zum Patriarchen sowie die Einberufung der Kirchenversammlung blieben beschlossene Sache. Sogar eine Gesandtschaft wurde nach Rom befördert, um die Erlaubniß und Unterstützung des Papstes bezüglich der Kirchenversammlung zu erbitten.

So leicht sollte indessen das Werk der Reaktion nicht von statten gehen. Die Truppen widersetzten sich offen der Abhaltung des Konzils, und erst nachdem die Leibwache unter dem Vorwande, den Kampf gegen die Sarazenen wieder aufzunehmen, nach Kleinasien gelockt, dort aber entlassen und durch neue zuverlässige Leute ersetzt war, vermochte es die Kaiserin durchzusetzen (787), eine Synode nach Nikäa, der früheren Konzilstadt, das siebente allgemeine Konzil einzuberufen. Die Gesandten an die Bischöfe des Morgenlandes und des Abendlandes sollten diese veranlassen, zu demselben zahlreich zu erscheinen. Auch der Papst wurde dringend eingeladen das Concilium zu beschicken.



Das zweite Konzil von Nikäa. Nach einer Miniatur aus dem neunten Jahrhundert.

Die zweite Kirchenversammlung von Nikäa ist eine der wichtigsten, welche die Geschichte kennt, und zwar darum, weil sie am meisten zur Befestigung der Macht des römischen Stuhles diente, der durch sein kluges Verhalten aus dem gesammten Bilderstreite die größten Vortheile zog. Es verdient daher gerade diese Versammlung eine schärfere Beleuchtung, um zu zeigen, wie der Papst keine Spaltung unter den morgenländischen Christen zur Mehrung seines Ansehns unbenutzt ließ.

Die Politik des Bischofs von Rom war, wie wir bereits an Theodosius dem Großen, den Westgothen, Burgundern und Franken gezeigt haben, eine streng folgerichtige, auf Bildung einer festgefügten Hierarchie abzielende und bewährte auch in den Wirren des Byzantinischen Reiches ihre unbeugsame Konsequenz. — Der Papst Hadrian belobte in seinem Antwortschreiben den heiligen Vorsatz der Kaiserin; aber dann gab er zu verstehen, daß sie dem glorreichen Beginnen, der Gottlosigkeit ihrer Vorgänger ein Ende zu machen, nur dann die Krone aufsetzen würde, wenn sie den Statthalter Christi als solchen ehre und nach Verdienst anerkenne: „daß Ew. von Gott verliehene Macht ehre die heiligste römische Kirche, den Hauptapostel, welchem gegeben ward die Macht zu binden und zu lösen die Sünden im Himmel und auf der Erden; dann wird diese auch

sein Mitstreiter Eurer Kraft, daß alle barbarischen Völker unter Eure Füße gelegt werden." — Darauf erörterte der Papst, warum die Bilder für den christlichen Gottesdienst nothwendig seien. Sie seien weniger da, Ungläubige zu bekehren, als um Gläubige in ihrem Glauben zu befestigen. Endlich aber berührt er die Erwählung des Tarasius zum Patriarchen und beutet die Unregelmäßigkeit der Wahl für seine Zwecke aus.

„Der Zweck heiligt die Mittel". Hadrian beschwert sich nämlich über den Titel eines „allgemeinen" (ökumenischen) Bischofs, den sich Tarasius beigelegt. Er verlangt, daß man der römischen Kirche ihre infolge der Bilderstürmerei eingezogenen Güter zurückgebe und die Gelder wieder verabfolge, die zu ihrer Unterhaltung nothwendig seien. Endlich sagt der Papst, er könne es nicht billigen, daß Tarasius, ein Laie, unmittelbar Bischof geworden sei. Allein um des guten Zweckes Willen wolle er das schlechte Mittel nicht tadeln, wenn Tarasius sich des anstößigen Titels eines ökumenischen Patriarchen enthalten wolle.

Zu der zweiten nach Nikäa einberufenen Kirchenversammlung waren die größten Vorbereitungen getroffen worden, um den Erfolg zu sichern. Unter dem Schutze der neu organisirten Leibwache, die das Sitzungsgebäude und die Stadt gegen jeden Angriff zu vertheidigen bereit war, vereinigten sich daselbst an 350 Kleriker, darunter 132 Mönche. Die Mehrzahl der Theilnehmer des Konzils war den Plänen der Kaiserin günstig gestimmt; auf die Minderheit wurde durch die zahlreichen, dem Hofe zur Verfügung stehenden Mittel eingewirkt, um sie zum Aufgeben ihrer bilderfeindlichen Gesinnungen zu bewegen. In der That erlangte man es, daß frühere Synodalbeschlüsse für ungiltig erklärt wurden, indem man zu beweisen suchte, daß die Verehrung der Bilder der heiligen Schrift und der Vernunft, den Kirchenvätern und Konzilien entspräche. Es wurde festgesetzt, daß man die Bilder durch Kniebeugungen verehren, sie aber nicht anbeten solle. Ueber die Bilderfeinde wurde, sofern sie nicht durch Kirchenbuße und reumüthige Abschwörung ihrem Irrthum entsagten, das Anathema ausgesprochen.

Verhalten des Papstes. Den größten Gewinn zog aus dem Allem der Papst, der von nun an vom Morgen- und Abendlande anerkannte Oberhirt der Christenheit. Die Beschlüsse der Synode nahm er daher mit Freuden an, vermied aber jede Uebereilung oder Ueberstürzung und bewies dadurch zugleich jene Staatsklugheit, welche der römische Stuhl allezeit bewährte. Die fränkischen Könige und Geistlichen, deren bilderfeindliche Gesinnungen er sehr gut kannte, hatte der Papst gar nicht zum Beitritt zu diesen Beschlüssen eingeladen; ja, er hatte sogar eine Zeitlang die Anzeige des Konzils verzögert. Auch beobachteten die Päpste in der Folgezeit eine Haltung, durch welche sie jeglichen Konflikt mit den fränkischen Königen hinsichtlich des Bilderdienstes vermieden.

Irene und Constantin VI. Die Kaiserin selbst sah sich infolge des Konzils mit Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien überhäuft, was nur dazu beitrug, ihren maßlosen Ehrgeiz und ihre unbezähmbare Herrschsucht noch mehr zu steigern. Die Alleinherrschaft wurde nunmehr ihr erstes Ziel. Ihren Sohn, der bisher die Regierungsdekrete mit unterzeichnet hatte, trachtete sie vollständig von den Staatsgeschäften fern zu halten und suchte auch sonst die Verbindungen abzuschneiden, welche demselben zu dem ihm gebührenden Einflusse hätten verhelfen können. Sie hatte früher für ihn um die Hand von Rotrudis, Karl des Großen Tochter, geworben. Nunmehr, da sie voraussetzen konnte, Kaiser Karl werde die untergeordnete Stellung seines Schwiegersohnes nicht dulden, brach sie die Unterhandlungen ab und nöthigte ihren Sohn, gegen seinen Willen eine armenische Fürstentochter zu heirathen. Die Ereignisse nahmen nunmehr einen immer unheilvolleren Verlauf. Als der bis zu seinem achtzehnten Jahre ganz von seiner Mutter geleitete Constantin VI. an der kaiserlichen Gewalt Geschmack fand, entstand zwischen ihm und der Kaiserin ein mehr und mehr sich verschärfendes feindseliges Verhältniß. Schließlich den Einflüsterungen unzufriedener Höflinge und Parteigenossen Gehör schenkend, trug sich Constantin mit dem Gedanken, seiner Mutter durch Verbannung nach Sizilien für immer den Einfluß und die Gewalt zu entreißen.

Allein die wachsame Irene entdeckte die Verschwörung, züchtigte die Theilnehmer und ließ den Sohn selbst gefangen setzen (789). Zwei Jahre darauf jedoch bestanden die des Weiberregimentes müden Truppen auf der Befreiung Constantin's und seiner unumschränkten Herrschaft. Irene zog sich in die Einsamkeit zurück, aber nur, um auf Rache und neue Mittel zur Erreichung ihrer Ziele zu brüten. Sie zettelte mit Hülfe ihres früheren Ministers Naurakius, unterstützt von Höflingen und Geistlichen zahllose Intriguen gegen den Kaiser an und brachte schließlich eine Verschwörung zum Zwecke ihrer Wiedereinsetzung als Kaiserin zu Stande. Der Ehrgeiz erstickte in ihr jedes mütterliche Gefühl, und sie faßte im kritischsten Momente, auf Anstiften ihrer Rathgeber, den teuflischen Entschluß, den leiblichen Sohn blenden zu lassen, um ihn hierdurch für immer vom Throne fern zu halten. Die Greuelthat wurde in demselben Purpursaale ausgeführt, in welchem Constantin geboren worden war. Eben aus dem Schlafe erwachend, stießen ihm einige Mörder ihre Dolche mit solcher Wuth in die Augen, daß der Unglückliche beinahe erlegen wäre (797). Er starb jedoch erst mehrere Jahre später in Vergessenheit. Mit ihm erlosch das Haus Leo's des Isauriers.

Irene's Ausgang. Doch nicht lange sollte diese die Frucht ihrer Schandthat genießen. Zwar ließ sie kein Mittel unversucht, um sich die Zuneigung des Volkes zu erhalten; sie erleichterte die Steuern, beförderte den Handel, stiftete viele Klöster und sorgte mit dem größten Eifer für die Wiederherstellung des Bilderdienstes. Sie übte verschwenderische Freigebigkeit, ließ, wenn sie an Festtagen in einem goldenen, von vier milchweißen Rossen gezogenen Wagen, umgeben von ihren höchsten Würdenträgern, nach der Sophienkirche fuhr, die jubelnde Menge mit einem Regen von Gold- und Silbermünzen überschütten und suchte dadurch die großen Massen wieder für sich zu gewinnen. Allein als sie den Entschluß faßte, den Antrag des mächtigen Kaisers Karl des Großen, ihm ihre Hand zu reichen, anzunehmen, sah das Volk in einer solchen Verbindung die Reichsunabhängigkeit gefährdet und es traten die Großen (802) zu einer Verschwörung zusammen. Sie erhoben den Großschatzmeister des Reiches, Nicephorus, zum Kaiser, und dieser verbannte die entthronte Irene nach der Insel Lesbos, wo sie unbedauert ihr Leben in Armuth beschloß. — Zufolge ihrer Intriguen hatte sich Irene nirgends Freunde erworben; ihr eigenes Geschöpf, der heuchlerische Tarasius, war es, der Nicephorus in der Sophienkirche feierlich krönte. Um so höher stand sie in den Augen der Mönche, welche nicht anstanden, die Wiederherstellerin des Bilderdienstes sogar unter die Heiligen zu erheben.

Nicephorus (807—811). Eine noch unglücklichere Regierung für das Reich war diejenige des Nicephorus. Vielen mußte es scheinen, als ob Irene den Ruf einer Heiligen, den die Mönche um sie verbreiteten, wirklich verdient habe, nachdem sie erst die unersättliche Habsucht und grenzenlose Tyrannei ihres Nachfolgers kennen gelernt hatten. Wenige Herrscher, welche die Geschichte aufführt, waren in ähnlichem Maße wie Nicephorus erfinderisch in Mitteln zur Bereicherung ihres Säckels. Eine Reihe neuer Steuer- und Zollgesetze trieb die Aussaugung des Volkes auf eine unerträgliche Höhe. Indessen nicht allein bei diesem machte sich der Tyrann hierdurch verhaßt, sein Geiz trieb ihn sogar, den Sold der Truppen zu kürzen und damit meuterische Vorfälle und unbotmäßiges Verhalten im Heere hervorzurufen, was ihm schließlich zum Verderben gereichen sollte. Gegen die Araber, welche seit einiger Zeit das Reich wieder ernstlicher beunruhigten, kämpfte er so unglücklich, daß er den Frieden mit Tribut erkaufen mußte. Dagegen war er Anfangs siegreich gegen die Bulgaren, und schon trug er sich mit dem Gedanken, die lästigen Feinde für immer vernichten zu können. Mit unerhörter Grausamkeit suchte er ihr Land heim, bis sie sich, von Verzweiflung getrieben, noch einmal zusammenrotteten und in wildem Grimme über ihren Gegner herfielen. Von seinen meuterischen Truppen verrathen, erlitt Nicephorus eine vollständige Niederlage (Juli 811) und verlor trotz tapferer Gegenwehr das Leben. Das Haupt des Kaisers wurde Anfangs auf einem Pfahle zur Schau ausgestellt, hernach aber der Schädel nach der Sitte der Barbaren in Silber gefaßt, um als Trinkgeschirr zu dienen.

Auch **Naurakius**, der Sohn des Kaisers, ward in dieser unglücklichen Schlacht gefährlich verwundet. Obwol seine Wunde wenig Hoffnung auf Genesung ließ und weder Aussehen noch Geistesfähigkeiten ihn zur Kaiserwürde geeignet erscheinen ließen, wurde Naurakius doch auf Betrieb des Gardehauptmanns Stephanus zum Kaiser ausgerufen. Aufgestachelt durch seine ehrgeizige Gemahlin **Theophano**, suchte er sich auf dem Throne zu erhalten, obgleich das Volk, die Geistlichkeit und das Heer die Krönung seines Schwagers **Michael Rhangabe** verlangten. Er ertheilte sogar den Befehl, Michael blenden zu lassen, allein der damit beauftragte Oberst der Leibwache erklärte sich anstatt dessen für Michael. Jetzt erst ließ sich Naurakius in ein Kloster bringen, wo er wenige Monate darauf (812) seinen Wunden erlag.

Michael I. (811—813), der Spielball der Geistlichkeit und seines Weibes **Procobia**, war ein ebenso kläglicher Regent wie sein Vorgänger. Er wüthete gegen die Bilderfeinde und verbrachte seine ganze Zeit mit kirchlichen Streitfragen, während dessen die Bulgaren ihre Einfälle ungestraft erneuten, unter ihrem verwegenen König **Krumnus** Makedonien und Thrakien verheerten, ja bis in die Nähe der Hauptstadt vordrangen. Die Sarazenen beunruhigten gleichfalls das Reich, jedoch der kaiserliche Feldherr Leo aus Armenien bekämpfte sie mit Glück. Endlich ermannte sich Michael selbst zu einem Feldzuge gegen die Bulgaren, floh jedoch schon beim ersten Treffen am Fuße des Hämus noch vor dessen Entscheidung nach Konstantinopel zurück. Aufgebracht über eine solche unwürdige Feigheit riefen die Truppen Leo den Armenier zum Kaiser aus, während sich Michael demüthig die Haare abschnitt und in ein Kloster zurückzog, in welchem er noch 35 Jahre lebte.

Leo V. (813—820). Der neue Kaiser war ein glücklicher Krieger und kräftiger Herrscher. Gleich Leo dem Isaurier legte er wenig Werth auf Künste und Wissenschaften, verwendete dagegen als geborener Soldat um so mehr Sorgfalt auf das Heer. Nicht minder nahm er sich der Rechtspflege an und suchte die Mißbräuche in der Verwaltung zu entfernen. Allein seine Abneigung gegen den Bilderdienst rief mancherlei Unruhen hervor, obschon er seine Maßregeln mit großer Vorsicht und Mäßigung ergriff.

Die Bulgaren fuhren fort das Reich zu belästigen. Schon bei der Thronbesteigung Leo's waren sie bis unter die Mauern Konstantinopels gerückt und plünderten dessen Vorstädte. Das ganze Land wurde von ihnen verheert; blühende Städte und die herrlichsten Kunstwerke fielen ihrer Zerstörungswuth anheim. Zahllose Gefangene, darunter die gesammte Einwohnerschaft Adrianopels, schleppten sie mit sich und versetzten sie auf das nördliche Donauufer, wodurch allerdings der Ausbreitung des Christenthums unter den Völkern jener Länderstriche bedeutender Vorschub geleistet wurde. Nachdem die Bulgaren die Verwüstung des Landes so weit getrieben, daß sie selbst keinen Unterhalt mehr darin zu finden vermochten, erschien der kriegskundige Leo plötzlich mit einem Heere in ihrem Rücken und brachte ihnen unweit **Masembria** eine solch fürchterliche Niederlage bei, daß der Kern ihrer gesammten Macht das Schlachtfeld deckte (April 814). Auch ihr König Krumnus fiel und sein Nachfolger mußte sich unter Herausgabe aller früheren Eroberungen zum Abschlusse eines dreißigjährigen Friedens verstehen. — Leo benutzte die Zeit der Ruhe zum Wiederaufbaue der zerstörten Städte, zugleich aber auch zu der Ergreifung strengerer Maßregeln gegen den Bilderdienst. Die Scenen früherer Tage wiederholten sich; mit unversöhnlichem Hasse und blindem Fanatismus begegneten und verfolgten sich gegenseitig Bilderstürmer und Bilderfreunde.

Ein Heerführer, **Michael „der Stammler“** genannt, hatte nach der unglücklichen Schlacht am Fuße des Hämus die Wahl des Heeres auf Leo den Armenier gelenkt, und als dieser den Antrag verwerfen wollte, ihn sogar mit gezogenem Schwerte zur Thronbesteigung genöthigt. Die bisherigen Freunde waren inzwischen mit einander zerfallen, ja Michael wurde (Dezember 820) verdächtiger Umtriebe gegen Leo angeklagt, vor Gericht gestellt und, des Hochverraths überwiesen, zum Tode verurtheilt. Der leidenschaftliche Machthaber wollte Michael sofort in die Oefen werfen lassen, welche zur Heizung der Bäder im

Palaste dienten. Da aber das Weihnachtsfest bevorstand, drang die fromme Kaiserin Theodosia in ihren Gemahl, dasselbe nicht durch eine solche That zu beflecken, die Vollstreckung des Todesurtheils vielmehr zu verschieben. Leo gab nach, obgleich er ahnungsvoll ausrief: „Der Aufschub wird dir und deinen Kindern verderblich werden." In der That fand Michael noch in derselben Nacht Mittel, seine Mitverschworenen unter Androhung des Verraths zur sofortigen Ermordung des Kaisers zu bewegen. Zur Zeit der Abhaltung der Frühmette, zu welcher an hohen Festtagen stets eine Schar hoher Geistlicher durch eine Seitenpforte in den Palast gelassen wurde, fanden sich die Verschworenen, ihre Schwerter unter dem Priestergewande verbergend, mit ein. Als Leo seiner Gewohnheit gemäß in den Gesang einstimmte, fielen sie über ihn her, und obgleich er sich noch mit dem Kruzifix muthig vertheidigte, erlag er bald ihren Streichen.

Michael II. Balbus „der Stammler" (820—829). Kaum dem Feuertode entronnen, bestieg Michael noch mit den Ketten an den Füßen den Kaiserstuhl und empfing so die Huldigungen, bis ein Schmied die eisernen Bande löste. Er besaß geringes Talent zum Regenten; ohne Verständniß für Bildung und Wissenschaft, und dabei Alles verspottend, rohen Sinnesgenüssen hingegeben, gereichte seine Regierung dem Lande in keiner Weise zum Vortheile. Michael verhielt sich in Bezug auf den Bilderstreit gleichgiltig, er begünstigte oder bevorzugte keine der beiden Parteien, was ihm eben deshalb den Haß beider zuzog. „Michael, ein unter den Waffen und im Lagerleben herangewachsener Mann, der den Mönchen und Geistlichen mißtraute, die Gelehrten haßte und in religiösen Dingen ein Freigeist war, betrachtete die kirchlichen Anordnungen nur als Mittel der Politik."

Bald nach seinem Regierungsantritt erhob ein früherer Feldherr des Nicephorus, Thomas aus Kappadokien, die Fahne der Empörung, indem er, unterstützt von dem Khalifen von Bagdad, mit 80,000 Barbaren von Kleinasien aus in das Reich einfiel. Erst nach einem dreijährigen wechselvollen Kriege (821—823) gelang es dem Kaiser, des Aufstandes Herr zu werden und Thomas sogar lebendig in seine Hände zu bekommen. Er ließ ihm Hände und Füße abhauen und ihn auf einem Esel zur Schau herumführen, bis der Unglückliche an Verblutung starb. — Nach außen war Michael's Regierung eine überaus unglückliche. Unter ihm ging Kreta an arabische Seeräuber und Sizilien an die Aghlabiten verloren, wie wir früher gesehen haben (s. S. 246 und 260).

Theophilus. Nach seinem Tode folgte ihm sein Sohn Theophilus (829—842), in jeder Beziehung das Widerspiel seines Vaters, vorurtheilsfrei, tapfer, gerecht, mäßig, sittlich und namentlich jeder Habsucht fremd. In dieser letztern Beziehung überliefert uns die Geschichte von ihm folgenden Charakterzug. Eines Tages bemerkte er von seinem Palaste aus, daß ein stark befrachteter Kauffahrer in den Hafen von Konstantinopel einlief. Als er auf seine Frage, wem die reiche Ladung von Kaufmannswaaren gehöre, zur Antwort erhielt, daß sie Eigenthum der Kaiserin sei, rief er aus: „Wie? hat mich Gott zum Fürsten und mein Weib zu einer Kaufmannsfrau gemacht?! Man soll das Schiff sogleich in Brand stecken — denn wenn Fürsten Handel treiben, so müssen ihre Unterthanen verhungern!"

Hoch wird seine Gerechtigkeitsliebe gerühmt, wenn dieselbe auch oft in blinden Eifer und Grausamkeit ausartete. Geringer Vergehen willen, ja wegen Mangel an Wachsamkeit wurden die vornehmsten Minister, ein Präfekt, ein Quästor, ein Befehlshaber der Leibwache verbannt oder verstümmelt, oder mit siedendem Peche verbrüht oder lebendig im Hippodrom verbrannt. Er überlieferte, wenn auch auf hinterlistig-verrätherische Weise, die Mörder des Kaisers Leo den Gerichten, „da der Mord eines Gesalbten, an heiliger Stätte verübt, nicht ungestraft bleiben dürfe, wenn nicht der Zorn Gottes auf das Reich herabgezogen werden solle." — Auch verfolgte Theophilus aufs Neue die Bilderdiener. Er ließ die öffentlichen Bilder wegnehmen, die Klöster schließen, die Mönche geißeln, einkerkern, verbannen; dem Bildermaler Lazarus brannte man beide Hände mit glühenden Eisen ab, kurz, die Verfolgungssucht zeigte sich abermals in ihrer häßlichsten, grauenerregendsten Gestalt. — Auch unter seiner Regierung wurde das Reich fortwährend durch die Araber beunruhigt,

gegen die er selbst mit wenig Glück kämpfte, wie schon S. 236 und 245 angedeutet. Dagegen ernteten seine tüchtigen und tapferen Feldherren Theophobus und Manuel bei verschiedenen Gelegenheiten Lorbern. — Künste und Wissenschaften, Handel und Gewerbe blühten unter der Regierung des Theophilus, und namentlich empfing das benachbarte Khalifenreich durch den Prunk des byzantinischen Hofes mannichfache Anregung. Bagdad und Byzanz wetteiferten damals mit einander nicht allein in Kriegsruhm, sondern auch im Glanz und Luxus des Hofes, in Errichtung prächtiger Bauten, in großartigen Unternehmungen mannichfachster Art. Ganz besonders zeichnete sich der Architekt, Mathematiker und Astronom Leo durch seine Prachtbauten, Gartenanlagen und zahlreichen Kunstwerke aus, welche er mit Hülfe seiner Schüler und unter dem Schutze des kunstsinnigen Theophilus zur Bewunderung seiner Zeitgenossen sowie der nachkommenden Geschlechter ausführte. Auch Johannes Grammaticus, der berühmte Staatsmann und Gelehrte, der Erzieher des Kaisers, bethätigte sich mit großem Eifer an diesen Werken des Friedens und erwarb sich hohe Verdienste durch die Gründung neuer Lehrstühle sowie die Förderung von Kunst und Wissenschaft in den verschiedensten Richtungen. Ganz besonders hob sich die religiöse Musik und Liederdichtung.

Kaiserin Theodora. Eine letztwillige Verfügung des Theophilus sollte dem Bilderstreit, der ungeachtet aller Maßregeln der Kaiserin Irene das Reich bisher fortdauernd in Aufregung erhalten hatte, eine neue Wendung geben. Durch sein Testament hatte er seiner Gattin Theodora die Fürsorge für das Reich und die Vormundschaft über seinen erst fünfjährigen Sohn Michael übertragen. — Es wiederholte sich hier leider in ähnlicher Weise jenes Schauspiel, wie es die Regierung der Kaiserin Irene geboten. Der sittenstrenge nüchterne Theophilus war ein Gegner des Bilderdienstes gewesen. Seine Gattin hingegen gehörte zu den Verehrerinnen der Bilder, wußte aber ihre Gesinnung stets vor ihm zu verbergen.

Bald nach dem Antritt ihrer Regierung stellte Theodora den Bilderdienst wieder her, ließ die verbannten Mönche zurückrufen und, wie ihr verstorbener Gemahl die Anhänger des Bilderdienstes hatte geißeln lassen, ließ sie nunmehr die Gegner desselben züchtigen. Sie glaubte damit ihrem verstorbenen Gatten, der durch seine Ausrottung des Bilderdienstes Gott beleidigt, die ewige Seligkeit zu erwerben. Einer Versammlung geistlicher Herren erklärte sie: „daß sie ihnen zu Gefallen den Bilderdienst wieder hergestellt und eingewilligt habe, daß man die Beschlüsse der zweiten Kirchenversammlung von Nikäa als Glaubensgesetze anerkenne; sie hoffe aber dafür, daß die Versammelten, welche die Bilderverehrung durch kaiserliches Ansehen wieder hergestellt zu sehen wünschten, ihr schriftlich erklärten, daß sie dem verstorbenen Kaiser Vergessenheit alles dessen, was er im Leben gethan, und Vergebung seiner Sünden vor Gott auswirken wollten.“ — „Solltet ihr“, fügte sie hinzu, „dieses unterlassen, so werde ich die Bilder nicht wieder aufrichten lassen.“

Methodius. Darauf nahm Methodius, der von Theophilus früher hart verfolgte Bilderdiener, nun ein Freund der Kaiserin, das Wort und sprach: „Gerecht ist, was die Kaiserin verlangt, und uns gebührt es, Denen, die uns Gutes gethan, wieder Gutes zu erweisen, besonders, wenn es fromme Fürsten sind; aber freilich können wir nicht Denen, die schon in ein anderes Leben gegangen sind, Vergebung vor Gott erwirken, und rühmten wir uns dessen, so würden wir größere Dinge versprechen, als wir leisten können. Es ist wahr, uns sind des Himmelreichs Schlüssel anvertraut; wir können es nach Belieben öffnen und schließen, doch nur Denen, die hienieden im Leben noch wandeln, Denen, die leichtere Vergehungen begangen und ihre Sünden im Tode bereuet. Die aber, die in böser Ahndung von hinnen geschieden und drüben der Verdammniß Urtheil schon empfangen, die rettet unsere Hülfe nicht.“

Darauf erwiederte Theodora mit einem erdichteten Reuebekenntniß ihres Gemahls. Sie erklärte, sie habe dem Theophilus kurz vor seinem Ende vorgestellt, welche geistlichen und leiblichen Uebel aus der Ketzerei des Bildersturmes entsprungen seien, und gerührt von ihren Vorstellungen habe er die Bilder mit Innigkeit umarmt und geküßt. — Die Versammlung betheuerte hierauf der Kaiserin, daß, wenn dem also sei, sie für Theophilus

Vergebung seiner Sünden bei Gott suchen wolle und diese auch zu finden versichert wäre. Die Versammlung erklärte sich auch bereit, der Theodora hierüber eine förmliche Urkunde auszustellen. — In feierlicher Prozession trug man nun die Bilder und Kruzifixe nach der Sophienkirche und befestigte sie unter Gebet und Palmensingen an ihren alten Stellen. Der Bilderdienst war somit wieder hergestellt, ja es gelang dem Eifer der Kaiserin, die Partei der Bilderstürmer für immer zu unterdrücken.

Theodora suchte die Ehre und Wohlfahrt des Reiches nach Kräften zu mehren, wobei sie aber mit großen inneren und äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Wenn sie auch während ihrer dreizehnjährigen Regierung (842—855) in jeder Weise von ihrem tapfern Oheim Manuel und dem erfahrenen, sparsamen Kanzler Theoktistos unterstützt wurde, so hatte sie hingegen um so mehr durch die Ränke ihres Bruders Bardas zu leiden, der vor Allem den heranwachsenden Kaiser gegen die Mutter aufzuhetzen suchte. Dieser, ein Wüstling, der nur der Verschwendung und den Cirkusfreuden lebte, „der das Vergnügen als Zweck des Lebens und die Tugend als Feind des Vergnügens betrachtete", sehnte sich nach der Alleinherrschaft, nur um seinen Lastern ungehemmten Lauf lassen zu können.

Ende der Dynastie Michael's II., des Stammlers. In Bardas fand Michael den unermüdlichen Helfershelfer, welcher darauf bedacht war, in der Gunst des jungen Herrschers sich festzusetzen. Auf Befehl des Bardas und mit Wissen Michael's wurde 854 Theoktistos ermordet, der den Staatsschatz sorgsam verwaltet und dem kaiserlichen Jüngling die Mittel zu seinen wahnsinnigen Gelüsten standhaft verweigert hatte. Bardas wußte sich hierdurch seines Einflusses auf den jungen Kaiser zu vergewissern. Theodora sah sich 856 völlig verdrängt, und während Michael II. sich den Vergnügungen der Rennbahn und zügellosen Ausschweifungen hingab, schaltete Bardas als Lenker des Reiches. Der Letztere fuhr auch jetzt noch fort, den Kaiser durch alle möglichen Mittel im Banne seiner zügellosen abscheulichen Sittenlosigkeiten zu halten, um seiner Machtstellung ganz sicher zu sein. Trug er sich doch mit dem Gedanken, den kaiserlichen Purpur einst selbst um seine Schultern legen zu können. Dabei war er aber doch ein Förderer der Wissenschaften; die beiden größten Gelehrten der Zeit, Photius und Leo, wurden von ihm begünstigt und unterstützt.

Während der Kaiser so weit ging, daß er, nachdem die reiche Schatzkammer geleert war, Kirchen und Paläste ihres Schmuckes an Gold und Silber beraubte, stürmten von außen die Araber und Bulgaren gegen das Reich und bedrohten selbst die Hauptstadt. Zu gleicher Zeit traten die Russen als neue Feinde des Reiches auf. Sie erschienen 865 unerwartet mit einer Flotte von zweihundert kleinen, leichtsegelnden Schiffen im Bosporus, plünderten Städte und Klöster an der Küste und ankerten selbst im Hafen der Hauptstadt, die nur dadurch gerettet wurde, daß ein Sturm die feindlichen Schiffe theils versenkte, theils zerstreute. Endlich wurde dem schändlichen Treiben des kaiserlichen Wüstlings ein Ziel gesetzt. Basilius, der Makedonier, einer seiner Zechgenossen, ein starker und schlauer Geselle, ließ mit Michael's Einwilligung zuerst die Hauptstütze des Kaisers, Bardas (866), ermorden, und nachdem er so den einzigen Mann beseitigt, der den Kaiser noch aufrecht zu erhalten vermochte, wußte er seine eigne Erhebung zum Range eines Cäsar durchzusetzen. Der Kaiser sank immer tiefer im wüsten Taumel seiner Leidenschaften, und als Basilius wagte, ihm Vorstellungen über sein tolles Treiben zu machen, trachtete Michael dem Makedonier nach dem Leben. Basilius aber kam ihm zuvor und ließ ihn den 23. September 867 in einem entlegenen Palaste, als der Kaiser nach einer Orgie bewußtlos nach seinem Schlafgemach gebracht wurde, von gedungenen Händen ermorden. Theodora lebte zu dieser Zeit noch und betrauerte tief das Schicksal ihres unglückseligen, mißrathenen Sohnes.

Basilius wurde der Stifter einer Dynastie, mit welcher sich eine neue Glanzperiode des Byzantinischen Reiches eröffnete, dessen Umfang allerdings bereits so sehr zusammengeschmolzen war, daß es jetzt nur noch die Länder Epirus, Makedonien, Thrakien, Griechenland, Kleinasien und in Italien die Landschaften Bruttien und Calabrien umfaßte.



Theotokoskirche zu Byzanz.

Byzantinische Kultur zur Zeit des Bilderstreites.

Ein kurzer Rückblick möge uns die Frage beantworten, welche Fortschritte das Byzantinische Reich in der geschilderten Periode in seinen bürgerlichen und sozialen Einrichtungen gemacht hatte. Ob und inwieweit es zur Fortentwicklung der Menschheit einiges beigetragen, ob — wenn auch die Regenten, die an seiner Spitze standen, unwürdig waren — das griechisch-römische Volkselement, das ja heute mit neuen Ansprüchen auftritt, diejenige Lebenskraft in sich besitzt, durch welche sich ein Volk ein Anrecht auf nationale Selbständigkeit erwirbt.

Fassen wir zunächst die politischen Einrichtungen des Reiches, seine Verfassung, ins Auge, so finden wir im Vergleich zu früheren Epochen keinen wesentlichen Unterschied; es sei denn, daß sich der Despotismus weiter, man möchte fast sagen bis zur Vollendung ausgebildet hatte. Die byzantinische Verfassung trug einen völlig orientalischen Charakter. Der meist von Weibern und Günstlingen geleitete Kaiser war allmächtiger Herr, die Staatsbürger waren nichts als unterthänige Sklaven. Daher erklärt sich denn das Sinken, die Ruhm- und Thatlosigkeit des Byzantinischen Reiches, sein chinesisches Hinvegetiren. Und wenn wir bei der politischen Geschichte hier und da auf einen Lichtpunkt in diesem historischen Schattenmeere trafen, so möchten wir diese Erscheinung eher aus dem zeitweiligen gewaltsamen Thronwechsel und Aufschwingen kühner Emporkömmlinge erklären. Entstanden auch hieraus die oft blutigen Leidenszeiten der Thronstreite, so brachten doch gerade diese Umwälzungen einiges Leben in die erstarrten Glieder des Staatskörpers und zuweilen frische Kräfte auf den morschen Thron.

Das Reich behielt im Allgemeinen die Verfassung bei, welche ihm Diocletian und Constantin gegeben hatten. Was die späteren Kaiser daran änderten, war nur darauf berechnet, die letzten Reste des Volkswillens, selbst in den bisher noch geachteten Formen, zu

vernichten, den Kaisern die Allgewalt über die magistratlichen Aemter zuzulegen und sie zu vollkommenen Herren über das Leben und Eigenthum der Unterthanen zu machen. Namentlich in der letztern Beziehung feierte die byzantinische Despotie ihre glänzendsten Triumphe: die Räubereien, welche man unter dem Titel der Steuererhebung ausführte, vernichteten alle Begriffe über das Eigenthum und gaben den Einzelnen der kaiserlichen Willkür völlig preis. Müßiggang und Armuth waren die Folge des seit Jahrhunderten geübten Ausbeutungssystems. Auswärtige Feinde, die Raublust der von Norden vordringenden Bulgaren und der islamitischen Scharen trugen dazu bei, den Wohlstand der Balkanhalbinsel und der asiatischen Theile des Reiches zu vernichten, und fast scheint es, wenn man die Vorgänge der Gegenwart im Auge hat, als ob ein ewiger, unsühnbarer Fluch auf jenen gesegneten Ländern lastete, als ob sie auf ewige Zeiten der Ausbeutung von Despoten und der Raublust auswärtiger Feinde preisgegeben bleiben sollten.

Das Heerwesen des Byzantinischen Reiches verfiel völlig. Das System der Soldtruppen, das mehr und mehr in Aufnahme kam, entnervte das Volk, und die kaiserliche Verschwendung sorgte dafür, daß oftmals selbst die Mittel fehlten, um diese Söldner zu bezahlen. Das Verhältniß des Staats zur Kirche war ein höchst unglückliches. Der Patriarch von Konstantinopel war ein Geschöpf der kaiserlichen Willkür, und wiederholt wurden, wie das Beispiel des Tarasius bewies, Laien mit dieser Würde bekleidet, während der in Ungnade gefallene Patriarch sich glücklich schätzen konnte, wenn er mit der Strafe der Geißelung davonkam. Der unglückliche, unter Theodora als Gegner des Bilderdienstes abgesetzte Patriarch Johannes erhielt zweihundert Geißelhiebe. — Michael III. gab die Würdenträger der Kirche öffentlich dem Gelächter preis. Mummereien, bei welchen der Kaiser mit seinen Gefährten, in geistliche Gewänder gekleidet, die kirchlichen Gebräuche verspottete, waren etwas Gewöhnliches. Es geschah dies sogar auf offener Straße. An einem Feste, als der Patriarch an der Spitze seiner Geistlichkeit in feierlicher Prozession durch die Straßen schritt, zog ein toller Haufe, den Kaiser in der Mitte, gleich dem Prälaten und seinem Gefolge in geistlicher Kleidung und auf Eseln reitend der Prozession entgegen und verhöhnte durch Gesänge und Geberden die heilige Handlung. — Die Folge der unwürdigen Stellung des Patriarchen zu Konstantinopel war das Steigen des Ansehens des von der weltlichen Macht völlig unabhängigen Papstes zu Rom.

Wissenschaften und Künste. Ein günstigeres Bild des byzantinischen Lebens erlangen wir auf anderen Gebieten. Während der Bilderstreit das Reich innerlich entkräftet, sehen wir doch vielfach Wissenschaften und Künste blühen und ein reiches Kulturleben sich entwickeln, das, unbeeinflußt durch die Thorheiten und Laster der Regenten, gedeiht und seine Sprossen nach dem Morgen- und Abendlande entsendet.

Die unter Justinian geschaffenen Gesetze und Rechtseinrichtungen wurden revidirt und verbessert, und namentlich die in der kommenden Periode von uns zu schildernde makedonische Dynastie trug wesentlich hierzu bei. Unter Basilius wurde eine unter dem Namen die Basiliken oder Kaiserliche Konstitutionen bekannte Gesetzessammlung begonnen, welche ein wichtiges Hülfsmittel für das Verständniß und die Auslegung des Corpus juris geworden ist.

Reich ist die Poesie, wenn sie auch — im Dienste des Hofes und der Kirche stehend — mit den Erzeugnissen aus den Zeiten kräftigen griechischen nationalen Lebens nicht mehr zu vergleichen ist. „Ein schaffendes Prinzip oder einen neuen Ideenkreis besaß die byzantinische Literatur so wenig als eigenthümliche Formen; in dieser zähen Unfruchtbarkeit spiegelt das Kaiserthum seine lange Verwesung ab. Ihr Boden war das Christenthum, nicht die Nationalität, wiewol sie den Dünkel der letzteren und ihren wachsenden Hang zur Rhetorik nirgends verleugnet." Die meisten Erzeugnisse bestanden in Lobgedichten oder poetischen Naturbeschreibungen. So zeichneten sich Paulus Silentiarius durch seine Beschreibungen der pythischen Heilquellen und der Sophienkirche, Georgius aus Pisidien durch seine Verherrlichung der Kriege des Heraklius aus. Noch einmal begegnen wir

einem Reste von Begeisterung für die althellenische Mythenwelt, einem letzten Aufflackern echt griechischen Geistes in den epischen Gedichten des Nonnus von Panopolis, „Dionysiaka“, dem nachhomerischen Sagenkreis des Quintus, der bekannten Erzählung „Hero und Leander“ von Musäus, den Werken des Kolluthus, „Der Raub der Helena“, wenn dieselben auch schon einer früheren Periode, vermuthlich dem fünften und sechsten Jahrhundert, angehören.

Der Werth jener Literaturepoche ruht weit weniger in der schaffenden, als in der erhaltenden Thätigkeit der byzantinischen Gelehrten und Schriftsteller. Eifrig pflegte man das Studium des klassischen Alterthums, und zahlreiche Kommentatoren sorgten für das Verständniß der Schriftsteller der antiken Welt. Daher wurde vor Allem die Philologie in ihren verschiedenen Zweigen gepflegt und ausgebildet. Selbst die Dichter befaßten sich mit ihrem Studium; daher auch ihre allgemeine Benennung als „Grammatiker“, wenn diese Bezeichnung auch mit der Zeit mit dem Begriffe eines „Gelehrten“ überhaupt zusammenfiel. Das Sammeln, Erklären und Exzerpiren der alten Klassiker, die Forschungen in der Sprach- und Literaturkunde, durch welche sich jene Periode auszeichnete, haben manches Werthvolle für spätere Zeiten gerettet und unsere Kenntnisse des Alterthums bereichert. In dieser Hinsicht mögen nur die Kommentare des Johannes Tzetzes zu Homer, Hesiod, Lykophron, die Glossarien von Hesychius, Orion u. A., die Anthologie des Stobäus, das Wörterbuch des Suidas und das Etymologicum magnum, die „Bibliothek“ des Photius, des berühmtesten und fruchtbarsten Schriftstellers der byzantinischen Zeit, Erwähnung finden.



Byzantinische Kunst:
Der heilige Petrus umgeben von Papst Leo III. und Karl dem Großen.
Nach einem Mosaikgemälde im Lateran.

Aehnlicher Eifer im Sammeln bekundete sich in der Geschichtschreibung. In jene Periode fallen die Anfänge der Kirchengeschichte, deren Begründer Eusebius von Cäsarea ist. Unter zahlreichen Chronikenschreibern fehlt es auch nicht an solchen, die, wie Procopius, unbefangen die Schäden und Gebrechen des Reiches enthüllen.

Wenig befriedigend ist das Bild, das wir von den Naturwissenschaften empfangen. Gleich der Poesie, Philosophie und Jurisprudenz traten sie in den Dienst der Kirche, und damit mußten die Naturforscher zunächst auf Eines verzichten, auf die unbefangene Beobachtung. Es trat eine Auffassung der Naturvorgänge zu Tage, die selbst dem alten Heidenthum, der Zeit eines Plinius, eines Seneca gegenüber, als ein Rückschritt erschien. Die Kometen, die Erdbeben wurden zu Verkündern des Zornes Gottes, und statt diese Erscheinungen genauer zu beobachten und ihre Ursachen zu ergründen, forschte man in erster Linie nach den Ursachen des göttlichen Zornes.

Während die Alten vornehmlich nach dem Grund der Erscheinungen fragten, stellten sich später die christlichen Vertreter der Wissenschaft, um die Naturvorgänge mit dem Gottesbegriff, mit der Lehre der Allmacht, Allweisheit und Allgerechtigkeit in Einklang zu bringen, die Erkenntniß des Zweckes als Ziel ihrer Forschungen.

Wenn uns ein damaliger Schriftsteller von einem 451 nach Chr. eingetretenen Erdbeben erzählt, so ist ihm die Beschreibung desselben, bei welcher sogar die Angabe des Tages fehlt, weit weniger wichtig, als die gleichzeitige Thatsache, daß damals der Hunnenkönig Attila seinen fürchterlichen Krieg begann.



Byzantinische Kunst:
Kaiser Nicephorus Botanates in seinem Kaiserornat, umgeben von den höchsten Würdenträgern des Reichs.
Nach einer Miniatur aus dem Johannes Chrysostomos.

Es wurde hierdurch Grund gelegt zu jener unter dem Namen Teleologie oder Zwecklehre bekannten einseitigen Lehrmethode, die heute noch die christlich religiösen Anschauungen durchdringt, wenn sie auch in neuerer Zeit durch den mächtigen Aufschwung in den Naturwissenschaften einen empfindlichen Stoß erlitten hat. — Einzelne unter den Naturwissenschaften, namentlich Medizin und Astronomie, wie auch die Geographie, bewahrten gleich der Sprachkunde, Geschichte und Literatur die Errungenschaften der Alten und dienten arabischen Forschern vielfach als Quelle.

Mehr noch als Wissenschaft und Literatur befanden sich die schönen Künste im Dienst der Kirche. Hier aber war diese Dienstbarkeit unleugbar von einer heilbringenden, fördernden Wirkung. In jene Zeit, die allerdings auch hagere, dürre, abgezehrte Heiligengestalten in Menge schuf, fallen neben trefflichen Werken der Holzbildhauerei die schönsten Erzeugnisse der Elfenbeinplastik, welche zum Theil den Schöpfungen der römischen

Künstler überlegen sind. Die vatikanische Bibliothek zu Rom bewahrt eine Reihe von Kunstschätzen dieser Art, welche für den hohen Rang byzantinischer Kunst Zeugniß ablegen.

Gleich Vorzügliches leistete die Emaillirkunst. Mit Emailarbeiten reich geschmückte Reliquarien, Kelche und Monstranzen — Muster feinen künstlerischen Geschmacks — hat jene Periode aufzuweisen.

Am höchsten entwickelt aber war die Architektur. Der byzantinische Baustil, welcher ein freieres, kühnes Schaffen bekundete, das sich der alten Fesseln zu entledigen suchte, war von maßgebender Wirkung auf das Morgen- wie auf das Abendland. Sein Einfluß machte sich überall bei der Errichtung von Palästen, von Kirchen, wie von Moscheen geltend. „Der centrale Kuppelbau", sagt Kugler, „mit Allem, was an räumlicher Anordnung und Wirkung davon abhing, die eigenthümliche Weise des dekorativen Geschmacks, welcher die Massen im erdenkbar reichsten Farben- und Formenspiele umkleidete, zugleich aber das Bedürfniß einer ästhetisch organischen Entwicklung der Formen fast völlig verlor, bildete sich an den Hauptbauten der Epoche Justinian's zum charakteristischen Systeme aus." Aber diese Bauwerke mit ihren Kuppelgewölben, Vorhallen, der Rundbogenform in Fenstern und Portalen, den herrlichen Säulen und dem Reichthum von Marmorverzierungen machten einen gefälligen, oft sogar imponirenden Eindruck. Die Formvollendung, der dekorative Geschmack jener Zeit wurde in späteren Epochen nie wieder erreicht. Großartig waren die Bauten, welche, wie schon früher erwähnt, Kaiser Theophilus durch den berühmten Architekten Leo ausführen ließ. Unter ihnen zeichneten sich neben dem Boukoleon, wo der berühmte eine Kuh anfallende Löwe, aus Erz gegossen, am Hafen stand, und dem herrlichen, nach einem Khalifenschlosse in Bagdad erbauten Sommerpalaste, Bryos genannt, die prachtvollen Bauwerke „die Perle", „der Karianische Palast", „das Pontopyrgium" mit fünf Thürmen und der aus drei halbrunden Gebäuden mit vergoldetem Dache bestehende, mit Porphyrsäulen und schrägen Galerien geschmückte Triconchus besonders aus. „An dieses Gebäude stieß der Säulengang des Sigma, und an diesen ein Gebäude, welches die Griechen das Mysterium nannten, weil es eins von jenen nach akustischen Lehren gebauten Häusern war, wo man das, was an dem einen Ende eines großen Saales ganz leise gesprochen ward, deutlich vernahm, wenn man in einer andern Ecke das Ohr an die Wand legte, während man in der Mitte nichts davon hörte."

Einfluß byzantinischer Kunst auf den Westen. Von besonderer Bedeutung wurde die byzantinische Kunstentwicklung für den Westen Europa's, indem hier byzantinische Elemente vielfach befruchtend wirkten oder auch zur Vervollkommnung einheimischer Kunsterzeugnisse anregten. Der byzantinische Kuppelbau, die byzantinische Kreuzform vermischten sich veredelnd mit dem romanischen und gothischen Baustile. Die Traditionen, welche die Byzantiner in Plastik und Malerei bewahrten, wurden durch die Klöster in Deutschland, Frankreich und Italien fortgepflanzt. Durch die Vermählung des deutschen Kaisers Otto II. mit der Griechin Theophanu entstand nachmals ein reger Verkehr zwischen dem Norden und Konstantinopel, welcher die Einführung zahlreicher Kunstwerke und die Aufnahme edlerer künstlerischer Formen in dem noch primitiven Kunstleben Deutschlands vermittelte. Zur Zeit Gregor's VII. sandte Desiderius, der Abt von Monte Cassino, nach Byzanz, um Künstler zu holen, welche als Werkmeister und Lehrer eine Schule in Italien gründeten. Durch den Handelsverkehr wurden fortwährend byzantinische Arbeiter nach dem Abendlande gebracht; man entlehnte hier von ihnen das Technische wie das Typische, wenn auch ihre erstarrten Formen nicht immer befriedigten, sodaß das eigene Empfinden, die urwüchsigen Anschauungen sie bald durchdrangen, bald durchbrachen. Durch diese Beimischung des Eigenartigen machte sich mehr und mehr eine Lostrennung von der byzantinischen Geschmacksrichtung und eine selbständige Entwicklung im Abendlande geltend, wenn auch lange noch, wie in Byzanz, die bildende Kunst mehr nur Bilderschrift zur Veranschaulichung der religiösen Vorstellungen, nicht aber Darstellung des Schönen um seiner selbst willen blieb.



Fränkischer Königszug.

Das Frankenreich während des Verfalls der Merowinger.

Im Verlaufe unserer seitherigen Darstellung ersahen wir, wie aus den Kämpfen der Völkerwanderung das Christenthum siegreich hervorging. Dieses Christenthum hatte nach jener Sturmperiode vorzugsweise zwei Träger, das Oströmische oder Byzantinische Reich und die neuen germanischen Staatenbildungen. Ersteres sahen wir früh in eine beklagenswerthe Stagnation versinken, letztere aber mußten in sich selbst zerfallen, oder — wie das Reich der Westgothen in Spanien — dem Andrang fremder Nationalitäten erliegen, weil die in den ersten Perioden der Völkerwanderung auftretenden germanischen Stämme zu einem großen Theile die zur Gründung dauernder, kräftiger Staaten erforderlichen organisatorischen Elemente nur in geringem Grade oder gar nicht in sich bargen. So verschwanden die Ostgothen, Vandalen, Heruler, Burgunder, sämmtlich Zweige der großen gothischen Völkerfamilie , wieder völlig von der Weltbühne.

Erst mit den Franken betritt derjenige Volksstamm den Schauplatz, der zum Träger eines eigenartig christlich-germanischen Wesens wird, und der dazu bestimmt erscheint, die Errungenschaften römischer Kultur zu erhalten und zu verwerthen; der es vermochte, das romanische Element mit dem germanischen in so eigenartiger Weise zu verschmelzen, daß dasselbe der nun beginnenden germanischen Kulturentwicklung als Grundlage dienen konnte.

Wenig anmuthend erscheinen zwar anfänglich diese Franken. Wüst und roh sind ihre Könige, die bluttriefend uns vor Augen treten; aber nach und nach vollzieht sich auch hier ein Reinigungsprozeß, und an Stelle der Merowinger, die — schöpferisch unfähig — rasch dem Verfalle entgegengehen, erhebt sich die Dynastie der Karolinger, die in wahrhaft glanzvoller Weise das Mittelalter einleitet und für lange Zeit der Kulturentwicklung ganzer Generationen die Richtung vorzeichnet.

Wir verließen das an Ausdehnung so schnell gewachsene Fränkische Reich bei Chlodwig. Die vielen Verbrechen, welche er verübt hatte, um die fränkischen Lande unter sein Scepter zu vereinigen, waren nur seiner Herrschgier, nicht der Reichseinheit wegen begangen worden. Da das Recht der Erstgeburt damals noch keine Geltung hatte, theilten sich, wie wir schon S. 118 erwähnten, nach Chlodwig's Tode (511) seine vier Söhne in das Reich derart, daß der älteste, Theodorich, den östlichen Theil, Austrasien genannt, erhielt und seine Residenz in Metz aufschlug, während die übrigen drei Söhne von dem westlichen Theil, Neustrien, Besitz ergriffen, indem Chlodomir zu Orleans, Childebert zu Paris und Chlothar zu Soissons regierte.

Die Söhne Chlodwig's hatten die Ländergier von ihrem Vater geerbt, und in dem Bestreben, ihre Gebiete zu vergrößern, konnten sie einer auf den andern zählen. Zuerst richteten sich die Blicke der fränkischen Könige auf das schöne **Burgund**, dessen Eroberung und Einverleibung in das Frankenreich wir schon S. 74 u. f. geschildert haben. Ebenso bemächtigten sie sich Thüringens, wie wir gleichfalls schon S. 118 berichteten.

Außer Thüringen wurden von den Söhnen Chlodwig's auch die Ueberreste der Alemannen, soweit sie noch selbständig waren, sowie ihre östlichen Nachbarn, die Bojovarier (Bayern, s. S. 57), theils dem Fränkischen Reiche einverleibt, theils in ein Abhängigkeitsverhältniß zu demselben gebracht.

Die Geschichte des Merowingischen Königshauses bildet eine beinahe ununterbrochene Kette der rohesten Verbrechen und entsetzlichsten Gewaltthaten. Grausamkeit, Herrschsucht, Wollust, unbezähmbarer leidenschaftlicher Haß, Heuchelei, grasser Aber- und Wunderglaube charakterisiren dieses barbarische Geschlecht, dessen Geschichte nur mit Blut geschrieben werden kann. Zur Zeit des Thüringer Krieges hatte Theodorich einen Mordanschlag auf seinen Bruder und Kampfgenossen Chlothar gemacht, welcher jedoch mißlang. Chlothar und Childebert ermordeten die beiden unmündigen Söhne ihres im Burgunderkriege umgekommenen Bruders Chlodomir und theilten hierauf des Letzteren Reich unter sich. Ein ähnlicher Anschlag beider auf ihren Neffen Theodobert, der seinem Vater Theodorich in Austrasien nachgefolgt war, mißlang.

Dieser Theodobert war es auch, welcher jenen seltsamen Raubzug nach Italien unternahm, von dem wir in der byzantinischen Geschichte berichtet haben, und nach dessen Verunglückung er auf der Rückkehr durch einen wilden Stier, welcher ihn angriff (547), den Tod fand.

Sein Sohn **Theodobald**, welcher ihm in der Regierung Austrasiens folgte, starb nach kurzer Herrschaft (554) ohne Kinder. Ein gleiches Schicksal hatte bald darauf (558) **Childebert**; und so wurde denn das ganze Fränkische Reich wieder vereinigt unter Chlothar I., dem noch übrigen Sohne Chlodwig's.

Chlothar I. (558—561). Außer dem Umstande, daß Chlothar ohne sein Zuthun **Alleinherrscher des großen**, jetzt noch durch Burgund und Thüringen erweiterten Fränkischen Reiches wurde, ist sein Name durch nichts merkwürdig. Auch dauerte diese Reichseinheit abermals nicht lange; denn schon drei Jahre nach ihrer Entstehung (561) starb Chlothar I., und da auch er, wie sein Vater Chlodwig, vier Söhne hinterließ, so theilten diese durch das Los wieder das Reich, und zwar so, daß **Charibert** Paris, **Guntram** Orleans mit Burgund, **Chilperich** Soissons und **Siegbert** Austrasien erhielt.

Auch in Bezug auf die Söhne Chlothar's möchte sich in der ganzen Geschichte des Mittelalters schwerlich ein Blatt finden, welches so reich ist an Schandthaten und Verbrechen aller Art, wie das, auf welchem wir die Erzählung von den Thaten und Schicksalen dieser merowingischen Prinzen und ihrer Häuser finden. Bruderkriege, Verleumdung, Ehebruch, Meineid, Mord an Gatten, Kindern und Verwandten jagen sich in fürchterlicher Folge, so daß eine klare Entwicklung dieses wirren Knäuls verbrecherischer Ereignisse und Thatsachen eben so schwierig wie für die Weltgeschichte überflüssig ist.

Nur um ein Spiegelbild der ganzen damaligen Zeit zu entwerfen, möge die Geschichte der beiden in wüthendem Hasse sich bekämpfenden Königsweiber **Brunhild** von Austrasien und **Fredegund** von Neustrien, durch welche die Zwietracht in dem merowingischen Hause am nachhaltigsten genährt wurde, hier eine Stelle finden.

Fredegund und Brunhilde. Charibert starb schon 567 kinderlos. Um sein Erbe entbrannte sofort ein Krieg, der damit endete, daß dasselbe unter die übrigen Brüder vertheilt und dadurch das Frankenreich in die drei Hauptmassen **Austrasien**, **Neustrien** und **Burgundien** geschieden wurde. Das Austrasische Reich regierte **Siegbert** von Metz aus; zu ihm gehörten die eroberten Länder Thüringen, Alemannien und Bayern.



Königin Fredegunde am Sterbebett des Bischofs Prätextatus. Nach Alma Tadema. (Vgl. S. 294.)

Während hier das germanische Element vorwaltete, begegnen wir in Neustrien, dem westlichen Gallien sammt dem südlichen Aquitanien, in dem Erbtheil Chilperich's, mehr dem römisch-gallischen Volksstamme. Chilperich verlegte seinen Sitz von Soissons nach Paris. Burgundien endlich, welches Guntram von Chalons aus regierte, bestand aus dem altrömischen Provinzlande an der Rhone und Saone.

Siegbert von Austrasien und Chilperich von Neustrien vermählten sich mit zwei Schwestern, Brunhilde und Galswinthe, den Töchtern des Westgothenkönigs Athanagild, der Erstere mit Brunhilde, der Letztere mit Galswinthe. Chilperich hatte aber neben seiner Gemahlin noch ein Kebsweib, Fredegund, zu welcher er bald nach seiner Vermählung wieder in Liebe entbrannte. Galswinthe, empört über diese Treulosigkeit, wollte wieder in ihre spanische Heimat zurückkehren, wurde aber, noch ehe sie diesen Vorsatz ausführen konnte, eines Morgens erdrosselt im Bette gefunden, worauf Chilperich die Fredegund zur rechtmäßigen Königin erhob. Brunhilde, von Rache entflammt, trieb ihren Gemahl zum Kriege gegen den Mörder ihrer Schwester. Es entspann sich ein blutiger Kampf zwischen den Brüdern, in welchem der schwache, wankelmüthige Guntram bald auf der einen, bald auf der andern Seite stand. Siegbert mit seinen tapferen Austrasiern erlangte schließlich die Oberhand; er bemächtigte sich fast ganz Neustriens, und schon wollten ihn die besiegten Mannen Chilperich's auf den Königsschild erheben, als er im Felde von Vitry durch die vergifteten Messer zweier von Fredegund gedungenen Mörder ein jähes Ende fand.

Seinen fünfjährigen Sohn Childebert II. rettete der treue Herzog Gundobald nach Metz, wo er von den Großen sofort als König anerkannt wurde. Brunhilde wurde gefangen nach Rouen gebracht, fand aber bald in Merovech, dem Sohne Chilperich's von seiner ersten Gemahlin Audovera, unerwartet einen Freund. Merovech war nämlich in Liebe zu ihr entbrannt und verband sich mit ihr gegen den Willen seines Vaters durch die Vermittlung des Bischofs Prätextatus von Rouen. Auch der Sohn erhob sich nunmehr gegen den Vater Chilperich, und der Letztere erkaufte von den Austrasiern den Frieden durch Freilassung der Brunhilde. — Chilperich wurde 584 auf einer Jagd unweit Paris von unbekannter Hand ermordet, wie behauptet wird, auf Anstiften seines eigenen Weibes Fredegund, welche die Entdeckung und den Zorn des Königs wegen eines ehebrecherischen Verhältnisses mit einem der Hofleute gefürchtet habe.

Aber Fredegund wußte sich in der Herrschaft zu behaupten und nahm zunächst Rache an Merovech und dem Bischof Prätextatus, indem sie Beide durch gedungene Hände ermorden ließ. Der Bischof wurde während der Ausübung seines Amtes am Altare von Mördern überfallen und tödlich verwundet. Heuchlerisch soll sich die Königin noch an das Sterbebett des Bischofs begeben und den Wunsch geäußert haben, daß die Person des Mörders entdeckt werden möchte. „Wer es gethan hat?" rief der Bischof, „derselbe, der unsere Könige getödtet, so oft unschuldiges Blut vergossen und so vielfache Greuel in diesem Reiche verübt hat. Du, von der alle diese Greuel ausgingen, wirst in Ewigkeit verflucht sein und Gott wird mein Blut an deinem Haupte rächen." — Sie ging, und bald darauf verschied Prätextatus. — Dasselbe Schicksal bereitete Fredegund ihrem zweiten Stiefsohn Chlodwig, um ihrem eigenen Sohne Chlothar das Reich zu sichern; und noch nicht genug mit diesen Greueln, ließ sie auch die Mutter der beiden Ermordeten, Audovera, unter entsetzlichen Martern aus dem Wege räumen.

Eine Verschwörung, welche 587 von den Großen Austrasiens und Neustriens gegen Childebert und Brunhilde angestiftet wurde und noch durch Childebert's Oheim rechtzeitig entdeckt ward, endigte mit der völligen Niederlage der Empörer, unter welchen blutige Rache geübt wurde. Darauf schlossen beide Könige, Guntram und Childebert, zur Sicherung ihres Thrones zu Andelot, zwischen Langres und Nancy, einen Erbvertrag, nach welchem die Freundschaft zwischen Austrasien und Burgund aufrecht erhalten und das Erbe Charibert's getheilt werden sollte. „Guntram bleibt im Besitz von Paris, das bisher

Allen gemeinsam gehört hatte. Wer von den beiden Königen länger lebt, beerbt den andern, falls dieser ohne Söhne stirbt." Infolge davon vereinigte Childebert nach dem 593 erfolgten Tode Guntram's Burgundien mit Austrasien, und als auch Childebert 596 starb, erbte sein ältester, zehnjähriger Sohn **Theodobert** Austrasien mit Metz, der neunjährige **Theodorich** Burgundien.



Tod der Brunhilde. Nach A. de Neuville. (Vgl. S. 296.)

Dies gab neuen Anlaß zu Kämpfen, indem die Unmündigkeit dieser beiden Könige die ränkesüchtige Fredegund mit der Hoffnung erfüllte, das Erbtheil für ihren eigenen Sohn Chlothar II. zu erwerben und zugleich Rache an Brunhilden zu nehmen. Sie besiegte auch wirklich das austrasisch-burgundische Heer und bemächtigte sich der Stadt Paris (597). Bald darauf aber wurde sie vom Tode ereilt, der ihrem schändlichen Leben ein Ende machte.

Brunhilde wurde infolge der durch sie angestifteten Ermordung des Herzogs Wintrio aus Austrasien vertrieben und flüchtete zu ihrem jüngeren Enkel Theodorich von Burgund, den sie nunmehr zu einem Kriege gegen seinen Bruder Theodobert von Austrasien aufstachelte. Die Burgunder in Verbindung mit Chlothar von Neustrien besiegten die Austrasier in zwei großen Schlachten bei Toul und Zülpich. Theodobert ward auf der Flucht gefangen, nach Chalons gebracht, wo ihn Brunhilde tödten ließ. Seinen jungen Sohn Merovāus ließ Theodorich mit dem Kopfe an einem Felsen zerschmettern. Nun vereinigte Theodorich Burgundien mit Austrasien und gedachte auch schon auf Anstiften Brunhilden's Neustrien in seine Gewalt zu bringen, als er 613 an der Ruhr starb. Die achtzigjährige Brunhilde suchte hierauf die Herrschaft für den ältesten ihrer vier Urenkel, Theodorich's Söhnen, Siegbert zu sichern, allein die austrasischen Großen, an ihrer Spitze Pipin von Landen, des verbrecherischen Weibes und ihrer vormundschaftlichen Regierung überdrüssig, riefen Chlothar von Neustrien in ihr Land und trugen ihm die Königswürde an. Nach einem vergeblichen Versuche, Widerstand zu leisten, entfloh Brunhilde, wurde aber ergriffen und an Chlothar ausgeliefert, auf den sich das ganze Gift der Rachsucht seiner Mutter gegen dieses scheußliche Weib vererbt hatte. Nachdem er drei der Söhne Theodorich's hatte tödten lassen (der vierte war entkommen, ohne daß seine ferneren Schicksale bekannt sind), wurde Brunhilde unter dem lauten Geschrei der von tiefem Hasse aufgereizten Franken zum Tode verurtheilt. Drei Tage lang wurde sie auf das Grausamste gefoltert, sodann auf ein Kameel gesetzt und vor dem ganzen Heere höhnend zur Schau umhergeführt. Nachdem sie den Kelch dieser Demüthigung bis auf die Hefe geleert hatte, band man sie mit einem Arm und einem Beine an den Schweif eines wilden Pferdes, gab demselben die Freiheit und ließ die greise Königin zu Tode schleifen. Hierauf vereinigte Chlothar II., Fredegund's Sohn, die drei Länder und wurde so ohne Schwertstreich Alleinherrscher des großen Frankenreiches (613).

Die gesammte Geschichte der Merowinger, wol die kläglichste Epoche, welcher wir in jenem der Völkerwanderung folgenden Zeitraum der Neubildung begegnen, bietet kaum einen freundlichen Anhaltepunkt, bei welchem der Geschichtschreiber verweilen möchte, und dies erklärt wol auch die Thatsache, warum die Quellen, die uns über die Merowingerzeit berichten, so dürftige sind. Der Chronist empfand keine Anregung, unter einem Geschlecht, das, obwol es das Christenthum bekannte, doch mit seinen Traditionen, mit seiner Sittenlosigkeit noch in den finsteren Anschauungen des Heidenthums lebte, das vor Allem das höchste Gebot des Christenthums, das der Liebe, nicht ehrte. Nichts Großes entstand in jener Zeit, keine Wissenschaft blühte und nichts, was das Auge erfreute, schuf des Künstlers bildende Hand. Die Schöpfungen der Bildnerei und des Kunstgewerbes, die heute als „merowingisch" bezeichnet werden, sind düster und ungeschlacht wie die Lebensweise jener Zeit, in welcher sie erstanden. Noch waren die Lichtstrahlen aus dem sonnigen Italien nicht in die Zellen der fränkischen Gelehrten und Künstler gedrungen, und nur mühsam erhoben sich die Nationen aus der Barbarei, welche die Völkerwanderung zurückgelassen hatte.

Die majores domus. Nur Eines macht uns die fränkische Geschichte unter den Merowingern interessant, nämlich der ungewöhnliche Umstand, daß ein an Ausdehnung so großes, ein so vielfach getheiltes und wieder vereinigtes Reich, wie das Fränkische, unter einer Reihe träger, schwacher und zum Theil verderbter Herrscher, von den französischen Schriftstellern „rois fainéants" (faule Könige) genannt, nicht zerfiel, sondern im Gegentheil immer weiter anwuchs, bis es durch die Kraft und das Genie eines einzigen großen Mannes zu einer Weltmacht erstarkte, welche die größere Hälfte Europa's umfaßte. Erklärlich wird dieser Umstand dadurch, daß seit diesem Zeitraume das Königthum zu einer bloßen Würde, zu einem Titel herabsank, während das Amt, die Macht desselben in die Hände von Männern fiel, die unter dem Titel Hausmeier (majores domus — Großhausmeister) die Regierung mit so unbeschränkter Selbständigkeit verwalteten, daß man das Fränkische Reich als eine runde Zahl betrachten kann, in welcher die Könige als Nullen, die Hausmeier aber

als davorstehende Zählziffer gelten. Die fränkische Regentengeschichte vertheilt sich daher von jetzt ab gleichmäßig zwischen die Namen der Könige und der Hausmeier, ja sie wird allmählich und besonders durch die Erblichkeit des Hausmajorats ganz und gar zu einer Geschichte der Letzteren, bis dieselben endlich zu dem königlichen Amte auch die königliche Würde fügen und so eine neue Dynastie des Fränkischen Reiches begründen.

Die Geschichte der merowingischen Könige, welche in wenig mehr besteht, als in der Darstellung ihres verwandtschaftlichen Verhältnisses unter einander und in der Bezeichnung der von ihnen dem Namen nach beherrschten Theile des alle Augenblicke neu zerstückelten Reiches, ist noch dazu so verworren und verwirrend, daß wir — zumal eine bloße Regentengeschichte außer unserm Plane liegt — genöthigt sind, über dieselbe schnell hinwegzueilen, indem wir nur die wichtigsten Begebenheiten erwähnen.

Wir gedachten oben des Zeitpunktes, wo Chlothar II. (613—628) Alleinherrscher desselben geworden war und es zum dritten Male vereinigt hatte. Wenn wir diese Reichsvereinigungen, welche sich unter der merowingischen Dynastie noch dreimal wiederholen, ausdrücklich hervorheben, so geschieht dies nicht etwa, weil wir ihnen an und für sich eine besondere politische Wichtigkeit beilegen möchten; denn nach der eigenthümlichen Sitte, Land und Volk als ein Erbbesitzthum zu betrachten, an welches die Söhne des Besitzers gleiche Rechte haben, konnte eine solche Vereinigung nur so lange dauern, wie ein König nur einen Sohn hatte — sondern wir heben sie deshalb hervor, weil diese zeitweiligen Vereinigungen der einzige Anhaltspunkt waren, an welchen sich das Bewußtsein eines einigen und ungetheilten Fränkischen Reiches knüpfen konnte. Ohne dasselbe wäre die fränkische Monarchie zersplittert und allmählich völlig zertrümmert worden. Ihre nachmalige Macht verdankt sie zum größten Theile dem durch diese zeitweiligen Vereinigungen aufrecht erhaltenen Gedanken der Reichseinheit.

Chlothar's Regierung trug ganz den oben angedeuteten Charakter der merowingischen Herrschaft: Thatenlosigkeit der Könige und Allgewalt der Hausmeier, auf die wir hier zum ersten Male in der Geschichte stoßen. Chlothar, dem die Regierung eine Last war, hatte deren drei eingesetzt: Warnachar über Burgund, Rado über Austrasien und Gundeland über Neustrien. Diese in Verbindung mit den Reichsgroßen weltlichen und geistlichen Standes, welche sich im Jahre 614 in Paris zum ersten Male als Reichsversammlung konstituirten, übten die Regierung aus, indem sie namentlich die Reichsgesetze oder „Kapitularien" — so genannt von der Eintheilung dieser Beschlüsse in Kapitel — erließen und im ganzen Fränkischen Reiche die Feudalverfassung (Lehnsverfassung) einführten, von welcher wir später noch ausführlicher handeln werden.

So leicht nun auch unter solchen Umständen die Last der Krone sein mußte, dem schwachen Chlothar erschien sie immer noch zu schwer, so daß er endlich den Entschluß faßte, seinen Sohn Dagobert zum Mitregenten zu ernennen, indem er ihm zugleich Austrasien abtrat und den Bischof Arnulf von Metz und den kräftigen Pipin von Landen, einen Edlen aus der Gegend der Maas, zu seinen Vormündern machte. Wir erwähnen dieses Umstandes theils deshalb, weil es in der fränkischen Geschichte das erste Beispiel einer Mitregentschaft ist, welche durch die späteren trägen und unfähigen Könige fast zur Regel wurde, theils weil Arnulf und Pipin von Landen durch die Verheirathung von des Erstern Sohne Ansagisil mit des Letztern Tochter Begga die Stammväter jener mächtigen Hausmeier-Dynastie sind, welche nachmals das merowingische Haus stürzen und ihr eigenes, das arnulfingische Geschlecht auf den fränkischen Thron setzen sollte.

Dagobert I. (628—638), welcher nach seines Vaters Tode König des ganzen Frankenreiches wurde, erweckte im Volke große Hoffnungen, ließ dieselben aber, wie das ja so häufig geschieht — unerfüllt, indem er sich einem ausschweifenden und verschwenderischen Leben hingab und zur Bestreitung desselben das Volk mit einer unerschwinglichen Steuerlast heimsuchte. Auch seine Regentenwürde befleckte Dagobert durch schändlichen Verrath,

welchen er gegen die bei ihm schutzsuchenden **Bulgaren** übte, so daß wir trotz aller Lobeserhebungen, die ihm von Seiten mönchischer Schriftsteller wegen seiner Klosterstiftungen zutheil geworden sind, ihn den schrecklichsten Königsgestalten der bluttriefenden merowingischen Dynastie zuzählen müssen. Er war freilich weniger schwach als sein Vorgänger und sein Nachfolger, aber dafür desto grausamer und gewaltthätiger. Zur Beurtheilung des Charakters Dagobert's dient insbesondere sein eben erwähntes Verfahren gegen die Bulgaren, und glauben wir desselben eingehender erwähnen zu müssen.

Die Bulgaren, welche bis dahin unter avarischer Herrschaft gestanden, hatten sich gegen dieselbe erhoben, waren aber fast gänzlich aufgerieben worden. Nur 9000 Familien konnten sich durch die Flucht ins fränkisch-deutsche Gebiet retten, wo sie Dagobert's Schutz anflehten. Derselbe wurde ihnen gewährt, indem ihnen Dagobert Wohnsitze in Bayern anwies. Bald aber mochte ihn seine Zusage gereuen, da er fürchten konnte, daß die Bulgaren das ihnen angewiesene Land als Eigenthum betrachten möchten. Deshalb beschloß er, die unglücklichen Bulgaren zu vernichten, und in einer einzigen Nacht wurden sie auf seine Anordnung dergestalt überfallen und niedergemetzelt, daß nur 900 Mann dem schrecklichen Blutbade entrannen. Diese flüchteten in die Gegend zwischen Sau und Donau, wo sie sich festsetzten und bald wieder zu einem ansehnlichen Volke anwuchsen.

Die nachfolgende Periode der Geschichte des Fränkischen Reiches, der Uebergang von der Geschichte der Könige zu der Geschichte der Hausmeier, ist vielfach verworren und wegen mangelnder Quellen überaus dürftig und dunkel. Unter den Königen finden wir genannt: **Chlodwig** II. (656), dessen Sohn **Chlothar** III. später Neustrien und Burgund beherrschte und als Unterstützer des langobardischen Berthari bekannt ist, und **Childerich** II. (670) als Diejenigen, welche in den angegebenen Jahren das Reich zum vierten und fünften Male vereinigten. Unter den Hausmeiern sind **Grimoald**, der Sohn Pipin's von Landen, und **Ebroin**, Major Domus von Neustrien und Burgundien hervorragend. Grimoald, unter dem Könige **Sigbert** (einem Sohne Dagobert's) Hausmeier von Austrasien, machte nach Sigbert's Tode den Versuch, seinen eigenen Sohn Childebert auf den Thron zu erheben. Allein die Franken blieben der Herrschaft der Merowinger getreu, empörten sich gegen Grimoald und tödteten ihn (656). — Die nachfolgenden Könige sanken immer mehr zu bloßen Schatten herab, wurden zum Spielball ihrer Edlen und Hausmeier, unter welchen ganz besonders **Ebroin** in Neustrien und Burgundien mit einer für das Reich verhängnißvollen Willkür schaltete und waltete. Könige wurden durch ihn ernannt und wieder gestürzt, was blutige Bürgerkriege im Gefolge hatte, so daß das Reich in völlige Verwirrung gerieth. Endlich wurde seinem Treiben ein Ziel gesetzt, indem ihn ein angesehener Franke, den er seiner Güter berauben wollte, erschlug (682).

Pipin von Heristal. Erst, als infolge dieser bürgerlichen Streitigkeiten und Thronkämpfe die Bewohner Austrasiens Pipin von Heristal (680—714), den Sohn des obengenannten Ansagisil und der Begga unter dem Titel eines Herzogs von Austrasien zum Major Domus erwählten, lichtet sich die Geschichte wieder und schlägt denjenigen Weg ein, auf welchem sich das Fränkische Reich zur Weltmacht erhebt. Denn bald brachte es Pipin durch die Gewalt seiner Waffen, die er gegen den neustrischen König **Theodorich** III. führte, und die ihm gegen diesen (687) einen glänzenden Sieg bei Testri errangen, dahin, daß er als Major Domus des gesammten, wiewol getheilten Fränkischen Reiches anerkannt wurde, in welcher Eigenschaft er sich Herzog und Fürst der Franken (dux et princeps Francorum) nannte. Mit diesem Titel begnügte er sich um so mehr, als er dabei die königliche Macht ganz unumschränkt ausüben konnte, da die fränkischen Kronen auf den Köpfen von Schwächlingen oder Kindern saßen. Auf den Urkunden ließ er die Jahre seiner Regierung neben denjenigen des Königs verzeichnen.

So war denn **Pipin** von Heristal unumschränkter Regent des Fränkischen Reiches, und man muß es bekennen, daß er dieser Stellung alle Ehre machte. Seine erste Sorge war,

für die Herstellung der fast ganz erloschenen Reichsverfassung zu wirken, zu welchem Ende er die Reichsversammlungen auf dem Märzfelde wieder einsetzte. Mit ihrer Hülfe führte er einen geordneten bürgerlichen Zustand herbei, indem er die Gesetze verbesserte und erweiterte, und durch zweckmäßige Verwendung seiner militärischen Kräfte diesen Gesetzen Achtung zu verschaffen suchte. Pipin hatte sehr bald Gelegenheit, die Klugheit seiner Maßregeln zu erkennen. Mehrere Herzöge in den deutschen Landen, namentlich die der Friesen und Alemannen, pflanzten die Fahne der Empörung auf, und Pipin sah sich genöthigt, sie mittels der Waffen zum Gehorsam zurückzubringen, was ihm aber erst nach einigen Feldzügen gelang.

Karl Martell. Hierdurch war der Ruhm und die Macht Pipin's in solchem Grade gewachsen, daß er bei seinem Tode (714) die Erblichkeit der Hausmeierwürde aussprechen konnte. — Er hatte zwei Söhne: einen legitimen, Namens Grimoald, von seiner Gattin Plectrudis, und einen natürlichen, Namens Karl, von seiner Konkubine Alpheida. Da aber Grimoald acht Monate vor dem Tode Pipin's von einem Friesen ermordet worden war, so verordnete er testamentarisch, daß dessen Sohn Theudoald unter Vormundschaft seiner Großmutter Plectrudis die Würde des Major Domus übernehmen sollte. Es geschah. Die Edeln sahen jedoch sehr bald ein, daß ein Weiber- und Kinderregiment im Majordomate eben so schlimm, ja noch schlimmer als auf dem Throne sei, und machten gegen dasselbe bewaffnete Einsprüche geltend, die schnell in einen förmlichen Bürgerkrieg ausarteten. Zunächst suchten sich die Neustrier dem dominirenden Einflusse der Austrasier zu entziehen und wählten ihren eigenen Hausmeier Raginfried, der den Austrasiern mit Heeresmacht entgegenzog und sie bei Compiegne auch besiegte, wobei Theudoald ums Leben kam. Inzwischen hatte Plectrudis aus Furcht, der ältere und kühnere Karl könnte ihrem Enkel Theudoald die Herrschaft streitig machen, den Ersteren in Köln gefangen gehalten. Nach der Schlacht bei Compiegne, durch welche das Werk Pipin's wieder in Frage gestellt war, entkam jedoch Karl, von der Stärke seines siegreichen Armes Martell oder der Hammer genannt, aus dem Gefängniß und wurde von den Austrasiern mit Freuden zum Führer gewählt.



Karl Martell.
Nach dem Grabmal zu St.-Denis.

Es begann nun ein zweijähriger hartnäckiger Kampf zwischen Austrasiern und Neustriern, mit welch Letzteren sich die Friesen verbunden hatten. Erst in der mörderischen Schlacht bei Vincy (12. März 717) gab sich Raginfried für völlig besiegt, nachdem ihn Karl bis vor die Thore von Paris verfolgt hatte. Hierauf zog Karl gegen Köln, nöthigte seine Stiefmutter, ihm die Thore der Stadt zu öffnen und ihm die Schätze seines Vaters auszuliefern. Aber Chilperich II., König der Neustrier, leistete erneuerten Widerstand, und obgleich bei Soissons 719 in Verbindung mit dem Herzog Eudo von Aquitanien durch Karl völlig aufs Haupt geschlagen, kam doch zwischen dem Letzteren und Chilperich ein Friede zu Stande, nach welchem Chilperich als König, Karl aber als Hausmeier des gesammten Frankenreichs anerkannt wurden. Gegen 720 hatte somit Karl die Herrschaft in der ganzen Ausdehnung, wie sie sein Vater begründet hatte, wieder hergestellt; er war alleiniger Major Domus und Fürst der Franken. Er regierte ebenso unumschränkt wie Pipin, wenngleich auch noch die merowingischen Schattenkönige Chilperich II. und nach dessen 720 erfolgtem Tode Theodorich IV. auf dem Throne saßen.

Theodorich IV. führte siebzehn Jahre lang (720—737) den Königsnamen, während sein Hausmeier das Reich kraftvoll regierte und durch glänzende Waffenthaten verherrlichte, unter welch letzteren wir die Feldzüge gegen die aufständigen Armoriker, Sachsen, Alemannen, Bayern, Friesen, Thüringer und Aquitanier als besonders ruhmreich hervorheben.

Das größte Ansehen aber erwarb sich Karl durch seinen Kriegszug gegen die Mauren; ja man hat ihn in dieser Hinsicht sogar als den Retter der Christenheit gepriesen, indem man angenommen, daß durch einen Sieg der Mauren über die fränkische Macht ganz Europa dem Islam unterworfen worden wäre. Vielleicht war auch dies das Ziel, welches der arabische Feldherr Abderrhaman im Auge hatte, als er (731) einen großen Kriegszug gegen das Frankenreich beschloß und demgemäß mit einer Heeresmacht von 400,000 Mann über die Pyrenäen drang. Herzog Eudo von Aquitanien, der sich zu allernächst bedroht sah, stellte sich ihm entgegen, wurde aber mehrmals in die Enge getrieben und endlich unter den Mauern des festen Arles (731) so entschieden geschlagen, daß er gleich den meisten seiner Bundesgenossen die Flucht ergriff und das ganze südliche Frankreich den Alles verwüstenden Mauren überließ. Die durch dieselben in jenen schönen Ländern verursachten Greuel, das Hülfegeschrei der Geistlichen, welche die Religion und Kirche, den Grundstein ihrer Macht, bedroht sahen, und endlich die wirkliche Gefahr, die dem Fränkischen Reiche aus dem Vordringen der Mauren erwuchs, bestimmten Karl Martell, alle seine Streitkräfte aufzubieten, um den drohenden Sturm zu beschwören.

Die Schlacht von Poitiers. Zwischen Poitiers und Tours kam es im Jahr 732 zu einer mörderischen, aber auch entscheidenden Schlacht, einer der blutigsten des ganzen Mittelalters (s. S. 227). Durch sie ist die Macht der Mauren für immer gebrochen und das Schicksal Europa's bestimmt worden. Der für die Mauren unglückliche Ausfall derselben wies diese nicht blos in ihre alten Grenzen zurück, sondern raubte ihnen auch den Muth zu weiterem Vordringen nach dem europäischen Osten. — Eine weitere Folge dieses Sieges bei Tours war die Unterwerfung Aquitaniens, dessen Herzöge von da an die fränkischen Regenten als ihre Oberherren anerkennen mußten und auch wirklich anerkannten.

Wer aber waren diese fränkischen Regenten? Die fränkischen Könige nicht mehr, sondern einzig und allein die Majores Domus, deren Macht durch Karl Martell so sehr befestigt worden war, daß derselbe bei dem im Jahre 737 erfolgten Tode Theodorich's IV. es für ganz überflüssig hielt, die Königswürde zu erneuern. Er ließ den Thron unbesetzt, ohne ihn indeß selbst zu besteigen, wovon er durch Rücksichten auf den Neid und die Eifersucht der Reichsgroßen, so wie auf die gewohnte Anhänglichkeit des Volkes an die angestammte Dynastie abgehalten wurde. Was sollte ihm auch der Titel eines Königs, da er die Macht und das Ansehen eines solchen in einem Grade besaß, wie keiner der merowingischen Herrscher sie jemals besessen hatte. Karl Martell's Wort fand gehorsame Ohren nicht blos in dem Gebiete des weiten Frankenreiches, sondern auch über die Grenzen desselben hinaus unter den Fürsten und Herren des Ostens und Südens, so daß diese ihn in streitigen Fällen als Schiedsrichter oder in Zeiten der Noth als Schutzherrn anriefen. Letzteres geschah namentlich von dem römischen Patriarchen Gregor III., als er einerseits von dem Langobardenkönige Luitprand, andererseits von dem bilderstürmenden Kaiser Leo III. bedrängt wurde. Martell unterstützte den christlichen Oberhirten gegen seine beiden Feinde mit solchem Erfolg, daß die römischen Bischöfe seit dieser Zeit das Fränkische Reich als die Lehne des heiligen Stuhls betrachteten und, wie wir sehen werden, auch als solche benutzten.

Wie schon oben angedeutet, begannen unter Karl die Kriege gegen die Sachsen, die sich über Thüringen und Hessen ausgebreitet hatten. Es gelang ihm, einzelne Gaue derselben zu unterwerfen, und um seine Erfolge noch sicherer zu stellen, begünstigte er nach Kräften das großartige Werk der Bekehrung des Volkes zum Christenthum sowie die Organisation der christlichen Kirche in Deutschland unter dem Primate von Rom durch den angelsächsischen Mönch Winfried. Wir kommen auf dessen Bekehrungswerk noch ausführlicher zurück.

Auch in der inneren Verwaltung des Reiches bewies Karl Martell großes Geschick und unbeugsame Energie. Mit eisernem Arme warf er die trotzigen Barone und mächtigen Kirchenfürsten, „die kleinen Tyrannen, die sich durch ganz Francien die Herrschaft anmaßten", nieder und zwang sie, sich als loyale Theile dem Ganzen einzufügen. Die widerspenstigen Bischöfe vertrieb er von ihren Aemtern, belegte sie mit Strafen und vertheilte ihre reichen Besitzungen unter seine Freunde und Anhänger, auch ohne daß diese vom geistlichen Stande gewesen wären, befestigte also seine weltliche Macht auf Kosten der kirchlichen. So kamen die Stifter Trier und Reims, die Bisthümer von Paris, Rouen und Bayeux, die Abteien Fontenelle und Jumièges in die Hände weltlicher Herren und Verwandten Karl's.



Karl Martell in der Schlacht bei Poitiers. Nach Plüddemann.

Dadurch wurde vielfach tiefer Groll und Haß unter der Geistlichkeit gegen ihn wach gerufen, den selbst seine unzweifelhaften Verdienste um die Christenheit, durch die Niederwerfung der Sarazenen und die Beförderung der Heidenbekehrung, nicht zu mildern vermochten.

Karl Martell, der eigentliche Schöpfer der karolingischen Dynastie, dem man das Zeugniß eines kräftigen und weisen Herrschers nicht versagen kann, endete sein thatenreiches Leben am 21. Oktober 741 auf seinem Landsitze zu Quiercy an der Oise etwa im fünfzigsten Lebensjahre, nachdem er mit Bewilligung der Reichsstände seine Würde an seine Söhne Karlmann und Pipin vererbt und das Reich, welches als sein Eigenthum betrachten zu dürfen er glaubte, unter dieselben vertheilt hatte, derart, daß Karlmann Austrasien, Alemannien und Thüringen, Pipin aber Neustrien, Burgund und die Provence zur Verwaltung erhielt. — Die Theilung der Hausmeierwürde schwächte indeß die Macht derselben so sehr, daß es die beiden Regenten für nothwendig fanden, noch einmal die königliche Autorität zu benutzen, um unter deren Schirm dem Hausmeieramte wieder festeren Halt zu verleihen.

Der König, den sie wählten, Childerich III., Sohn Chilperich's II. (743—751), blieb jedoch ein Scheinkönig, den wir blos darum nennen, weil er die Reihe der merowingischen Könige für immer abschließt. Im Uebrigen verursachte seine Thronbesteigung nicht die geringste Veränderung, ja sie erregte kaum irgend wo Aufsehen. Denn Karlmann und Pipin regierten nach wie vor allein, indem sie namentlich die innere Ruhe des Reiches, die durch die Empörung einiger Herzöge bedroht wurde, herzustellen strebten. Unter Letzteren nennen wir vorzugsweise den Herzog Waifar von Aquitanien, den Herzog Odilo von Bayern und den Herzog Theodebald von Alemannien, welch letzteres Land von jetzt an wegen seiner größtentheils suevischen Bevölkerung das Suevenland oder in deutscher Verstümmelung das „Schwabenland" genannt wird. Diese Aufstände wurden hauptsächlich geschürt durch Grifo, einen Sohn zweiter Ehe Karl Martell's mit Swanahild aus Bayern, welcher die Herrschaft den beiden älteren fränkischen Brüdern streitig zu machen suchte. Die von den Letzteren gegen die Herzöge unternommenen Feldzüge waren glorreich und glücklich, hatten aber die moralische Kraft des schwächeren Karlmann so sehr erschöpft, daß sich derselbe nach der Ruhe des Klosters sehnte und (747) der Regierung entsagte. Pipin, von seiner geringen Körperlänge „der Kurze", unrichtiger „der Kleine", zubenannt, führte dieselbe nun allein fort, das Fränkische Reich zum sechsten Male wieder vereinigend.

Pipin der Kurze (747—768).

Pipin, der Alleinherrscher des großen Frankenreichs, erkannte, daß es nunmehr Zeit sei, die unfähigen Nachkommen des merowingischen Geschlechtes zu beseitigen. Aeußerst bezeichnend schildert Einhard, der Geheimschreiber Karl's des Großen, die Stellung der letzten Merowinger. Er sagt: „Dem König war nichts gelassen worden, als daß er, zufrieden mit dem bloßen Königsnamen, mit herabhängendem Haar und ungeschorenem Bart auf dem Throne saß und den äußeren Schein des Herrschers genoß, die von allen Seiten herkommenden Gesandten anhörte und ihnen bei ihrem Abgange die ihm eingegebenen oder anbefohlenen Antworten wie aus eigener Machtvollkommenheit ertheilte. Außer dem leeren Königsnamen und dem mäßigen Lebensunterhalt, den ihm der Hausmeier zumaß, besaß er nichts eigen, als ein Hofgut oder eine Villa von geringem Umfange und Ertrage einen Fürstensitz von den bescheidensten Verhältnissen (vergl. das Schlußbild S. 304), und eine wenig zahlreiche Dienerschaft für die nothwendigsten Dienstleistungen. Ueberall, wohin er sich zu begeben hatte, fuhr er auf einem Wagen, von Rindern gezogen (s. Abbild auf S. 291) und von einem Rinderknecht gelenkt. So fuhr er nach dem Palaste, nach der Volksversammlung, die jährlich für die Reichsgeschäfte gehalten wurde, und nach Hause zurück. Die ganze Staatsverwaltung aber und Alles, was zu Hause anzuordnen war, besorgte der Major Domus."

Die Schattenkönige mußten aufhören, wenn das Reich nicht endlich selbst zum Schatten werden sollte. Vielleicht mochte auch der allen kräftigen Naturen eigene Ehrgeiz in Pipin's Brust seine Stimme erheben und demselben zuflüstern, daß es eines großen Reiches unwürdig sei, wenn sein Herrscher, der Repräsentant seiner Macht, sich vor einem Schattenbilde, wenn auch nur der Form nach, beuge. Pipin beschloß deshalb, zu der königlichen Macht, welche er bereits besaß, auch die königliche Würde zu fügen, und so durch seine eigene Thronbesteigung der merowingischen Dynastie ein Ende zu machen. Es war nichts Tadelnswerthes in seinem Zwecke; man kann dergleichen nur in den Mitteln finden, welche Pipin anwandte. Einestheils hatte er die Eifersucht der Reichsgroßen zu fürchten, denen unter der Schattendynastie immer noch Aussicht auf unbehinderte Ausübung ihrer eigenen Macht geblieben war, anderntheils mußte er die Unzufriedenheit eines in religiösen Vorurtheilen befangenen Volkes scheuen. Aber Pipin fand ein Mittel, beide Hindernisse, und namentlich das letztere, zu beseitigen. Er wollte das religiöse Vorurtheil durch religiöses Vorurtheil bekämpfen und die Heiligkeit der Legitimität durch die größere Heiligkeit eines oberpriesterlichen Vernichtungsspruches abwenden lassen. Der Stuhl des Papstes, welcher

ja der Familie Pipin's von früher her verpflichtet war, sollte ihm als Stufe zum Throne dienen. Zacharias, der um diese Zeit oberster Priester war, wurde durch Pipin befragt: „wer des königlichen Namens und Thrones würdiger sei, ob der, welcher sorglos daheim sitze, oder der, welcher die ganze Sorge und Last des Reiches auf sich nehme?" Er durfte auf eine günstige Antwort hoffen, denn gleich seinem Vater hatte Pipin die Bestrebungen des Bonifacius, die abendländische Kirche unter die Autorität des Papstes zu bringen, in jeder Weise gefördert; er schaffte im eigenen Lande Ordnung in den kirchlichen Angelegenheiten, traf zahlreiche Verbesserungen in der geistlichen Gerichtsbarkeit und belebte den kirchlichen Wirkungskreis durch Einführung regelmäßiger Synoden. Vor Allem aber war der Papst auf den Schutz der mächtigen Franken angewiesen, indem er einerseits von den Langobarden und dem Exarchen von Ravenna, andererseits von den Sarazenen im Süden sich beständig bedroht sah. Daher ließ auch Zacharias dem Frankenfürsten die Antwort ertheilen, „es sei besser, daß Derjenige König heiße, auf welchem die Last der Regierung ruhe".

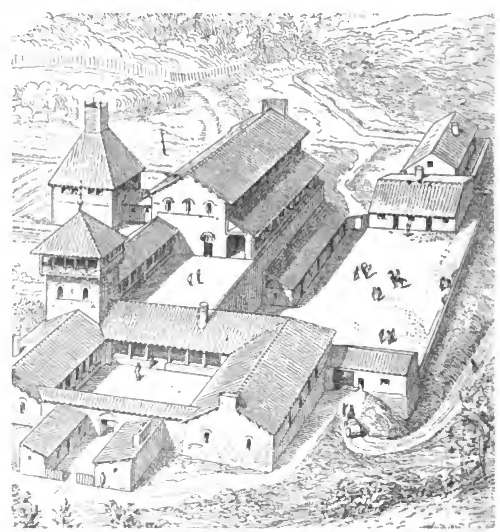


Pipin zum König ausgerufen. Nach Ehrhardt.

So wurde die Entsetzung Childerich's III. und die Erhebung Pipin's auf dessen Thron durch päpstlichen Ausspruch geheiligt. Die von Letzterem nach Soissons berufene Reichsversammlung erklärte sich mit der Wandlung der Dinge einverstanden. Pipin wurde zum König ausgerufen (Mai 752, nach Anderen November 751). Sodann wurde er nebst seiner Gemahlin Bertrada nach alttestamentlichem, auch im Byzantinischen Reiche längst üblich gewordenem Gebrauche geweiht und gesalbt. Bonifacius, der Apostel der Deutschen, dem wir am Schlusse dieses Abschnitts uns noch zuwenden werden, soll diese feierliche Handlung vollzogen haben, wie diesem überhaupt ein wirksamer Antheil an dem Zustandekommen dieses wichtigen Ereignisses beigemessen wird. Daß er übrigens der Anstifter und ausschließliche Unterhändler bei den Abmachungen zwischen Pipin und Zacharias gewesen sein soll, ist neuerdings als falsch erwiesen worden; vielmehr soll der Abt Fulrad von St. Denis die Absetzung Childerich's mit dem päpstlichen Stuhle verhandelt haben.

Durch die solchergestalt erhaltene Weihe der Kirche war bei den Franken jeder Skrupel zurückgedrängt; sie begrüßten in Pipin ihren rechtmäßigen König und Herrscher. — Childerich III. endigte wenige Jahre nachher sein Leben in dem Kloster St. Audomari bei dem heutigen St. Omer. Sein Sohn Theodorich wanderte gleichfalls in ein Kloster der Normandie. Mit ihm erlosch still und unbemerkt das merowingische Geschlecht, das, siech und vor der Zeit gealtert, dem kräftigen, jugendfrischen germanischen Stamme zu weichen hatte, durch den zugleich die germanischen Elemente im Frankenreiche wieder zu der ihnen gebührenden größeren Geltung gelangen sollten. Dieses neue Herrschergeschlecht erhielt den Namen der „Karolingischen Dynastie“ nach Pipin's großem Sohne Karl.

Der „Statthalter des heiligen Petrus und Christi auf Erden“, Stephan III., ertheilte zwei Jahre später Pipin, seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen, Karl und Karlmann, die feierliche Weihe; zugleich wiederholte er die Salbung und die damit verbundene Krönung den 28. Juli 754 in der Kirche zu St. Denis, dann segnete er die fränkischen Großen, verpflichtete sie aber zugleich, unter Androhung des Bannes, niemals in aller Zukunft aus einem andern Geschlechte einen König zu wählen, sondern stets nur aus dem, welches jetzt durch die göttliche Gnade erhöht und durch die Hand des Stellvertreters des Apostels bestätigt und geweiht worden. Pipin wurde durch die Wirksamkeit des heiligen Stuhles ein rechtmäßiger König „von Gottes Gnaden“. — Er fand bald Gelegenheit, dem Papste seine Dankbarkeit zu bezeigen. Stephan III. war nicht nur in das Frankenreich gekommen, um den König zu krönen, sondern auch, um ihn um Beistand gegen den Langobardenkönig Aistulf zu bitten, der in das Exarchat eingefallen war, mehrere Städte erobert und zuletzt auch Rom belagert hatte. Doch ehe wir den Faden der Geschichte hier weiter spinnen, haben wir zuvor die Geschichte des Langobardenreiches wieder aufzunehmen.



Königssitz zur Zeit der Merowinger. Nach Viollet le Duc.



Godebert's Ermordung. Nach A. de Neuville. (Zu S. 308.)

Das Langobardische Reich.

Die Geschichtschreibung hat im Großen und Ganzen seit dessen Gründung wenig Veranlassung, auf das Langobardische Reich zurückzukommen, da dasselbe in die eigentlichen Welthändel selten verflochten wurde. Seine innere Geschichte bietet ohnedies im Ganzen kein hervorragendes Interesse dar.

Die Langobarden bildeten in den ersten Jahrzehnten ihrer Ansiedlung in Italien einen Kriegerstaat, dessen Angehörige sich wol am längsten die Reinheit der Sitten eines unverdorbenen germanischen Naturvolkes bewahrten. Ihre Könige waren „Heerkönige" nach altgermanischer Weise; das Ganze eine freie Volksgemeinde, die unter Anführung von Herzögen und Grafen den Heerdienst leistete. Richter waren eingesetzt, die im Namen des Königs Recht sprachen, aber im Uebrigen war das Gemeindeleben ein völlig freies. Die Langobarden fühlten sich wohl in den herrlichen Gefilden Italiens; allmählich näherten sich ihnen die Landeseinwohner, und unter ihrer fleißigen Hand begannen die durch die Völkerwanderung verödeten fruchtbaren Fluren Oberitaliens wieder neuen Erntesegen zu spenden. Die Germanen begannen, sich romanische Kultur, romanische Kunst und Wissenschaft anzueignen, und so entwickelte sich nach und nach ein wohlgeordnetes, aufblühendes Staatswesen, in welchem der Ackerbau gedieh und in dessen Städten allerwärts eine rege Gewerbthätigkeit emporblühte. — Leider aber erschlaffte auch hier, ähnlich wie wir dies bei den Westgothen gesehen haben, die üppige Luft des südlichen Himmels die ursprüngliche Kraft des nordischen Volkes. Nahm die sittliche Verwilderung bei den Langobarden auch nicht den Umfang an, welche sie bei anderen germanischen Volksstämmen erreichte, so ist doch kein Genius aus dem Volke hervorgegangen, der im Stande gewesen wäre, dem Staate einen kräftigen Impuls zu verleihen. Seine Regentengeschichte hat daher nur geringes Interesse; in seiner allmählichen Schwächung und in seinem Untergang zeigt das Langobardische Reich mit dem Westgothischen auffallende Aehnlichkeit.

Durch die ganze Geschichte des Langobardenreiches ziehen sich wenig anregende Streitigkeiten mit Byzanz, und in der letzten Periode auch mit dem heiligen Stuhl um den Besitz des Exarchats. Italien, der Sitz des Langobardenreichs, war zwischen diesem und dem Exarchate getheilt, und da das Exarchat — der Zankapfel zwischen dem Langobardischen und Byzantinischen Reiche — als ein Staat für sich betrachtet werden kann, werden wir die Geschichte des Langobardischen Reiches mit jener des Exarchats verbinden.

Es ist zwar nicht streng richtig, wenn wir das Exarchat als einen unabhängigen Staat ansehen, denn seine Regenten, die Exarchen, wurden von dem byzantinischen Kaiser ernannt; allein sie waren mit so unumschränkter Macht bekleidet, daß man sie als das bürgerliche, militärische und zum Theil selbst als das kirchliche Oberhaupt des Staates betrachten kann. Die einzelnen Gebiete desselben wurden, wie im Langobardischen Reiche, von besonderen Herzögen verwaltet, welche sich von den langobardischen Herzögen nur in so weit unterschieden, als diese mächtige, nach Selbständigkeit strebende Mitregenten des Königs, jene aber willenlose Diener des Exarchen und des byzantinischen Kaisers waren.

Agilulf. Die Fehden, welche schon seit Alboin zwischen dem Langobardischen Reiche und dem Exarchate stattgefunden hatten, nahmen durch Agilulf, den wir unter den langobardischen Königen zuletzt erwähnten (s. S. 126), einen entschiedeneren Charakter an, da dieser danach strebte, durch Vernichtung der byzantinischen Macht in Italien seinem Reiche Ruhe zu verschaffen. Mit Hülfe des Königs der Avaren war ihm dies auch in so weit geglückt, als er das Exarchat, in welchem nach einander Romanus, Callinicus, Zamaragdus, Lemigius und Eleutherius regierten, gezwungen hatte, sich den Frieden durch Tribut zu erkaufen. Vielleicht hätte dies die völlige Unterwerfung der Exarchen zur Folge gehabt, wenn der Avarenkönig nicht Lust bekommen hätte, selbst in Italien zu herrschen. Er fiel feindlich in das Langobardische Reich ein, eroberte das Grenzherzogthum Friaul — dessen Herzog Gilulf in der Schlacht gefallen war und ließ die Herzogin Romilda ermorden.

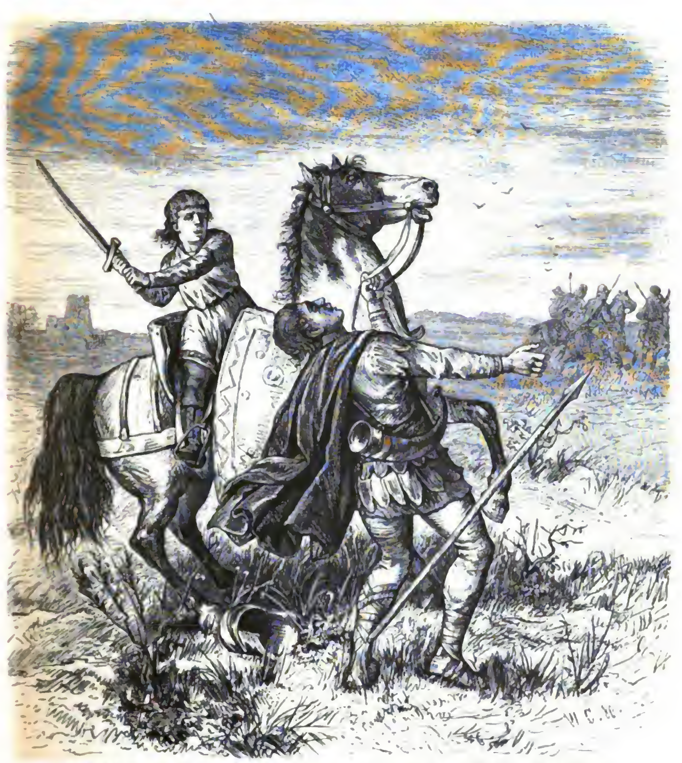
Diese Eroberung dankte er dem schmählichen Verrath der Romilda, welche aber, wie der an ihr verübte Mord beweist, für ihre schändliche That keinen Dank erntete. — Auch vermochte Agilulf nach einigen Anstrengungen der Avaren wieder Herr zu werden.

Die Geschichte hat uns aus jener Periode einen rühmlichen Zug von Tapferkeit eines Knaben aufbewahrt. Die acht Kinder Gilulf's und der Romilda, den Mörder ihrer Mutter fürchtend, suchten sich durch die Flucht zu retten, was ihnen auch gelang; nur der jüngste, Grimoald, ein unmündiger Knabe, mußte sich seine Freiheit erkämpfen. Er war auf der Flucht von einigen avarischen Reitern eingeholt worden. Einer derselben setzte ihn auf sein Pferd, indem er dasselbe am Zügel führte. Diese Gelegenheit benutzte der kühne Knabe, um seinem Führer einen Schwertstreich zu versetzen, der diesen so sehr betäubte, daß er den Zügel des Pferdes fahren ließ, worauf Grimoald auf dem befreiten Rosse pfeilschnell entfloh.

Nach Agilulf's Tode kam die langobardische Krone an seinen Stiefsohn Adelwald (615—624), den ehelichen Sohn Autharis' und der Theodelinde, welche Letztere dem erst dreizehnjährigen Jünglinge in der Regierung Beistand leistete. Diese Regierung zeichnete sich indeß durch nichts aus, als durch die Befestigung des auch im Langobardischen Reiche nach Alleinherrschaft strebenden Katholizismus, zu dem bereits Agilulf übergetreten war. Namentlich hat die Regierung Adelwald's die Errichtung von Kirchen und Klöstern begünstigt, wozu seine Mutter Theodelinde, eine bayerische Fürstentochter, Vieles beitrug, wie sie überhaupt großen Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten des Landes ausübte. Besonders angeregt durch die aufmunternden Briefe des Papstes Gregor I. suchte sie den katholischen Glauben so viel wie möglich zu verbreiten und seine Anhänger gegen die arianischen Langobarden zu schützen. Sie gründete die Kathedrale zu Monza, wo fortan die eiserne Krone der Langobarden aufbewahrt wurde, ein Kleinod, welches seinen Namen von dem eisernen Ringe am Kopfrande führt, bei dessen Anfertigung Nägel vom Kreuze Christi zur Verwendung gekommen sein sollen.

Nach Adelwald's kinderlosem, durch Vergiftung herbeigeführten Tode nahm dessen Schwager, der bisherige Herzog von Turin, Ariwald (624—636), den Thron in Besitz, obgleich, da er Arianer war, die Geistlichkeit und der Exarch Isaacius Alles aufboten, ihn zu verdrängen. Ariwald's Regierung war weder glänzend, noch besonders segensreich, aber wenigstens doch so friedlich, daß die Langobarden nach seinem Tode die Krone Demjenigen zuerkannten, den seine hinterlassene Gattin Gundeberg zum Gemahl erwählen würde.

Rotharis (636—652), bisheriger Herzog von Brescia, war dieser Glückliche und wird als einer der würdigsten der langobardischen Könige gepriesen; denn er erwarb sich nicht nur durch einen glücklichen Feldzug gegen das Exarchat (638), das er dadurch für lange Zeit zur Ruhe zwang, wohlverdienten Ruhm, sondern auch als erster langobardischer Gesetzgeber durch Verkündigung des langobardischen Codex (644) ein bleibendes Verdienst, welches er noch durch seine Toleranz vermehrte, indem er, der selbst Arianer war, die katholische Kirche durchaus unangetastet ließ.



Grimoald befreit sich aus den Händen der Avaren. Zeichnung von Wilhelm Claudius.

Von Rotharis' Nachfolgern Rodoald (652—653) und Aribert I. (653—661) ist nichts weiter zu bemerken, als daß der Letztere unverständiger Weise das Reich unter seine beiden Söhne Berthari und Godebert theilte. Bürgerliche Unruhen waren die Folge davon, da beide nach der Alleinherrschaft strebten. Um diese zu erringen, suchte Godebert den Herzog von Benevent, Grimoald, denselben, welcher von dem Avarenkönige aus Friaul vertrieben worden war, zu gewinnen. Garibald, Herzog von Turin, ein durchtriebener Intrigant, machte dabei den Unterhändler, brachte es aber statt der Abschließung

des Bündnisses so weit, daß Grimoald den Godebert in seiner Hauptstadt Pavia erstach und sich, da Berthari infolge dieses an seinem Bruder verübten Mordes aus Furcht vor einem ähnlichen Schicksale entfloh, zum Könige machte.

Grimoald (662—672), der thatenreichste der langobardischen Könige, suchte sich vor allen Dingen dadurch auf dem geraubten Throne zu befestigen, daß er bemüht war, sich die Liebe des Volkes zu erwerben, und zwar vorzüglich durch Verbesserung und Erweiterung der Gesetze. Dennoch konnte er es nicht hindern, daß die Herzöge einen Theil der Rechte des usurpirten Thrones an sich rissen, wodurch sie sich zu fast unabhängigen Machthabern emporschwangen. Auch die Geistlichen strebten eine ähnliche Machtvollkommenheit an, indem unter Grimoald's Regierung die katholische Kirche die herrschende bei den Langobarden wurde. Doch gelang es ihnen trotz ununterbrochener Kämpfe gegen die weltliche Macht nicht, die letztere zu beugen und einen ähnlichen Einfluß auf den Staat zu erlangen, wie dies in den übrigen katholischen Ländern der Fall war. Im Langobardenreiche erlangten die Bischöfe niemals Sitz und Stimme in der Gesetzgebung, sie mußten sich damit begnügen, ihren rein kirchlichen Angelegenheiten obzuliegen. — Glücklicher als gegen die inneren Feinde des Reiches war Grimoald gegen die äußeren. Der entflohene Berthari hatte Unterstützung gefunden bei dem Frankenkönige Chlothar III., der mit einem großen Heere gegen den Langobardenkönig heranzog, und auch zuverlässig gesiegt haben würde, wenn es dem Grimoald (663) nicht durch List gelungen wäre, die feindliche Armee zu überfallen und zu vernichten.

Grimoald nämlich, der recht wohl einsah, daß er den Franken nicht gewachsen war, zog bei Annäherung derselben, als wenn er fliehen wolle, ab, indem er dem Feinde sein mit Speisen und Getränk überreich versehenes Lager überließ. Die Franken, dem Feinde eine goldene Brücke bauend, überließen sich in dem eingenommenen Lager allen Freuden der Sinne, bis sie, vom Rausche übermannt, in tiefen Schlaf sanken. Das war der Zeitpunkt, den Grimoald erwartet hatte. Mitten in der Nacht überfiel er die schlaftrunkenen Feinde und hieb sie so zusammen, daß nur wenige dem furchtbaren Blutbade entrannen.

Kaum aus dieser Gefahr erlöst, sah sich Grimoald schon wieder von einer neuen bedroht. Kaiser Constans II. hatte den Entschluß gefaßt, Italien wieder völlig unter sein Scepter zu bringen, und den zu diesem Ende beschlossenen Kriegszug in Person anzuführen. In Italien angekommen, überfiel er (663) sogleich das Herzogthum Benevent, dessen Hauptstadt von Grimoald's Sohne Romuald mit Muth, aber nur schwach vertheidigt wurde. Schon war der Fall dieser wichtigen Stadt nahe, als noch zur rechten Zeit Grimoald zum Entsatz derselben heranrückte und zwar mit so überlegener Macht, daß sich Constans schnell nach Neapel zurückzog. Hier überließ er das Kommando dem Feldherrn Saburrus, da dieser sich großprahlerisch erboten hatte, mit nur 20,000 Mann den Grimoald in die Flucht zu schlagen. Den Befehl über das langobardische Heer hatte inzwischen auf besonderes Bitten Romuald erhalten, und so trafen denn die beiden Heere am Paß von Formiä (664) zusammen. Der Kampf blieb lange unentschieden, fiel aber endlich zu Gunsten der Langobarden aus.

Als historische Denkwürdigkeit verdient erwähnt zu werden, daß die Schlacht angeblich durch die Wirkung des allgemeinen Schreckens, den ein einziger Langobarde in den Reihen der Byzantiner zu verbreiten wußte, zur Entscheidung gebracht wurde. Der Langobarde war gegen einen feindlichen Ritter angerannt, hatte diesen mit seinem Speer durchstoßen, ihn auf der Spitze desselben aus dem Sattel gehoben und dann mit ungeheurer Kraft eine Zeit lang hoch über seinem Haupte empor gehalten. Dieser Anblick erregte unter den Feinden solches Entsetzen (!!), daß sie in wilder Hast die Flucht ergriffen und die Schlacht verloren gaben. Constans sah sich genöthigt, infolge dieser Niederlage seine Pläne auf Italien aufzugeben.

Ebenso glücklich war Grimoald gegen den Avarenkönig, welchen er, um nicht Langobarden gegen Langobarden ins Feld zu führen, angereizt hatte, den aufständischen Herzog

Lupus von Friaul zu züchtigen. Als dies geschehen war, wollte der Avare das eroberte Langobardenherzogthum für sich selbst in Besitz nehmen; Grimoald konnte ihn nur durch eine Kriegslist, die sein Heer dreimal so stark erscheinen ließ, als es wirklich war, zum Rückzuge bewegen. Diese Täuschung führte Grimoald angeblich aus, als er mit dem avarischen Gesandten wegen des Abzuges seines Herrn unterhandelte. Er ließ die zur Musterung versammelten und vor dem Gesandten vorbeimarschirenden Truppen dreimal die Kleidung wechseln, so daß der Gesandte seinem Herrn von der Stärke des langobardischen Heeres eine Schilderung entwarf, die den Avarenkönig zum Aufgeben aller Feindseligkeiten und zum schleunigsten Abzuge veranlaßte. — Der Streit endigte somit ohne Schwertstreich.

Nach Grimoald's Tode bestieg sein Sohn Romuald (Garibald?) den Thron; allein der vertriebene Berthari verjagte ihn mit Hülfe der Franken, regierte bis 690 und hinterließ alsdann die Krone seinem Sohne Kunibert (690—703), der dieselbe gegen die aufrührerischen Herzöge zu vertheidigen hatte, unter denen namentlich Raginbert, Herzog von Turin, wegen seiner nahen Verwandtschaft mit Aribert I. auf den Thron Anspruch erhob. Nach langandauerndem Bürgerkriege erlagen Kunibert und dessen ihm nachfolgender Sohn Liutbert, der im Jahre 704 des Thrones verlustig ging. Die Krone vererbte nach seinem im nämlichen Jahre erfolgten Tode an seinen Sohn Aribert II. Liutbert und sein Sohn Ansprand machten nun diesem die Herrschaft streitig. Zwar wurde der Erstere gefangen genommen und hingerichtet, und der Letztere mußte an den Hof des Herzogs Theudebert von Bayern fliehen; allein mit Hülfe des Bayernherzogs gelang es Ansprand endlich doch, den Aribert (712) aus Pavia zu verjagen. Aribert ertrank auf der Flucht über den Tessino. Derselbe war, so wird erzählt, während der Nacht aus Pavia entflohen, nachdem er sich vorher mit so viel Gold beladen hatte, wie er nur irgend tragen konnte. Diese Habsucht wurde die Veranlassung seines Todes; denn als er den Tessino durchschwimmen wollte, zog ihn die Last des Goldes zu Boden, so daß er elendiglich ertrinken mußte.

Liutprand. Jetzt war Ansprand König des Langobardischen Reiches. Er regierte dasselbe mit vieler Weisheit, aber leider nur drei Monate lang. Denn der Tod rief ihn ab vom Throne, welchen nun sein Sohn Liutprand (713—744) einnahm, ein ritterlicher, wackerer Jüngling, der sich gleich nach seinem Regierungsantritte durch Erweiterung der langobardischen Gesetze ein so großes Verdienst um den Staat erwarb, daß man ihn nach Rutharis als den größten Gesetzgeber der Langobarden nennt. Aber Liutprand wollte auch nach außen hin mächtig wirken, und so stieg denn die Idee in ihm auf, mit Hülfe der Waffen, sein Scepter über ganz Italien auszustrecken und ein die ganze Halbinsel umfassendes Langobardenreich zu begründen. Der damals entbrannte Bilderstreit gab ihm nicht nur den Vorwand zu einer bewaffneten Einmischung, sondern eröffnete ihm auch die Aussicht auf ein Gelingen seines Planes, da wegen der Bilderstürmerei die Bevölkerung Italiens, die Geistlichkeit an der Spitze, gegen den byzantinischen Hof in offener Auflehnung sich befand. Liutprand benutzte diese Stimmung, um in das Exarchat einzubrechen und Ravenna zu erobern, was ihm auch so vollständig gelang, daß er aus dem gewonnenen Ländergebiet ein eigenes Herzogthum Ravenna bilden konnte. Diese Fortschritte der Langobarden beunruhigten Papst Gregor II. so sehr, daß er — zumal der Exarch geflohen war und sich die allgemeine Volksstimmung gegen jede byzantinische Anordnung erklärt hatte — selbst die Leitung der politischen Angelegenheiten übernahm, und zwar unter Zustimmung des römischen Volkes, welches ihn als weltlichen Herrn ausdrücklich anerkannte und somit bei dieser Gelegenheit den Grund zu der weltlichen Herrschaft des römischen Stuhls legte (s. nächste S.).

Gregor II., in der Absicht, die Fortschritte Liutprand's zu hemmen, bewog den byzantinischen Herzog Ursus von Venetia zum Feldzuge gegen die Langobarden; und diesem gelang es auch wirklich, Ravenna einzunehmen, bevor Liutprand es entsetzen konnte. Liutprand, ergrimmt über das Verfahren des Papstes, verband sich nun mit dem griechischen Statthalter, und Beide vereint zogen gegen Rom und die Herzöge von Spoleto und

Benevent, welche sich dem Papst angeschlossen hatten. Es entspann sich ein hartnäckiger mehrjähriger Kampf, in welchem Gregor, zu verschiedenen Malen in Rom hart bedrängt, überhaupt ganz Italien in Angst und Schrecken gehalten wurde. In dieser Bedrängniß bot der Papst dem Frankenfürsten Karl Martell durch Uebersendung der Schlüssel zum Grabe des heiligen Petrus die Schutzherrschaft über Rom an, starb aber schon 741, wenige Wochen nach Karl Martell, noch ehe die Verhandlungen zum Ziele geführt hatten.

Sein Nachfolger Zacharias schloß 742 Frieden mit Liutprand, indem er die mit Rom verbündeten Herzöge ihrem eigenen Schicksale überließ. Die Letzteren verloren ihre Länder an Liutprand und nicht minder mußten die übrigen Herzöge eine Beschränkung ihrer Macht über sich ergehen lassen, indem sie Liutprand nöthigte, wesentliche Rechte an die königlichen Gastalden (Statthalter) abzutreten. Auf dem Gipfel seiner Macht angelangt, wurde Liutprand vom Tode ereilt, ohne daß er seine weitgehenden Pläne zu verwirklichen vermocht hätte.

Liutprand war eine reichbegabte Natur voll Klarheit und Energie. Hätte ihm das Geschick nur eine längere Lebensdauer verliehen, so würde zweifellos das Langobardische Reich eine Dauer verheißende Gestalt erlangt haben.

Von dem Muthe und Edelsinne Liutprand's liefert folgendes Vorkommniß einen Beweis: Er hatte in Erfahrung gebracht, daß ihn zwei seiner Hofbedienten ermorden wollten und nur auf eine passende Gelegenheit dazu warteten. Deshalb führte er dieselben einst in einen einsamen Wald und erklärte ihnen hier, nachdem er ihnen ihre Verrätherei vorgehalten hatte, daß die von ihnen gewünschte Gelegenheit vorhanden sei, da sie ihrer Zwei mit ihm, dem Einzelnen, leicht fertig werden könnten. Er forderte sie demgemäß auf, mit ihm den Kampf auf Leben und Tod zu versuchen. Die Verschwörer aber waren von dieser Handlungsweise ihres Königs so erschüttert, daß sie ihm reuig zu Füßen fielen und um seine Verzeihung baten, die ihnen Liutprand auch zu Theil werden ließ.

Hildebrand, Liutprand's Enkel, der ihm folgte, war nicht einmal der Mann, die Ideen seines Großvaters zu fassen, geschweige sie auszuführen. Auch wurde er schon nach einigen Monaten als unfähig abgesetzt, und die Langobarden erwählten den Rachis (744 bis 749), bisherigen Herzog von Friaul, zum Könige, dem alsdann sein Bruder Aistulf (749 bis 756) folgte, nach dessen Tode sein Stallmeister Desiderius (756—774), Herzog von Tuscien, auf den Thron gelangte. — Unter diesen beiden letzteren Königen beginnen die Wirren, welche das Langobardische Reich mit dem Fränkischen in Berührung bringen und seinen Untergang herbeiführen sollten.

Aistulf hatte die Regierung des Reiches mit kühnen Hoffnungen übernommen. Er wollte die großen Pläne Luitprand's von einem das ganze Italien umfassenden Langobardenreiche wieder aufnehmen, verstärkte sein Heer und stürzte die Herrschaft des byzantinischen Kaisers in Ravenna, wo der Exarch Eutychius sich selbst dem Sieger überlieferte. Im Besitze von Ravenna verlangte Aistulf, daß auch der römische Ducat (Stellvertreter des Exarchen) seine Oberhoheit anerkenne und ihm Kopfsteuer entrichte. Die Römer, insbesondere der Papst, versuchten ihr Möglichstes, um sich dieser Oberherrlichkeit zu entziehen, und als gütliche Vorstellungen nichts fruchteten, reiste der Papst, damals Stephan III., wie wir schon oben berichteten, nach dem Frankenreich, um den Beistand des Königs Pipin gegen die Langobarden anzurufen.

Ursprung der weltlichen Macht des Papstes. Nachdem der Papst von Pipin aufs Ehrenvollste empfangen worden war, sanktionirte er die Krönung desselben durch den feierlichen Akt der Salbung, wohingegen ihm Pipin Beistand gegen die Langobarden und Befreiung des Papstes von ihrer Bedrückung und von widerrechtlicher Zinszahlung verhieß. Nachdem die Reichsversammlung zu Kiersy, wenn auch unter theilweisem Widerspruche, ihre Zustimmung zu diesen Abmachungen gegeben, stellte Pipin dem Papste noch eine feierliche Urkunde aus, worin dem heiligen Petrus nicht nur das gesammte Exarchat zugesprochen, sondern der Kirche ein Gebiet überlassen wurde, dessen nördliche Grenzen durch die Städte

Luna, Barcetum, Mons Bardonis, Parma, Regium, Mantua und Mons Silicis bezeichnet wird, wozu noch die Provinzen Venetien und Istrien kamen. Außerdem sollten die Herzogthümer Spoleto und Benevent der Kirche geschenkt sein, ja sogar die Insel Korsika wurde ihr zugesprochen. So sah sich der Papst, wenn der von ihm beabsichtigte Sturz des Langobardenreichs gelang, infolge seines klugen Bündnisses mit dem karolingischen Geschlechte mit einem Male in dem Besitz einer für die damalige Zeit ansehnlichen weltlichen Macht. Diese merkwürdige Schenkung, durch welche der Anfang und Grund zum Kirchenstaate gelegt wurde, hatte ihren Ursprung und fand ihre Stütze in einer zur damaligen Zeit auftauchenden Erdichtung, wonach Kaiser Constantin bei seiner Taufe dem Papst Sylvester ganz Italien und die Inseln im westlichen Meere geschenkt haben sollte, worauf gestützt später Urban II. sich Korsika unterwarf und Hadrian IV. sich für befugt hielt, Irland der Krone Englands zu schenken.

Pipin gegen die Langobarden. Nochmals wurde der Langobardenkönig aufgefordert, dem römischen Stuhle gerecht zu werden, und als er sich auch jetzt noch unnachgiebig zeigte, rückte Pipin in Begleitung des Papstes mit einem großen Heere in das Langobardenreich ein. Aistulf war der gewaltigen Macht des Frankenkönigs nicht gewachsen. Nach einem mißglückten Angriff auf das Frankenheer zog er sich nach dem festen Pavia zurück. Unaufgehalten ergossen sich nun die fränkischen Heere über Oberitalien, eroberten und plünderten verschiedene Städte, belagerten Pavia, und Aistulf sah sich in dieser Bedrängniß genöthigt, Frieden zu schließen. Er ging die Verpflichtung ein, nicht nur Rom von Zinszahlung frei zu lassen, sondern auch dem heiligen Stuhle die eroberten Gebiete zurückzugeben, sowie die fränkische Oberhoheit über das Langobardenreich anzuerkennen.

Aber kaum war Pipin mit seinem Heere wieder jenseit der Alpen, so brach Aistulf den Frieden, zog, um den erlittenen Schimpf zu rächen, verheerend in das römische Gebiet ein und wie in den Zeiten der Völkerwanderung bei dem Herannahen der Gothen — zitterte Rom vor den langobardischen Kriegern. Da schrieb der Papst einen flehenden Brief an Pipin, schilderte ihm seine bedrängte Lage, bat den König um Hülfe und versprach ihm ewigen himmlischen Lohn dafür. Pipin, gerührt von den Bitten des Oberhirten, wie nicht minder ergrimmt über die Wortbrüchigkeit des Langobardenkönigs, zog von Neuem über die Alpen. Auch jetzt erwies sich die Macht Aistulf's zu schwach, um den Franken zu widerstehen.

Aistulf wurden nach diesem Feldzuge noch härtere Bedingungen als früher aufgenöthigt. Nur dem Einfluß fränkischer Großen verdankte er es, daß man ihm Leben und Reich ließ. Er mußte nicht nur die fränkische Oberherrschaft anerkennen, sondern sich außerdem zu einem jährlichen Tribut verstehen. Die Uebergabe der zu räumenden Städte des Exarchats an den römischen Stuhl ließ Pipin durch eigene Bevollmächtigte vollziehen. Der unglückliche Aistulf fand bald nach dem Frieden (756) durch einen Sturz vom Pferde den Tod. Merkwürdigerweise erhob das ohnmächtige Byzantinische Reich noch einmal Ansprüche auf das Exarchat, welches es nicht einmal gegen die Langobarden zu vertheidigen vermocht hatte. Eine byzantinische Gesandtschaft verlangte von Pipin die Rückgabe des eroberten Gebiets, allein der Frankenkönig wies das Ansinnen mit Entrüstung zurück.

Mit der Niederlage des Aistulf war die Langobardenherrschaft in Italien bereits so gut wie gestürzt. In völliger Abhängigkeit vom Frankenkönig und vom römischen Stuhle erlangte nach ihm, wie oben erwähnt, Desiderius die langobardische Krone. Desiderius verzichtete noch auf eine Reihe Städte des Exarchats, welche in der oben erwähnten Schenkungsurkunde nicht enthalten waren, und es wurde das päpstliche Gebiet infolge dieses Verzichts noch um die Städte Faventia, Imola, Ferrara, Auximum und Ancona vergrößert. Auch kündigten die Herzöge von Spoleto und Benevent dem Langobardenkönig den Gehorsam und leisteten dem Papst und dem fränkischen Könige den Eid der Treue (757). Unter dem Nachfolger Pipin's sollte das Langobardenreich seinen völligen Untergang finden.



Pipin's letzte Lebenszeit.

Durch die innere und äußere Politik Pipin's hatte sich in kürzester Zeit die Gestalt Europa's in überraschender Weise verändert. An die Stelle der schwankenden Staatengebilde, welche die Völkerwanderung hinterließ, ist eine streng monarchisch organisirte und militärisch disziplinirte Macht getreten, stark genug, um bei allen Kämpfen, welche sich von nun an in Europa entspinnen, den Ausschlag zu geben. Ihr zur Seite steht die gewaltige Macht der allerwärts triumphirenden Kirche, die an den Siegen der fränkischen Heere Theil nimmt, ihren Antheil an der Beute erhält und dafür den Königen wiederum ihren Beistand leiht. Wie einst bei den Merowingern, sehen wir auch bei den Karolingern die *Päpste als Bundesgenossen der Könige*, bis sie, sobald der Stern des Hauses erbleicht, für andere den Segen der Kirche erflehen.

Der Sturz der merowingischen Dynastie und die Begründung der weltlichen Macht der Päpste sind die wichtigsten Momente in dem Leben Pipin's des Kurzen, aber auch an und für sich folgereich genug, um in Pipin eine der wichtigsten, wenn auch nicht bedeutendsten Persönlichkeiten dieses Zeitraums zu erkennen. Denn die Höhe, welche er erklomm, verdankt er wol weniger hervorragenden persönlichen Eigenschaften, als vielmehr seinem guten Glücke. Dieses verließ ihn auch in den letzten Jahren seines Lebens nicht; denn aus den Kriegszügen, welche er von Neuem (760—768) gegen einige Fürsten, namentlich den Herzog *Waifar* von Aquitanien und den Herzog *Thassilo* I. von Bayern, Odilo's Sohn, unternehmen mußte, so wie aus den Feldzügen, die er zur Unterwerfung der Sachsen führte,

ging er als glücklicher Sieger hervor. Den Herzog von Bayern zwang er, ihm, seinen Söhnen und dem Volke der Franken den Eid der Treue zu leisten, so daß Thassilo in ein vollständiges Abhängigkeitsverhältniß zu dem Frankenreiche trat (757). Einen hartnäckigeren, neun Jahre währenden Kampf hatte er gegen Waifar zu führen, um Aquitanien unter eine strengere Botmäßigkeit zu bringen. Nachdem nämlich auf der Synode zu Lestines (743) festgesetzt worden war, daß der Kirche diejenigen Güter zurückerstattet werden sollten, welche sie zu ihrem Unterhalte bedürfe, weigerte sich Herzog Waifar, dieser Verordnung nachzukommen, und behielt die in Aquitanien liegenden Besitzungen der fränkischen Kirche für sich zurück. Außerdem mißachtete er die Forderung Pipin's, flüchtige Franken, welche in Aquitanien Schutz gesucht hatten, auszuliefern. Pipin drang mit Heeresmacht in Aquitanien ein und, obgleich er die kriegerischen Basken zum gleichzeitigen Aufstand gegen Waifar reizte, vermochte er doch nur wenig gegen ihn auszurichten; ja Waifar fiel plündernd und verheerend in das südöstliche Gallien ein und brachte, Pipin mit derselben Münze bezahlend, die der fränkischen Herrschaft wenig gewogene romanisch-gothische Bevölkerung jener Gegend zur Empörung, so daß Pipin in seinen Unternehmungen wesentlich gehemmt wurde. Erst im Jahre 768, nachdem der kühne Herzog durch die Hand eines Mörders gefallen war, gelang es Pipin, der aufständischen Aquitanier Herr zu werden und die Großen des Landes zur Huldigung zu nöthigen. Um die Provinz leichter überwachen zu können, setzte er in den nördlichen Theilen fränkische Grafen ein. Den Basken nahm Pipin gleichfalls den Huldigungseid ab und gab ihnen einen neuen Herzog. Auch gegen die Mauren begleitete ihn sein guter Stern, obwol es hier weniger die Gewalt der Waffen, als vielmehr die diplomatische Geschicklichkeit war, die ihm die Besitznahme der septimanischen Provinz sicherte. Dieser Landstrich wurde (759) von dem Khalifen Abderrhaman freiwillig an das Fränkische Reich abgetreten, um sich dadurch von dieser Seite her Frieden zu erkaufen. Damit war denn die Vereinigung von ganz Gallien bis an die Pyrenäen durch Pipin eine vollendete Thatsache.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Grenzen des Fränkischen Reiches, so finden wir, daß sich dasselbe von den Pyrenäen über ganz Gallien bis an den Rhein erstreckte und über denselben hinaus noch die Länder der Schwaben, Bayern, Thüringer und Friesen als unterworfener Völker umfaßte. Die nächsten östlichen Nachbarn dieses großen Reiches waren die heidnischen Sachsen, welche sich um diese Zeit in Ostfalen, Westfalen und Engern unterschieden. Ihre völlige Besiegung würde die Unterwerfung Deutschlands vollendet haben. Allein die Erreichung dieses Ziels war Pipin nicht beschieden; erst seinem großen Sohne und Nachfolger war es vorbehalten, das allgewaltige Frankenreich, das von dem Ebro bis zur Elbe reichte, zu gründen.

Pipin war nicht minder beflissen, auch im Innern des Reiches die Ordnung aufrecht zu erhalten, und trat den trotzigen Großen allezeit mit Entschlossenheit entgegen. Nach dem Berichte eines Chronisten soll er auf dem italienischen Feldzuge den Edlen, welche über seine kleine Gestalt spotteten, durch die Erlegung eines Löwen bewiesen haben, daß er ihnen an Kraft und Gewandtheit überlegen sei. Dies mag nun wol auf einem Märchen beruhen, allein der männliche und muthige Charakter des Königs ist damit doch richtig gekennzeichnet.

Als Pipin sein Ende herannahen fühlte, berief er eine Versammlung geistlicher und weltlicher Großen nach St. Denis, um mit ihrer Zustimmung sein Reich unter seine beiden Söhne Karl und Karlmann zu theilen. Der Erstere erhielt Austrasien sowie die nördlichen Länder mit einem Theile Aquitaniens, der Letztere die Länder des Südens von der Grenze Bayerns bis zu den Pyrenäen. Bald darauf starb Pipin, den 24. September 768.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

Wir haben in einem der früheren Kapitel auf die feine Staatskunst der Päpste hingewiesen, durch welche es diesen gelang, den Bilderstreit im Byzantinischen Reiche auszunutzen und sich vermittels desselben die Anerkennung ihrer Oberherrlichkeit über die Bischöfe des Morgenlandes, einschließlich des Patriarchen von Konstantinopel zu erringen.

Mit derselben Geschicklichkeit verfuhren sie im Abendlande. Während das Ansehen der weltlichen Autorität auf das Tiefste erschüttert wird und Monarchen und Herrscherhäuser zusammensinken, gewinnen die Päpste stetig an Einfluß und Macht. — Unter den Merowingern, unter Chlodwig und seinen Nachfolgern, aus deren Reihe namentlich Dagobert durch seine kirchenfreundliche Gesinnung hervortritt, erlangen sie zahlreiche Schenkungen und die Mitwirkung der weltlichen Macht bei ihren Unternehmungen zur Bekehrung der Heiden.

Dagobert ist nicht nur der Erbauer von St. Denis und zahlreicher anderer Klöster, sondern auch der Gründer der heutigen Stadt Mainz, einer der frühesten römischen Kolonien am Rhein, die jedoch in den Stürmen der Völkerwanderung untergegangen war. Er hatte Mainz zur Hauptstadt des östlichen Francien erhoben, und zum Stützpunkt seiner Unternehmungen im Osten zu machen beabsichtigt; infolge dessen gewann dieser Bischofssitz an Macht und Einfluß. — Allein trotzdem die fränkischen Könige sich mit Chlodwig zum Christenthum bekannten, war doch der christliche Glaube im Fränkischen Reiche keineswegs ein allgemein verbreiteter; jenseit des Rheines behaupteten Wodan und Donar, die germanischen Nationalgötter, noch immer unumschränkt ihre Herrschaft.

Erst im Jahre 752, als durch die Staatsumwälzung von Soissons Pipin an die Spitze des Fränkischen Reiches getreten war, vier Jahrhunderte nach der Bekehrung Constantins, begann in unserem Vaterlande die christliche Epoche. Damit gelangte aber auch jene karolingische Staatsidee zur Herrschaft, welche sich in ihrer späteren, weiteren Entwicklung für Frankreich sowol, wo sich ihre Ueberlieferung heute noch in mannichfacher Weise erhalten hat, wie auch für Deutschland mehr denn einmal verhängnißvoll genug gezeigt hat. Der römische Stuhl verband sich mit den aufstrebenden Karolingern gegen die sinkenden Merowinger; die Königsmacht und die Kirche schlossen von nun ab einen, während der ganzen Periode des Aufblühens der Karolinger dauernden Bund. Die Kirche stützte den König gegen seine Feinde im Inneren; er stärkte dagegen ihr Ansehen und unternahm mit ihr gemeinsam den Kampf gegen das Heidenthum jenseit des Rheins.

Einer der mächtigsten Apostel, deren Wirken in jene Epoche fällt, war der angelsächsische Mönch Winfried, später Bonifacius genannt. Hoch ragt er über alle seine Vorläufer in dem christlichen Bekehrungswerke hervor, so daß er mit Recht der „Apostel der Deutschen“ genannt wird. Sein Wirken war von dem tiefgreifendsten Einflusse, weil er einerseits beständig die Wechselbeziehungen zwischen dem Frankenreiche und dem päpstlichen Stuhle vor Augen hatte und bei allen seinen Unternehmungen berücksichtigte, andererseits die Verbreitung des Christenthums nur in der strengsten Uebereinstimmung mit den Interessen und Forderungen der katholischen Kirche, d. h. des römischen Stuhles, betrieb und dadurch den Grund zur völligen Abhängigkeit der deutschen und fränkischen Kirche von jenem legte. Aus diesem Grunde wird auch seine Thätigkeit von Vielen mehr als eine Romanisirung denn als Christianisirung Deutschlands charakterisirt. Wie immer über die politischen Ziele seiner Bestrebungen geurtheilt werden möge, er war der Mann, der das Vereinzelte zu einem großen Ganzen zusammenfaßte, einer gefährlichen Zersplitterung der Missionskräfte vorbeugte, Einheit und Festigkeit in das gesammte abendländische Kirchenwesen brachte und so den Boden bearbeitete, auf dem Karl der Große seinen christlichen Staatsbau zu errichten vermochte.

Winfried wurde 680 angeblich zu Kirton unweit Exeter in der Grafschaft Devonshire geboren. Mit der ganzen Zähigkeit eines Briten widmete er sich seinem Missionswerke.

Schon frühzeitig faßte der Knabe den Entschluß, sich dem geistlichen Berufe zu widmen. Er trat in ein Kloster, und hier reifte in ihm der Gedanke, zur Bekehrung der Friesen auszuziehen. Ungeachtet allen Eifers der christlichen Sendboten verharrte jener Volksstamm doch bei seinem alten Glauben. Von dem Friesenkönig **Radbod** wird erzählt, er habe, als er schon vor dem Taufbecken gestanden, an Bischof **Wulfram** die Frage gerichtet, wohin wol seine Vorgänger, die verstorbenen Friesenfürsten, gekommen seien: in den Himmel oder in die Hölle? Als der Bischof ihm über den letzteren Punkt keine beruhigende Versicherung gab, zog er den Fuß wieder aus dem Taufbrunnen zurück und erklärte, er wolle lieber auf den Himmel Verzicht leisten, als sich von seinen Vorfahren getrennt wissen, gleich jenem trotzigen Alemannenweibe, das in Scheffel's Schwarzwaldsang ausruft:

. . . . am Abend meines Lebens
Brauch' ich keine neuen Götter,
War zufrieden mit den alten,
Die mir hold und gnädig waren,
Die den Eh'gemahl mir schenkten,
Meinen braven Siegebert.
Wenn ich einst zu sterben gehe,
Würd' ich den nicht wieder finden,
Und zu ihm geht all mein Sehnen;
Will begraben sein im Walde,
Wo beim mistelschweren Tannbaum
Die Alaunwurz heimlich sprießt.
Will kein Kreuz auf meinem Grabe,
Andern mög' es Segen bringen!



Statue des Bonifacius, Apostel's der Deutschen zu Fulda.

Auch Winfried's Wirksamkeit bei den Friesen war eine erfolglose, so daß er in demselben Jahre, in welchem er die Reise unternommen, wieder nach England zurückkehren mußte (716). Zwei Jahre später pilgerte er nach Rom, um sich von Papst Gregor II. die nöthigen Anweisungen zu erbitten. Drei Jahre wirkte er hierauf abermals in Friesland, als Gehülfe seines Landsmannes **Willibord** und wandte sich dann (722) nach Thüringen, wo er mit großem Erfolge seine neue Lehre predigte. Zugleich legte er verschiedene Klöster als Pflanzstätten zur Bildung und Belehrung des Volkes wie der Geistlichen an, unter welchen das in Oberhessen gegründete Amenaburg (Amöneburg) eines der bedeutendsten ward.

Im Jahr 723 sehen wir ihn wieder in Rom, wo er mit großen Ehren vom Papste empfangen wurde, welcher seine Bedeutung wohl erkannte und zu schätzen wußte. Bonifacius schwur dem Papste am Grabe des Apostels Petrus: „Ich gelobe dir, heiliger Petrus, dem ersten der Apostel und deinem Stellvertreter, dem Papst Gregor und dessen Nachfolgern, daß ich in der Einheit des katholischen Glaubens beharren und auf keine Weise in irgend etwas, das der Einheit der katholischen Kirche zuwider ist, einstimmen, sondern meine Kraft dem Nutzen deiner Kirche, der von Gott die Gewalt zu binden und zu lösen verliehen ist, und deinem Stellvertreter stets Treue bewahren will. Und wenn das Verfahren der Kirchenvorsteher den Anordnungen der Väter widerstreitet, so will ich mit solchen keine Gemeinschaft haben, vielmehr es hindern, wenn ich es hindern kann, wo nicht, es treu dem Papst berichten." Gregor, der dem eifrigen Winfried den Ehrennamen

Bonifacius (Wohlthäter) verlieh, ernannte ihn zugleich zum päpstlichen Missionär und Reichsbischof, versorgte ihn mit Empfehlungsschreiben an Karl Martell, an die fränkischen Geistlichen, an die thüringer Großen sowie an das Volk der Sachsen und verlieh ihm ausgedehnte Vollmachten, „um den deutschen Völkern und allen anderen, die östlich vom Rhein wohnen, mögen sie im Irrthum des Heidenthums, oder den Finsternissen der Unwissenheit befangen sein, die neue Lehre zu predigen.“ — Aber Bonifacius fand nicht überall dieselbe Begeisterung für den römischen Stuhl, wie er sie selbst hegte. Die fränkische, allemannische und bayerische Geistlichkeit zeigte wenig Verlangen, sich einem päpstlichen Sendboten unterzuordnen, und enttäuscht wandte sich Bonifacius wieder nach Thüringen und Hessen, um hier, unterstützt von Karl Martell, unter den Ostfranken seine rastlose Thätigkeit zu entfalten.

Fällen der Donnereiche. Bei dem heutigen Geismar in Hessen verehrten die Bewohner des Landes noch eine dem Donnergott geweihte Eiche, die sie für unverletzlich hielten. Mit kühner Hand fällte Bonifacius den heiligen Baum, um den Aberglauben durch die That zu widerlegen. Dem heidnischen Aberglauben reichte der christliche sofort die Hand, indem die Sage berichtet, der Baum habe sich durch ein göttliches Wunder in vier Theile gespalten, woraus Bonifacius dann bei dem nahen Fritzlar ein dem heiligen Petrus geweihtes Kirchlein erbauen ließ, aus dem später ein ansehnliches Klosterstift erwuchs. Nach dem Falle dieses Heiligthums, der das heidnische Volk von der Ohnmacht seiner Götter überzeugte, nahm nun das Bekehrungswerk des Bonifacius einen kräftigeren Aufschwung. Er soll in Thüringen und Hessen bis 739 nicht weniger als 100,000 heidnische Deutsche bekehrt haben. Im Hinblick auf diese Erfolge erhob ihn Papst Gregor III. im Jahre 732 zum Erzbischof. Nach einem dritten Besuche in Rom (738) wandte der unermüdliche Mann auf Einladung Herzogs Odilo seine Wirksamkeit nochmals Bayern zu, wo es ihm endlich gelang, den Widerstand der Geistlichkeit zu brechen. Er errichtete die vier Bisthümer Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau und brachte dadurch Ordnung in die Kirche Bayerns und Ostfrankens. Noch ungehinderter entfaltete sich seine reformatorische Thätigkeit nach dem Tode Karl Martell's (741); denn obgleich ihn dieser vielfach begünstigt hatte, zeigte er sich doch seinen Bestrebungen insofern hinderlich, als Karl die Kirche zu sehr zu seinen rein politischen Zwecken auszunützen suchte, über die Kirchengüter oft willkürlich zu Gunsten seiner weltlichen Anhänger verfügte und der geistlichen strengen Zucht zu wenig Aufmerksamkeit zuwandte. Seine in dem Kloster St. Denis erzogenen Söhne Karlmann und Pipin dagegen hegten wirkliches Interesse für die Kirche und ließen Bonifacius ihren Schutz und Beistand in höherem Maße zutheil werden.

Nach dem Vorbilde Bayerns wurden nunmehr auch die Kirchenangelegenheiten im östlichen Franken, in Thüringen und Hessen geordnet und vier neue Bisthümer ins Leben gerufen: Würzburg für Ostfranken, Erfurt für Thüringen, Buraburg mit dem Kloster Fritzlar für Hessen und Eichstädt für die Pfalz. Gleichzeitig suchte er die im westlichen Frankenreiche arg in Verfall gerathene Kirche zu heben und fester an den päpstlichen Stuhl zu knüpfen. — Endlich erwirkte er gelegentlich des im Jahre 742 abgehaltenen fränkisch-austrasischen Konzils Maßregeln zur Wiederherstellung des christlichen Glaubens in der Richtung seiner ursprünglichen Reinheit und Lauterkeit sowie zur Besserung der Sitten des Klerus. Von da an nahmen die fränkischen Erzbischöfe, wenn auch mit Widerstreben, ihr Pallium von Rom.

Auf einem folgenden, zu Lestines im Hennegau (745) abgehaltenen Konzil wurde namentlich die Abschwörungsformel festgestellt, welche als eines der ältesten deutschen Sprachdenkmale angesehen wird. Nach der im Vatikan befindlichen Handschrift lautet sie:

Frage: „Forsachistu diobolä?“ (Widersagst du dem Teufel? — nach christlichen Begriffen der Heidengott Donar.)

Antwort: „Ec forsacho diobolä.“ (Ich widersage dem Teufel.)

Frage: „End allum diobol geldä?“ (Und aller Teufelsgesellschaft?)

Antwort: „End ec forsacho allum diobol geldä.“

Frage: „End allum diobolas wercum?"
Antwort: „End ec forsacho allum dioboles wercum und wordum, thunaer end woden ende saxnote ende allum them unholdum, the hira genotas sind." (Allen Teufelswerken und Worten, dem Donar und dem Wodan und dem Schwertgenoß (Kriegsgott) und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.)
Frage: „Gelobistu in got alamechtigan fadaer?" (Glaubst du an Gott den allmächtigen Vater?) Antwort: „Ec gelobo in got alamechtigan fadaer."
Frage: „Gelobistu in crist, gotes suno?" Antwort: „Ec gelobo in crist, gotes suno."
Frage: „Gelobistu in halogan gast?" Antwort: „Ec gelobo in halogan gast."



Bonifacius fällt die heilige Eiche. Nach Peschel.

Gründung des Klosters zu Fulda. Eine der denkwürdigsten Schöpfungen des unermüdlichen Glaubensapostels ist die Gründung des Klosters Fulda an dem gleichnamigen Flüßchen, das er 744 von Sturm, einem seiner eifrigsten Schüler und Begleiter auf mehreren Missionsreisen, erbauen ließ und welchen er auch als ersten Abt in demselben einsetzte. Das Kloster sollte nicht nur eine Pflanzschule für künftige Heidenbekehrer, sondern auch ein Musterkloster für die deutschen Länder werden, aus welchem Grunde es nach dem Vorbilde des Monte Cassino, des berühmten Stammsitzes der Benediktiner, eingerichtet wurde. Karlmann überließ der Stiftung den Grund und Boden und viele fränkische Großen förderten das Unternehmen durch reiche Schenkungen. Auch fernerhin vielfach bedacht, ward es eines der reichsten Klöster Deutschlands. So außerordentlich rasch entwickelte sich die junge Stiftung, daß die Zahl der sieben Mönche, die sich hier zuerst niedergelassen hatten, noch vor dem Tode des Gründers auf 400 Klostergenossen angewachsen war.

Im Jahre 747 ward Bonifacius, bisher Erzbischof in partibus, an Stelle des abgesetzten Bischofs Gewinlieb zum Erzbischof von Mainz ernannt mit der Befugniß, die Diöcesen von Köln, Worms, Speyer, Utrecht u. a. sowie die gesammte Kirche Deutschlands zu regieren, wodurch die letztere auch einen bestimmten Mittelpunkt nach außen hin gewann. Von Mainz aus wirkte Bonifacius gleichfalls eifrig für Befestigung seines Bekehrungswerkes und für seine kirchlichen Einrichtungen; auch behielt er das weitere Gedeihen des Klosters Fulda, das ihm so sehr am Herzen lag, im Auge. Mehrere Schenkungsurkunden aus jener Zeit, welche von verschiedenen Mainzer Adligen und Bürgern ausgestellt wurden, lassen auf den großartigen Einfluß schließen, den der Erzbischof zu Gunsten seiner Stiftung, wo er es irgend vermochte, geltend machte.

Sein Missionswerk hatte er in Hessen und sämmtlichen Nachbarlanden seines Bischofsitzes während einer fünfzigjährigen ununterbrochenen Thätigkeit vollendet. Allerwärts verkündeten christliche Bischöfe und Priester, der heilige Burkhardt in Würzburg, Willibald in dem fernen Eichstädt und noch manche Andere das Evangelium.

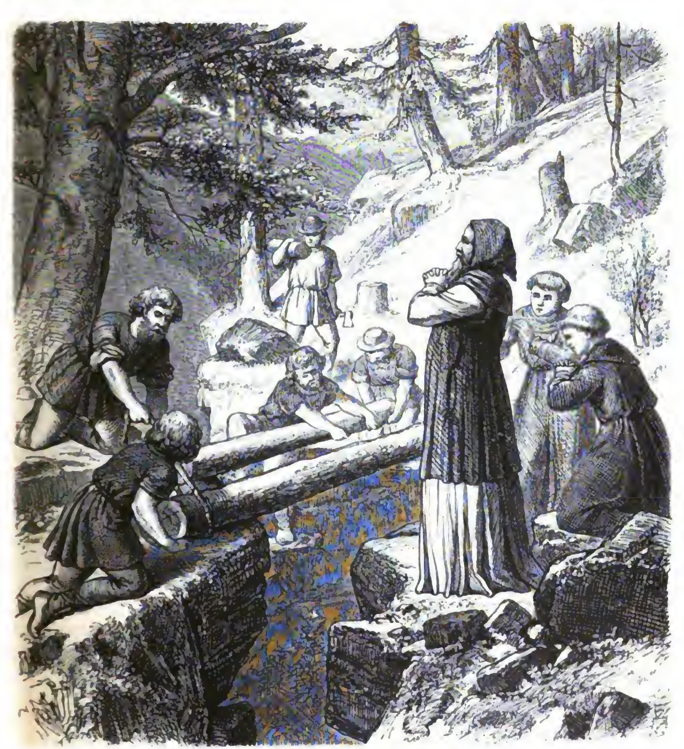
Tod des Bonifacius. Allein ein unermüdlicher Thätigkeitstrieb ließ dem bereits im Greisenalter stehenden, wenn auch noch kräftigen Manne keine Ruhe. Der Plan reifte in ihm, wieder dahin zurückzukehren, wo er seinen ersten mißglückten Missionsversuch unternommen hatte, und durch Bekehrung der heidnischen Friesen zum Christenthum seinem Werke die Krone aufzusetzen. Nachdem ihm vom Papste und Pipin gestattet worden war, sein Erzbisthum seinem bewährten Schüler Lullus zu überlassen, zog der mehr als siebzigjährige Greis im Jahre 755, weder Gefahren noch Beschwerden achtend, mit wenigen Gefährten den Rhein hinabfahrend, unter jenes wilde Volk. Er stieg an den Ufern des Zuydersees ans Land und predigte, zerstörte Götzenbilder, erbaute Kirchen und vollzog die Taufe an Tausenden. Bei dem heutigen Dockum in Westfriesland hatte er am 5. Juli 755 am Fluß Bonce sein Zelt aufschlagen lassen, als eine wilde Schar heidnischer Friesen über ihn herfiel und ihn, sammt seinen getreuen Gefährten, 52 an der Zahl, erschlug. Seine Begleiter hatten ihn und sich selbst vertheidigen wollen, er aber wehrte ihnen, sie mit feierlichem Ernst ermahnend: „die nicht zu fürchten, welche nur den Leib tödten, nicht aber der Seele schaden könnten.“ Ohne Widerstand erlitten alle den Märtyrertod, indem Bonifacius das Evangelienbuch mit den Händen über seinem Haupte emporhielt. Seine Leiche wurde zuerst in Utrecht bestattet, allein sein Nachfolger auf dem Mainzer Bischofsitze, Erzbischof Lullus, ließ sie dort abholen und auf den zu Lebzeiten geäußerten Wunsch seines Meisters in dem Kloster Fulda bestatten.

Die katholische Kirche hat Bonifacius ihren Heiligen zugesellt; aber auch den Nichtkatholiken bleibt er nicht minder verehrungswürdig als einer der ersten Bringer neuer, humaner Anschauungen, als derjenige, welcher unter den, noch barbarischen Gebräuchen und Sitten ergebenen Deutschen für bessere soziale Einrichtungen den Boden ebnete. Im Jahre 1855, gelegentlich der Errichtung seiner Statue in Fulda, feierte nicht allein das katholische Deutschland, sondern auch der protestantische Gustav-Adolfverein das Gedächtniß des Apostels der Deutschen. —

Bei all dem Großen, das Bonifacius geschaffen, dürfen wir uns aber doch nicht verhehlen, daß gerade durch die Abhängigkeit, in welche er die deutsche Kirche vom römischen Stuhl brachte, jede freie, selbständige Entwicklung auf kirchlichem und religiösem Gebiete auf die Dauer unmöglich gemacht, jedes selbständige Denken, jede eigenartig nationale Entfaltung im Keime erstickt werden mußte. Mag das Urtheil eines neueren Kirchenhistorikers:

> „In seinen Vorstellungen abergläubisch, in Sitten streng, in Aeußerlichkeiten engherzig, gegen Untergebene herrisch, vor den Päpsten demüthig, außer wo er Mißbräuche in Rom geschützt sah, hat er klug und begeistert ein langes Leben an seinen Plan gesetzt und diesen durchgesetzt. Bonifacius hat seinem Eide getreu die deutsche Kirche von den Päpsten abhängig gemacht, von denen er sich selbst abhängig fühlte ...“

hart und nicht in jeder Hinsicht zutreffend erscheinen, so widerspricht dies doch nicht der Wahrheit, wenn auch wiederum zum Ruhme des Apostels anerkannt werden muß, daß sich in seinem ganzen Denken und Thun keine Heuchelei zeigte, vielmehr eine tiefe Ueberzeugung, eine reine, heilige Begeisterung für das Christenthum seine Handlungen leitete und daß vor Allem er gegen sich selbst die Strenge der Tugend übte, die er von Anderen als erste Pflicht des Christen forderte.



Mönche beim Wege- und Brückenbau.

Christliche Sendboten und Klosterleute.

Die innigen Beziehungen, welche die ersten Karolinger mit dem römischen Stuhle unterhielten, und die Unterstützung, welche sie demselben liehen, trugen wesentlich zur raschen Ausbreitung des Christenthums in jener Epoche bei. Eine Reihe von Glaubensboten zog vorzugsweise von den fernen Küsten Englands und Schottlands aus, um in Germanien das Evangelium zu predigen. Eine große Zahl Klöster entstand, die sogenannten Schottenklöster, und diese wurden zu festen Burgen, von welchen aus sich das Christenthum verbreitete.

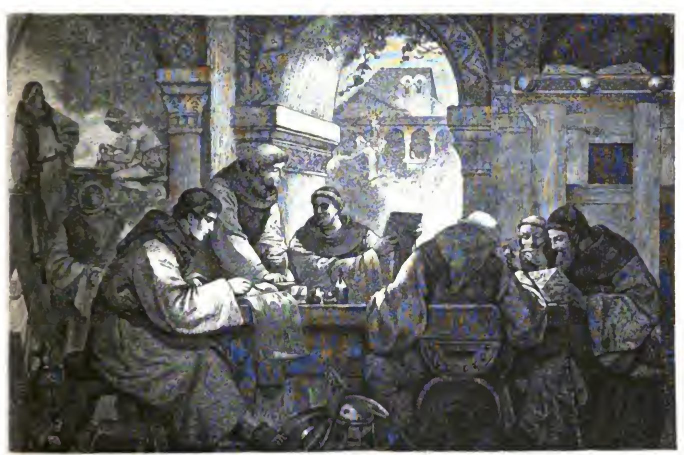
Diejenigen Apostel, welche am frühesten zum Bekehrungswerk auszogen, waren der heilige Columban und der heilige Gallus (Beide im siebenten Jahrhundert). Ersterer gründete in der Freigrafschaft Burgund mehrere Klöster, Letzterer das berühmte Kloster St. Gallen. (Vergl. S. 175.) — Schon kurze Zeit darauf zog S. Firmin, ein Irländer, ebenfalls von den britischen Küsten aus und errichtete das gleichfalls berühmte Kloster Reichenau (724), sowie das Kloster Hornbach bei Zweibrücken, wo er 753 auch starb. — Um jene Zeit entstanden auch im Elsaß das Kloster der heiligen Ottilie, sowie in dessen Nachbarschaft Niedermünster. Ebenso wurden die Bisthümer Straßburg, Konstanz und Basel mit ausgedehnten Rechten ausgerüstet. In dem Schweizerland erfolgte die Gründung der Klöster Rheinau, Kempten, in dem rhätischen Alpenlande des Bisthums Chur mit dem Kloster St. Lucii; in Bayern und Oesterreich baute man allerwärts Kirchen und Klöster, und schon in jener frühen Zeit konnte man sagen, daß der Klerus dort über eine ansehnliche Macht verfügte. Wir erwähnen nur die Errichtung des Bisthums Neuburg, die Erbauung von St. Afra zu Augsburg, der Klöster zu Ellwangen und Feuchtwangen und der reichen Stiftungen zu Benediktbeuern, Wessobrunn und Pollingen. In Regensburg entstand das Kloster St. Emmeran, und der heilige Rupert legte den Grund zum Erzstift Salzburg. In Freisingen wirkte St. Corbinian und bereits zu Ende des siebenten Jahrhunderts erschien Kilian in Würzburg, um am Main das Christenthum zu predigen.

Bei den Sachsen traten damals ebenfalls die ersten Glaubensboten auf: die beiden Ewalde (zwei angelsächsische Mönche), die aber — als sie unter Psalmengesang mit ihren heiligen Gefäßen durch Dorf und Land zogen, erschlagen wurden. Suitbert, welcher hauptsächlich an der Lippe und Ruhr predigte, ist der Stifter des Klosters Kaiserswerth. Auch die starrsinnigen Friesen wurden in jener Zeit theilweise zum Christenthum bekehrt. Es war namentlich Willibord († 739), der hier, wenigstens in den südlichen Landestheilen, dem Christenthum den Boden ebenete. In der Mainzer Diöcese wurden um jene Zeit die Klöster Disibodenberg und Lorsch (774) gegründet. Im Nahegau entstand nachmals Remigiberg. — Einhard, den wir noch näher werden kennen lernen, gründete später das Kloster Seligenstadt. — Im achten Jahrhundert entstanden außer den oben genannten noch in den Ardennen die Klöster Stablo und Malmedy, Laubes im Maasgau; auch die von Dagobert gegründete Abtei Weißenburg im Elsaß erlangte Zuwachs an Ansehen und an Macht.

Um die Klöster und Kirchen sammelten sich gern die Menschen; denn hier herrschte noch am meisten Friede und Sicherheit. Die Geistlichen erbauten neben den Kirchen Wohn- und Kaufhäuser und wußten für die entstehenden Niederlassungen von den Regenten Stadtprivilegien zu erwirken. Auf ihre Veranlassung lichteten sich undurchdringliche Waldungen; ödes Land ward urbar gemacht, Wege wurden geebnet, Stege und Brücken wurden erbaut und der Verkehr nach Kräften gefördert. Alles Wissen und jegliche Kulturpflege ging hauptsächlich, ja in der finstern und stürmischsten Periode des Mittelalters einzig und allein von den Insassen der Klöster aus. Sie waren allerorten Aerzte und Berather; fleißige Klosterleute betrieben selbst Gewerke und lehrten Andere, was sie konnten. Emsig lag man in den Klöstern der Wollen- und Leinwandweberei, Scharlachfärberei rc. ob; die Nonnen beschäftigten sich mit Nähen, Sticken und mit Ausstaffiren der Kleider durch Gold und edles Gestein; die Ausschmückung der Kirchen förderte die Bearbeitung des Holzes, des Bernsteins, der Metalle rc. zu Kunstarbeiten, und die Geistlichen wurden darin den Laien Lehrer und Vorbild. Hierdurch haben die Klöster auf Sittlichkeit und Kultur überaus heilsam eingewirkt; vorzüglich aber war es der um die Kultur des Abendlandes hochverdiente Orden des heiligen Benedikt (s. S. 171), der allerwärts die Samenkörner des Wissens, namentlich in unserem Vaterlande ausstreute. Die Klosterschulen, die nacheinander zu Fulda, St. Gallen, Hirschau, Weißenburg, Corvey und Reichenau entstanden, eröffneten der jungen Generation den Genuß der klassischen Schätze, und Jahrhunderte hindurch wurde hier das Studium des Alterthums gepflegt.

Vorzugsweise waren und blieben auf lange hinaus die Klöster die Bewahrer der Güter der Wissenschaft und Kunst; ihre Bibliotheken bargen die geistigen Errungenschaften der heidnischen und christlichen Vergangenheit. Sie sorgten für Pflege und Erweiterung des Wissens durch Vervielfältigung und Verbreitung von Schriften und Büchern: kurz sie waren die ausschließlichen Sammel- und Stützpunkte für das geistige Leben jenes Zeitabschnitts.

Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß sehr bald und in vielen Klöstern die hohen religiösen und geistigen Aufgaben aus den Augen verloren wurden und daß ihr Thun und Treiben eine niedrig weltliche Richtung annahm. Das ideale Streben wich vor den gewöhnlichen menschlichen Schwächen und Leidenschaften. Durch den sich immer nur mehrenden Einfluß, den sie auf alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, ganz besonders durch die von ihnen geleitete Jugenderziehung, gewonnen hatten, wurde es ihnen leicht, zu Reichthum und Lebensgenuß zu gelangen. Mißbräuche aller Art, Ausschweifung und Sittenlosigkeit rissen immer mehr ein, so daß zeitweise die Achtung und Würde des Klosterlebens tief gesunken waren.

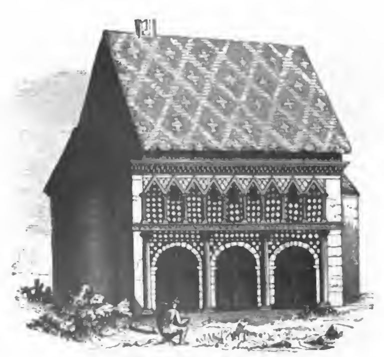


Pflege der Wissenschaften in den Klöstern. Nach Hermann Vogel.

Durch Verleihung von Klostergut und Pfründen an die Grafen und weltlichen Herren des Fränkischen Reiches waren die Klöster vielfach unter die Aufsicht von Laien und sogenannten Commendatur-Aebten gestellt worden, welche, da sie nur auf den Genuß ihrer Einkünfte bedacht waren, auch nichts zur Aufrechterhaltung der Klosterzucht beitrugen. Weiterhin wurden die Klöster nicht selten von ihren ursprünglichen Aufsehern, den Bischöfen, welche für das kanonische Leben den Sinn verloren hatten, beraubt und gedrückt, und sie sahen sich demzufolge oft sich selbst überlassen. Dies Alles führte schon frühzeitig den Verfall der Klöster herbei, so daß Müßiggang und Schwelgerei, Habsucht, Ehrgeiz und Herrschsucht, kurz die schlimmsten Laster, in ihren Mauern sich einnisteten. Vergebens waren die Bemühungen des würdigen Chrodegang, des Bischofs von Metz, dem weiteren Verfalle durch neue Wiederbelebung und Hebung des kanonischen Lebens vorzubeugen; auch von anderer Seite fehlte es nicht an wohlmeinenden Weltlichen und Geistlichen, die das Klosterleben und dessen Wirken nach außen zu verbessern suchten. Späterhin zeigte sich namentlich Karl der Große eifrig beflissen, den Klosterschulen den alten Ruhm als Pflanzstätten der Bildung und Gesittung zu erhalten. Doch auch er vermochte im Grunde nur Schlimmeres

abzuwenden. Die aus jener Zeit herrührenden, oder von ihm begünstigten geistlichen Bildungsanstalten, so die Klosterschulen zu Köln, Trier, Fulda, Osnabrück, Paderborn, Würzburg, Lyon, Tours, frischten den verblaßten Ruhm der Gemeinnützigkeit der Klöster im neunten und zehnten Jahrhundert wieder auf.

Besonders eifrig zeigte sich nachmals Abt Berno und sein Nachfolger Odo durch erneuerte Einschärfung der in Vergessenheit gerathenen Benediktinischen Regel, Einfachheit und Zucht in die fränkischen Klöster zurückzubringen. Der Anfang wurde in dem Kloster zu Clugny gemacht, und schon gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts waren diesem reformatorischen Beispiele an 2000 Klöster gefolgt. Auch in Deutschland machten sich ähnliche Bestrebungen geltend, indem die Kongregation von Hirsau im Schwarzwald nach dem Vorbilde von Clugny, strengere Regeln in den Klöstern einzuführen trachtete. Es bildeten sich in diesem Sinne zahlreiche Orden, wie die der Karmeliter, Kartäuser, Trinitarier, Humiliaten, Hospitaliter ꝛc., welche durch Läuterung der Sitten, wie durch Werkheiligkeit: Armen und Krankenpflege, Loskaufung von Sklaven und Bekehrungseifer die gesunkene Achtung vor dem Klosterleben aufs Neue weckten. — Die Zeit der Kreuzzüge hatte jedoch eine abermalige Entartung des Mönchswesens im Gefolge, indem viele Kreuzfahrer ihre Güter den Klöstern anvertrauten und für den Fall vermachten, daß sie nicht zurückkehren würden, wodurch neue Reichthümer sich in denselben ansammelten, welche der Ueppigkeit und Entsittlichung wiederum Nahrung gaben. Die späteren Versuche, durch Gründung der Bettelorden (Franziskaner, Kapuziner, Dominikaner, Augustiner, Eremiten) der allgemeinen Verderbniß zu steuern, erwiesen sich zumeist fruchtlos, ja beschleunigten vielfach nur noch den Verfall des Mönchswesens, indem gerade in diesen Bettelorden geistige Beschränktheit, Unwissenheit, ein finsterer Aberglaube und wilder Fanatismus die Herrschaft errangen. Hierdurch mußte der Zwiespalt mit dem aufstrebenden Volksgeiste nothwendigerweise immer mehr verschärft werden, bis endlich die Reformation und der durch sie geweckte Geist der Neuzeit die Axt an den morsch gewordenen Baum legten.



Vorhalle des Klosters Lorsch.



Illustrirte Weltgeschichte. III. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Rathsversammlung unter Karl dem Grossen. Zeichnung von A. de Neuville.



Höchster Glanz der Karolinger-Epoche.

Karl der Große (franz. Charlemagne).

(768—814.)

Wir treten nun ein in das Zeitalter Karls des Großen, eines der gewaltigsten in der Reihe der Gründer und Beherrscher von Weltreichen. Es ist Einer von Denjenigen, welche ihrer Zeit den Stempel ihrer eignen Größe aufgedrückt und ihrem Jahrhundert Bedeutung und Glanz, ja sogar den Namen verliehen haben.

Kein Wunder, wenn jede Nation, die ein Recht dazu zu haben glaubt, nach der Ehre geizt, die Angehörigkeit einer solchen überwältigenden Persönlichkeit für ihre Geschichte in Anspruch zu nehmen. Deutsche, Franzosen und Niederländer stellen Karl den Großen an die Spitze eines neuen Abschnittes ihrer nationalen Entwicklung. Wir werden Veranlassung nehmen, hierüber noch an einer anderen Stelle zu sprechen.

Ueber die Jugend Karl's ist nur wenig bekannt. Nach Einigen soll er am 2. April 742 geboren sein, während von Anderen das Jahr 747 für das wahrscheinlichere Geburtsjahr gehalten wird. Noch unzuverlässiger sind die Angaben über seinen Geburtsort. Unter den sieben Städten, welche sich um den Ruhm stritten, die Wiege Karl's geborgen zu haben, pflegt man Aachen den Vorzug zu geben. Allein diese Stadt, außerdem Ingelheim oder das Schloß Salzburg in Oberbayern — jeder dieser Orte, welche gleiche Ansprüche erheben, ist in dieser Hinsicht nur durch die Sage oder spätere Geschichtschreiber beglaubigt. — Karl wurde, wie oben erwähnt, 754, bei Gelegenheit der Anwesenheit des Papstes Stephan III. zu St. Denis mit seinem Bruder Karlmann zum Könige gesalbt, ohne daß jedoch der heilige Akt bei den Brüdern eine einträchtig-brüderliche Sinnesart bewirkt hätte. Nach dem Tode Pipin's wurden Beide nochmals gesalbt, Karl zu Noyon und Karlmann zu Soissons, und von den Franken feierlich als Könige begrüßt. Aber der Zwiespalt zwischen ihnen verschärfte sich nur noch mehr, sei es schon infolge der Theilung des Reiches, sei es durch die verwickelten Verhältnisse in

Italien, wo der Langobardenkönig Desiderius und der Papst sich heftig befehdeten und Beide die Hülfe der fränkischen Königsbrüder anriefen. Karl neigte sich Anfangs mehr auf die Seite der Langobarden, während Karlmann für den Papst Partei ergriff.

Bertha, die Mutter der beiden Könige, von der Uneinigkeit ihrer Söhne aufs Tiefste beunruhigt, gab sich alle nur erdenkliche Mühe, eine Ausgleichung zwischen ihnen herbeizuführen. Um ihre Versöhnung noch durch den Einfluß geliebter Gattinnen zu festigen, und ihren Söhnen zugleich einen mächtigen Verwandten zu gewinnen, verhandelte Bertha mit dem Langobardenkönige Desiderius wegen einer Wechselheirath: ihre Tochter Gisela sollte Desiderius' Sohn Adalgisus, ihre Söhne Karl und Karlmann seine beiden Töchter Desiderata und Giberga heirathen. Eine solche Verbindung machte keinem Mächtigen größere Besorgniß als dem damaligen Papst Stephan III., welcher in der Verwandtschaft zwischen dem langobardischen Könige, als dem Feinde, und dem fränkischen, als dem Schutzherrn des päpstlichen Reiches, die größte Gefahr für seine weltliche Macht erblickte. — In einem Briefe, welchen Stephan an Karl und Karlmann richtete, um von jener Heirath abzurathen, heißt es:

„Welch eine Thorheit, allervortrefflichste Söhne, große Könige! Kaum wage ich es zu sagen, daß das edle, über andere Nationen erhabene Volk der Franken und das herrliche und edelste Geschlecht ihrer Könige sich mit der treulosesten und stinkendsten Nation der Langobarden verunreinigen wollte, die nicht einmal unter die Nationen gerechnet wird, und von welcher ganz gewiß die Aussätzigen ihren Ursprung haben. Niemand, der seines Verstandes nicht gänzlich beraubt ist, kann sich einbilden, daß so weit berühmte Könige sich in eine so abschenliche und pestilenzialische Verbindung einlassen werden. Was kann das Licht mit der Finsterniß, der Gläubige mit dem Ungläubigen für eine Gemeinschaft haben!?"

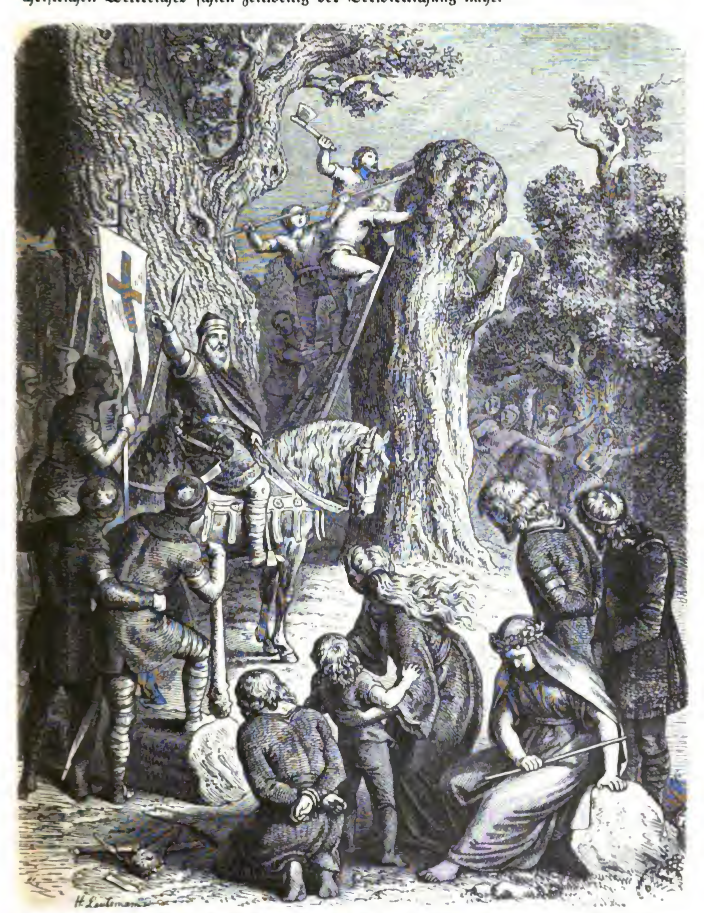
Dieser Brief hatte indeß die gehoffte Wirkung nicht. Denn obgleich der Papst noch nebenbei mit dem Bannfluch drohte, so kam dennoch die beabsichtigte Ehe zu Stande, indem Karl's Mutter selbst ihm Desiderata, die „ersehnte" Königstochter, von Pavia aus zuführte.

Ueber die erste Zeit der Mitregierung Karlmann's kann die Geschichte nur geringe Auskunft bieten. Wir erfahren nur von neuen Streitigkeiten zwischen beiden Brüdern, welche ungeachtet aller Vermittlungsversuche von Seiten ihrer Mutter, über die Angelegenheiten Aquitaniens ausbrachen. Bei Theilung des Reiches war jedem der Brüder ein Theil dieses Herzogthums zuerkannt worden. Aber in dem Antheile Karl's erhoben sich die kaum unterworfenen Aquitanier unter der Führung des alten Hunold, dem Vater Waifar's (s. S. 313), welcher auf die Kunde von dem Tode seines Sohnes und Pipin's die Klosterzelle verließ, in die er sich zurückgezogen hatte. Karl bat seinen Bruder um Beistand; allein dieser versagte seine Mitwirkung, und Karl mußte gegen die empörte Provinz allein zu Felde ziehen (770). Schon im ersten Jahre gelang ihm ihre völlige Unterwerfung, Hunold entfloh nach Vasconien, worauf Karl keinen neuen Herzog mehr in Aquitanien einsetzte.

Karl's Alleinherrschaft. Nach nur dreijähriger Mitregierung starb Karlmann schon am 4. Dezember 771, und Karl war und blieb von da ab alleiniger König des Fränkischen Reiches, denn die beiden Söhne, welche Karlmann hinterlassen hatte, wurden übergangen. — Karl hatte inzwischen seine langobardische Gemahlin, nach kaum einjähriger Ehe, verstoßen und ihrem Vater Desiderius zurückgeschickt. Dadurch wurde das zwischen diesem und Karl bestandene Freundschaftsverhältniß aufgelöst, ja der tiefgekränkte Desiderius suchte sich für die ihm angethane Schmach bei der ersten Gelegenheit zu rächen.

Nach dem Tode Karlmann's war dessen Wittwe mit ihren beiden Söhnen nach Pavia geeilt, und Desiderius suchte, um den Papst Hadrian, welcher im Februar 772 Stephan auf dem apostolischen Stuhle gefolgt war, zu veranlassen, die beiden Söhne Karlmann's zu Königen zu salben, um damit ihre Ansprüche an das väterliche Erbe zu begründen. Hadrian dachte indessen viel zu sehr an Bekämpfung und Niederwerfung des Langobardenreiches, als daß er auf einen solchen Vorschlag eingegangen und dem Desiderius zu Willen gewesen wäre. Karl blieb seit dieser Zeit in seiner Alleinherrschaft unangefochten.

Die Politik Karl's des Großen. Unter Karl kam jenes unter Pipin begründete *Bündniß der weltlichen Macht mit der Kirche* in seiner ganzen Ausdehnung zur Entwicklung; der Traum von einer weltlichen und geistlichen Weltmonarchie oder eines christlichen Weltreiches schien zeitweilig der Verwirklichung nahe.



Karl der Große läßt eine der heiligen Eichen der Sachsen fällen (Irmensäule). Zeichnung von H. Leutemann.

Karl begründete das Schirmeramt der römischen Kaiser über die Kirche, und das auf jener Idee beruhende „Heilige römische Reich", das über ein Jahrtausend Bestand hatte.

Dadurch hatte die Politik Karl's dieselbe unheilvolle Bahn betreten, die bereits Theodosius und mehrere der byzantinischen Kaiser einschlugen. Nach außen auf Eroberungen

gerichtet, mit denen Bekehrungszüge im Interesse der Kirche verbunden waren, erstarkt in Wirklichkeit wieder nur die letztere unter seiner Herrschaft, während dem von Karl geschaffenen Weltreich infolge seiner widerstrebenden Elemente, auch die Fülle innerer Lebenskraft abgeht, so daß wir es schon bald nach dem Tode seines Gründers wieder aus einander fallen nämlich in seine romanischen und germanischen Bestandtheile zerfallen sehen.

Feldzüge Karl's. Das nächste Bestreben Karl's war darauf gerichtet, die dem Fränkischen Reiche schon zugehörigen Länder und ganz besonders die Grenzländer, welche immer wieder ihre alte Unabhängigkeit zu erlangen strebten, in festeren Verband unter einander zu bringen. Im Süden war es ihm durch den aquitanischen Krieg gelungen, dem Reiche in den Pyrenäen und dem Meere seine natürlichen Grenzen zu sichern. Dagegen währte es längere Zeit, ehe es ihm nach mehreren Kriegszügen glückte, den unfügsamen keltischen Volksstamm an der Westküste zu bezwingen und dem Fränkischen Reiche botmäßig zu machen. Nachdem er so die Grenzvölker im Süden und Westen seinem Scepter gebeugt, richtete er seine Blicke nach Osten, wo das Reich beständig durch die räuberischen Einfälle wilder germanischer Stämme, besonders der Sachsen, beunruhigt wurde. Diesen schlossen sich noch die Friesen und Bayern an, welche ihre unter Karl Martell und Pipin verlorene Freiheit und Selbständigkeit wieder zu gewinnen hofften. Es entspann sich ein gewaltiger Kampf um die Herrschaft, welcher an Schrecken und Barbarei kaum seines Gleichen in der Geschichte hat und die Geschicke Galliens, Italiens und Deutschlands auf Jahrhunderte bestimmte.

Der Sachsenbund. Schon S. 116 haben wir der Sachsen ausführlicher Erwähnung gethan. Sie schieden sich nach der Lage ihrer Wohnsitze in Ostfalen im Osten, in Westfalen im Westen der Weser, in Engern (Augrarier) zu beiden Seiten dieses Flusses und in Nordalbinger im Norden der Elbe. Es waren tapfere Stämme, welche die Sitten der Väter heilig hielten und noch ganz die Verfassung und Lebensweise der Germanen der alten Zeit bewahrten, wie Tacitus sie geschildert hatte. Sie lebten in freien Volks- oder Gaugemeinden unter gewählten Vorstehern, jede ihre eigenen Angelegenheiten selbst ordnend, und kannten weder Könige noch Priesterstand. Nur für den Fall eines Krieges wurde ein gemeinsamer Heerführer oder Herzog aus den Edelingen gewählt, der aber nach beendigtem Kriege seine Gewalt wieder niederzulegen hatte. Zu Marklo an der Weser hielten sie alljährliche Versammlungen ab, zu welchen jede Gaugemeinde ihre Abgeordneten sandte, und auf welchen über allgemeine Angelegenheiten, über Krieg und Frieden beschlossen wurde. Jeder freie Grundbesitzer war unumschränkter Herr und Gebieter in Haus und Hof, das allgemeine Recht diente dem Hausrecht nur zur Stütze; Königszins, Zehnten, die Abgaben und Leistungen, welche in anderen Ländern das Volk bedrückten, kannten sie nicht, ja sie würden solche als Schmälerung ihres Besitzes, als Eingriffe in ihre Freiheit betrachtet haben. Einfach und rein wie ihre Staatsformen, war auch ihre Religion geblieben. Sie verehrten noch immer Wodan und ihren Kriegsgott Er oder Saxnot und feierten ihre Volksfeste mit Opfern in Wald und Hain bei heiligen Bäumen oder Quellen. Indem die Sachsen solchergestalt die Grundzüge des altgermanischen Wesens länger und getreuer als die übrigen deutschen Stämme im Süden und Westen bewahrt hatten, deren weitere Entwicklung sich an das Christenthum und die Einfügung in das fränkische Staatswesen knüpfte, mußte sich nothwendigerweise ein scharfer und schroffer Gegensatz zwischen beiden Völkergruppen geltend machen und jedem friedlichen Nebeneinanderleben beständig entgegenwirken.

Karl unternahm den Krieg gegen die Sachsen, einestheils um die Grenzen seines Reiches gegen ihre räuberischen Einfälle zu schützen, anderntheils aber auch, um dem Christenthum neuen Boden zu gewinnen und die Herrschaft christlicher Staats- und Rechtsordnung über die Grenzen seines Reiches hinaus zu tragen. Die Sachsen dagegen vertheidigten ihre lang gewohnten Einrichtungen und Sitten, die alte Freiheit und Religion mit einem Muthe, einer Entschlossenheit und Ausdauer, daß der Kampf um jene Güter bald den Charakter der größten Erbitterung und wildesten Leidenschaftlichkeit annehmen mußte.



Karl der Große überschreitet die Alpen. Nach Paul Delaroche.

Mit jedem Zusammenstoß wuchs der Haß, mehrten sich die Greuel der Blutrache. Während zweiunddreißig Jahren hatte Karl, mit nur wenigen Unterbrechungen, zu kämpfen, bis es ihm endlich gelang, die germanische Kraft zu brechen und sie der christlichen Kultur zugänglich zu machen. Man hat Karl aus diesem bluttriefenden, von allen Schrecken und Frevelthaten der rohesten Barbarei begleiteten Bekehrungswerke einen Vorwurf zu machen gesucht; allein es darf nicht aus den Augen gelassen werden, daß das unausgesetzt feindselige Verhalten der Sachsen ihn immer wieder zum Kriege nöthigte, und daß er, wenn auch mit Gewalt, eine Neugestaltung der Verhältnisse bewirkte, welche allein die Keime einer höheren Entwicklungsfähigkeit in sich trug, wohingegen die alten Zustände, trotz mannichfacher Vorzüge, jede fortschrittliche Kultur der Sachsen unmöglich gemacht hätten.

Auf einer Versammlung der Reichsgroßen zu Worms (772) wurde ein allgemeiner Eroberungs- und Bekehrungszug gegen die Sachsen beschlossen.

Der erste Zusammenstoß fiel für die Sachsen unglücklich aus. Ihre Stärke im kleinen Kriege und ihre Schwäche in offener Feldschlacht gleich sehr verkennend, hatten sie dem fränkischen Könige eine Schlacht angeboten und diese Unklugheit mit einer vollständigen Niederlage gebüßt. Darauf nahm Karl die Hauptfeste der Sachsen, die Eresburg an der Diemel unweit dem heutigen Paderborn ein und zerstörte die Irmensäule (vgl. S. 325), das größte Heiligthum der Sachsen, nach Einigen eine Nachbildung der Esche Ygdrasill, welche nach der nordischen Götterlehre das Weltall trägt und zusammenhält. Hierauf drangen die Franken bis an die Weser siegreich vor; die Sachsen baten um Frieden und erhielten denselben gegen Geiseln auch gewährt. Karl reichte die Friedenshand um so lieber, als Ereignisse eingetreten waren, welche seine und seines Heeres Gegenwart in Italien nothwendig machten.

Untergang des Langobardenreiches. Papst Hadrian I. hatte sich, wie wir schon oben bemerkt, geweigert, die Söhne Karlmann's zu salben; während nun Karl mit den Sachsen beschäftigt war, glaubte Desiderius mit Waffengewalt den Papst seinen Wünschen willfähriger machen zu können. Desiderius fiel in das päpstliche Gebiet ein, nahm einen Theil desselben in Besitz und bedrohte sogar Rom. Da flehte der Papst den Frankenkönig um schnelle Hülfe an; dieser jedoch, sein Eroberungswerk gegen die Sachsen nicht gern unterbrechend, suchte den Streit zwischen Hadrian und Desiderius auf friedliche Weise beizulegen, ja er soll dem Letzteren sogar eine Summe von 14,000 Goldsoldi geboten haben, sofern er dem Papste die entrissenen Besitzungen zurückerstatten und die früheren Verträge einhalten wollte. Erst nachdem Desiderius die Vermittelungsvorschläge zurückgewiesen, sammelte Karl bei Genf sein Heer und zog in zwei Heeresabtheilungen über die Alpen (774). Die eine führte sein Oheim Bernhard über den Jovisberg, welcher seit dieser Zeit St. Bernhard genannt wurde; die andere geleitete Karl selbst über den Mont-Cenis. Inzwischen hatten sich die Langobarden zu einem Widerstande auf Leben und Tod gerüstet und nahmen den Kampf mit den wieder vereinigten Franken vor den Klausen, welche stark befestigt worden waren, auf. Die Vertheidigung dieser Alpenpässe von Seiten der Langobarden war eine so hartnäckige, daß Karl bereits auf einen Rückzug bedacht war. Zuletzt gelang es den Franken durch Verrätherei, die Langobarden zu umgehen und sie nach einer heldenmüthigen Gegenwehr aus ihren Stellungen zu vertreiben.

Karl konnte nun ohne weitern Widerstand bis Pavia vorrücken und diese Stadt, wohin sich Desiderius mit seiner ganzen Macht zurückgezogen hatte, belagern. Adalgisus, der Sohn des Langobardenkönigs, hatte sich mit seiner Schwester Giberga, der Wittwe Karlmann's, und ihren beiden Söhnen nach Verona zurückgezogen und leistete dort den Franken hartnäckigen Widerstand. Allein Verona unterlag noch während der Belagerung Pavia's. Adalgisus entfloh nach Konstantinopel, indeß Giberga mit ihren Söhnen den Franken in die Hände fiel. Letztere verschwinden von da ab aus der Geschichte; es wurde den verschiedensten Vermuthungen Raum gegeben, wenn auch als wahrscheinlich gelten dürfte, daß sie ihr Leben in der Dunkelheit eines Klosters beschlossen.

Karl, König der Franken und Langobarden, in Rom. Noch während der Belagerung Pavia's begab sich Karl zur Feier des Osterfestes nach Rom. Er wurde vom Papste mit den höchsten Ehren empfangen, von Prozessionen schon einige Meilen weit eingeholt und jubelnd als Befreier Italiens und als römischer Patricius begrüßt. In der Peterskirche wohnte er einem feierlichen Gottesdienste bei und sprach am Grabe des heiligen Apostelfürsten kniend sein Dankgebet für die errungenen Siege. Auf die Bitten des Papstes bestätigte er sodann aufs Neue die von Pipin dem heiligen Stuhle gemachte Schenkung. — Erst nach zehnmonatlicher Belagerung gelang es Karl, die Uebergabe von Pavia zu erzwingen, indem sich Desiderius auf Gnade und Ungnade ergab.



Karl des Großen Einzug in Pavia. Nach M. von Schwind.

Karl erklärte seinen Schwiegervater des Thrones verlustig, schickte ihn in ein Kloster und erklärte das Langobardische Reich dem Fränkischen einverleibt, indem er sich zum Zeichen seiner Herrschaft darüber die eiserne Krone der Langobardenkönige (774) zu Pavia aufs Haupt setzte und sich von nun an König der Franken und Langobarden nannte.

Mit Ausnahme von Friaul, Spoleto und Benevent, deren Herzöge sich noch mehrere Jahre (774—786) unabhängig vom Papste und von den Franken erhielten, befand sich nun das ganze Langobardische Reich in Karl's Händen. Derselbe ließ indeß die Verfassung desselben vorläufig unangetastet, indem er sich mit der bloßen Besitzergreifung begnügte und zum Zeichen derselben die langobardischen Städte mit fränkischer Besatzung versah.

Den Grund dieser Zurückhaltung hat man nicht etwa in einer Achtung Karl's vor der Nationalität eines Volkes zu suchen, sondern in dem Bestreben, die langobardischen Großen für sich gewinnen zu wollen, um freie Hand in Deutschland zu erlangen. Dort hatten nämlich die Sachsen (774) unter Führung eines würdigen Nebenbuhlers König Karl's auf dem Felde des Ruhmes, das ihnen aufgedrungene fränkische Joch abgeschüttelt.

Wittekind. Der Held, dessen Namen uns die Geschichte als den Gegner des großen Karl aufbewahrt hat, war Wittekind, ein Edeling der Westfalen und ein Mann von untadelhaften Sitten, unübertroffener Tapferkeit, seltenem Kriegstalent, unermüdlichem Eifer und ungedämpfter Begeisterung für die Freiheit. Es war ein ehrenvoller, rühmlicher Kampf, welchen Wittekind an der Spitze der Sachsen für die Freiheit der deutschen Stämme focht, und schon darum verdient er, wenn auch der Erfolg seine Anstrengungen nicht krönte, die Achtung, welche die Geschichtschreibung allen den hochstrebenden Männern zollt, die für die Freiheit ihrer Ueberzeugung in die Schranken traten.

Die Feldzüge der Jahre 775—777 belehrten Karl, welcher mächtige Feind ihm in Wittekind erstanden war. Denn wenn er auch die Ostfalen und Engern hier und da unterworfen und zur Taufe gezwungen hatte, Wittekind's unüberwindliches Schwert machte den Werth seiner Siege fraglich; überall, wo er erschien, fielen ihm die kaum Unterworfenen wieder zu, die Fahne des Aufstandes gegen die fränkischen Waffen schwingend. Wittekind nährte lange Zeit mit Erfolg den Nationalkrieg gegen Karl, so daß dieser bereits anfing, an dem Gelingen seiner kriegerischen Pläne zu verzweifeln, und endlich den Entschluß faßte, ein friedliches Mittel zur Unterwerfung der Sachsen zu ergreifen. Ein im Jahre 777 nach Paderborn berufener Reichstag, wohin auch die sächsischen Edeln eingeladen wurden, sollte auf dem Wege der Unterhandlung zum Ziele führen. Die meisten, des Krieges müde, waren dem friedlichen Rufe gefolgt; nur Wittekind hatte sich, zürnend über den Knechtssinn seiner Landsleute, zu erscheinen geweigert und war zu dem ihm befreundeten Könige der Dänen geflohen. Während er diesen für sein Interesse zu gewinnen suchte, führte der Paderborner Reichstag, auf welchem Karl allen Glanz seiner Herrschaft entfaltete, zu dem gewünschten Ergebniß: Die sächsischen Edeln, von denen sich mehrere sogleich taufen ließen und welchen man die Beibehaltung ihrer Verfassung zugesichert hatte, gelobten Unterwerfung. Karl glaubte schon am Ziele zu sein; allein er vergaß, daß noch ein Mann sich nicht unterworfen hatte, dessen Widerstand bedrohlicher war, als das Widerstreben aller unterworfenen Edeln — Wittekind! Bevor wir jedoch zu dem neuen, von diesem veranlaßten Aufstande gelangen, müssen wir erst eines Feldzuges gedenken, der den Frankenkönig an das andere Ende seines Reiches führte, des Feldzuges gegen die Mauren.

Karl in Spanien. Auf dem Reichstage zu Paderborn war nämlich eine hülfesuchende maurische Gesandtschaft erschienen: mit Ibn al Arabi, Statthalter von Saragossa an der Spitze, um, wie wir schon S. 262 berichteten, Karl um Schutz gegen die vordringende Macht des Omejjaden Abderrhaman anzugehen. Der Frankenkönig, von solchem Zutrauen geschmeichelt, sagte die erbetene Hülfe um so eher zu, als die Sachsen ihm eben erst friedliches Verhalten versprochen hatten. — Kaum war nun der Reichstag geschlossen, als Karl zwei große Heere sammelte und mit denselben (778) über die Pyrenäen drang. Pampeluna, Saragossa und Huesca fielen nach kurzem Kampfe in seine Hände; einige andere Besitzungen folgten, so daß Karl das spanische Land zwischen den Pyrenäen und dem Ebro unter dem Namen der spanischen Mark (778) dem Fränkischen Reiche einzuverleiben gedachte. Aber der Siegeslaufbahn des großen Eroberers sollte hier mit einem Male ein Ziel gesteckt werden. Von Deutschland her erscholl die Kunde, daß es Wittekind gelungen, die Sachsen von Neuem zur Empörung aufzureizen. Die meisten Sachsenstämme hatten sich auf die Seite des vergötterten Freiheitshelden gestellt, waren ins fränkische Gebiet eingedrungen und dort überall siegreich gewesen. Verwüstend und blutige Greuel übend, drangen sie bis an den Rhein vor; hier aber rückten ihnen die Franken mit größerer Macht entgegen und zwangen sie, sich zurückzuziehen. Darauf suchten die Sachsen Thüringen und Hessen heim, überall mit Feuer und Schwert gegen die christliche Bevölkerung wüthend.

Mit gewohnter Energie und Schnelligkeit erhob sich Karl zum Aufbruche aus Spanien, um die wortbrüchigen Sachsen zu züchtigen. Aber noch ehe er den spanischen Boden verließ, fiel der Kern seines Heeres und die Blüte seiner Ritterschaft einem Verrathe des Herzogs der Vasconen zum Opfer, der nur gezwungen das fränkische Joch trug.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Wittekind's Taufe. Nach Albert Rethel.

Dieser, **Lupus** mit Namen, glaubte die Gelegenheit zur Abwerfung desselben gekommen, als Karl's Streitmacht (779) die wilden Schluchten des Thales von **Ronceval** durchzog. Er überfiel das Heer mit solchem Ungestüm, daß ein großer Theil desselben und viele seiner edelsten Häupter den Untergang fanden.

Ritter Roland. Unter den Gefallenen von Ronceval ist **Rutland** oder **Roland**, wie er gewöhnlich genannt wird, Statthalter der Bretagne, zum Helden einer Reihe von Mythen geworden. Nicht nur, daß sein Name in den Ritterbüchern eine hervorragende Rolle spielt, sondern es gelten auch die in verschiedenen alten Städten aufgestellten Bildsäulen (Rolandssäule, steinerner Roland) als Denkmale von Rittersagen, wenngleich dieselben auch noch eine andere, viel wichtigere Bedeutung hatten. Diesen Legenden zufolge war Roland ein Ritter von übermenschlicher Größe und Kraft, der sich besonders als Kämpfer für das Christenthum gegen die Araber durch wunderbare Kämpfe und Abenteuer hervorthat. Sein Schwert, **Durendart** geheißen, konnte einen Marmorstein durchhauen, ohne schartig zu werden; und sein Horn Olivant hatte einen so mächtigen Ton, daß man seinen Schall acht Meilen weit hörte. — Die erste Fabeldichtung von Roland rührt aus dem 11. Jahrhundert von einem Mönche her, der sie unter dem Namen des Erzbischofs **Turpin** von Reims schrieb. — Sie wurde später von dem italienischen Dichter Ariost poetisch wieder geboren, und ist unter dem Titel Orlando furioso „der rasende Roland" hoch berühmt geworden.

Nur mit Mühe rettete sich Karl nebst einem kleinen Theile seines Heeres nach dem Rhein, wo er indeß, ungebeugt durch den betroffenen Unfall, sogleich Anstalten zur Wiederunterwerfung der Sachsen traf, die unter Wittekind noch raubend und plündernd die fränkischen Grenzen heimsuchten. Karl der Große trieb sie mit seinem gewohnten Kriegsglücke zurück (779—780), ließ Festungen erbauen, nahm Geiseln und traf Anordnungen zur Vermeidung künftiger Aufstände. Es wurde die fränkische Heer- und Gerichtsverfassung eingeführt, das Land wurde in Gaue oder Grafschaften eingetheilt, an deren Spitze theils sächsische Große, die sich ergeben hatten, theils fränkische Edle standen. Mönche und Weltgeistliche wurden allerwärts angesiedelt, um das Christenthum zu verbreiten, und gar mancher Sachse wurde zur Taufe und zur Annahme der christlichen Lehre gezwungen.

Der Bluttag von Verden. Karl glaubte sicher sein zu dürfen, daß sich die Sachsen nunmehr dem Reichsverbande einfügen würden und unternahm 781 ruhig eine Reise nach Italien, um die dortigen immer noch verwickelten Verhältnisse zu ordnen und seinen zweiten Sohn **Pipin** als König der Langobarden, sowie seinen dritten Sohn **Ludwig** zum König über Aquitanien vom Papste salben zu lassen. Aber Karl hatte Wittekind's Unabhängigkeitsdrang unbeachtet gelassen. Daß das ruhige Verhalten der Sachsen nicht lange dauern würde, war vorauszusehen; und wirklich befand sich Karl der Große auch kaum in Italien, als er schon die Nachricht erhielt, daß Wittekind abermals an der Spitze der empörten Sachsen stehe. Er eilte nun wieder nach Deutschland zurück, wo auf dem Reichstage zu Paderborn (782) ein neuer entscheidender Feldzug gegen die Sachsen beschlossen ward. Inzwischen aber waren seine gegen die **Sorben** — ein zwischen der Saale, Elbe und Havel wohnendes wildes Volk slavischen oder wendischen Ursprungs, das beständig in die fränkischen Länder räuberisch einfiel — gesandten Heere von den Sachsen überfallen und von diesen in einer mörderischen Schlacht am Süntelgebirge in der Nähe der Weser total vernichtet worden. Karl gerieth über diesen Vorfall in eine solche Wuth, daß er den Sachsen furchtbare Rache schwor. Er erschien selbst an der Spitze eines mächtigen Heeres an der Weser (782) und forderte die sächsischen Edeln vor seinen Richterstuhl. Obgleich nun die feigen Unterworfenen alle Schuld auf den entflohenen Wittekind schoben und sich als Verführte demüthigten, so wurde doch der Zorn des fränkischen Königs über den Aufstand so wenig versöhnt, daß der fanatische Gewalthaber 4500 Sachsen, die ihm als Urheber bezeichnet worden waren, bei Verden an der Aller an einem Tage enthaupten ließ!

Diese That ist ein unaustilgbarer Schandfleck in der Regentenlaufbahn Karl's. Das Schreckensgericht, das Werk der Rache an einem Volke, welches nichts verbrochen, als seine

Freiheit wieder zu erringen versucht hatte, also nur that, was ihm von Rechtswegen zustand, verfehlte indeß nicht allein seinen Zweck, sondern goß auch noch Oel in das Feuer dieses unseligen Krieges. Denn nun erhoben sich alle sächsischen Stämme wie ein Mann, und der unbezwungene Wittekind entflammte seine Landsleute zur Wiedervergeltung und stellte sich von Neuem an die Spitze seines todesmuthigen Volkes. Grimmiger als je war der Haß der Sachsen gegen die Franken entbrannt, und heftiger als je erfolgten ihre Angriffe.

Schlacht bei Detmold und an der Hase. Bei Detmold entbrannte eine große Schlacht (783), nach welcher sich Karl der Große insofern als besiegt bekannte, als er sich nach Paderborn zurückzog, um dort Verstärkungen abzuwarten. Und auch als er diese an sich gezogen und die Sachsen an dem Flüßchen Hase geschlagen hatte, mußte er sich gestehen, daß Waffengewalt zur völligen Unterwerfung dieses tapfern Volkes nicht ausreichen würde.



Herzog Wittekind ruft seine Sachsen zum Kampfe. Zeichnung von V. Mörlins.

Er versuchte deshalb abermals den schon früher mit Erfolg eingeschlagenen Weg der Unterhandlung, infolge dessen die beiden Hauptanführer der Sachsen Albio und Wittekind sich zu Attigny in der Champagne freiwillig bei Karl einstellten, (785) die Taufe annahmen, dadurch ihre Botmäßigkeit anerkannten und Frieden gelobten, was die Unterwerfung des ganzen Sachsenlandes zur Folge hatte. (Bei der interessanten Abbildung des Taufaktes von Wittekind (bei S. 330) hat uns das Geschichtswerk „Charlemagne“ von A. Vétault zur Vorlage gedient. Aber der französische Zeichner Duvivier hat sich in der Hauptsache an Albert Rethel's Wandgemälde in Aachen gehalten, nur das Seitenornament ist von ihm hinzugefügt worden.) Die Sachsen verpflichteten sich zur Zahlung eines jährlichen Tributs, zur Entrichtung des Zehnten an die christliche Geistlichkeit, zur Heeresfolge bei Feldzügen der fränkischen Könige und zur Duldung von acht Bischofssitzen, von welchen aus das Christenthum unter ihnen verbreitet werden sollte. So ward Sachsen dem Fränkischen Reiche gewonnen und seitdem als fränkische Provinz betrachtet.

Die folgenden drei Jahre vergingen unter verschiedenen unbedeutenden Kriegszügen gegen aufrührerische Herzöge in der Bretagne und Lombardei, deren Unterwerfung nicht schwer fiel.

Weitere Regentenwirksamkeit Karl's des Großen.

Thassilo. Wichtiger, weil folgenreicher, war die Erhebung von Thassilo II. von Bayern, welcher im Vertrauen auf die ihm von den Avaren, seinen östlichen Nachbarn, zugesagte Unterstützung es wagte, sich gegen die fränkische Oberhoheit aufzulehnen. Noch war aber sein Plan nicht reif, als Karl Kunde davon erhielt und durch seine Entschlossenheit dem Sturme zuvorkam. Mit drei Heeressäulen rückte er in Bayern ein und zwang Thassilo zur Botmäßigkeit, welcher sich derselbe um so eher fügte, als er sich auch vom Papst Hadrian und der Geistlichkeit des Landes verlassen und verrathen sah. Auf einer Reichsversammlung zu Worms leistete er aufs Neue den Vasalleneid und stellte seinen eigenen Sohn als Geisel. Allein diese Fügsamkeit war nur eine scheinbare. Thassilo, wahrscheinlich auch aufgestachelt durch seine stolze und rachsüchtige Gemahlin Liutgard, eine Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, setzte im Geheimen seine Umtriebe gegen den Frankenkönig fort. Nicht allein die Avaren, auch Adalgisus, der Sohn des Desiderius, welcher durch die Griechen in seinen Ansprüchen auf den väterlichen Thron bestärkt wurde, sowie der Herzog von Benevent sollten zu einer Verbindung mit Bayern gewonnen werden, mächtig genug, um dem Frankenreiche gefährlich zu werden. Karl verkannte denn auch die drohende Gefahr nicht und beeilte sich, ihr durch den Sturz des Bayernherzogs bei Zeiten vorzubeugen. Er ließ Thassilo nach seinem Hoflager Ingelheim am Rhein entbieten und ihn — als er ohne Ahnung, daß sein Plan verrathen sei, dort ankam — in Haft nehmen. Er wurde als Hochverräther erklärt, nachdem seine eigenen Unterthanen gegen ihn gezeugt hatten, und zum Tode verurtheilt. Karl der Große wandelte jedoch die Todesstrafe in ewige Klostergefangenschaft um und nahm Bayern (788) als fränkische Provinz in Besitz. — Auch Liutgard und ihre Töchter mußten den Schleier nehmen, und Adalgisus fand bald darauf als Flüchtling sein Ende, so daß Karl nunmehr Ruhe vor dem langobardischen Königshause hatte. Auf einem späterhin zu Frankfurt abgehaltenen Konzile ließ Karl den Herzog Thassilo in der Mönchskutte vorführen und ihn bekennen, daß er sich als Hochverräther den gerechten Zorn des Frankenkönigs zugezogen habe, daß er denselben fußfällig um Verzeihung bitte und zur Sühnung seines Verbrechens für sich und seine Erben auf alle Ansprüche an das Herzogthum Bayern freiwillig verzichte. Im Kloster Lorsch beendete Thassilo seine Tage, und lange erhielt die Sage daselbst sein Andenken.

Krieg mit den Avaren. Dieser unglückliche Ausgang des letzten bayerischen Herzogs hielt indeß die Avaren nicht ab, dem ihm gegebenen Versprechen nachzukommen. Während ein Theil ihrer Heere in die Lombardei eingefallen war, um dem von den Byzantinern zur Wiedererringung der väterlichen Krone unterstützten Adalgisus beizustehen, drang der andere Theil in das bayerische Land, um die Franken daraus zu vertreiben. Karl der Große sah sich auf diese Weise plötzlich (789) in einen Krieg mit den Avaren verwickelt, jenem wilden, wahrscheinlich aus Nordasien eingewanderten Volksstamme, welcher nach Schafarik aus einer frühzeitigen Vermischung türkischer Elemente mit mongolischen oder finnischen Stämmen hervorgegangen sein soll. Nach Friedrich Müller soll derselbe wahrscheinlicher ein Theil der von den Tu-Kiu und To-po im Jahre 546 n. Chr. zersprengten Tseu-tsen sein. Nachdem diese türkischen Stämme die Avaren aus den Ländern am Ili und Irtysch verdrängt hatten, erschienen die Letzteren, ihrerseits nun die Slaven vor sich hertreibend, im sechsten Jahrhundert am Kaukasus, an der Wolga und am Don, sich anfänglich in die zwei Stämme Var und Chur theilend. Von hier aus besiegten sie die Reste der Hunnen und Anten, unterjochten das Bulgarische Reich und drangen schließlich bis an die Donau vor. Als räuberisches, verderbenbringendes Volk verheerten sie nun die angrenzenden Länder und wurden eine schreckliche Geißel, besonders für das Byzantinische Reich, die Lombardei, die Länder der Franken, Bayern u. s. w.

Nestor, der russische Geschichtschreiber schildert die Avaren, die er Obrik oder Obren nennt, als „groß an Körper und stolz an Sinn". Von den fränkischen Geschichtschreibern der Karolinger Zeit werden sie auch Hunnen genannt. Der Hauptsitz ihrer Macht war im heutigen

Ungarn, unter dessen gemischten Völkerschaften sie lange das herrschende Volk blieben. Sie theilten ihr Land in Hagane (Gaue), an deren Spitze „Khane“ standen, welche wiederum einem obersten Häuptling „Khagun“ (ein Titel, der offenbar türkischen Ursprungs ist) gehorchten. Ihre Gesammtzahl mag 30,000 Köpfe betragen haben. Die avarischen Reiter waren durch ihre Schnelligkeit berühmt, sie waren in eiserne Panzer gekleidet und die Anführer hatten selbst bepanzerte Pferde. (Es mag bei dieser Gelegenheit als interessant hervorgehoben werden, daß die Steigbügel wahrscheinlich avarischen Ursprungs sind; wenigstens sind die Steigbügel des avarischen Fundes zu St. André aus dem 6. oder 7. Jahrhundert bis jetzt die ältesten Geräthe dieser Art.) Die merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten der Avaren bestanden in ihren sogenannten „Ringen“, kreisförmige Wälle von Palissaden und Erde, inner- und außerhalb welcher sich Wohnungen, Dörfer und Besitzungen befanden. Diese Ringe deuten auf das Verlassen der nomadischen Lebensweise hin und sind daher auch wahrscheinlich als Erzeugnisse einer späteren Zeit anzusehen. Hinter diesen Ringen bewahrten sie zugleich die unermeßlichen Schätze auf, die sie auf ihren Raubzügen erbeuteten. Schon im 7. Jahrhundert machten sich die meisten der unterworfenen Völker von dem Joche der Avaren wieder frei, so die Tschechen in Böhmen, die Moraver in Mähren, die Bulgaren, und 640 wurden sie auch aus Dalmatien vertrieben, so daß sie von nun an auf die Länder zwischen Ens und Sau beschränkt waren. Durch die Einverleibung Bayerns in das Fränkische Reich wurden sie unmittelbare Grenznachbarn Karl's. — Der Krieg, den dieser jetzt gegen sie unternahm, war um so gefährlicher, als weder auf die Treue der Sachsen noch auf den Gehorsam der Bayern gerechnet werden konnte. Doch Karl's unwandelbares Kriegsglück glich diese Uebelstände aus. Die Heere des Adalgisus in der Lombardei wurden, wie schon erwähnt, in einem einzigen Feldzuge aufs Haupt geschlagen. Und als sich nun Karl mit ganzer Kraft gegen die in Deutschland vordringenden Avaren wandte, gelang es ihm, dieselben nach wechselndem Kriegsglücke (790—792) bis hinter den Fluß Raab zurückzuwerfen, so daß Karl sich als Herrn des behaupteten Landstrichs betrachten konnte. Ja, er würde noch weiter vorgedrungen sein und auch die Raab überschritten haben, wenn ihn nicht eine abermalige Erhebung der Sachsen, zum Rückzug genöthigt hätte (792).

Verschwörung gegen Karl. Als dieser auf dem Rückzuge einige Zeit in Regensburg verweilte, sah er sich von Neuem von einer großen Gefahr bedroht. Karl besaß von seinen drei Ehefrauen drei legitime Söhne, Karl, Pipin und Ludwig, die er, wie oben angeführt, zu Königen einiger Theile seines Reiches erhoben hatte. Außer diesen legitimen Söhnen besaß er aber noch von einer Konkubine, mit der er vor seiner Verheirathung gelebt hatte, einen natürlichen Sohn, Pipin den Buckligen, so genannt von seinem häßlichen Buckel, der sein wirklich schönes Gesicht gar zu sehr beeinträchtigte und die Ursache sein mochte, daß er von seinem Vater zurückgesetzt ward. Denn obgleich die unehelichen Söhne bei den Franken gleiche Rechte mit den ehelichen hatten und eben so thronfähig waren wie diese, so hatte doch Karl diesem kein Zeichen seiner Gunst gegeben. Darüber erzürnt, faßte der Bucklige den Entschluß, seinen Vater und dessen legitime Söhne zu ermorden. Während Karl's Abwesenheit im Avarenlande wurde von Pipin eine Verschwörung gegen das Leben des Vaters angezettelt, die bei dessen Rückkehr zum Ausbruche kommen sollte. Als nun der König in Regensburg angekommen war, versammelten sich die Verschworenen wegen Ausführung ihres Planes in einer Kirche. Nach der Berathung fiel ihnen ein, die Kirche zu durchsuchen, um sich zu überzeugen, ob nicht vielleicht Jemand sie belauscht habe. Wirklich fanden sie auch unter dem Altare einen Mönch, Namens Ardulph, versteckt, von dem man nicht weiß, zu welchem Zwecke sich derselbe dort aufhielt. — Wie Verbrecher bei allen unvorhergesehenen Ereignissen den Kopf verlieren, so begnügten sich die Verschwornen in der Angst und Hast damit, den Mönch Stillschweigen schwören zu lassen. Dieser hielt sich jedoch nicht für verpflichtet, den erzwungenen Eid zu halten. Er entdeckte Karl den gegen ihn geschmiedeten Plan und wurde dafür mit der Abtei St. Denis belohnt, während die Mitverschworenen Pipin's dem Henkerbeil verfielen, der Bucklige aber in ein Kloster gesteckt ward.

Unterwerfung der Avaren. Während Karl anderweitig beschäftigt war, setzte sein Sohn Pipin den Eroberungskrieg gegen die Avaren fort. Er stürmte 796 ihren Hauptring zwischen Donau und Theiß und erbeutete bei dieser Gelegenheit unermeßliche Schätze, welche die Avaren seit dreihundert Jahren auf ihren Raubzügen, besonders gegen die Griechen aufgehäuft hatten. „Durch keinen Krieg“, sagt Einhard, „erbeuteten die Franken so große Reichthümer. Denn während man sie bis dahin beinahe arm nennen konnte, fanden sie nun in der Königsburg eine solche Masse Goldes und Silbers vor und machten in den Schlachten so kostbare Beute, daß man wol glauben darf, nach Recht und Gerechtigkeit haben die Franken den Hunnen (Avaren) das weggenommen, was diese früher anderen Völkern ungerechter Weise geraubt hatten.“ Noch in demselben Jahre kam der Khan der Avaren, Tudun, nach Aachen, um sich taufen zu lassen und Karl Treue zu schwören. Dessenungeachtet bewog er die Avaren zu einem Aufstand, der aber durch die fränkischen Waffen bald unterdrückt wurde (799). Ein Theil des durch diese Kämpfe arg zusammengeschmolzenen Volkes ging über die Theiß zurück, ein anderer erhielt Wohnsitze in Oberpannonien, worauf das Land an der Ens mit deutschen (bayerischen) Ansiedlern besetzt und in fünf Grafschaften getheilt wurde, welche später die Ostmark (Oesterreich) bildeten. Auch in ihren neuen Wohnsitzen erkannten die Avaren die Oberhoheit des Frankenkönigs an, ebenso die slavischen Völkerschaften an der mittleren Donau, die bisher den Avaren unterthan gewesen waren. Mit Beginn des neunten Jahrhunderts verschwinden die Avaren aus der Geschichte, indem sich ihre Reste unter den Bulgaren und verschiedenen slavischen Völkerschaften verloren.

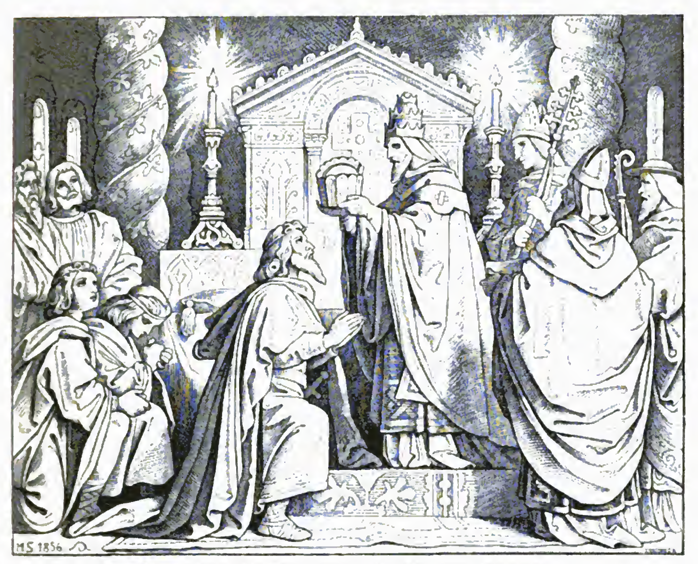
Letzte Erhebung der Sachsen. Wenn Karl den Sachsen auch, wie wir oben hervorgehoben, ihre alten Einrichtungen, ihre freie Verfassung mehr oder weniger unangetastet gelassen hatte, so waren doch die ihnen allmählich aufgedrungenen Neuerungen hinreichend, um den schlummernden Geist der Empörung zu nähren. Vornehmlich war es die Abgabe des Zehnten an die Geistlichen und die Auferlegung der Heerespflicht, welche die Gemüther mit tiefem Groll erfüllten. Die Sachsen hatten Karl auf seinen immer ausgedehnteren Kriegszügen zu folgen und stets für eine ihnen fremde, ja verhaßte Sache zu kämpfen. Karl führte seine Heere gegen die Basconen und Mauren über die Pyrenäen, gegen Slaven und Avaren nach Istrien und Pannonien, selbst über die Elbe drang er 789 vor, um seinen Verbündeten, den Abodriten (Obodriten), welche die Gegenden des heutigen Mecklenburg bewohnten, gegen die in der jetzigen Mark Brandenburg seßhaften Wilzen beizustehen. Die Gährung kam zum vollen Ausbruch, als Graf Theodorich von Karl ausgesandt wurde, um neue Werbungen für den avarischen und slavischen Krieg unter den Sachsen vorzunehmen (792).

Die Letzteren fielen in Verbindung mit den gleichfalls aufständischen Friesen über Karl's Sendboten her und erschlugen sie und ihre Leute im Gaue Rustringen, an der Mündung der Weser. Damit war der Anstoß zum Aufruhr im ganzen nördlichen Sachsenlande gegeben. Die Geistlichen wurden vertrieben, ihre Niederlassungen und Kirchen zerstört, die alten heidnischen Religionsgebräuche wieder eingeführt (793). Aber Karl wußte auch jetzt wieder durch Entschlossenheit und rasches Handeln der aufrührerischen Bewegung Herr zu werden, indem er mit zwei großen Heeren, das eine unter der Führung seines Sohnes Karl, über den Rhein vorrückte und sich auf dem „Sandfelde“ zwischen Paderborn und Eresburg lagerte.

Die Sachsen, dadurch eingeschüchtert, unterhandelten und stellten Geiseln, womit sich Karl einstweilen begnügte, um zur Beilegung anderer Verwicklungen Zeit zu gewinnen. — Denn auch in anderen Theilen seines Reiches, wie in Bayern, war die Stimmung gegen ihn eine sehr aufgeregte; hauptsächlich aber bedrohte der in Byzanz ausgebrochene Bilderstreit auch die abendländische Kirche, und Karl mußte vor Allem darauf bedacht sein, die noch junge Pflanze des Christenthums in seinem Reiche vor ähnlichen Stürmen zu bewahren. Auf einer glänzenden Reichs- und Kirchenversammlung zu Frankfurt a. M. (794) gelang es ihm auch, jedem Glaubenszwiespalte vorzubeugen und die Ordnung in der Kirche aufrecht zu erhalten. Auch hatte er bei dieser Gelegenheit durch die oben angeführte Verzichtleistung des Herzogs Thassilo in Bayern und dem Ostreiche festen Fuß gefaßt.

Nunmehr schritt Karl dazu, den Widerstand der Sachsen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln auf immer zu brechen. Es begann ein letzter, schrecklicher Kampf, während beinahe zehn Jahren, zu dessen Beendigung die Gewalt der Waffen allein sich unzulänglich erwies: — es mußte zu dem grausamen Mittel der Wegführung und Verpflanzung von großen Scharen des unbotmäßigen Volkes gegriffen werden. Während der drei ersten Kriegsjahre 795—798, in welcher Karl die im Süden der Elbe wohnenden Sachsen unterjochte, ließ er eine große Anzahl wehrhafter Männer, in manchen Gauen bis zu einem Drittheil der Bevölkerung, nach anderen Gegenden seines Reiches versetzen, vertheilte ihre Besitzungen theils unter seine Getreuen, weltlichen wie geistlichen Standes, theils siedelte er fränkische Kolonisten unter ihnen an. Ebenso verfuhr er mit den Nordalbingern, und wendete sich schließlich, bald in eigener Person, bald unter Führung seiner Söhne oder Heerführer gegen die Sachsen zwischen der Niederelbe und Ostsee. In dem verzweifelten Kampfe bei Suentana (799) fielen 4000 Sachsen unter den Streichen der Franken und ihrer Verbündeten, unter welch letzteren vornehmlich die slavischen Obodriten zu nennen sind, denen Karl die entvölkerten Landstriche an der Ostsee zu Wohnsitzen angewiesen hatte. Weitere Auswanderungen der Sachsen wurden nach jedem neuen Siege in erweitertem Maße erzwungen. Nach Einhard sind von den Nordalbingern, die erst 804 völlig unterworfen waren, 10,000 Familien nach dem innern Deutschland verpflanzt worden. Durch solch barbarische Strenge ward die Widerstandskraft des Volkes nach und nach gebrochen, und wenn es auch zweifelhaft ist ob, wie Saxo berichtet, 803 ein förmlicher Friede zu Seltz an der Saale, zwischen Karl und den Sachsenhäuptlingen geschlossen wurde, der Krieg erlosch jedenfalls um diese Zeit, da nach Einhard von da an Sachsen und Franken zu „einerlei Volk“ vereinigt waren.

Karl ließ den Sachsen ihr altes Volksrecht, das er als „Lex Saxonum“ aufzeichnen ließ und das uns noch in 19 Kapiteln erhalten ist, sowie die Selbstverwaltung; nur hatten sie sich den Grafen zu fügen, welche der König zur Ueberwachung der Rechtspflege in den verschiedenen Gauen einsetzte. Von Tribut waren sie frei, aber nicht von der Leistung des Zehnten an die Kirche und von der Heeresfolge. Im Uebrigen genossen sie dieselben Rechte wie die Franken. — Ueber dreißig Jahre hatte dieser Unterjochungskrieg gewährt; wir können den Sachsen weder unsere Bewunderung über den Heldenmuth, mit welchem sie ihre politische Freiheit wie den Glauben ihrer Väter vertheidigten, versagen, noch auf der andern Seite unsern Abscheu vor dem vielfach unmenschlichen Verfahren des christlichen Königs Karl, mit dessen Eifer für die Religion der Liebe sich die grausamen Metzeleien an der Aller sicherlich schlecht vertrugen, unterdrücken. Indessen muß doch zugestanden werden, daß das höchste Streben Karl's, welches in der Verbindung der Völkerschaften seines Reiches zu einem christlich-germanischen Staatsganzen gipfelte, ohne die Ueberwindung der Sachsen sich nie und nimmer hätte verwirklichen lassen. Die Niederwerfung der Sachsen durch die Franken hatte ebenso wenig wie vor sieben Jahrhunderten das Eindringen der Römer eine Romanisirung der Deutschen zur Folge. Freilich war es im nationalen Sinne zu beklagen, daß die tapferen Sachsen den Franken unterlagen, aber der Kultur gereichte diese Niederlage des Heidenthums zum Segen. Auch ist nicht zu verkennen, daß die einigende Kraft des großen Fränkischen Reiches für die spätere selbständige Entwicklung des Deutschen Reiches vorbildend und förderlich gewesen ist. Gegenüber der alten Zersplitterung in Stämme drang das Einheitsstreben siegreich durch. Je mehr später der herrschsüchtige Romanismus der Franken im Bunde mit dem Papstthum nach der Weltherrschaft trachtete, desto wichtiger erscheint das Gegengewicht in dem echtdeutschen Sachsenvolke, aus welchem deutschen Elemente das kraftvolle Reich unter Heinrich I. und Otto dem Großen erstand. Zur höchsten Blüte erhob sich dieses Reich unter den Hohenstaufen und bestimmte die Geschicke Europa's.



Karl der Große zum Kaiser gekrönt. Nach Moritz von Schwind.]

Das römische Kaiserthum Karl's des Großen.

Nach der glücklichen Beendigung aller der im Vorhergehenden erzählten Eroberungs- und Unterwerfungszüge hielt der große fränkische König 799 einen Reichstag zu Paderborn ab, um Anordnungen im Interesse einer so ausgedehnten Ländervereinigung zu treffen.

Gesandtschaften bei Karl dem Großen. Die große Menge von Gesandtschaften, die er hier erhielt, weil man bereits anfing, in ihm den Schiedsrichter Europa's zu achten und zu fürchten, nahm den größten Theil des Reichstages in Anspruch. Unter diesen Gesandtschaften erwähnen wir die des Patriarchen von Jerusalem, die glänzende Gesandtschaft des Khalifen Harun al Raschid, der seinem fürstlichen Bruder seine Verehrung ausdrücken und seine Freundschaft anbieten ließ (s. S. 237); endlich den Papst Leo III. nebst Gefolge, welcher, vor seinen Feinden in Rom entflohen, nun persönlich erschien, um Karl's Beistand und seine Wiedereinsetzung zu erlangen, was er um so eher erwarten konnte, als er demselben nach seiner Wahl förmlich gehuldigt und ihm das Banner der heiligen Stadt sowie den Schlüssel zum Grabe Petri übersandt hatte. Papst Hadrian I. war nämlich am Weihnachtsfeste 795 gestorben und an seiner Stelle Leo III. von den Römern erwählt worden. Hadrian hatte seinen Verwandten allzu einflußreiche Stellungen eingeräumt, und diese, um ihr hohes Ansehen und ihre Macht nicht einzubüßen, verschworen sich zum Sturze des neuen Papstes, in der Absicht, die weltliche Herrschaft über Rom in ihre eigenen Hände zu bekommen. Den 25. April 799 wurde Leo bei einer öffentlichen Prozession von einer Rotte von Aufrührern, mit Paschalis, einem Neffen Hadrian's, an der Spitze, überfallen, in furchtbarer Weise mißhandelt, so daß er erst nach geraumer Zeit den Gebrauch des Gesichtes und der Zunge wieder erlangte, und in einem Kloster in Gefangenschaft gehalten. Er entkam jedoch und fand Schutz bei dem Herzog von Spoleto. Von hier

aus eilte er zu Karl, um seinen Beistand zu erflehen. Uebrigens hat man Ursache zu glauben, daß Leo III. dem Könige, der ja fast alle Länder des ehemaligen abendländischen Kaiserthums vereinigt hatte, bei dieser Gelegenheit versprochen habe, ihm bei seiner Anwesenheit in Rom die Kaiserkrone des Weströmischen Reiches aufzusetzen und ihn so zum römischen Kaiser zu krönen.

Romfahrt und Krönung Karl's. Wie zu erwarten war, versprach König Karl dem Papste, in Rom zu erscheinen und ihm eine glänzende Genugthuung zu verschaffen. Demgemäß brach er gegen Ende des Jahres 799 nach Italien auf, wohin Leo III. schon gleich von Paderborn aus unter dem Schutze von Karl's Namen und Geleit zurückgekehrt war. In Rom angekommen, veranstaltete der Frankenkönig sogleich einen großen geistlichen Gerichtstag in der Peterskirche, indem er erklärte, „daß er nach Rom gekommen sei, er, der Schutzherr und Patricius der Römer, um die gestörte Ordnung der Kirche wieder herzustellen, die an ihrem Oberhaupte begangenen Frevel zu bestrafen und zwischen den Römern als den Klägern und dem Papst als dem Beschuldigten Gericht zu halten."

Keiner der Ankläger vermochte seine Beschuldigungen zu beweisen, und der Papst konnte dieselben durch einen Reinigungseid, den er, nach dem Beispiele des Pelagius zur Zeit des Narses, freiwillig leistete, vernichten. Paschalis und seine Mitverschworenen wurden zum Tode verurtheilt, aber auf Fürbitten des Papstes von Karl nach Frankreich verbannt.

Am nächsten Tage, dem Weihnachtsfeste, nach damaliger Zeitrechnung der Anfang des neuen Jahres und Jahrhunderts, begab sich Karl im Schmucke eines römischen Patricius in die Peterskirche. Als er nach beendigter Messe vor dem Altare zum Gebet niederkniete, trat plötzlich Leo heran und setzte ihm die Krone der römischen Imperatoren aufs Haupt, während das versammelte Volk dreimal jauchzend rief: „Carolo Augusto, dem von Gott gekrönten, dem großen, friedenbringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!" Nach altem Brauche fügte der Papst die sogenannte Adoration hinzu, indem er die Lippen und die Hand Karl's berührte und sich vor ihm verneigte. Hierauf salbte der Papst Karl sowie seinen Sohn Pipin, welcher zu diesem Zwecke von Benevent herbeigeholt worden war.

Wie Einhard berichtet, soll Karl geäußert haben, wenn er gewußt hätte, daß dies geschehen würde, so wäre er an jenem Tage lieber nicht in die Kirche gegangen. Allein das Märchen von der „überraschenden" Weihnachtsbescherung Karl's mit der römischen Kaiserkrone wird nicht mehr geglaubt. Die Ueberraschung konnte sich nicht auf die Krönung überhaupt, sondern höchstens auf die Art der Krönung mit ihrem theatralischen Gepräge beziehen. Schon die Herbeirufung Pipin's zur Salbung spricht für eine vorherige Verabredung. Höchst wahrscheinlich ist die Anregung von Karl selbst und seiner Umgebung ausgegangen. Karl hatte die Thaten und Schöpfungen des Großvaters und Vaters zum Ausgangspunkte eines hochwichtigen, die Geschichte der Völker bestimmenden Werkes genommen; in seiner Seele hatte sich das Ideal eines Römischen Reiches christlich-germanischer Nation gestaltet. In Wirklichkeit besaß auch seine Herrschaft jetzt schon einen universalen Charakter; es war ihm gelungen, die verschiedensten Völkerschaften des Abendlandes zu einem gewaltigen Staatsorganismus zu einigen, von der Eider bis zum Tiber, vom Ebro bis zur Drau galt sein Herrscherwort. Es fehlte nur noch der kaiserliche Name, um die Weltherrschaft zu begründen; denn an die Würde eines römischen Imperators knüpfte die große Masse immer noch die höchste Ehrfurcht und Bedeutung, in ihr erblickte man den Gipfelpunkt aller Herrschergröße. Durch die Krönung war Karl als erster weltlicher Herrscher der Christenheit und zugleich als oberster Schutzherr der Kirche anerkannt. Aber, wie einst bei der Krönung Pipin's zum König der Franken, war auch hier das Interesse des Staates wie der Kirche ein gegenseitiges. Auch der Papst rechnete auf die Errichtung eines neuen römischen Kaiserthums in der Hand des gewaltigsten Fürsten im Abendlande, um für immer dem Einflusse der byzantinischen Kaiserherrschaft über Rom und Italien ein Ende zu machen. Streitigkeiten über verschiedene Glaubenslehren und Kirchen-

Gebräuche, sowie die fortdauernde Nebenbuhlerschaft zwischen dem Oberpriester von Rom und dem Patriarchen von Konstantinopel hatten die schon längst herrschende Spannung so sehr auf die Spitze getrieben, daß es nur eines geringen Anstoßes bedurfte, um einen völligen Bruch herbeizuführen und die Trennung in eine abendländische (römisch-katholische) und morgenländische (griechisch-katholische) Kirche zu verwirklichen. Dieser Anstoß war durch die Krönung Karl's gegeben, indem nunmehr der Papst unter dem Schutze eines germanisch-römischen Kaiserthums dem byzantinischen Trotz zu bieten vermochte.

Der König des Fränkischen Reiches, wie groß dasselbe auch immer sein mochte, hatte doch nur immer eine, wenn auch wichtige Rolle neben den Königen anderer Reiche gespielt; der römische Kaiser aber galt als Herr der Welt und somit — wenn auch nur der Idee nach — als Oberherr der Könige. In Konstantinopel erkannte man auch die Wichtigkeit jener Titelveränderung so wohl, daß die Kaiserin Irene, zu schwach, um dagegen Einspruch zu thun, sich bestrebte, den ihr dadurch zugefügten Abbruch auf dem Wege der Unterhandlung auszugleichen. Sie willigte sogar ein, Karl, der durch eine Heirath mit ihr das ganze Römische Reich zu vereinigen strebte, ihre Hand zu reichen. Allein die Unterhandlung verzögerte sich durch die Intrigue der byzantinischen Höflinge, die in jener Verbindung den Ruin ihrer Macht sahen. Es kam nur ein dauernder Friede zwischen Karl und dem Byzantinischen Reiche zuwege, infolge dessen Unteritalien dem letztern gerettet wurde. Das Projekt zerschlug sich endlich völlig durch die Entthronung Irenens (s. S. 281), eine Folge dieses Planes. Erst 812 wurde Karl von den Byzantinern als Kaiser anerkannt, nachdem er ihnen als Preis Venetien und Dalmatien überlassen hatte. „Nun erlosch der Titel des Kaisers von Byzanz völlig in Rom; das westliche Imperium war erneuert, die Einheit von Abendland und Morgenland zerstört, und die bestürzten Griechen klagten, daß jenes alte Band zwischen Rom und Byzanz das große Frankenschwert zerhauen habe, und daß die jüngere und schönere Tochter Konstantinopolis von jener altersgrauen Mutter Roma für immer getrennt worden sei."

Welch großes Gewicht Karl auf die neue Würde legte, geht daraus hervor, daß er 802 jeden männlichen Bewohner seines Reiches, welcher das zwölfte Lebensjahr überschritten hatte, einen neuen Eid leisten ließ unter der ausdrücklichen Einschärfung, daß es sich hier nicht blos um den altherkömmlichen Huldigungseid handle, sondern daß derselbe auch die Zusage des christlichen Gehorsams gegen den Oberherrn der Kirche in sich begreife. Ueberhaupt hatte sich in ihm das Bewußtsein seiner höheren Stellung und Majestät bedeutend gesteigert. Selbst im Verkehr mit seinen Unterthanen führte er nach römischen und byzantinischen Vorbildern Gebräuche und Ehrfurchtsbezeugungen ein, die für die Deutschen völlig neu waren. Der Zutritt zu seiner Person wurde erschwert, Kniefall und Fußkuß kamen in Gebrauch, und bei feierlichen Gelegenheiten pflegte er nunmehr, mit dem ganzen kaiserlichen Pompe umgeben, im Ornate mit Krone und Scepter zu erscheinen.

Kaiser und Papst waren von jetzt an die beiden höchsten Häupter der Christenheit; die Völker gewöhnten sich daran, „den Begriff des Augustus gleichsam zu zertheilen und Kaiser und Papst als die zwei großen Sonnen zu betrachten, von denen Licht und Ordnung durch die sittliche Welt verbreitet werde." Der Papst behielt sich das Recht vor, den Kaiser jedes Mal durch die Krönung zu bestätigen, wohingegen kein Papst ohne die Zustimmung des Kaisers eingesetzt werden konnte — eine Uebereinkunft, von welcher freilich Karl nicht ahnte, wie folgenschwer und verderbenbringend sie in Zukunft für das Reich werden sollte.

Karl's letzte Unternehmungen. Es schien, als ob die Erringung der römischen Kaiserkrone das letzte Ziel für Karl's des Großen Ehrgeiz gewesen wäre. Wenigstens finden wir auf dem Kaiserthrone nicht mehr den rücksichtslosen Eroberer, den wir auf dem Königsthrone gefunden haben. Die wenigen und größtentheils unbedeutenden Kriegszüge, welche Karl seit dieser Zeit noch unternahm, waren meist auf die Erhaltung seines Besitzthums, nicht auf neue Erwerbungen gerichtet. Die Herrschaft über die spanische Mark

durch die Eroberung Barcelona's (803) unter Anführung des Königs Ludwig von Aquitanien und über Italien wurde durch die Waffen gesichert, die nördlichen Grenzen wurden gegen ein abenteuerndes nordländisches Seefahrervolk — die Normannen, die wir noch näher kennen lernen werden, besser befestigt und durch dauerhafte Kriegsbauten geschützt. Denn Karl schien die Schrecken, welche dieses räuberische Seefahrervolk über sein Reich noch bringen sollte, vorauszusehen. Als er einst in einer Stadt des narbonnischen Galliens weilte und die normannischen Korsaren bis in den Hafen der Stadt gedrungen waren, äußerte er bei ihrem Anblick unter Thränen zu seinen Gefährten: „Ein tiefer Schmerz ergreift mich, weil ich vorhersehe, mit welchen Schrecken und Leiden diese Räuber meine Nachkommen und ihre Völker heimsuchen werden."

Die Unterwerfung der mehrmals aufgestandenen Sachsen wurde, wie wir bereits ausführten, nach einigen glücklichen Feldzügen 803 vollendet, indem Karl endgiltig unter ihnen die neue Ordnung der Dinge begründete und den acht gestifteten Bischofssitzen Minden, Osnabrück, Halberstadt, Verden, Bremen, Paderborn, Münster und Hildesheim die völlige Einführung des Christenthums überließ.

Die Herrschaft über die Sachsen und Avaren brachte ihn, wie gleichfalls schon angedeutet, in feindliche Berührung mit deren östlichen und nördlichen Nachbarn, den im Osten Deutschlands wohnenden slavischen Völkerschaften. Einige Kriegszüge, die er gegen dieselben unternehmen ließ, verschafften ihm den Sieg und seinem Reiche Ruhe. Sein Wille gebot nun auch über einen großen Theil jener slavischen Lande, so daß man die Oder als die Grenze seiner Macht in Deutschland betrachten kann, wenn sich auch die Grenze seines Reiches nicht mit völliger Genauigkeit danach bestimmen läßt.

Indessen auch im Norden hatte er zur Sicherstellung der Reichsgrenzen zu kämpfen, indem 808 der trotzige Dänenfürst Gottfried, der Jütland beherrschte und schon früher die Sachsen unterstützt hatte, die Obodriten, Karl's alte Verbündete, angriff und ihren Fürsten tödtete. Karl sandte Hülfe, aber der Krieg währte bis 811, in welchem Jahre Gottfried von seinen eigenen Leuten erschlagen ward. Nunmehr wurde die Eider, auf deren nördlicher Seite Gottfried den Danewirk oder Dänenwall zum Schutz seines Reiches hatte aufführen lassen, als Grenze zwischen beiden Völkern festgesetzt. Infolge dieser Uebereinkunft kam alles Land zwischen Schlei u. Eider an das Frankenreich. Späterhin, als die Widerstandskraft der Dänen durch innere Wirren brach gelegt wurde, richteten die Franken das neu erworbene Land als Mark ein mit der Burg Essesfeld an der Stör, welche Karl gegründet hatte und um welche sich allmählich die Stadt Itzehoe erhob.

Markgrafen. Unausgesetzt auf die Sicherheit des Reiches bedacht, errichtete Karl, da wo Zusammenstöße mit feindlichen Nachbarn am häufigsten zu befürchten waren, begrenzte Gaue, sogenannte Marken, welche unter die besondere Verwaltung von Markgrafen gestellt wurden, deren Hauptaufgabe darin bestand, den Grenzverkehr mit den Nachbarn zu überwachen, vor Allem den Schutz der Grenzen zu sichern und zu diesem Zwecke die nöthigen Mannschaften zu befehligen, im Nothfalle selbst neue Aushebungen vorzunehmen, weshalb denn auch zahlreiche fränkische Vasallen (Markmannen) in den Marken angesiedelt wurden. — Die Markgrafen (später Pfalzgrafen) besaßen weit ausgedehntere Machtbefugnisse als die Binnengrafen.

Außer der bretonischen Mark entstanden nach und nach, gegen die Araber die spanische Mark, gegen die südlichen Slaven die Marken von Friaul und Kärnten, gegen die Avaren die avarische Mark (das spätere Oesterreich), gegen die Böhmen die fränkische im Nordgau, gegen die Sorben die thüringische an der Saale, im Norden die sächsische (nordalbingische) oder dänische Mark. Diese von starken Festungen und Besatzungstruppen wohl vertheidigten Marken umschlossen und sicherten das weite Reich gegen jede von äußeren Feinden drohende Gefahr.



Karl der Große beobachtet besorgt das Herannahen der normannischen Raubschiffe. Zeichnung von A. de Neuville.

Innere Entwicklung des Reiches Karl's des Großen.

Unsere auf gänzlich veränderten Grundlagen ruhende Gesellschaft besitzt für das, was Karl that und schuf, heute nicht immer ein unbefangenes Verständniß, und wir müssen uns erst in die treibenden Einflüsse und Empfindungen jener Epoche hineindenken, um das Thun jenes Gewaltigen unseren heutigen Anschauungen näher zu bringen.

Als Karl der Große eine christliche Königsgewalt begründete und eine Staatsidee aufstellte, an welcher viele Jahrhunderte nach ihm noch festgehalten ward, als seinen siegreichen Heeren christliche Prediger folgten: da war es ihm nicht etwa nur darum zu thun, mittels der Religion die Fessel enger zu schlagen, welche die Faust seiner Krieger den widerspenstigen deutschen Stämmen anlegte, sondern für ihn war das Christenthum die große civilisatorische Idee, und die Priester und Mönche waren in der That die Träger der Bildung und Gesittung.

Die Monarchie Karl's des Großen, die an die Stelle der altgermanischen Adelsrepubliken trat, war ein völlig neuer Staat, wie ihn die Vergangenheit niemals kannte. Im Gegensatz zu jenen Staatsorganismen des alten Germaniens, welche allerdings dem Einzelnen die größtmögliche Freiheit gestatteten, die aber zu bedeutenderen Unternehmungen unfähig waren und denen ein eigentliches großes Staatsziel fehlte, sehen wir zum ersten Male hier ein Regiment auftauchen, das eine große politische Aufgabe verfolgt und einen Staatsgedanken, der dieser Aufgabe sein ganzes politisches und kirchliches System unterordnet.

Es ist ein Staat, der seine Kraft nicht sucht in der Stärke des Heerbanns, sondern im nationalen Wohlstand, in milderen Sitten und in der Regelung der Thätigkeit seiner verschiedenen Glieder zur Erreichung des gemeinsamen Staatszweckes. Wir sehen Kaiser Karl den Ackerbau fördern und die Erträgnisse des Bodens vermehren; wir sehen ihn Deutschland zu einer finanziellen Leistungsfähigkeit emporheben, die ihm gestattet, feststehende jährliche Steuern einzuführen; wir sehen ihn die Rechtspflege zu einem königlichen Institut umgestalten und ein für Alle gleiches Recht begründen. Durch Uebertragung romanischer Bildung in die deutschen Gaue suchte er unser Volk für seine neue Staatsidee zugänglich zu machen. Zu diesem Zwecke benutzte Kaiser Karl das Christenthum; denn nur durch dieses vermochte er die Segnungen der Kultur, auf denen sein Staat begründet war, unter seinen Unterthanen zu verbreiten.

Nur in einem großen, folgenschweren Irrthum blieb Karl bei seinem Handeln befangen. Er sah die staatlichen Interessen als Eins an mit denjenigen der Hierarchie. Er gründete das Bündniß zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, das — wie wir noch sehen werden — stets zum Nachtheil der letzteren ausfiel, jenes Schirmeramt der Kaiser über die Kirche, durch welches die Kaiser zu gehorsamen Dienern und Schergen der Päpste und schließlich selbst von diesen nach Belieben ein- und abgesetzt wurden.

Die erste Idee dieses Bündnisses zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt schreiben Einige dem heiligen Bonifacius zu. Der Freund Karl's, der Angelsachse Alcuin, welcher auch als der diplomatische Vermittler zwischen Karl und dem Papste erscheint, hat sie später zu einem förmlichen Systeme umgestaltet, welches bestimmt war, dem Kaiser zu dienen und dessen Macht zu stärken, in Wahrheit aber als ein zweischneidiges Schwert sich geltend machte, das später von der überlegeneren Staatskunst der Päpste mit großem Geschick gegen die Macht der Kaiser geschwungen wurde.

„Alle Gewalt hat ihren Ausgangspunkt von Gott“, schreibt Alcuin, „und zwei Strahlen gehen von ihm aus. Die höchste geistliche Gewalt an Gottes Statt übt der Bischof von Rom als Nachfolger Petri, der Stellvertreter des Apostelfürsten; er hat sie durch die heilige Weihe der Kirche von Hand zu Hand — von ihm strahlt alle geistliche Gewalt weiter in wohlgemessenen Kreisen aus, durch die Weihen und Aemter der christlichen Kirche.“ —

„Ebenso ist oberster Träger der weltlichen Gewalt der Imperator von Rom, dem seine Gewalt von Gott verliehen ist, und welche Verleihung Bestätigung erhält vor den

Menschen durch die Hand und Weihe des Bischofs von Rom — und vom Kaiser strömt die Gewalt weiter aus auf die ihm untergeordneten Könige, Herzöge, Grafen und andere Dienstmannen, die das Reich schützen und halten." — Von solchen Gedanken geleitet schuf Karl ein ausschließlich christliches Reich, und auf dem Boden des Christenthums wurzelten alle Einrichtungen, welche er für das neue Reich ins Leben rief. Dabei war seine Thätigkeit eine so mannichfaltige, daß sie fast kein Gebiet des Staatslebens unberührt ließ. „So mächtig und folgenreich Karl's Kriegsthaten sind, so strahlt doch sein Ruhm als Gesetzgeber bei weitem heller durch die Geschichte der Menschheit."

Partikularismus innerhalb des Reichs. Die Maßregeln, welche Karl traf, beruhten vor Allem auf einer tiefen Kenntniß des germanischen Charakters und seines Hanges zu Sondereinrichtungen. Er verzichtete lieber auf die Schöpfung eines völlig einheitlich gestalteten Reichs, als daß er die deutschen Stämme in ihrer Neigung zu partikularer Selbständigeit beeinträchtigt hätte. Er ließ nicht nur bei denjenigen Völkern, welche schon längst dem Frankenreiche angehörten, den Alemannen, Ostfranken und Friesen, sondern auch bei denjenigen, welche unter seiner Regierung erst dem Frankenreich einverleibt wurden, den Sachsen, Bayern, Langobarden, die gewohnten Rechtseinrichtungen bestehen; er ehrte zugleich die Gemeindefreiheit und das Streben der germanischen Stämme nach Selbstverwaltung und selbständiger Ordnung ihrer Stammesangelegenheiten. Dabei war er aber doch sehr ernstlich beflissen, seinen Staatsorganismus so einheitlich wie möglich zu gestalten und in der allgemeinen Gesetzgebung eine gewisse Uebereinstimmung herbeizuführen, was freilich, trotz der Achtung für die angestammte Rechtsentwicklung der verschiedenen Völkerschaften, nicht ohne mancherlei Eingriffe in ihr Rechtsleben möglich war. Seine als „Kapitularien" bezeichneten Verordnungen, aus denen sich allmählich ein „Königsrecht" entwickelte, enthielten Abänderungen, Zusätze oder Ausscheidungen, welche das Bestehende immer mehr oder weniger umgestalteten, aber nie in dem Grade, daß durch sie die Volksrechte ernstlich verkümmert, die freie gesetzgeberische Thätigkeit der einzelnen Völkerschaften überwuchert und niedergedrückt worden wären. — Dieses Streben Karl's nach einer einheitlichen Rechtsordnung, einer der wichtigsten Bedingungen für die dauernde Befestigung seines Reiches, wurde leider von seinen Nachfolgern nicht getheilt, so daß bald die partikularen Rechtsgewohnheiten in verschärfter Weise die Oberhand gewannen und solch chaotische Zustände hervorriefen, daß jede Reichsgesetzgebung verstummen mußte.

Auch beseitigte Karl partikulare Einrichtungen, wo dieselben die Macht und das Ansehen des Reichsoberhauptes zu beeinträchtigen drohten. So entfernte er die Volksherzöge in Bayern, Sachsen und Franken, die, im Besitze von zu großer Macht, ihm leicht hätten gefährlich werden können, und wenn auch, wie unter den Briten in Armorica, den Basken in Spanien, den Avaren und Slaven der alte Name der Herzöge (duces) noch vorkommt, so sind darunter nicht die früheren unabhängigen, mit allen Machtbefugnissen ausgestatteten und durch Geburt zu ihrer Stellung berufenen Volksherzöge, sondern von dem Kaiser eingesetzte Beamte zu verstehen. Nur die Herzöge von Benevent und Spoleto hatten ihre frühere Stellung und Bedeutung zu behaupten gewußt.

Die Länder der beseitigten Herzöge wurden in größere oder kleinere Bezirke, „Gaue", zertheilt, an deren Spitze je ein auf Lebensdauer ernannter „Gaugraf" (comes) stand. An den gefährdeten Grenzen des Reiches wurden mehrere Gaue, wie S. 340 schon erwähnt, zu einer „Mark" vereinigt und über diese ein Markgraf gesetzt. Diese Würden und Aemter wurden mit der Zeit erblich, und es bildete sich allmählich eine fürstliche Beamtenaristokratie mit den Ansprüchen auf Erbfolge heran. Um aber jedem Mißbrauche der Gewalt durch die eingesetzten Grafen vorzubeugen, ernannte Karl besondere „Sendgrafen" oder „Sendboten" (missi dominici). Die Sendboten waren Männer, welche längere Zeit an Karl's Hofe gelebt hatten und genau mit dessen Absichten bekannt waren. Sie hatten das Verhalten der kaiserlichen Beamten sowie der Geistlichkeit zu überwachen, die Anliegen der Kirchen und Klöster

zu prüfen, die Rechtspflege zu überwachen, die Steuern einzuschätzen und den Heerbann zu ordnen. Diese Königsboten waren auch unter den nächsten Nachfolgern Karl's von hoher Wichtigkeit. — Mit den Grafen standen auf kirchlichem Gebiete die Bischöfe ungefähr auf gleicher Höhe. Nicht allein, daß Karl nach altem Brauche im Frankenreiche die Bisthümer eigenmächtig besetzte, auch die Kirchenversammlungen berief er und änderte ihre Beschlüsse nach Gutdünken ab. Es war ihm daran gelegen, die sittlichen Zustände der Geistlichkeit so viel wie möglich zu heben; er überwachte dieselben sorgsam und schärfte den Klostergeistlichen die Regel des heiligen Benedikt ein (vergl. S. 321). Die Sendboten waren angewiesen, die kirchlichen Angelegenheiten mit derselben Strenge und Gewissenhaftigkeit wie die weltlichen zu behandeln.

Der Feudalstaat. Wichtig für die weitere Geschichte des Fränkischen Reiches und der aus diesem entstehenden Staaten war namentlich die Einrichtung des Lehenswesens, der Feudalverfassung, welche sich unter Karl vorzugsweise entwickelte, und die so zu sagen zur Seele aller mittelalterlichen Staatseinrichtungen wurde. Die Verleihung von Land erfolgte durch Belehnung; der Belehnte verpflichtete sich dagegen zur Heeresfolge und leistete das Gelöbniß der Treue. Ursprünglich wurden die Lehen nur mit einem einfachen Handschlag gegeben und empfangen. Später mit der mannichfaltigeren Gestaltung des Lehenswesens ward auch das damit verbundene Ceremoniell vielfach ein anderes. Nicht nur der Kaiser belehnte in der späteren Zeit, auch weltliche und geistliche Großen vergaben ihre Besitzungen, einzelne Rechte und Hofämter durch Belehnung (Afterlehen). Für Karl und seine Zeit war das Lehnswesen ein treffliches Mittel zur Unterwerfung der Großen des Reichs, während es in den späteren Perioden durch die zunehmende Selbständigkeit der Belehnten (Vasallen) — gegenüber dem ursprünglichen obersten Lehnsherrn, dem Kaiser — eine wesentliche Ursache zur Schwächung der kaiserlichen Macht ward. Noch schlimmer aber zeigten sich die Folgen dieses Lehnswesens für das eigentliche freie Volk. Viele unter den Freien, die ärmer waren und nur einen geringen Besitzstand besaßen, ließen sich unter den mancherlei Lasten, welche die Heeresfolge, Gerichtstage und öffentliche Dienstleistungen mit sich brachten, dazu verleiten, ihr freies Eigenthum aufzugeben und in Unterthänigkeit zum Adel oder zur Kirche zu treten. Karl, der sehr wohl wußte, daß der Stand der freien Männer seinem Reiche immer noch die sicherste Stütze bot, „daß hier die Wurzeln seiner Macht ruhten, und daß diese selbst mit Jenen absterben und dahinschwinden mußten“, war eifrig beflissen, die Vasallität dieser Freien zu verhindern. Mehrere uns noch erhaltene Gesetze verbieten ausdrücklich den Grafen und königlichen Beamten, die Freien zu bedrücken und sie auf die eine oder andere Weise in Abhängigkeitsverhältnisse zu bringen. Allein je mehr die Macht des weltlichen und geistlichen Adels, sei es durch Begünstigung von Seiten des Königs, sei es durch eigenmächtige Uebergriffe, heranwuchs, um so größer wurden die Belastung und Bedrückung der gemeinen Freien, um so mehr schmolz ihre Zahl zusammen und es mehrte sich die der Zinsleute und Unfreien.

Unter den Unfreien selbst gab es verschiedene Abstufungen: der Liten und Lassen, der Zinsbauern, Knechte und Leibeigenen. Während die Stellung der ersteren noch eine mehr oder weniger freie war, wurden die Knechte und Hörigen auf den Freigütern oder Lehnsgütern des Adels als völliges Eigenthum des Herrn betrachtet. Sie konnten verkauft werden — wenn auch nicht außerhalb des Reiches — und der Herr konnte von dem Rechte der Züchtigung an Leib und Leben, in gewissen Fällen, wie bei Fluchtversuchen, Gebrauch machen. Freie, welche sich mit Unfreien verheiratheten, büßten ihre Rechte ein.

Heeresfolge. In inniger Beziehung zu dem Lehnswesen stand die Heeresfolge, zu welcher nach altem fränkischen Gesetze jeder Freie verpflichtet war. Mit der Entwicklung des Benefizial- und Lehnswesens schwand aber die Zahl der Freien immer mehr, und Karl traf Anordnungen, daß alle Insassen der Lehensgüter, Freie wie Hörige, Heeresfolge zu leisten hatten; an den Eid der Treue, den jeder Vasall seinem Dienstherrn (Senior)

schwor, an jedes Vasallitätsverhältniß war der Kriegsdienst geknüpft. Nach einer Verfügung vom Jahre 807 mußte jeder freie Mann, der 3—5 Hufen Landes oder ein entsprechendes Vermögen besaß, dem Aufgebot zum Heerbann Folge leisten, dabei seine Waffen selbst beschaffen und sich auf drei Monate mit Lebensmitteln versehen. Minder Begüterte hatten gemeinschaftlich für die Stellung und Ausrüstung eines Mannes aufzukommen. Eben durch das Drückende dieser Last und weil überdies die Grafen trotz aller Ueberwachung nur zu oft ihre Hintersassen schonten und dem gemeinen Freien die Kriegslasten aufbürdeten, wurden viele der Letzteren veranlaßt, in Abhängigkeitsverhältnisse zu treten, indem nunmehr der Senior für die Ausrüstung zu sorgen hatte. Sie leisteten dem Lehnsherrn den Eid der Treue und zogen mit ihm ins Feld, so daß ihre Stellung zum Könige jetzt eine andere wurde. Nicht dem Könige, sondern ihrem Lehnsherrn schuldeten sie in erster Linie Gehorsam, und es ist begreiflich, wie solche Verhältnisse die Macht der Lehnsaristokratie ebenso stärken, wie sie diejenige des Monarchen schwächen mußten. Vom Kriegsdienste waren Diejenigen befreit, welche eine Heerbannbuße (etwa 180 Mark) bezahlten oder zu entfernt vom Kriegsschauplatze wohnten. Dafür hatten sie daheim Dienstleistungen beim Brücken- und Festungsbau zu übernehmen oder Lebensmittel an die Grafen zu liefern.

Die **Rechtspflege** schloß sich unter Karl an die alten germanischen Einrichtungen an. Die hohe Gerichtsbarkeit übten die Grafen aus, und in besonders wichtigen Fällen traten die Königsboten an ihre Stelle, geringfügige Streitigkeiten wurden dagegen von den Centgrafen geschlichtet. Von dem Spruche der Grafen war es gestattet, an die Sendgrafen zu appelliren und als höchste Instanz an das Königsgericht bei der Pfalz unter Leitung der Pfalzgrafen (comites palatii). Letztere waren die Stellvertreter des Königs in dem höchsten Gerichte wie in den Reichsversammlungen, wenn der König selbst verhindert war, zu erscheinen. Es war jedoch bei Strafe verboten, die Reihenfolge der Instanzen zu umgehen und die unmittelbare Entscheidung des Königs nachzusuchen. Dreimal im Jahre wurden alle wichtigen Rechtshändel auf dem großen Ding, Mai-ting (meeting) geschlichtet, zu welchem alle Freien der Grafschaft erscheinen mußten, und wo auch andere Angelegenheiten von allgemeiner Wichtigkeit für die Gemeinde verhandelt wurden.

Bei den Gerichtsverhandlungen durften neben den Zeugen auch sogenannte Eideshelfer beigebracht werden, ein eigenthümlich germanisches Rechtsmittel bei der Beweisaufnahme, durch welches Derjenige, der die meisten Eideshelfer, d. h. Personen, welche bereit waren, die Wahrheit seiner Behauptung durch einen Eid zu bekräftigen, aufbringen konnte, den Prozeß gewonnen hatte.

In den **Schöffen** (von scafan, schaffen), welche das Urtheil zu sprechen hatten, zeigen sich die ersten Anfänge eines besonderen Richterstandes in Deutschland. Die Strafen waren streng und entsprachen dem wilden Charakter der Zeit. Tortur und Verstümmlung der Glieder waren neben der Todesstrafe in den verschiedenen Formen, welche diese in jenen barbarischen Zeiten erhielt, unter Karl und noch viele Jahrhunderte nach ihm gebräuchlich. Dennoch muß zugestanden werden, daß Karl allenthalben „den Forderungen rechtlicher und staatlicher Ordnung nachzukommen, der blutigen Selbsthülfe zu wehren und die Herrschaft humanerer Gesetze anzubahnen suchte."

Die Feme. Endlich sollen nach Sylvius die Femgerichte durch Karl den Großen eingesetzt worden sein. Der Zweck Karl's bei Einsetzung dieser Gerichte war der, die Westfalen mittels der Furcht im Zaume zu halten. Karl übertrug dem heimlichen Gericht die Macht, alle Schuldigen, die auf der That betroffen wurden, namentlich solche, welche den Umsturz der Regierung und Empörungen beabsichtigten, sofort zu bestrafen. Grauen erfüllte das kaum bezähmte Volk, wenn es angesehene Männer, ohne daß diese vorher öffentlich angeklagt worden wären, mit dem Stricke aufgehangen erblickte. — Uebrigens haben neuere Forschungen dargethan, daß es sich bei den Femgerichten um ein altgermanisches Rechtsinstitut handelt, das nur seine eigenartige Anwendung auf Westfalen fand.

Landwirthschaft und Bauten. Auf gleicher Höhe mit seinen Bemühungen um Erhaltung der Ordnung und Gerechtigkeit in seinem Reiche standen Karl's Bestrebungen, die äußere Wohlfahrt seiner Völker zu heben. Er widmete die größte Sorgfalt der Land- und Staatswirthschaft, beförderte den Ackerbau, den Gewerbebetrieb, Handel- und Marktverkehr nach allen Richtungen. Er legte auf seinen Domänen Musterwirthschaften an, wobei er eine bewunderungswürdige Kenntniß der Landwirthschaft an den Tag legte. Das Capitulare de villis läßt uns ersehen, mit welcher Sorgfalt er Alles überwachte, wie sein sachkundiger Blick Anordnungen für die richtige Behandlung der Feld- und Gartenfrüchte, der Hausthiere traf. Auf seinen Meierhöfen ließ er sich die Rechnungen vorlegen, auf welchen sogar die Zahl der verkauften und vorhandenen Eier eingetragen sein mußte, berechnete Einnahme und Ausgabe und machte Bauanschläge der verschiedensten Art. „Er entwickelte dieselbe Thätigkeit, mit welcher er Heere anführte und Schulprüfungen anhörte, Gesetze für große Völker ersann und griechische Vokabeln lernte. Für Alles schien er geboren und alle Meister übersah er."

Karl ließ Straßen, Brücken, Dämme, Kanäle zur Erleichterung des Handels und Verkehrs bauen. So hatte er einen Kanal zwischen der Altmühl und Rednitz beginnen lassen, um den Main mit der Donau, also die Nordsee mit dem Schwarzen Meere zu verbinden; allein die Mangelhaftigkeit der damaligen Einrichtungen und Werkzeuge verhinderte die Vollendung des Unternehmens, ungeachtet er in eigener Person den Arbeiten eine Zeit lang beiwohnte. Ebenso wurde die über den Rhein bei Mainz gebaute Holzbrücke, an welcher zehn Jahre lang gearbeitet worden war, durch einen Brand wieder zerstört. — Zahlreiche andere Bauten von prächtigen Palästen („Pfalzen") zu Aachen, Ingelheim, Nimwegen &c., Kirchen, Dörfer und Klöster wurden ausgeführt; er ließ Sümpfe austrocknen und große Waldstrecken urbar machen. Ebenso empfahl er Anderen das Bauen dringend, und an die Stelle von lehmverstrichenen rohen Blockhäusern ohne Fenster und innere Abtheilungen traten nach und nach Gebäude mit Scheidewänden und Treppen. In den geistlichen Stiften wie in den Wohnsitzen der Großen entwickelten sich Stätten aufkeimender Gewerbthätigkeit, und es wurden daselbst Feste zur Anregung des Handelsverkehrs, der Märkte abgehalten, die von der Verbindung mit der Kirchenfeier Messen genannt wurden. So entfaltete sich allmählich der Keim des städtischen Gemeinwesens, und die alten günstig gelegenen Kolonien der Römer, wie Köln, Mainz, Trier, Augsburg &c., sahen neue Städte auf ihren Trümmern erblühen, während zu gleicher Zeit Frankfurt, Hamburg, Wien, Bamberg u. a. gegründet wurden.

Hofleben. Unter Karl dem Großen entwickelte sich zuerst ein im Vergleich zu demjenigen seiner Vorgänger glanzvolles Hofleben. Die Könige besaßen noch keine feststehenden Residenzen, aber umgeben von einem prachtvollen Gefolge zog Karl von Pfalz zu Pfalz, beaufsichtigte die Bewirthschaftung seiner Güter und feierte in den größeren Städten die hohen Kirchenfeste. Am liebsten weilte er auf seinen Schlössern in den Rheinlanden, vor Allem aber zu Aachen, in den Gegenden, in welchen die Wiege seines Hauses stand. Auch liebte er Aachen seiner warmen Bäder willen; neunzehnmal hatte er das Weihnachtsfest in dieser Stadt und nur sechsmal in Gallien gefeiert. Nach den Pfalzen, unter welchen Aachen bald als königlicher Sitz, als eigentlicher Sitz des Reiches mit einem ständigen Hofwesen die erste Stelle einnahm, begleiteten ihn seine beiden obersten Räthe, der Pfalzgraf und der Apokrisiarius, welch Letzterer den geistlichen Angelegenheiten vorstand und als das Haupt der fränkischen Geistlichkeit betrachtet wurde. Neben dem unabhängigen, grundbesitzenden Landadel bildete sich ein eigentlicher Hofadel (Ministerialen) aus, es entstanden die sogenannten vier Erzämter: Schenk, Kämmerer, Truchseß und Marschall. Hieran schloß sich ein bureaukratisch geordneter Beamtenstand, welcher als eine besondere Schöpfung Kaiser Karl's unter Anderm auch das Institut der „Hofräthe" umfaßte. Der „oberste Rath" nahm den nächsten Platz nach dem König ein.

Tapfere Paladine und ernste Gelehrte, unter welch Letzteren wir den britischen Mönch Alcuin, den Geschichtschreiber Einhard und den Mönch Angilbert erwähnen, umgaben den Kaiser im vertrauten Kreise. Sein Palast wurde zum Musenhof, zur Akademie, in welcher, um den Umgang zwangloser zu gestalten, er und seine gelehrten und poetischen Freunde sich Namen aus dem Alterthume beilegten. So führte er selbst den Namen des Königs David, während der ritterliche Angilbert als Homer in lateinischen Versen die Thaten des Kaisers besang und die Kaisertochter Bertha als Delia, die Schwester Apoll's, die Harfe dazu spielte. Alcuin hieß Flaccus und der baukundige Einhard Beseleel, nach dem Werkmeister der Stiftshütte u. s. w.



Karl der Große im Kreise von Gelehrten und Geistlichen.

„Das Hoflager zu Aachen“, sagt Waitz, „war unter Karl der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetsten Männer. Hierher kamen die Gelehrten, die er aus Italien oder England herbeirief, um ihn in seinen Bestrebungen für die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse zu unterstützen, von denen er selber noch in den Elementen der Bildung sich unterweisen ließ, und mit denen und deren Schülern er und seine Kinder ein zugleich ernsten Bestrebungen gewidmetes und durch Poesie und andere Künste verschönertes Leben führten. Das Volk bekam Achtung vor Wissenschaft und Unterricht, da es sah, daß sein mächtiger Herrscher ihnen und ihren Vertretern Gunst und Zutrauen schenkte. Hier wurden die Angelegenheiten der Kirche erwogen, für Reinheit des Glaubens, Förderung der Predigt, Besserung des Wandels Maßregeln beschloßen. Hierhin wandte man sich, um von dem Kaiser Anerkennung und Sicherung des Rechts, Abstellung von Willkür und Gewaltsamkeit, Entscheidung von Streitigkeiten und Zweifeln zu erlangen. Hier erschienen die Angestellten des Staats und der

Kirche, die Königsboten und die Gesandten fremder Fürsten, um Auskunft zu geben über die Lage der Provinzen, ihre Anliegen vorzubringen, Bescheide einzuholen. Hier endlich wurde bald mit den Vertrauten und Räthen, bald in allgemeineren Berathungen Alles verhandelt, was für die Erlassung neuer Gesetze, für die Leitung der Regierung, für die Beziehungen zu anderen Staaten, für Krieg und Frieden von Bedeutung war."

Maifelder. Die nach altem fränkischen Brauche abgehaltenen jährlichen Reichsversammlungen behielt auch Karl bei, nur daß sie vom Monat März in den Mai verlegt wurden und den Namen Maifelder erhielten. Hier wurden alle wichtigen Angelegenheiten, besonders diejenigen der Gesetzgebung und Rechtspflege, die Interessen des Staates wie der Kirche unter Beisitz der weltlichen wie der geistlichen Großen in den Bereich der Berathung und Beschlußfassung gezogen. Obwol diese Verhandlungen sich in aristokratische Formen hüllten, bekundeten sie doch die im deutschen Volke zu keiner Zeit erloschene Auffassung, nach welcher bei wichtigen Angelegenheiten des Staates jederzeit ein Zusammenwirken von Herrscher und Volk nothwendig ist. „Die Reichsregierung", sagt Waitz, „wie entscheidend auch unter Karl seine Ansicht und sein Wille für Alles waren, ist nicht das Werk nur des einzelnen Gebieters. Dieser war nicht an scharf bestimmte Formen gebunden; doch sein Walten auch kein schrankenloses, am wenigsten ein willkürliches. Alles war geordnet, aber in einer gewissen Freiheit, welche die Dinge nach den Umständen verschiedenartig auffassen ließ. Auch hatte die Ordnung selbst ihren Halt vornehmlich in dem Oberhaupte, und auf volle Kraft und Thätigkeit desselben kam es vor Allem an."

Pflege der Wissenschaften. Nicht allein auf die Gesetzgebung und politische Gestaltung des Frankenreiches, auch anderweitig hat Karl auf die Kultur seiner Zeit nach den mannichfachsten Richtungen seinen Einfluß geübt. Die Hebung der geistigen Bildung seiner Völker lag ihm vor Allem am Herzen, und diese Aufgabe betrachtete er höher als alle Großthaten des Krieges. Er erfaßte den Gedanken der Volksbildung im Zusammenhange mit dem Christenthum, indem er Schulen neben Kirchen und Klöster errichten ließ, in welchen Unterricht in der deutschen und lateinischen Sprache, im Singen, Lesen und Schreiben sowie in der Zahlen- und Größenlehre ertheilt wurde. Auch an seinem Hofe richtete er eine solche Schule ein, in welcher er selbst, seine Kinder sowie diejenigen seiner Großen ihre Ausbildung empfingen und sich in der Dichtkunst, Rhetorik, Dialektik und Astronomie unterrichten ließen. Wie ein Schüler freute sich Karl seiner neuerworbenen Kenntnisse und leitete wie ein Schulmeister den Kirchengesang. Es muß unsere ungetheilte Bewunderung erregen, wenn wir sehen, wie Karl noch im vorgerückten Alter solchergestalt seine mangelhafte Jugendbildung zu vervollkommnen suchte, und noch mehr, daß er die Zeit dazu den Staats- und Kriegsgeschäften, ja sogar dem Schlafe abrang. Er lernte im vorgerückten Alter noch Schreiben, wenn er es darin auch nie zu einer besonderen Fertigkeit brachte; im Lateinischen war er gut bewandert, weniger im Griechischen, vor Allem aber lag ihm die deutsche Sprache am Herzen. Er verfaßte selbst eine deutsche Grammatik und ließ die alten deutschen Heldenlieder sammeln. Neben der Bibel las er griechische und lateinische Bücher; besonders aber verehrte er die Schriften der berühmten Kirchenväter Hieronymus und Augustinus, welche er so sehr bewunderte, daß er einst voll edlen Eifers ausrief: „Ha! wenn ich doch nur zwölf solcher Männer in meinem Reiche hätte." Alcuin erwiederte ihm hierauf: „Der Schöpfer des Himmels und der Erden hat nur diese zwei gehabt, um seinen Namen zu verkündigen, und du verlangst ihrer zwölf!"

Karl suchte den Umgang mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit. Auf seinem Zuge nach Italien (781) lernte er den britischen Mönch Alcuin kennen und veranlaßte ihn, an seinen Hof zu kommen. Dieser gelehrte, vielseitige und ungemein kenntnißreiche Mann, welcher 735 in York geboren und in dem dortigen hochberühmten Kloster seine Bildung empfangen hatte, war die Seele in dem gelehrten Freundeskreise Karl's. Er war der einflußreichste Rathgeber des Kaisers und seine kräftigste Stütze in allen seinen Bestrebungen,

welche auf das Bildungs- und Erziehungswesen, auf die geistige Entwicklung des Volkes Bezug hatten, ja auch bei wichtigen Angelegenheiten politischer Natur pflegte Karl seinen Rath einzuholen. Der Kaiser ließ sich selbst von ihm unterrichten und übertrug ihm die Leitung seiner Hofschule. Nicht allein, daß Alcuin als Lehrer thätig war, er schrieb auch Handbücher, welche alle Zweige des damaligen Wissens und Unterrichtes umfaßten. Sie bezogen sich auf die schon früher erwähnten sieben freien Künste, das Trivium, enthaltend Grammatik, Rhetorik und Dialektik, und das Quatrivium, bestehend in Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. „Dadurch aber, daß Alcuin seine Lehrmethode, die dialektisch und entwickelnd war, den Zeitverhältnissen und Umständen geschickt anzupassen und Karl's Eifer für die Wissenschaft zu benutzen und zu unterstützen wußte, ist er der Mann geworden, an dessen Namen sich die Wiederherstellung der Wissenschaft und Bildung Roms für das ganze nachfolgende Zeitalter der Karolinger anknüpft.



Karl der Große in seiner Hofschule. Nach Pletsch.

Was die karolingische Zeit an Gelehrsamkeit produziren konnte, vereinigte sich in Alcuin und in dem Kreise, der ihn umgab. Einem Monarchen zur Seite stehend, der für die Aufklärung seines Volkes mehr that, als beinahe bei den gegebenen Umständen und Mitteln möglich scheint, der eine Eroberung im Gebiete des Geistes für keinen geringeren Werth hielt, als die Besitznahme einer Provinz, und der einen ausgezeichneten Gelehrten nicht minder zu schätzen wußte, als einen tüchtigen Heerführer, hatte Alcuin Gelegenheit, seine Fähigkeiten auf eine Art geltend zu machen, die ihm einen Theil des Ruhmes sichert, welchen Karl dem Großen sein Bestreben verschafft hat.“ Dabei war Alcuin ein Mann von unerschütterlicher Rechtlichkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit, ein Mann, der trotz seiner großen Ehrerbietigkeit gegen den Kaiser doch seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit ungeschmälert bewahrte, der seine Meinung offen und rückhaltslos zu jeder Zeit gegen Karl äußerte. Auf die rühmlichste Weise wurde er von seinem fürstlichen Freunde ausgezeichnet; Karl übertrug ihm die wichtige Abtei Tours, beschenkte ihn mit großen Gütern

und erwies ihm die höchsten Ehren. Auf einem Reichstage zu Frankfurt stellte er ihn den versammelten Großen als seinen treuesten Freund vor; auch blieb er in innigem Briefwechsel mit ihm bis an den 804 erfolgten Tod Alcuin's. — Andere gelehrte Männer, wie Paulus Diaconus, der Geschichtschreiber der Langobarden, der Grammatiker Peter von Pisa, der geistreiche Gothe Theodulf, Leidred aus Bayern, der Geschichtschreiber Einhard (des Kaisers Biograph), der Dichter Angilbert, zierten in nicht minder würdiger Weise den Hof des neuen Augustus.

Künste. Gleichwie die Wissenschaften und das Studium und Verständniß der heiligen Schriften, suchte Karl auch die Kunst zu fördern, vornehmlich die Baukunst, nachdem in Rom und anderen Städten Italiens die großartigen Denkmale antiker Baukunst mächtig auf ihn gewirkt hatten. Die Sage läßt ihn so viele Kirchen stiften, als Buchstaben im Alphabet sind und jeder einen goldenen Buchstaben schenken. Er errichtete zu Aachen und Ingelheim stattliche Paläste. Man nahm aus den antiken Bauten die Säulen und Mosaiken herüber und benutzte im Allgemeinen die römische Basilika als Vorbild der Kirche. Dennoch leitete Ansigis den Bau des Aachener Münsters im Anschluß an San Vitale zu Ravenna. Acht Pfeiler bezeichnen einen achteckigen Innenbau und steigen bis zur Kuppel empor, die ihn umwölbt; um denselben herum läuft ein sechzehneckiger Umbau, in zwei Geschosse getheilt. Wenn auch das Detail weniger anspricht, so zeugt doch die Konstruktion des Ganzen von Vereinfachung des italienischen Musters und von Energie der Erfindung. Aber die glücklichste Neuerung im Kirchenbau bestand darin, daß man Thürme baute, die nicht wie in Italien neben die Kirche zu stehen kamen, sondern mit ihr verbunden wurden.

Auch in der Malerei wurden schüchterne Versuche gemacht. Karl hatte sich zwar auf einem Konzil zu Frankfurt gegen den Bilderdienst ausgesprochen, erklärte aber doch ausdrücklich, daß er die Bilder nicht verachte, noch sie aus der Kirche gebannt wissen wolle, sofern sie nur nicht zum Gegenstande der Anbetung würden. Vornehmlich verlegte man sich auf die Mosaikmalerei. In der Kuppel des Aachener Münsters war Christus unter den vierundzwanzig Aeltesten der Apokalypse in Mosaik auf Goldgrund dargestellt. Die Paläste wurden mit Wandgemälden geschmückt, wenn freilich auch zugestanden werden muß, daß letztere höchst primitiver Natur waren, daß die Form in ihnen noch völlig vernachlässigt und durch bloße Ausfüllung der Umrisse mit farbenbunten Anstrichen, unter Einzeichnung der inneren Gesichtszüge und Gewandfalten, den bescheidenen Ansprüchen des fränkischen Kunstsinns Genüge geleistet wurde. Auch in der Bildschnitzerei und Elfenbeinschneiderei begegnen wir einem ernsten Streben nach Vervollkommnung, wobei sich besonders die Mönche auszeichneten, wie ja unter diesen auch die besten Baumeister, Maler und Bildhauer gepriesen wurden.

Ganz besondere Sorgfalt widmete Karl der Hebung und würdevolleren Gestaltung des Gottesdienstes. Die Kirchenglocken, die im Morgenlande schon frühzeitig bekannt waren, ertönten auch im Frankenreiche seit Mitte des sechsten Jahrhunderts; auch die Orgel war seit 757 daselbst bekannt geworden. Aber sehr im Argen lag der Kirchengesang, wenn auch schon der Ostgothenkönig Theodorich Musiker für den Kirchengesang an Chlodwig gesandt hatte. In Italien dagegen war durch die Gründung von Sängerschulen, die besonders unter Papst Gregor dem Großen (gest. 604) auf eine hohe Stufe der Ausbildung gebracht wurden, der Kirchengesang schon längst hoch entwickelt. Karl hörte bei seiner Anwesenheit in Rom mit frommer Rührung den herrlichen Gesang der dortigen Kapellisten, wohingegen sich die Italiener vor dem Gesange der fränkischen Musiker, welche Karl mitgebracht hatte, die Ohren zuhielten; sie verglichen ihren Kirchengesang mit dem Geheul wilder Thiere, mit dem Gerumpel eines auf einem Knüppeldamm ächzenden Lastwagens. Papst Hadrian sandte 799 dem Kaiser zwei seiner besten Sänger, welche zu Metz und zu Soissons den Gesangsschulen vorstehen sollten. Trotz aller Bemühungen scheinen aber die Franken wenig Fortschritte gemacht zu haben; wenigstens klagt Alcuin häufig in noch

vorhandenen Briefen, daß so äußerst wenig auszurichten sei und man mit einer fast bestialischen Tölpelhaftigkeit zu kämpfen habe. Der Diakon Johannes berichtete: „Von allen Völkern Europa's waren die Gallier und Allemannen am wenigsten im Stande, den römischen Gesang in seiner Reinheit zu begreifen; sei es nun, daß sie aus Leichtsinn immer etwas von dem ihrigen dazu beimischten, oder daß ihre von Natur ererbte Wildheit sie daran hinderte. Ihre rohen, wie Donner brüllenden Stimmen waren keiner sanften Modulation fähig, weil ihre an den Trunk gewöhnten und ungebildeten Kehlen jene Biegungen, die eine zarte Melodie erfordert, nicht zuließen."

Auch neues Interesse für die Dichtkunst hat Karl unter seinen Zeitgenossen geweckt, und durch seine Sammlung altgermanischer Heldenlieder hat er den ersten Anstoß zu den Ritterdichtungen des Mittelalters gegeben. Unter diesen altgermanischen Heldensagen heben wir besonders die Dietrich- und die Siegfriedsage hervor. Erstere, die sich an den edlen Ostgothenkönig Theodorich (Dietrich v. Bern) anlehnt, gehört dem Süden an, während die ältere Siegfriedsage, welche Einige mit den blutigen Kämpfen der Merowinger, der Blutrache der Brunhilde wider die Fredegunde, Andere dagegen mit der skandinavischen Sigurdsage aus der Edda in Zusammenhang bringen, ihren Ursprung wahrscheinlich im Nordwesten, im Niederland genommen hat. Diese Siegfriedsage bildet den ersten Theil unsers herrlichen Nibelungenliedes, während der zweite Theil sich aus einem Theile der Dietrichsage herleitet. Ein weiterer interessanter Theil der Dietrichsage ist das schöne Hildebrandlied.



Der Dom zu Aachen.

Karl's Familienleben. Nicht so günstig wie das Bild von Karl's Herrscherthätigkeit ist dasjenige, welches sein Familienleben darbietet. Seine erste Gemahlin Desiderata verstieß er. Dann heirathete er Hildegardis aus dem Geschlechte der ehemaligen Herzöge von Alemannien, welche, nachdem sie ihm acht Kinder geboren hatte, am 30. April 783 starb. In demselben Jahr vermählte er sich mit Fastradana, der Tochter des ostfränkischen Grafen Radolf. Er erzeugte mit ihr zwei Töchter und hielt sich neben ihr eine Beischläferin, welche ihm ebenfalls eine Tochter gebar. Als Fastradana am 10. August 794 starb, heirathete er Luitgard aus Schwaben, die er jedoch nach sechs Jahren wieder verlor. Nach dem Tode derselben legte er sich drei Konkubinen bei, die ihm gleichfalls mehrere Kinder gebaren. Im Ganzen hatte Karl sechzehn Kinder, von denen acht ehelicher Geburt waren. An Karl's Hof herrschte große Ungebundenheit im Umgang beider Geschlechter, und es ist leider nur zu wahrscheinlich, daß sein eigenes Beispiel hierauf von großem Einfluß war.

Sein Geheimschreiber **Einhard** soll in einem unerlaubten Verkehr mit Karl's Tochter Imma gestanden haben, wie eine bekannte Anekdote erzählt. Wir erwähnen übrigens, daß erwähnte Imma gar nicht unter den Töchtern Karl's aufgezählt wird, und daß es sich hier lediglich um eine romantische Erfindung handelt.

Einhard soll Imma öfter des Nachts in ihrer Kammer aufgesucht haben. Einstmals fiel während eines solchen verliebten Stelldicheins ein dicker Schnee, und als Einhard wieder auf Diebespfaden den Heimweg suchen wollte, wurde Imma darauf aufmerksam, daß ihn seine Fußspuren verrathen würden. Kurz entschlossen trug Imma den Geliebten über den Hof der Burg hinweg nach der Straße. Aber Kaiser Karl, der seinen Schlaf während der Nacht öfters unterbrach, hatte den Vorgang von seinem Fenster aus mit angesehen und legte am andern Tage als kluger Vater, der den Skandal vermeiden wollte, die Hände der Liebenden in einander.

Abgesehen von den oben erwähnten kleinen Schwächen war Karl ein vortrefflicher Hausvater, der sein Hauswesen in größter Ordnung hielt und mit großer Liebe an seinen Kindern hing. „Nirgends befand sich Karl wohler, als im Kreise seiner Kinder; sie waren zu Hause und auf Reisen um ihn, und wenn er gezwungen war, den Winter über im Felde zu liegen, so ließ er seine Familie zu sich kommen."

Karl's Persönlichkeit und Lebensweise. Von der Persönlichkeit Karl's hat uns Einhard folgendes Bild entworfen: Von Körper war Karl der Große voll und stark und erhabenen Wuchses, denn er maß sieben seiner Fußlängen. Sein Kopf war rund, sein Auge groß und lebhaft, die Nase ein wenig mehr als mittelmäßig, das Haar glänzend weiß, seine Miene heiter und fröhlich, seine Gestalt voll Majestät, sein Gang fest, seine Haltung gerade, seine Stimme hell, obgleich nicht so kräftig, wie sein robuster Körper vermuthen ließ. — Karl's Leibesübungen bestanden in Reiten, Jagen und Schwimmen, worin er alle Anderen übertraf. — Seine Kleidung war einfach fränkisch. Auf dem Leibe trug er ein leinenes, von seinen Töchtern gesponnenes und gewebtes Hemd, darüber ein Wamms, welches von einer seidenen Leibbinde zusammengehalten wurde; an den Beinen Strümpfe und Schuhe, um die Lenden Binden; im Winter um Schultern und Brust einen Ueberwurf von Otternfell. Sein Oberkleid bestand aus einem kurzen venetianischen Mantel. — Sein steter Begleiter war sein langes Schwert mit goldenem Griff und Gehenk.

Seine Lebensweise war eine äußerst einfache; Speise und Trank genoß er sehr mäßig und Trunkenheit war ihm verhaßt. Große Gastmähler gab er selten und nur an Festtagen; wenn er sie aber veranstaltete, dann liebte er, recht viele Gäste um sich zu sehen. Zur Unterhaltung während der Tafel ließ er sich die Geschichten der alten Könige oder die Schriften des heiligen Augustin vorlesen; auch hörte er bei Tische gern Gesang und Saitenspiel. Nach der Mahlzeit liebte er einige Stunden zu ruhen, dagegen unterbrach er seinen Schlaf während der Nacht oft vier- bis fünfmal, nahm seine Schreibtafel vor, die stets unter seinem Kopfkissen lag, oder stand auf, um den Sternenhimmel zu bewundern. Jede Stunde wußte er zu nutzen, und selbst beim Ankleiden unterhielt er sich mit seinen Freunden, verhandelte über die Geschäfte mit seinen Räthen, oder ließ streitende Parteien vor, deren Händel er auf der Stelle entschied. Er sprach viel und gern und wußte sich über Alles mit großer Klarheit und Einsicht auszudrücken. Ein Annalist versichert, Karl sei immer so voll gewesen aller Anmuth und Milde, daß, wer sich ihm traurig genaht, durch sein bloßes Ansehen und wenige Worte erheitert und froh von ihm gegangen sei. Der Kaiser war also einer der Menschen, in deren Angesicht die Fülle eines ruhigen und klaren Geistes sich spiegelt, deren Anschauen ohne Worte in die Mitte ihres reichen Wesens hineinzieht, so daß man Erhebung, Zuversicht und eigene Bildungskraft von ihnen mit hinwegnimmt. — Er war von aufrichtiger Frömmigkeit, und religiöse Beweggründe bestimmten oft seine politischen Maßregeln, ohne daß er deshalb ein Diener der Geistlichkeit, am wenigsten des Papstes gewesen wäre. Die Kirche wurde von ihm früh und Nachmittags,

oft auch des Abends unverdrossen besucht, indem er sorgsam darauf bedacht war, alles Störende oder Entheiligende von ihr fern zu halten. Einhard versichert ferner, daß Karl große Wohlthätigkeit übte, daß seine Almosen nicht allein den eigenen Unterthanen zugute kamen, sondern sogar über das Meer nach Syrien, Aegypten und Afrika, nach Jerusalem, Alexandrien und Karthago hingingen; er unterhielt Beziehungen mit jenen entfernten Königen vorzüglich deshalb, damit diese Gaben den nothleidenden Christen in ihren Staaten um so sicherer zukämen. Die Geschenke, mit denen er den päpstlichen Stuhl überhäufte, sind nicht zu zählen; sein liebstes Anliegen war, sein verehrtes Rom, das er viermal besuchte, zu schmücken und emporzuheben.



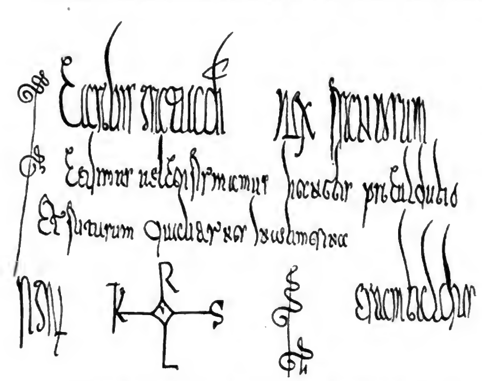
Einhard und Imma. Nach Moritz von Schwind.

Karl war durch und durch Franke, von leidenschaftlichem Temperament und liebte die Frauen, wie ja im Allgemeinen sein Hoflager gerade nicht als ein Muster von Tugend und Sitte gepriesen wird; vielmehr soll es an Leichtfertigkeiten und Zuchtlosigkeiten aller Art hier nicht gefehlt haben. Ja, in seiner eigenen Familie sind manche Verstöße gegen strenge Ehrbarkeit vorgekommen, und der Umstand, daß einige seiner Töchter, ohne verheirathet gewesen zu sein, Mütter geworden sind, hat manche böse Zunge in Bewegung gesetzt. Daß sich aber Karl geschlechtlichen Ausschweifungen, sogar mit einer Schwester, hingegeben hätte, konnte ihm nur von böswilliger Nachrede angedichtet werden.

Karl's Ende. Von seinen drei Söhnen hatte er den älteren, Karl, schon 781 zum Nachfolger im Fränkischen Reiche bestimmt, während Pipin zum König von Italien und Ludwig (später „der Fromme") zum König von Aquitanien gesalbt wurde. Aber den Kaiser traf vor seinem Tode noch der Schmerz, Pipin 810 und Karl ein Jahr darauf sterben zu sehen, sodaß nur Ludwig, gerade der unfähigste der drei Brüder, übrig blieb.

Als dem einzigen Erben, beschloß ihm Karl die Krone aufs Haupt zu setzen und ihn zum Mitregenten und Nachfolger im Frankenreiche zu ernennen. Auf einem Reichstage zu Aachen 813 trug er seinen Entschluß den versammelten Großen vor und fragte

sie, ob sie seinen Sohn Ludwig zum Herrn haben wollten. Auf den einstimmigen Ruf Aller: Gott wolle es so haben, begab sich der greise Kaiser am folgenden Sonntage (16. November) im kaiserlichen Ornate, auf den jugendlichen Sohn gestützt, nach dem Marienmünster, um die feierliche Handlung der Krönung zu vollziehen. Nachdem Beide das Gebet verrichtet, ermahnte Karl seinen Sohn mit lauter Stimme und vor allem Volke, seiner Herrscherpflichten stets eingedenk zu bleiben, Gott zu fürchten und zu lieben und seine Gebote streng zu halten, die Kirche in jeder Weise zu schützen, sein Volk zu leiten wie seine Kinder, ein Tröster der Armen zu sein und vor Allem Gerechtigkeit zu üben und selbst in seinem Wandel jederzeit unsträflich vor Gott und den Menschen zu sein. „Willst du dies Alles erfüllen, mein lieber Sohn?" fragte der Kaiser gerührt. Ludwig versprach es tief bewegt. „Nun denn", erwiederte Karl, „nimm dir die Krone vom Altar, setze sie dir selbst aufs Haupt und erinnere dich stets deines Versprechens." Unter Thränen verabschiedeten sich Beide, als Ludwig nach Aquitanien zurückkehrte; Karl fühlte, daß er seinen Sohn nie wieder sehen werde.



Handschrift Karl's des Großen aus dem Jahre 783.
„Carolus gratia Dei rex Francorum . . . . Cedimus vel confirmamus hoc nobis procul dubio . . . . et futurum qualiter nos in eelimosina . . ." — Signum Karolus. — Ercambaldus.

Vier Monate nachher wurde Karl von heftigem Fieber befallen, welchem seine erschöpfte Natur keinen Widerstand mehr zu bieten vermochte, obgleich er sich nach seiner Gewohnheit durch Fasten zu heilen suchte. Als er am 28. Januar 814 von der Erde schied, brachte man wunderbare Ereignisse, die sich am Himmel und auf Erden zutrugen, mit dem Tode des großen Kaisers in Verbindung. Sonnen- und Mondfinsternisse schreckten das Volk; sein Werk, die von ihm wieder erbaute, seit der Völkerwanderung zerstörte Mainzer Rheinbrücke, brannte ab; der Säulengang des heiligen Palatiums zu Aachen stürzte ein, und der Blitz schlug einen goldenen Apfel vom Dache der Marienkirche herab. Ein Chronist beklagt den Tod des gewaltigen Herrschers mit folgenden Worten: „Niemand kann sagen, wie groß das Klagen und Trauern um ihn war auf der ganzen Erde, auch bei den Heiden wurde er betrauert als der Vater des Erdkreises."

Karl wurde in dem von ihm erbauten Münster zu Aachen feierlichst beigesetzt. Er saß auf einem goldenen Stuhle, im Kaisermantel, die Bibel auf den Knieen und das Schwert an der Seite. So fand ihn noch Otto III., als er im Jahre 1000 die Gruft öffnen ließ, um sich an dem Anblicke des großen Kaisers zu erheben. Nachdem Friedrich Barbarossa die Heiligsprechung Karl's durch den Papst Paschalis III. (1164) erwirkt hatte, ließ er die Gruft am 27. Juli 1165 nochmals öffnen, und um die heiligen Ueberreste noch sicherer zu bergen, den Leichnam, mit Ausnahme des Kopfes und eines Schenkels, in einem silbernen Sarge auf dem Altar aufstellen (wahrscheinlich vor dem Jahre 1215). Ohne Zweifel war aber dieser Vorgang in völlige Vergessenheit gerathen, denn erst 1843 wurde der Sarg mit den Gebeinen Karl's entdeckt, nachdem man bisher geglaubt hatte, derselbe enthalte die Reliquien des heiligen Leopardus. Der Kopf und Schenkel waren während Jahrhunderten in der Sakristei des Münsters den Fremden gezeigt worden.



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Otto der Dritte am Grabe Karl's des Grossen. Nach Albert Rethel.

Karl in der Sage. Karl, dem schon seine Zeitgenossen den Beinamen des „Großen“ gaben, blieb während mehrerer Jahrhunderte die glänzendste Gestalt in dem Phantasieleben der Völker. Nicht allein die Deutschen, Franzosen, Niederländer, Italiener, welche den großen Kaiser als den Ihrigen in Anspruch nahmen, selbst Engländer, Skandinavier, Spanier, mit welchen er doch nur wenig in Berührung gekommen war, ergossen über seine Heldengestalt einen unversiegbaren Born von Sagen und Liedern. Sein Name fand sich bei den Ahnen wie bei den Nachfolgern wieder, und es lag nahe, daß man auf den einen Allbekannten übertrug, was ursprünglich von den Anderen gesungen war; gleichwie er sein Reich an das altrömische angeknüpft hatte, so versuchte sich die dichterische Einbildungskraft des Volkes in ähnlichen kühnen Kombinationen. Karl hatte das Christenthum unter die deutschen Heiden getragen, hatte die Sarazenen besiegt; er war solchergestalt nicht blos der Glaubensheld, auch mythologische Erzählungen, welche an den alten Göttern nicht mehr hafteten, wurden auf ihn übertragen. Karl blieb das Ideal des Mittelalters bis zu Dante, er war für Deutsche, Franzosen, Italiener ein Symbol ihrer Gemeinsamkeit; was Wunder, wenn man in den Zeiten der Noth und Verwirrung von seiner Wiederkehr das Heil erhoffte, und ihn gleich Wodan in Bergeskluft entrückte, wo er der Stunde harrte, um die Weltschlacht der Entscheidung zu schlagen und seinem Volke Ruhe und Frieden zu bringen, oder ihn im Untersberg (bei Salzburg) hausen ließ, aus welchem er einst hervortreten sollte, um die alte Größe und Herrlichkeit des Reiches wieder herzustellen. Das wahre Bild von Karl, wie es der Volksphantasie sich einprägte, glich dem König David; wie dieser tapfer und gottesfürchtig, besiegte er als christlicher Held die Sarazenen, und Chroniken aus dem 9. und 10. Jahrhundert bieten hinlängliche Anhaltspunkte für den Beweis, daß fortwährend in diesem Sinne von Karl gesungen, die alte Ueberlieferung von fahrenden Dichtern fortgebildet ward. Ein herrlicher Gesang aus dem karolingischen Sagenkreise nach nordfranzösischem Vorbilde ist uns im Rolandsliede erhalten. Der Kern dieses Epos war Volkskrieg für den Glauben, Heldentod bei Ronceval und Sühne durch die Eroberung Saragossa's. Gegen die zweite Hälfte des 12. und im 13. Jahrhundert erneuten und erweiterten die Troubadours die Sage durch einzelne Helden. Hierher haben wir die Gedichte von Karl's Jugend zu zählen, die theils auf Erinnerungen an Karl



a Schwert, b Scepter, c Gerichtsstab, d Krone Karl's des Großen.
e Münzen aus der Zeit Karl's des Großen.

Martell, theils auf romantisch freier Poesie beruhen und am besten in einer spanischen Chronik enthalten sind. Ueberhaupt wurden besonders die hervorragenden Thaten Karl Martell's vielfach auf den berühmten Enkel übertragen; der Beiden gemeinsame Kampf gegen die Sarazenen ist zum Theil gewiß durch die große Bedeutung der Schlacht von Tours zum Mittelpunkt der Karlsage geworden. Selbst die Kirche verstand es, sich das um Karl gesponnene Sagengewebe nutzbar zu machen; schon vor dem ersten Kreuzzuge wußte sie aus des Kaisers Römerzügen sowie seinen Beziehungen zu Harun al Raschid eine Sage seiner Heeresfahrt nach Jerusalem abzuleiten und als ein Vorbild der Kreuzzüge darzustellen. — Als die Artussage sich verbreitete und mit ihr der Geschmack an Liebesabenteuern, Feen, Zauberern und irrenden Rittern, da bemächtigte sich die Legende selbst der Paladine und Kronvasallen Karl's. Wir erinnern hier nur an Huon von Bordeaux, welcher die Quelle zu Wieland's Oberon wurde, an die liebliche Geschichte von Flor und Blancheflor oder Rose und Lilie, von den Troubadours so oft gesungen (auch deutsch bearbeitet von Konrad Fleck); sie reihen sich mit vielen anderen Geschichten und Dichtungen an die Karlsage an. Sämmtliche uns noch erhaltenen Legenden aus diesem Sagenkreise, wie sie von den verschiedenen Nationen gebildet wurden, sind auf französische Vorbilder zurückzuführen, selbst die in Island im 13. Jahrhundert entstandene „Karlamagnus-Saga“. Das Hervorragendste und Gewaltigste dieser Schöpfungen ist Ariost's „Rasender Roland“, von welchem schon S. 331 die Rede war.

Zum Schluß sei es uns gestattet, auf die alte nationale Streitfrage zurückzukommen: ob Karl der Große und der Ruhm seiner Staatsschöpfung den Franzosen oder den Deutschen angehöre, mit anderen Worten, ob mit größerem Rechte von einer gallisch-fränkischen Eroberung und Kultivirung Deutschlands, oder von einer fränkisch-deutschen Eroberung Galliens geredet werden könne. Daß Letzteres weit eher der Fall ist, zeigt uns ein Blick auf die Geschichte Galliens. Schon um 240 n. Chr. fielen die Franken, ein westdeutscher Stamm, in Gallien ein; um 290 setzten sie sich auf der batavischen Insel fest, von wo aus sie allmählich das ganze heutige Belgien eroberten. Unter Kaiser Constantius mußte den Alemannen das jetzige Elsaß eingeräumt werden, während andere deutsche Stämme bei Köln und Koblenz über den Rhein drangen. Bei Beginn des fünften Jahrhunderts folgten den Franken und Alemannen noch Alanen, Sueven und Vandalen, welchen die Römer kaum einen Widerstand entgegenzusetzen vermochten, da sie ihrer Legionen in dem bedrohten Italien bedurften. Die Westgothen erschienen 413 im südlichen Gallien und drangen bis Bordeaux vor; etwas früher ließen sich die Burgunder am Oberrhein nieder, und der Frankenkönig Chlodio eroberte 431 Cambrai, sowie das Land bis zur Somme. Der tapfere Aëtius, der 451 die Hunnen unter Attila geschlagen, suchte allerdings dem Andrange der Germanen ein Ziel zu stecken, allein nach seiner Ermordung 454 breiteten sich die Franken, Alemannen und Burgunder immer weiter aus, und schon Ende des fünften Jahrhunderts war es Chlodwig beschieden (s. S. 70—72), aus den Trümmern Galliens das germanische Reich der Franken zu errichten. Das gallische Element war vollständig nach dem Süden verdrängt worden, und wie wenig es von hier aus seinen Einfluß auf die weitere Entwicklung des Frankenreiches geltend zu machen vermochte, beweist schon die Thatsache, daß die Frankenkönige und ihre Großen nach deutschen Sitten und Gebräuchen lebten, daß deutsch die Sprache ihres Hofes blieb, daß deutsche Gesetze ihnen zur Richtschnur dienten. Aber auch die neueren Forschungen führen immer mehr zu der Ansicht, daß, im Gegensatze zu einer ausschließlichen Romanisirung, das Frankenvolk durch eigene nationale Zuthaten und selbstschöpferische Gedanken und Erzeugnisse selbstbestimmend für seine Kulturmission eingetreten ist. Wir wollen diesen Punkt nur von einer Seite etwas eingehender beleuchten.

Man würde sich sehr täuschen, wenn man glauben wollte, daß zur Zeit der Karolinger z. B. an eine kunstgewerbliche Thätigkeit weniger gedacht werden dürfe, und daß

die germanischen „Barbaren“ nur Einflüssen seitens der Römer zugänglich gewesen wären und dafür nichts an jene zurückgegeben hätten. Es steht vielmehr so ziemlich sicher fest, daß ein guter Theil der für römisch ausgegebenen Funde, bei welchen wir nicht selten das Email auf Metallgrund bewundern, gerade nicht den Römerhänden entstammt, daß vielmehr die fränkischen Schmelzkleinode ganz ähnliche Formen darbieten. Daß diese Arbeiten aber zumeist germanisch-deutschen Ursprungs sind, dafür dürfte wol der Umstand sprechen, daß weder in Italien, noch in den von den Römern besessenen gallischen Landen etwas Derartiges gefunden worden ist, während die am Rhein ausgegrabenen römischen Schmelzkleinode in den rheinischen Alterthumsmuseen sehr zahlreich vertreten sind. Sie rühren, wie man wol annehmen darf, gleich den mit Silber tauschirten Eisenarbeiten, von fränkischen Eisenarbeitern her, welche mithin durchaus nicht in dem Grade „Barbaren“ waren, wie der alte Schlendrian es gern annimmt. Es ist wahrscheinlich, daß die gefundenen Schnallen, Spangen, Gewandnadeln, soweit sie römische Formen zeigen, nach Bestellung der Römer gearbeitet sind.



Erzeugnisse deutscher Kunsthandwerker.
1. Germanische (alemannische) Schüssel in gebranntem Thon mit Gravirung und Malerei. 2. Mantelspange aus mit Silber tauschirtem Eisen. 3. Dolchscheiden in getriebener und gravirter Bronze. (Sämmtlich im Museum zu Mainz.)

In Gallien, Germanien und dem skandinavischen Norden wurde Töpferei und Goldschmiedekunst zeitig gepflegt, wie dies besonders jene mit Schmelz verzierten Waffen und Kleinodien zeigen; ebenso die Gefäße aus Gräbern, unter denen in Deutschland, hier und da auch in Frankreich, einheimische Gläser vorkommen. — Was die vaterländische Erzeugung beweist, das sind eben, wie Demmin in seinem mehrbändigen Werke „Handbuch der bildenden und gewerblichen Künste“, I. Band, S. 38 nachweist, die Schmelze auf Metallgrund, deren älteste und bekannteste aus germanischen Gräbern stammen; Arbeiten, welche den Griechen und vielleicht selbst den Römern unbekannt waren, ebenso die Silber-Tauschirarbeiten in Eisen. Die Gallier, die schon so lange in enger Berührung mit den Römern gewesen waren, kannten weder die Erzeugung des Eisens, noch des Glases, noch des Schmelzes auf Metallgrund; vielmehr wurde ihnen diese Kunstfertigkeit erst durch die fränkischen Eroberer gebracht, gerade wie der Metallschmelz den Römern durch die germanischen Barbaren. — Die Franken und Burgunder waren die einzigen Europäer, welche es verstanden, das Eisen mit Silber zu tauschiren, was außerdem nur noch in Persien und Ostindien gebräuchlich war.

Man hat aber auch an der Lahn Ueberreste einer Art „eingelegter“ Töpferwaaren ausgegraben, welche wiederum weder den Griechen, noch den Römern, wol aber schon den alten Assyrern bekannt — und von Kleinasien aus (später über Byzanz) weiter vertrieben — waren. Diese Funde gehören schon dem zweiten Jahrhundert n. Chr. an und zeigen Verzierungen, welche von weißer Erde in die schwarze Masse eingelassen sind, eine Technik, die immerhin bedeutende Kulturfortschritte voraussetzt, so daß sich der für die

Römerwelt schwärmende Kunstkenner A. von Cohausen zu dem Ausspruch veranlaßt gesehen hat, „daß die Töpferarbeiten der Franken in gewisser Hinsicht schon viel mannichfaltiger und weiter vorgeschritten waren als die der Römer“. Wir begnügen uns hier mit diesen kurzen Andeutungen, obgleich sich noch manches überzeugende Beweismaterial beibringen ließe, daß die Franken einen zum großen Theil selbständigen Entwicklungsgang durchliefen.

Auch die politische Grundlage des Frankenreichs ruhte auf urwüchsig germanischen Einrichtungen, wie ja schon die Eigenartigkeit der Lehnsverfassung beweist, welche sich frei von jedem äußeren Anstoße zuerst in der fränkischen Monarchie entwickelte.

Es dürfte somit die Ansicht, als ob das romanische Element in Gallien das fränkische ins Schlepptau genommen hätte, um es für seine Kulturmission erst reif zu machen, kaum mehr haltbar sein. Und gerade weil zur Zeit Karl's des Großen besonders in den austrasischen Ländern, wo seine Wiege gestanden, sich das deutsche Wesen in seiner ganzen Reinheit und Lauterkeit erhalten hatte und seine Staatsschöpfung mit rein germanischen Kulturelementen ins Leben gerufen wurde, dürfen wir auch für uns den Ruhm in Anspruch nehmen, den großen Kaiser der Geschichte geliefert zu haben. Erst nach dem Theilungsvertrage von Verdun begann eine selbständige Entwicklung Frankreichs und das romanische Element wieder die Oberhand zu gewinnen. Wollen daher die Franzosen Karl den Großen als den ihrigen beanspruchen, so müßten sie zuvor den Nachweis liefern können, daß die Franken jener Zeit ebenso romanisirt waren, wie es die heutigen Franzosen sind. Aber beinahe ganz Gallien war zu dieser Zeit in den Händen der Germanen unter Führung der Franken, welche ihre deutsche Urthümlichkeit fast noch vollständig bewahrt hatten und, mit eigenen Bildungsmitteln ausgerüstet, ihre hohe Macht- und Kulturstellung errangen. Gewiß haben diese Franken, als die Vorfahren der heutigen Franzosen, das eigentliche Deutschland erobert, allein es waren keine romanisirten Eroberer, sondern Germanen standen gegen Germanen im Kampfe. In Deutschland hat sich nach dem Zerfalle des Frankenreichs dieses germanische Element in seiner Eigenart ungestört weiter entwickelt, während es in Frankreich den allmählich sich wieder vordrängenden romanischen Einflüssen unterlag; und träte Karl der Große selbst heute, nach einem tausendjährigen Entwicklungsgange beider Völker, wieder vor uns, er würde und müßte seinem ganzen Wesen und Charakter nach den Deutschen und nicht den Franzosen angehören.



Denkmal Carl's des Großen zu Frankfurt a. M.



Kirchenbuße Ludwig's des Frommen. Nach Pletsch.

Sinken und Zerfall des Karolingischen Reiches.

Ludwig der Fromme.

Karl der Große und seine Regierung bildet den Höhepunkt karolingischer Machtentfaltung. Leider fehlte es seinen Nachfolgern nicht nur an seinem weitumfassenden Geiste und seiner Thatkraft, sondern ihre Bildung war auch nicht diejenige, welche sie zu dem hohen Berufe, der ihnen zugefallen war, befähigt hätte. Karl, der mit dem großen, von uns früher vorgeführten Kaiser Theodosius manche Aehnlichkeit besitzt, hatte gleich jenem bei der Erziehung seiner Kinder dem geistlichen Einfluß zu viel Raum gelassen, und so war sein nächster Nachfolger, Ludwig der Fromme, „ein Bibelleser und Psalmensinger", der „die Worte der Einsiedler lieber hörte, als den Klang der Schlachthörner." Obgleich Ludwig nicht ohne gute und löbliche Eigenschaften war und namentlich seine erste Regierungszeit eine günstigere Meinung über ihn aufkommen läßt, so erscheint er doch im großen Ganzen als ein kläglicher Pfaffenkönig, der vor jenen rois fainéants der Franzosen nur wenig voraus hat. Er schien blos zur Regierung berufen zu sein, um die Schranken niederzureißen, die sein Vater der Hierarchie gesetzt hatte. Sein Leben würde an seinem einer Abtei gleichenden Hofe ohne weitere Störung verflossen sein, wenn seine Schwäche, verbunden mit unglückseligen Familienverhältnissen, das Reich nicht in Verwirrung gestürzt hätte und er hierdurch nicht — aus seiner Mönchseinsamkeit heraus — mitten in den Strudel der Ereignisse gerissen worden wäre.

Diese Wirnisse sind es denn auch einzig und allein, welche den Namen Ludwig's I. bemerkenswerth machen. Ausschließlich füllen sie die letzten Jahre der fränkischen Geschichte. Während Karl der Große aufrichtig fromm gewesen war, erniedrigte sich Ludwig zum demüthigen Knechte der Kirche, welche natürlich die unwürdige Schwäche des Kaisers in

jeder Weise ausnützte, um ihre eigene Macht zu befestigen, ihren Einfluß auf den Staat zu mehren. Die Geistlichkeit, wie der von Karl mit so starker Hand niedergehaltene Lehnsadel, erhoben kühn das Haupt und bemächtigten sich der Lenkung der Staatsgeschäfte, während Ludwig Versammlungen abhielt, um zu berathen, mit wie viel Glockenschlägen man zum Gebet läuten, oder von welcher Länge eine Mönchskutte sein sollte. „Nicht leicht verging ein Morgen, an welchem er nicht vor dem Altar knieend und mit der Stirn den Boden berührend im Gebet versunken gewesen wäre. Psalmensingen und Bibellesen waren ihm lieber als die Beschäftigung mit den Angelegenheiten des Reiches. Die Gründung oder Ausstattung eines Klosters gewährte ihm unendlich mehr Befriedigung, als die Führung der Heere und Wahrung sowie Erweiterung der Grenzen des Reiches." So kam es, daß die von ihm verhätschelte Kirche bald mit maßlosen Ansprüchen hervortrat. Diese Ansprüche vielleicht ahnend, hatte Karl die eigenhändige Krönung seines Sohnes angeordnet, und wenn auch der Papst Leo III. noch nicht gewagt hatte, dieselbe zu beanstanden, so ließ dagegen dessen Nachfolger Stephan IV. (816—817) die Römer dem neuen Kaiser den Eid der Treue schwören und begab sich zu einer Zusammenkunft mit Ludwig in eigener Person nach Reims. Bei dieser Begegnung neigte sich der König in knechtischer Unterwürfigkeit dreimal bis zur Erde vor dem Papste, und dieser setzte ihm während des Gottesdienstes in der Kathedrale eine kostbare Krone aufs Haupt, damit andeutend, daß jetzt erst seine Krönung zum Kaiser als giltig zu betrachten sei. Auf diese Weise hielt der römische Stuhl an dem Grundsatze fest, daß Rom die Quelle des Kaiserthums, daß die päpstliche Salbung unerläßlich, auch wenn der Kaiser durch Reichstagsbeschluß ernannt und gekrönt worden sei, ein Hoheitsrecht, auf Grund dessen späterhin die wichtigsten Ansprüche geltend gemacht worden sind.

Theilung des Reiches. Ludwig bekundete seine Regentenschwäche schon nach wenigen Jahren dadurch, daß er, von der Herrschaft eines so großen Reiches erdrückt, dasselbe unter seine von seiner Gattin Irmengard geborenen drei Söhne vertheilte. Auf dem Reichstage zu Aachen (817) geschah diese Theilung, nach einer aus dreitägigem allgemeinen Fasten bestehenden kirchlichen Vorbereitung dazu, in der Art: daß von den beiden jüngeren Söhnen, Pipin und Ludwig, jener Aquitanien, Letzterer Bayern als Königreich erhielt. Alles Uebrige, mit Ausnahme Italiens, welches Ludwig's Neffe, der Langobardenkönig Bernhard als Lehen besaß, erhielt der älteste Sohn Lothar, den der Kaiser Ludwig zugleich zum Mitherrscher des ganzen Fränkischen Reiches ernannte.

Diese Verfügung erbitterte Niemand mehr, als den König Bernhard von Italien, der als ein älterer Enkel Karl's des Großen mehr Ansprüche an die Kaiserwürde zu haben behauptete, als Lothar. Er kündigte daher dem Kaiser den Gehorsam auf und schritt zur Besetzung der Alpenpässe. Ludwig bot dagegen den Heerbann gegen ihn auf; allein noch ehe es zu einem ernstlichen Zusammentreffen kam, gerieth Bernhard durch schändlichen Verrath in die Hand des Kaisers, indem die Gemahlin des Letzteren, Irmengard, durch trügerische Versprechungen der Verzeihung den eingeschüchterten Bernhard nach Chalons gelockt hatte. Hier wurde über den Langobardenkönig von der Reichsversammlung das Todesurtheil ausgesprochen. Ludwig scheute sich jedoch, dasselbe an dem Sohne seines Bruders vollziehen zu lassen, und da die Gegenpartei darauf bestand, verwandelte er die Todesstrafe in Blendung. Die letztere wurde aber mit solch barbarischer Grausamkeit ausgeführt, daß Bernhard mit einem seiner Leidensgefährten schon nach drei Tagen den Schmerzen erlag.

Ludwig's zweite Vermählung. Diese Empörung des Königs von Italien, dessen Besitzung bald darauf (820) zu dem Länderantheile Lothar's geschlagen wurde, war jedoch nicht der einzige Ausbruch der Unzufriedenheit mit dem neuen Regimente. Auch die Bretagne, Gascogne und die deutschen Grenzländer erhoben sich gegen den Kaiser, und dieser konnte die Aufständischen nur mit der größten Mühe zur Unterwerfung zwingen. Dadurch bereits zum Mißmuthe gestimmt, wurde er noch von dem Verluste seiner geliebten Gattin Irmengard getroffen (818); und als sich zu allen diesen Leiden auch noch Gewissensbisse

wegen Bernhard's Hinopferung gesellten, verfiel der schwache Mann in eine solche Schwermuth, daß er der Krone völlig zu entsagen und sich in ein Kloster zu begraben beschloß. Dieser Entschluß aber war ein Schrecken für den Klerus, der unter des frommen Ludwig Walten so üppig blühen und gedeihen konnte. Die Geistlichen wandten Alles an, um den Kaiser von seinem Vorhaben abzubringen. Am ehesten hoffte man denselben durch eine abermalige Vermählung ans Leben zu fesseln. Unter den Schönheiten, welche man zu diesem Zwecke in Aachen um den für weibliche Eindrücke nicht unempfänglichen Ludwig versammelt hatte, war es der reizenden und ränkevollen Judith, Tochter des bayerischen Grafen Welf, gelungen, Herz und Sinne des Kaisers zu fesseln. Zum Beweise, daß er den Entschluß, Mönch zu werden, aufgegeben habe, vermählte er sich (Februar 819) vier Monate nach Irmengard's Tode mit ihr. Endlich legte er zur Beruhigung seines Gewissens, wegen Bernhard's Hinrichtung, auf dem Reichstage zu Attigny vor Volk und Geistlichkeit das öffentliche Bekenntniß ab, daß er grausam und ungerecht gehandelt habe und Gott und Menschen deshalb demüthig um Verzeihung bitte.

Familienzerwürfnisse. Dieser von den Geistlichen herbeigeführte Akt erniedrigender Demuth war aber wenig geeignet, die Achtung vor der Majestät zu fördern. Die Großen des Reiches sahen darin ein Zeugniß von Ludwig's des Frommen Schwäche, die sie bei erster Gelegenheit auszunützen gedachten. Eine solche Gelegenheit fand sich denn auch bald in dem Familienzerwürfniß, welches die schöne Judith herbeiführte. Dieselbe hatte ihren Gatten am 13. Juni 823 zu Frankfurt mit einem Sohne beschenkt, der den Namen Karl erhielt, und in dessen Interesse seine Mutter eine neue Theilung des Reiches vorzubereiten suchte. Natürlich waren ihre Stiefkinder Lothar, Pipin und Ludwig einer solchen Absicht durchaus entgegen, und schon jetzt würde es zu ernstlichen Kämpfen gekommen sein, wenn einerseits Karl nicht willenlos gewesen wäre und andererseits die Mauren und Slaven nicht die Grenzen beunruhigt hätten, so daß die Könige Pipin und Ludwig sich genöthigt sahen, dieselben zu schützen. Inzwischen aber war Judith bestrebt, ihren Einfluß zu verstärken. Die fortwährenden Aufstände im Innern gaben ihr einen schicklichen Vorwand, den Kaiser Ludwig zu überreden, ihren Günstling Herzog Bernhard, bisherigen Statthalter der spanischen Mark, zum Reichskämmerer zu machen, in welcher Eigenschaft er ungefähr das war, was die Hausmeier der Merowinger gewesen.

Herzog Bernhard war ein geschickter, kluger, tapferer und vorurtheilsfreier Mann, der sein Regiment sogleich damit begann, die Geistlichkeit und die Edelleute in ihre Schranken zurück zu weisen, zahlreiche Güter der erstern zum Besten des Staates einzuziehen und die klerikal gesinnten Hofleute zu beseitigen. Aber das Uebel saß schon zu tief, um mit der Wurzel ausgerottet werden zu können. Die unzufriedenen Kleriker und Großen verbanden sich mit Lothar, Pipin und Ludwig, um Bernhard, Judith und ihren Sohn Karl zu stürzen. Durch Verleumdungen, die sie gegen die Kaiserin und ihren Günstling ausstreuten, suchten sie ihrem Unternehmen Vorschub zu leisten. Als nun der Kaiser Ludwig endlich auf einem Reichstage zu Worms (829) für den sechsjährigen Prinzen Karl ein neues Königreich Alemannien schuf, welches alles Land zwischen Rhein, Main, Neckar und Donau umfassen sollte, also einen großen Theil von Lothar's Landbesitz, brach der längst vorbereitete Aufstand aus.

Aufruhr. Pipin und später auch Lothar zogen (830) gegen den Kaiser offen zu Felde, indem sie dessen Truppen zum Uebertritt bewogen. Schon war Bernhard nach der spanischen Mark und Judith in ein Kloster geflohen, schon dachten die Empörer daran, den Kaiser zur Abdankung zwingen zu können, als auf dem Reichstage zu Nymwegen, wo die Zwistigkeiten ausgeglichen werden sollten, der König Ludwig, von kindlichem Gefühle getrieben, an der Spitze aller deutschen Edeln erschien, um sich für den kaiserlichen Vater und gegen seine Brüder zu erklären. Dies gab dem Kaiser Ludwig über seine Feinde so sehr das Uebergewicht, daß er nicht blos seine Gattin Judith zurückrufen, sondern auch

als Richter gegen die Rebellen auftreten konnte. Er handelte, wol an die Folgen seiner Strenge gegen König Bernhard denkend, leider mit unkluger Milde. Die rebellischen Großen wurden zwar anfänglich in die Klöster verbannt, aber bald darauf wieder zurück gerufen und in ihre Aemter eingesetzt. Pipin erhielt Verzeihung, und nur Lothar wurde auf der Judith Betreiben seiner Mitkaiserwürde entsetzt und auf Italien beschränkt.

So war die Ruhe (831) zwar wieder hergestellt, aber leider nur auf kurze Zeit. In Lothar's Seele glomm die Rache für die erfahrene Zurücksetzung; Pipin war durch die väterliche Verzeihung nicht gebessert worden und gab den Anreizungen des Herzogs Bernhard Gehör, der darüber ergrimmt war, daß er nicht wieder zu seiner früheren Stelle berufen wurde. Ludwig hatte für seine Unterstützung auf eine Belohnung gerechnet und zürnte dem Kaiser, als er sich darin getäuscht sah. Endlich schürten die rebellischen Großen, des Kaisers Verzeihung verhöhnend, von Neuem die Flamme der Zwietracht an. Es kam zu Reibungen zwischen den drei Söhnen und ihrem Vater, welche die Kaiserin Judith durch ihre Intriguen noch vermehrte; und endlich (833) verbanden sich Lothar, Pipin und Ludwig öffentlich gegen den Kaiser, seine Gattin und Karl, den Sohn Judith's.



Ludwig der Fromme.
Nach dem Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Neuer Aufruhr der Söhne Ludwig's. Als König von Italien hatte Lothar den neuen Papst Gregor IV. leicht zu bewegen gewußt, dem Bündnisse beizutreten. Während dieser im Aeußern den Friedensvermittler spielte, suchte er im Geheimen den Anhang des Kaisers zum Uebertritte zu bewegen. Unter solchen Umständen rückten die vereinigten Heere der drei Söhne, von Gregor IV. begleitet, der kaiserlichen Armee entgegen, welche im Elsaß, in der Nähe des Krongutes Kolmar auf dem Rothfelde, ihre Stellung genommen hatte. Hätte der Kaiser sofort angegriffen, vielleicht wäre der unglückliche Ausgang des Tages vermieden worden. So aber gab er der Stimme des Papstes Gehör, welcher als Friedensunterhändler auftrat, um den drei Söhnen Zeit zu verschaffen, den größten Theil des kaiserlichen Heeres auf ihre Seite zu ziehen. Dies gelang ihnen auch durch alle Mittel der Verführung, durch Ueberredung, Versprechungen, Drohungen so gut, daß sich der Kaiser am Morgen des beabsichtigten Schlachttages, 29. Juni 833, nur noch von wenigen Getreuen umgeben sah, während fast sein ganzes Heer in den Reihen seiner feindlichen Söhne stand. Was blieb daher dem verrathenen Monarchen anders übrig, als sich der Gnade seiner rebellischen Söhne zu überliefern? Er that es. Die Wenigen, die ihm getreu geblieben waren, forderte er selbst auf, zu den Rebellen überzugehen, da er nicht wolle, daß seinethalben Jemand an Leben oder Gliedern geschädigt werde, und nachdem ihm von seinen Söhnen die eidliche Versicherung gegeben worden war, daß das Leben seiner Gattin sowie seines jüngsten Sohnes nicht angetastet werden sollte, ritt er selbst mit den Letzteren in das feindliche Lager hinüber, sich auf Gnade und Ungnade ergebend. Aber die undankbaren Könige konnte eine solche Demüthigung ihres Vaters nicht rühren. Sie behandelten die kaiserliche Familie als Gefangene und zwangen den Kaiser, sich von seiner Gattin und von seinem Sohne zu trennen, von denen die Erstere nach Tortona, der Andere

nach Prüm ins Kloster gebracht wurden. Lothar, in dessen Hände auf diese Weise das Scepter des Reiches ohne Blutvergießen gelangt war, führte den verrathenen Vater mit sich nach Soissons, wo er ihn im Kloster St. Medardus gefangen hielt. — Das Volk aber, in welchem noch nicht alles sittliche Gefühl erstorben war, bezeichnete das Ereigniß von Kolmar als die „Schmach der Franken" und den Schauplatz desselben, das Rothfeld, fortan als das Lügenfeld.

Trotzdem sich nun Lothar den Kaisertitel angemaßt hatte, war doch sein Vater weder durch Ueberredung noch durch Drohungen dazu zu bewegen, auf seine guten Rechte Verzicht zu leisten. Ebenso scheiterten alle Anstrengungen, ihn zur Annahme des Mönchsgewandes geneigt zu machen. Da verfiel man auf das entwürdigende Mittel, ihn zu einer Kirchenbuße zu überreden, indem nach einer päpstlichen Verordnung Derjenige, welcher sich einer solchen zu unterwerfen hatte, hernach nicht mehr die Waffen tragen durfte, überhaupt von jedem Ehrenamte ausgeschlossen war. Mit Hülfe der Geistlichkeit erreichte Lothar seinen Zweck. Ludwig der Fromme mußte sich vor seinem Sohne, den er erhöht, vor der Geistlichkeit, die er begünstigt hatte, und vor dem Volke, das ihn theils bemitleidete, theils verachtete, einer schimpflichen Kirchenbuße unterziehen, indem er im härenen Büßergewande vor dem Altar knieend, nach Ablesung eines Verzeichnisses aller seiner Sünden unter Thränen Reue und Buße gelobte. Durch diese schmachvolle Erniedrigung hoffte Lothar den unglücklichen Vater vor allem Volke verächtlich und zur Regierung fernerhin unfähig zu machen.



Lothar.
Nach einer Miniature aus dem neunten Jahrhundert.

Doch Lothar hatte sich in seiner Berechnung betrogen. Die Demüthigung wie die harte Behandlung seines Vaters, der nach wie vor als Staatsgefangener in strenger Klosterhaft verblieb, hatte diesem im Gegentheil die Theilnahme des Volkes und seiner Söhne Pipin und Ludwig zugewandt. Da nun diese mit dem anmaßenden Regimente Lothar's ohnehin unzufrieden waren, so verlangten sie von ihm die Auslieferung des Vaters und drohten ihm — da er dieselbe verweigerte — mit Krieg. Lothar, um nicht von der vereinten Kriegsmacht Pipin's und Ludwig's überrascht zu werden, siedelte mit seinem gefangenen Vater nach Paris über und schloß ihn dort im Kloster St. Denis ein. Aber hier war der Anhang des Kaisers ein so großer, daß sich schon nach wenigen Tagen die Verhältnisse zu Ungunsten Lothar's gestalteten. Ludwig der Fromme wurde nicht nur in Freiheit gesetzt, sondern auch (834), nachdem er von den fränkischen Bischöfen von der Kirchenbuße völlig freigesprochen war, aufs Neue mit der kaiserlichen Würde bekleidet.

Ein Versuch Lothar's, mit Waffengewalt die Herrschaft nochmals an sich zu bringen, wurde bei Blois durch die überlegenen Streitkräfte seiner Brüder vereitelt. Lothar mußte sich unterwerfen und sich mit Italien begnügen, während seine Mitverschworenen, wie Hugo von Tours, Lambert, Metfrid u. A. ihrer sämmtlichen Lehen verlustig gingen.

Ludwig's Ende. Schon glaubte man nach Alledem den Frieden nun endlich gesichert, als die Intriguen der Kaiserin Judith, welche nebst ihrem Sohne Karl wieder in die Arme ihres Gatten gerufen worden war, neue Wirrsal über das Reich herauf beschworen. Wohl einsehend, daß sie bei des Königs Tode zu schwach sein würde, ihren Sohn gegen seine drei Halbbrüder zu schützen, knüpfte sie mit dem gefährlichsten derselben, mit Lothar, freundschaftliche Unterhandlungen an zu gemeinsamer Wahrung ihrer Interessen.

Als nun Pipin (838) starb, wirkten die beiden Verbündeten auf einer Versammlung in Worms (839), wohin Lothar geeilt war, bei dem Kaiser dahin, daß Ludwig auf Bayern beschränkt blieb, die beiden Söhne des verstorbenen Pipin von der Nachfolge ausgeschlossen wurden, und das ganze übrige Fränkische Reich zwischen Lothar und Karl getheilt ward. Laut dem neuen Theilungsvertrage sollte eine Linie längs der Maas und südlich längs der Rhone und Saone bis zum Jura die Reiche Lothar's und Karl's scheiden. Lothar wählte den östlichen Theil, der neben Italien besonders die deutschen Stämme umfaßte, indeß Karl den wesentlich romanischen Westen, Neustrien, Aquitanien, Septimanien mit der spanischen Mark und Burgund bis zu den Seealpen erhielt. — „Es war ein Meisterstück der arglistigen Politik Judith's, daß es ihr durch diese Theilung gelang, die Ansprüche Lothar's und Ludwig's einander unvereinbar entgegen zu stellen und dadurch tödliche Feindschaft zwischen den Söhnen einer Mutter zu stiften."

Dieses ungerechte Verfahren mußte nothwendig zu neuen Verwicklungen führen. In Aquitanien erhoben sich die Großen (840), um mit Waffengewalt das Erbe der Söhne Pipin's für diese zu sichern. Ludwig eilte mit Heeresmacht nach dem Süden, um der Bewegung Herr zu werden, aber während er noch in diesem unnatürlichen Kriege gegen die eigenen Enkel begriffen war, sammelte auch sein tiefgekränkter Sohn Ludwig, welcher in allem Unglück dem Vater noch am getreuesten zur Seite gestanden hatte, sein Kriegsvolk um das ihm entrissene Alemannien und Ostfranken in Besitz zu nehmen. Der Kaiser eilte an den Rhein, und es gelang ihm auch durch die Treue der deutschen Stämme, die Absichten seines Sohnes zu vereiteln, ja ihn zur Rückkehr nach Bayern zu nöthigen. Hierauf begab sich Ludwig nach seiner Pfalz Salz, um seine unterbrochenen Bettage wieder aufzunehmen und das Himmelfahrtfest zu feiern, erkrankte aber dort schwer. Sein Ende nahete heran; in Vorahnung des Todes ließ er sich auf eine Rheininsel bei Ingelheim bringen, wo er denn auch am 20. Juni 840, zweiundsechzig Jahre alt, verschied. Er starb — wie er selbst sagte — aus Gram über die Feindseligkeit seines Sohnes Ludwig, in Wahrheit aber an der Erschöpfung seiner Kräfte. — Der Kaiser schied wie ein guter Christ aus dem Leben. An seinem Sterbelager stand Drogo, Bischof von Metz, des Kaisers natürlicher Bruder, mit Worten des Trostes, aber auch unter der Ermahnung, nicht mit Groll im Herzen aus der Welt zu scheiden, sondern seinem Sohne christlich zu verzeihen. Nach langem inneren Kampfe sprach der sterbende Kaiser: „Nun wohlan, ich will meinem Sohne Ludwig vor Gott und vor Euch vergeben! aber Euere Sache wird es sein, ihn daran zu erinnern, daß er die grauen Haare seines Vaters mit Gram in die Grube gebracht hat."

So endigte Ludwig, der Großes hätte leisten können, dessen gesammte Regierung aber nur das untergrub, was sein Vater mühsam geschaffen. Er bietet uns das gleiche Schauspiel, das uns die Reichsgründungen beinahe sämmtlicher großen Eroberer, von Alexander dem Großen bis auf Napoleon I., darbieten. Es fehlen allerwärts die Nachfolger, die im Stande sind, das Werk zu vollenden, das jene Genies geschaffen. Es ist dies eine der großen Lehren der Geschichte. Die ewige Weisheit, welche sich in der Entwicklung der Völker offenbart, scheint nicht zu wollen, daß sich Alle unter Einen beugen, daß Reiche entstehen, welche durch ein ungeheures Uebergewicht im Stande sind, der Welt Gesetze zu diktiren. Unmittelbar an den Höhepunkt der Macht knüpft sich auch wieder der Zerfall, der die Völker zu ihrer ursprünglichen Bestimmung, zu freierer Selbstentwicklung zurückführt.



Vertrag zu Verdun. Nach Schurig.

Der Theilungsvertrag von Verdun.

Nach dem Tode Pipin's hatte, wie oben bemerkt, Ludwig im J. 839 zu Worms eine erneuerte Theilung des Reiches vorgenommen. Aus diesem Theilungsvertrag entsprang nun nach des Kaisers Tode unendlicher Streit und Hader. Sein Sohn Ludwig, der durch die Theilung am meisten benachtheiligt worden, richtete seine Waffen zuvörderst gegen Lothar. Dieser, von Ländergier gereizt, glaubte die Gelegenheit günstig, seinem früheren Verbündeten Karl einen Theil von dessen Besitzungen zu entreißen. Darüber verband sich nun Letzterer mit Ludwig, und Beide zogen gegen den übermüthigen Lothar zu Felde. Doch ehe es zur Schlacht kam, versuchten die beiden verbündeten Brüder einen friedlichen Ausgleich mit dem Kaiser Lothar, indem sie durch eine Gesandtschaft die Forderung an ihn stellten, Ludwig die Länder im Osten des Rheins, Karl diejenigen im Süden und Westen, Aquitanien und Neustrien, zu überlassen. Aber Lothar, dem sich sein Neffe Pipin mit seinen Aquitaniern angeschlossen hatte, verwarf diese Vorschläge, die Entscheidung dem „Gottesurtheil der Schlacht“ überlassend. Bei Fontenay entbrannte den 25. Juni 841 zwischen den Brüdern eines der blutigsten und hartnäckigsten Treffen, welche von den Franken jemals geliefert wurden. Ueber 100,000 Mann sollen in dieser mörderischen Schlacht, von welcher man behauptet, daß der große Verlust von Menschen, welchen dieselbe herbeiführte, der Grund der nachmaligen Schwäche des Fränkischen Reiches gewesen sei, geblieben sein. Der Sieg entschied sich endlich für Ludwig und Karl, und sie würden die ganze Macht Lothar's vernichtet haben, wenn sie die Zeit zur Verfolgung des Feindes nicht mit Dankgebeten für den Sieg hingebracht hätten. Diese etwas unzeitige Frömmigkeit war die Ursache, daß sie im nächsten Jahre (842) den Kampf zu erneuern hatten. Denn Lothar hatte einen Theil seines

Heeres gerettet und gab sich durch diese eine Niederlage noch nicht für besiegt. Er bot vielmehr Alles auf, neue Streitkräfte zu sammeln. Von Aachen aus ließ er unter glänzenden Versprechungen, neuen Güterverteilungen, sowie unter Freisprechung von Gefangenen und Sklaven seine Werbungen ergehen. Vor Allem wußte er die Sachsen für sich zu gewinnen, indem er den Freilingen und Lazzen versprach, sie sollten die alten Gesetze und Freiheiten aus den Zeiten ihres Heidenthums wiedererlangen, worauf diese in Scharen sich zusammen rotteten und unter dem Namen „Stellinga“ die Herren aus dem Lande vertrieben. Sogar die Normannen rief Lothar ins Land; verbündet mit ihnen und den sächsischen Aufrührern hoffte er seinen Brüdern wieder mächtig genug entgegen treten zu können. Diese Letzteren vereinigten ihre Heere bei Straßburg, indem sie bei dieser Gelegenheit ihr Bündniß durch einen feierlichen Eid im Angesichte beider Heere erneuerten. Interessant ist dieser Eid um deswillen, weil er in den beiden Mundarten abgelegt wurde, in welche sich die germanische Sprache bei den Völkern diesseit und jenseit des Rheines bereits geschieden hatte. Die germanisch-fränkische Sprache hatte sich bei den Völkern jenseit des Rheines, also in Gallien, mit der römischen vermischt, und aus dieser Mischung entstand später das Französische, während die Völker diesseit des Rheines, also in Deutschland, das Germanische unvermischt erhielten, woraus sich alsdann die deutsche Sprache bildete.

Der von Karl und Ludwig in denselben Worten geleistete Eid zeigt dies Auseinandergehen der beiden Sprachen deutlich, indem Karl, der König der eigentlich fränkischen (neustrischen) Völker, seinen Eid den deutschen (austrasischen) Völkern in ihrer Mundart ablegte, während Ludwig, König der Deutschen, seinen Eid den fränkischen Völkern in deren Mundart vorsprach. — Der Uebersicht und Deutlichkeit wegen wollen wir diesen Eid in den verschiedenen Sprachen folgendermaßen zusammen stellen. Von fünf gleichlaufenden Zeilen enthält die erste das jetzige Deutsch, die zweite den Eid, wie ihn Karl damals in deutscher Mundart gesprochen, die dritte das Latein, welches mit dem Deutschen sich vermischt hatte, die vierte die damals daraus entstandene fränkische Mundart, in welcher Ludwig den Eid sprach, und die fünfte das Französische, wie es sich im zwölften Jahrhundert ausgebildet hatte:

Gott zu	Liebe	und	wegen	des	christlichen	Volkes	und	unsrer	Beider
In Godes	Minna	ind	in	thes	Christianes	folches	ind	unser	bedhero
Pro Dei	amore	et	pro		Christiano	populo	et	nostro	communi
Pro Deo	amur	et	pro		Christian	poplo	et	nostro	commun
Por Deu	amor	et	por		Christian	pople	et	nostre	commun

Erhaltung	von	diesem	Tage	weiterhin	so	lange	wie	mir	Gott
gehaltnissi	fon	thesemo	dage	framordes	so	fram	so	mir	God
salvamento	de	ista	die	in ab ante	in	quantum			Deus
salvament	dist		die	in avant	in	quant			Deus
salvement	de	ste	di	en avant	en	quant			Deu

Wissen	und	Macht	verleiht	so	halte	ich	an diesem	meinen	Bruder
gewici	indi	madh	furgibit	so	haldih		thesan	minan	bruodher
sapere	et	potire	mi donat	sic	salvaro	ego	eccistum	meum	fratrem
savir	et	podir	me dunat	si	salvarai	jo	cist	meon	fradre
saveir	et	poïr	me donne	si	salverai	je	cist	mon	frere

sowie	man		mit Recht	seinem	Bruder		soll	und auf	daß	er
soso	man		mit rehtu	sinan	bruodher		scal	in thiu	thaz	er
sic	quod	quo homo	per directum	suum	fratrem		debet	in hoc	quid	ille
si	cum	om	per dreit	son	fradre	salvar	dist	in o	quid	il
si	cum	om	per dreict	son	frere		dist	en o	qui	il

mir	ebenso	thue	und	mit	Lothar	in irgend einen	Vergleich	nicht
mig	so sama	duo;	indi	mit	Ludheren	in nod hein iu	thing	ne
mi	alterum-sic	faceret	et	ab	Lothario	nullum	placitum	nunquam
mi	altresi	fazet;	et	ab	Ludher	nul	plaid	nunquam
me	altresi	fascet	et	a	Lothaire	nul	plaid	nonque

eingehen,	der	meines	Willens		ihm	(meinem Bruder)	zu	Schaden	wäre.
gegangu	the	minan	willon		imo		ce	scandhen	werhen.
prendero	quod	meo	volle		eccisti	meo fratri	in	damno	sit.
prindrai	qui	meon	vol		cist	meon fradre	in	damno	sit.
prendrai	qui par	mon	voil	a	cist	mon frere	en	dam	foit.

Beide Könige rückten nun nach der Mosel vor, wo die kaiserlichen Streitkräfte versammelt waren. Schon beim ersten Zusammenstoß der feindlichen Heere hatte Lothar der Uebermacht zu weichen, und ohne es auf ein entscheidendes Treffen ankommen zu lassen, zog er sich über Chalons und Troyes nach Lyon zurück. Dabei wurden seine Reihen durch den Abfall zahlreicher Vasallen bedeutend gelichtet, so daß er sich mehr denn je einem friedlichen Ausgleiche mit seinen Brüdern zuneigte und ihnen durch eine Gesandtschaft Friedensvorschläge machen ließ. Karl wie Ludwig hatten ebenfalls die dringendsten Gründe, den aufreibenden Bruderkrieg beendigt zu sehen. Karl hatte seine aquitanischen Besitzungen gegen Pipin zu vertheidigen, und Ludwig's nächstes Anliegen war, den Stellingabund in Sachsen zu unterdrücken, die vertriebenen Edelinge wieder in ihre Rechte einzusetzen und dem neu um sich greifenden Heidenthume Schranken zu setzen. Vor Allem aber war es das allgemeine Elend des unglücklichen Reiches, das von allen Seiten den Einfällen raubgieriger Nachbarvölker, wie der Sarazenen und der Normannen, schutzlos preisgegeben war, während in seinem Innern Seuchen, Hunger sowie die allgemeine Verwilderung und Lockerung der Sitten die traurigsten Zustände hervorriefen, welche allenthalben den Wunsch nach Frieden in dringender Weise laut werden ließen. Zunächst vereinbarten die drei Brüder den 15. Juni 842 auf einem kleinen Eilande der Saone bei Macon einen Waffenstillstand, um die nöthigen Berathungen über eine endgiltige Theilung des Reiches pflegen zu können. Inzwischen drängte Karl den vom Kaiser verlassenen Neffen nach dem Süden zurück, während Ludwig in Sachsen die Ordnung wieder herstellte und blutiges Gericht unter der Stellinga hielt. Endlich nach langen Verzögerungen und nachdem die Kaiserin Judith, die Urheberin all des unseligen Haders, gestorben war (19. April 843), kam im ersten Drittel des Monats August 843 der denkwürdige Vertrag von Verdun zu Stande, durch welchen das große Fränkische Reich für immer getheilt wurde und zuvörderst in drei selbständige, von einander unabhängige Reiche zerfiel, die uns in der folgenden Geschichte einzeln entgegen treten werden:

Lothar, der die Kaiserwürde behielt, bekam Italien und das sogenannte mittlere Franken, nämlich den von der Nordsee bis zum Mittelmeere gehenden Landstrich, welcher im Osten vom Rhein und den Alpen, im Westen aber von der Schelde, Maas, Saone und Rhone begrenzt ist.

Karl, mit dem Beinamen „der Kahle“, erhielt Westfranken, von da an ausschließlich Frankreich genannt, und alles Land umfassend westlich von Schelde, Maas, Saone und Rhone bis zu den Pyrenäen, und darüber hinaus noch die spanische Mark.

Ludwig, seitdem „der Deutsche“ genannt, nahm Ostfranken in Besitz, welches seit dieser Zeit den Namen Deutschland führt. Die Bezeichnung teutisk (volksthümlich) findet sich zum ersten Male 813 für die deutsche Sprache, und gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts kommt diese Benennung auch für das Volk in Gebrauch, das diese Sprache redet, wenn auch offiziell das Reich Ludwig's und seiner Nachfolger noch auf lange Zeit als das ostfränkische, von dem westfränkischen der Franzosen, unterschieden wird.

So wurde durch die Theilung von Verdun der Grund zur Entwicklung zweier großer Völker gelegt, die sich fortan selbständig gegenüberstehen. Verschieden in Sprache, Sitte und Denkart, sehen wir von nun an die deutsche und französische Nation oft sich feindlich begegnen und abwechselnd die Führung Europa's übernehmen. Beide sind von unendlichem Einfluß auf die politische und religiöse Bildung wie auf die gesammte Kultur-Entwicklung des Abendlandes.

Nur in dem Mittelreiche Lothar's vermag sich keine eigene Nationalität zu entwickeln, und es fällt später theils dem Deutschen, theils dem Französischen Reiche anheim, die an die Stelle des Weltreichs Karl's des Großen getreten sind.

Das Kulturleben zu dieser Periode.

Für die Kulturentwicklung war die Epoche des Zerfalls des Karolingischen Reiches wenig bedeutsam. Im Wesentlichen ist sie durch die Erstarkung der Feudalverfassung und das Wachsthum der kirchlichen Macht gekennzeichnet. Der Kirche fehlt es auch in dieser Periode nicht an hervorragenden Männern, besonders auf dem Gebiete der Missionsthätigkeit. Der Erzbischof Ebbo von Reims, ein Jugendgenosse Ludwig's des Frommen, predigte das Evangelium unter den Dänen (823—825), die sich rasch dem Christenthum zuwandten, als 826 ihr König Harald mit einem großen Gefolge auf dem Reichstage zu Ingelheim erschien und sich mit 400 Begleitern taufen ließ. Auf der Rückkehr nach seinem Vaterlande folgte ihm der fromme und begeisterte Mönch Ansgar, welcher eine unermüdliche Thätigkeit für die Ausbreitung des Christenthums im Norden entwickelte, so daß er sich den Beinamen eines „Apostels des Nordens“ erwarb. Er brachte es so weit, daß zu Slieswich (Schleswig) die erste christliche Kirche gebaut werden durfte. Selbst nach Schweden unternahm er mehrere Missionsreisen, wenn auch mit wenig Erfolg, wie überhaupt beinahe Alles wieder unterging, was er geschaffen hatte. Allein sein erhebendes Beispiel feuerte zahlreiche Nachfolger an, von Neuem zu beginnen und den Samen, den er ausgestreut, zur Blüte zu entfalten.

Ferner erwähnen wir Rabanus Maurus, den berühmten Abt von Fulda. Zur Zeit als die Söhne Ludwig's gegen den Vater das Schwert erhoben, ließ der Abt seine mahnende Stimme erschallen und verfaßte zwei Schriften, von welchen die eine den Titel führt: „Von der Ehrfurcht der Söhne gegen die Väter und der Unterthanen gegen die Könige.“ Aus Stellen der Bibel suchte der Abt zu beweisen, „wie wohlgefällig Gott die Liebe und Folgsamkeit der Kinder gegen die Eltern, des Volks gegen die Fürsten und wie mißfällig ihm dagegen verstockter Ungehorsam und Widersetzlichkeit sei.“ Die andere Schrift handelt: „Von den Tugenden und Lastern“, und war der Abt durch sie gleichfalls mit den Worten der heiligen Schrift darzuthun bemüht, „daß Demuth und Unterwürfigkeit von Gott belohnt, Hochmuth und Auflehnung dagegen von ihm bestraft würden.“ — Unter Lothar zog sich Rabanus Maurus völlig vom öffentlichen Leben zurück und widmete sich fortan einzig und allein seinen wissenschaftlichen Studien.

Die falschen Dekretalen. Rabanus Maurus hat auf seine Zeit einen ungemein heilbringenden Einfluß geübt, und noch heute, nach einem Jahrtausend, wird sein Name nicht ohne eine gewisse Verehrung von der Geschichtschreibung genannt. Nicht das Gleiche kann von anderen Kirchenhäuptern gesagt werden. Im Allgemeinen wurden jene trüben Zeiten von den Großen der Kirche vorzugsweise zur Kräftigung der geistlichen Macht benutzt, und man verabscheute auch die schlechten Mittel nicht, um dieses Ziel zu erreichen. Durch den Theilungsvertrag von Verdun, welcher die Grenzen der geistlichen Besitzungen nicht berücksichtigte, so daß öfter nicht nur Bisthümer, sondern sogar Abteien und Klöster unter verschiedenen Herrschern standen, wußte sich die Kirche, diesen Mißgriff ausbeutend, eine noch unabhängigere Stellung zu schaffen, indem man das Gefühl einer durch keine staatlichen Schranken behinderten Zusammengehörigkeit im Klerus zu erwecken und zu kräftigen verstand.

Um jene Zeit entstanden auch die sogenannten falschen Dekretalen des heiligen Isidor, wahrscheinlich von einem Geistlichen des Erzbisthums Reims zusammengestellt, eines der berüchtigtsten Machwerke mönchischer Erfindungsgabe. — Diese Schrift, von den Päpsten in Zukunft öfter als schneidige Waffe benutzt, wollte eine kirchliche Monarchie an die Stelle der sinkenden monarchischen Reichseinheit setzen und stellte zuerst den Satz auf, „daß die päpstliche Gewalt die erste und höchste auf Erden sei."

Fälschung der Kapitularien. Ebenso fällt in jene Periode eine andere berüchtigte Erfindung, die von Benedikt, dem Diakon zu Mainz, herrührende Fälschung des Reichsrechts mittels Anfertigung unechter Kapitularien. Auch dieser Fälschung lag die Absicht zu Grunde, der Kirche eine größere Machtsphäre einzuräumen.

Das Lehnswesen erfuhr gleichfalls, wie schon oben bemerkt, eine größere Ausbildung, und die unter Karl dem Großen begonnene Umgestaltung der innern Verfassung insbesondere des deutschen Volkes, ging ihrer Vollendung entgegen. Das Feudalsystem (von feudum, mittelalterlich auch feodum, das Lehn) trägt nunmehr den völligen Sieg über die frühere Allodialfreiheit (von Allodium, Allod aus dem altdeutschen Od, „Gut", und All, „alles", gebildet, ein Gemeingut oder Volksgut) davon. An Stelle des allgemeinen Stimmrechts tritt ein wunderbar verkettetes System der Dienstbarkeit, das wir in seinen Hauptzügen bereits früher gekennzeichnet haben und dessen Basis die Gier nach Eroberung bez. Erweiterung des Besitzes bildet.



Rabanus Maurus.
Nach einem alten Originale.

Die Lehnsverfassung. Wir haben früher bemerkt, daß die Staatsregierung der Deutschen ursprünglich in der Volksversammlung lag; jetzt nehmen wir wahr, wie diese Volksversammlung infolge des Lehnswesens und ohne äußere Gewalt von Seiten der Könige allmählich zu einem Reichstage zusammen schmilzt, auf welchem nur der König, die großen Lehnsträger und als neu hinzugekommener Stand, die Geistlichkeit, stimmen.

Was aber — so fragen wir — hat eine so gänzliche Umwälzung des Verfassungsprinzips bewirkt, daß die Allodialfreiheit in die Feudalsklaverei aufgehen konnte? — Wir antworten: am meisten der Krieg und die damit verbundene Eroberung. Denn erstens war dem erobernden Volke, welches sich auf dem eroberten Gebiete ausdehnen mußte, das Erscheinen auf der Volksversammlung zur Unmöglichkeit geworden, so daß nur die Großen sich dort einfanden und auf diese Weise zu Repräsentanten der Nation wurden; zweitens wurde das Kriegsverhältniß, welches den blinden Gehorsam verlangte, durch die steten Kriege zur Gewohnheit, also zur andern Natur, so daß das Gefühl der Freiheit in der

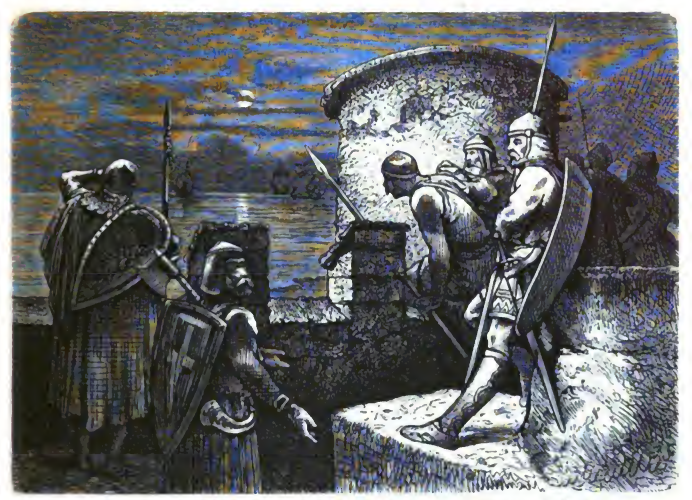
Idee der militärischen Unterwerfung aufging. Nachdem das Volk in dieser Art einmal des Selbstregierens entwöhnt, zum andern an Unterwürfigkeit gewöhnt war, mußte das Lehnswesen schnelle und große Fortschritte machen.

Mit der Idee der Dienstbarkeit vertraut, was konnte den jüngeren Söhnen eines Allodbesitzers wünschenswerther sein, als in die Dienste eines Andern zu treten und von diesem dafür ein Feod, ein Lehngut, zu empfangen? — Auf der andern Seite, was konnte einem reichen Allodbesitzer angenehmer sein, als die Länder, welche er selbst nicht zu bewirthschaften im Stande war, für den Unterhalt einer Vasallenschaft zu verwenden, die sein Ansehen und seine Macht heben konnte. So mehrten sich die Lehnsträger und die Lehnsherren. Selbst ärmere oder von mächtigen Lehnsherren unterdrückte Allodbesitzer, namentlich die Freilinge, fanden sich endlich durch das Aufblühen der Gefolge genöthigt, ihr Allod und mit ihm ihre Freiheit in die Hand eines sie schützenden Lehnsherrn zu geben, dessen erblicher Vasall sie auf diese Weise wurden. Da die Landerwerbung durch den Krieg je nach dem Stande und der Macht der Krieger sehr ungleich vertheilt wurde, so richtete sich danach auch wieder die Zahl der Vasallen, die Einer erhalten konnte, und so geschah es ferner, daß kleinere Lehnsherren als Vasallen in den Dienst von größeren, diese wieder in die Vasallenschaft noch größerer und die Letzteren endlich als Kronvasallen in den Dienst des Königs traten, der zur Erhaltung seiner Macht und seines Ansehns ein möglichst großes Geleit, mithin auch eine möglichst große Anzahl von Vasallen brauchte.

So sehen wir denn durch die Ausbreitung des Lehnswesens nicht nur den Kern des Volkes, die Freilinge, aus dem Allodialbesitz verdrängt und somit von der Landesregierung ausgeschlossen, die nun ein Privilegium der Lehnsherren war, sondern auch diese selbst in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu größeren Lehnsherren bis zur Krone hinauf, in der sich bald die ganze Staatsregierung zusammenfand. Der neue Staat war eine Despotie, die nur in so weit beschränkt war, als die Kronvasallen sich stets bestrebten, die Rechte des Throns zu schmälern, so daß es von der Persönlichkeit des Königs abhing, ob sie in diesem Streben glücklich oder unglücklich waren. Die Nation war im Grunde verschwunden, an ihre Stelle waren die Stände getreten, unter welchen die früheren Freilinge als Vasallen den niedern Adel, die Edellinge aber — zumeist Lehnsherren — als solche den hohen und in aufsteigender Folge den höheren und höchsten Adel bildeten. Die Geistlichkeit schloß sich in fast gleicher Weise und Unterordnung diesen Ständen an. Hierdurch hatte auch die Volksversammlung ihr Ende erreicht; denn nur Allodbesitzer, die jetzt Lehnsherren, also hoher Adel waren, konnten neben der Geistlichkeit in derselben erscheinen, mithin keine Volksversammlung, sondern nur einen aristokratischen Reichstag bilden, in welchem sie sich aber auch rasch meist nur als gehorsame Vasallen des Königs zu bewegen lernten.

Dies war die wesentlichste Umgestaltung, welche sich unter den Nachfolgern Karl's vollzog. Die kurze Epoche von Karl dem Großen bis zu der Reichstheilung von Verdun genügte, um alle die alten germanischen Einrichtungen zu beseitigen und eine Feudalmonarchie an ihre Stelle zu setzen. Allein diese hatte doch den Beruf, vollendetere Zustände anzubahnen, und wir werden später Gelegenheit haben, auch ihre wohlthätigen Einwirkungen kennen zu lernen, indem sie namentlich in Deutschland einer straffen Centralisation sich engegenstemmte und so die Eigenart der verschiedenen Volksstämme zu freierer Entwicklung gelangen ließ.

Auch die Sitten wurden milder unter den Nachfolgern des großen Karl. Wissenschaft, Kunst und Industrie schritten auf den Bahnen weiter, die sie unter jenem gewaltigen Herrscher betreten. Im Allgemeinen finden wir in Deutschland und Frankreich für die Kultur den Boden urbar gemacht und die ersten Keime derselben eingepflanzt, so daß nunmehr eine gedeihliche Entwicklung der beiden für die damalige Welt allein maßgebenden Länder zu erwarten stand.



Beunruhigung der Küste durch nahende normännische „Drachen". Zeichnung von F. W. Heine.

Karl der Kahle. Die Normannen.

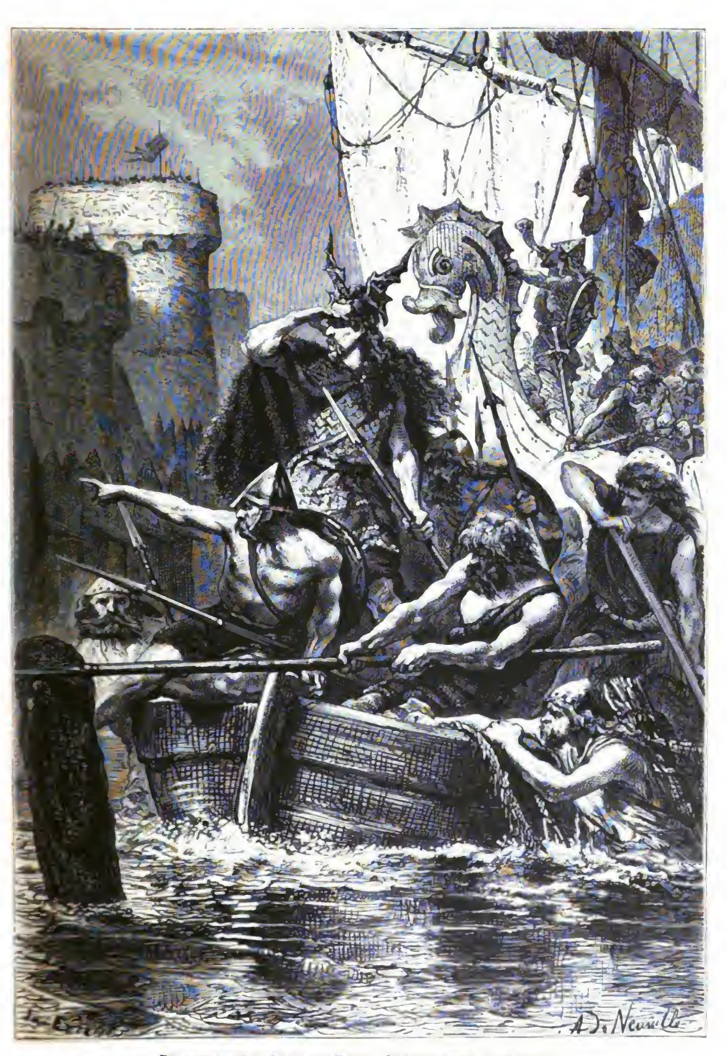
Der Vertrag von Verdun hatte die große fränkische Monarchie zwar in drei von einander getrennte selbständige Reiche getheilt, allein da er die Erbfolge unberücksichtigt gelassen, so war diese Selbständigkeit eigentlich nur eine vorübergehende, von dem Familienverhältniß der Karolinger abhängige. Sie war jeden Augenblick wieder aufhebbar, ganz wie die früheren Theilungen. Indessen schienen doch die drei Brüder einzusehen, daß drei in ihrer Nationalität so verschiedene Völker, wie Franzosen, Italiener und Deutsche, einem einzigen Herrscherhause für die Dauer nicht unterworfen bleiben könnten. Sie spalteten daher die karolingische Dynastie in drei besondere Linien, indem sie durch einen (847) zu Mersen abgehaltenen Vertrag festsetzten: daß jeder der drei Herrscher berechtigt sein solle, sein Reich ohne Rücksicht auf seine Brüder an seine Kinder zu vererben, so daß keine der drei Kronen an die Länder der anderen Anspruch machen dürfe, vorausgesetzt, die gerade Linie derselben zähle noch Erben.

Vertrag zu Mersen. Durch denselben wurde die Selbständigkeit der drei Reiche im Grunde erst gesichert, so daß man die Urkunde des Vertrags von Mersen als die Schlußakte des Verduner Traktates betrachten kann. — Wir haben es daher jetzt mit einer französisch-karolingischen, einer deutsch-karolingischen und einer römisch-karolingischen Dynastie zu thun; zunächst beschäftigen wir uns hier mit der erstern.

König Karl der Kahle, welcher im heutigen Frankreich 843 die Regierung übernahm, war ein im Ganzen schwacher Monarch, der durch eine gewisse Gewandtheit in der Intrigue das zu ersetzen versuchte, was ihm an Thatkraft abging. Die Regierung dieses, des großen Karl wenig würdigen Nachkommens wurde insbesondere durch Einfälle der Normannen heimgesucht, eines Volkes, das in der Folgezeit auf lange hinaus ständige Sorge der französischen Karolinger verblieb.

Die Normannen. Bevor wir uns daher mit der Regierung Karl's des Kahlen beschäftigen, verlohnt es sich, einen Blick auf dieses Volk zu werfen, das von nun an in Europa eine hervorragende Rolle zu spielen bestimmt ist. Die Normannen, die gegen Ende der Völkerwanderung zuerst an den Küsten Armorika's und dann in England erschienen, waren ein abenteuerndes Seefahrervolk, als dessen Heimat die skandinavische Halbinsel gilt. Die Bewohner dieser Länder hießen bei den südlichen Völkern im Allgemeinen: Normänner, „Männer vom Norden", sie selbst nannten sich „Winkingar", d. h. Krieger. Ihr Ursprung verliert sich in das Dunkel der Sage, und ihre Könige leiteten ihr Geschlecht von niemand Geringerem als von Odin, dem ersten der Asen, her. Sie bestanden aus verschiedenen Völkerschaften, die sich in Gaue mit erblichen Gaufürsten oder Königen theilten. Den Letzteren stand ein Oberkönig vor, der auch im „Thing", der Versammlung aller freien Männer, den Vorsitz führte. Im Uebrigen scheint seine Macht über die ihm untergeordneten Völkerschaften eine beschränkte gewesen zu sein, denn die einzelnen Gaue bewahrten ihre Selbstständigkeit und wählten sich sogenannte Fylkerkönige, „Seekönige", unter deren Anführung die Angehörigen des Gaues, freie Bauern, auf abenteuerlichen Fahrten ihr Glück versuchten. Als ehrenvolle Fahrten betrachtete man nur diejenigen unter Seekönigen, welche an Muth, Kraft und Abhärtung alle Gefährten übertrafen; „nur wer nie unter rauchgeschwärzten Balken schlief, nie am häuslichen Feuer sein Trinkhorn leerte, glaubte Seekönig heißen zu dürfen." — Weit hinaus, bis zu dem fernen Island und Grönland, erstreckten sich in der Folge diese „Nordlandsfahrten", und überall längs des europäischen Kontinents, wo ein Fluß in das Meer mündete, oder eine Bucht Schutz bot, setzten sich ihre leicht beweglichen Schiffe fest, die „schaumhalsigen Wellenrosse", die so klein waren, daß eine Seeräuberschar ihrer oft 300—400 bedurfte, und die nicht einmal ein Verdeck besaßen. Dadurch wurde es ihnen aber auch möglich, selbst die kleinsten Flüsse zu befahren, ja ihre Schiffe sogar über Land zu tragen. — Auch zu Lande kämpften diese kühnen Kriegsmannen auf erbeuteten Pferden und machten sich bald mit der Belagerungskunst vertraut, so daß selbst tief im Innern der von ihnen heimgesuchten Länder die Bewohner unter ihren Verheerungen und Plünderungen sehr viel zu leiden hatten.

Unter Karl dem Kahlen war dieses unbändige Seeräubervolk der Schrecken des Frankenreiches. Unaufhörlich suchten sie vor Allem die Küstenländer zwischen dem Ausflusse des Rheins und den Pyrenäen, das sogenannte „Walland", heim, indem hier die zahlreichen Buchten und Flußmündungen die Angriffe erleichterten und reiche Städte, Kirchen und Klöster stets ausgiebige Beute versprachen. Quintovich in der Picardie, eine reiche, angesehene Handelsstadt, wurde (844) von ihnen so gründlich ausgeplündert und zerstört, daß es zum ärmlichen Dorfe herabsank. In der Folge vergeht keine Regierungsperiode, ja fast kein Jahr, von dem man sagen konnte, das Land sei von ihren Einfällen und Verheerungen verschont geblieben. Diese Einfälle beschränkten sich nicht blos auf die französischen Küsten, sondern sie dehnten sich oft bis tief ins Innere des Landes aus, so daß selbst Burgund und Aquitanien, Paris und Toulouse von den Normannen heimgesucht wurden. Im Jahre 845 drang eine Flotte von 120 Schiffen unter der Führung des Normannenherzogs Reginher auf der Seine bis Paris vor. Die Stadt wurde erobert und ausgeplündert, und obgleich Karl der Kahle eine beträchtliche Heeresmacht gesammelt hatte, mit welcher er den Normannen den Weg hätte verlegen können, ließ er sie nicht allein mit ihrer Beute ruhig ziehen, sondern erkaufte auch noch mit 7000 Pfund Silber den Eid von ihnen, sein Reich nicht ferner zu belästigen. Allein die Wikinger kehrten sich wenig an dieses Versprechen; sie setzten ihre Raubzüge unverdrossen fort, und noch zweimal, 857 und 861, sehen wir sie erobernd in Paris eindringen. — Diese nie endenden normännischen Beunruhigungen waren die vorzüglichste Ursache des Sinkens der französischen Karolinger, die selten Kraft genug hatten, das Uebel an der Wurzel anzufassen, sondern dasselbe in den meisten Fällen nur dadurch für den Augenblick hoben, daß sie sich eine kurze Ruhe erkauften.



Die normannische Flotte vor Paris. Zeichnung von A. de Neuville.

Wir sehen nach diesen allgemeinen Angaben davon ab, die zahlreichen Raubzüge der Normannen zu verzeichnen oder gar chronologisch aufzuführen. Es genüge zu wissen, daß sie Zugvögeln gleich erschienen, Raubthieren gleich hausten und Dieben gleich verschwanden, oft in die Enge getrieben, niemals vernichtet.

Uebermuth der Vasallen. Aber nicht blos die Normannen schwächten den Glanz des Thrones und die Macht des Reiches, sondern auch die Vasallen, welche, wenn auch nicht nach der königlichen Würde selbst, so doch nach Unabhängigkeit in ihren Lehnsreichen strebten.

Verschiedene französische Grafen und Großen scheuten sich nicht, ihren Rang von „Gottes Gnaden" herzuleiten, und in den Grenzmarken legten sich schon manche Vorsteher den Titel eines Herzogs eigenmächtig bei. Sie erkannten den König nur so lange an, wie es ihnen nützlich däuchte, oder wie sie seinen Arm zu fürchten hatten. Und dieselbe Geringschätzung und Auflehnung erfuhren diese Vasallen wieder von seiten ihrer eigenen Lehnsträger, so daß Land und Reich durch nie endende Fehden und wirre Kämpfe unter den Gliedern eines Staates dem innern Verderben anheimgegeben wurden. Die Periode des Sinkens der Karolinger ist das Zeitalter des zerfallenden Königthums und der aufblühenden Vasallenmacht. — Zu all Diesem gesellte sich endlich noch die übermüthige Stellung, welche der Klerus gegen den Thron einnahm, und die ihn zur politischen Macht erhob, so daß wir Frankreich erschöpft finden von feindlichen Einfällen, inneren Fehden und priesterlicher Despotie.

Der Klerus. Die Haltung des Klerus war unter der Regierung Karl's des Kahlen eine überaus anmaßliche, und werden wir später noch Veranlassung finden, hierauf zurückzukommen. Wie auf der Iberischen Halbinsel hielt sich auch hier die Geistlichkeit für befugt, über das Thun der Könige zu Gericht zu sitzen, und in dem Beschlusse einer französischen Reichsversammlung aus dieser Epoche heißt es ausdrücklich: „Die Geistlichen haben die Pflicht, darauf zu achten, wie die Könige, die Reichsgroßen und das Volk zu regieren und zu bessern sind."

Gegen diese feindlichen Elemente, die Normannen, die herrschsüchtige Geistlichkeit und die nach Unabhängigkeit strebenden Reichsgroßen, hatte Karl einen fortdauernden Kampf zu bestehen. Von seinen Vasallen waren es namentlich die Herzöge Pipin von Aquitanien, sein Neffe, und Nominoi von der Bretagne, sowie der Markgraf Lambert von Nantes, die sich gegen ihn erhoben. Zunächst belagerte Karl die Stadt Toulouse, um sie Pipin zu entreißen. Hier beging er die verhängnißvolle That, den einst mächtigen Markgrafen Bernhard, welcher eine so einflußreiche Rolle unter der Regierung Ludwig des Frommen gespielt hatte und der jetzt durch seine zweideutige Haltung das Mißtrauen Karl's wachrief, durch erheuchelte Freundschaft in das Lager zu locken, zum Tode verurtheilen und enthaupten zu lassen (844). Wilhelm, der achtzehnjährige Sohn des Ermordeten, sowie Pipin nahmen blutige Rache. Eine auf dem Marsche begriffene Abtheilung des königlichen Heeres wurde beim Uebergang des Flusses Agout von ihnen überfallen und bis auf Wenige niedergemacht. Unter den Gefallenen befanden sich zahlreiche Große weltlichen und geistlichen Standes, darunter mehrere Glieder der kaiserlichen Familie: so der Abt Hugo, ein natürlicher Sohn, und der Abt Richbot, ein Tochtersohn Karl's des Großen. Die Stelle dieses fürchterlichen Gemetzels wurde die „Furt der Vergeltung" genannt. Noch nach zwanzig Jahren hielt die hinterlistige Ermordung des Markgrafen in seiner Familie die Rachegefühle gegen den König wach, indem noch 864 ein junger Sohn Bernhard's ihm nach dem Leben trachtete.

Toulouse leistete hartnäckigen Widerstand, und Karl vermochte so wenig gegen Pipin auszurichten, daß er vorzog, sich auf friedlichem Wege mit ihm zu verständigen. Ebenso unglücklich war er in seinen Unternehmungen gegen Nominoi und Lambert. Bei Ballon, in einer sumpfigen Gegend, erlitt er (22. November 845) durch die Bretonen solch eine vollständige Niederlage, daß er sich nur mit Mühe nach Tours zu retten vermochte. Ebenso war Lambert siegreich gegen die Franken vorgedrungen. Karl sah sich genöthigt, auch mit

ihnen Frieden zu schließen; aber schon in den Jahren 850 und 851 wurden diese Friedensverträge wieder gebrochen, indem einerseits Karl das an Pipin abgetretene Königreich Aquitanien wieder an sich zu bringen suchte und andererseits Wilhelm, der Sohn des ermordeten Markgrafen Bernhard, sich mit Hülfe der Araber in der spanischen Mark festsetzte, sowie Nominoi sich unter Lossagung von der fränkischen Oberhoheit von seinen bretonischen Bischöfen zum König salben und krönen ließ. Im Mai 851 starb zwar Nominoi, aber sein tapferer Sohn Erispoi übernahm die Herrschaft und stellte sich im Bunde mit dem kühnen Lambert dem fränkischen Heere entgegen. An der Grenze beider Territorien kam es den 22. August 851 zu einer mörderischen Schlacht, in welcher die Franken unter schweren Verlusten erlagen und ihr König durch eine schmachvolle Flucht, „vor übergroßer Angst" all seinen Schmuck und die Insignien seiner Würde den Feinden zurücklassend, sich rettete. Es folgte ein ebenso schmachvoller Friede, in welchem Karl den Königstitel Erispoi's bestätigte. — Kurze Zeit darauf fiel Bernhard's Sohn Wilhelm durch die Hand mehrerer Verschworenen, und Lambert gerieth nebst seinem Bruder Werner durch Verrath in die Hände Karl's, welcher Beide hinrichten ließ. Wenige Monate darauf wurde ihm sein gefährlichster Gegner, Pipin, durch den baskischen Grafen Sancho ausgeliefert. Er machte ihn für fernerhin unschädlich, indem er ihn im St. Medarduskloster zu Soissons zur Mönchskutte verurtheilte und ihn scheren ließ. Erispoi endlich wurde 856 von seinen eigenen Verwandten in einer Kirche vor dem Altare ermordet.

Lothar's Ausgang. Am meisten hatte Lothar durch den Vertrag von Verdun eingebüßt. Er, der sich mit dem hochfliegenden Plane getragen hatte, die ursprüngliche Macht Karl's des Großen wieder in seiner Hand zu vereinigen, der seine Brüder höchstens als ergebene Unterkönige Bayerns und Aquitaniens neben sich dulden wollte, mußte diesen nun dieselben Rechte einräumen, ihre völlige Unabhängigkeit anerkennen und sich mit einem Kaisertitel begnügen, dessen Glanz und Machtfülle zum bloßen Schatten herabgesunken war. Auch hatte sein persönliches Ansehen durch die beständigen Niederlagen im Felde sowie durch die Verworfenheit seiner Handlungen schwer gelitten. Seine Vasallen lehnten sich ohne Scheu noch Furcht vor seinem Scepter gegen ihn auf, vergrößerten ihre Macht und ihren Besitz, indem sie nach dem Beispiele Lothar's Treulosigkeit, Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit rücksichtslos übten. Nicht minder anmaßend trat die Geistlichkeit gegen ihn hervor; sie erlangte eine Selbständigkeit und einen Einfluß, wie sie gefahrdrohender für die politische Machtentfaltung kaum gedacht werden konnten. Ueberdies hatte das weit ausgedehnte Reich Lothar's gleich dem Westfränkischen schwer unter den Einfällen der Normannen wie der Sarazenen zu leiden, welchen er um so weniger zu steuern vermochte, als durch die Unbotmäßigkeit seiner Vasallen und die Uneinigkeit und Eifersucht unter den Letzteren selbst die Widerstandskraft des Reiches lahm gelegt wurde.

An Leib und Seele krank, beschloß Lothar im sechzigsten Lebensjahre und nach einer achtunddreißigjährigen Regierung, sein Reich unter seine drei Söhne zu theilen und sich in das Kloster Prüm im Ardennerwalde zurückzuziehen. Sein ältester Sohn Ludwig II. erhielt Italien mit der Kaiserwürde, Lothar II. das nördliche Mittelfranken bis zur Saone, seither nach ihm (und nicht, wie vielfach irrthümlich angenommen wird, nach seinem Vater Lothar I.) Lotharingien, Lothringen genannt, und der jüngste, Karl, das Königreich Provence, die Dauphiné, Lyon und den westlichen Theil der Schweiz. — Schon sechs Tage nach seinem Eintritt in das Kloster beschloß Lothar sein Leben am 29. September 855.

Zug Ludwig's nach Westfranken. Die durch die Aufsässigkeit, Herrsch- und Gewinnsucht der Vasallen hervorgerufenen Wirren hatten unter der schwachen Regierung Karl's des Kahlen schließlich eine solche Höhe erreicht, daß im Jahr 858 mehrere westfränkische Großen, unter ihnen hervorragende Mitglieder der Geistlichkeit, vor dem Bayernkönig Ludwig erschienen und ihn um Hülfe gegen das unerträgliche Regiment Karl's baten. Ludwig, der sich wol mit dem Gedanken tragen mochte, beide Reiche in seiner Hand wieder

zu vereinigen, leistete der treulosen Aufforderung Folge und rückte im Herbste desselben Jahres mit einem Heere in das Reich seines Bruders ein. Bei Brienne an der Aube rückte ihm dieser entgegen, allein nach dreitägigen vergeblichen Unterhandlungen sah sich Karl, wie einst sein Vater Ludwig der Fromme auf dem Lügenfelde, von den meisten seiner Vasallen verlassen und genöthigt, mit einer geringen Schar Getreuer nach Burgundien zu entfliehen. Auf einer Reichsversammlung zu Attigny unter dem Vorsitze der anmaßenden Geistlichkeit wurde die Absetzung Karl's des Kahlen ausgesprochen und die widerrechtliche Besitzergreifung des Landes durch Ludwig den Deutschen bestätigt, ein Beschluß, dem sogar Lothar II., der kurz zuvor noch mit seinem Oheim Karl verbündet war und gemeinschaftlich mit ihm die Normannen bekämpft hatte, kein Bedenken trug, beizutreten.

Namhafte Besitzungen wurden von Seiten Ludwig's an die Großen vertheilt, die ihm bei dieser Usurpirung behülflich gewesen waren; allein gleichwie nur der Verrath ihm den Weg zu dieser Errungenschaft gebahnt hatte, so sollte auch der Verrath sein abenteuerliches Unternehmen sehr bald wieder untergraben. Um seinen westfränkischen Vasallen einen Beweis seines Vertrauens zu geben, hatte er den größten Theil seiner deutschen Truppen in die Heimat zurückgesandt. Diese Entblößung benutzte ein Theil seiner neuen Vasallen, welche sich bei der Gütervertheilung benachtheiligt glaubten, um mit den Anhängern Karl's in Verbindung zu treten und eine abermalige Umwälzung herbeizuführen. In der That gelang es auch Karl, auf diese Weise schon im folgenden Jahre (859) eine hinlängliche Macht um sich zu sammeln und Ludwig, der es mit seinen wenig zuverlässigen Vasallen nicht wagte, seinem Bruder entgegenzutreten, wieder aus dem Lande zu vertreiben.

Ludwig zog sich schnell mit seinem Gefolge nach Bayern zurück. „Sein Unternehmen verlief sich im Sande wie der verwegene Handstreich eines Abenteurers, der, Anfangs vom Glück begünstigt, plötzlich an irgend einer Unvorsichtigkeit scheitert und nur Schande davon trägt."

Hierauf kam es zwischen den beiden Brüdern zu Unterhandlungen, die in dem Frieden zu Koblenz (860) zu dem Ergebniß führten, daß jeder von ihnen in seinem früheren Besitzthum verblieb. Dieser Friede zu Koblenz ist auch in anderer Beziehung merkwürdig. Er enthält die erste Bestimmung über die Auslieferung politischer Verbrecher, unter Uebergehung der alten heidnischen Anschauung von der Heiligkeit des Gastrechts.

Jetzt glaubte Karl der Kahle, dessen Sucht nach Ländererwerb ein Hauptzug seines Charakters war, den Augenblick gekommen, sein Glück gegen die Söhne des verstorbenen Kaisers Lothar zu versuchen. Die Eroberung des Königreichs Provence war sein nächstes Ziel; er wurde jedoch von dem Könige Karl von Provence mit so entschiedenem Verlust zurückgetrieben, daß er für einige Zeit seine Ländergier zu zähmen beschloß. Daher ließ er es denn auch ruhig geschehen, daß Karl von Provence bei seinem kinderlosen Tode (863) das Königreich seinem Bruder Lothar von Lothringen vermachte, so daß dieser nunmehr Herr von ganz Mittelfranken war.

Allein Karl der Kahle hatte seine Eroberungspläne nicht aufgegeben. Als Lothar II. (869) ohne Nachkommen starb, schien es dem Könige Zeit, das schöne Mittelfranken in Besitz zu nehmen, und die Gelegenheit dazu war um so günstiger, als der römische Kaiser Ludwig II., des Verstorbenen Bruder und nächster Erbe, in Italien, und Ludwig der Deutsche in Deutschland sich vollauf beschäftigt fanden. Karl der Kahle bemächtigte sich daher ohne Mühe ganz Mittelfrankens, ließ sich in Metz zum Könige des Reiches krönen und nahm alsdann zur bessern Bewachung seiner Erwerbung in Aachen seine Residenz. — Doch schon im folgenden Jahre erschien Ludwig der Deutsche auf dem Kampfplatz und setzte seinen Bruder so sehr in Furcht, daß dieser den Weg friedlicher Unterhandlung der Entscheidung der Waffen vorzog. In der Uebereinkunft zu Mersen (8. Aug. 870) trat Karl der Kahle von dem in Besitz genommenen Lande den östlichen Theil von Lothringen, seitdem Ost- oder Nieder-Lothringen genannt, also alles Land auf dem linken Rheinufer zwischen Ardennen, Maas und Vogesen, an Ludwig den Deutschen ab.

Karl behielt West- oder Ober-Lothringen, abgesehen von dem Königreich Provence, das ihm nicht streitig gemacht worden war.

Karl erlangt die Kaiserkrone. Aber die Ländergier Karl's des Kahlen war auch mit diesem Erwerb noch nicht gesättigt. Als der römische Kaiser Ludwig II. (875) ohne Nachkommen starb, brach Karl der Kahle sogleich nach Italien auf, um von diesem Lande nebst der Kaiserwürde Besitz zu ergreifen. Zu gleichem Zwecke hatte aber auch Ludwig der Deutsche seinen Sohn Karlmann über die Alpen geschickt. In der Lombardei trafen beide Thronbewerber an der Spitze ihrer Heere auf einander. Karl der Kahle, der dem Kampfe der Waffen abhold war, weil er sich auf dieselben weit weniger verlassen konnte, als auf seine Geschicklichkeit im Intriguenspiel, beschloß seinen Gegner durch Hinterlist aus Italien zu entfernen. Er schlug ihm vor, die Entscheidung über die Kaiserkrone den Ständen beider Reiche zu überlassen, und wußte durch diesen Vorschlag Karlmann zum Abmarsch aus Italien zu bewegen. Kaum war ihm dies gelungen, so brach er in Eilmärschen nach Rom auf, wo er sich von dem für ihn gewonnenen Papst Johann VIII. (875) die römische Kaiserkrone aufsetzen ließ. Nach kurzem Aufenthalte daselbst, und nachdem er den Grafen Boso von Provence unter dem Titel eines Herzogs der Lombardei zum Statthalter von Italien ernannt hatte, begab sich Karl nach Frankreich zurück, um sich zum Kampfe gegen Ludwig den Deutschen zu rüsten, der ihm die Kaiserkrone mit Waffengewalt zu entreißen gedachte. Doch noch vor dem Beginn der Feindseligkeiten starb Ludwig der Deutsche am 28. August 876, und seinem ihm folgenden Sohne Ludwig dem Jüngeren machte seine deutsche Krone viel zu schwere Sorge, um den Plan seines Vaters ausführen zu können.

Neue Wirren. Als Karl der Kahle, der sich zuerst auf einen Angriff gefaßt gemacht hatte, sah, daß man ihn unbehelligt ließ, ging er selbst zum Angriff über. Er trug sich sogar mit der Hoffnung, seine Kaiserkrone mit der früheren Macht und Herrlichkeit zu umgeben, vor Allem die Söhne Ludwig's unter seine Botmäßigkeit zu bringen, also auch Deutschland für sich in Besitz zu nehmen. Allein die Schlacht bei Andernach (876), in welcher ihm Ludwig der Jüngere eine schwere und entscheidende Niederlage beibrachte, belehrte ihn, daß er seine Pläne auf Deutschland aufgeben müsse. Er eilte ins Innere von Frankreich zurück, um — zu büßen, was er durch seine Leidenschaft verschuldet hatte. Denn seine unaufhörlichen Eroberungszüge, verbunden mit den Verheerungen der Normannen, hatten das Reich in eine solche Drangsal und Noth gestürzt, daß das Elend mit jedem Tage zunahm. Zum Unglück waren auch die öffentlichen Kassen so völlig erschöpft, daß es einer außerordentlichen Steuerausschreibung bedurfte, um nur dem schreiendsten Elend abzuhelfen und die nöthigsten Staatsbedürfnisse zu befriedigen. Aber wer hätte die übermächtigen Vasallen zu einer solchen Steuerleistung zwingen können? Karl der Kahle nicht. Und so sah er sich denn genöthigt, Kronrechte zu veräußern. Um Steuern bewilligt zu erhalten, mußte er den meisten Lehnsreichen (877) die Erblichkeit verleihen, eine Bestimmung, durch welche die Uebermacht der Feudalaristokratie über das Königthum begründet wurde.

Ende Karl's des Kahlen. Diese, die schlimmste von Karl's des Kahlen politischen Handlungen war auch seine letzte. Noch in demselben Jahre starb er auf einer Reise nach Italien. Ein Pulver, welches ihm sein Leibarzt, der Jude Zedekias, gereicht, bereitete ihm ein rasches Ende. Er starb am 13. Oktober 877 in einer ärmlichen italienischen Bauernhütte. Sterbend hatte er sich ein Grab in St. Denis gewünscht, allein die Träger konnten dem Geruch der Leiche nicht widerstehen, und in einer unweit Lyon gelegenen Einsiedelei wurde er in einer verpichten, mit Leder überzogenen Tonne ohne weitere Umstände begraben. — Karl war, Alles in Allem, trotz einzelner Erfolge, doch nur ein wenig bedeutender, schwächlicher Regent. Sein Streben nach der Kaiserkrone, der Prunk seines Hofes und sein äußeres Auftreten sind Zeuge dafür, wie er lediglich an Aeußerlichkeiten klebte.

Karl's für die spätere Geschichte wichtigste Regierungshandlung beruht auf seinem Beitritt zu dem bereits erwähnten Theilungsvertrage von Mersen (22. Januar 870).

Elsaß-Lothringen, deutsches Land. Die staatsrechtliche Bedeutung jenes Theilungsvertrages liegt nicht nur darin, daß die Theilung des großen Frankenreiches zu einer endgiltigen wurde, sondern auf ihn gründen sich auch die Rechte Deutschlands auf Elsaß und Lothringen. Der größte Theil Lothringens, das Elsaß und ein Stück Burgundien fielen durch diesen Vertrag an Ludwig den Deutschen. Maas, Mosel und Rhone bildeten die Grenzlinien zwischen dem Ost- und dem Westfränkischen Reich. Ludwig hatte durch diesen Vertrag alle Völker, bei welchen sich die deutsche Art rein erhalten, vereinigt, und Deutschland als solches hatte sich zum ersten Male in Wirklichkeit von dem übrigen Frankenreiche losgeschält.

Ludwig der Deutsche.

Anders als Karl hatte Ludwig der Deutsche seine Regentenaufgabe aufgefaßt. Unter Ludwig bildete sich im Gegensatz zu dem das Romanenthum verkörpernden Karl ein eigenes deutsches Wesen aus; er wußte die verschiedenen Stämme mit allen ihren Eigenthümlichkeiten und Sonderrechten zu einem zusammenhängenden Reichskörper zu vereinigen, wenn auch dessen Einheit vorerst nur in der Person des Herrschers ihren Ausdruck fand. — Ludwig begünstigte die Gemeindefreiheit, beförderte das Gedeihen der Städte und erscheint als ein Volkskönig im besten Sinne des Wortes. Er schuf ein versöhnliches Verhältniß zwischen Priestern und Laien; durch die Klöster, welche er schützte und beschenkte, erleichterte er wesentlich das Fortschreiten der Kultur.

Kirchenversammlung zu Mainz. Unter Ludwig's Regierung haben wir eine wichtige, 847 von Rabanus Maurus nach Mainz einberufene Kirchenversammlung zu verzeichnen. Dieselbe ging von dem uralten Grundsatz aus, daß der Kirche ein völkerrechtliches Schiedsrichteramt zustehe, und daß es ihre Aufgabe sei, Frieden und Eintracht unter allen Ständen zu fördern, dem Volke nützliche Unterweisung zu ertheilen und die Unterdrückung der ärmeren Freien durch weltliche und geistliche Große zu verhindern. Alle Aufrührer gegen den König wurden mit dem Fluch der Kirche bedroht. Die Bischöfe werden ermahnt, dem unwissenden Volke das Evangelium in deutscher Sprache zu verkünden, und an Kirchenhäupter, Grafen und Edle wird die Aufforderung gerichtet, die gemeine Freiheit zu schützen und weder durch Gewalt noch List geringe Gutsbesitzer in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu zwingen. So sehen wir, wie die Kirche sich zur Schützerin der Volksrechte aufwarf, eine ehrenvolle Rolle, welche sie mit vielem Geschick zu Oefterem zu spielen suchte und zu ihrem Vortheile auszunützen verstand. — Zwei weitere in Mainz abgehaltene Synoden waren nicht minder wichtig und trugen im Gegensatz zu anderen derartigen Versammlungen einen durchaus nationalen Charakter, indem hier die Angelegenheiten der Kirche wie des Staates berathen und Beschlüsse zur Abstellung allgemeiner Uebelstände gefaßt wurden.

Einfälle der Normannen und Slaven. Nicht minder als die Westfranken hatte Deutschland unter den Raubzügen der Normannen zu leiden. Sie zerstörten im Jahre 845 Hamburg, welches Karl der Große angelegt und wo Ludwig der Fromme ein Erzbisthum gegründet hatte. Ludwig der Deutsche vermochte das letztere gegen neue Raubanfälle der Normannen nicht zu schützen und verlegte es daher 858 nach Bremen.

In gleicher Weise wurde das Reich im Osten durch die Slaven belästigt, so daß sich Ludwig genöthigt sah, die von Karl dem Großen aufgehobenen Herzöge zum Schutze der Grenzen wieder einzusetzen, sogar in Thüringen und Sachsen, eine Maßregel, welche nur zu bald die abermalige Schwächung der königlichen Gewalt im Gefolge haben sollte. Auch verschwand mit dieser Maßregel die wohlthätige Einrichtung der Sendgrafen, sodaß die weltlichen und geistlichen Großen die Bedrückung des Volkes aufs Neue rücksichtslos übten.

Ludwig's ältester Sohn Karlmann verband sich sogar mit den Mähren, gegen den Vater, um die unabhängige Herrschaft über die Ostmark zu erlangen. Allein im kritischen Augenblicke von den Slaven im Stiche gelassen, mußte er vor seinem mit Heeresmacht

heranziehenden Vater entfliehen und sich eine Haft in Regensburg gefallen lassen (863). — Ein neuer blutiger Krieg entspann sich 871 mit dem mächtigen Slavenfürsten Swatopluk, in welchem die Bayern unter der Führung Karlmann's schwere Niederlagen erlitten. Ein zweiter Feldzug Karlmann's im folgenden Jahre endete noch kläglicher; Swatopluk behauptete seine Herrschaft in Mähren und setzte von hier aus seine Beunruhigungen gegen Deutschland fort.

Ende Ludwig's des Deutschen. Hervorragende Männer, unter denen wir in erster Linie seinen Kanzler Liutbert, Erzbischof von Mainz, erwähnen, umgaben rathend Ludwig. Während im Westfränkischen Reiche die königliche Autorität immer schwerer geschädigt wurde, blickte man in dem Ostfränkischen mit Stolz auf den König, der an der Spitze des Reiches stand. Groß in Werken des Friedens und tüchtig als Krieger, war er im wahren Sinne ein Schirmer des von ihm geschaffenen Deutschen Reiches, und mit Recht hat ihm die Geschichte den Beinamen „der Deutsche" verliehen. — In Ludwig spiegelte sich so recht die deutsche Art ab. Im einfachen Kleide, ohne jeden äußern Prunk, zeigte er sich seinem Volke; nach alter Weise zog er durch die Gauen, um öffentlich unter freiem Himmel Gericht abzuhalten. Von unbeugsamer Gerechtigkeitsliebe, leutselig und von streng sittlichem Wandel, war er Allen ein Vorbild, und wohin er kam, blickte das Volk mit Vertrauen und Liebe zu ihm empor. Sein Lieblingsaufenthalt waren die Städte Regensburg und das von ihm gegründete Frankfurt am Main. In letzterer Stadt starb er in der königlichen Pfalz am 28. August 876. Sein Leichnam wurde nach dem von den Frankenkönigen sehr begünstigten reichen Kloster Lorsch an der Bergstraße gebracht und dort beigesetzt. Das prächtige Kloster wurde seitdem zerstört. Der Zufall wollte es jedoch, daß die Kapelle, in welcher der erste deutsche König beigesetzt wurde — die heutige Michaelskapelle, von all diesen Zerstörungen unberührt blieb (s. S. 322). Diese, die frühere ecclesia varia (die bunte Kirche), ist heute noch in dem merkwürdigen Schmucke ihrer bunten Steine erhalten und zählt zu den wenigen Denkmalen karolingischer Baukunst in Deutschland.



Ludwig der Deutsche.
Nach dem Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Mit Ludwig's Tode begann eine wirre Zeit für Europa. Ueber Italien ergossen sich die Sarazenen, die Städte und Dörfer der Campagna loderten in Flammen auf und die Bewohner wurden als Sklaven weggeführt. Vergebens sah sich der Papst, Johann VIII., nach Hülfe um. Derjenige, der ihn zu schützen vermocht hätte, Ludwig, der deutsche Kriegsmann, war nicht mehr, und der fränkische Kaiser Karl der Kahle, dessen Ränke und Intriguen gegen das Schwert der Sarazenen nichts ausrichteten, überließ Rom seinem Schicksale. Der Papst, auch im Innern bedrängt, mußte sich schließlich den Frieden um den Preis eines jährlichen Tributs von 25,000 Mark Silbers erkaufen. Nach erneuten flehentlichen Bitten von Seiten des Papstes ließ sich Karl der Kahle endlich zu einem neuen Zuge nach Italien bewegen (877), allein das Unternehmen scheiterte kläglich, Karl kehrte eilig über die Alpen zurück und wurde, wie wir oben berichteten, auf dieser Flucht vom Tode ereilt.

Karl der Dicke und seine Alleinherrschaft.

Nach Karl's Tode begann jener unselige Kampf um die italienische Krone, der sich von nun an wie ein rother Faden durch die gesammte deutsche Geschichte hindurchzieht. Die deutschen Großen, welche unter Ludwig ihre Macht fühlen gelernt hatten, hofften für dessen Sohn Karlmann die italienische Krone zu erringen. Der Papst Johann VIII. jedoch, dem Deutschland zu mächtig geworden, beabsichtigte, Ludwig dem Stammler, Karl's des Kahlen Sohne, die Kaiserkrone zuzuwenden. Der Papst entwich schließlich, als er von dem italienischen Anhang Karlmann's hart bedrängt wurde, über die Alpen und krönte am 8. Dezember 877, gemeinschaftlich mit Hincmar von Reims, den stammelnden Ludwig zum König des Frankenreiches. Die lombardische Krone wie die Kaiserwürde enthielt er ihm indessen vor; denn er sah doch rasch genug ein, daß Ludwig schon hinlänglich Mühe hatte, die französische Krone zu tragen.

Der Papst suchte nun mit der Diogeneslaterne nach einem Prinzen, der ihm als König von Italien geeignet erschienen wäre, und es begann ein verwickeltes Spiel päpstlicher Intriguen. Anfänglich entschied er sich für Boso, Bruder der Kaiserin Richildis, der Gemahlin Karl's des Kahlen, welchen der Letztere, wie wir früher erwähnten, zum Statthalter von Italien ernannt hatte. Während des Aufenthaltes Johann's VIII. in Frankreich hatte er sich damals als Graf von Provence die päpstliche Gunst erworben. Allein die diesbezüglichen Bemühungen des Papstes stießen bei dem Adel und den Bischöfen Italiens auf solchen Widerstand, daß er schließlich auf seine Pläne verzichten mußte.

Auch nach dem Byzantinischen Reich wendete Johann VIII. seine Blicke, dessen Lage ihn jedoch rasch belehrte, daß hier seine Ränke völlig erfolglos sein würden. Karlmann, an welchen er auch zuweilen denken mochte, war unterdessen hoffnungslos erkrankt, und Ludwig der Stammler hatte am 10. April 879 auf einem Feldzuge gegen meuterische Edelleute plötzlich seinen Tod gefunden. So hatte während des Hin- und Herverhandelns Johann's das Schicksal eine völlig veränderte, neue Lage der Dinge geschaffen. Der stammelnde König hinterließ zwei Söhne, Ludwig und Karlmann. Seine zweite Gemahlin Ansgard gebar außerdem noch nach seinem Tode einen Knaben, der später unter dem Namen Karl der Einfältige den französischen Thron besteigen sollte.

König Ludwig III. Nach dem Tode des Stammlers riefen die Edelleute aus seiner Umgebung seinen erstgeborenen Sohn als Ludwig III. zum König aus. Sein Erzkanzler Goslin, den sich Ludwig der Jüngere durch seine nach der Schlacht bei Andernach gegen ihn geübte Großmuth verbunden hatte, wirkte dagegen im Interesse des deutschen Karolingers. Ludwig, von seiner ehrgeizigen Gemahlin Liutgard angereizt, folgte den Aufmunterungen Goslin's, rückte in Lothringen ein, verzichtete jedoch um den Preis des westfränkischen Lothringens, welches ihm abgetreten wurde, auf den französischen Thron. Das gesammte Lothringen war nunmehr mit dem Deutschen Reiche vereinigt, welches die Söhne Ludwig's des Deutschen nach der Schlacht bei Andernach und in Gemäßheit der Bestimmungen ihres Vaters so unter sich getheilt hatten, daß Ludwig Sachsen, Ostfranken, Thüringen und Friesland, Karl (der „Dicke" genannt) Alemannien (Schwaben), Karlmann Bayern, die pannonische Ostmark, Kärnthen mit den zinsbaren Ländern der Slaven in Böhmen und Mähren erhielt. Außerdem theilten Ludwig und Karl das ehemalige Reich Lothar's II. unter sich. — Wirren in Bayern, welche Arnulf von Kärnthen, Karlmann's natürlicher Sohn, heraufbeschworen hatte, indem er mehrere der bayerischen Anhänger Ludwig's ihrer Lehen beraubte, bestimmten den Letztern nicht minder, auf seine Pläne im Westen zu verzichten und sein Augenmerk vielmehr auf die Länder im Osten zu lenken. Er benutzte diese Wirren, um in Bayern festen Fuß zu fassen, und nachdem er die Ordnung wieder hergestellt, verständigte er sich mit seinem Bruder Karl dem Dicken über die Theilung der Reiche Karlmann's, welcher vom Schlage gelähmt, aber noch am Leben war.

Ludwig nahm für sich Bayern und die tributpflichtigen Slavenländer, während Karl der Dicke Italien erhielt. Arnulf wurde jedoch im Besitze von Kärnthen belassen.

Karl der Dicke in Rom gekrönt. Diese gewaltthätige Theilung des Reiches Karlmann's, dessen Tod noch keineswegs erfolgt war (er starb erst im nächsten Jahre, 22. März 880), stieß zunächst beim Papst auf offenen und versteckten Widerstand. Allein sein wieder aufgenommener Plan, seinem Günstlinge Boso die italienische Königskrone zuzuwenden, scheiterte an dem bewaffneten Einschreiten Karl's des Dicken, der mit Heeresmacht in Italien erschien und sich in Ravenna als König von Italien huldigen ließ. Der Papst suchte nun Boso anderweitig zu entschädigen, indem er ihn zum König von Burgundien und Provence krönen ließ. So entstand ein von der karolingischen Herrschaft unabhängiges Reich ostwärts von der Rhone und südwärts des Lemanischen Sees bis zum Mittelmeere reichend. — Zu gleicher Zeit erhob sich Hugo, ein Sohn Lothar's II. und seiner unrechtmäßigen Bettgenossin Waldrada, um in Lothringen einzufallen und das väterliche Reich mit Gewalt an sich zu bringen, während an der Loire und an der Nordsee die Normannen siegreiche Raubzüge unternahmen. Diese das Frankenreich von allen Seiten bedrohenden Gefahren bewogen endlich die Karolinger zu gemeinsamen Maßregeln gegen ihre Feinde. Karl der Dicke hielt im Juni 880 mit seinen westfränkischen Verwandten in Gondreville eine Zusammenkunft, auf welche gemeinschaftliche Feldzüge gegen Boso und Hugo folgten. Letzterer wurde geschlagen und Ersterer mit der provençalischen Kriegsmacht in Vienne belagert. Um Boso zu retten, bot der Papst Karl dem Dicken die römische Krone an. Karl der Dicke brach sein Unternehmen gegen Boso sofort ab, eilte mit seinem Heere nach Rom und ließ sich zum Kaiser krönen.



Karl der Dicke.
Nach dem Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Im folgenden Jahre wurde Karl der Dicke, nachdem sein Bruder Ludwig ohne Leibeserben in Frankfurt verstorben, Alleinherrscher über ganz Deutschland (882). Auch sein Neffe Arnulf schwur ihm Treue, und einträchtig zogen Arnulf und der Markgraf von Sachsen mit dem Kaiser gegen die normannischen Seekönige Gottfried und Siegfried mit großer Heeresmacht ins Feld. Die Letzteren hatten, nachdem sie fürchterliche Verheerungen angerichtet, bei Haslou an der Maas unweit Lüttich ein großes und starkes Lager bezogen. Hier wurden sie von dem vereinten deutschen Heere umzingelt und wären sicherlich, ungeachtet ihrer zwölftägigen tapferen Gegenwehr, rettungslos verloren gewesen, wenn nicht auf den Rath seines bestochenen Kanzlers, des Bischofs Liutward von Vercelli, der schwache Kaiser einen schimpflichen Frieden mit ihnen geschlossen hätte, der ihnen freien Abzug sammt ihrer Beute gewährte. Ja, Karl bezahlte ihnen sogar 2000 Pfund Goldes und räumte ihnen einen Theil von Westfriesland ein.

Bald nach dieser Heerfahrt Karl's starb Ludwig III. (882) plötzlich zu St. Denis. An seiner Stelle wurde sein jüngerer Bruder Karlmann König im westlichen Frankenreich. Karlmann versuchte Lothringen wieder an sich zu bringen, was neue Verwicklungen zwischen

den französischen und deutschen Karolingern hervorrief, indem Karl der Dicke nicht allein die Absichten Karlmann's zu hintertreiben, sondern sogar dessen Reich an sich zu reißen suchte. Diese neuen Streitigkeiten boten den alten Feinden der Karolinger, den **Normannen**, eine recht willkommene Gelegenheit, das Frankenreich aufs Neue zu verwüsten. Sie drangen im Jahre 883 unter Brand, Mord und Verwüstungen durch Flandern bis an die Seine und Oise vor. „Alle Straßen“, berichtet ein Chronist, „lagen voll Leichen von Edlen wie von Gemeinen, grenzenlos war der Jammer, und die Bevölkerung Galliens schien der Vernichtung geweiht.“

Auch der Friedensstörer Papst Johann VIII. starb bald nach Ludwig III. (882). Eine Verschwörung führte sein Ende herbei; man hatte ihm Gift gegeben, und als dieses nicht rasch genug wirkte, fielen die Verschworenen mit Hämmern über ihn her und erschlugen ihn auf grausame Weise. — Auf Johann folgten zwei Päpste, die aber beide nur kurze Zeit regierten. **Marinus** (882—884) und **Hadrian** III. von 884 bis Juli 885. Sie vermochten eben so wenig wie ihr Vorgänger Ordnung in die zerrütteten Zustände Italiens zu bringen.

Tod Karlmann's. Auch Karlmann sollte nicht lange die Regierung führen. Als er, während das Reich aufs Tiefste zerrüttet war, der Jagdfreude nachging, empfing er im Kampfe mit einem Eber von der Hand eines seiner Begleiter eine tödliche Wunde, angeblich aus Ungeschick. Karlmann war erst 18 Jahre alt. Obgleich nun ein thronberechtigter Sprößling des westfränkischen Herrscherhauses, jener nachgeborene Sohn Ludwig's des Stammlers, Karl, am Leben war, richteten doch in der allgemeinen Bedrängniß und unter den erneuerten Einfällen der Normannen die Großen des Reiches ihre Blicke auf Karl den Dicken. Sie übertrugen dem in Italien weilenden Kaiser den westfränkischen Thron, und Karl eilte nach Ponthyon, um sich auf dem hier versammelten Reichstage huldigen zu lassen.

Noch einmal seit Karl dem Großen war die Karolingische Monarchie wieder unter einem Scepter vereinigt. Allein das einst mächtige Reich Karl's des Großen war unterdessen zu tief zerrüttet, und Karl, eine wahre Jammergestalt im Vergleiche zu seinem gewaltigen Vorgänger, zeigte sich der großen Aufgabe nicht gewachsen, dieses Reich wieder emporzuheben. Feig und erbärmlich in allen seinen Kriegsunternehmungen, wußte Karl um so eher durch Verrath und Ränke sich seiner Feinde zu entledigen. So ließ er den normannischen Seekönig **Gottfried**, der mit kecken Ansprüchen hervorgetreten war, indem er die Abtretung der Orte Koblenz, Andernach, Sinzig und verschiedener anderer Kammergüter forderte, meuchlerisch erschlagen (885). Durch falsche Versprechungen lockte er kurze Zeit darauf Hugo von Lothringen nach Gondreville, ließ ihm die Augen ausstechen und ihn zum Mönch scheren. Im Jahre 887 starb Boso, der sich in dem nach seiner Residenz **Arles** benannten **Arelatischen** Reiche behauptet hatte, und seine Wittwe erschien mit ihrem jungen Sohne Ludwig vor dem Kaiser, um ihm den bisher verweigerten Huldigungseid zu leisten, worauf Ludwig als König und rechtmäßiger Erbe seines Vaters von Karl bestätigt wurde. Auch der mächtige Markgraf **Berengar** von Friaul huldigte dem Kaiser und warb um seine Gunst.

In Niedersachsen schlugen die Landesbewohner die Normannen, und Manches deutet darauf hin, daß Karl mächtig genug gewesen wäre, sein Reich zu schützen; allein es fehlte seitens der Vasallen zu häufig an gutem Willen, und in den Niederlanden, wo Karl den Schutz des Landes den kleinen Dynasten überließ, zeigten diese sich vor dem feindlichen Heerlager bei Löwen so lau, daß die Normannen nur noch zu größerer Kühnheit ermuthigt wurden. — Unterdessen war Karl in Zwistigkeiten mit dem heiligen Stuhle gerathen, den am 8. Juli 885 **Stephan** V. bestiegen hatte. Karl verlangte die Mitwirkung des Papstes, um seinem natürlichen Sohn Bernhard die Nachfolge zu sichern und die Ehe mit seiner kinderlosen Gemahlin **Richardis** auflösen zu lassen, jedoch ohne Erfolg. Sein Kanzler Liutwart, der bei dieser Veranlassung nicht mit Entschiedenheit aufgetreten zu sein scheint, wurde abgesetzt und des Landes verwiesen.



Graf Odo kehrt in das belagerte Paris zurück. Zeichnung von A. de Neuville.

Belagerung von Paris. Während dieser Streitigkeiten waren die Normannen abermals siegreich in Frankreich vorgedrungen und belagerten 30,000 Mann stark die Stadt Paris (886). Damals erstreckte sich dieselbe wie zur Zeit Cäsar's nicht über die Seine-Insel, von wo aus zwei hölzerne Brücken nach den beiden Ufern führten. Am Ende jeder Brücke befand sich ein steinerner Thurm als Vertheidigungswerk. Im Frühjahr 886 wurde eine der Brücken durch das Hochwasser der Seine weggeschwemmt, so daß die Besatzung des Thurmes von der Stadt abgeschnitten und sich allein überlassen war. Die Normannen stürmten den Thurm, nachdem sie Feuer an das Thor gelegt hatten und stießen die Besatzung theils nieder, theils stürzten sie sie in die Seine, während die Einwohner der Stadt händeringend müßige Zuschauer der schrecklichen Scene sein mußten. Aber die Hauptstadt ließ den Muth nicht sinken und vertheidigte sich beinahe ein ganzes Jahr heldenmüthig unter dem tapfern Grafen Odo von Paris, der als die Noth aufs Höchste stieg, sich selbst durch die Feinde schlich, um den Kaiser von der schrecklichen Lage der Stadt zu benachrichtigen und schleunige Hülfe zu erflehen. Er kam glücklich zurück und unter den begeisterten Zurufen der Seinen von den Mauern der Hauptstadt herab brach er sich an der Spitze dreier Reitergeschwader mit wuchtigem Arme Bahn durch die Linien der Belagerer, von welchen zahlreiche seinem Schwerte zum Opfer fielen.

Der Kaiser sammelte unterdessen in Eile ein Heer und rückte endlich zum Entsatze heran. Als er aber des Feindes ansichtig wurde, schloß er, anstatt denselben zu züchtigen, einen schimpflichen Frieden um ein Lösegeld von 7000 Pfund Silber. Ja, er gab ihnen sogar bis zur Abzahlung des Tributes Burgund preis, welches furchtbar von den barbarischen Eindringlingen verheert wurde.

Karl's Ende. Karl wurde bald darauf von einer schweren Krankheit ergriffen, von welcher er zwar genas, die aber eine dauernde Schwäche bei ihm zurückließ. Dazu kamen neue Verwicklungen, welche bald den Sturz des Kaisers herbeiführten. Man beschuldigte seinen ehemaligen Kanzler Liutward des unerlaubten Umgangs mit der Kaiserin Richardis, und rachedürstend eilte dieser zu Arnulf von Kärnthen, dem kräftigen Nebenbuhler Karl's, um ihn zum Kriege gegen den Letztern zu reizen. Die unwürdige Beschuldigung, welche Karl gegen seine Gemahlin erhob, sowie seine wiederholten Versuche, den unfähigen Bastard Bernhard zu seinem Nachfolger zu erheben, zogen ihm den allgemeinen Haß zu. Am meisten aber hatte er durch die unauslöschliche Schmach, mit welcher er sich in seinen Feldzügen gegen die Normannen an der Maas und vor Paris bedeckt hatte, die allgemeine Verachtung gegen sich hervorgerufen, so daß es seinen Gegnern leicht wurde, aus dem öffentlichen Unwillen Vortheil zu ziehen und die Großen des Reiches mit dem Gedanken an einen Regierungswechsel vertraut zu machen. Als daher Arnulf auf Antrieb Liutward's mit einem Heere nach Westen aufbrach, sagten sich die Großen Ostfrankens, Sachsens und Thüringens alsbald von dem blödsinnigen, zur Regierung und Beschützung des Landes gänzlich unfähigen Kaiser los und huldigten dem tapferen Arnulf als König, ein Beispiel, dem in Kürze auch die übrigen deutschen Länder auf dem Reichstage zu Tribur (887) folgten. Selbst die Alemannen, welche Karl als den Kernstamm seiner Herrschaft stets bevorzugt hatte, gesellten sich zu den Abtrünnigen, anstatt, wie er gehofft, das Schwert zu seiner Vertheidigung zu erheben. Ebenso erklärten die französischen Großen Karl für abgesetzt und schlossen sich an Odo, Grafen von Paris an, welcher die Hauptstadt so tapfer gegen die Normannen vertheidigt hatte. — Der unglückliche Kaiser überlebte seinen Fall nicht lange. Schon nach wenigen Wochen starb er, verachtet und von Allen verlassen, am 13. Januar 888 zu Neidingen an der Donau fast in Dürftigkeit. Erst ein Jahr später fand er eine seiner einstigen Größe würdige Bestattung.



Arnulf von Kärnthen erstürmt die Verschanzungen der Normannen an der Dyle. Nach Wilhelm Camphausen.

Ausgang des karolingischen Herrscherstammes.

Ende der deutschen Karolinger.

Arnulf sollte bald zur Einsicht gelangen, wie schwer es sei, nach einer so tiefgreifenden Umwälzung, wie sie die Absetzung des Kaisers hervorrief, die königliche Autorität wieder herzustellen. Obwol der neue König alles Mögliche that, um sich die Gunst weltlicher und geistlicher Großen zu erwerben, es weder an Belehnungen noch Schenkungen an Klöster und Kirchen fehlen ließ, so gelang es ihm doch nie, das volle königliche Ansehen zu erringen. Der Zauber der Legitimität umgab ihn nicht; er galt vielfach nur als Emporkömmling, so daß viele der angeseheneren Geschlechter sich fern von ihm hielten. Zu den letzteren gehörten im südlichen Deutschland die Welfen. Heinrich, ein Sprößling dieses Hauses, erhielt von Arnulf einen großen Grundbesitz als Lehn, und dieses veranlaßte ihn, dem Könige den Dienststeid zu leisten. Als sein alter Vater Edico II. dies vernahm, zog er sich freiwillig in die Einsamkeit des Gebirges zurück, um die tiefste Erniedrigung, welche durch diese Unterwerfung seinem Hause widerfahren, zu sühnen.

Arnulf's Stellung war daher eine überaus schwierige, und eine Reihe von Verwicklungen beunruhigten seine Regierung. Dieselben waren um so bedrohlicher, als sie sich nicht auf Deutschland allein erstreckten. Durch Karl des Dicken Absetzung waren drei Kronen zugleich vakant geworden, so daß außer Deutschland auch Italien und Frankreich aus Anlaß der Neubesetzung des erledigten Thrones Wirren zu bestehen haben sollten.

Streit um die italische Krone. In Italien traten, da nach Karl's des Dicken Tode nunmehr auch die karolingischen Nebenlinien erloschen waren, die beiden damals mächtigsten Fürsten des Landes mit Ansprüchen auf die Königskrone hervor, der Markgraf Berengar von Friaul und Herzog Guido von Spoleto. Mit dem Auftreten dieser beiden Männer beginnt für Italien eine siebzigjährige Periode bürgerlicher Kriege, durch welche geistliche und weltliche Fürsten an Macht und Einfluß gewannen, während schweres Unheil über die immer mehr verarmende Bevölkerung des Landes hereinbrach.

Der Markgraf von Friaul war nach dem Tode Karl's des Dicken von den weltlichen und geistlichen Großen auf einer Versammlung zu Pavia als König von Italien begrüßt worden und hatte als Berengar I. (888) das Land in Besitz genommen. Allein die Krone wurde ihm von Guido streitig gemacht, welcher zum Kriege gegen Berengar aufbrach, ihn besiegte und nun auch sich (891) zum König von Italien und schon im folgenden Jahre von Papst Stephan V. zum römischen Kaiser krönen ließ. — Der bedrängte Berengar wußte sich nicht anders zu helfen, als durch Herbeirufung eines mächtigen Fremden, des Königs Arnulf von Deutschland, der ohnehin nach der römischen Kaiserkrone lüstern war, welche Guido inzwischen auch seinem Sohne Lambert (892) als Mitkaiser hatte aufsetzen lassen. Arnulf rückte mit einem starken Heere über die Alpen, bemächtigte sich (894) des obern Italiens, wo er sich als Oberlehnsherrn huldigen ließ, und beabsichtigte bis Rom vorzudringen, um sich von dem ihm günstig gestimmten Papste zum Kaiser krönen zu lassen. Allein Unzufriedenheiten in seinem Heere nöthigten ihn, vorerst nach Deutschland zurückzukehren, ohne diesen Plan verwirklichen zu können (894). Erst im folgenden Jahre sollte sich ihm Gelegenheit hierzu bieten, wie wir weiter unten sehen werden.

Reichstheilung im Westen. Aehnliche Wirren wie in Italien zog der Tod Karl's des Dicken auch im westlichen Frankenreiche nach sich. Nach dem Vorgange Boso's von Burgundien suchten mehrere Große sich zu unabhängiger Gewalt emporzuschwingen; „jeder Stamm, jede Landschaft fing an, aus der eigenen Mitte sich einen Herrscher zu schaffen", so daß das Reich Karl's des Großen immer mehr einer Zerbröckelung, einer Zerstückelung in eine Anzahl kleinerer Wahlkönigreiche entgegenzugehen drohte.

Zunächst war es Odo von Paris, der sich in Compiegne zum König ausrufen ließ und von dem Erzbischof von Sens mit dem heiligen Oele gesalbt wurde, ohne jedoch zu allgemeiner Anerkennung zu gelangen, weil theils Neid und Mißgunst, theils seine nichtkönigliche Abkunft ihm zahlreiche Widersacher schufen.

In der Bretagne stritten anfänglich mehrere Häuptlinge um die Herrschaft, bis Alan der Große die Königswürde als Preis für seine Siege über seine Nebenbuhler wie nicht minder über die Normannen davontrug.

In Aquitanien nahm ein Graf Ramnulf die Königswürde an. Im Arelatischen Reiche führte Boso's minderjähriger Sohn Ludwig unter Arnulf's Oberhoheit den Königstitel. In Hochburgund, nordwärts vom Arelatischen Reiche gelegen, war 887 der alemannische Graf Rudolf aus dem Welfengeschlecht durch die Großen zum König ausgerufen worden. Zwischen Rudolf und Boso's Sohn, den Beherrschern Hoch- und Niederburgundiens, bestand eine langjährige Familienfeindschaft, die später durch die Heirath einer Tochter Rudolf's mit Richard, dem Bruder Boso's, beendigt wurde.

Nicht so rasch griff der Zersetzungsprozeß im Osten um sich, wo schon Ludwig der Deutsche ein kräftiges Regiment geführt und sich die verschiedenen Stämme an sein Geschlecht gewöhnt hatten, wenn auch, wie schon erwähnt, mancher Widerstand sich gegen Arnulf geltend machte. Arnulf sah wohl ein, daß es unmöglich sei, den Reichsbestand, wie er unter Karl dem Dicken vorhanden war, zu erhalten. Er verzichtete auf die Versuche, seine Herrschaft in allen früher zum Fränkischen Reiche gehörigen Gebieten unumschränkt geltend zu machen. Soviel als anging rettete er jedoch bei dem allgemeinen Zusammensturz für sich. Auch machte er den Versuch, seinem Sohne Zwentibold in Lotharingien

ein eigenes Königreich zu schaffen, und bemühte sich, die einzelnen, nunmehr unabhängigen Stammesfürsten durch ein Vasallitätsverhältniß mehr an das Reich zu fesseln. So gelang es ihm, die Lehnsoberhoheit über Hoch- und Niederburgund, Neustrien und Italien aufrecht zu erhalten. Auch der Westfrankenkönig Odo erkannte Arnulf als Oberlehnsherrn an.

Krönung Karl's des Einfältigen. Odo sah sich jedoch bald durch die Umtriebe des Erzbischofs Fulco von Reims auf seinem Throne gefährdet. Auf Betreiben Fulco's wurde der letzte der Karolinger, dem die Geschichte den Namen Karl der Einfältige gegeben hat, ein Sohn Ludwig's des Stammlers, auf einer Versammlung zu Reims als König ausgerufen und gekrönt. — Bei dem Streit, welcher zwischen Odo und Karl nun um die Krone geführt wurde, betheiligte sich Arnulf nicht. Er ließ die beiden Gegner sich gegenseitig schwächen und benutzte die Unruhen in Frankreich, um seinen Sohn Zwentibold als Herrn des lotharingischen Königreichs anerkennen zu lassen. — Nach dem am 1. Januar 898 zu la Fère erfolgten Tode Odo's wurde Karl der Einfältige einstimmig zum Könige Neustriens erwählt.

Arnulf schlägt die Normannen. Die Politik Arnulf's war, wenn man die schwierigen Verhältnisse in Betracht zieht, unter welchen er den Thron bestieg, keine ungeschickte. Aber auch als Kriegsmann ist sein Thun ein rühmliches. Er schützte die Ostmark des Reiches gegen die wilden Slavenstämme, und schlug bei Löwen, am Dylflusse, wo sich die Normannen hinter Verhauen und Schanzen festgesetzt hatten, diese wilden Räuberscharen aufs Haupt. Der König schritt seinen Mannen selbst bei der Erstürmung der Schanzen voran. Das normannische Heer wurde theils zusammengehauen, theils in die Dyle gesprengt; sechzehn eroberte Feldzeichen sandte Arnulf nach seiner Residenz Regensburg.



Arnulf von Kärnthen.
Nach dem Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Die Magyaren. Nachdem Arnulf die Normannen geschlagen, zog er wieder nach Osten, um Swatopluk, den Beherrscher Mährens, zu bekämpfen. Er schloß zu diesem Zwecke ein Bündniß mit dem Slavenfürsten Brazlawo im heutigen Krain. In diesem Kriege ward ihm aber zugleich eine unerwartete Hülfe durch ein Volk, welches später selbst zu einer großen Gefahr für Deutschland heranreifen sollte. Es waren dies die Ungarn, deren Name in Deutschland etwa dreißig Jahre früher zum ersten Male genannt wurde. Bei den Slaven hießen sie Ugri oder Uugri, während sie selbst sich Magyaren nannten. Ein tatarisch-finnischer Stamm, der, aus seinen Wohnsitzen im fernen Osten wahrscheinlich durch die türkischen Petschenegen verdrängt, nach den Ufern des Dnjepr und von da weiter die Donau entlang vorgedrungen war. Sie waren ein nomadisirendes wildes Reitervolk, das, jeder höheren Bildung und Gesittung feind, von den Schriftstellern jener Zeit mit den Hunnen verglichen wird. Auf ihren flinken Rossen gewandt und Pfeil und Bogen mit erstaunlicher Behendigkeit handhabend, stürmten sie in kleinen leichtbeweglichen Heerhaufen unter wildem Geschrei gegen ihre Feinde, denen sie an kriegerischen Tugenden, vor Allem aber auch an List und Verschlagenheit in den meisten Fällen überlegen waren. Es ist ungewiß, ob sie von Arnulf herbeigerufen wurden, oder ob sie von selbst gekommen sind.

Letzteres ist wahrscheinlicher als das Erstere. Sie erschienen von nun an öfter als den Bewohnern der östlichen Marken Deutschlands lieb war, und wurden über ein Jahrhundert hindurch zu einer Geißel für das Reich.

Ende des Mährischen Reiches. Swatopluk sah sich auf diese Weise in der Front und im Rücken angegriffen; denn während die Ungarn von Süden und Osten sein Reich bedrohten, überschritt Arnulf im Westen die mährische Grenze (892). Dennoch hatte Arnulf's Unternehmen nicht den erwünschten Erfolg. Verrath unter seinen eigenen Leuten und die tapfere Gegenwehr Swatopluk's machten wie in früheren Jahren die deutschen Waffen zu Schanden. Erst der Tod Swatopluk's führte 894 den Frieden herbei. Mit Swatopluk verfiel das Mährenreich. Innere Kämpfe brachen die Kraft des Volkes, während die Deutschen an der Niederdonau das Uebergewicht erlangten, die Tschechen in Böhmen abfielen und dem deutschen Könige Treue gelobten.

Dagegen hatten die Ungarn in diesem Kriege feste Wohnsitze erlangt. Von ihren alten Erbfeinden, den Petschenegen, aufs Neue gedrängt und aus ihren Wohnsitzen vertrieben, bemächtigten sie sich Pannoniens und eines großen Theiles von Mähren. Sie eroberten das Land an der Donau bis zur Theiß hinauf, indem sie die Reste der Awaren und die slavischen Völkerschaften zur Unterwerfung zwangen. Auch Oberitalien verheerten sie, und Liutward von Vercelli, Karl's des Dicken Kanzler, wurde von ihnen auf einem dieser Streifzüge erschlagen. Nach des kräftigen Arnulf's Tode suchten sie auch Deutschland mit ihren entsetzlichen Raubzügen heim.

Arnulf nochmals in Italien. Nach der Unterwerfung des Mährenreiches waren in Italien wieder neue Wandlungen eingetreten, welche Arnulf veranlaßten, zum zweiten Male die Alpen zu überschreiten. Wir haben oben erwähnt, daß Guido von Spoleto von Stephan V. zum Kaiser gekrönt worden war. Auch sein Sohn Lambert, welcher nach dem 894 erfolgten Tode Guido's gemeinschaftlich mit seiner Mutter Angeltrude die Regierung übernommen hatte, beanspruchte den gleichen Rang. Nach Stephan's Tod wurde Bischof Formosus von Portus, ein Anhänger der deutschen Partei, auf den heiligen Stuhl erhoben. Da nun die spoletinische Partei den Kirchenstaat gefährdete, indem sogar Rom von ihr besetzt worden war, so forderte der Papst den deutschen König zur Hülfeleistung auf. Arnulf folgte dem Rufe unverzüglich, mit der gleichzeitigen Absicht, sich zum Kaiser krönen zu lassen sowie Oberitalien an sich zu bringen, wo inzwischen Berengar von ihm abgefallen war und sich mit der Gegenpartei verständigt hatte. Er drang siegreich bis vor die Thore Roms, und nachdem seine Aufforderung an die Spoletiner, ihm dieselben zu öffnen, erfolglos geblieben war, wurde die Stadt im Sturme genommen. Der befreite Papst empfing Arnulf auf den Stufen der Petruskirche und krönte ihn als den ersten deutschen Herrscher zum römischen Kaiser (April 896).

Allein kaum gekrönt, ergriff den Kaiser auf der Rückreise in Spoleto eine lähmende Krankheit. Ein tödliches Gift, das ihm Angeltrude beigebracht haben soll, ist wahrscheinlich die Ursche derselben gewesen. Ohne sich weiter um Italien zu kümmern, eilte er gleich einem Flüchtling nach Deutschland zurück, während Lambert und Berengar die Gewalt wieder an sich rissen und das obere und mittlere Italien unter sich theilten.

Auch der deutschgesinnte Papst Formosus siechte bald darauf (896), angeblich an Gift, dahin. Sein Nachfolger Bonifacius VI. lebte nur fünfzehn Tage. Auf ihn folgte Stephanus VI., der in fanatischem Wahnsinn die halbverweste Leiche des Formosus aus ihrer Gruft hervorholen und von einem geistlichen Gericht, der „Synode des Entsetzens", zur Vernichtung verurtheilen ließ. Darauf wurde der Leichnam an den Füßen durch die Stadt geschleift und in die Wellen des Tiber versenkt. Stephan selbst wurde kurze Zeit darauf von einer aufständischen Partei im Kerker erwürgt. Der päpstliche Stuhl war von nun an dem wildesten Parteihaß preisgegeben. Innerhalb der Jahre 897 und 898 bestiegen denselben fünf Päpste und folgten einander ebenso rasch in die Gruft. „Päpste, Klerus,

Adel, Volk von Rom lebte in wilder Barbarei, wie sie entsetzlicher nicht gedacht werden kann: jenes finstere Rom stellt sich als ein modernder Kirchhof dar, welchen Hyänen durchwühlten."

Auch Lambert, der Sohn Guido's, starb auf geheimnißvolle Weise (898), nachdem durch Papst Johann IX. die Kaiserkrönung des „Barbaren" Arnulf rückgängig gemacht und Lambert als Kaiser bestätigt worden war.

Ludwig das Kind. Arnulf war den 8. Dezember 899 seiner schmerzhaften Krankheit erlegen. An seiner Stelle wählten die Reichsstände im Januar 900 dessen sechsjährigen Sohn „Ludwig das Kind" zum Könige, während auf die Dauer seiner Minderjährigkeit der Erzbischof Hatto von Mainz und der Herzog Otto von Sachsen die Regentschaft übernehmen sollten. — Ludwig, der als sechsjähriger Knabe die Regierung antrat und als achtzehnjähriger Jüngling starb, beschloß die karolingische Dynastie in Deutschland. Unter ihm verfiel das Reich völliger Anarchie; Alles, was Arnulf mühsam zusammengeschweißt, brach wieder in Stücke. Auch Zwentibold's Lotharingisches Reich ging damals unter. Zwentibold verlor gegen die Grafen Stephan, Gerhard und Matfrid in einer blutigen Schlacht an der Maas (13. August 900) Krone und Leben.

Das Deutsche Reich würde sich unter der Regierung des letzten Karolingers in kleine Fürstenthümer aufgelöst und durch Kämpfe derselben unter sich aufgerieben haben, wenn nicht zwei Männer aufgetreten wären, die zur Erhaltung der äußern Reichseinheit die Regierungsgewalt an sich gezogen hätten. Es waren Otto der Erlauchte, Herzog von Sachsen, und Hatto, Erzbischof von Mainz welch Letzterer sich, als des Reiches Erzkanzler, im Besitze des größten politischen Einflusses im Deutschen Reiche befand. Auch seiner Persönlichkeit nach zählt Hatto I. zu den bedeutendsten Bischöfen, welche den Mainzer Stuhl inne hatten. Die Sage hat sich an den Namen dieses Bischofs geheftet und erzählt von ihm, daß er bei Bingen im Mäusethurm, den er angeblich zu seinem Schutze erbaut habe, von den Mäusen gefressen worden sei, zur Strafe für den Geiz, mit welchem er bei einer Hungersnoth dem armen Volke Brot verweigerte. Die Sage entbehrt übrigens jeden historischen Anhalts. Während dieser mächtige Priester über Schwaben, Franken und Lothringen waltete, beherrschte Otto der Erlauchte Sachsen und Bayern.

Noth des Reiches. Unter den Kämpfen, welche unter dieser Regierung Deutschlands innere Ruhe störten, hat die sogenannte babenbergische Fehde (902—906) einen Anspruch auf Erwähnung, weil sie uns am besten die Art der inneren Zerwürfnisse zeigt, in welchen sich das Deutsche Reich damals befand. Die Fehde wurde durch die unersättliche Ländergier der Geistlichkeit veranlaßt. Der Bischof Rudolf von Würzburg hatte im Einverständnisse mit Hatto und unter dem Beistande seines Bruders Konrad, eines thüringischen Herzogs, dem Grafen Adalbert von Babenberg (jetzt Bamberg) ein großes Allodialgut mit bewaffneter Hand weggenommen. Adalbert, sein Eigenthum vertheidigend, griff den Herzog Konrad an, schlug und tödtete ihn, wurde aber dafür auf Betreiben des mächtigen Hatto in die Reichsacht erklärt, eine Art weltlichen Bannes, wodurch der damit Belegte den Schutz der Gesetze verlor. Adalbert schloß sich daher auf seine Burg Theres am Main ein und hielt allen Angriffen seiner Feinde muthig Stand, bis er durch eine List Hatto's auf den in seiner Angelegenheit versammelten Reichstag gelockt, dort zum Tode verurtheilt und infolge dessen (9. September 906) enthauptet wurde. Hierauf fielen Adalbert's Güter zum größten Theile an das Bisthum Würzburg, auf welchen Ausgang es bei der ganzen Fehde wahrscheinlich abgesehen war.

Das größte Unglück, welches die Regierung des Kindes heimsuchte, kam indeß von einem auswärtigen Feinde, und zwar von den Ungarn. In großen Scharen überschwemmten dieselben drei Jahre hinter einander (907—910) die deutschen Länder, mit Mord, Brand, Raub und allen Grausamkeiten barbarischer Horden wüthend, so daß jeder Landstrich, den ihr Fuß betrat, vom lauten Jammer der gemißhandelten Bewohner wiederhallte.

Anfänglich stellte sich ihnen der bayerische Graf Liutbold mit Heeresmacht entgegen, erlitt aber den 28. Juni 907 solch eine entsetzliche Niederlage, daß die Blüte des bayerischen Adels sowie der größte Theil des Heeres vernichtet wurde. Liutbold selbst fiel in dieser schrecklichen Schlacht, über welche uns die Geschichte keinerlei Einzelnheiten überliefert hat, die aber bedeutungsvoll für den späteren Gang der Ereignisse wurde. Die Macht der Bayern war durch ihren Verlust gebrochen, und die Ungarn konnten sich nunmehr ungehindert längs der Donau ostwärts der Enns niederlassen, um von hier aus ihre verheerenden Raubzüge gegen Deutschland fortzusetzen. Die Trostlosigkeit des von den Ungarn verwüsteten Reiches war so groß, daß selbst die Geistlichen satirisch wurden und von den Kanzeln herab Predigten hielten über den biblischen Text: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist." Der rath- und thatlose Ludwig mußte endlich den Abzug der Barbaren mit einem schmachvollen schweren Tribut erkaufen, so daß die Unholde auch in der Ferne am Mark der deutschen Lande saugten.

Aber das Schicksal schien den Tag der Rache bereits bestimmt zu haben. Denn schon im folgenden Jahre erlosch die karolingische Dynastie mit dem Tode des kinderlosen Ludwig's und machte so einem neuen Herrschergeschlechte Platz, dessen Gründer das Amt der Vergeltung übernehmen und glorreich vollführen sollte. In willenloser Unterordnung unter seine geistlichen wie weltlichen Räthe war Ludwig während seiner trostlosen Regierungszeit von Pfalz zu Pfalz umhergezogen; so geräuschlos schied er aus der Welt, daß man nicht einmal den Tag und den Ort kennt, an welchem er geendet hat.

Konrad I. von Franken (911—918).

Je verworrener während der kläglichen Regierung Ludwig's des Kindes sich die Zustände in Deutschland gestalteten, je mehr sich die Bande staatlicher Ordnung im Reiche zu lösen drohten, um so mehr mußten sich die auf ihre eigene Kraft, auf entschlossene Selbsthülfe gegen innere und äußere Feinde angewiesenen Großen versucht fühlen, sich unabhängig zu machen und sich die Herzogswürde beizulegen. Schon früher hatten sich die kühnsten und unternehmendsten unter ihnen zu großem Ansehen emporgeschwungen, und im Anfang des zehnten Jahrhunderts begegnen wir mächtigen Geschlechtern in Lothringen, Franken, Sachsen, Schwaben und Bayern, welche alle mehr oder weniger eine unabhängige Machtstellung behaupteten. Oben an unter ihnen stand der sächsische Stamm der Ludolfinger, von welchen Otto dem Erlauchten zuerst offiziell der Herzogstitel gewährt wurde. In Bayern waren es Liutpold (der 907 in der Schlacht gegen die Ungarn fiel) und sein Sohn Arnulf, welche den Herzogstitel erlangten. Zu ähnlicher Machtstellung gelangten in Franken, am Main und Rhein die Babenberger und Konradiner in Lothringen Reginar und sein Sohn Giselbert, in Schwaben die Kammerboten Burchhard, Erchanger und Berthold.

Um den das Reich von allen Seiten drohenden Gefahren zu begegnen, trugen die Großen dem angesehensten unter ihnen, dem kraftvollen Ludolfinger Otto dem Erlauchten, die Krone an. Doch bevor diese neue Dynastie den Thron bestieg, mußten die Fürsten erst noch einen andern König aus ihrer Mitte wählen, weil der greise Otto selbst die Regierung wegen seines Alters ablehnte und auf die Volljährigkeit seines Sohnes Heinrich wartete. Man wählte daher für jetzt den allgemein geachteten Herzog Konrad von Franken, einen tapfern, tüchtigen und dabei wohlmeinenden Mann, dessen Verdienst um das Reich vorzüglich darin bestand, daß er durch Herstellung und Befestigung des königlichen Ansehens seinem Nachfolger den Weg zu großen Thaten ebnete. Deutschland war auf diese Weise ein Wahlreich geworden.

Kämpfe gegen die herzoglichen Gewalten. Aber durch ein launisches Spiel des Schicksals mußte gerade dieser Nachfolger der erste sein, gegen den Konrad genöthigt war, die Autorität der Krone mit gewaffneter Hand geltend zu machen. Der junge Herzog Heinrich von Sachsen hatte nach dem Tode seines Vaters, Otto's des Erlauchten, auf

Grund des herkömmlichen Erbrechts von dessen Herzogthume Besitz genommen, ohne die Belehnung von Seiten des Königs nachzusuchen. Konrad, der die Erblichkeit der Lehen nicht anerkennen wollte, sondern die letzteren als Eigenthum der Krone ansah, hatte die Absicht, einen Theil jenes Besitzthums, nämlich Thüringen, als erledigtes Reichslehn einzuziehen und anderweitig zu vergeben. Darüber entstand zwischen dem König und dem Herzog Heinrich ein Zwist, der bald in offenen Krieg ausbrach. Indeß mußte Konrad die Ueberlegenheit seines Feindes durch eine bei Eresburg erlittene Niederlage so überzeugend erfahren, daß er für gut fand, den jungen Helden nicht weiter zu beunruhigen, zufrieden genug, daß dieser keine Lust bezeigte, seinen Sieg zu verfolgen.

Ebenso hatte der König vergeblich versucht, die Lehnshoheit über Lothringen, welches sich unter Reginar gleich nach Ludwig's Tode an das französische Königreich angeschlossen hatte, wieder zu befestigen.

Weniger erfolglos, aber zugleich desto unheilvoller war (914) ein Autoritätskrieg gegen den Herzog Arnulf den Gerechten von Bayern, der Konrad's Wahl nicht anerkennen wollte, und der, als er sich von diesem bedrängt sah, den landesverrätherischen Rettungsversuch machte, die Ungarn zu Hülfe zu rufen. Diese verheerten nach ihrer Gewohnheit wieder einige Jahre das Land, erzwangen neuerdings Tribut und überließen Arnulf alsdann seinem Schicksal, so daß er sich unterwerfen und Gehorsam geloben mußte.



Konrad I.
Nach dem Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Auch in Schwaben stellte er das königliche Ansehen wieder her, wo dies um so nöthiger war, als das Land noch eine von den übrigen Reichsstämmen weit abweichende Verfassung hatte. In Schwaben war nämlich der meiste Grundbesitz karolingisches Kammergut, welches von eigenen Beamten, den sogenannten „Kammerboten", verwaltet, oder regiert wurde, so daß es gar keine Herzöge und nur sehr wenige Grafen in Schwaben gab, und alle politische Gewalt in den Händen jener Kammerboten lag.

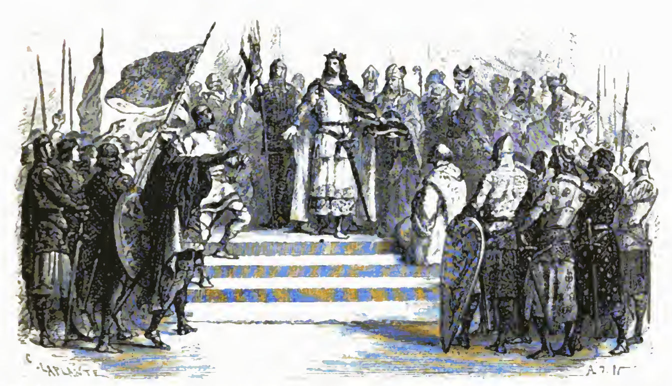
Erchanger und Berthold, zwei Brüder, die damals das Amt bekleideten, sahen mit Mißmuth, daß Konrad viele der schwäbischen Besitzungen an Geistliche verschenkte, und protestirten dagegen. Als dies fruchtlos blieb, verbanden sie sich mit dem Grafen Burchhard in Schwaben und nahmen den Geistlichen — unter welchen namentlich der Bischof von Kostnitz ihren Angriffen ausgesetzt war — die erhaltenen Güter mit Gewalt weg. Sie erklärten, daß sie karolingische Beamte seien, sie könnten keine Pflichten gegen den König Konrad anerkennen, und Schwaben sei diesem auch gar nicht unterworfen, sondern sei vielmehr nach gänzlichem Aussterben der Karolinger rechtmäßiges Eigenthum der Kammerboten. Die Folge dieser Auflehnung war die Reichsacht und ein Krieg, in welchem Erchanger und Berthold von Konrad (917) überwunden und hierauf dem Tode durchs Schwert überantwortet wurden. Ihr Bundesgenosse, Burchhard, erhielt, weil er sich freiwillig unterworfen und Gehorsam gelobt hatte, die früher von den beiden Hingerichteten verwalteten Güter als Reichslehen, so daß er sich von nun an Herzog von Schwaben nannte.

Die hier erzählten Ereignisse geben ungefähr ein Bild der Art, in welcher die Könige die Einheit des Reiches zu begründen suchten. Wenn diese Art zu herrschen und Gehorsam zu fordern, auch nicht dazu angethan sein mochte, um eine deutsche Nationalmacht zu schaffen, so verdient doch wenigstens das Streben danach Anerkennung; denn es kam bei dem Vorhandensein dieses Strebens ja nur auf den Zufall an, daß ein weiser und großer König den Thron bestieg, um den richtigen Weg zu jenem Ziele einzuschlagen. — Konrad selbst erwarb sich das große Verdienst, einem solchen Könige den Weg zum Throne zu zeigen; und dieser letzte Akt seiner Regierung ist zugleich die schönste und edelste That seines Lebens. Als er im Begriff stand, sich zum entscheidenden Kampfe gegen die Ungarn zu rüsten, welche fortfuhren, Bayern, Schwaben, sogar Lothringen zu verwüsten, wurde er von einer tödlichen Krankheit befallen. Auf dem Todtenbette, mit hochherziger Gesinnung sich selbst bezwingend und den alten Groll vergessend, hatte er in seinem Feinde, dem Herzog Heinrich von Sachsen, den kräftigen, großen Mann erkannt, welcher allein der schwierigen Lage des Reiches gewachsen war. Daher sprach er zu seinem Bruder, dem Herzog Eberhard von Franken: „Was nun aus dem Frankenreiche werden soll, steht vornehmlich bei dir. Darum achte auf meinen Rath. Wir haben Heere und Mannen, Burgen und Waffen. Allein uns fehlt Glück und Fähigkeit. Diese beiden Eigenschaften aber besitzt Heinrich von Sachsen: bei ihm steht das Heil des Reiches. Darum nimm diese Insignien, die heilige Lanze, die goldenen Spangen nebst dem Königsmantel, das Schwert und die Krone der alten Könige, gehe hin zu Heinrich und mache Frieden mit ihm, damit du ihn fortan zum Freunde habest. Oder soll das Volk der Franken mit dir unter seinem Schwerte hinsinken? Denn wahrlich, er wird ein König sein und Herrscher vieler Völker!“ Unter Thränen versprach Eberhard, den Wunsch des Bruders zu erfüllen. Mit Heinrich begann auch in der That die Periode eines neuen Aufschwungs für Deutschland; die Zeiten der Unbotmäßigkeit und Auflösung im Innern und der Ohnmacht nach außen sollten unter dem sächsischen Herrschergeschlecht ihr Ende erreichen.

Konrad starb am 23. Dezember 918 und wurde am Altare im Kloster zu Fulda beigesetzt. Ehe wir die Geschichte seiner Nachfolger wieder aufnehmen, haben wir uns zuvor den Ereignissen in Frankreich, Italien, England sowie dem Osten Europa's zuzuwenden.



Ludwig das Kind.
Nach dem Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.



Hugo Capet nimmt auf der Reichsversammlung zu Noyon den Königstitel an. Zeichnung von A. de Neuville.

Ende der französischen Karolinger.

Wir haben bereits unter den deutschen Karolingern zahlreiche unwürdige Nachfolger im Erbe des großen Karl kennen gelernt. Ein noch kläglicheres Schauspiel bietet die französische Linie, und das Ende des karolingischen Geschlechtes ist nicht minder trübselig wie dasjenige der Nachkommen Chlodwig's. Schon die Beinamen, welche die Zeitgenossen den Königen gaben, und die auch in die Geschichte übergegangen sind, wie der „Kahle", der „Dicke", der „Stammler", der „Einfältige", legen Zeugniß ab für das geringe Ansehen, dessen sich die Könige erfreuten. Diesem geringen Ansehen entsprach ihre Macht. Die Vasallen lehnten sich allerorten gegen die königliche Gewalt auf; die Herzöge und Grafen erlangten beinahe wieder ihre volle Unabhängigkeit, und die unaufhörlichen Fehden zwischen ihnen ließen das Land zu keiner Ruhe, zu keinem gedeihlichen Aufschwung kommen.

Karl der Einfältige war, wie wir gesehen haben, nach dem Tode Odo's von Paris als König des ganzen westlichen Frankenreiches anerkannt worden, doch blieb seine Herrschaft auf die Dauer nicht unbestritten. Denn sein Bestreben, die Uebermacht der Vasallen und Geistlichen zu brechen, wozu ihn hauptsächlich sein Günstling und Rathgeber Hagano, ein Mann von dunkler Herkunft und ein großer Feind der Vasallenherrschaft, antrieb, erregte unter den Lehnsträgern der Krone eine solche Unzufriedenheit gegen ihn und seinen Günstling, daß das Reich jeden Augenblick von einem allgemeinen Aufruhr schwer bedroht erschien. Karl mußte Alles aufbieten, um die trotzigen Vasallen zufriedenzustellen; er mußte ihre Lehen erweitern und, wo es noch nicht geschehen war, die Erblichkeit derselben anerkennen. So wurde unter Anderen Graf Winfred II. von Barcelona mit seiner Grafschaft erblich belehnt, und Graf Robert von Paris, des verstorbenen Odo Bruder und Nachfolger, erzwang die Erweiterung seiner Grafschaft zum Herzogthume Francien.

Ansiedelung der Normannen. Zu diesen inneren Wirren des Königreichs gesellten sich noch neue Einfälle der unermüdlichen Normannen, und zwar zahlreicher und verheerender als je. Eine große Schar derselben erschien unter ihrem Anführer Rollo (normännisch Hrolf) an der Nordküste Frankreichs und hauste dort so barbarisch, daß sich Karl, von dem Jammer seiner Unterthanen gedrängt, nicht anders zu helfen wußte, als indem er beschloß, der Horde ein festes Besitzthum anzuweisen und so seine Küsten gegen die Normannen durch Normannen selbst schützen zu lassen. Geschichtschreiber berichten den Vorgang folgendermaßen: Als große Scharen bedrängter Unterthanen zu Karl gekommen seien, habe dieser

zornig gefragt: „Wisset ihr denn Rath?" worauf diese geantwortet: „Ja, man gebe dem furchtbaren Rollo das Land, welches er sich nimmt, taufe ihn und lasse ihn alsdann die Küste gegen seine ehemaligen Genossen vertheidigen." So wären Karl's Unterthanen die Urheber des Vergehens gewesen. Er bot Rollo die mittlere französische Nordküste mit der Hauptstadt Rouen zum erblichen Lehn an unter der Bedingung, daß er sich taufen lasse, dem Räuberleben entsage und die Küste gegen normännische Einfälle schütze. Rollo ging auf den Vorschlag ein, nahm in der Taufe den christlichen Namen Robert an, gelobte treue Freundschaft, heirathete Karl's Tochter Gisela, erhielt das versprochene Land zum erblichen Lehn und gründete so (912) das Herzogthum der Normandie. Ebenso erlangte er die Lehnshoheit über die Grafschaft Bretagne. Letztere hatte ihren Namen von den Bretonen Großbritanniens, welche, vor den Angeln und Sachsen fliehend, im fünften und sechsten Jahrhundert im westlichen Armorika gelandet waren.

Rudolf. Inzwischen waren die Kronvasallen mit dem Günstlinge Hagano immer unzufriedener geworden, und mehrere derselben dachten daran, Karl den Einfältigen zu entsetzen, um sich selbst auf den Thron zu schwingen. Unter ihnen war der vorhin genannte ehrgeizige Herzog Robert von Francien, ein Bruder des frühern Königs Odo, der eifrigste. In Verbindung mit dem Grafen Heribert von Vermandois und dem Herzoge Rudolf von Burgund erklärte er (922) Karl den Einfältigen für abgesetzt und sich selbst zum König von Frankreich. Die Waffen mußten daher zwischen den beiden Nebenbuhlern den Ausschlag geben. Es kam bei Soissons zu einer Schlacht (923), in welcher zwar Robert das Leben verlor, sein Sohn Hugo der Weiße aber mit Hülfe der Verbündeten einen vollständigen Sieg erkämpfte. Die Folge desselben war die Flucht Karl's des Einfältigen und eine Berathung der drei Bundesgenossen Heribert, Rudolf und Hugo über die Frage, wer von ihnen den Thron besteigen solle. Der junge Hugo, durch seines Vaters Tod Herzog von Francien, hatte zwar eine Art legitimes Recht auf die Krone, da sein Vater Robert sie getragen hatte; allein seine jugendliche Bescheidenheit ließ ihn zu Gunsten Rudolf's, der überdies sein Schwager war, Verzicht leisten, und so wurde denn Herzog Rudolf von Burgund (924) König von Frankreich.

Doch der flüchtige Karl hatte seine Sache noch nicht verloren gegeben. Während sich seine dritte Gattin Eadgive, eine Tochter des englischen Königs Eduard I., mit ihrem Sohne Ludwig nach England flüchtete, suchte Karl Hülfe bei einigen ihm treu gebliebenen Vasallen. Durch die Hinterlist des Grafen Heribert von Vermandois fiel er jedoch in dessen Hände und mußte den Rest seines Lebens in der Gefangenschaft zubringen. Er starb im Jahr 929.

Inzwischen führte Rudolf die Regierung mit kräftiger Hand, das Reich namentlich gegen die Ungarn, die bis zu den reichen Fluren an der Rhone und Garonne vorgedrungen waren, schützend. Jenes uns schon bekannte Volk, welches die jetzt ruhiger gewordenen Normannen abgelöst zu haben schien, hauste womöglich noch ärger als diese. Durch seine leidlich glücklichen Kriege gegen dieselben erwarb er sich endlich eine fast allgemeine Anerkennung der Vasallen, wenn auch einige den an Karl geübten schändlichen Verrath mißbilligten und mit ihrer Huldigung zurückhielten, so die aquitanischen und lothringischen Großen.

Wiedervereinigung Lothringens mit Deutschland. Lothringen war, wie wir gesehen, unter Reginar an das Westfränkische Reich gekommen. Da nun aber sein Sohn Giselbert sich gegen Rudolf feindlich verhielt und mit dessen Anerkennung als König von Westfranken zögerte, so glaubte der deutsche König Heinrich eine günstige Gelegenheit zu finden, um Lothringen wieder an das Deutsche Reich zu bringen. Heinrich rückte mit Heeresmacht 923 in Lothringen ein; allein anstatt Hülfe von Giselbert zu erhalten, wie er gehofft, stellte sich ihm dieser feindlich entgegen, und es gelang Rudolf, die Deutschen zum Rückzug zu nöthigen, sowie Giselbert und die übrigen lothringischen Vasallen zur Huldigung zu zwingen. Im Jahr 925 erschien jedoch Heinrich zum zweiten Male, eroberte die

Festung Zülpich und brachte Giselbert zur Unterwerfung. Das ganze Herzogthum leistete Heinrich den Huldigungseid, so daß nunmehr das schöne Lothringerland aufs Neue für Deutschland gewonnen war, und um die Bande fester zu knüpfen, vermählte Heinrich seine Tochter Gerberga an Giselbert.

Im Uebrigen war Rudolf in seiner Regierung vom Glücke begünstigt. Mit kräftigem Arme beugte er den Trotz der Großen, und er würde das Reich vielleicht auf eine hohe Stufe der Macht und des Gedeihens gebracht haben, wenn er nicht schon nach wenigen Jahren (936) gestorben wäre. Sein Stammreich, das Herzogthum Burgund, fiel seinem Willen gemäß zur Hälfte an seinen Bruder Hugo den Schwarzen und zur Hälfte an seinen Schwager, Herzog Hugo den Weißen von Francien.

Königreich Burgund. Auch mit den beiden Königreichen Burgund war unterdeß eine Veränderung vorgegangen, die wir nicht unerwähnt lassen dürfen. Der König Rudolf II. vom transjuranischen Burgund war nämlich (924) in Italien zum römischen Kaiser ernannt worden. Da ihm jedoch diese Würde (926) von dem Könige Hugo vom cisjuranischen Burgund streitig gemacht wurde, zog er sich nach Burgund zurück. Hugo dagegen befürchtend, Rudolf möchte seine Ansprüche mit Waffengewalt geltend machen, schloß mit Letzterem 930 einen Vertrag, nach welchem er ihm seine Besitzungen in der Provence überließ. Ober- und Niederburgund wurden auf diese Weise zu einem Königreich Burgund in der Hand Rudolf's II. vereinigt. Später führte dasselbe den Namen des Arelates und wurde mit dem Deutschen Reiche verbunden.

Ludwig IV. Als der französische König Rudolf gestorben war, schwankte der Uebergang der Herrschaft zwischen dem Herzoge Hugo dem Weißen von Francien und dem Grafen Heribert von Vermandois. Um keine Zerwürfnisse unter sich zu erzeugen, beschlossen sie, Karl's d. E. noch in England befindlichen Sohn Ludwig auf den Thron zu rufen. Er kam und wurde als Ludwig IV. „der Ueberseeische" (d'Outremer) (936—954) König von Frankreich, indem er zur bessern Sicherung der ohne sein Verdienst erlangten Würde Hugo den Weißen zum ersten Reichsbeamten erhob. Doch dieser Schritt schien klüger als er wirklich war. Hugo's Macht war für ein solches Verhältniß zu groß, und sie wuchs noch dadurch, daß ihm Hugo der Schwarze, der, wie wir wissen, die Hälfte des Herzogthums Burgund besaß, diese Hälfte (943) abtrat, so daß Hugo der Weiße, der auch, obwol ohne Grund, „der Große" heißt, nunmehr neben Francien noch das ganze Herzogthum Burgund besaß, nach welchem er sich fortan Herzog von Burgund nannte. Dieses Herzogthum Burgund ist jedoch von den oben genannten Königreichen Ober- und Niederburgundien wohl zu unterscheiden.

Das gute Vernehmen zwischen ihm und dem Könige dauerte nicht lange, indem dem Letzteren die Bevormundung durch den Herzog mit der Zeit unerträglich wurde. Eine Veranlassung zum Bruche gab Ludwig durch sein Verfahren gegen den jungen Erbherzog der Normandie. Dort war nämlich Wilhelm I. „Langschwert", Sohn des ersten Herzogs Robert und ein Freund Hugo's (942) gestorben, und zwar mit Hinterlassung seines unmündigen Sohnes Richard, der ihm folgen sollte. König Ludwig hielt diese Gelegenheit für günstig, die Normandie, diesen Stein des Aergernisses für Frankreich, in seine Gewalt zu bekommen. Unter der Maske vormundschaftlicher Fürsorge entführte er den jungen Richard nach Frankreich und hielt ihn dort so streng, daß das Leben des Knaben in Gefahr gerieth. Darüber machte Hugo dem Könige gerechte Vorwürfe, die indeß nur dazu führten, daß zwischen Hugo und dem König Ludwig eine bedenkliche Spannung eintrat. Endlich wurde der junge Richard dem Könige entführt und unter Hugo's Schutz gestellt. Da dieser ihn nicht ausliefern wollte, so kam es zwischen dem Könige und dem Herzoge Hugo zu einem offenen Bruche, dessen Folgen indeß durch den Aufstand der Normannen vorerst verhindert wurden. Diese verlangten stürmisch die Einsetzung Richard's und fielen, als Ludwig ihr Verlangen nicht erfüllte, unter dem Beistande dänischer Scharen und auf Hugo's Schutz vertrauend, verheerend in Frankreich ein. Ludwig zog ihnen entgegen, hatte

aber das Unglück, (945) in ihre Gefangenschaft zu gerathen. Nun blieb ihm freilich weiter nichts übrig, als Richard I. in die Würde eines Herzogs der Normandie förmlich einzusetzen, worauf sich dieser mit Hugo's Tochter Emma vermählte.

Der erste Capetinger. Die Reibungen zwischen dem Herzoge Hugo von Burgund und dem Könige Ludwig, durch die letzten Ereignisse auf die Spitze getrieben, hatten endlich den Ausbruch einer Fehde zur Folge, die indeß im J. 950 mit einem Frieden und einer förmlichen Versöhnung endete. Zum Beweise der Aufrichtigkeit derselben von seiner Seite ernannte Ludwig bei seinem Tode den Herzog Hugo zum Vormunde seines minderjährigen Sohnes und Nachfolgers Lothar (954—986). Herzog Hugo widmete sich diesem Amte unter dem Titel eines „Beschützers des Königreiches", mit großem Eifer, starb aber schon zwei Jahre nach Antritt desselben (956) mit Hinterlassung zweier Söhne, von denen der älteste, Hugo mit dem Beinamen „Capet" (nach Einigen von capito, Großkopf, nach Anderen wahrscheinlicher von cappa, einem geistlichen Kleide, das er im Martinskloster von Tours getragen hatte), Francien, der zweite, Otto, aber Burgund erhielt.

Lothar faßte während seiner Regierung große und zum Theil kluge Pläne für die Ausbreitung des Reiches und die Erweiterung der königlichen Macht, die schon auf nichts zusammengeschmolzen war. Allein das Geschick vereitelte dieselben, und so wurde Lothar's Regierung eine unwichtige. Von einziger Bedeutung sind seine Kriegsunternehmungen gegen Deutschland, um das Herzogthum Lothringen wieder an sich zu reißen. Allein ungeachtet einer Reihe von Feldzügen gegen Otto II. in den Jahren 978—980 blieben seine Bemühungen erfolglos; ebenso scheiterte ein 984 gemachter zweiter Versuch.

Ende der Karolinger in Frankreich. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig V. der Faule (986—987) ist bei seiner nur einjährigen Regierung durch nichts Anderes merkenswerth, als dadurch, daß mit ihm die karolingische Dynastie in Frankreich erlosch.

Betrachten wir den politischen Zustand des Reiches bei deren Aussterben, so finden wir das Königthum bis zu einer lächerlichen Farce entwürdigt, den König selbst zu einem ohnmächtigen Schattenbilde, zu einem mit Krone, Scepter und Scharlachmantel behängten Popanz herabgesunken. Die königliche Macht konnte sich in Hinsicht des Besitzthums nicht einmal mit dem kleinsten Vasallen messen; denn sie hatte für den Schein ihrer Würde jedes reelle Gut hingeben müssen, so daß ihr nur noch die einzige Stadt Laon als Eigenthum verblieben war. Das Reich hatte seine früheren weiten Grenzen verloren, und der Grundbesitz des noch übrig gebliebenen französischen Landes lag in den Händen der reichen und mächtigen Vasallen, die in ihren großen erblichen Lehnsreichen den Souverain spielten und über ihre eigenen Vasallen mit königlicher Machtvollkommenheit herrschten.

Unter diesen großen Lehnsreichen, von denen einige, wie das Königreich Burgund, das Königreich Navarra und die Grafschaft Barcelona, thatsächlich selbständig waren, andere, wie die Herzogthümer Ober- und Nieder-Lothringen, die Lehnshoheit wechselten, merken wir außer den genannten noch folgende: die Herzogthümer Burgund, Normandie, Guienne (Aquitanien), Gascogne und die Grafschaften Bretagne, Vermandois, Toulouse (Septimanien), Champagne und Flandern.

Hugo Capet. Als Herrscher in diesem Reiche nahm Hugo Capet (987—996) nach dem Tode des kinderlosen Ludwig V. auf einer Reichsversammlung zu Noyon mit Zustimmung der Großen des Reiches am 3. Juli 987 den Königstitel an. Wo Hugo die Anerkennung nicht erlangen konnte, wußte er sich dieselbe zu erzwingen. Zu den Vasallen, bei welchen er zu diesem Mittel schreiten mußte, gehörten die Herzöge Karl von Nieder-Lothringen, der letzte Sproß des karolingischen Geschlechts, und Wilhelm von Guienne. Karl beschloß seine Tage im Kerker und Wilhelm unterwarf sich. Ruhmlos war der Ausgang der Karolinger und unwürdig der großen Könige, welche die Dynastie begründet. Mit Hugo Capet begann ein neues Herrscherhaus in Frankreich, das diesem Lande eine Reihe großer Könige gegeben und sich ununterbrochen bis zur großen Revolution behauptet hat.



Normannische Schiffe an der italienischen Küste. Zeichnung von A. de Neuville.

Italien während der Auflösung der karolingischen Herrschaft.

Bevor wir einer neuen Periode der Weltgeschichte den Blick zuwenden, müssen wir noch die Vorgänge auf der großen italienischen Halbinsel ins Auge fassen, deren Kenntniß, so verworren die Ereignisse auch erscheinen, doch unumgänglich nothwendig zur Beurtheilung des sittlichen Zustandes jener Geschichtsperiode ist, in welche der Niedergang der karolingischen Herrschaft fällt. Wir unterscheiden in unserer Geschichtsdarstellung zwischen einem Königreich Italien, jenes von den Franken unterworfene ehemalige Langobardische Reich — Ober- und Mittel-Italien, sowie die langobardischen Herzogthümer in Unteritalien umfassend, und einem Griechisch-Italien, d. h. demjenigen Italien, welches Byzanz unterthan war, oder doch dem Namen nach unter byzantinischer Herrschaft stand. Die Schicksale dieses letzteren werden wir in der Geschichte des Byzantinischen Reiches abhandeln.

Beginnen wir mit der Aufzählung der einzelnen Staaten, welche mit größerer oder geringerer Selbständigkeit die Bestandtheile des Königreichs Italien bilden. Es sind folgende:

Der Kirchenstaat oder — wie diese päpstliche Besitzung damals genannt wurde — das Erbe St. Petri (Patrimonium St. Petri). Es umfaßte die uns bekannte, aber in ihrer Grenzausdehnung unbestimmte Schenkung Pipin's des Kurzen. Die Päpste beherrschten das Land als Bodenbesitzer und um so selbständiger, als ihnen die geistliche Macht selbst über die Könige von Italien ein politisches Uebergewicht sicherte, der Art, daß sie eine Lehnshoheit derselben über das Erbe St. Petri wenigstens thatsächlich nicht anzuerkennen brauchten. Der Besitz des Erbes St. Petri war an die Nachfolge auf dem Stuhle St. Petri geknüpft, dessen Inhaber damals von den geistlichen und weltlichen römischen Großen gewählt wurden.

Der Freistaat Venetia, eine schon zu Attila's Zeiten (451) von Flüchtlingen auf den Inseln des nördlichen Adriatischen Meeres gegründete, durch Handel und Schiffahrt reich gewordene Kolonie mit republikanischer Verfassung, an deren Spitze als oberster Verwalter ein gewählter Herzog — Doge — stand. Der Freistaat hielt sich in den politischen Kämpfen Italiens meist neutral, indem er seine Macht nicht sowol durch Waffengewalt, als vielmehr durch den Handel und den daraus hervorgehenden großen Reichthum zu begründen suchte.

Die **Markgrafschaft Friaul**, hervorgegangen aus dem gleichnamigen langobardischen Herzogthume, das Anfangs den Franken widerstand, sich ihnen alsdann unterwarf, den Namen slavische Mark erhielt und endlich als Markgrafschaft (Grenzgrafschaft) Friaul eine gewisse Selbständigkeit behauptete. — Aehnlich verhielt es sich mit dem Herzogthume Spoleto. Dagegen hatten die in Unteritalien belegenen langobardischen Herzogthümer, spätere Fürstenthümer Benevent, Salerno und Capua, die letzteren beiden durch Losreißung aus dem erstern hervorgegangen, ihre Selbständigkeit wegen der entfernten Lage ganz behauptet und eher eine griechische als eine fränkische Oberhoheit anerkannt.

Die **Markgrafschaft Toscana**, das alte Etrurien, von den Langobarden Tuscien genannt, dessen wichtigste Stadt um diese Zeit Pisa wurde. Durch Handel und Schifffahrt ward die Stadt so mächtig, daß sie zu Anfang des elften Jahrhunderts die Sarazenen von Sardinien vertreiben und diese Insel in Besitz nehmen konnte.

Der **Freistaat Genua**, aus dem Gebiete der Stadt Genua bestehend, welche sich nach dem Hinscheiden der Karolinger unabhängig machte, die Sarazenen von der Insel Korsika vertrieb und dieselbe in Besitz nahm. Doch nicht unbestritten. Denn das mächtige Pisa machte gleichfalls Ansprüche darauf, und so entstand zwischen beiden Städten ein langer Kampf um diese Insel, der im folgenden Zeitraume zu Gunsten Genua's ausschlug.

Die **Markgrafschaft Ivrea**, von Karl dem Großen gegründet, also rein fränkischen Ursprungs, war Anfangs klein, gelangte aber in diesem Zeitraume durch einige ihrer Markgrafen zu bedeutender politischer Wichtigkeit.

Diese übersichtliche Angabe der zum Königreiche Italien gehörenden Staaten wird zum Verständniß des Folgenden genügen. Eine besondere Geschichte dieser einzelnen Reiche während des gegenwärtigen Zeitraums ist um so überflüssiger, als sie jetzt noch keine welthistorische Wichtigkeit erlangen, und als ihre Hauptmomente mit der Geschichte des Königreichs Italien zusammenfallen, zu der wir nunmehr übergehen.

Lothar I. (843—845) war, wie wir wissen, schon vor dem Verduner Vertrage, und zwar seit 823 römischer Kaiser und König von Italien. Er bedarf hier der Erwähnung, weil er die karolingische Dynastie in Italien eröffnete. Im Uebrigen ist seine Herrschaft für Italien bedeutungslos. Der Vertrag von Verdun hatte ihm außer Italien den Besitz von Mittelfranken zugesprochen, und letzteres war ihm sympathischer. Er hielt sich die meiste Zeit seines Lebens in seinen deutschen Besitzungen auf und überließ die Regierung Italiens seinem Sohne Ludwig, den er 843 auch zum König von Italien ernennen und krönen ließ. Um Ludwig's Machtstellung noch mehr zu befestigen, ernannte ihn Lothar 852 zum Mitkaiser, ohne jedoch damit den beabsichtigten Zweck zu erreichen, denn auch in Italien hatte die Unbotmäßigkeit der Großen einen solch hohen Grad erreicht, daß die Reichseinheit auf die Dauer kaum noch zu erhalten war. Bald darauf starb Lothar, und Ludwig war nunmehr alleiniger römischer Kaiser (855—875). Er handhabte die Regierung mit Umsicht und Entschlossenheit, vermochte aber dessenungeachtet der Auflösung des Reiches, welche durch einheimische wie fremde Elemente genährt und beschleunigt wurde, nicht zu steuern.

Normannen und Sarazenen. Heftige Kämpfe hatte Ludwig zunächst mit äußeren Feinden zu bestehen. Die Normannen erschienen (857) an den mittelitalienischen Küsten, und wie in Frankreich brandschatzten sie die Bevölkerung und zogen raubend und plündernd durch die gesegneten Fluren Italiens. Im J. 859 drangen sie unter Führung ihres Seekönigs Hasting an der Westküste Italiens in den Golf von Spezzia ein, eroberten und verbrannten die Stadt Luna. Hierauf plünderten sie Pisa und andere Städte Italiens und erstreckten ihre Raubfahrten bis Griechenland. — Sie erschienen in Italien zu wiederholten Malen, ohne daß Ludwig sie zu züchtigen vermocht hätte.

Ludwig. Etwas glücklicher indeß war er wenigstens gegen die Sarazenen. Es gelang ihm, denselben das von ihnen eingenommene wichtige Bari nach beinahe vierjähriger

Belagerung (871) zu entreißen. Der arabische Anführer fiel in die Hände Ludwig's, die Truppen wurden niedergehauen und überdies wurde vor Capua ein Heer von 20,000 Moslemin nach einem heißen Kampfe durch die Franken und Langobarden, unter der Führung des Markgrafen von Friaul, vollständig aufgerieben. Ja, Ludwig würde auch Tarent genommen haben, wenn die Eifersucht der griechischen und langobardischen Herzöge in Unteritalien es nicht vereitelt hätte. Denn diese, die aufsteigende Macht des italienischen Königs inmitten ihrer Bezirke fürchtend, verbanden sich gegen ihn; und was ihre Waffen nicht ausführen konnten, vermochte doch ihre Hinterlist. Der Fürst Adalgis von Benevent, der dem Kaiser verbündet war, und bei welchem dieser nach der Einnahme von Bari seinen Aufenthalt genommen hatte, ließ ihn auf verrätherische Weise gefangen setzen. Doch die Leibwache Ludwig's traf schnelle Anstalten zur Vertheidigung, so daß Adalgis zu dem ruchlosen Mittel griff, Feuer an die Gemächer des Kaisers zu legen. Ludwig rettete sich mit seiner Familie und seinen Dienern, unter Einbuße all seiner Schätze aus der Kriegsbeute, in einen hohen und festen Thurm, wo er drei Tage allen Aufforderungen, sich zu ergeben, widerstand, bis ihn endlich der gänzliche Mangel an Lebensmitteln zwang, sich den Händen seiner Feinde zu überliefern. Die Ansammlung fränkischer Truppen in der Nähe der Stadt, sowie eine neue Landung der Sarazenen bei Salerno, erfüllte jedoch die Beneventer mit Furcht und sie setzten den Kaiser in Freiheit (September 871).

Tarent blieb in den Händen der Sarazenen, denen es auch fernerhin als wichtiger Stützpunkt für ihre räuberischen Unternehmungen diente. Ebenso gelang es Ludwig nur unvollständig, die treulosen Herzöge Unteritaliens zu züchtigen und Rache an Benevent für den schmählichen Verrath zu nehmen. Ohne Söhne zu hinterlassen, starb er bald darauf am 12. August 875 im Gebiete von Brescia. Mit ihm erlosch auch die Linie der römischen Karolinger.

Der Stuhl Petri. Es wäre damals vielleicht möglich gewesen, in Italien geordnete Zustände herbeizuführen, wenn auf dem Stuhle Petri Männer gesessen hätten, die in dieser Zeit den großen Einfluß, der ihnen zu Gebote stand, zum Heile des Landes auszunutzen beflissen gewesen wären. Zwar erwiesen sich Nikolaus I. (858—867), Hadrian II. (867—872) und Johann VIII. (872—882) als hervorragende Erscheinungen, allein ihren Nachfolgern fehlte um so mehr alle Energie und Thatkraft.

„Das Papstthum", sagt Gregorovius, „unter Nikolaus und Hadrian und noch unter Johann VIII. so gewaltig und zu großen Plänen emporgekommen, fiel inmitten der allgemeinen Auflösung jählings in Trümmer nieder. Der weltliche Staat der Kirche wurde von tausend Räubern fortgetragen, und selbst die geistliche Gewalt des Statthalters Christi bestand bald in nichts mehr als einem herkömmlichen Titel ohne Kraft. Eine Finsterniß unheimlicher und gespenstischer Art breitet sich nun über die Stadt Rom aus, erhellt durch einen sparsamen und zweifelhaften Schimmer, der hier und da aus alten Chroniken auf diese fürchterliche Periode fällt — in der That ein Schauspiel schrecklicher Art, worin erkennbar sind: rohe, gewaltthätige Barone Roms und der Campagna, die sich Konsuln und Senatoren nennen; brutale und unselige Päpste, die aus ihrer Mitte emporkommen; schöne, wilde und verbuhlte Weiber; schattenhafte Kaiser, welche kommen, kämpfen und verschwinden — und alle diese Erscheinungen jagen in tumultuarischer Hast an unserm Blick vorüber."

Nichts charakterisirt treffender jene Geschichtsperiode als die Worte des berühmten Geschichtschreibers der Stadt Rom. Wir schilderten bereits „die Schändung des päpstlichen Stuhls durch Stephan VI." und jene „Synode des Entsetzens", welche den Papst Formosus verurtheilte. Nach Stephan bestiegen in zwei Jahren (897—898) hinter einander fünf Päpste den Thron, und zu Beginn des neuen Jahrhunderts wurden innerhalb acht Jahren acht Päpste erhoben und gestürzt. In jener Periode der gräuelvollsten sittlichen Entartung, welche die Geschichtschreibung mit dem Namen des „Weiber-" oder deutlicher des „Hurenregiments" brandmarkte, entstand auch das Märchen von der

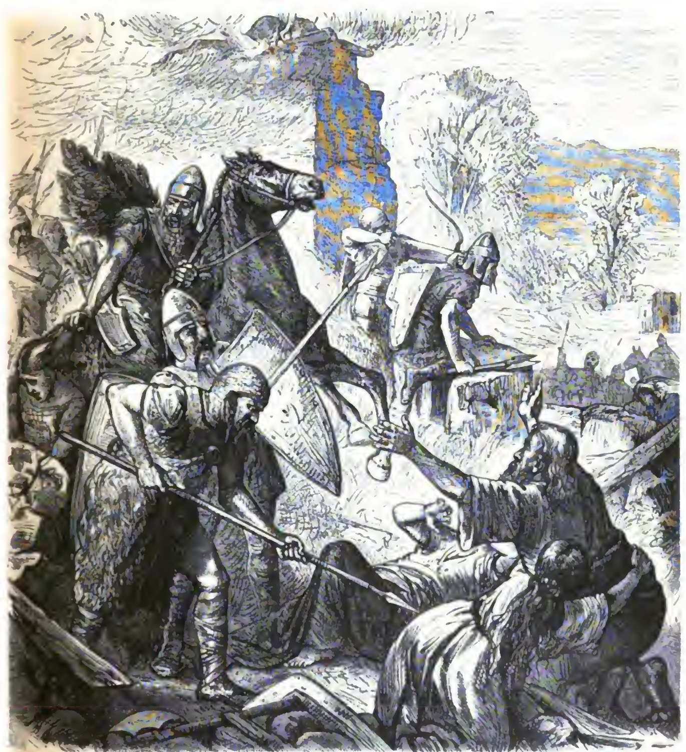
Päpstin Johanna, welches lange Zeit zu lebhaften gelehrten Streitigkeiten Veranlassung gab. Nach dieser Sage habe ein in männlicher Kleidung verkapptes Mädchen englischer Abkunft, welches in Athen reiche Kenntnisse erworben, als Johann VIII. den päpstlichen Stuhl (nach dem Tode Leo's IV., 855) zwei Jahre lang inne gehabt. Die bei einer Prozession unerwartet eingetretene Niederkunft, bei welcher sie das Leben einbüßte, habe zur Entdeckung ihres Geschlechts geführt.

Zu jenen niederträchtigen Kirchenhäuptern, welche den Fluch frommer Geschichtschreiber auf sich zogen, gehörte auch Sergius III. (904—914). Weniger verächtlich war Johann X. (914—928), der sich zwar durch Weibereinfluß zu seiner hohen kirchlichen Stellung emporschwang, aber doch das Verdienst beanspruchen darf, daß er durch einen von ihm vermittelten Waffenbund der Fürsten Unteritaliens, an deren Spitze der kühne Markgraf Alberich von Camerino stand, den Sarazenen am Garigliano den 14. Juni 916 eine so fürchterliche Niederlage beibrachte, daß sie ihre Raubzüge für längere Zeit einstellen mußten. Durch diesen Sieg war Alberich zu hohem Ansehen gelangt, das er auch gegen den Papst geltend zu machen suchte. Johann X., um sich dem Einflusse Alberich's und seiner mächtigen, ehrgeizigen Gattin Marozia zu entziehen, trat mit dem Könige Hugo von Pavia in Verbindung, um ihm die Oberhoheit über Rom zu übertragen. Inzwischen wurde aber Alberich ermordet und Marozia reichte ihre Hand dem Markgrafen Guido von Tuscien, um mit seiner Hülfe die Herrschaft über Rom zu erlangen. Es entspannen sich blutige Parteikämpfe, und 928 wurde der heilige Vater, nachdem man seinen Bruder vor seinen Augen niedergestoßen hatte, infolge derselben in den Kerker geworfen, wo er erwürgt worden sein soll. Marozia, welche sich den Titel „Patricia“ beilegte, war nun Herrin über Rom und setzte die Päpste nach Belieben ein. Nach zwei Päpsten, welche lediglich Kreaturen der Marozia waren, bestieg ihr Sohn Johann XI., welchen sie als blindes Werkzeug ihrer Tyrannei über Kirche und Stadt benutzte, den heiligen Stuhl. Wir werden weiter unten den Faden ihrer Geschichte wieder aufnehmen.

Ende des karolingischen Kaiserthums. Ludwig II. hatte die römische Kaiserkrone bei seinem Verscheiden Ludwig dem Deutschen zugedacht gehabt; dem Letzteren war jedoch, wie wir gesehen haben, Karl der Kahle zuvorgekommen und hatte sich 875 in Rom zum Kaiser krönen lassen. Aber schon 877 starb er, und Karlmann, der Sohn Ludwig's des Deutschen, wurde zunächst zum König von Italien gewählt. Nach dem Tode Karlmann's fiel die römische Kaiserwürde 881 an Karl den Dicken. Schon um jene Zeit trugen sich manche der italienischen Herzöge mit der Hoffnung, die Kaiserkrone vielleicht einstens an sich zu reißen, und als im J. 887 die Absetzung Karl's des Dicken erfolgte, traten auch mehrere unter ihnen offen als Bewerber um den italienischen Thron hervor, womit die völlige Lostrennung Italiens und des Kaiserthums von der Herrschaft der Karolinger eingeleitet wurde. Selbst Arnulf, der bedeutendste unter den Nachkommen Karl's des Großen, vermochte, ungeachtet er den Kaisertitel behauptete, weder diese Lostrennung zu verhindern, noch überhaupt einen Einfluß auf die Geschicke Italiens auszuüben.

Wir haben oben erwähnt, wie noch vor Arnulf's Tode der Papst Johann IX. dem jungen Lambert, Sohn Guido's, Herzogs von Spoleto, 898 die Kaiserwürde übertrug. Aber Lambert überlebte seine Kaiserkrönung nicht lange. Auf die Kunde von seinem plötzlich erfolgten Tode eilte Berengar, Markgraf von Friaul, nach Pavia, um die Herrschaft über das Langobardenreich an sich zu reißen; ja er trug sich sogar mit dem Gedanken, sich die Kaiserkrone zu erringen. Allein die Ungarn, welche sich mordend und verheerend über Italien ergossen, vereitelten die Ausführung seiner Pläne. An der Brenta erlitt er durch diese wilden Horden im September 899 eine solch fürcherliche Niederlage, daß seine Macht vollständig gebrochen wurde und Italien schutzlos den neuen Hunnen preisgegeben war. Da beriefen in der höchsten Noth die Großen Italiens Ludwig, den Sohn Boso's, aus Niederburgundien herbei und übertrugen ihm die langobardische sowie die Kaiserkrone (901).

Aber Berengar, welcher sich von seinem Schlage wieder erholt hatte, verfolgte seine früheren ehrgeizigen Pläne aufs Neue. Er bekriegte 905 Ludwig, welcher ihm nach vielen Wechselfällen in Verona in die Hände fiel; Berengar ließ ihn blenden und sandte den Unglücklichen nach Burgundien zurück, wo er noch zwanzig Jahre lebte. Graf Hugo, ein Vetter Ludwig's, führte die Regierung über Niederburgundien im Namen des blinden Königs, riß aber schließlich die Herrschaft ganz an sich.



Ungarische Horden in Italien. Zeichnung von Wilh. Claudius.

Auf diese Weise war nun Berengar I. abermals alleiniger Herr von Italien geworden. Indeß war er immer nur noch König, und die römische Kaiserkone, die alle seine Nebenbuhler: Guido, Lambert, Arnulf und Ludwig III., getragen, hatte er vergebens erstrebt. Da winkte auch ihm endlich die Gelegenheit zur Erreichung dieses seines sehnlichsten Wunsches. Der Papst bot ihm die Kaiserkrone an, unter der Bedingung, daß er das Erbe St. Petri gegen die eingedrungenen Sarazenen schütze. Berengar ging darauf ein und wurde demnächst (916) zum römischen Kaiser gekrönt, entledigte sich aber der übernommenen Verpflichtung blos dadurch, daß er dem Papste eine Schar Krieger zur Verfügung stellte.

Die neue, längst ersehnte Würde mag Berengar I. übermüthig gemacht haben; denn es erstanden ihm plötzlich eine Menge Feinde, an deren Spitze der Markgraf Adalbert von Ivrea mit der Absicht trat, die italische Krone dem Könige Hugo, dem Nachfolger des geblendeten Ludwig, zu verschaffen. Die Haupttriebfeder dieses Planes war Irmengard, die Gattin Adalbert's von Ivrea, eine ränkesüchtiges, verführerischer Weib, welches durch den Handel mit ihren Reizen in dem oberen Italien nicht weniger mächtig geworden war, wie Marozia und ihre Sippschaft in Rom und dem mittleren Italien. Doch noch ehe die Unzufriedenen ihren Plan ausführen konnten, wurden sie von Berengar so in die Enge getrieben, daß ihnen der nächste Helfer auch als der willkommenste erschien. Dies war König Rudolf II. vom transjuranischen Burgund. Er erschien auf den Ruf der Bedrängten, besiegte den Berengar und ließ sich (923) die italische Königskrone aufsetzen. Da nun Berengar schon im folgenden Jahre (924) von einem persönlichen Feinde in Verona ermordet wurde, so war Rudolf alleiniger König von Italien. Berengar war der dritte und letzte Kaiser italienischen Stammes gewesen.

Aber noch weniger vermochte sich Rudolf zu behaupten. Denn da Adalbert von Ivrea inzwischen gestorben war und seine Wittwe Irmengard die Herrschaft als Vormünderin ihres Sohnes Berengar übernommen hatte, so nahm dieses intrigante Weib die Absicht, den König Hugo auf den italischen Thron zu setzen, von Neuem auf, indem sie sich offen für Rudolf's Feindin erklärte. Auf ihren Ruf erschien Hugo in Italien, wo er nicht blos an Irmengard eine Stütze fand, sondern auch an dem Papste Johann XI., dem Sohn Marozia's und des Papstes Sergius III., sowie dem Markgrafen Guido von Toscana, dem Sohne und Nachfolger des oben genannten toscanischen Adalbert. Alle diese Wühlereien seiner Gegner machten den König Rudolf so mißmuthig und ließen ihm die italische Königskrone als eine solche Last erscheinen, daß er dieselbe durch Vergleich (930) an Hugo abtrat, und von diesem dafür das Königreich Arelat (cisjuranisches Burgund) erhielt, so daß er nun beide Königreiche Burgund vereinigen konnte (s. S. 395). Hugo hatte sich nur die eigentliche Grafschaft Provence als burgundisches Lehn vorbehalten, im Fall auch ihn in Italien ein den fremden Herrschern meist ungünstig gewesenes Schicksal treffen sollte, eine Vorahnung, die sich später wirklich bewahrheitete.

Hugo trug freilich das Seinige dazu bei, Unzufriedenheit und Mißvergnügen mit seiner Regierung zu erregen. Nachdem er seinen zum Mitregenten angenommenen Sohn Lothar mit Adelheid, der schönen Tochter seines früheren Feindes, des Königs Rudolf II. von Burgund, vermählt hatte, war er einzig und allein darauf bedacht, alle seine weltlichen Verwandten mit Herrschaften und die dem geistlichen Stande angehörenden mit Bisthümern zu versehen. Dieser Nepotismus, verbunden mit einigen von dem Könige verübten Gewaltthaten, erweckte unter den Reichsgroßen ein solches Mißvergnügen, daß der Markgraf Berengar von Ivrea, Sohn des Markgrafen Adalbert von Ivrea und der Irmengard — damals der mächtigste italische Fürst — den Entschluß faßte, Hugo zu stürzen und sich selbst zum Könige zu erheben.

Er stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, nahm Mailand ein und rückte gegen Hugo vor Pavia (945). Der erschreckte König verlor allen Muth, und bat flehentlich den Empörer, wenigstens seinen Sohn Lothar II. König sein zu lassen, wenn auch er selbst die Krone niederlegen solle. Berengar, mehr aus Verachtung gegen so weibisches Zagen als aus Mitleid, ließ Beiden ihre Würde, überzeugt, daß er solchen Königen gegenüber die königliche Macht ohne Einschränkung besitzen könne. Hugo aber mochte denn doch die Rolle, die er jetzt zu spielen hatte, allzu schimpflich finden; denn er zog sich bis zu seinem Tode (946) in seine Grafschaft Provence zurück, während Lothar II. noch einige Jahre in Italien blieb, wo er sich besonders durch die Liebenswürdigkeit seiner reizenden Gattin Adelheid manche Freunde und Anhänger erwarb, bis er plötzlich (950) starb, und zwar, wie man glaubte, von Berengar vergiftet.

Dieser machte sich als **Berengar II.** zum wirklichen Könige von Italien. Allein auch ihm war das wankelmüthige Schicksal, das die eiserne Krone umschwebte, nicht treuer als seinen Vorgängern; auch er rief die Launen desselben durch seine Handlungsweise auf sein Haupt herab. Um die Anhänger des verstorbenen Lothar für sich zu gewinnen, wollte er dessen Wittwe Adelheid, welche die allgemeine Liebe genoß, mit seinem Sohne Adalbert verheirathen. Da sie sich gegen diese Verbindung hartnäckig sträubte, so wurde sie von Berengar in harter Gefangenschaft gehalten, welcher sie jedoch endlich glücklich entfloh. In der Burg Canossa fand sie bei dem Grafen Azzo ein Asyl; von dort aus bot sie dem **deutschen Könige Otto I. ihre Hand** und damit zugleich das Königreich Italien an.

Von jetzt an bis zum folgenden Zeitraume ist die Geschichte des Königreichs Italien mit der Geschichte Deutschlands eng verknüpft, und wir scheiden daher an diesem Wendepunkte von der Betrachtung der Vorgänge in Italien. Nur auf die Ereignisse im Rom haben wir noch einen flüchtigen Blick zu werfen.

Alberich. Marozia, welche sich mit dem Markgrafen Guido von Tuscien vermählt hatte, bot nach dessen bald erfolgtem Tode dem König Hugo von Italien ihre Hand. Dieser eilte 932 nach Rom, um das Hochzeitsfest mit Marozia zu feiern, zugleich aber auch in der Hoffnung, von seinem Stiefsohne, dem Papst Johann XI., die Kaiserkrone zu erlangen. Allein der liederliche, allen Lastern und Ausschweifungen ergebene Fürst, der gleich einem orientalischen Großen einen ganzen Harem ausgesuchter Dirnen unterhielt, der Recht und Anstand mit Füßen trat und durch seine Frevelthaten den letzten Rest von Achtung verscherzte, durfte kaum erwarten, solch hochfliegende Pläne vom Erfolg gekrönt zu sehn. Sein lasterhaftes Leben häufte die Zahl seiner Widersacher dermaßen, daß er nicht einmal die Herrschaft über Rom zu behaupten vermochte. Der Hauptveranlasser seines Sturzes wurde sein Stiefsohn Alberich. Hugo hatte diesem eines Tages in der Aufwallung des Zornes eine Ohrfeige gegeben. Alberich, aufgebracht über diese schimpfliche Mißhandlung, reizte das unzufriedene Volk zum Aufruhr, vertrieb Hugo und schwang sich selbst zum Beherrscher der ewigen Stadt empor. Seine Mutter, die Königin Marozia, schloß er in ein Gefängniß, während er seinen Bruder, den Papst Johann XI., im Lateran in Haft setzen ließ.

Alberich ergriff die Zügel der Regierung mit starker Hand. Anstatt des herkömmlichen Titels eines „Patricius“ nannte er sich „Fürst und Senator aller Römer“, womit die politische Unabhängigkeit Roms, seine Lossagung von aller fremden Schutzherrschaft ausgesprochen war. Es schien, als werde Rom gleich den übrigen italienischen Herzogthümern, künftig einen freien **weltlichen** Staat bilden, in welchem der Papst wie früher nur auf das geistliche Gebiete beschränkt blieb. Alberich war unumschränkter Gebieter, besetzte den päpstlichen Stuhl nach seinem Gefallen und ließ sich von Klerus, Adel und Volk den Eid der Treue schwören. Ueber zwanzig Jahre regierte er und führte durch seine neue staatliche Organisation Rom wieder in geregelte Zustände zurück. Es gelang ihm, die ewige Stadt aus dem Schlamme moralischer Versunkenheit wieder emporzuheben; selbst das gänzlich verlorene Ansehen des päpstlichen Stuhles wußte er durch die Heranziehung würdigerer Priester aufs Neue zu befestigen.

Hugo machte wiederholte Versuche, die erlittene Schmach zu rächen, indem er Rom mit Heeresmacht bedrängte, allein er mußte vor der wohl vertheidigten Stadt jedes Mal unverrichteter Sache wieder abziehen. — Durch die Vermählung des deutschen Königs Otto I. mit Adelheid und dessen Eingriff in die italienischen Angelegenheiten fand auch die staatliche Schöpfung Alberich's ihren Untergang. Doch sollte er denselben nicht mehr erleben, indem er im J. 954 starb.

Die damalige Zeit war eine Periode tiefer sittlicher Entartung, wie die Weltgeschichte nur wenige ähnliche aufweist. Die Sinnlichkeit in ihrer widerwärtigsten Gestalt war oberste Lebensbegehr bei Geistlichen und Weltlichen, und um diesen Zweck zu erreichen, wurde kein Mittel, und wären es auch die gemeinsten und schändlichsten aller Verbrechen gewesen,

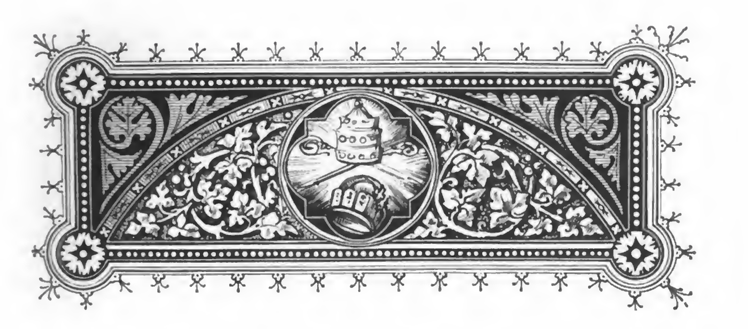
gescheut; wie die Päpste und Fürsten durch Gift und Dolch beseitigt wurden, so auch viele Hundert Andere, die irgend einem nach einträglicher Stellung strebenden Rivalen im Wege standen. Eigennutz und Selbstsucht waren die ausschließlichen Hebel alles Thuns. Höhere sittliche Prinzipien kannte man nicht mehr; die edleren Güter der Menschheit, welche das Leben erst zum Leben machen, hatten für dieses verkommene Geschlecht allen Werth verloren. Das wahrhaft kirchliche Leben hatte gänzlich aufgehört, an seine Stelle war heuchlerische äußerliche Werkheiligkeit getreten, die, verbunden mit einem an Fanatismus streifenden, dem gesunden menschlichen Sinne Hohn sprechenden Reliquiendienst, das Christenthum in seiner empörendsten Verunstaltung zeigte. Gregorovius, der Geschichtschreiber Roms, ergeht sich über diesen Reliquiendienst in folgenden beredten Worten: „Eine neue sonderbare, dem schönen Alterthume völlig fremde Leidenschaft nach dem Besitz, die Begier nämlich nach heiligen Leichen, hatte sich der christlichen Welt bemächtigt; sie steigerte sich in der immer finsterer werdenden Zeit bis zur völligen Raserei. Der heutige Mensch blickt mit Mitleid und Trauer auf jene Epoche, wo ein Todtengerippe am Altar der Menschheit stand, ihre Klagen, ihre Wünsche, ihre schauerlichen Entzückungen zu empfangen. Die Römer, immer ruhigen Anschauens, verständig ausbeutend, über das kleine Treiben und Mühen der Menschen wenigstens um eine Stufe empor gerückt, trieben in jener Zeit einen förmlichen Handel mit Leichen, Reliquien und Heiligenbildern. Die zahlreichen Pilger, welche Rom besuchten, wollten die heilige Stadt, das Ziel ihrer jahrelangen Sehnsucht, nicht verlassen, ohne ein geweihtes Andenken mit sich zu nehmen. Sie kauften Reliquien und Knochen aus den Katakomben. Doch nur Fürsten oder Bischöfe waren im Stande, ganze Leichname zu erstehen. Es gab in Rom Geistliche, die des Gewinnes halber Leichname der Heiligen unter der Hand verkauften, und welche Unredlichkeit man sich dabei erlaubte, mag leicht gedacht werden. Fort und fort wurden römische Todte geraubt. Die Wächter der Katakomben und Kirchen durchwachten angstvolle Nächte, als gelte es Hyänen abzuwehren, während die Diebe umherschlichen und tausend Betrügereien anwendeten, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Es kam ihnen nicht darauf an, welche Todten ihnen ausgeliefert wurden. Die Todten wurden gefälscht wie der Wein und mit beliebiger Aufschrift versehen.

Wenn man nun diese Todten auf geschmückten Wagen aus der Stadt entführte, begleiteten sie die Römer im feierlichen Zug mit Fackeln in den Händen und mit frommen Gesängen eine Strecke lang. Solche schauerliche Triumphzüge gingen damals oft aus Rom in die Provinzen des Abendlandes, und indem sie Städte und Völker durchzogen, verbreiteten sie einen Geist düsterer, abergläubischer Leidenschaft, von dem wir heute lebenden Menschen kaum eine Ahnung haben. — Die Verehrung der Reliquien hat keinen furchtbareren Ankläger, als die Unmoral und die Lüge, welche während des Mittelalters ihre Folgen waren." Die frühere klösterliche Zucht machte einer schamlosen Verschwelgung der Klosterschätze und Benefizien durch die Mönche in den Armen ihrer Buhlerinnen Platz. — Aber die schließlich eintretende Uebersättigung in den sinnlichen Lebensgenüssen mußte zuletzt einen Gegenschlag hervorbringen, und schon zu jener Zeit machten sich diesbezügliche Bestrebungen fühlbar.

Abtei von Cluny. So entstand der Orden von Cluny, welchem besonders Alberich nach Kräften Vorschub leistete, und der sich die moralische Wiedergeburt der Welt sowie die Wiederherstellung des päpstlichen Ansehens zur Aufgabe stellte. Diese Wiedergeburt vollzog sich auch thatsächlich, wenn auch nur allmählich, und zwar sollte der mächtige Einfluß des sittlich noch am wenigsten entarteten Germanenthums, der sich in der folgenden Geschichtsperiode gegenüber der Fäulniß des Romanenthums geltend macht, wesentlich dazu bestimmt sein, die Völker Europa's auf ihrer abschüssigen Bahn aufzuhalten und sie ihren civilisatorischen Zielen wieder näher zu bringen.

Illustrirte Weltgeschichte III. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Wikinger-Raubzug. Zeichnung von Hermann Vogel.



Das Kulturleben zur Zeit des Zerfalls des Karolingerreiches.

Das erhabene weltgeschichtliche Werk, die Gründung eines christlich-monarchischen Gottesstaates, in welchem weltliche und geistliche Gewalt in einer starken Hand vereinigt sein sollten, hatte seinen Schöpfer nicht überlebt. Nur ein Genius von Karl's d. Gr. geistiger und natürlicher Begabung, unerschöpflicher Arbeitskraft in Krieg und Frieden, erfinderisch in Gedanken, rasch im Ueberblick und in der Erfassung der thatsächlichen Lage und unwiderstehlich in der Ausführung seiner Entwürfe, konnte ein derartiges Ideal anstreben. Mit ihm, dem organisirenden Mittelpunkte, brach das gewaltige Werk in sich selbst zusammen; das Ganze war zu sehr durch den Schlußstein der Spitze bedingt gewesen, es fehlte die breite Basis, es war zu wenig von unten herauf durch die Freiheit, den Willen, die Selbstbestimmung des Volkes getragen. Aber der Gedanke des großen Kaisers, den seine unwürdigen Nachfolger auf weltlichem Gebiete nicht einmal in seiner begründenden Tragweite festzuhalten, geschweige denn ihn weiter zu entwickeln vermochten, sollte dagegen auf kirchlichem Gebiete einen um so fruchtbareren Boden finden. Schon Bonifacius hatte, wie wir gesehen, sein ganzes Leben der Gründung eines christlichen Priesterstaates, einer Universalkirche, mit dem obersten Sitz in Rom, gewidmet. Die höchste Gewalt sollte aus den Händen der weltlichen Großen in diejenige des Papstes übergehen. Und in der That, während rings weltliche Reiche aufblühen und wieder versinken, Herrschergeschlechter wechseln, sehen wir in Rom, mit verhältnißmäßig nur kurzen Unterbrechungen, immer wieder politisch kühne und kluge Männer den Stuhl Petri besteigen, um ihn als das bleibende und eine Centrum der gesammten Christenheit zu behaupten.

Wir kennen seit der Begründung der römischen Kirche keine Periode der Geschichte, in welcher die Schwächen der weltlichen Machthaber nicht durch das mit meisterhafter Beharrlichkeit und Klugheit seine Zwecke verfolgende Papstthum dazu benutzt worden wären, die Macht und den Einfluß Roms zu vergrößern. Dabei werden keine Mittel gescheut, und namentlich waren es die uns bereits bekannten falschen Dekretalen des heiligen Isidor (s. S. 369), welche Päpste wie Nikolaus I und Johann VIII. wiederholt zur Geltung brachten, um die Autorität der Kirche gegenüber der weltlichen Macht zu wahren. Sie spielten eine maßgebende Rolle in dem langjährigen Ehestreit Lothar's II., in welchem sie Papst Nikolaus I. mit Erfolg gegen die weltliche Gerichtsbarkeit sowie gegen diejenige der Metropolitane anwandte. In den Pseudo-Isidorischen Dekretalen erscheint ein Rechtszustand, nach welchem der Klerus vollständig vom Staate losgeschält und durch die Auflösung der Metropolitan- und Synodal-Rechte die höchste gesetzgebende, überwachende und richterliche Gewalt im Papste vereinigt ist. Der apostolische Stuhl verkörpert die höchste und letzte Instanz für alle kirchlichen und geistlichen Streitfragen, während er selbst jeder

richterlichen Macht unerreichbar ist. Die gefälschten Dekretalen erheben demnach die geistliche Monarchie über alle weltlichen Gewalten, sie brechen die letzten Schranken, welche der päpstlichen Anmaßung noch gezogen waren, nieder. Uebrigens hätte es solcher künstlichen Hülfsmittel kaum bedurft, um die Machtstellung der Kirche zu begründen. Das überlieferte Ansehen Roms, die tiefe Ehrfurcht, mit welcher die Christenheit zu dem Stellvertreter Christi emporschaute, vor Allem aber das Bedürfniß der damaligen leidenden und schwer geprüften Menschheit, in der Kirche und ihrem Oberhaupte einen inneren und sicheren Halt zu gewinnen, waren weit mächtigere Hebel zur Erreichung eines solchen Zieles. Nur die gräßlichen Laster und Verbrechen, durch welche die Päpste der gegenwärtigen Periode den heiligen Stuhl schändeten, hinderten es, daß das Papstthum die allgemeine Verwirrung nicht in ihrer ganzen Größe zu seinem Vortheil auszunutzen vermochte. Sie allein hemmten den Siegeslauf der Kirche und vereitelten die Ausbildung der römischen Hierarchie um ein volles Jahrhundert.

Machtentfaltung der Aristokratie. Hand in Hand mit dem Verfalle der Königsgewalt ging ferner die Machtentfaltung des Feudaladels. Obgleich unter Karl d. Gr. die Lehnsverfassung recht eigentlich ausgebildet und durch sie der Uebergang von den freien altgermanischen Einrichtungen zu den das ganze Mittelalter charakterisirenden Feudalverhältnissen bezeichnet wurde, so hatte er doch stets dafür Sorge getragen, daß die mit Lehen beschenkten weltlichen wie geistlichen Großen nie ihre Machtbefugnisse überschritten. Er ließ sie durch seine „Sendboten" beständig überwachen, er beseitigte die Volksherzöge, verbot die Vereinigung mehrerer Grafschaften in einer Hand und hielt vor Allem an der Widerruflichkeit der übertragenen Benefizien, Würden oder Aemter fest, womit jede Erblichkeit und die daran sich knüpfende Machtentfaltung einzelner Familien ausgeschlossen war. Aber ganz besonders war Karl darauf bedacht gewesen, die Volksfreiheit, den Stand der Gemeinfreien, als die sicherste Stütze der königlichen Gewalt zu erhalten und sie zu diesem Zwecke vor den Uebergriffen des weltlichen und geistlichen Herrenstandes zu schützen. Er erleichterte, wo er konnte, die ihnen auferlegten Lasten, damit sie nicht genöthigt seien, sich in Vasallenschaft zu begeben, und ahndete streng jede Bedrückung von Seiten der Großen, welche die Selbständigkeit der Gemeinfreien gefährdete.

Sehr rasch änderten sich jedoch diese Verhältnisse unter den schwachen Nachfolgern des großen Kaisers. Wir haben gesehen, wie schon unter Karl und Ludwig zum nachhaltigeren Schutze des Reiches die Machtbefugnisse der Markgrafen erweitert, ja in einzelnen Grenzländern sogar der alte Herzogstitel wieder hergestellt werden mußte. Mit diesen Würden war nun allerdings eine tiefgreifendere Machtstellung nicht verknüpft, weil die Grenzländer meistens junge Eroberungen waren, ihre fremdartige Bevölkerung sich nur mit wenigen einheimischen Elementen untermengte, so daß die über sie gesetzten Grafen der damals nicht zu unterschätzenden Macht der Tradition zur Begründung ihrer Herrschaft ermangelten; sie konnten sich nicht wie die Volksherzöge auf eine, durch Ueberlieferung, durch volksthümliche Erinnerungen an die Großthaten der Ahnen geheiligte Legitimität stützen. Allein die bloße Rangerhöhung war hinreichend, um bald auch die Großen im Innern des Reiches zu gesteigerten Ansprüchen zu reizen, und nur zu leicht sollten sie bei der allgemeinen Verwirrung des Reiches ihre herrschsüchtigen Ziele verfolgen können. Die Schranken, die ihnen Karl d. Gr. gezogen, waren in rascher Aufeinanderfolge gefallen; schon zu Zeiten des Verduner Vertrages war kaum noch von königlichen Sendboten die Rede, die Vereinigung verschiedener Grafschaften unter einem Herrn wurde nicht mehr beanstandet und die gefahrdrohendste Umwälzung, die Umwandlung der Widerruflichkeit in die Erblichkeit der übertragenen Lehen, vollzog sich allmählich im ganzen Frankenreiche. So mußte die Macht der Aristokratie bald an Ausdehnung gewinnen, während auf der andern Seite das königliche Ansehen in gleichem Maße sank. Schon unter Karl dem Kahlen hatte im Westfränkischen Reiche die königliche Einberufung des alten freien Heerbannes aufgehört, es waren nur noch die Grafen, die sich

zu selbständigen Herren emporgeschwungen hatten und nun mit ihren eigenen Kriegsmannen, unter eigenen Fahnen ins Feld zogen, während sie früher nur Führer und Ordner des Heerbannes gewesen waren.

Anfänge der Leibeigenschaft. Durch diese Machtenfaltung des Adels wurde jedoch nicht allein das Ansehen des Königs, sondern in weit höherem Maße auch die Volksfreiheit untergraben. Im Westfränkischen Reiche noch früher als im Ostfränkischen hatten die Bewohner des flachen Landes ihre Unabhängigkeit vollständig eingebüßt, das gesammte Volk war in die Fesseln der Vasallenschaft und der Leibeigenschaft geschlagen. In Sachsen, Ostfranken, Alemannien und Bayern besaß die Bauernschaft zu dieser Zeit allerdings noch gewisse Privilegien, sie war der Willkür und Brutalität der Lehnsherren noch nicht so schonungslos preisgegeben, wie diejenige des Westfränkischen Reiches. Allein in dem Maße, in welchem sich auch in Deutschland die Lehnsgüter in Erbgüter verwandelten und die Gewalt der Lehnsherren wuchs, wurden diese Privilegien immer mehr geschmälert, und im Laufe der Zeiten sehen wir die Leibeigenschaft sich auch hier in ihrer drückendsten, empörendsten Gestalt entwickeln. Durch Gewalt und List wußten die Mächtigen den Einzelnen seiner Freiheit zu berauben und die Zahl ihrer Hörigen zu vergrößern. „Eine unzählbare Menge von Verhältnissen", sagt ein älterer französischer Schriftsteller, „führte zur Leibeigenschaft: Gewaltthat, Ansehen (einzelner Mächtigen), Aberglaube, Elend, Alles trug dazu bei, die Anzahl der Sklaven zu vermehren. Ein vor der Kirchthür gefundenes Kind kam durch diese Thatsache allein schon in die Knechtschaft der Kirche. Der Leibeigene besaß kein Verfügungsrecht über seine Person, er besaß kein Eigenthum und kein Recht auf seinen Erwerb, und es gab im Mittelalter Zeiten, wo die Herren die Gewalt über ihre Leibeigenen in schlimmerer Weise ausübten, als dies jemals seitens eines türkischen Sklavenbesitzers geschah."

Städtewesen. Nur ein Lichtpunkt zeigt sich uns zu jener Zeit des Verfalles und der hereinbrechenden Tyrannei des Feudalwesens. Der Rest von Freiheit, welcher sich noch zu behaupten wußte, hatte sich in die Städte geflüchtet, deren Bürgerschaften unter Förderung von Bildung und Wohlstand, in ihren Gerechtsamen und Ordnungen die Keime für ein freieres und würdigeres Leben zu wahren wußten. Besonders im Süden und Westen Europa's gelangte das Städtewesen frühzeitig zur Entfaltung, und auch in Deutschland kam es allmählich zu höherer Blüte; ja man kann sagen, daß für lange Zeit der Schwerpunkt des Deutschen nationalen Lebens in den Städten, namentlich in den sich zu ansehnlicher Macht emporschwingenden Reichsstädten lag.

Der Ursprung der Städte muß in den alten römischen Munizipien gesucht werden. Die Erinnerung an die Rechte der Munizipien erlosch nicht, und schon in der frühesten Zeit beriefen sich die italienischen Freistädte ausdrücklich auf ihre alten Rechte und Freiheiten. In Deutschland, wo bereits aus der Römerzeit zu Köln und Mainz mächtige und reiche Kolonien vorhanden waren, entwickelten sich namentlich in unmittelbarer Nähe der Königsburgen, zu Frankfurt, Tribur (eine untergegangene Stadt) und Regensburg, zu Ulm, Rottweil und Heilbronn junge Städtewesen, von denen einige später zu hoher Bedeutung gelangen sollten.

Wissenschaft und Literatur waren um jene Zeit noch völlig in den Händen der Geistlichkeit. Auch hier gebührt dem Klerus das Verdienst, uns die Schätze des klassischen Alterthums erhalten zu haben. Schöpferisch Hervorragendes haben wir wenig zu verzeichnen. Die Hymnen des Florus von Lyon und Notker's des Stammler's sind keine Erzeugnisse der Dichtkunst, welche einen literarischen Fortschritt bekundeten. Eine der wenigen Perlen jener Periode, das „Waltharilied" des Mönchs Ekkehard von St. Gallen, ist jedoch in neuester Zeit wieder zu Ehren gekommen. Es gehört zu dem Kreise der altdeutschen Heldenlieder und wurde von Ekkehard in das Lateinische übertragen.

Die **Geschichtschreibung** wird durch eine Reihe in verschiedenen Klöstern geführter, wenn auch nicht immer zuverlässiger Annalen unterstützt. Wir erwähnen die sogenannten offiziellen Reichsannalen. Die älteste Handschrift dieses Aktenstückes wurde in dem

Kloster St. Bertin zu St. Omer aufgefunden (daher nennt man diese Annalen auch „Bertinianische Annalen"). Das Werk wurde von dem Spanier **Prudentius**, späterem Bischof von Troyes, bis zum J. 861 fortgesetzt, und Bischof Hincmar von Reims führte dieselben im Auftrag Karl's des Kahlen bis zu dessen Tode 882 weiter. Andere Annalen wurden in den Klöstern zu Fulda, Hersfeld und Xanten geführt. In Alemannien erlangte die **Klosterchronik von St. Gallen**, welche von der Gründung des Klosters bis 1330 reicht, später eine besondere Berühmtheit. Nicht minder zählt das **Lorscher Urkundenbuch** (Codex Traditionum Laureshamensium) — beginnend 764 mit der Gründung des Klosters — zu den Werken mönchischen Fleißes, welche für die Geschichtskunde von hoher Bedeutung sind. In Frankreich wurden die von 874—900 reichenden „Annalen von St. Vaast", die „Annalen Flodoard's" (894—966) und die „Geschichte der Reimser Kirche" von demselben Autor — Vorsteher des kirchlichen Archivs zu Reims — verfaßt. In Italien wurden Lebensbeschreibungen einzelner Päpste niedergeschrieben, und **Erchempert** verfaßte eine bis 889 reichende Geschichte der langobardischen Fürsten von Benevent.

Missionsthätigkeit. Im Ganzen ist der mönchische Fleiß jener Periode keineswegs erloschen. Durch das Mönchswesen greift die Kirche noch mächtig in das öffentliche Leben ein, und sie ist zur Zeit im vollen Sinne des Wortes **Erzieherin des Volkes**. — Siegend dringt sie noch allerwärts nach außen vor, und während in Rom bereits die Fäulniß beginnt, werden die **Bulgaren** 864 von Konstantinopel aus zum Christenthum bekehrt: in Mähren wird um dieselbe Zeit ein besonderes **slovenisches Kirchenwesen** unter päpstlichem Schutze begründet.

Besonders thaten sich die beiden Brüder Cyrillus und Methodius durch ihre eifrige Missionsthätigkeit hervor. Cyrillus, welcher sich durch tiefes Wissen den Beinamen „der Philosoph" erworben hatte, ist vor Allem durch die Schöpfung der slavischen Schrift berühmt geworden. Wie Ulfilas unter den Gothen, setzte er die vorhandenen Lautzeichen zusammen und vervollständigte sie für den Schriftgebrauch. Er schuf so ein Alphabet, welches den eigenthümlichen Lauten der slavischen Sprache durchaus angemessen war und von den Zeitgenossen als eine völlig neue Erfindung theils bewundert, theils angefeindet wurde." Dieses „Cyrillische Alphabet" beruht gleich dem gothischen des Ulfilas auf griechischen Buchstabenzeichen und ist noch jetzt bei den Russen und Serben gebräuchlich. Nun übersetzte Cyrillus mit Hülfe dieser Schrift das Neue Testament sowie die zum Gottesdienste nöthigen Texte und Gesänge in die slovenische Sprache, die wahrscheinlich auch von den böhmischen Tschechen und den slavischen Stämmen im Süden der Donau verstanden wurde. Indem so die beiden Brüder in den Stand gesetzt waren, dem Volke die Lehren des Christenthums in seiner eigenen Sprache vorzutragen, dasselbe im Lesen und Schreiben zu unterweisen, wurde ihr Wirken bald von glänzenden Erfolgen gekrönt. Durch diese Begründung des slovenischen Kirchenwesens zogen sie sich aber zahlreiche Feinde, besonders in Deutschland zu, und nach langen Kämpfen wurde die slavische Liturgie 894 in Mähren von der lateinischen wieder verdrängt. Ebenso ging in Böhmen, wo durch Methodius das Christenthum in slovenischer Sprache und Kirchenform Eingang gefunden hatte, im 10. Jahrhundert der römische Kultus wieder siegreich aus dem entbrannten Streite hervor.

Auch nach Polen brachten im 10. Jahrhundert nach dem Sturze des mährischen Reiches Flüchtlinge aus demselben die Kunde des Christenthums. Der slovenische Ritus, der hier eingeführt war, wurde schon gegen das Ende des Jahrhunderts gleichfalls von dem römischen verdrängt.



Aus der Brawalla-Schlacht. Zeichnung von F. W. Heine.

Die Normannen, Dänen und ihre Reichsgründungen.

Im Verlaufe der gegenwärtigen Geschichtsperiode sind wir zu wiederholten Malen jenen kühnen Seeräuberscharen begegnet, welche vom hohen Norden aus die Küsten des Abendlandes mit ihren Verwüstungen heimsuchten und von den Deutschen und Franzosen Normannen, von den Engländern Dänen, von den Iren Ostmannen genannt wurden.

Die Heimat dieser Völker germanischen Stammes ist die Skandinavische Halbinsel. Auf der großen Cimbrischen Halbinsel wohnten die Angeln, auf den Inseln die Dänen, auf der Westküste Skandinaviens die Normannen. Finnische Stämme bewohnten die östliche Hälfte Skandinaviens, zogen sich aber nach und nach weiter nach Norden und Osten zurück. Die Sagen der skandinavischen Völker, welche mit denjenigen anderer germanischen Stämme, insbesondere der Gothen, in Manchem übereinstimmen, lassen auf eine Gemeinsamkeit der Abstammung schließen. Es ist wahrscheinlich, daß die Einwanderer im Süden, in Schonen und Gothland, dem gothischen Volksstamme angehörten, während die am Mälarsee seßhaften Stämme, welche sich von da aus über das nördliche und südliche Küstenland verbreiteten, Svea (Schweden) hießen. Daß aber beide Stämme eng mit einander verknüpft waren, beweist das gemeinsame National-Heiligthum, das sie in Sigtuna am Mälarsee und später in Upsala als Mittelpunkt ihres Königthums und ihrer Religion besaßen. Nur allmählich treten diese Völker aus dem Dunkel der Geschichte hervor. Den Alten war

die Skandinavische Halbinsel nur wenig bekannt. Strabo, Plinius, Tacitus und Seneca erwähnen noch in sehr unbestimmten Zügen das „äußerste Thule", beziehungsweise die Völker, die es bewohnen.

Eingehender beschäftigen sich bereits die Geschichtschreiber der Völkerwanderung mit der Heimat der Gothen. In Procop's „Gothische Denkwürdigkeiten" findet sich eine ausführliche Beschreibung der Insel, und geschieht daselbst unter Anderen zum ersten Mal der für den Südländer wunderbaren Erscheinung des Nichtuntergehens der Sonne in der nordischen Winternacht Erwähnung. „Augenzeugen sagen nämlich", heißt es daselbst, „daß die Sonne vierzig Tage nicht untergehe und ihr Licht bald gen Osten, bald gen Westen den dort wohnenden Menschen zusende. Wenn sie nun, wie wol am Horizont bleibend, wieder zurückkehrt und bei demjenigen Ort ankommt, wo die Einwohner sie zuerst aufgehen sahen, so ist nach ihrer Rechnung ein Tag und eine Nacht vergangen."

Aelteste Geschichte Skandinaviens. Noch geringer als die geographischen Kenntnisse sind die geschichtlichen Nachrichten, die wir aus früheren Perioden besitzen. Bis zu der Zeit, in welcher ganz Norwegen unter der Herrschaft eines einzigen Königs vereinigt wurde, ist seine Geschichte nur ein großer Sagenkreis. Die alten Sagen erzählen von einzelnen Helden, von ihren wunderbaren Schicksalen und von ihrem traurigen Ende. Sie knüpfen sich an einzelne Oertlichkeiten, an Berge, Felsblöcke, Schluchten und Seen. Sie erzählen von Riesen, Drachen und Zwergen, welche die Erde bewohnten, und von den kühnen Recken, die sie erschlugen oder verjagten.

Die ältesten geschichtlichen Urkunden, die wir von diesen skandinavischen Völkern besitzen, sind jene merkwürdigen Schriftzeichen, die Runen (s. S. 108 u. 110), die ehemalige Volksschrift, welche wir in Skandinavien noch auf zahlreichen Grab- und Denksteinen eingegraben finden.

Es ist kaum möglich, irgend etwas Zuverlässiges über die Urzeit Skandinaviens festzustellen, und es würde sich auch nicht verlohnen, auf die finsteren Sagen von blutigen Kämpfen hier näher einzugehen. Eine der ältesten Begebenheiten der Nordlandsgeschichte, an die sich vielleicht einige historische Wahrscheinlichkeit knüpft, beruht auf dem Versuche Ingjald Ildrade's, aus dem alten Königsgeschlechte der Ynglinger, welches in Upsala göttliche Verehrung genoß, sich zum Oberkönige über das ganze Land emporzuschwingen. Allein in den wilden Kämpfen, welche sich hiermit entspannen, scheinen Ildrade und sein ganzes Geschlecht den Untergang gefunden zu haben. Hierauf wurde Ivar Widfadme zum Könige gewählt, und durch ihn wurde ein neues Herrschergeschlecht gegründet, das aber schon mit seinem Tochtersohn und Nachfolger, dem gewaltigen Helden Harald Hildetand, erlosch. Dieser herrschte über Seeland, Schonen, Gothland und Swithiod, wurde aber, alt und blind, von seinem Neffen Sigurd Ring in der berühmten Schlacht auf der Heide von Brawalla (um 740) besiegt und erschlagen. Odin soll in dieser Schlacht selbst mitgekämpft haben, wie die Sage berichtet. Sigurd Ring herrschte nun über Schweden und Dänemark als Oberkönig, und der Sage nach folgte auf ihn sein Sohn Ragnar Lodbrok, der berühmte Wickinger und später Björn Jernside (Eisenseite).

Nach dem Sturze der Ynglinger in Schweden gründeten Könige aus diesem Stamme ein unabhängiges Reich in Norwegen, und sie scheinen von hier aus den größten Theil der Cimbrischen Halbinsel, das jetzige Jütland und Schleswig, unterworfen zu haben. Demselben Stamme sind die dänischen Könige Siegfried, zu welchem Widukind geflohen war, sowie Halfdan und Göttrick entsprossen.

Unter den Dänenkönigen hat man über zwei derselben aus der Zeit Ludwig's des Frommen bestimmtere Nachrichten. Harald und Göttrick's Sohn Horich schlossen mit den Frankenkönigen Bündnisse, und Ersterer nahm den christlichen Glauben an. Horich's jüngerer Bruder, Halfdan (Swarte) wurde König in Norwegen. Die andere Linie des königlichen Stammes auf Jütland wurde jedoch von Gorm dem Alten, dem Gründer des dänischen Königthums, unterworfen. Mit Gorm sowie mit dem Sohn Halfdan Swarte's,

Harald Harfagar (der Schönbehaarte), beginnt es in der Geschichte jener Reiche zu tagen. Für die Weltbegebenheiten bleibt dieselbe jedoch vorläufig noch von untergeordneter Bedeutung, denn bei näherer Betrachtung bieten uns die Nordlande nur das Schauspiel einer wüsten Gewaltherrschaft, unter welcher die Kräfte im Kampfe zwischen Unterdrücker und Unterdrückten vergeudet wurden, ohne nach außen hin sich nachhaltig wirksam zu zeigen.

Norwegen. Beginnen wir mit Norwegen, so liefert uns die Regierung Harald's (860—930) hierfür ein überzeugendes Beispiel. Harald gab dem Reiche eine vollkommen veränderte Gestalt dadurch, daß er das Lehnswesen einführte. Er theilte das ganze Reich in Landschaften, deren jeder ein Jarl vorstand, mit der Verpflichtung, die Rechtsflege zu verwalten und die Abgaben zu erheben. Für den ihm zufallenden dritten Theil derselben war er verbunden, 60 Kriegsleute zu stellen, die ihm von den drei ihm untergebenen Landhauptleuten (Herser) zugeführt werden mußten. Dies Vasallenverhältniß erregte bei dem an Freiheit gewöhnten Volke eine solche Unzufriedenheit, daß viele kriegerische Normannen, unter einzelne Häuptlinge geschart, das Vaterland auf kleinen Schiffen verließen, um sich jenseit des Meeres eine neue freie Heimat zu suchen, entweder durch Gründung neuer Reiche oder durch Entdeckung neuer Länder.

Entdeckung Islands. Wir gedenken der schon erwähnten Auswanderung Rollo's, welcher, wie wir in der Geschichte Frankreichs gesehen haben, das Herzogthum der Normandie gründete. Wichtig ist ferner die Entdeckung der Insel Island (Eisland), welche ums Jahr 865 durch den berühmten Wickinger Floke Wilfagar erfolgte. Durch ihn wurde die Insel, welche schon vor ihm von nordischen Seefahrern aufgesucht worden war, recht eigentlich bekannt. Es entwickelte sich auf ihr ein eigenartiges, echt volksthümliches Gemeinwesen. Das Eiland wurde sehr bald der Zufluchtsort aller nach Freiheit dürstenden Verfolgten und daher schon im ersten halben Jahrhunderte nach seiner Entdeckung vollständig bevölkert, indem die neuen Bewohner darauf bedacht waren, die alte republikanische Verfassung des Vaterlandes hier aufrecht zu erhalten. Harald gab sich vergebliche Mühe, die Insel in seine Gewalt zu bekommen; sie widerstand dem mächtigen Könige mit Heldenmuth.

Uebrigens war Harald, abgesehen von seiner despotischen Sinnesart, ein tüchtiger Regent, der die Sicherheit des Landes und den Aufschwung des Handels beförderte. Das Unglück seiner Regierung wurden seine Söhne, deren er von seinen vielen Frauen nicht weniger als zwanzig besaß. Denn da er sie sämmtlich zu Jarlen gemacht hatte, diese Würde ihnen aber nicht genügte, so empörten sie sich, und Harald sah sich zur Beilegung des Zwistes genöthigt, noch bei Lebzeiten das Reich unter sie zu vertheilen, indem er seinen ältesten Sohn, Erich Blodyxa („Blutaxt") 930 zum Oberkönig ernannte, den jüngeren Söhnen dagegen Fürstenthümer anwies. Dies hatte nach seinem Tode eine unglaubliche Verwirrung zu Folge, indem jeder der Brüder nach der Herrschaft des ganzen Reiches strebte und dieselbe durch Waffengewalt zu erringen trachtete. Am gewaltthätigsten verfuhr Erich. Er überwand die Brüder, beraubte sie ihrer Rechte und übte zugleich gegen Vasallen und Unterthanen solch unmenschliche Grausamkeiten, daß er sich allgemein verhaßt machte. Um seine Tyrannei abzuschütteln, beriefen die Großen, mit dem Jarl Sigurd an der Spitze, einen unehelichen Sohn des Harfagar, Hakon I., den Guten, welcher sich am Hofe Englands aufgehalten hatte, nach Norwegen und erkannten ihn als König an (935). Erich entfloh und fand 941 seinen Tod in der Schlacht bei Brunaburg in England. Hakon war beflissen das Christenthum in Norwegen einzuführen, hatte aber wenig Erfolg mit seinen Bestrebungen. Er eroberte Wermeland, Helsingland und Jemtland und bekriegte den dänischen Oberkönig Harald Blauzahn mit Glück. Harald aber verband sich mit dem Sohne des vertriebenen Erich, Harald II. Graafel („Graufell") und Hakon fiel 961 in der Schlacht, worauf Harald II. den norwegischen Thron bestieg. Dieser wollte die Entthronung seines Vaters an dem Jarl Sigurd rächen, fiel aber auf Anstiften des Sohnes des Letztern, des Jarls Hakon von Thrand einer Verschwörung zum Opfer, worauf Hakon vorerst unter dänischer

Oberhoheit Herr von Norwegen wurde. Er machte sich jedoch 975 unabhängig und um sich die Gunst des dem alten Heidenthum noch ergebenen Volkes zu sichern, rottete er das Christenthum an den vereinzelten Orten, wo es Eingang gefunden hatte wieder aus. Dadurch entwickelten sich blutige Fehden, bei welchen Hakon mit Grausamkeit und Härte verfuhr. Nicht minder machte er sich durch seine Schwelgerei verhaßt, so daß er 996 von einem seiner Diener ermordet wurde. Um diese Zeit bemächtigte sich Olaf I. Trygveson (996—1000), ein Urenkel Harald's I., des Thrones. Nachdem dieser Mann, der sich lange Zeit als Flüchtling in Rußland und Byzanz aufgehalten und am letzten Orte die Taufe empfangen hatte, mit einer Schar Normannen (994) einen siegreichen Einfall in England gemacht hatte, fühlte er die Kraft in sich, den norwegischen Thron zu erwerben, was ihm denn in der That auch gelang. Seine Regierung ist durch die Einführung des Christenthums, wobei allerdings in manchen Fällen auch Gewalt gebraucht wurde, kulturhistorisch wichtig. Nach langen Kämpfen verbreitete sich die christliche Religion von Norwegen aus auch nach Island. Olaf I. erkaltete in seinem Eifer für das Christenthum nicht und gründete im J. 996 die Stadt Nidaros (Drontheim). Aber unterdessen suchten die vertriebenen Söhne des Jarl Hakon Verbindungen in Schweden und Dänemark, bis es ihnen denn auch gelang, mit Hülfe des Königs Sven von Dänemark und des Schooßkönigs Olaf von Schweden einen Angriff auf Norwegen zu machen. Olaf nahm den Kampf mit Muth und Entschlossenheit auf, stürzte sich aber, nach langem Widerstande an Rettung verzweifelnd, ins Meer (1000). Hierauf wurde sein Reich zwischen Dänemark und Schweden getheilt, und Hakon's Söhnen Erich und Sven zur Verwaltung übergeben, durch welche Veränderung der Weiterverbreitung des Christenthums wieder Abbruch geschah. Dasselbe wurde nebst der Reichsunabhängigkeit erst wieder hergestellt, als Olaf II. (1017—1033), der Heilige (der Dicke), ein Nachkomme Harald's I., den Kriegszug des dänischen Königs Kanut nach England benutzte, um mit seinen Freibeuterscharen die Dänen aus dem Lande zu treiben. Als dies geglückt war, überfiel er die Schweden mit gleichem Erfolg und regierte nun als selbständiger König von Norwegen, indem er zugleich Island, die Orkneys und die Färöer Inseln unter seine Botmäßigkeit brachte. Neben der mit Beharrlichkeit und selbst durch Gewaltmittel bewirkten Wiederherstellung des Christenthums, welche ihm viele Feinde zuzog, sorgte er auch für die Regelung der despotischen Verfassung durch die Aufstellung eines Hof-, Staats- und Kirchenrechts. Er machte sich aber durch alles dies beim Volke nur verhaßt, so daß er von demselben seinem Schicksale überlassen wurde, als Kanut nach Besitzergreifung Englands zur Wiedereroberung Norwegens an dessen Küsten erschien (1028). Olaf floh zu seinem Schwager, dem russischen Großfürsten Jaroslaw, und machte von hier aus einen erneuerten Versuch, mit Hülfe der Schweden dem Dänenkönig die Herrschaft wieder abzuringen. Wir werden in der Geschichte Dänemarks sehen, wie Olaf II. (der für seine gewaltsame Einführung des Christenthums nach dem Tode unter die Heiligen versetzt wurde) an denselben (1029) Krone und Leben verlor, und wie das Reich hierauf bis zu Kanut's Tode bei Dänemark verblieb.

Nach demselben riß Olaf's II. Sohn Magnus I. (1035—1047) die Krone an sich, indem er vorzugsweise darauf Bedacht nahm, das während der dänischen Herrschaft wieder in Verfall gerathene Christenthum zu heben. Infolge eines mit dem Dänenkönige Hordakanut geschlossenen Vergleichs erbte er nach dessen Tode (1042) das Königreich Dänemark, das der Krone aber nur bis zu seinem eignen Lebensende verblieb. Er hatte Sven zum Statthalter in Dänemark eingesetzt, aber dieser brach schon nach einem Jahre die gelobte Treue. Magnus, wenn auch in mehreren Treffen gegen den aufsässigen Jarl siegreich, vermochte dessen Unterwerfung doch nicht zu erzwingen und fiel in einer großen Schlacht 1047 in Seeland. — Er war ein Fürst von hervorragenden Eigenschaften und hatte sich ein besonderes Verdienst durch die Begründung der ersten geregelten Gesetzgebung in Norwegen (die Gesetzessammlung führte den Namen Graagaas, „die graue Gans") erworben. Ihm folgte sein

theim Harald III. Hardrada (der Harte, 1047—1066), ein tapferer Kriegsheld und eifriger Freund und Kenner der Wissenschaften. Er ist der Gründer der Stadt Christiania, damals Oslo genannt, und wurde dem Lande noch besonders wohlthätig dadurch, daß er sich den Uebergriffen der Geistlichkeit widersetzte. Er führte glückliche Kriege gegen Dänemark, als er aber auch England heimzusuchen gedachte, fiel er in der Schlacht bei Stamfordbridge (1066).

Nach seines ältesten Sohnes Magnus II. (1066—1069) kurzer und unwichtiger Regierung folgte sein zweiter Sohn Olaf III. (1069—1093), der den Beinamen des Friedfertigen mit Recht und im erfreulichen Sinne des Wortes führte. Alle Kriege von dem Reiche fern haltend, verwendete er die bewahrte Friedenszeit dazu, die Sitten des Volkes zu verfeinern. Zunächst suchte er seinen Unterthanen Geschmack an verschönertem und geordnetem Leben beizubringen. Insbesondere muß in dieser Beziehung die Errichtung der Gilden erwähnt werden. Ihr nächster Zweck war es, feinere gesellschaftliche Sitten herbeizuführen. In den Gildehäusern, wo die Gildegesetze galten, herrschte im Gegensatz zu den unmäßigen Zechereien mit Raufereien im Gefolge, wie sie bei dem Nordländer nichts Ungewöhnliches sind, ein anständiges gesellschaftliches Leben. Da der Handel ein vorzügliches Mittel zur Erreichung solcher Zwecke war, so beförderte er denselben durch Anlegung mehrerer Handelsstädte, unter denen wir besonders Bergen namhaft machen müssen. Ebenso verdankte das Reich diesem seltenen Fürsten die Gründung eines Bürgerstandes dadurch, daß er die jährliche Freilassung mehrerer Leibeignen (Sklaven) verordnete, die sich alsdann in ihrer Eigenschaft als Handwerker in den Städten niederließen. Auch die Religion suchte Olaf in edler Absicht zu befördern, indem er darauf hinarbeitete, daß durch die Moral derselben Herz und Sinn der Unterthanen gebildet und veredelt wurde.

Magnus III. (1093—1103), sein natürlicher Sohn mit dem Beinamen „Barfuß“, folgte ihm in der Regierung, aber er war das vollendete Gegentheil des Vaters. Das Reich hatte unter ihm unendlich zu leiden durch seine unbezähmbare Eroberungssucht, die ihn zu Kriegszügen gegen Schottland, Schweden und die größtentheils von Dänen bevölkerte Insel Irland antrieb, aber endlich auch seinem Leben ein Ende machte. Auf der Rückreise von Irland fand er durch die ergrimmten Bewohner dieser Insel seinen Tod. Es sei noch bemerkt, daß Magnus III. als der Begründer des norwegischen Reichswappens gilt. Der goldene Löwe auf rothem Grund soll an ihn erinnern. Der König pflegte auf seinem rothen Waffenrock vorn und hinten einen eingestickten goldenen Löwen zu tragen. — Magnus III. war einer jener Könige nach Art der alten Wickinger, welche weit und breit die Länder am Meere gefährdeten, und diese Seefahrerzüge und ihre Abenteuer schienen mit ihm neu aufzuleben.

Schweden. Wie wir bereits oben gesehen haben, ist die Geschichte der drei nordischen Länder vielfach mit einander verwachsen und eine gemeinsame. Auch bei Schweden sind die Anfänge der Landesgeschichte nicht selten dunkel und sagenhaft, und erst mit der Einführung des Christenthums, indem wir von da an Aufzeichnungen der Mönche besitzen, fällt ein Lichtstrahl auf die Entwicklung des Reiches.

Der erste christliche König war Olaf III. (993—1014), genannt „Schooßkönig“, weil er schon in der Wiege mit der Königskrone geschmückt ward. Olaf stand bis zu seiner Volljährigkeit unter der Vormundschaft seiner Mutter, der schönen Sigried, welche als Wittwe Erich's VI. über Schweden herrschte, dem norwegischen Könige Olaf I. ihre Hand antrug, von demselben aber verschmäht wurde und sich hierauf an den dänischen König Sven verheirathete. Aus Rache gegen Olaf I. von Norwegen reizte sie den Dänenkönig in Gemeinschaft mit ihrem Sohne, den norwegischen König zu vertreiben, was diesen auch gelang (1000), worauf Norwegen zwischen Schweden und Dänemark getheilt wurde.

Olaf III., welcher das Christenthum als das beste Mittel zur Bewältigung der Fylkerkönige (Stamm- oder Gaukönige) erkannt hatte, erhob sich während seiner Regierung mit gleicher Gewalt gegen das Heidenthum und die Unterkönige, so daß es ihm endlich vollständig gelang, sein despotisches Scepter über ganz Schweden auszustrecken, infolge welcher

Macht er sich denn auch König von Schweden nannte, während seine Vorgänger nur den Titel „König von Upsala" geführt hatten. Zur Befestigung seiner Herrschaft theilte er das Reich in Landschaften, deren Vorsteher wie in Norwegen Jarle hießen.

Sein Nachfolger Jakob Anund (1014—1051) gehört zu den besseren Königen jener Zeit. Er war dem Frieden mehr als dem rohen Kriegswesen geneigt, woher es kam, daß er den schwedischen Theil Norwegens (1017) an dessen König Olaf II. wieder verlor. Wo es aber darauf ankam, das Vaterland gegen fremde Angriffe zu vertheidigen, da fehlte es auch ihm an Kriegslust nicht. Als Kanut (1029) nach der Eroberung Norwegens (s. o.) auch Schweden angriff, schlug Jakob Anund denselben zurück und behauptete die Unabhängigkeit des Reiches. Den wichtigsten Bundesgenossen hatte er dabei in der Liebe des Volkes gefunden, die er sich vorzüglich dadurch erworben, daß er bei allem Eifer für die christliche Religion im Sinne derselben das Heidenthum duldete und zugleich das Recht und die Freiheit des Volkes schützte.

Auf seines Nachfolgers Edmund des Alten (1051—1061) unwichtige Regierung folgte durch Wahl des Volkes der König Stenkil. Stenkil (1061—1066) war der Sohn eines Jarl und Eidam des Königs. Er ist nur insofern wichtig, als er der Stifter einer neuen Dynastie, der stenkilischen, wurde. Im Uebrigen verdienen weder er, noch seine Nachfolger einer besondern Erwähnung, und wir nennen von ihnen nur noch Inge I. als den letzten König dieses Zeitraums; denn er regierte bis zum Jahre 1112, ist aber so unwichtig, daß die Chronisten selbst die Zeit seines Regierungsantrittes unbemerkt gelassen haben.

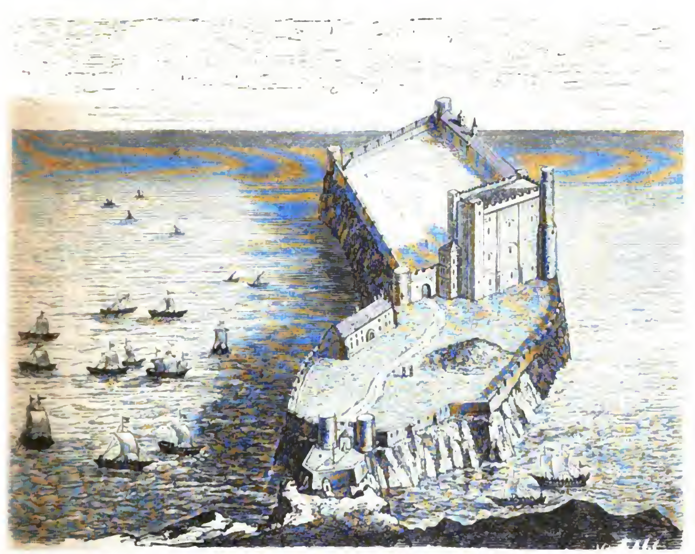
Als mit Edmund dem Alten 1061 der Stamm Olaf's erloschen war, brach unter den beiden Herrscherstämmen der Gothen (Gothländer) und Schweden (Svea) ein innerer Krieg um die Oberherrschaft aus, welcher gegen 200 Jahre währte. In diesem Kriege, in welchem auch religiöse Streitigkeiten mitunterliefen, rieben sich nicht nur die Königsgeschlechter, sowol das Geschlecht Stenkil's (1061—1129), wie das gothische Geschlecht Sverker's und das schwedische Erich's des Heiligen (1133—1250) gegenseitig auf, sondern auch die Wohlfahrt wie die Freiheit des Volkes wurden untergraben. Es kam ein kriegerischer Adel empor, welcher dem freien Bauer (Adalbauer) seine Rechte gewaltsam entriß, ja selbst die königliche Macht schmälerte, indem er sich tief eingreifende Vorrechte zu sichern und auf den Herrentagen der Gewalt allmählich ganz zu bemächtigen wußte.

Das Christenthum machte während dieser Zeit nur geringe Fortschritte in Schweden. Obschon bereits Stenkil eifrig dessen Verbreitung betrieb und sein Sohn Inge sogar den Götzentempel zu Upsala hatte verbrennen lassen, faßte dasselbe doch erst gegen Mitte des 12. Jahrhunderts unter Erich IX. oder dem Heiligen im Lande festen Fuß.

Dänemark. Wir verlassen hier die schwedische Geschichte, um bei einer späteren wichtigeren Periode zu ihr zurückzukehren, und verfolgen nunmehr die Schicksale Dänemarks.

Wir haben oben Gorm den Alten (855—936), so genannt weil er über hundert Jahre alt wurde, als den Stifter der dänischen Monarchie kennen gelernt. Allein er gründete nicht nur das Dänische Reich, sondern befestigte und erweiterte es auch durch glückliche Kriege, indem er die Inseln eroberte und sie mit der Jütischen Halbinsel verband. Er war ein harter und strenger Mann, der sich besonders durch seine Verfolgungen des Christenthums, welches in Dänemark bereits Wurzel gefaßt hatte, hervorthat. Uebrigens war Gorm trotz dieser Verfolgungen nicht verhaßt, theils weil die Dänen dem Heidenthume mehr geneigt waren als dem Christenthume, theils weil seine christliche Gemahlin Thyra durch ihre große Mildthätigkeit die Herzen des Volkes zu gewinnen wußte. Gorm wurde wegen seiner Versuche, das Christenthum wieder auszurotten, in langwierige Kriege mit Deutschland verwickelt, bis er von König Heinrich I. besiegt, nicht allein die Wiedereinrichtung des Christenthums, sondern auch die Herstellung der von Karl d. Gr. gegründeten dänischen Mark bis zur Eider gestatten mußte. Trotz seines hohen Alters endete Gorm durch Selbstmord, wie die Sage berichtet aus Verzweiflung über den Tod seines Lieblingssohnes Knud. Die dänischen Geschichtschreiber rechnen seine Regierung zu den glücklichen und guten.

Weniger gilt dieses von der Regierung seines Sohnes **Harald Blauzahn** (936—986), der, wie sein Vater das Christenthum verfolgte, nunmehr sein Schwert gegen das Heidenthum kehrte, nachdem er, von Kaiser Otto I. besiegt, sein Reich von diesem hatte zu Lehen nehmen und sich taufen lassen müssen. Er suchte sich durch mehrere Kriegs- und Eroberungszüge furchtbar zu machen. Diese Züge richtete er namentlich gegen Norwegen, das ihm wegen der Unruhen, welche die Söhne Harald Harfagar's veranlaßten, zu Waffenthaten besonders einladend erschien. Aber trotzdem diese Kriegszüge nicht unglücklich genannt werden können, trugen sie doch nur wenig zur Vergrößerung des Reiches bei, welches im Gegentheil unter Harald einen nicht unwichtigen Verlust erlitt dadurch, daß die dänischen Besitzungen auf der Insel Rügen sich losrissen.



Normannisches Seeschloß aus späterer Zeit.

Die Seeräuber-Republik Jomsburg. Der dortige Statthalter **Palnatoke** entzog sie dem dänischen Scepter, indem er sie dem auf Rügen herrschenden wendischen Fürsten zum Lehen übertrug und alsdann mit dessen Bewilligung zur Sicherung der Ostseeküsten gegen die Seeräuber eine Art Seeräuber-Republik gründete, deren Sitz **Julin**, früher **Jomsburg** genannt, war. Diese Republik Jomsburg wurde nach ganz eigenthümlichen Gesetzen regiert, unter denen wir die Bestimmung erwähnen, daß kein **weibliches Wesen** ihr Gebiet betreten durfte. Harald versuchte nicht allein vergebens, den Palnatoke zur Unterwerfung zu zwingen, sondern er fiel demselben sogar zum Opfer, indem Palnatoke Harald's Sohn Sven anreizte und unterstützte, seinen Vater vom Throne zu stoßen. Der greise Harald wurde geschlagen und verwundet (986) und starb nach wenigen Jahren in Jumna, wohin er über die Ostsee entkommen war.

Sven I. (Gabelbart, 986—1014) war ein kräftiger Mann, der sich die Liebe des Volkes dadurch erwarb, daß er das Heidenthum wieder herzustellen und das Christenthum auszurotten strebte, indem er keine Kirchen duldete und die Missionäre vertrieb.

Uebrigens war Sven einer der unermüdlichsten Krieger jener Zeit. Den Zug gegen England, welchen er im Jahre 994 in Gemeinschaft mit dem norwegischen Olaf I. unternahm, haben wir in seinen Vorgängen und Erfolgen (s. S. 412) bereits kennen gelernt. Diese Erfolge wären noch größer gewesen, wenn sich Olaf durch den König Ethelred II. nicht hätte bestimmen lassen, dies Land zu räumen, was er um so lieber that, als sich ihm Gelegenheit bot, den norwegischen Thron zu erkämpfen. Die Abfahrt seines Bundesgenossen nöthigte auch Sven, England zu verlassen, worauf er die schwedische Königin Sigried heimführte, auf deren Anreizen in Gemeinschaft mit Schweden seinen ehemaligen Bundesgenossen Olaf I. überfiel (1000) und einen Theil Norwegens in Besitz nahm (s. S. 413).

Ein von Ethelred II. verordneter, in der St. Bricciusnacht 13. Nov. 1002 ausgeführter Massenmord der Dänen nöthigte Sven bald darauf (1003), abermals nach England zu ziehen, diesmal ernstlicher und erfolgreicher als früher. Denn in einem zwölfjährigen Kriege (1003—1014) unterwarf er das feindliche Reich so völlig, daß Ethelred II. mit seiner Gattin Emma und seinen Söhnen Edmund und Eduard zu seinem Schwager Richard nach der Normandie flüchten mußte.

Als Sven bald nach Beendigung dieses Krieges (1014) in England starb, erhielt seinem letzten Willen zufolge sein ältester Sohn Harald III. das Stammreich Dänemark. Dem zweiten, Knud, gewöhnlicher aber unrichtiger Kanut genannt, fiel das eroberte England anheim, welches derselbe sich aber durch eigene Waffenthaten erst wieder erringen mußte. Unmittelbar nach Sven's Tode hatten die Engländer Ethelred II. wieder herbeigerufen und aufs Neue auf den Thron erhoben. Der Erfolg seiner Waffen war auch wirklich groß genug, um Kanut zu nöthigen, die Insel zu verlassen. Er that es, nachdem die englischen Geiseln (1015) auf seinen Befehl grausam verstümmelt worden waren. Nachdem er in Dänemark neue Kräfte gesammelt hatte, bereitete er sich zu einem entscheidenden Eroberungszuge vor. Während er denselben antrat, starb Ethelred II., und dessen Sohn Edmund II. „Eisenseite", der die Krone übernahm, bot Alles auf, um den dänischen Einfall zu verhindern. Doch vergebens. Kanut landete 1015 mit Uebermacht und dem unabänderlichen Vorsatze, die Insel in seine Gewalt zu bringen. Wir werden in der Geschichte Englands sehen, auf welche Weise der kühne Däne Besitz von der Insel nahm, und da inzwischen auch sein Bruder Harald III. kinderlos gestorben war und ihm Dänemark hinterlassen hatte, so bestieg er den Thron beider Länder.

Kanut I. „der Große" (1014—1035.) Unterdeß aber hatte Kanut I. durch Olaf II. den dänischen Antheil Norwegens eingebüßt, und es war natürlich, daß er an die Wiedereroberung desselben dachte. Allein höhere Rücksichten bestimmten ihn, sie für eine gelegenere Zeit aufzusparen. Zunächst hatte er die inneren Verhältnisse seiner beiden Reiche zu ordnen. Um sich in England fester zu setzen, suchte er eine Verbindung mit der früheren Dynastie, indem er die weit ältere Wittwe Ethelred's II., die schon oben genannte Emma, heirathete, welche dagegen ihren ganzen Einfluß anwandte, um Kanut nicht allein für das Christenthum, sondern auch für eine streng englische Gesinnung zu gewinnen. Da ihr dies gelang und Kanut neben seinem Eifer für die christliche Religion auch eine auffallende Bevorzugung der Engländer an den Tag legte, so zog er sich — während er die Liebe der Engländer erwarb und die Geistlichkeit ihn durch den Beinamen des Großen zu ehren suchte — den Haß der Dänen in einem solchen Maße zu, daß nur der starke Arm und die wirkliche Macht Kanut's sie von offener Empörung zurückschreckte. Aber eben, weil sie sich dadurch zurückschrecken ließen, verachtete der König die Stimmung der Dänen gegen ihn so sehr, daß er ihr offen Hohn sprach. Um ein recht glänzendes Zeugniß seines christlichen Sinnes abzulegen, unternahm er nach dem Vorbilde angelsächsischer Könige im Jahre 1027 eine Pilgerreise nach Rom, die zwar nur einen religiösen Zweck, aber unerwarteter Weise einen politischen Erfolg hatte.



Kanut am Meere. Zeichnung von P. Leyendecker.

Da Kanut in Rom den deutschen Kaiser Konrad II. antraf, so schloß er mit demselben auf gütlichem Wege einen Vertrag ab, zufolge dessen die Eider als Grenze zwischen Deutschland und Dänemark festgesetzt wurde, so daß die Grenzverhältnisse zwischen beiden Reichen auf die Zeit Karl's des Großen zurückgeführt wurden. — Nach seiner Zurückkunft rüstete sich Kanut endlich zur Wiedereroberung Norwegens. Der von seinem Volke gehaßte Olaf II. ward mit leichter Mühe vertrieben (1027), und als er zwei Jahre darauf wieder zurückgerufen wurde, blieb er gegen den Dänenkönig in der Schlacht bei Stiklestad (1029), worauf Kanut allgemein als König von Norwegen anerkannt wurde, so daß er nunmehr die drei Kronen von Dänemark, England und Norwegen auf seinem Haupte vereinigte.

In Bezug auf die innere Regierung Dänemarks ist vor Allem Kanut's Eifer für die Befestigung des Christenthums hervorzuheben. Unter seiner Regierung wurde der Odinkultus, mit Hülfe englischer Geistlicher, vollständig überwunden, und Dänemark zählte von nun an zu den christlichen Ländern. Bemerkenswerth ist ferner die Einführung dänischer Landesmünzen, die Veranstaltung des ersten dänischen Kriminalgesetzbuches, Vitterlagk genannt, sowie die Stiftung einer königlichen Leibwache, welche Thinglith hieß und den Grund zum dänischen Adel legte, indem ihre Glieder mit manchen Vorrechten beschenkt wurden.

Kanut, der mächtigste mittelalterliche Herrscher des nördlichen Europa's, würde auch als einer der größten Regenten Verehrung verdienen, hätte er sich nicht durch unbezähmbare Herrschsucht und wilde Leidenschaftlichkeit zu manchem argen Frevel und vielfach zu barbarischer Grausamkeit hinreißen lassen. Dennoch kann ihm die Geschichte einen gewissen Zug von Charaktergröße nicht absprechen. Bekannt ist, wie er einst am Gestade des Meeres sitzend, seine Höflinge, welche ihn mit Schmeicheleien überhäuften, indem sie behaupteten, die Wogen der Flut würden auf seinen Befehl zurückweichen, dadurch beschämte, daß er seinen Fuß von der herannahenden Flut benetzen ließ. „Ihr seht", rief er den Schmeichlern zu, „was die menschliche Macht gegenüber derjenigen ist, die dem Meere geboten hatte: Du wirst nicht weiter gehen!" Von dem Tage an legte er seine Krone in der Kathedrale von Winchester nieder und weigerte sich, dies Zeichen höchster Machtvollkommenheit ferner zu tragen.

Das von Kanut gegründete Drei-Reich hatte indeß nicht länger Bestand, als das Leben seines Gründers. Denn unmittelbar nach dem Tode desselben (1035) riß sich — wie wir schon (s. S. 412) sahen — Norwegen durch Magnus I. los, so daß seinem Nachfolger nur Dänemark und England verblieben. Dieser Nachfolger war Kanut's Sohn Hardikanut (1035—1041), eigentlich Kanut II. Hardi (d. i. der Harte), ward so benannt wegen der Grausamkeit, die er im Verfolgen seiner politischen und persönlichen Feinde bewies. Er strebte Anfangs danach, das losgerissene Norwegen wieder unter sein Scepter zu bringen; doch noch ehe es zwischen ihm und Magnus I. zur Schlacht kam, legte Hardikanut wegen seiner Liebe zu Ruhe und Wohlleben den Streit dadurch bei, daß er mit Magnus einen Erbvertrag schloß, zufolge dessen jeder von ihnen sein Land unter der Bedingung behalten sollte, daß es nach dem erbenlosen Absterben Eines von ihnen an den Andern fiele. Dieser Erbvertrag kam der Krone Norwegens zugute; denn da Hardikanut schon im Jahre 1041 kinderlos starb, so fiel Dänemark an Magnus I. von Norwegen, während sich England unter Eduard dem Bekenner, Hardikanut's Halbbruder, selbständig machte. Die Engländer riefen Eduard zu ihrem Könige aus.

Aber auch Dänemark erlangte sehr bald seine Selbständigkeit wieder. Magnus I. hatte einen gewissen Swend Estridson zum Statthalter jenes Landes eingesetzt, und dieser strebte nach Unabhängigkeit. Zwar wurde er (1043) von Magnus vertrieben, allein als er bald wieder zurückkehrte, unterstützten ihn die Dänen, deren Liebe er sich zu erwerben gewußt, in solchem Maße, daß er sich gegen Magnus bis zu dessen Tode (1047) behaupten konnte, worauf er im Dänischen Reich als König herrschte. Er wurde so der Gründer der ulfingischen Dynastie (so genannt nach Swend's Vater Ulfo), die das Regiment vierhundert Jahre führte. Er regierte das Land als Swend II. von 1047 bis 1076.

Namentlich wandte er der Ordnung der kirchlichen Verhältnisse des Landes seine Fürsorge zu, indem er den Geistlichen den vierten Theil der Kroneinkünfte überließ und die Eintheilung des Reiches in Bisthümer anordnete, die indessen dem Erzstifte Bremen untergeordnet blieben. Auch mit dem Papste setzte er sich in ein gutes Vernehmen. Wenig glücklich war er dagegen in seinen Kriegsunternehmungen; ein Versuch, die englische Krone zu erlangen, war erfolglos, ebenso sein Bemühen, sich der Lehnsherrschaft des deutschen Kaisers Heinrich III. zu entziehen. Swend II. starb 1076. Von den vielen Söhnen, die er hinterließ, bestiegen fünf nach einander den Thron.

Zunächst folgte ihm sein ältester Sohn Harald IV. (1076—1080), ein wenig bedeutender Regent. Dieser hinterließ den Thron seinem Bruder Kanut III. (1080—1086), der leider dem Klerus gegenüber eine zu große Nachgiebigkeit bewies. Er vergeudete sein Vermögen an Klöster, Stifter und Kirchen, räumte den Geistlichen eine eigene Gerichtsbarkeit ein, führte den verhaßten Zehnten ein und nahm endlich die Bischöfe in den Reichsrath auf, wodurch die Klerisei die gewichtigste Stimme in der Landesregierung erhielt. Durch alles dies zog sich Kanut III. die Unzufriedenheit des Volkes in einem noch höheren Grade zu, als selbst Kanut I., und da er weniger Kraft besaß als dieser, so wurde er desto leichter das Opfer einer Empörung, welche, von Asbjörn Tolak geleitet, in demselben Augenblicke ausbrach, in welchem sich Kanut zu einem Zuge gegen England rüstete. Sie endete mit der Ermordung des Königs und der unglücklichen Wahl seines Bruders Olaf Hunger (1086—1095), eines Fressers und Schlemmers, der noch den berüchtigten römischen Kaiser Vitellius überbot. Mit dessen Bruder und Nachfolger Erich I., dessen Regierung der folgenden Periode angehört, beginnt auf einige Zeit ein besseres Regiment über Dänemark.

Die Kulturmission der Normannen.

Es erübrigt uns noch, ehe wir die gegenwärtige Geschichtsperiode der nordischen Länder verlassen, einige Blicke auf die schon öfters erwähnten Wikingerfahrten zu werfen. Wir werden finden, daß diese wilden Seefahrer des Nordens, die raubend und plündernd die Küstenbewohner in Schrecken setzten, nicht unfruchtbar für die Kulturentwicklung Europa's geblieben sind und doch Einiges zur Mehrung unseres Wissens beigetragen haben.

„Zum Wiking“, d. h. zur Buchtenfahrt ausziehen, lautete die unschuldige Bezeichnung für jene Raub- und Beutefahrten, welche die alten Normannen gefürchtet machten und welche sie, geführt von ihren Seekönigen, nach allen Richtungen der Windrose unternahmen. Der berühmteste dieser Seekönige war Ragnar Lodbrok, ein Sohn des Königs Sigurd Ring, des Siegers in der Brawallaschlacht. Seine Gestalt ragt hoch über die zahlreichen anderen Normannenhelden empor, umgeben von einem poetischen Sagenkreise, aus welchem die Wahrheit nur schwer loszuschälen ist. Wahrscheinlich ist er ein Zeitgenosse Karl's des Großen gewesen. Der Sage nach soll er ein schreckliches Ende auf einem Heerzuge nach England genommen haben. In eine Schlangengrube geworfen, soll er furchtlos lächelnd unter den Bissen der entsetzlichen Thiere verschieden sein.

So wild und verderbenbringend uns diese rauhen Nordlandssöhne entgegentreten, in einer Beziehung erwecken sie doch unsere Theilnahme: durch ihre Liebe zur Dichtkunst. In tief empfundenen Liedern und Sagen priesen ihre Sänger (Skalden) die Heldenthaten der Vorfahren. Sie waren die Begleiter der Normannen auf ihren Seezügen und genossen hohe Verehrung; gar mancher Wikingerkönig schlug seine Seeschlachten unter dem begeisternden Gesange der ihn umgebenden Skalden; reich beschenkte der siegreiche König den Dichter mit Gold, Gütern und befrachteten Schiffen.

Die Wikinger blieben lange der Schrecken ihrer Zeitgenossen. Ein alter Chronist sagt von ihnen: „Sie schonen Niemandes, ein Einziger von ihnen jagt oft zehn Feinde in die Flucht und bisweilen noch mehr; die Armuth macht sie kühn und die Verzweiflung unüberwindlich, die unstete Lebensart es unmöglich sie zu treffen.“ Anfänglich begnügten sie sich damit,

die Küstenländer auszurauben und bei Herannahung des Winters mit ihrer Beute nach der Heimat zurückzukehren. Je mehr sie sich aber von der Schwäche der von ihnen heimgesuchten Reiche überzeugten, um so mehr wuchs ihre Begehrlichkeit. Sie ließen sich an den Mündungen der Flüsse oder auf Inseln nieder, rüsteten immer größere Flotten aus und schwangen sich schließlich zu gewaltigen Eroberern und Gründern neuer Staaten empor. So übel auch der Ruf dieser Seeräuber ist, so gebührt ihnen doch vor Allem das Verdienst, daß sie in einer Periode, in welcher die geographischen Kenntnisse noch sehr beschränkt waren, wie kein anderes Volk zur Erforschung unserer Erde beigetragen, daß wir ihnen neue Seewege — die später allerdings zum Theil wieder vergessen wurden — ja die Entdeckung neuer Länder verdanken. Wir sind den Normannen bereits an den Küsten Deutschlands, Frankreichs, Spaniens, Italiens und am Bosporus begegnet. Schon früh hatten sie sich an den Küsten des Baltischen Meeres die hier seßhaften Finnen, Esthen und Slaven zinspflichtig gemacht, von welchen sie Varinger (Waräger) genannt wurden. Allein noch zahlreiche andere, weit schwierigere Fahrten unternahmen sie.

In der Mitte des neunten Jahrhunderts bahnten sie sich durch die Ströme des Ostens den Weg zum Schwarzen Meere. Im Jahre 865 fuhren 200 ihrer Schiffe den Dnjepr hinab, drangen bis zum Bosporus vor und bedrohten 866 sogar Konstantinopel, das sich ihrer nur mit Mühe erwehrte. Allein auch als Beschützer des byzantinischen Kaiserthrones begegnen wir ihnen. Die angeborene Wanderlust, der Trieb nach Kriegsthaten und Abenteuern, vor Allem aber die unersättliche Begierde nach den Reichthümern und Schätzen des Südens, führten die rauhen Nordlandssöhne schon früh nach dem glänzenden Konstantinopel, wo sie sich als Söldner für den kaiserlichen Kriegsdienst anwerben ließen. Sie bildeten hier einen eigenen Kriegerstand und wurden von den byzantinischen Schriftstellern „Baranger" genannt, „Aexte tragende Barbaren aus Thule"; sie umgaben ihrer unverbrüchlichen Treue halber als zuverlässigste Schutzwehr die Person des Kaisers. Im Jahre 914 fuhren 500 normännische Schiffe die Wolga abwärts ins Kaspische Meer, und die Seeräuber erschienen auf persischem Boden. Im September 844 fuhren sie den Guadalquivir aufwärts nach Sevilla, und kein Küstenort Europa's war um jene Epoche vor ihnen sicher. Allein auch über die europäischen Küsten hinaus ließen sie ihre Augen schweifen, und weite, bisher unbekannte Meere durchfurchten die Kiele ihrer Schiffe. Sie drangen im nördlichen Atlantischen Ozean vor, besetzten die Orkneys und Schetlandinseln und gelangten von hier aus unter Naddod um 860 zuerst nach Island. Im Jahre 876 entdeckten sie Grönland und siedelten sich daselbst an; doch gingen diese Ansiedelungen im vierzehnten Jahrhundert wieder zu Grunde. Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts besuchten sie von Grönland aus die Küste Nordamerika's (Neu-England). Das entdeckte Land nannten sie wegen der dort aufgefundenen wild wachsenden Reben „Winland". Thorfinn Karlsafna suchte sich 997 daselbst festzusetzen, wurde aber von den Skrälingern (Eskimos) vertrieben. Isländer sollen sogar nach dem Süden bis Hvitramannaland (das heutige Carolina) vorgedrungen sein. Allein diese ausgedehnten Fahrten scheinen ihrer großen Gefahren wegen nicht oft wiederholt worden zu sein und sanken bald in völlige Vergessenheit. Von allen Entdeckungen und Ansiedelungen jener Periode ist diejenige Islands die wichtigste; hier entwickelte sich unter den Normannen eine bemerkenswerthe Kultur.

Die Normannen in Island. Geijer, der schwedische Geschichtschreiber, entwirft von Island folgende Schilderung: „Diese Insel ist voll großer Berge, die ihre Hauptrichtung von Osten nach Westen nehmen und den mittleren Theil des Landes unbewohnbar machen. Eis bedeckt ihre Gipfel, Feuer rast in ihrem Innern. Gegen das Meer zu, in Thälern und auf Bergabhängen, welche gute Weide geben, hat der Isländer seine einfache Wohnung. Man sieht keine Wälder, nur kleine Birken hier und da. Daß auch die Wälder, von welchen in älteren Zeiten gesprochen wird, keine Bäume enthielten, groß genug zu ordentlichem Bauholz, erhellt daraus, daß schon die ersten Bewohner der Insel ihr Bauholz meist von

Norwegen holten. — Getreide reift mit Mühe im Lande, weshalb auch der Ackerbau wenig und blos als Versuch getrieben wird, denn darauf beschränken sich alle Spuren von Anbau, die man aus früheren Zeiten gefunden hat. Nahrung giebt die Viehzucht, der Fischfang und die Seevögel, die in unglaublicher Menge die Küsten besuchen. Die Sommer sind warm, die Winter, während welcher Pferde und Schafe in großer Anzahl zu Grunde gehen, weniger kalt als man bei der nördlichen Lage erwarten könnte, soweit das Treibeis die Kälte nicht vermehrt. Denn sobald dieses in ungewöhnlicher Menge kommt, bedeckt es besonders auf der östlichen und nördlichen Seite Islands alle Küsten, alle Buchten, soweit man in die See sehen kann, und bleibt manchmal den Sommer über liegen, so daß dann die Luft beständig kalt und nebelig ist.



Ein Skalde erzählt von alten Mären. Nach Professor W. Engelhard.

Es friert und schneit auch mitten im Sommer; das Gras kann dann nicht wachsen, die Thiere leiden und verlieren die Haare; die Menschen leiden an Ausschlägen. — Weiße Bären aus Grönland sind gefährliche Gäste, sie kommen zugleich mit dem Eise. Uebrigens führt dieses eine Menge Treibholz mit sich, unter welchem man amerikanische und sibirische Bäume erkennt.

Kein Fleck auf der Erde hat so viele Wirkungen des unterirdischen Feuers aufzuweisen. In ungeheuren Strecken hat die Stänae (so nennt der Isländer die Lava) sich über das Land ergossen. Siedende Quellen werfen Wasserstrahlen bis über dreißig Meter hoch; himmelhohe Säulen von heißen Dämpfen steigen aus den Löchern und Spalten des Bodens auf. Von der großen Anzahl von Vulkanen waren im Laufe des

verflossenen Jahrhunderts neun in Thätigkeit. Sie scheinen mit einander sowol, als mit dem Meere in Verbindung zu stehen, werfen bald Feuer, bald Wasser, zuweilen beides abwechselnd aus. Da die meisten Vulkane zugleich von ewigem Eise bedeckt sind, so vereinigen sich bei Ausbrüchen gewöhnlich die Verheerungen der Wasserfluten mit denen der Feuerströme. Der Isländer wohnt mitten unter den Schrecknissen der Natur, und doch sagt ein Landessprüchwort: Island ist das beste Land, auf welches die Sonne scheint.

Sein Land liebt der Isländer und ist den alten Sitten ergeben. An Wißbegierde, Kenntnissen und Sorgfalt für den Unterricht seiner Kinder übertrifft er weit das Volk anderer, von der Natur reicher begabter Länder. Seine Sprache, durch eine eigene Literatur ausgebildet und festgestellt, schon viel früher reich an einheimischen Werken als irgend eine andere im nördlichen Europa, ist noch dieselbe, welche vormals in Skandinavien gesprochen wurde und in welcher Snorre Sturleson schrieb, als er die Eddalieder sammelte. Das Lesen der alten Sagen, oft aus schönen, von dem Bauer selbst gemachten Abschriften, ist in den langen Winterabenden seine und seiner Familie liebste Erholung."

„In der Zeit, da von Norwegen aus Island entdeckt und bebaut wurde", sagt das alte Buch über seine Besitznahme, „ließ sich 874 Ingolf, der erste Norwege, auf Island nieder; dann kamen noch einige andere Ansiedler, die vom Eise auf die Insel verschlagen wurden, und endlich führte das Schicksal den Wikinger Flocke hierher, welcher der Insel von dem Treibeise den Namen Island (Eisland) beilegte."

Bald wurde nun Island bekannt. Es war um jene Zeit, wo in den nordischen Ländern die Königsmacht begründet wurde und die Oberkönige die vielen Filkerkönige zu unterjochen suchten. Das Gerücht verbreitete sich, daß das Land gut sei, das Vieh selbst im Winter Futter fände, daß Wälder nicht mangelten, die Gewässer reich an Lachs und allen Arten von Fischen seien. Die Küsten wären günstig für den Walfischfang und so blieb das neue Land, wo man „frei von der Könige und der Gewaltigen Druck" leben konnte, das Ziel für alle Auswanderungen von Unabhängigkeit liebenden Mißvergnügten, sofern sie reich und mächtig genug waren, die Kosten eines so fernen Zuges bestreiten zu können.

Die Insel wurde eine skandinavische Kolonie, auf welcher sich Angehörige der angesehensten Geschlechter niederließen. Die Gründung dieser Kolonie war von weitgehender Bedeutung für die Kultur. Ohne dieselbe würden unsere Kenntnisse über die altnordische Sprache und Literatur wahrscheinlich weit mangelhafter sein, als sie es sind; denn die Kolonisten nahmen ihre Götter und ihre Götterlehre, ihre altnordische Sage und Geschichte, Sprache und Sitte mit sich, erhielten dieselbe durch die Abgeschiedenheit ihrer Lage für lange Zeit rein von jeder fremden Beimischung, „und so geschah es", sagt Geijer, „daß von altnordischem Leben hier gleichsam ein Nachspiel aufgeführt wurde, das sein Bild lebendiger und vollkommener auf die Nachwelt bringen sollte". Die noch vorhandene Sammlung der mythischen Gesänge wird nach einer unter den Isländern verbreiteten Sage dem Sämund mit dem Beinamen Frode (der Gelehrte) zugeschrieben und deswegen Sämunds-Edda, sonst auch die poetische oder ältere Edda genannt. Mythische Sagen, mit Berufung auf die Gesänge, enthält die prosaische oder jüngere Edda, welche Snorre Sturleson's Namen trägt, weil man annimmt, dieser habe den Sagenkreis gesammelt und niedergeschrieben (s. S. 109 und oben). Bescheiden in ihren Ansprüchen, gründeten sich so die freien Norweger auf Island eine neue Heimat, inmitten der rauhen und undankbaren Natur zufrieden mit der errungenen Unabhängigkeit.

Beinahe vier Jahrhunderte behauptete der Freistaat auf Island seine Selbständigkeit, bis das Emporkommen einer mächtigen Aristokratie und die Zerwürfnisse des Landes mit der anmaßenden Kirche, welche unter dem norwegischen Erzbisthum Drontheim stand, innere Unruhen und schreckliche Bürgerkriege hervorriefen, welche die Kraft des Staates schwächten. König Hakon der Alte von Norwegen benutzte diese Zerrüttung und unterwarf 1264 ganz Island. Im Jahre 1381 fiel die Insel mit Norwegen an Dänemark.



Alfred's (des Großen) Mutter übergiebt dem Knaben die sächsischen Heldenlieder.
Zeichnung von A. de Neuville. (Zu S. 433.)

England nach seiner Lostrennung von den nordischen Reichen.

Die Heptarchie. Ehe wir zur eigentlichen, mit Wilhelm dem Eroberer beginnenden englischen Geschichte übergehen, müssen wir noch einmal zu jenem Zeitraum zurückkehren, der unmittelbar auf die Ereignisse der Völkerwanderung folgt. Noch später als auf dem Festlande kam es hier zu mächtigeren Reichsgründungen, und allmählich erst treten die einzelnen Reiche in klareren Zügen hervor. Wir sehen eine Menge an Umfang zwar nicht unwichtiger Reiche auftauchen, ihre historische Bedeutung ist aber eine sehr geringe. Die wichtigsten derselben sind diejenigen, welche in Britannien durch die Eroberungen der Angeln und Sachsen gegründet wurden und welche von ihrer Zahl, sieben, den Namen der Heptarchie führten (s. S. 86).

Die Gründung dieser Reiche erfolgte nicht gleichzeitig, sondern allmählich während eines zweihundertjährigen Zeitraumes, je nachdem die eingeborenen Briten aus diesem oder jenem Theile Britanniens vollständig vertrieben oder unterdrückt wurden, was sich bei der Freiheitsliebe und Tapferkeit der Briten nur nach langen, erbitterten Kämpfen erreichen ließ. Die Geschichte bewahrt aus diesen Kämpfen das Andenken jenes tapferen Vortiger und seines Sohnes Vortimer, die kühne Heldenthaten verrichteten.

König Arthur. Vor Allem aber ist es König Arthur, welcher zum Helden der britischen Volksdichtung wurde und der durch seine glücklichen Kämpfe gegen die Angelsachsen eine ähnliche mythische Umhüllung wie Harun al Raschid und der sagenhafte fränkische Roland erhielt. König Arthur gilt als der Sohn einer britischen Fürstin Ingerna. Von dem Zauberer Merlin, fern von der Welt und mit allen Eigenschaften eines echten Ritters auferzogen, wurde Arthur schon im fünfzehnten Jahre zum König von England gekrönt, ein Muster von Tapferkeit, Freigebigkeit, Schönheit. Die Sage läßt ihn mit Hülfe seines Neffen Hoel von Armorika die Germanen besiegen; er zündet den Wald an, in welchen sie geflüchtet, und gewährt ihnen Frieden. Aber sie brechen den Frieden, und Arthur, gerüstet mit seiner Lanze „Ron“, seinem Schwerte „Kaliburn“ und seinem Schild „Priven“ schlägt sie nun in einer zweiten Entscheidungsschlacht, indem er allein 470 Feinde erlegt. Darauf herrscht er milde, gründet Kirchen und Städte und erobert Schottland, Island, Gothland. In alle Lande dringt sein Ruf, alle ausgezeichneten Männer tragen und wappnen sich wie Arthur's Ritter.

Allein er erwarb sich nicht nur durch seine Tapferkeit, sondern auch durch den Glanz seines Hofhaltes Ruf; seine Tafelrunde preisen die alten Lieder. Wer eines Platzes an dieser Wundertafel würdig erachtet wurde, dessen Name zeigte sich in goldenen Lettern auf einem Stuhl, er verschwand aber sofort, sobald der Ritter starb oder durch Verletzung der Ordensgesetze seiner Würde verlustig ging. Die berühmtesten Ritter dieser Tafelrunde waren Iwein, Wigalois, Lancelot, Usgamur, Tristan und Parcival. Zu dem Sagenkreise derselben gehören die Dichtungen von „Tristan und Isolde“ von „Parcival“, „Lohengrin“, „Griseldis“ und von der „schönen Melusine“.

Während eines gewaltigen Kriegszugs gegen Rom erhält Arthur Kunde, daß sein Neffe Mordred, dem er das heimische Regiment übertragen, sich in ehebrecherischer Liebe mit seiner Gemahlin Ganhumara (Gwenhwyvar, Ginofer) verbunden. Der König kehrt zurück, der Verführer entflieht, die untreue Königin geht in ein Kloster, aber Arthur verfolgt Mordred, wird im Kampfe mit ihm tödlich verwundet und zur Heilung nach Avalon gebracht, wo er 542 stirbt.

Mythe und Geschichte sind hier noch in einander verflochten, und auch an die Geschichte der Gründung und Entwicklung der sieben angelsächsischen Königreiche, zu welcher wir nunmehr übergehen, knüpft sich noch manches Sagenhafte.

Das Königreich Kent wurde schon i. J. 456, bald nach der Landung der Angelsachsen, angeblich von dem sagenhaften Hengist gestiftet und bis zu seinem Tode behauptet. Von seinem Sohne Erich oder Aesc leiteten die ältesten Könige von Kent ihren Ursprung und den Stammnamen „Aescinger“ ab. Kent war und blieb von allen Königreichen der Heptarchie das größte, wenngleich nicht das mächtigste, da die meisten seiner Herrscher Schwächlinge waren, von denen in den Annalen wenig mehr als der Name zu finden ist. — Doch wird Ethelbert (560—616) als ein Fürst genannt, der sich nicht allein durch Unterwerfung der übrigen Königreiche Kriegsruf, sondern auch durch Einführung geschriebener Gesetze Regentenruhm erwarb. Er wurde als gemeinsames Oberhaupt der sieben Reiche, „Bretwalda“ genannt, anerkannt. Als Bretwalda hatte er die gesammte Kriegsmacht der Angelsachsen in Britannien unter seinem Oberbefehl und erhielt von den übrigen Fürsten ausgedehnte Macht, um das Land vor feindlichen Einfällen zu schützen. Die Würde eines Bretwalda war nicht erblich, sondern wurde dem mächtigsten oder demjenigen Könige, dessen Gebiet am meisten ausgesetzt war, übertragen. — Unter Ethelbert wurde auch zuerst in Britannien das Christenthum eingeführt, indem der römische Patriarch Gregor I. den Abt Augustinus mit der Mission dahin beauftragte. Die Sendung hatte besonders nach Ethelbert's Uebertritt zum Christenthume einen so guten Erfolg, daß Augustin einst 10,000 Angelsachsen an einem Tage taufen konnte. Es gelang jedoch erst dem Erzbischofe Theodor von Canterbury (um 650) — das erste von Augustin in Britannien gegründete Erzbisthum — das Christenthum für immer zu befestigen und die Heptarchie dem römischen Stuhle zu unterwerfen.

Das Königreich Susser wurde nach einer zweiten Landung der Sachsen in Britannien und zwar durch Ella gegründet, nachdem dieser die Briten nicht ohne große Opfer an Menschen nach einem erbitterten zwölfjährigen Kampfe (478—490) aus jener Gegend vertrieben hatte. Es erhielt sich unter schwachen Königen nur kurze Zeit selbständig; zu verschiedenen Malen wurde es dem Königreich Wesser unterworfen. Endlich vom Jahre 686 an blieb es diesem für immer bis zur Vereinigung der angelsächsischen Reiche einverleibt.

Das Königreich Wesser wurde ums Jahr 500 nach einem fünfundzwanzigjährigen hartnäckigen Kampfe gegen die Briten durch Cerdik gestiftet. Es gedieh unter den Nachkommen seines Gründers zu dem mächtigsten der angelsächsischen Reiche, so daß es dieselben endlich sogar in sich vereinigte. Unter seinen Königen ist Ina (688—725) nennenswerth, nicht blos als glücklicher Krieger und einsichtsvoller Gesetzgeber, sondern auch wegen seines politischen Verfahrens gegen die besiegten Briten.

Während diese stets vertrieben oder in die Sklaverei geführt wurden, ließ Ina ihnen nicht nur ihre alten Besitzthümer, sondern verlieh ihnen auch gleiche Rechte mit den Angelsachsen, woher es denn kam, daß sich in diesem Theile Britanniens Angelsachsen und Briten mehr und rascher mit einander vermischten und ein Theil der von Briten bewohnten Länder, namentlich Cornwallis, sich frühzeitig eines großen Wohlstandes erfreute. — Ein großes Verdienst erwarb sich Ina außerdem durch die Aufzeichnung angelsächsischer Gesetze, mit deren Hülfe er die Rechtspflege ordnete, die Strafen für Verbrecher bestimmte, die Gewalt der Großen niederhielt und dem Eigenthum wie dem Verkehr Schutz gewährte.



König Arthur und seine Tafelrunde. Nach einer Miniatur des vierzehnten Jahrhunderts.

Ina brachte die letzte Zeit seines Lebens mit Andachtsübungen zu, legte die Krone nieder, pilgerte nach Rom und starb dort als Mönch. — Für die Weltgeschichte noch wichtiger als Ina ist König **Egbert** (800—836). Diesem gelang es — wie wir weiter unten sehen werden — die angelsächsischen Reiche für immer zu vereinigen.

Das Königreich Essex wurde im Jahre 527 dadurch gegründet, daß sich einige Landstriche von Kent unter **Erkenwin** empörten und losrissen. Seine Geschichte ist unwichtiger als die irgend eines andern unter den angelsächsischen Reichen. Seine Könige waren unbedeutend und erscheinen fast immer als Vasallen von Kent, bis das Reich endlich (823) mit Wessex vereinigt ward.

Das Königreich Northumberland, wurde bald nach dem vorigen im J. 547 von Ida gegründet. Es war das angesehenste der angelsächsischen Reiche, wozu vorzugsweise seine meist kräftigen Regenten beitrugen. Unter denselben ist **Edwin** (626—633) als ein väterlicher, aber auch strenger Herrscher nennenswerth. Er war der erste König Northumbriens welcher sich zum Christenthum bekehrte und sich von dem römischen Bischofe

Paulin taufen ließ. Dennoch wollte er seinen Unterthanen und seiner Umgebung die Freiheit des Glaubens belassen, allein der Oberpriester ergriff in Gegenwart Paulin's das Wort und äußerte: „Unsere Götter sind ohne Macht, ich habe ihnen mit größerem Eifer, mit größerer Treue gedient, als das ganze Volk. Ich bin weder der reichste noch der geachtetste: ich bin der Götter überdrüssig." Die ganze Versammlung stimmte ihm bei: als aber Paulin verlangte, die Götzenbilder sollten als Zeichen der Bekehrung umgestürzt werden, zögerten Alle, mit Ausnahme des Oberpriesters. Er verlangte ein Pferd und eine Lanze, sprengte nach dem Tempel und zerschlug die Bildsäulen (s. Abb. S. 427). Das zitternde Volk erwartete irgend ein Zeichen des Zornes seiner Götter; als aber Himmel und Erde stumm blieben, ließen sich alle versammelten Großen und zahlreiche Krieger mit dem Könige taufen.

Hervorragende Regenten waren ferner Egfried (679—685) als tapferer Kriegsheld, ebenso der gefeierte Aldfried (685—705), welcher sich hohe Verdienste um die sittliche Hebung und Bildung des Volkes erwarb. Er war dem gelehrten Beda und dem Mönche Egbert, welche die Bekehrung der Friesen und Sachsen durch Willibrord und die beiden Ewalde einleitete, ein schützender Freund. Ruhmreich regierte ferner Eadbert (737—757); allein auf diesen folgten Thronstreitigkeiten, eine Zeit der greuelvollsten Unruhen, welche maßloses Elend für das ganze Land im Gefolge hatten. Der Thron wurde zur Blutstätte, auf welcher sich die Könige und ihre Mitbewerber durch grausame Ermordungen gegenseitig aufrieben. Der Geschichtschreiber Lingard bemerkt, daß im Laufe von hundert Jahren vierzehn Könige den Thron bestiegen, aber keiner von ihnen im Besitze der Herrschaft gestorben sei. Die Verwirrung und blutige Parteiwuth dauerte fort, bis endlich (827) das Reich mit den übrigen angelsächsischen Königreichen für immer vereinigt wurde.

Das Königreich Ostangeln wurde im J. 575 von einer Schar landender Angeln durch Offa gegründet. Es bietet dem Weltgeschichtschreiber nicht das geringste Interesse; denn es blieb stets unansehnlich und unwichtig, so daß seine Geschichte aus nichts Anderem besteht als einer Reihe von Namen unberühmter Könige, unter denen Redwald (um 630) als der kräftigste genannt wird, ohne daß man von seinen Thaten irgend etwas Hervorstechendes zu berichten hätte. Das Reich fiel schon im J. 792 an Mercia.

Das Königreich Mercia wurde (585) von Crida gestiftet. Es erwarb sich in der Heptarchie eine sehr wichtige Stelle. Insbesondere erlangte es seinen Einfluß durch die Kraft der beiden Könige Penda (624—655) und Offa (758—796), welcher Letztere nicht blos als Gesetzgeber, sondern auch um deswillen wichtig ist, weil er (792) dem Königreiche Ostangeln ein Ende machte. Nach einem kurzen Kriegszuge eroberte er dasselbe und vereinigte es mit Mercia. Er befleckte jedoch seinen Namen durch die hinterlistige Ermordung des Fürsten der Ostangeln, welchen er als Gast bei sich aufgenommen hatte. — Offa war der angesehenste und mächtigste König der Angelsachsen und kam bald in freundliche, bald in feindliche Berührung mit Kaiser Karl. Auch als Gesetzgeber wurde Offa gefeiert. — Unter seinem Nachfolger Cernwulf (796—819), einem Nachkommen Penda's, schwanden für das Königreich die letzten Tage der Macht und Größe dahin. Nach Cernwulf's Tode, der während seines Feldzuges gegen die Ostangeln erfolgte, brachen Thronstreitigkeiten und innere Wirren aus, welche die Eroberung des Landes durch Egbert von Wessex in hohem Grade erleichterten.

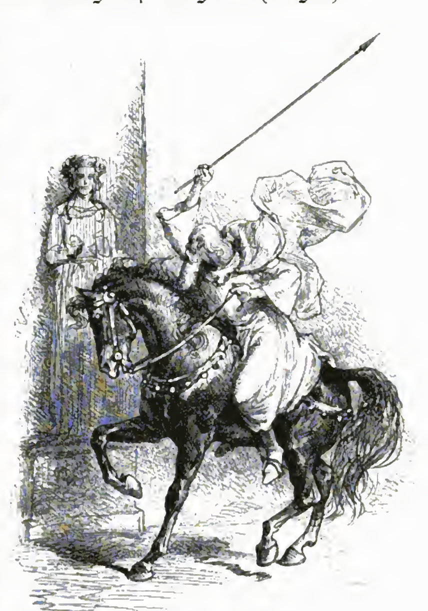
Betrachten wir das Verhältniß dieser sieben Königreiche zu einander, so war jedes derselben zwar selbständig; allein sie erschienen doch alle durch ein gemeinsames Interesse verbunden; zum andern erlangten einige derselben, bald dieses bald jenes, bald zu dieser bald zu jener Zeit, ein gewisses Uebergewicht, eine leitende Stimme, so daß die Heptarchie ohne Uebereinkunft, vielmehr ganz von selbst zu einer Art Föderativstaat sich gestaltete.

Dieser Zustand der Dinge erfuhr eine wesentliche Veränderung durch den schon vorhin genannten König Egbert von Wessex, dem es vorbehalten war, die sieben Königreiche für immer zu einem einzigen zu verschmelzen. — Doch mag diese Vereinigung, so wichtig sie

auch war, mehr von den Umständen herbeigeführt worden als in Egbert's Kopfe entsprungen sein. Denn in der That lagen die Umstände einer solchen Union überraschend günstig. Die kleinern Reiche Sussex, Essex und Ostangeln standen unter der Botmäßigkeit der größeren, wie Kent, Mercia und Northumberland, und gerade diese letzteren fristeten, von inneren Zwistigkeiten zerrissen, nur kümmerlich ihr Dasein, so daß sie auch von einem weniger geschickten Krieger als Egbert wohl erobert worden wären. Egbert hatte sich als Flüchtling dreizehn Jahre am Hofe des großen Karl aufgehalten und sich dort Erfahrung in Behandlung von staatsmännischen Angelegenheiten angeeignet, die er geschickt zu verwerthen wußte, als ihn seine Freunde nach England riefen, um ihn auf den erledigten Thron von Wessex zu erheben.

Die Errichtung des Königreichs England (Anglia).

Bei Egbert's Thronbesteigung war Sussex bereits mit Wessex vereinigt, während Kent und Essex schon im Vasallenverhältniß zu Wessex standen. Als Egbert daher in einem Kriege mit Mercia dies wichtige Reich und das demselben untergebene Ostangeln eroberte (823), mußte naturgemäß der Gedanke der Vereinigung der Heptarchie in ihm aufsteigen. Sehr bald sahen sich jene Reiche zur Unterwerfung gezwungen, so daß nur noch Northumberland als selbstständiges Reich bestand. Aber auch diesem blieb nichts übrig, als sich dem Machtgebot der Waffen zu fügen, als Egbert, die dort herrschenden Thronstreitigkeiten benutzend, es mit seiner Streitmacht überfiel. Es wurde überwunden, und so war denn im J. 827 die Vereinigung der sieben Staaten vollzogen. Egbert vertauschte seinen bisherigen Titel mit dem eines Königs von Anglia, woraus sich bald der Name England bildete. Sein Verdienst bestand im Grunde darin, daß er glückliche Umstände geschickt zu benutzen wußte. Denn sein Kriegstalent war keineswegs so groß. Dies zeigten seine Feldzüge gegen die Normannen, welche — hier „Ostmänner“ oder noch mit mehr Recht „Dänen“ genannt — bald nach der Vereinigung der sieben Staaten (832) in weit größeren Scharen als bisher an den britischen Küsten landeten, um sich bessere Wohnsitze zu erkämpfen.



Der Oberpriester zerstört die Götzenbilder.
Zeichnung von A. de Neuville. (Zu S. 426.)

Egbert konnte nur sehr geringe, oder besser gesagt, nur zweifelhafte Erfolge gegen sie erringen. Kurze Zeit vor seinem Tode berief er eine aus den Unterkönigen und geistlichen wie weltlichen Großen bestehende Reichsversammlung nach London, um über erfolgreichere Vertheidigungsmittel gegen die verheerenden Seeräuberscharen zu berathen.

Sein Sohn und Nachfolger Ethelwolf (836—858), Anfangs für den geistlichen Stand bestimmt, neigte sich infolge seiner mönchischen Erziehung mehr einem friedlichen Wirken als dem Kriegführen zu; und doch belästigten die Dänen gerade unter seiner Regierung das Reich mehr als je zuvor, und selbst ein entscheidender Sieg, den Ethelwolf in Verbindung mit seinem Sohn Ethelstan, Unterkönig in Kent, bei Ockley in Surrey über sie davon getragen, vermochte die immer massenhafter auftretenden schlimmen Nachbarn nicht zurückzuschrecken. Die weiten Küstenstriche Englands vereitelten die Früchte eines jeden Sieges; denn während durch einen solchen, welcher überdies jedesmal theuer erkauft werden mußte, nur die Gegend des jeweiligen Landungsplatzes von den Dänen gesäubert wurde, landete unterdessen anderes Raubgesindel an anderen von Vertheidigern entblößten Gestaden und trieben ihr Unwesen in umso größerer Sicherheit. Aeltere Geschichtschreiber schildern die Einfälle der Dänen als die schrecklichste Plage, welche das oft und hart geprüfte England je betroffen. Die Grausamkeiten, welche diese Heiden auf ihren Raubzügen ausübten, übersteigen alle Beschreibung; Furcht, Betäubung, dumpfer Schrecken bemächtigten sich der Einwohner bei ihrem Herannahen.

Der erste Peterspfennig. Im Jahre 853 sandte Ethelwolf seinen Lieblingssohn Alfred mit großem und reichem Gefolge nach Rom, um ihn durch Papst Leo IV. krönen und salben zu lassen, und zwei Jahre später pilgerte er selbst nach der heiligen Stadt. Er erwarb sich hier die Zuneigung der Römer durch kostbare Geschenke und traf ferner die Bestimmung, daß England jährlich eine bedeutende Summe an Rom entrichten solle, aus welcher Stiftung der Peterspfennig entstand. Die Abgabe führte ihren Namen vom Peterstag, an welchem sie entrichtet werden mußte und wurde von jeder Familie, deren Einkommen dreißig Pfennige überstieg, erhoben. Anfänglich nur zur Unterhaltung der „Schule der Sachsen“ in Rom bestimmt, erreichte sie bald eine solche Höhe, daß sie als die vorzüglichste Einnahmequelle des päpstlichen Stuhles galt.

Ethelbald (858—860), Ethelbert (860—866) und Ethelred I. (866—871), Ethelwolf's drei nacheinander regierenden Söhne sind nur durch ihre Unglücksfälle gegen die Dänen erwähnenswerth. Namentlich unter der Regierung des schwachen Ethelred mußte England die fürchterlichsten Heimsuchungen durch die normannisch-dänischen Seeräuber über sich ergehen lassen. Die Sage berichtet, daß acht Könige und mehr als zwanzig Jarle, worunter zwei Söhne Ragnar Lodbrok's, Ingvar und Ubba, mit der größten Flotte, welche jemals erschienen, an der Küste von Ostanglien gelandet seien. Sie drangen 867 in Northumbrien ein, eroberten York und bemächtigten sich 868 Merciens mit der Stadt Nottingham. Mit Mord und Brand wütheten sie gegen die christlichen Angelsachsen, welche, wenn auch mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfend, den überlegenen Feinden an allen Orten weichen mußten. Das Kloster Croyland wurde erstürmt und in Brand gesteckt, nachdem der Abt am Hochaltar erschlagen worden war; ebenso erging es dem Kloster Medeshamstedt (Peterborough), in welchem eine werthvolle Sammlung von Handschriften mit verbrannte. Die gesammten Klosterinsassen wurden von den Barbaren niedergemacht. Ein gleiches Schicksal traf das Frauenkloster zu Ely. Den jungen ritterlichen König Edmund von Ostanglien, welcher in die Hände Ingvar's gefallen war, ließ dieser auf die Weigerung hin, seinen christlichen Glauben abzuschwören, an einen Baumstamm binden und langsam zu Tode martern. Er wurde infolge dessen in der ganzen Christenheit als „königlicher Heiliger“ verehrt. In Northumbrien, York und Ostanglien setzten darauf die Dänen eigene Könige ein.

Immer neue Dänenscharen überschwemmten das Land, und wenn sie auch 871 in einer furchtbaren Schlacht bei Reading den beiden königlichen Brüdern Ethelred und Alfred, welch Letzterer durch seine Kühnheit den Sieg entschieden hatte, unterlagen, so rächten sie sich doch schon wenige Monate später durch zwei blutige Treffen, das eine bei Merton, in welchem auch die Leiche des Königs Ethelred das Schlachtfeld deckte.



Alfred der Große bei der Hirtin. Zeichnung von P. Leyendecker. (Zu S. 430.)

Zahlreiche dänische und norwegische Familien richteten sich im ganzen Lande häuslich ein, und es schien, als ob diese normännischen Ansiedler sich mit den Angelsachsen in dasselbe theilen sollten, besonders aber setzten sie sich in Mercia und Northumberland fest, von wo aus sie alles Land rings umher durch verheerende Streifzüge heimsuchten. Erst Ethelwolf's viertem Sohne war es vorbehalten, der räuberischen Dänenherrschaft Einhalt zu thun; man hat überhaupt diesen als den eigentlichen Gründer der englischen Größe und Macht anzusehen.

Alfred (871—901), den die Geschichte mit Recht den Großen nennt, hat durch den Adel seiner Gesinnungen, seine hohe geistige Begabung und als ritterlicher Kriegsheld auf die äußere Macht des Reiches einen entscheidenden Einfluß ausgeübt.

Der Anfang von Alfred's kriegerischer Laufbahn war freilich nicht viel versprechend, obgleich man gerade in dieser Beziehung große Hoffnungen in ihn gesetzt hatte, zu welchen sein schöner kräftiger Körper und seine kühnen Jagdthaten berechtigten. — Die Dänen überschwemmten fortwährend die schönsten und blühendsten Landstriche Englands, und wenn es Alfred durch mehrere Treffen auch dahin brachte, daß sie sich dann und wann als geschlagen betrachteten und sich zurückzogen, so war doch an gründliche Besiegung der Feinde um so weniger zu denken, als sie stets bereit waren, Friedensverträge zu schließen, um dieselben bei günstiger Gelegenheit wieder brechen und die vertrauenden Engländer unvorbereitet überfallen zu können. Hierin bestand im Grunde die ganze Kriegsschlauheit der Dänen, dadurch wurden sie den Engländern, denen die Waffenruhe häufig Bedürfniß war, so furchtbar.

Die Gründung der englischen Flotte. Endlich erkannte Alfred, daß dieser seefahrenden Nachbarnation gegenüber eine Vertheidigung der Insellande ohne Flotte unmöglich sein mußte, und aus dieser Erkenntniß entsprang denn die Schöpfung der englischen Seemacht, zu welcher Alfred 876 den Grund legte, indem er bei der damaligen Unbekanntschaft der Engländer mit dem Seewesen durch Friesen und Dänen eine Flotte erbauen und dieselbe auch mit Leuten aus jenen Völkern bemannen ließ. Der Segen dieser Flottenschöpfung zeigte sich schon im folgenden Jahre, indem das neue englische Geschwader bei Snanewic (877) den ersten Seesieg erkämpfte, welchen die heut so berühmte englische Marine errang, wodurch die Dänen aufs Neue zum Frieden genöthigt wurden. Doch die dänische Treulosigkeit machte auch den Preis dieses Sieges zu Schanden.

Alfred's Flucht. Schon im nächsten Jahre (878) erschienen neue dänische Geschwader unter Hastings, verbanden sich mit den auf der Insel ansässigen Dänen unter Guthrun und überschwemmten mit immer mehr wachsenden Menschenschwärmen ganz England dergestalt, daß auch die waffenfähigen Bewohner nach mehreren Niederlagen in die Gebirge flüchten mußten, ein Schicksal, dem selbst König Alfred nicht entgehen konnte. Auch er wandte sich als Flüchtling nach den Gebirgen von Sommerset, wo er unbekannt war und besserer Zeiten harren konnte. Die Sage hat dieses freiwillige Exil, während dessen König Alfred ein ganzes Jahr lang in der Hütte eines Kuhhirten seine Wohnung aufgeschlagen hatte, vielfach poetisch ausgeschmückt. Er soll hier das Leben eines gewöhnlichen Landmannes geführt und mit den Hirten Feldarbeit und Kost redlich getheilt haben. Eines Tages aber, als Alfred mit dem Putzen seiner Waffen beschäftigt war, versäumte er, nach dem Brote zu sehen, dessen Ueberwachung ihm die Hirtin aufgetragen hatte, so daß es zu Kohle verbrannte. Ergrimmt schalt ihn die zurückgekehrte Hirtin, daß er wol stets mitessen, aber nicht fürs Essen sorgen möge, wie es sich gehöre. — Am liebsten verweilte jedoch die Nachwelt bei der schönen Sage, der zufolge sich der König als Harfner verkleidet aus seiner von den Dänen eingeschlossenen Burg Ethelings-Ey, in welcher er eine Schar Getreuer um sich gesammelt habe, in das Lager der Feinde geschlichen sei, um dasselbe, während sich diese an seinen Liedern ergötzten, auszukundschaften.

Niederlagen der Dänen. Als Alfred auf solche Weise gänzlich verschollen war, wiegten sich die Dänen in Sicherheit und übten nachlässig die Befestigung der erlangten Herrschaft, während die Engländer sich allmählich in der Nähe des geheimen Aufenthaltes ihres Königs

versammelten, sich dort verschanzten und auf eine Gelegenheit zum Hervorbrechen warteten. Ein geeigneter Anlaß fand sich sehr bald. Ein Graf Oddune hatte sich mit einer bedeutenden Streitmacht in sein Schloß Kinwith zurückgezogen und wurde dort von den Dänen belagert. Ein glücklicher Ausfall, den er unternahm, und bei welchem die Dänen eine beträchtliche Niederlage erlitten, stählte den lange gebeugten Muth der Engländer und zertrümmerte die stolze Zuversicht der Dänen auch noch deshalb, weil bei jenem Ausfalle das dänische Palladium, die Siegesfahne Reafen, in die Hände der Engländer gefallen war.

Die Fahne führte ihren Namen von dem Raben, dem Vogel Odin's, den — der Sage nach — die Töchter des Ragnar Lodbrok, um den tragischen Tod ihres Vaters zu rächen, unter magischen Formeln eingestickt hatten, und der die Kraft übte, den Muth der Krieger zu entflammen. Der Verlust dieses Heiligthums machte angeblich auf die Dänen einen großen Eindruck. Jetzt glaubte Alfred den Zeitpunkt zu erfolgreichem Angriff gekommen.



Angelsächsische Krieger aus dem zehnten Jahrhundert.
Nach dem sächs. Manuskr. Cleop. C. VIII & Tibor. C. W. Bibl. Cotton sowie nach Dr. Meyrick.

Nachdem er die Stellung des dänischen Heeres in Person ausgekundschaftet hatte, überfiel er den Guthrun bei Eddington (880) und brachte ihm eine vollständige Niederlage bei; ein gleiches Schicksal widerfuhr Hastings bald darauf zur See. Diese beiden Siege Alfred's waren hinreichend entscheidend, die Dänen in ganz England zu unterwerfen. Hastings verließ die Insel, Guthrun versprach Unterthanentreue, ließ sich mit dreißig seiner Edeln taufen und erhielt hierauf von Alfred Ostanglien als Lehen, unter der Bedingung, daß die Dänen ganz nach englischen Gesetzen leben müßten.

Englischer Heerbann (Miliz). Um die wieder errungene Herrschaft zu befestigen, versah Alfred das ganze Land mit festen Schlössern und traf eine Heereseinrichtung, durch die er eine Art stehender Truppen schuf. Er theilte nämlich alle waffenfähigen Bürger in zwei Abtheilungen, die er abwechselnd für die Bedürfnisse des Krieges und des Friedens verwendete, indem die eine als Landeswache unter den Waffen stehen, die andere aber, von den Kriegsbeschwerden ausruhend den Boden bearbeiten mußte. — Die Folgezeit lehrte, daß diese Einrichtung eine überaus zweckmäßige war: denn als Hastings (893) abermals nach England kam,

fand er ein schlagfertiges Heer vor, im Stande, ihn zu besiegen, und wenn dies auch erst nach großen Anstrengungen erreicht wurde, so lag die Schuld davon nicht an der Schwäche der englischen Waffen, sondern einzig und allein an der Uebermacht der Dänen.

London wird Residenz. Nachdem Alfred solcher Art die englische Herrschaft auf der Insel neu begründet hatte und von der Waffenarbeit ausruhen konnte, widmete er sich ausschließlich der Regentensorge für das so lange und vielfach heimgesuchte Land, indem er der Verwaltung, der Rechtspflege und der geistigen Bildung des Volkes neuen Aufschwung zu geben suchte. Handel, Gewerbe und Künste wurden besonders dadurch gefördert, daß Alfred unter vortheilhaften Bedingungen fremde Kaufleute, Handwerker und Künstler ins Land rief. Ueberall erhoben sich neue und zum Theil prächtige Bauten, zu deren Errichtung der König den sechsten Theil seines Einkommens anwies. Städte wurden theils neu gegründet, theils verschönert; und wo sonst Blockhäuser standen, sah man bald große steinerne Gebäude erstehen. — Alfred verschönerte namentlich London und verlegte dorthin die königliche Residenz.

Die englische Verfassung. Bei allen Verbesserungen, welche Alfred auch auf dem Gebiete der Verfassung vornahm, haben wir anerkennend zu bemerken, daß er überall darauf Bedacht nahm, das Wesen und die Grundlage der alten Volksfreiheit unberührt aufrecht zu erhalten. — Die damalige englische Verfassung ruhte völlig auf altgermanischem Herkommen; das Lehnswesen trat nur in einzelnen Zügen hervor.

Die Masse des Volkes bestand aus den grundbesitzenden Freilingen, hier Earle genannt. Hörige waren nur die unterworfenen Briten, und Knechte die Nachkommen der römischen Sklaven und die Kriegsgefangenen. — Der Adel des Landes, die englischen Edelinge, galt als Geleit des Königs und zerfiel in zwei Klassen: die Earle waren die eigentlichen Königslite, aus welchen die Hof- und Staatsämter besetzt wurden, und galten als erster Stand; die Thane bildeten die grundbesitzenden Kronvasallen.

Die Verwaltung und Rechtspflege lagen fast ausschließlich in den Händen des Volkes, welches demzufolge in kleinere und größere Gemeinschaften eingetheilt war, die Tithing, Hundred und Shire hießen. Zehn Familienväter bildeten ein Tithing (Zehnde), welches bei Streitigkeiten ihrer Sippe Recht sprach und für jedes einzelne Mitglied solidarisch verpflichtet war. Entzog sich Jemand beispielsweise dem Gericht, so mußten alle Glieder des Tithing für ihn haften und büßen, wenn sie nicht beweisen konnten, daß sie ihm bei der Flucht keinen Beistand geleistet. — Zehn Tithings machten ein Hundred aus, welches die Streitigkeiten zwischen den Gliedern verschiedener Tithings durch zwölf zu Richtern (Gerefen, Scheriffs) erwählte Männer — das Urbild des späteren Schwurgerichts — entschied, die allgemeinen Angelegenheiten der Gemeinde aber in einer alljährlich abgehaltenen vollständigen Versammlung berieth. Mehrere Hundrede bildeten eine Shire (Grafschaft), deren Vorsteher Ealderman (Aldermann, alter Mann, gleichbedeutend mit dem deutschen Grav) hieß und vom Könige ernannt wurde. — Die Grafschaft versammelte sich jährlich zweimal zur Berathung von kirchlichen und Rechtsangelegenheiten. Außerdem gab es noch eine Art Staatsrath, welcher Witenagemot (Versammlung der Weisen) hieß, aus den vornehmsten Geistlichen und Laien bestand und unter dem Vorsitze des Königs über die allgemeinen Angelegenheiten des Reiches berieth.

Man betrachtet den König Alfred gewöhnlich als den Begründer dieser Verfassung, obgleich dieselbe schon lange vor ihm bestand. Gewiß ist nur, daß er dieselbe geordnet und hier und da verbessert hat. Namentlich geschah dies in Bezug auf die Rechtspflege, welche er mit der größten Unparteilichkeit, aber auch mit unerbittlicher Strenge, ja selbst mit Härte handhabte. Damit jedoch Niemand durch Nichtkenntniß der Gesetze zu Schaden kam, ließ er alle bestehenden Verordnungen zu einem allgemeinen Gesetzbuche zusammen stellen. Wichtige Rechtsfälle mußten dem Könige selbst vorgetragen werden. Er sorgte mit solcher Strenge für die öffentliche Sicherheit, daß man von seiner Regierung sprüchwörtlich sagte: „Wenn ein Wanderer seine Geldtasche auf der Straße verloren hat, wird er

dieselbe nach einem Monat unberührt wieder finden. Man erzählt Alfred habe zur Prüfung der Ehrlichkeit seiner Unterthanen goldene Armbänder an den Landstraßen aufhängen lassen und es sollen diese nur in seltenen Fällen entwendet worden sein.

Nicht minder groß war Alfred's Sorge für die geistige Bildung des Volkes. Die Wissenschaften und ihre Jünger fanden an ihm einen eifrigen Beschützer; die Schulen wurden so eingerichtet, daß sie jedem freien Bürger Gelegenheit gaben, seine Kinder im Lesen, Schreiben und in der lateinischen Sprache unterrichten zu lassen. Während der verheerenden Kriege waren die Klöster zerstört und ihre Insassen getödtet oder vertrieben worden, so daß die Wissenschaften gänzlich danieder lagen. Alfred ließ neue Klöster bauen und zog verdienstvolle, kenntnißreiche Ausländer herbei, welche die gesunkenen Studien wieder auf die Höhe der Zeit brachten. Er ließ die Werke klassischer Schriftsteller in die Landessprache übersetzen und nahm selbst Theil an diesen Arbeiten. So übersetzte er das goldene „Trostbuch der Philosophie" von Boethius, dessen antike Maße er in ergreifender Weise im germanischen Stabreime wiedergab. Ferner lieferte er die Uebersetzung verschiedener Geschichtswerke von Beda und Orosius, sowie von Bruchstücken der Bibel, des heiligen Augustinus, der Fabeln des Aesop ꝛc., und vermehrte sie mit schätzbaren Zusätzen. Wie Karl der Große ging auch Alfred seinen Unterthanen in der Liebe zum Lernen mit gutem Beispiele voran. Schon in frühester Jugend hatte er eine seltene Wißbegier an den Tag gelegt. Man erzählt sich, seine Mutter, die edle und fromme Osberga, habe eines Tages ein schönes Manuskript, eine Sammlung alter sächsischer Heldenlieder, ihren vier Söhnen gezeigt, die um sie herum spielten. „Dieses schöne Buch", äußerte sie, „werde ich demjenigen unter euch geben, welcher es am schnellsten auswendig lernt." Drei der Brüder setzten ihr Spiel unbekümmert um das Buch fort, allein der kleine Alfred nahm dasselbe rasch, suchte einen Lehrer, um ihm die Verse vorzusprechen (denn Alfred lernte erst im zwölften Jahre lesen) und kam bald darauf triumphirend zurück, sich den Preis zu erringen. — Der Eindruck, den diese sächsischen Gesänge schon damals auf ihn gemacht, blieb ein dauernder, mit Vorliebe verweilte er während seines ganzen Lebens bei diesen Liedern. Noch in reiferen Jahren lernte er Lateinisch, und um neben seinen vielfachen Regierungsgeschäften für solche Studien Zeit zu gewinnen, hielt er eine genaue Zeiteintheilung für das zweckmäßigste Mittel. Demzufolge theilte er die vierundzwanzig Stunden des Tages in drei gleiche Theile. Acht Stunden widmete er der Pflege seines Leibes: dem Essen, dem Schlafe und den Vergnügungen; acht Stunden verwendete er zu den Geschäften der Regierung, und acht Stunden



Alfred der Große in seinem Arbeitszimmer.
Zeichnung von A. Maillart.

bestimmte er zu seinen gelehrten Arbeiten und sonstigen geistigen Beschäftigungen, als Gottesdienst, Gebet u. dgl. Den Mangel an Uhren suchte er bei dieser Zeiteintheilung durch Wachskerzen von gleicher Dicke und Länge zu ersetzen. Jede dieser Kerzen brannte vier Stunden lang, und hatte für jede Stunde einen besondern Einschnitt.

Alfred ist der hervorragendste Vertreter des Angelsachsenthums; strahlt auch sein Name nicht in jenem weltgeschichtlichen Glanze, wie derjenige Karl's des Großen, so gab er doch der Geschichte seines Inselvolkes das Gepräge einer in sich abgeschlossenen freien Entwicklung, indem er, an den altgermanischen Einrichtungen festhaltend, seinen Staat auf das Prinzip der Selbstverwaltung gründete. Die Geschichte des Frankenreichs dagegen knüpft sich seit Karl vornehmlich an die Regentenpersönlichkeit; sie ist blutig und ein Abbild des drückendsten Despotismus. — Die durch Alfred befestigte Verfassung hat ihren Segen bis auf den heutigen Tag bewährt.

Eduard I. (901—924), Alfred's Sohn und Nachfolger, trat im Ganzen in die Fußtapfen seines Vaters, trug aber die Krone nicht lange unangefochten. Denn nach dem Gebrauch der Thronfolge gebührte dieselbe dem Sohne Ethelred's I. Ethelwald. Derselbe war bei seines Vaters Tode minderjährig gewesen, und deshalb hatte dem Herkommen zufolge Ethelred's Bruder Alfred den Thron bestiegen. Als dieser nunmehr gestorben und Ethelwald mündig geworden war, erhob der Letztere seine Ansprüche auf den englischen Thron gegen Eduard, der sich in dem Besitz desselben befand. Ethelwald wandte sich an die Dänen in Northumbrien, die ihn mit Schiffen und Mannschaften unterstützten, und es kam zwischen den beiden Vettern zum Kriege, der 907 durch einen glänzenden Sieg Eduard's entschieden wurde, wobei Ethelwald sowie der Dänenkönig das Leben einbüßten.

Die Dänen unterwarfen sich, indem sie das frühere Bündniß erneuerten, und Eduard's kräftiger Arm wußte selbst die Jüten auf der Insel Whigt unter die Herrschaft von Wessex zu bringen. Doch die Ruhe, welche auf diese Weise für das Reich gewonnen worden war, wurde bald darauf von Neuem durch die Dänen gestört. Die Northumbrier brachen den geleisteten Eid und machten in Verbindung mit dem gleichfalls abtrünnigen Owen, König von Gwent in Nordwales, ihre räuberischen Einfälle in Wessex. In einer blutigen Schlacht (917) warf Eduard die Empörer nieder, Owen stürzte sich in sein Schwert und die Dänen schworen aufs Neue Gehorsam. — Nun drohte dem Reiche an seiner nächsten Wassergrenze ein noch gefährlicherer Feind zu erstehen. Rollo, ein norwegischer Flüchtling, war (912) mit einer Schar kühner Normänner an der französischen Küste gelandet und hatte dort, wie wir in der Geschichte Frankreichs gesehen haben, das Herzogthum Normandie gegründet, von wo aus er Lust zu haben schien, mit seinen gefürchteten Scharen größere Eroberungen zu verfolgen. Um daher nicht sowol gegen diese neuen Feinde, als auch gegen die alten, die Dänen und Walliser, geschützt zu sein, oder ihren Einfällen wenigstens leichter begegnen zu können, führte Eduard an den Grenzen, und namentlich an der Südküste Englands, ein gründliches Befestigungssystem durch, indem er an allen ausgesetzten Punkten theils die alten Anlagen der Römer, wie in Chester, wiederherstellen, theils neue Stadtburgen, wie Hereford, Stafford, Tamworth u. s. w., anlegen ließ. Eduard hatte sich infolge dessen während der übrigen Zeit seiner Regierung vor den gefährlichen Nachbarn auch wirklich Ruhe verschafft. Mit um so größerem Erfolge konnte er seinen kriegerischen Eifer gegen die übrigen Grenzvölker richten, die das Reich beunruhigten.

Gründung des Königreichs Schottland. Eduard machte namentlich siegreiche Einfälle in das nördlich von England gelegene Gebiet, welches jetzt unter dem Namen Schottland häufiger in die Geschichte eingreift. Hier hatte zu Anfang dieses Zeitraums (840) ein König der Scoten, Kenneth, die Pikten völlig unterworfen, ihr Land in Besitz genommen und so das Königreich Scotland (Schottland) gegründet.

Eduard hat sich auch in den Werken des Friedens als ein sehr würdiger Nachfolger seines Vaters erwiesen; die Wissenschaften, die Rechtspflege sowie die Kirche fanden in ihm

einen eifrigen Beschützer. Eine seiner Töchter, Ogiva, war mit Karl dem Einfältigen vermählt, dieselbe, welche mit ihrem dreijährigen Sohne Ludwig nach England geflohen war, um den Verfolgungen der fränkischen Großen zu entgehen (s. S. 394).

Ethelstan. Nach Eduard's Tode gelangte durch Wahl des Volkes sein natürlicher, mit Elgwina, seiner Konkubine, erzeugter Sohn Ethelstan (924—940) auf den Thron, den er durch glänzende Waffenthaten zierte. Er hatte eine seiner Schwestern dem northumbrischen Fürsten Sithrik in zweiter Ehe vermählt; als dieser aber schon nach einem Jahre starb, überging Ethelstan die Ansprüche der Söhne desselben aus erster Ehe und riß die Besitzungen Sithrik's an sich. Guthfred, der älteste dieser Söhne, suchte mit Hülfe der in Irland und Schottland angesiedelten Wikinger seine Rechte auf Northumbrien wieder geltend zu machen; allein der tapfere Ethelstan warf seinen Gegner nieder, behauptete sich in York und zwang selbst die aufständischen Waliser in ein drückendes Abhängigkeitsverhältniß. — Ethelstan gelangte bald zu solchem Ansehen, daß der mächtige Graf Hugo von Paris um seine Schwester warb, ja 930 vermählte sich der deutsche König Otto I. mit einer andern Schwester, der tugendreichen Editha, und König Harald von Norwegen soll seinen Sohn Hakon zur Erziehung an den Hof Ethelstan's gesandt haben. Seinem Einfluß war es auch zu einem großen Theile zuzuschreiben, daß sein Neffe, Ludwig der Ueberseeische, auf den westfränkischen Thron gelangte.

Allein das Schwert sollte in seiner Hand nicht ruhen. Analav, der zweite Sohn Sithrik's, verbündete sich mit den Dänen in Irland, den Briten in Cornwallis und Wales, sowie noch mit dem Könige Konstantin von Schottland, um sein väterliches Erbe zu gewinnen. Der ebenso schlaue wie kühne Analav, der sich bereits der Stadt York bemächtigt und ein zahlreiches Heer um sich gesammelt hatte, war ein gefährlicher Gegner. Allein die Kriegskunde und die strenge Zucht der Angelsachsen war dem zügellosen Ungestüm der Nordländer überlegen, und in dem letzten großen Entscheidungskampfe zwischen Kelten und Germanen in der berühmten Schlacht bei Brunanburg (937) errang Ethelstan einen glänzenden Sieg, der seine Feinde auf immer niederwarf. Fünf keltische Könige und sieben Jarle deckten das Schlachtfeld. Der heiße Kampf bei Brunanburg wurde von den Angelsachsen wie von den Skandinaviern vielfach in Liedern und Sagen besungen; denn auf beiden Seiten, auch in Ethelstan's Heere, hatten nordländische Wikinger gekämpft. Drei Jahre nach dieser Schlacht starb Ethelstan (27. Oktober 940), hoch angesehen und verehrt von seinem Volke wegen seiner Ritterlichkeit, seiner Gerechtigkeitsliebe, und vor Allem wegen seiner Fürsorge für die Entwicklung des städtischen Gemeindewesens.

Ethelstan's Nachfolger, Edmund I. (940—946), sein Halbbruder und Eduard's ehelicher Sohn, wurde schon nach sechsjähriger bedeutungsloser Regierung, durch Leolf, einen Raubritter, an seiner eigenen Tafel ermordet.

Kirchliche Zustände. Edred (946—955), dessen Nachfolger, ist ebenfalls von geringer Bedeutung. Unter ihm begann der Abt von Glastonbury, der später unter die Heiligen versetzte Dunstan, bereits jene Rolle zu spielen, die nachmals so tief in die politischen Verhältnisse des Reiches eingriff. Dunstan, dem römischen Stuhle streng ergeben, begann sein öffentliches Wirken damit, daß er eine Reformation der Geistlichkeit ins Leben rief. Zuerst wurden die Mönche der strengen Benediktinerregel unterworfen; hierauf sollten die Weltgeistlichen zur Ehelosigkeit und zum gänzlichen Entsagen alles weltlichen Verkehrs gezwungen werden. Allein inmitten dieser Reformen starb König Edred, und Dunstan's Wirken hatte vorläufig ein Ende.

Edwin (955—957), Edmund's Sohn und Edred's Nachfolger, war ein Feind des Klerus, und Dunstan's im Besondern. Die unter Dunstan herangebildete strenggläubige Partei hatte nämlich an der Vermählung Edwin's mit Ethelgiva, wegen ihrer zu nahen Verwandtschaft mit dem Könige, Aergerniß genommen, und wollte die Ehe nicht als rechtsgiltig anerkennen. Als nun während des Krönungsmahles der König sich entfernte, um

Ethelgiva aufzusuchen, kam der Aerger der Geistlichkeit unverhohlen zum Ausbruch, und es ward Edwin, im Auftrage des Erzbischofs Odo, von Dunstan und einem andern Geistlichen mit Gewalt nach dem Festsaale zurückgebracht. Diese arge Verletzung seiner Würde veranlaßte den König, sich mit der Gegenpartei der Neuerer in Verbindung zu setzen und strenge Maßregeln gegen Dunstan und seine Anhänger zu ergreifen. Dunstan entfloh nach Flandern, während seine und Anderer Abteien und Güter eingezogen wurden. Allein schon war die Macht der englischen Geistlichkeit bedeutend genug, um durch Wühlereien einen König zu stürzen. Edwin fiel denselben schon nach zweijähriger Regierung zum Opfer, indem er durch einige von der Geistlichkeit zur Empörung angereizte Großen abgesetzt wurde. Auch seine Gattin Ethelgiva erlag dem Aufruhr. Erzbischof Otto trennte sie gewaltsam von ihrem Gatten, steckte sie in ein Kloster und ließ ihr schönes Gesicht durch glühende Eisen bis zum Entsetzen verunstalten. Als sie deßungeachtet aus ihrer Verbannung zurückkehrte, um ihren Gatten aufzusuchen, und den Leuten des Erzbischofs in die Hände fiel, ließ dieser Diener des Evangeliums das unglückliche Weib durch Schnitte in die Sehnen ihrer Beine so fürchterlich verstümmeln, daß sie nach einigen Tagen unter den gräßlichsten Qualen verschied. — Kurze Zeit darauf fand auch Edwin in Glocester sein Ende, wahrscheinlich durch die Hand eines gedungenen Mörders.

Edgar, sein Bruder und Nachfolger (957—975), war der Mann, wie die Geistlichkeit ihn brauchte. Als ihr beständiger Freund und Günstling überließ er ihr — während er selbst allen Gelegenheiten zur Ausschweifung nachging — die ganze Regierung, deren sich besonders der zurückgerufene und zum Erzbischof von Canterbury erhobene Dunstan bemächtigte. — Dieser war während Edgar's Lebzeiten der eigentliche Regent Englands. Allein man muß es bekennen, daß er dies Amt mit Geschick und zum Theil auch zur wahren Wohlfahrt des Landes verwaltete. Vor allen Dingen sorgte er dafür, daß das Reich von außen her nicht beunruhigt wurde, sondern eines vollkommenen Friedens genoß, was er dadurch bewerkstelligte, daß er die englische Flotte regelmäßig die Küsten befahren und dadurch die Feinde von Landungsversuchen abschrecken ließ. Mochte diese Fürsorge für den Frieden des Landes bei Dunstan auch nur aus dem Umstande entspringen, daß er des Friedens bedurfte, um sein Reformationswerk vollenden zu können, was denn auch vollständig gelang, so krönnte doch ein heilsamer Erfolg sein Thun; denn das Land erfreute sich während jener Friedensperiode einer größeren Wohlfahrt als je. Auch Edgar trug etwas dazu bei; trotz aller Ausschweifungen und seiner Nachgiebigkeit der Geistlichkeit gegenüber, war dieser ein tapferer Kriegsmann, der besonders in seinen Unternehmungen gegen die Dänen in Irland von Glück begünstigt wurde. Er eroberte Dublin und unterwarf sich die Fürsten der nördlichen Landschaften, so daß auf einer Seefahrt um sein Reich auf dem Deeflusse nach dem Kloster St. Johann acht Unterkönige die Ruder führten, während er selbst das Steuer regierte. Er legte sich den stolzen Titel bei: „König der Angelsachsen und Beherrscher der Inseln und Seekönige."

Auf Edgar folgte dessen erstgeborener, erst dreizehnjähriger Sohn Eduard II. (975 bis 978). Er regierte nur drei Jahre als blindes Werkzeug Dunstan's und seiner Benediktinischen Anhänger. Seine Stiefmutter Elfrida ließ ihn umbringen, um ihrem eignen Sohne die Krone zu verschaffen, welche dieser nach Eduard's Ermordung denn auch erhielt.

Das Land hatte Ursache, den Tausch zu beklagen; denn Ethelred II. (978—1016), der „Unberathene" genannt, führte zwar eine lange, aber auch die unglücklichste Regierung, welche die englischen Jahrbücher aufzuweisen haben. Dunstan, von den Feinden des Reichs gefürchtet, hatte, nachdem er auch diesem Könige noch zehn Jahre berathend und schützend zur Seite gestanden, sich in die Einsamkeit zurückgezogen, um bis zu seinem Tode (988) religiösen Betrachtungen zu leben. Diesen Umstand machten sich die Nachbarn zunutze, ihren lang verhaltenen Grimm gegen das unglückliche Land auszulassen.

Dänische Einfälle. Im Jahr 994 langten Norweger unter Olaf und Dänen unter Sven mit solcher Uebermacht auf der Insel an, daß dem schwachen Ethelred der

Muth fehlte, an eine Vertheidigung zu denken, und das Land unter den furchtbaren Heimsuchungen fast zu Grunde ging. Ethelred ließ sich schließlich herbei, den Frieden zu erkaufen; allein die kecken Eindringlinge wußten die gute Erwerbsquelle zu schätzen, sie brachen den erkauften Frieden in jedem günstigen Augenblick, um neue Abfindungssummen zu erzwingen. Zur Herbeischaffung dieser fortwährenden Opfer mußte dem Reiche eine neue drückende Abgabe auferlegt werden, welche unter dem Namen Danegeld berüchtigt ist. Das Danegeld erhielt sich noch Jahrhunderte nach Vertreibung der Dänen als Steuer zur Bestreitung der Kriegsbedürfnisse. Aber auch dies reichte nicht aus, und Ethelred sah sich endlich nach Beistand um, den er durch eine Heirath mit Emma, der Schwester des mächtigen Herzogs Richard II. von der Normandie, zu erlangen hoffte. Der Vortheil dieser politischen Heirath wurde jedoch durch ein Ereigniß vernichtet, welches als die Ursache zu betrachten ist, daß England endlich wieder unter dänisches Scepter gerieth.

Auf das plötzlich auftauchende Gerücht, daß die Dänen dem König und den Earlen nach dem Leben trachteten, erließ Ethelred (1002) den heimlichen Befehl, sämmtliche in seinen Staaten befindliche Dänen, „die da in der Insel entstanden seien, wie das Unkraut unter dem Weizen“ an einem bestimmten Tage umzubringen. Es geschah, und viele Tausende von Dänen büßten auf diese Weise ihr Leben ein. Ja selbst Kinder und englische Frauen, welche sich den Dänen gewogen zeigten, wurden von dem rachedürstenden Volke niedergemacht. Das Ereigniß hat von der Geschichte den Namen die dänische Vesper erhalten.

Allein der Rächer ließ nicht lange auf sich warten. Sven erschien mit einem furchtbaren Dänenheere, um das Land büßen zu lassen, was im Grunde der Fürst desselben verschuldet. Der blutigen Verheerung, welche er über das Reich verhängte, konnte nur ein neuer Tribut, diesmal auf kurze Zeit, ein Ende machen so daß der Name der Dänen den Engländern schrecklicher wurde, als es der Name eines Atilla dem Festlande jemals gewesen.

Aufrichtung der dänischen Herrschaft. Die Flucht Ethelred's und seine Rückkehr nach Sven's Tode, ebenso die Eroberung Englands durch Kanut den Großen wurde bereits in der dänischen Geschichte erwähnt. Schon im ersten Jahre nach Sven's Tode erschien Kanut mit einer mächtigen Flotte an Englands Küste (1015), um seine Ansprüche auf das väterliche Erbe geltend zu machen. Sein Heer vermehrte sich noch durch den Uebertritt der meisten Fürsten des Nordens und besonders des verrätherischen Grafen Edric von Mercien, welchen Ethelred neben seinem Sohne Edmund zum Anführer der englischen Streitkräfte ernannt hatte. Der feige Ethelred flüchtete sich hinter die Mauern Londons, und als er im nächsten Frühjahr starb, hatte schon der größte Theil des Landes Kanut als König von England anerkannt. Nur der ritterliche Edmund, der sich durch seine Tapferkeit den Beinamen „Ironside“ (Eisenseite) erworben, leistete in London heldenmüthigen Widerstand. Nach drei mörderischen Schlachten mußten die Dänen die Belagerung aufgeben; erst als in der großen Entscheidungsschlacht bei Assandun (Ashdown) durch wiederholten Verrath Edric's, der wieder zu den Angelsachsen zurückgekehrt war, der sichere Sieg den Letzteren noch in der letzten Stunde entrissen wurde, schlossen die beiden Fürsten einen Theilungsvertrag ab, nach welchem Edmund Herr im Süden, Kanut Herr im Norden des Landes sein sollte. Aber unmittelbar darauf fand Edmund in London seinen Tod, wahrscheinlich durch Mörderhand (30. November 1016), wie Einige behaupten auf Veranlassung des hinterlistigen Edric, Andere auf Anstiftung des Dänenkönigs. Kanut wurde nunmehr durch eine Reichsversammlung in London zum alleinigen Herrscher Englands erwählt unter Ausschluß aller Verwandten Edmund's von der Thronfolge, die theils verbannt, theils ermordet wurden. Auch der Verräther Edric fand ein blutiges Ende, indem er in London durch den Earl Erich erschlagen und sein Leichnam in die Themse geworfen wurde.

Kanut wußte seine Herrschaft mit eisernem Arme zu befestigen. Nicht allein die angelsächsischen, auch die dänischen Großen, welch Letztere als Eroberer größere Rechte beanspruchten, warf er unbarmherzig nieder, so daß sein Bestreben, die Vereinigung der

verschiedenen zum Theile widerstrebenden Elemente zu einem nationalen Ganzen, sowie die Kräftigung der königlichen Gewalt bald von durchgreifendem Erfolge begleitet war. Nun wandte er sich mit verdoppeltem Eifer den Werken des Friedens zu. Vor Allem richtete er sein Augenmerk auf die Rechtszustände des Landes, die er auf einem großen Reichstage zu Oxford den neuen Verhältnissen anpassen ließ. Um die Durchführung seiner Gesetze besser zu überwachen, durchreiste er selbst seine englischen Staaten und entschied zahlreiche Rechtsfälle in eigener Person. Auch die Kirche fand in ihm einen eifrigen Beschützer. Er unterdrückte die Ueberreste des Heidenthums, das durch die eingewanderten Dänen neue Nahrung erhalten hatte. Der Landbau blühte unter ihm wieder auf; Wege, Brücken, Kirchen und Kapellen wurden wieder hergestellt, und das so schwer heimgesuchte Land begann sich durch die friedliche Staatskunst des großen Königs allmählich zu erholen.

Harald und Hartaknud (1035—1042). Allein England sollte sich dieser neubelebenden Friedenszeit nicht lange erfreuen, denn mit Kanut's Tode (1035) brachen auch schon wieder neue Wirren über das Reich herein. Kanut oder Knud hatte drei Söhne hinterlassen, Harald, Sven und den mit Emma, der Wittwe Ethelred's, erzeugten Hartaknud, welcher bei Kanut's Tode noch unmündig war. Kanut theilte nun sein Reich unter dieselben, indem Hartaknud Dänemark, Sven Norwegen und Harald England erhalten sollten. Unter dem Einflusse des mächtigen Grafen Godwin von Wessex, sowie der Königin Emma entschied sich jedoch ein großer Theil der Bevölkerung des Südens Englands für Hartaknud, während zu gleicher Zeit die angelsächsischen Einwohner ihre Stimme für Eduard, den Sohn Ethelred's und Emma's, erhoben, der sich bisher in der Normandie aufgehalten hatte. Hartaknud verweilte noch in Dänemark, als Eduard mit einer Schar Normannen in Southampton landete, aber nichts gegen das durch seine eigene Mutter gegen ihn aufgereizte Land auszurichten vermochte, so daß er wieder nach der Normandie zurückkehren mußte. Dieser Mißerfolg entmuthigte jedoch seinen Bruder Alfred nicht, welcher im folgenden Jahre (1037) eine neue Landung versuchte. Allein durch den Verrath des Grafen Godwin, welcher ihn unter falschen Vorspiegelungen nach Guilford gelockt hatte, fiel er sammt seinen Getreuen in die Hände Harald's. Die Truppen des Letztern hatten während der Nacht Guilford umstellt; mit Anbruch des Tages wurden sämmtliche Normannen, ihrer sechshundert, mit kaltem Blute niedergemetzelt. Alfred selbst starb, seiner Augen beraubt, schon wenige Tage darauf. Nun wurde Harald, wegen seiner Vorliebe für die Jagd der „Hasenfüßige“ genannt, zum alleinigen Herrscher über England ausgerufen. Emma verbannt, floh nach Brügge, wo sich bald darauf auch Hartaknud einfand; schon waren Beide im Begriff, eine neue Invasion in England zu bewerkstelligen, als sie die Nachricht vom Tode Harald's traf, und zugleich eine Gesandtschaft der dänischen und englischen Großen Hartaknud die Krone Englands anbot.

Hartaknud regierte jedoch nicht lange, und selbst während dieser kurzen Zeit lagen die Zügel der Regierung beinahe gänzlich in den Händen Godwin's und Emma's. Dem Trunke und einem wüsten ausschweifenden Leben ergeben, unterlag er seinen Sinneslüsten, bei einem Hochzeitsfeste vom Schlage gerührt (1042).

Eduard, der Bekenner (1042—1066). Mit Hartaknud endigte die dänische Herrschaft in England, indem Godwin das Land zu Gunsten Eduard's stimmte und ihn aus der Normandie zurückrief, wo er übrigens mehr als Mönch denn als Prinz gelebt hatte. Schwach von Charakter und dem Lande entfremdet, blieb er jedoch vorerst nur ein Werkzeug in den Händen des mächtigen Grafen Godwin, dessen liebreizender Tochter Editha er die Hand reichte, ohne sie jedoch zu lieben oder sich ihr auch späterhin zu nähern. „Entweder aus Abneigung gegen ihre Angehörigen, oder wahrscheinlicher in Beobachtung alter strenger Gelübde schied er sich in mönischer Enthaltsamkeit von seiner Gemahlin ab.“ Auch seine Mutter sah sich von ihm mit Kälte behandelt; er beraubte sie ihrer Schätze, und sie mußte abermals eine Zuflucht in Brügge suchen.



Harald's Eidschwur. Zeichnung von P. Leyendecker.

Die Verwaltung des Reiches hatte Godwin sowie dessen sechs Söhne an sich gerissen; sie geboten beinahe über den ganzen Süden. Aber ebenso mächtig war ihr Rivale der Graf Leofric von Mercien, während Siward den ganzen Norden bis zur Grenze Schottlands hielt. Glücklicherweise für den König befehdeten sich diese Großen gegenseitig, und er benutzte ihre Feindseligkeiten, um das Volk selbst von ihrem Drucke zu befreien. — Obgleich er das Danegeld unterdrückte und durch seinen frommen Lebenswandel die Achtung seiner Unterthanen sich in hohem Grade erwarb, konnten ihm die Engländer doch nicht verzeihen, daß er dem normännischen Wesen in auffallender Weise ergeben war. Er konnte nicht ohne seine Jugendfreunde aus der Normandie leben, sprach meist normännisch, kleidete sich normännisch und bevorzugte die normännischen Fremdlinge bei Besetzung aller höheren Aemter. Der Einfluß der normännischen und fränkischen Großen am Hofe Eduard's wurde schließlich ein so entscheidender, daß Godwin und seine Söhne ihrer Besitzungen und Güter beraubt und aus dem Lande verwiesen wurden. Sogar die Königin wurde von Eduard verstoßen und in ein Kloster gesandt.

Godwin hatte jedoch mit seiner Familie am flandrischen Hofe Zuflucht gefunden und erschien von hier aus bald mit drei Schiffen an der Küste von Kent, während seine Söhne Harald und Leofwin von Irland aus die westlichen Provinzen Englands zu bedrängen suchten (1052). Kurze Zeit darauf vereinigten sie sich, und unter stetigem Zuwachse ihrer Anhänger erschienen sie bald vor den Mauern Londons, wo sich der rathlose König von seinen eiligst flüchtenden normännischen Höflingen verlassen sah. Godwin verlangte für sich und seine Söhne nur die Widerrufung des früheren Verdammungsurtheiles sowie die Rückgabe ihrer Besitzungen, was denn auch durch das einberufene „Witenagemot“ bestätigt wurde.. Sämmtliche normannische Großen, geistlichen wie weltlichen Standes, mußten dagegen das Land meiden. Als Geisel für ein botmäßiges Verhalten übergab Godwin seinen jüngsten Sohn sowie einen seiner Enkel dem Könige, welcher dieselben der Obhut des Herzogs der Normandie anvertraute.

Im folgenden Jahre starb Godwin plötzlich bei einem Mahle (1053). Zu gleicher Zeit verschied sein alter Rivale Siward von Northumbrien, welcher nicht im Bette sterben wollte, sondern den Umstehenden zurief: „Erhebt mich, damit ich aufrecht wie ein Kriegsmann sterbe, und nicht liegend wie eine Kuh; gebt mir meinen Panzer und meinen Helm, ich will den Tod in voller Rüstung erwarten.“ — Es ist derselbe Held, welchen uns Shakespeare in Macbeth zeigt, der, ehe er seinen Sohn beweint, seine Wunden untersucht und sich in seinem Schmerze mit dem Gedanken tröstet, daß er als braver Krieger dieselben alle vorn erhalten habe. — Harald folgte seinem Vater in Wessex, während Northumbrien Tostig, einem andern Sohne Godwin's verliehen wurde.

Nach dem Tode Godwin's regierte Eduard noch über zwölf Jahre, während welcher er sich hauptsächlich den Werken des Friedens widmete. Unter diesen verdient insbesondere Erwähnung die Zusammenstellung der englischen Gesetze in einen allgemeinen Codex, verbunden mit durchgreifenden Verbesserungen in der Rechtspflege. Einer Pilgerfahrt nach Rom, zu welcher der überaus fromme König sich anschickte, widersetzte sich der Witenagemot.

Harald in der Normandie. Eduard hegte tiefe Freundschaft für Harald und war sehr besorgt um ihn, als derselbe den Entschluß faßte, nach der Normandie überzusetzen, um seinen Bruder Wulfnot und seinen Neffen Hako, welche nun schon seit zehn Jahren, wie oben erwähnt, als Geiseln der Obhut des Herzogs Wilhelm von der Normandie übergeben waren, von diesem zurückzufordern. Gegen Erwarten wurde jedoch Harald von dem Normannenherzoge mit großen Ehren aufgenommen, indessen, wie die Sage berichtet, nur in der Absicht, ihn für die Eroberungspläne Wilhelm's auf England zu gewinnen. Unvorbereitet und überrascht wie Harald war, soll er dem Herzoge auf dessen Ansinnen versprochen haben, ihm zur Erlangung der Krone Englands nach des kinderlosen Eduard Tode behülflich zu sein. Wilhelm begründete seine Rechte auf ein Versprechen, welches

ihm Eduard, als sie wie zwei Brüder unter demselben Dache wohnten, gegeben habe, dahin lautend, daß, wenn je Eduard den Thron seiner Väter wieder gewinnen sollte, er Wilhelm zum Erben seines Reiches einsetzen würde. Der schlaue Herzog wußte den überdies eingeschüchterten, ganz in seine Gewalt gegebenen Harald noch durch die Leistung eines Eides fester zu binden, indem er vor dem abermals überraschten Sachsen plötzlich ein Meßbuch aufschlagen ließ und ihm zurief: „Harald, ich verlange von dir vor dieser edlen Versammlung, mir durch einen Schwur zu bekräftigen, was du mir versprochen, mir zur Besitzergreifung Englands nach dem Tode Eduard's deinen Beistand zu leisten."

Harald leistete der Aufforderung Folge, wenn er auch nur geringe Neigung hegte, seine Worte durch die That zu bekräftigen. Wilhelm ließ ihn hierauf ziehen, indem er ihm seinen Neffen Hako auslieferte, dagegen seinen Bruder zurückhielt, welchen er selbst nach England mitzubringen versprach.

Eduard's Ende. Der alte König war von diesen Vorgängen wenig erbaut; er wünschte nur, daß all' das daraus folgende Unglück nicht während seines Lebens über das Land hereinbreche. — Er hatte zur Sühne für die unterlassene Pilgerfahrt nach Rom die Westminster-Abtei erbauen lassen; die Einweihung derselben war seine letzte Handlung, Weihnachten 1065. Den 6. Januar 1066 starb er; kaum war er in der Westminster-Abtei beigesetzt, so erklärte auch schon der versammelte Witenagemot Harald zum Könige von England, wobei der erbberechtigte Atheling, Enkel Edmund's Eisenseite, wegen zu großer Jugend übergangen wurde, und noch weniger die stolzen Ansprüche des Herzogs von der Normandie Berücksichtigung fanden.

Wilhelm der Eroberer.

Wilhelm war der natürliche Sohn des Herzogs Robert I. von der Normandie, der wegen seiner grausamen Kriegführung den Beinamen des Teufels erhielt; auch soll der Letztere durch die Ermordung seines Bruders Richard III. (1026—1028) erst zur Herrschaft gelangt sein Die Mutter Wilhelm's, Arlette, war die Tochter eines Kürschners aus Falaise. Als Robert I. eine unter den Normannen oft gebräuchliche Pilgerreise nach Jerusalem unternahm, wollten sich die Großen dieser Reise widersetzen, weil das Land ohne Herrscher bliebe. „Meiner Treu", entgegnete Robert, „ich lasse euch nicht ohne Herrn, ich habe einen kleinen Bastard, welcher wachsen wird, so es Gott gefällt; wählt ihn zum Herzog, und er sei mein Nachfolger." Die Normannen leisteten dieser Aufforderung Folge; als aber die Nachricht eintraf, Robert sei auf seiner Pilgerfahrt zu Nikäa in Bithynien gestorben, versagten viele der Großen dem unmündigen Bastard die Huldigung, und es kam zum offenen Kampfe, in welchem das Leben Wilhelm's mehr als einmal in Gefahr schwebte. Aber seine Parteigänger trugen schließlich den Sieg davon, und als er später sich mit Mathilde, der Tochter des mächtigen Grafen Balduin von Flandern, vermählte, befestigte er unter dem Schutze derselben, wie nicht minder durch seine eigene Entschlossenheit und Kühnheit die Herrschaft über die unruhigen und widerspenstigen Normannen. Wie wenig er sich an die Einwendungen gegen die Illegitimität seiner Geburt kehrte, beweist, daß er sich nie anders unterzeichnete, als: „Wilhelmus Bastardus".

Er entwickelte frühzeitig einen Reichthum geistiger Gaben und seine eiserne Entschlossenheit, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckend, machte Alles seinem Willen unterthan. Dabei war ihm seine von Drangsalen erfüllte Jugendzeit eine lehrreiche Schule der Erfahrung gewesen, so daß er mit allen Mitteln und Eigenschaften eines Eroberers ausgerüstet, sich zum Heerführer und machtvollen Herrscher emporzuschwingen vermochte.

Als Wilhelm die Nachrichten von Eduard's Tode und Harald's Thronfolge erhielt, und der Wortbruch Harald's noch dadurch bekräftigt wurde, daß dieser unmittelbar nach seinem Regierungsantritt alle Spuren normannischen Wesens und normannischer Einrichtungen in England gewaltsam unterdrückte, gerieth er in die heftigste Gemüthsbewegung. „Es giebt kein Mittel gegen den Tod Eduard's", rief er, „aber es giebt eines gegen den Meineid Harald's!" Er hatte den Entschluß gefaßt, seinen vermeintlichen Ansprüchen auf

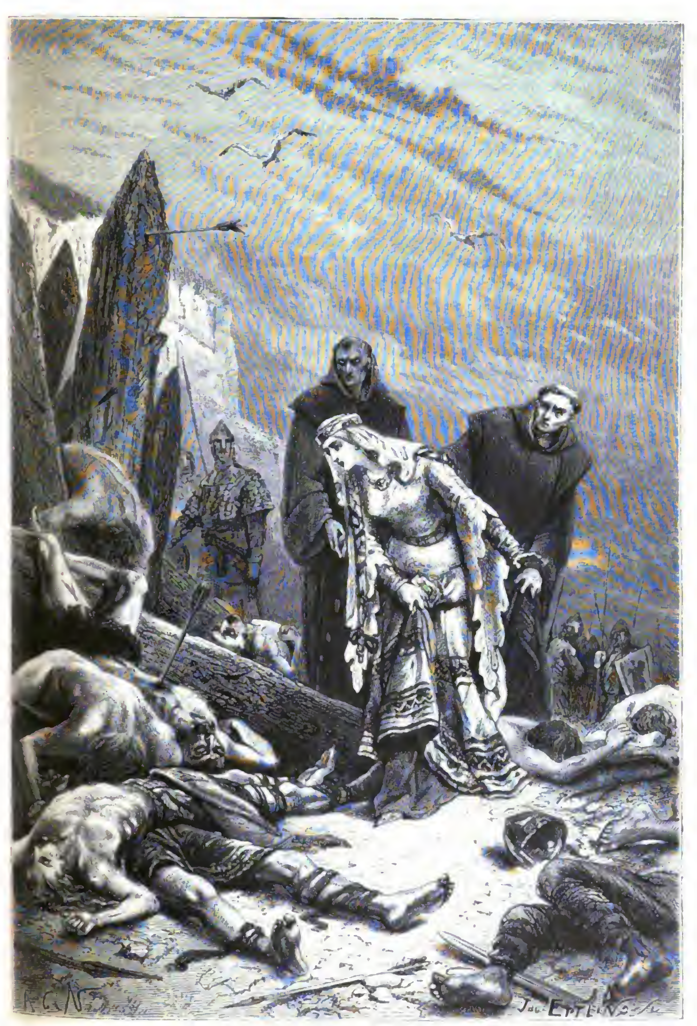
die Krone Englands mit Waffengewalt Nachdruck zu geben. Nicht allein die normännischen Großen nährten seine Eroberungsgelüste, auch der eigene Bruder Harald's, Tostig, der wegen seiner tyrannischen Regierung aus Northumbrien vertrieben worden war, bot Wilhelm seinen Beistand an. Dem Letztern, welcher nicht leichthin handeln wollte, war jede Hülfe willkommen. Er rüstete Tostig mit einigen Schiffen aus, und dieser, unterstützt von dem Herzog von Flandern und dem Könige Harald Hadrada von Norwegen, landete in England und ergriff nach einer heißen Schlacht bei York wieder Besitz von seinem Reiche. Aber Harald rückte ihm mit großer Heeresmacht entgegen; es kam bei Stamfordbridge am Flusse Derwent zu einem blutigen Treffen, in welchem Tostig sowie der norwegische König ihren Tod fanden und Harald Sieger blieb.

Während dieser Vorgänge suchte Wilhelm seinem beabsichtigten Eroberungszuge nach England allen Schein des Rechtes zu verleihen, sowie durch die erforderliche Machtentfaltung den Erfolg zu sichern. Vor Allem wußte er den Papst Alexander II. auf seine Seite zu bringen, indem er an denselben Lanfranc, den Abt des Klosters St. Etienne zu Caën, als Unterhändler absandte. In Rom war man den Engländern schon wegen der Unbotmäßigkeit der angelsächsischen Kirche wenig geneigt, so daß nach abgelegtem Versprechen, dem apostolischen Stuhle größeren Einfluß zu verschaffen und den Peterspfennig wieder einzuführen, der Papst sich bewegen ließ, Harald wegen seines Meineids zu verdammen und Wilhelm den Segen zu seinem Unternehmen zu ertheilen. Er sandte dem Normannenherzoge eine geweihte Fahne und einen Ring mit einem Haare des heiligen Petrus, gleichsam zum Zeichen einer päpstlichen Belehnung mit dem zu erobernden Lande.

Unterdessen betrieb Wilhelm die Werbungen eines mächtigen Eroberungheeres, dessen Kern allerdings Normannen bildeten, während die Hauptmasse aus abenteuernden Fürsten und Rittern des ganzen westlichen Festlandes bestand. Schon damals hatte die Sucht nach abenteuerlichen Kriegszügen unter der Ritterschaft Wurzel gefaßt; Wilhelm ward es nicht schwer durch große Verheißungen von Beute und Lehen aus allen Gegenden Streiter an sich zu ziehen.

Landung in England. Während Harald seinen Sieg über Tostig feierte, traf ihn plötzlich die Nachricht von der Landung der Normannen. An der Spitze eines Heeres von 60,000 kampflustigen und beutesüchtigen Kriegern hatte Wilhelm am 28. September 1066 den Fuß auf englischen Boden gesetzt. Als er aus seinem Schiffe sprang, strauchelte er und fiel zu Boden, was von den Umstehenden als ein schlimmes Vorzeichen gedeutet wurde. Aber rasch besonnen, dem Beispiele Cäsar's bei einer ähnlichen Gelegenheit folgend, rief er seinen abergläubischen Kriegern entgegen: „Was habt ihr! — ich habe mit meinen Händen Besitz von diesem Lande ergriffen, und bei dem Glanze Gottes, so weit es reicht, ist es euer."

Schlacht von Hastings. Harald eilte auf die Nachricht von Wilhelm's Landung nach London, um schnell ein Heer gegen die Normannen aufzubringen, mit welchem er ihnen schon am 13. Oktober entgegenrückte. Er nahm auf einer Anhöhe bei Hastings eine gut verschanzte, sehr günstige Stellung ein und erwartete den Angriff der Normannen, welcher denn auch am nächsten Tage, den 14. Oktober, erfolgte. Geführt von einem gesangskundigen Ritter, Taillefer genannt, welcher das Rolandslied anstimmte, drangen die Normannen heran, aber dreimal wurden sie von den Sachsen zurückgeworfen, trotzdem die Letzteren unter den Pfeilen der normännischen, wohl eingeübten Bogenschützen empfindlich zu leiden hatten; selbst Harald hatte durch einen Pfeil das linke Auge eingebüßt. Die Normannen vermochten trotz erneuter Angriffe gegen die festgeschlossenen Reihen der Engländer nichts auszurichten; drei Pferde sanken unter Wilhelm, und schon ging das entmuthigende Gerücht um, er sei gefallen, als er mit zurückgeworfenem Helme, die Seinigen aufs Neue anfeuernd, ihre schwankenden und zum Theil schon fliehenden Reihen zum Stehen brachte. So blieb die Schlacht unentschieden bis zur dritten Mittagsstunde; da erst gelang es Wilhelm durch eine Kriegslist den Sieg auf seine Seite zu bringen. Er bewerkstelligte eine Scheinflucht, um die Angelsachsen aus ihren verschanzten Stellungen zu locken und ihre festgeschlossenen Reihen aufzulösen.



Editha erkennt den Leichnam König Harald's. Zeichnung von A. de Neuville.

Sie schickten sich in der That mit lautem Siegesgeschrei zur Verfolgung der Feinde an, indem sie sich hierbei in einzelnen Haufen zerstreuten. Unversehens wandten sich jedoch die Normannen gegen sie um und fielen den überraschten Gegnern in den Rücken. Ein entsetzlicher Kampf entspann sich, in welchem beinahe das ganze angelsächsische Heer niedergemacht wurde. Die Normannen durchbrachen die nunmehr entblößten Schanzen und griffen die letzte heldenmüthige Schar der Gegner an, welche unter Harald und seinen beiden Brüdern Gueth und Leofwin sich um die immer noch stolz wehende Fahne von Wessex gesammelt hatten. Wie die Eichen ihrer Wälder widerstanden die sächsischen Mannen den Anläufen der Normannen, bis endlich zwanzig normannische Ritter schwuren, diesen Widerstand zu brechen, oder bis auf den letzten Mann zu Grunde zu gehen. Nachdem zehn derselben gefallen, gelang es ihnen endlich, eine Bresche zu eröffnen, in welche sich Wilhelm mit seinen besten Kriegern stürzte, um nach heißem Ringen den Sieg endlich den Seinen zu sichern. Harald war einer der Letzten, welche bei Vertheidigung des englischen Banners niedersanken; seine Mutter selbst, als sie seinen Leichnam aufsuchte, vermochte ihn nicht zu erkennen, so sehr war er von Wunden entstellt. Erst seine Geliebte Editha Schwanenhals bezeichnete ihn als den unglücklichen König.

Wilhelm's Krönung. Die Schlacht von Hastings war eines der folgenschwersten Ereignisse der Geschichte. Durch sie erhielt das nach einander von Briten, Römern, Angelsachsen und Dänen besessene England in den Normannen abermals neue Beherrscher, welche zugleich eine der durchgreifendsten Umwälzungen in den Zuständen des Landes hervorriefen. — Wilhelm, von nun an „Der Eroberer“ genannt, ließ sich noch auf dem Schlachtfelde von Hastings als König von England ausrufen, obgleich der Adel und die Bürgerschaft von London sich für den jungen Edgar Etheling, einen Sprößling aus dem angelsächsischen Hause, entschieden. Die Greuelthaten und Plünderungen, welche die Normannen bei der Eroberung der Stadt und Burg Dover sowie in den benachbarten Grafschaften ausübten, erfüllten jedoch die von aller Hülfe entblößten Bewohner des Landes mit solchem Schrecken, daß sich die meisten Städte freiwillig unterwarfen, und selbst London diesem Beispiele folgte, indem es den jungen König Edgar aufgab. Dies verhinderte indessen nicht die Geltendmachung manchen energischen Widerstandes gegen Wilhelm. So geschah es auf dem Wege nach St. Albans, daß die Normannen denselben durch eine große Anzahl gefällter Bäume versperrt fanden. „Wer hat das gethan?“ fragte Wilhelm zornig. „Ich“, antwortete unerschrocken der Abt von St. Albans, „und wenn alle Anderen meines Ranges und meines Berufes dasselbe gethan hätten, so wärest du nicht bis hierher gekommen!“ Wilhelm wußte den Muth des stolzen Angelsachsen zu achten, indem er ihn ungefährdet ließ; der Vorfall mochte jedoch immerhin als ein Fingerzeig für ihn gelten, auf seiner Hut zu sein.

Nach seiner Ankunft in London ließ sich Wilhelm durch Erzbischof Aldred von York in dem Münster St. Petri in London krönen und salben. Bei seinem Eintritt in die Kirche waren die Jubelrufe so laut, daß die die Kirche umstellenden Normannen glaubten, es sei zum Aufruhr und Kampfe in derselben gekommen und sich nun in die benachbarten Häuser stürzten, Feuer dort anlegten und ihrer Raublust freien Lauf ließen. Erst das Erscheinen des Neugekrönten vermochte ihrer Plünderung Einhalt zu thun, während die Angelsachsen die schlimmen Vorzeichen einer Regierung beklagten, welche sich mit Eisen und Feuer ankündigte.

Noch während seines Aufenthaltes in London ließ Wilhelm daselbst eine feste Burg (Tower) zu seiner Residenz erbauen, ebenso in Winchester, um einen sichern Rückhalt gegen etwaige Aufstände zu haben. Um seine Herrschaft zu befestigen, schlug der staatskluge Usurpator den Weg der Milde ein. Er versprach den angelsächsischen Großen, die alten Gesetze zu respektiren, sie in ihren Besitzungen zu schützen, und suchte sie durch Wechselheirathen mit den Siegern an sich zu ketten, so daß es in der That anfänglich schien, als werde ihm die rasche Befestigung seines Regiments wider Erwarten gelingen. Im März 1067 glaubte er daher unbesorgt nach der Normandie zurückkehren zu können, nachdem er die Regierung Englands in die Hände seines Bruders, des Bischofs Odo von Bayeux, gelegt hatte. —

Während er in Fécamp mit großem Prunke das Osterfest feierte und sich von den herbeiströmenden französischen Großen bewundern ließ, erlaubten sich jedoch die normannischen Ritter und die zahlreichen fremden Abenteurer, das angelsächsische Volk mit den maßlosesten Mißhandlungen und Unterdrückungen heimzusuchen, so daß sich bald eine tiefgehende Gährung im ganzen Lande Luft zu machen suchte.

Aufstände in England. Bewaffnete Scharen rotteten sich zusammen, um theils auf eigene Hand theils in Verbindung mit den Kelten in Wales oder mit fremder (dänischer und schottischer) Hülfe sich der gewaltthätigen Eindringlinge zu erwehren. Wilhelm setzte daher mitten im Winter (1067) über den Kanal und wandte sich zuerst gegen die Stadt Exeter, welche nach hartnäckigem Widerstand überwunden, aber mit Schonung behandelt wurde. Mit ihrem Falle war der Süden unterworfen. Dagegen hielten sich die Empörer im Norden mit ungebeugtem Trotze, und erst gegen Ende des Jahres 1068, nachdem das Hauptbollwerk des Aufstandes, York, gefallen war und zahlreiche Burgen, bei Warwik, Nottingham, Derby, Cambridge u. a. O. unter normännischer Besatzung die Rebellen niederhielten, schien das ganze Land wieder unter Botmäßigkeit gebracht zu sein. — Allein es dauerte nicht lange, so brachen infolge der fortgesetzten Bedrückung von Seiten der normannischen Großen aufs Neue Unruhen aus, besonders als eine Flotte von 240 dänischen Fahrzeugen sich mit den Empörern zur Vertreibung der Normannen verband. Es entspann sich ein Kampf, in welchem Leidenschaftlichkeit, Erbitterung und Greuel auf beiden Seiten alles Maß überschritten. Aber so todesmuthig die Angelsachsen für ihre Freiheit einstanden, so schwankend sogar für eine Zeit lang die Normannenherrschaft geworden war, dem kriegskundigen, alle Schwächen seiner Gegner ausnützenden Wilhelm konnten die zerstreuten, in ungeordneten Scharen kämpfenden Landesbewohner auf die Dauer nicht widerstehen. Ueberdies wußte der kluge Normannenfürst durch Gold und Versprechungen die Dänen vom Kampfe abzubringen, so daß es ihm bald leichter wurde, der aufrührerischen Bewegung Herr zu werden. Diesmal verfuhr er mit unerhörter Grausamkeit und Härte gegen die Besiegten. Mit Feuer und Schwert wütheten die Normannen gegen Unschuldige wie gegen Schuldige. Die Kornfelder wie die aufgespeicherten Vorräthe wurden zerstört, so daß bald Hungersnoth und Seuchen unter den verzweifelnden Angelsachsen diejenigen dahinrafften, welche dem Schwert entronnen waren. Der Feuerschein niedergebrannter Dörfer und der von zahlreichen unbeerdigten Leichen herrührende Modergeruch in der Luft schreckten die Ueberlebenden und trieben Tausende in Verzweiflung nach der Küste, in der Hoffnung vielleicht zu Schiffe den Weg nach besseren Wohnsitzen zu finden. Am schrecklichsten hatten die Landschaften im Norden des Humber gelitten. Northumbrien war zur Wüste geworden; so weit das Auge blickte, war auf der einst verkehrsreichen Heerstraße von York bis Durham kein bewohntes Dorf mehr zu erspähen; in den Trümmern und Höhlen hausten zum Schrecken des Wanderers nun Raubgesindel und Wölfe.

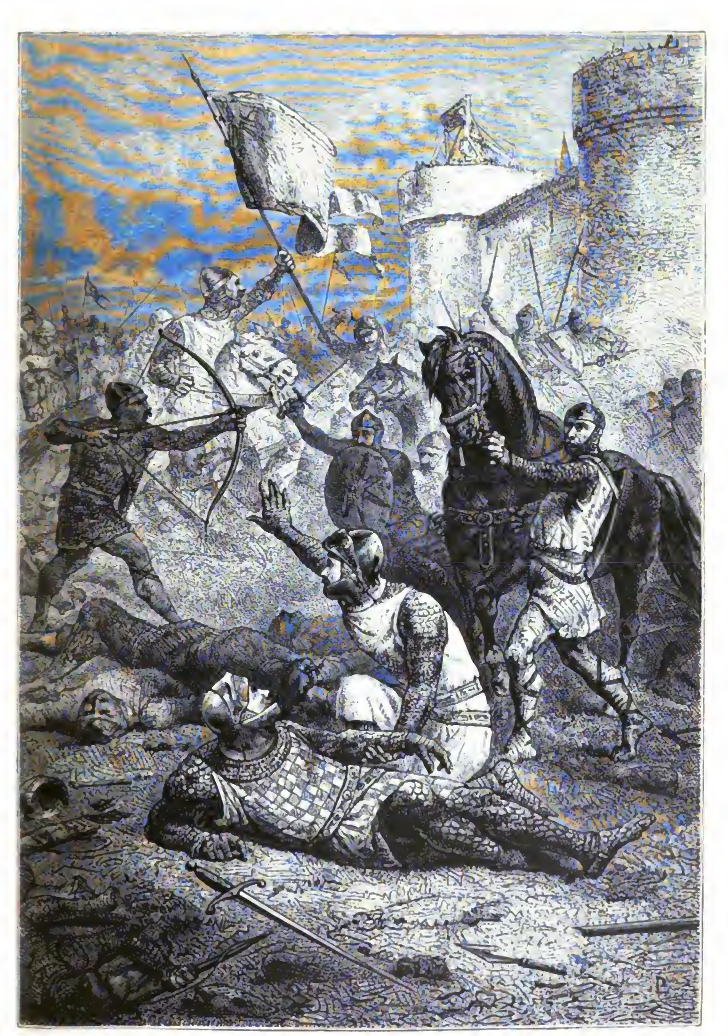
Einführung des Lehnswesens. Nachdem auf solche Weise der Aufstand niedergeworfen war, ließ sich Wilhem zu Weihnachten 1068 in dem verödeten York abermals krönen. Hatte er schon während dieser letzten Kämpfe die Maske der Humanität abgeworfen, mit welcher er zu Beginn seiner Invasion die Herzen zu gewinnen suchte, so kehrte er sich jetzt noch weniger an die früheren Versprechungen einer milden Regierung und der Achtung vor den bestehenden Gesetzen und Einrichtungen. Er glaubte die Gelegenheit gekommen, die Seiten des unumschränkten Herrschers hervorzukehren und eigenmächtig in die öffentlichen Verhältnisse einzugreifen. An Stelle der freien Verfassung der Angelsachsen führte er das Feudalsystem ein, das zur Vervollständigung des Gegensatzes gerade in keinem andern Lande zu einer solchen drückenden Herrschaft gelangt war wie in der Normandie, und Eroberer und Unterdrückte einander unversöhnlich gegenüber stellen mußte. In der That bedurfte es einer Jahrhunderte langen gemeinsamen Geschichte, ehe nach dieser durchgreifenden Umwälzung sich die Gegensätze zwischen Angelsachsen und Normannen allmählich ausglichen und die beiden Stämme zu einer Nation, der englischen, verschmolzen.

Unterdrückung des angelsächsischen Kultus. Auch die kirchlichen Angelegenheiten erfuhren eine weitgehende Umgestaltung. Der angelsächsische Kultus in der Landessprache wurde unterdrückt und an seine Stelle das römisch-normannische Kirchenwesen gesetzt. Und gleichwie die weltlichen Besitzungen von Wilhelm den angelsächsischen Großen und Freien geraubt und den normannischen Eroberern verliehen worden waren, so wurden auch die einträglichsten Kirchenämter an normannisch-französische Geistliche vergeben, die Klöster gebrandschatzt und ein großer Theil ihres Vermögens geraubt, um die königliche Schatzkammer damit zu bereichern. — Durch Einführung fremder Priester ward es den Eroberern, als dem künftigen Adel des Landes, ermöglicht, ihre französische Sprache und Bildung beizubehalten, wohingegen die Unterjochten der Sprache ihrer Vorfahren mehr und mehr entfremdet wurden und dieselbe bald nicht mehr verstanden. Damit ging der Gesammtertrag des geistigen Lebens des angelsächsischen Stammes, wie es sich im Sprüchworte und in volksthümlichen Ueberlieferungen geäußert hatte, verloren. — Am thätigsten bei der Durchführung dieser Reformen erwies sich der schon oben erwähnte Lanfranc, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und der vertraute Rathgeber Wilhelm's in kirchlichen Angelegenheiten. Er ist der eigentliche Begründer des römischen Kirchenthums in England.

Neue Erhebungen. Diese Umwälzungen, verbunden mit dem Bestreben Wilhelm's, die nationalen Elemente immer mehr durch normannische Sitten und Einrichtungen zu verdrängen, ja zu vernichten, mußten bei den Angelsachsen auch den letzten Rest von Vaterlandsliebe und Freiheitsdrang von Neuem zu hellen Flammen anfachen. Im Jahre 1071 kam es zu wiederholten Erhebungen, die besonders durch den in Sage und Lied verherrlichten Hereward, den Abkömmling eines alten Geschlechtes in Lincolnshire, eine Stütze fanden. Zwei Jahre hatten die Normannen gegen diesen eben so schlauen, gewandten wie tapfern Verfechter des Angelsachsenthums zu kämpfen, ehe er sich nach Erschöpfung aller Widerstandskräfte durch freiwillige Unterwerfung die Gnade des siegreichen Normannenfürsten erkaufte. — Jedoch schon im Jahre 1074 richtete sich eine Verschwörung der normannischen Großen, die theils mit den ihnen verliehenen Besitzungen unzufrieden waren, theils sich unabhängig zu machen suchten, gegen den König selbst. An ihrer Spitze standen Roger von Breteuil, Graf von Hereford, und Ralf Guader, Graf von Norfolk. Die Empörung wurde jedoch rasch und mit großer Grausamkeit unterdrückt, wobei Blendungen und Verstümmelungen neben dem Galgen und Richtbeil das blutige Strafgericht auf gräßliche Weise vervollständigten.

Endlich im J. 1078 empörte sich noch der Prinz Robert, der älteste Sohn Wilhelm's gegen den eigenen Vater, indem er das Herzogthum der Normandie für sich beanspruchte. Allein Wilhelm entgegnete: „Ich habe nicht die Gewohnheit, mich auszukleiden, ehe ich zu Bette gehe.“ Es entspann sich ein leidenschaftlicher, hartnäckiger Kampf zwischen Beiden, in dessen Verlaufe Robert mehrere Niederlagen erlitt und sich schließlich in das Schloß Gerberoy zurückzog, welches Wilhelm nun belagerte. Bei einem Ausfalle Robert's stießen eines Tages Vater und Sohn auf einander, ohne sich jedoch durch die geschlossenen Visire zu erkennen. Wilhelm wurde von seinem Gegner aus dem Sattel geworfen, und erst bei dem Schmerzens- und Hülferuf, den der König ausstieß, erkannte Robert seinen Vater an der Stimme. Von kindlichen Gefühlen überwältigt, sprang Robert dem Letzteren bei, gebot dem Kampfe Einhalt, und es kam zwischen Beiden zur Versöhnung, in deren Folge Wilhelm seinem Sohne wenigstens die Verwaltung des Herzogthums überließ.

Das Doomsdaybook. Wie tief die normannische Eroberung in das gesammte Staats- und Rechtsleben Englands eingegriffen hatte, dafür zeugt vor Allem das merkwürdige Reichsgrundbuch, welches ein ausführliches Verzeichniß aller Landbesitzungen und der Zahl der Einwohner nach Stand und Vermögen enthält, sowie die Rechte und Pflichten der verschiedenen Stände und Gauen bestimmt, wie sie die durch Wilhelm neu geschaffenen Verhältnisse mit sich brachten.



Prinz Robert erkennt während der Schlacht seinen Vater. Zeichnung von P. Leyendecker.

Wir erhalten durch dieses älteste englische Rechts- und Geschichtsdenkmal beinahe eine genauere Kenntniß von den damaligen Grund- und Bodenverhältnissen Englands, als wir sie von den heutigen besitzen, wie überhaupt kein anderes Land eine ähnliche ältere Statistik aufzuweisen hat. Die in dem Reichsgrundbuche niedergelegte Grundmaxime, welche der Theorie nach heute noch in England giltig ist, geht dahin: daß der König der ausschließliche Eigenthümer des ganzen eroberten Landes ist und Niemand in seinem Reiche Grundbesitz erwerben kann, es sei denn durch die unmittelbare oder mittelbare königliche Verleihung. Demzufolge wurden aus dem gesammten Reichsgebiet 60,215 Ritterlehen (feuda militaria, knight-fees) ausgeschieden, von welchen etwa die eine Hälfte weltlichen Herren, die andere Hälfte der Kirche zugetheilt wurde. Dagegen verpflichteten sich die Inhaber dieser Lehen, je nach Umfang und Bedeutung der letzteren, zur Stellung und Unterhaltung eines oder mehrerer Schwerbewaffneter. Die geistlichen Lehensträger übertrugen diese Verpflichtung auf ihre Untervasallen. 1422 Lehen hatte der König für sich selbst reservirt; sie bildeten nebst einer großen Anzahl von Jagden, Parks und Waldungen die königlichen Domänen und mögen ein jährliches Einkommen von 50,000—60,000 £ Sterling abgeworfen haben. Etwa 700 der größten Lehensgüter wurden unmittelbar vom Könige an Kronvasallen (tenentes in capite, Chief-tenants) abgegeben, welche sich mit ganzen Fähnlein Schwerbewaffneter zu Pferde auf den Ruf des Königs zu stellen hatten. Außerdem erwähnt das Doomsdaybook 7871 Afterlehnsleute, 10,097 Freisassen (liberi) und 23,072 Sokemannen, d. h. Freie mindern Rechtes. Die unfreie Bauernschaft und ihr Gesinde ist zu etwa 200,000, die Zahl der Knechte zu 25,000 anzunehmen, woraus sich eine ländliche Gesammtbevölkerung von etwa 270,000 Haushaltungen ergeben dürfte. — Die erste Bevölkerungsklasse, die der Kronvasallen, setzte sich nur aus Normannen zusammen, während die übrigen Klassen Normannen und Angelsachsen gemischt aufweisen. Die Gesammtbevölkerung Englands läßt sich auf etwa 300,000 Haushaltungen oder zwei Millionen Seelen veranschlagen, wenn man die Bevölkerung der Städte mit in Rechnung zieht, welche zwar im Doomsdaybook nicht aufgezeichnet ist, aber jedenfalls nicht hoch geschätzt werden darf, indem die Städte durch die Eroberung empfindlich gelitten und nur London und York über zehntausend Einwohner zählten.

Eine so große Abweichung sich auch durch die normannischen Besitz- und Heerverhältnisse von den alten angelsächsischen Einrichtungen ergab, so behielten dagegen doch die letzteren in Bezug auf das Rechtsleben und Gerichtswesen die Oberhand. Wilhelm hatte sich eidlich dazu bequemt, „die guten und bewährten Gesetze Eduard's des Bekenners aufrecht erhalten zu wollen." Die alte Eintheilung des Reiches in Grafschaften, deren 34 im Doomsdaybook, blieb bestehen; jeder derselben stand ein „Vicecomes" oder „Sheriff" vor, welcher als oberster Beamter in militärischen, finanziellen, administrativen und Gerichtssachen vom König ernannt wurde, aber zu jeder Zeit wieder absetzbar war.

Zu verschiedenen Malen im Jahre wurden vom Könige sogenannte **Hoftage** abgehalten, auf welchen er geistliche wie weltliche Großen und Vasallen um sich sammelte. Diese Hoftage weichen jedoch von dem alten angelsächsischen Reichstage, dem nunmehr aufgehobenen **Witenagemote** wesentlich ab. Während auf dem letzteren die Volkshäupter und höchsten Beamten sich mit dem Könige zur gemeinsamen Berathung und Beschlußfassung in wichtigen Angelegenheiten zusammenfanden, dienten die Hoftage mehr zur Entfaltung der königlichen Macht und des militärischen Glanzes, wenn auch mitunter bei besonderen Veranlassungen gewisse Angelegenheiten zur „Besprechung" kamen. An Stelle der freien angelsächsischen Verfassung mit einem konstitutionellen, parlamentarisch beschränkten Königthum, war das normannische, **persönliche** Regiment im eigentlichsten Sinne des Wortes getreten; die ganze Gewalt lag nunmehr in den Händen der königlichen **Oberlehensherrn**. Nur die Kirche hatte sich eine gewisse Unabhängigkeit und Selbständigkeit bewahrt, wenngleich sie solche Trennung vom Staate, wie in den übrigen Ländern Europa's, nie erzielte.

Mit fester Hand wußte Wilhelm alle zu weit gehenden Anmaßungen des apostolischen Stuhles, besonders Gregor VII. gegenüber, niederzuhalten. Der König ernannte nach wie vor die Bischöfe und Aebte; die Kirchen- und Klostergüter blieben denselben Verpflichtungen des Lehnsdienstes, wie die weltlichen Besitzungen unterworfen.

Wilhelm's Ende. Von den letzten sechs Regierungsjahren Wilhelm's sind keine weiteren hervorragenden Kriegsthaten zu berichten. Jedoch bald nach Beendigung des kaum erwähnten statistischen Land- und Lehensbuches sah sich der Eroberer in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, der durch aufständische normannische, sowie durch französische Barone und Grafen angezettelt worden war. Wilhelm setzte über den Kanal (1086), allein in Mantes, das durch ihn in Brand gesteckt worden war, scheute sein Pferd vor einem glühenden Balken und warf den Reiter ab. Der König, schwer verletzt, mußte nach Rouen gebracht werden, wo er kurz darauf starb (9. Sept. 1087). Vor seinem Ende vertheilte er zur Entlastung seines Gewissens seine sämmtlichen Schätze an Klöster, Kirchen und Arme, setzte dann seinen ältesten Sohn Robert zum Herrscher in der Normandie, seinen zweiten Sohn Wilhelm als solchen in England ein, während der dritte Sohn Heinrich mit einem Legat von 5000 Pfund Silber abgefunden wurde. In dem Augenblicke, in welchem Wilhelm verschied, flüchteten die Großen, um ihre Behausungen zu schützen oder ihre Schätze zu verbergen, die Hofleute und das Gesinde, um im Palaste zu rauben, so daß der Leichnam des eben noch so gefürchteten Monarchen Stunden lang unbedeckt auf dem Boden liegen blieb. Ja, um das Ende dieses gewaltigen Mannes in noch grelleren Gegensatz zu seinem glanzvollen Leben zu stellen, war nicht einmal einer seiner Söhne zugegen, um ihm die letzten Ehren zu erweisen. Ein einfacher Ritter, Herluin, brachte den Leichnam auf seine Kosten nach Caen, um denselben in der Kirche St. Etienne, die Wilhelm selbst gestiftet hatte, beizusetzen. Im Augenblicke als man den Sarg versenken wollte, trat ein Bürger Caens Namens Ascelin hervor, gebot Einhalt und rief: „Bischof! der Mann, den du soeben gesegnet und gelobt, ist ein Dieb; die Erde, auf welcher wir stehen, ist mein, es ist der Grund des Hauses meines Vaters, welchen er mir genommen hat, um seine Kirche darauf zu bauen. Ich fordere mein Recht, und im Namen Gottes verbiete ich dir, ihn in meiner Erde zu begraben, ihn mit meiner Scholle zu bedecken."



Begräbniß Wilhelm's des Eroberers. Zeichnung von A. Maillart.

Erst nachdem Ascelin entschädigt worden war, konnte die Bestattung vor sich gehen, die noch dadurch den Umstehenden einen Anblick des Entsetzens bot, daß die Gruft zu kurz war und man den Körper nur mit Gewalt hineinzwängen konnte.

So endete der Mann, welcher von kleinen Anfängen ausgehend, sich zum mächtigsten Herrscher emporgeschwungen hatte und den bedeutendsten Männern, welche die an gigantischen Erscheinungen reiche Geschichtsperiode des beginnenden Mittelalters aufzuweisen hat, beizuzählen ist. Imponirend durch seine persönliche Erscheinung, ein eifriger Jäger, ein trefflicher Fechter, und der beste Reiter seines Heeres, war er so recht geeignet, seinem Volke Bewunderung einzuflößen. Eine seltene Welt- und Menschenkenntniß, verbunden mit einer unbeugsamen Kraft des Willens wie nicht minder mit den Anlagen politischer Klugheit und Verschlagenheit, befähigten ihn zu dem Regenten, auf dessen Reichsgründung und Herrschaft wol der Beginn der heutigen Größe Englands zurückgeführt werden darf.



Reiterstandbild Wilhelm's des Eroberers in Falaise.



Landung normannischer Abenteurer in Italien. Nach J. W. Heine.

Zustände und Vorgänge in Unteritalien und Sizilien.

Wir haben früher eine Darstellung der Ereignisse gegeben, die in Ober- und Mittelitalien nach dem Ausgange der Karolingerherrschaft sich abspielten. Da die Schicksale Unteritaliens mit der normannischen Herrschaft in unmittelbarem Zusammenhange stehen, so finden wir hier die geeignetste Stelle, dieser Vorgänge zu erwähnen. Wir haben es hier lediglich mit Abenteuer- und Eroberungszügen kriegs- und beutelustiger Völker zu thun, unter welchen die Normannen die hervorragendste Stelle einnehmen.

Die politischen Verhältnisse, in welchen wir Unteritalien und Sizilien antreffen, sind ziemlich einfach: Wir wissen, daß diese Länder nach der Eroberung der Langobarden und Franken und nach der Vernichtung des Exarchats dem byzantinischen Scepter verblieben waren. Sie wurden, wie früher das ganze Exarchat, durch einen griechischen Statthalter regiert, der aber nicht mehr Exarch, sondern Patricius hieß. Seine Stellung war ziemlich unabhängig; er zahlte den ihm aufgegebenen Tribut und konnte im Uebrigen thun, was ihm gut dünkte. Wegen seiner Steuerpflicht fand er sich mit den einzelnen Plätzen so ab, daß ihm noch ansehnlicher Gewinn blieb; die Städte lebten ziemlich ungestört gemäß ihrer Verfassung und ihren eigenen Neigungen. Den politischen Zustand des Landes könnte man im Großen und Ganzen und im Hinblick auf die Verhältnisse der meisten anderen Länder sogar einen erfreulichen nennen. Freilich sahen sich auch diese Gemeinwesen den Einfällen der Raubvölker, welche diese Lande heimsuchten und zum Theil unterjochten, ausgesetzt; doch auch noch in anderer Beziehung waren jene günstigen Verhältnisse keineswegs allgemein.

Die in Unteritalien belegenen langobardischen Fürstenthümer Benevent, Salerno und Capua waren dem Patricius nicht unterworfen, sondern selbständig. Sodann hatten sich die in den bedeutendsten Städten stehenden militärischen Befehlshaber (magistri militum), welche sich später Herzöge (duces) nannten, eine diesem letztern Titel mehr entsprechende politische Gewalt angemaßt, durch welche viele von ihnen während der fortdauernden, durch die fremden Einfälle verursachten Kriegswirren eine Art Unabhängigkeit erlangt und so besondere Staaten gebildet hatten, unter denen wir die Herzogthümer Neapel und Gaeta hervorheben.

Vor Allem ist Amalfi bemerkenswerth, welches eine außergewöhnliche Handelsthätigkeit entwickelte und die kleinen Inseln in der Nähe von Neapel besetzte. Die Amalfitaner wußten sich durch Handelsverträge mit den Sarazenen zu schützen, so daß sie bald die Vermittler des Waarentausches zwischen Norden und Süden, Osten und Westen wurden. 50,000 Bürger umschlossen die Wälle von Amalfi, und keine andere Stadt barg mehr Gold, Silber und Gegenstände des Luxus. Die ausgedehnte Schiffahrt, welche ihre Kaufleute unterhielten, war die Schule trefflicher Seeleute, denen die Welt die Erfindung des Kompasses verdankt.

Die Sarazenen. Bei der oben angedeuteten Zersplitterung der Kräfte konnte es nicht fehlen, daß auch Byzanz, die alte Vormacht Italiens eine sehr untergeordnete Rolle spielte, und daß erobernde Eindringlinge hier leichte Arbeit fanden. — Am frühesten ging, wie wir bereits früher (s. S. 260) ausführlich erzählt haben, die Insel Sizilien dem griechischen Reiche verloren, und zwar durch die Sarazenen. Diese hatten schon seit ihrer Festsetzung in Afrika, zu Ende des siebenten Jahrhunderts, nach dem Besitze der reichen Insel getrachtet und öfters Einfälle dorthin unternommen; allein erst zu Anfang des neunten Jahrhunderts war es ihnen gelungen, unter den aghlabitischen Khalifen von Kairawan festen Fuß auf derselben zu fassen.

Einmal im Besitze dieser das Mittelmeer beherrschenden Insel, konnte auch Unteritalien von den Angriffen der Sarazenen nicht lange verschont bleiben, und es ward ihnen um so leichter hier festen Boden zu fassen, als sie von den dortigen Parteien häufig genug als Bundesgenossen angerufen wurden. So hatten sie sich allmählich in den Besitz mehrerer festen Plätze gesetzt, unter denen wir anführen: Tarent, wichtig durch seine Lage am Meere; die Flußufer des Garigliano, von wo aus sie häufige Einfälle in das päpstliche Gebiet machten, und die wichtige Festung Bari, die ihnen, wie wir oben sahen, von Kaiser Ludwig II. wieder entrissen wurde und welche sodann dem griechischen Patricius anheim fiel, der dort seine Residenz nahm. Auch die Inseln Sardinien und Korsika hatten die Sarazenen in Besitz genommen, nachdem sie die christlichen Einwohner theils unterworfen theils zur Flucht genöthigt hatten. Zahlreiche solcher Flüchtlinge setzten sich in Pisa fest, welche Stadt durch sie zu neuer Blüte und hoher Machtentfaltung emporgebracht wurde, so daß ihre Nachkommen von hier aus die Wiedereroberung Sardiniens unternehmen konnten. — Ein Gleiches versuchte der apostolische Stuhl auf der Insel Korsika, indem er mittels der fränkischen Schenkungsurkunde seine Eigenthumsrechte geltend machte; im elften Jahrhundert befand sich ein guter Theil der Insel in den Händen römischer Patrizier.

Die Verhältnisse des griechischen Italiens und namentlich Siziliens erhielten eine neue Wendung, als die Aghlabiten in Afrika ums Jahr 909 von den Fatimiden gestürzt wurden. Zwischen den beiden Parteien auf Sizilien brachen nun Kämpfe aus und es bildeten sich eine Anzahl einzelner, theils aghlabitischer, theils fatimidischer Reiche, deren Fehden unter einander erst nach der Unterwerfung der Aghlabiten endeten. Kaum waren die Fatimiden (940) alleinige Herren der Insel, als Hasan, der erste fatimidische Emir, sein Auge auch wieder auf die italienische Küste richtete. Unteritalien wurde abermals das Ziel der sarazenischen Raubzüge.

Die byzantinischen Kaiser machten sich wegen des Schicksals ihrer italischen Besitzungen wenig Sorge. Sie überließen dieselbe getrost ihrem Statthalter oder Katapan, wie seit dem Jahre 980 der Patricius nunmehr genannt wurde. Mit dieser Titelveränderung war indeß gegen die Sarazenen wenig auszurichten. Diese fuhren fort, Unteritalien zu verwüsten, und wenn dort auch eigentlich nur Cosenza und Reggio ihre einzigen festen Besitzungen blieben, so mußten ihre Einfälle nur um so unheilvoller erscheinen, als sich dieselben von Jahr zu Jahr wiederholten, und kein Ort vor ihnen sicher war. Eine förmliche Eroberung des Landes, die wenigstens nachher einen geregelten und sicheren Verfassungszustand zur Folge haben mußte, schien den Sarazenen nicht gelingen zu wollen. — Glücklicher war in dieser Beziehung ein Volk, das ihnen an Raub- und Verheerungslust glich, sich aber seit einiger Zeit durch feste Wohnsitze und die Annahme des Christenthums civilisirt und zugleich Gewandtheit in der Politik erworben hatte. Wir meinen die Normannen der Normandie.

Die Normannen in Unteritalien. Zu Anfang des elften Jahrhunderts besuchte eine normannische Pilgerschar die heilige Grotte des Berges Garganus in Apulien, wo sie von zwei apulischen Großen, Melus und Datus, welche eine mißlungene Empörung gegen die Griechen ihrer Vaterstadt Bari zu erneuern suchten, unter großen Versprechungen um bewaffnete Hülfe angegangen wurden. Sie sagten zu; allein ungeachtet dieses erste Unternehmen keinen Erfolg hatte, erregten die Normannen doch durch ihre Tapferkeit und Kühnheit allgemeine Furcht und Bewunderung, so daß sie bald die Fürsten von Capua, Neapel, Benevent und Salerno in ihren Kämpfen unter einander und gegen die Griechen und Sarazenen in Sold nahmen. Mit ihrem Muthe verbanden sie die nöthige Klugheit; sie wußten unter den sich unaufhörlich befehdenden Gewalthabern Unteritaliens stets ein gewisses Gleichgewicht zu unterhalten, und machten ihre Dienste bald bei dem einen, bald bei dem andern unentbehrlich. — Bald kamen neue Zuzüge aus der Heimat, und endlich brachte es einer ihrer Anführer, ein gewisser Rainulf, durch die Geschicklichkeit, mit welcher er die Zwistigkeiten der Herzöge zu benutzen wußte, so weit, daß er von dem Herzoge Sergius III. von Neapel zur Belohnung seiner Dienste ein Stück Land in Lehn erhielt, auf welchem er (1027) die Stadt Aversa gründete. So wurde Rainulf der erste normannische Graf von Aversa.

Allein er blieb nicht der einzige. Sein Erfolg, von welchem seine Landsleute in Frankreich Kunde erhielten, sowie die Berichte von den herrlichen Küsten Salerno's, von dem ewigen Frühling des gesegneten Landes, von den reichen Schätzen, die zu erbeuten waren, lockten seit dem Jahre 1037 eine stets wachsende Schar kampflustiger, thatkräftiger Ritter und nach und nach zehn Söhne des normannischen Grafen Tancred von Hauteville in das neue Paradies, unter welch Letzteren wir nennen: Wilhelm Eisenarm, Drogo, Humfred, Robert Guiscard (der Schlaukopf) und Roger. Nachdem sie mit ihren Kriegern Anfangs als Miethlinge des Katapan gegen die Sarazenen glorreich gefochten hatten, richteten sie schließlich ihre Waffen gegen ihren bisherigen Dienstherrn, weil ihnen dieser den wohlverdienten Antheil an der Kriegsbeute verweigerte, breiteten sich in den griechischen Besitzungen aus und eroberten von denselben trotz ihrer geringen Streitkräfte einen so beträchtlichen Theil, daß sich Wilhelm Eisenarm, der älteste jener Söhne Tancred's, schon 1043 Graf von Apulien nennen konnte. In seiner neuen Besitzung folgte ihm nach seinem Tode (1046) sein Bruder Drogo, der aber 1051 auf Anstiften des griechischen Befehlshabers Argyros ermordet wurde, so daß die Grafschaft Apulien an Humfred fiel. Schon unter Drogo hatten sich die normannischen Ritter Gewaltthaten und Mißhandlungen gegen die unterjochten Völker erlaubt, so daß bald Klagen gegen die Eroberer zu den Häuptern der Christenheit im Abendland und Morgenland drangen, welche denselben ein um so willigeres Ohr schenkten, als die wachsende Macht der neuen Eindringlinge in Italien Anlaß zu ernster Besorgniß gab. Vor Allem schickte sich der Papst Leo IX., ein Deutscher von edler Abkunft, zur Bekämpfung der Normannen an. Er überschritt selbst die Alpen, um Heinrich III. um Unterstützung anzugehen, kehrte aber nur mit einer kleinen Schar, einigen Hundert Mann Schwaben und Lothringern, zurück, welche er als Kern eines bunt gemischten, wenig geschulten Heeres verwendete. Bei Civitella kam es 1053 zwischen den päpstlichen Truppen und den Normannen unter der Führung Humfred's zur Schlacht, in welcher die Letzteren Sieger blieben und der Papst selbst in ihre Hände fiel. Er wurde jedoch von den Normannen mit großer Ehrfurcht behandelt und nach Benevent geleitet, wo es zu Friedensverhandlungen kam. Gegen Zusicherung eines Erbzinses an den päpstlichen Stuhl belehnte Leo IX. die Normannen mit allen Ländern Unteritaliens, welche sie bereits erobert oder den Griechen und Arabern noch entreißen würden. So erlangten die normannischen Eroberungen die kirchliche Weihe, die Legitimität des Besitzthums.

Robert Guiscard. Als 1056 Humfred starb, wurde sein Bruder Robert Guiscard von den Normannen zum Grafen von Apulien erwählt. Papst Nikolaus II., welchem Robert mit großer Ehrfurcht begegnete, bestätigte die Belehnungen Leo's wie nicht minder

die Herzogswürde, die sich Robert beigelegt. Dieser, welcher alle Eigenschaften des Kriegers und Staatsmannes in sich vereinigte, mit Heldenmuth körperliche Stärke und Schönheit, eine Meisterschaft in politischer Klugheit, List und Beredsamkeit verband, war ganz der Mann, um das junge Reich zu Macht und Ansehen emporzuheben. Zunächst strebte er eine Erweiterung seiner Herrschaft an, allein die Länder, welche den Normannen vom Papste zugetheilt worden waren, mußten erst den Griechen, Sarazenen und langobardischen Fürsten entrissen werden. Ungeachtet aller Anstrengungen bedurfte es mehr als zwanzig Jahre, ehe Robert mit seinem Eroberungswerke zum Ziele kam; Salerno ward erst nach acht Monaten, Bari nach vierjähriger Belagerung gewonnen. Unterdessen war es ihm jedoch gelungen, die kleinen langobardischen Fürstenthümer zu unterwerfen und die Griechen aus Calabrien und Apulien, sowie aus den Städten Tarent, Otranto, Troja u. a. zu vertreiben. Mit Bari eroberte er 1071 den letzten Sitz der Byzantiner auf der Halbinsel.

Während solchergestalt der neue Herzog die Griechen und Sarazenen aus ganz Unteritalien vertrieb und die von ihnen verlassenen Länder unterwarf, strebte auch Graf Richard von Aversa nach Erweiterung seiner von Rainulf vererbten Macht. Er unterwarf sich (1062) das Fürstenthum Capua und nannte sich von nun ab Graf von Capua. Auch das Benediktinerkloster auf dem Monte Cassino brachte er in seine Gewalt, dessen Abt den gewichtigen Titel führte: „Haupt aller Aebte des Benediktinerordens, Großkaplan des heiligen römischen Reichs und Fürst des Friedens.“

Roger erobert Sizilien. Aber auch in Sizilien hatten unterdeß die Tancred'schen Helden ihre unbezwingbaren Schwerter geschwungen und hier mit verhältnißmäßig geringer Macht gegen die Sarazenen Siege auf Siege erkämpft, so daß die Letzteren wähnten, Roger stehe mit den Dämonen im Bunde. Es wird von ihm als Beispiel seiner Tollkühnheit erzählt, daß er einst mit 700 Mann ein Heer von 15,000 Sarazenen angegriffen und — in die Flucht geschlagen habe. Schon im Jahre 1061 hatte er mit 300 Kriegsleuten Messina erobert; und als er 1072 auch Palermo einnahm, konnte er sich als Herrn der Insel betrachten, in welcher Eigenschaft er sich Großgraf von Sizilien nannte und bei dem Herzoge von Apulien, seinem Bruder Robert Guiscard, zu Lehen ging. Im Laufe der nächsten zwei Jahrzehnte wurde durch die Eroberung von Syrakus (1088), Girgenti (1089) und Enna (1091) die Unterwerfung der ganzen Insel unter die Normannen beendet. Roger wußte, hauptsächlich durch weise Mäßigung gegen die im Lande verbliebenen Moslemin, der schwer heimgesuchten Insel bald wieder neues Leben und Wohlstand zu verleihen. Ja, die wiederkehrende Rechtssicherheit und Ordnung befreundeten die so lange geknechteten Einwohner mit der Normannenherrschaft und ließen sie als eine Wohlthat betrachten.

Robert Guiscard wandte nun seine Waffen gegen den oströmischen und den deutsch-römischen Kaiser. Vielleicht hatte der ehrgeizige Normannenherzog den Krieg mit Byzanz in der Hoffnung begonnen, seinem Sohne Boemund die Krone des Oströmischen Reiches zu erkämpfen. Mit beträchtlicher Heeresmacht setzte er über Korfu nach der Küste Albaniens. Eine heiße Schlacht entbrannte (Juni 1081) zwischen den Normannen und den von ihrem waffenkundigen Kaiser Alexius geführten Griechen in der Nähe von Durazzo, dem alten Dyrrhachium, wo einst Cäsar und Pompejus um die Herrschaft gerungen hatten. Mit wechselndem Glücke kämpften beide Heere, bis endlich das Ungestüm der normannischen Scharen den Sieg über die weit überlegenen Griechen entschied. Das griechische Heer, in welchem sogar Waringer und flüchtige Angelsachsen gekämpft hatten, wurde vollständig zersprengt; Alexius selbst irrte zwei Tage und zwei Nächte als Flüchtling in den Gebirgen umher, das gesammte Lager der Griechen mit reichen Schätzen und zahlreichen Siegeszeichen fiel in die Hände der Normannen. Trotzdem widerstand die Stadt Durazzo noch über ein halbes Jahr. Nach ihrem Falle (1082) drang Robert in Epirus und Thessalien vor und erfüllte schon den Kaiser in Konstantinopel mit Besorgniß.



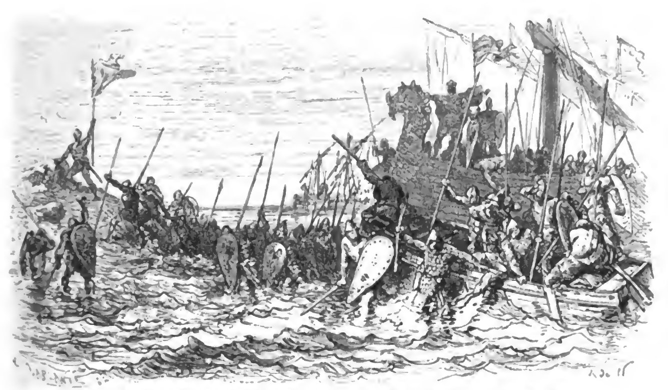
Landung der Flotte Robert Guiscard's. Zeichnung von A. de Neuville.

Kriegerische Bewegungen in Italien sowie die Bedrängniß des Papstes riefen ihn selbst nach Apulien zurück, während er den größten Theil seines Heeres seinem Sohne zur Fortsetzung des Krieges in Thessalien überließ. Dieser sah sich übrigens bald genöthigt, den bedeutend verstärkten Griechen das Feld zu räumen, die gemachten Eroberungen aufzugeben und sich seinem Vater in Italien wieder anzuschließen.

Papst Gregor VII., von dem deutschen König Heinrich IV. bedroht, wandte sich an Robert Guiscard um Hülfe, welche dieser denn auch sofort gewährte, indem er Rom gegen die Angriffe der Deutschen vertheidigte. Aber sofort nach Beendigung seines römischen Feldzuges rüstete Robert aufs Neue gegen den byzantinischen Kaiser (1084), den er diesmal nicht zu Lande, sondern zur See angriff. Der unerschrockene und schöpferische Geist des Normannenherzogs scheute vor keinem Hindernisse zurück; trotz des ihm weniger gewohnten Elementes und der von den seekundigen Venetianern den Griechen geleisteten Hülfe, errang er nach zwei verlorenen Treffen in der Nähe von Korfu in einem dritten einen glänzenden Sieg. Schon beabsichtigte er im Aegäischen Meere vorzudringen und den Kaiser in Konstantinopel zu bedrohen, als er auf der Insel Kephallenia im siebzigsten Lebensjahre einer ansteckenden Krankheit erlag (17. Juli 1085). Er wurde in Venusia, dem Geburtsorte des Dichters Horatius, beigesetzt. Nach längeren Streitigkeiten theilten sich die Söhne Robert's, Boemund und Roger, in das väterliche Erbe. Der Letztere erhielt Apulien mit der Herzogswürde, Boemund dagegen Tarent und einen Theil Calabriens.

Königreich Sizilien. Als Roger, der Eroberer von Sizilien (1101), mit Tode abging, folgte ihm in der Großgrafschaft sein gleichnamiger Sohn Roger. Dieser talentvolle Jüngling war bestimmt, den normannischen Besitz auf eine noch höhere Stufe äußerer Macht zu heben. Herzog Roger I. von Apulien war nämlich (1111) gestorben und hatte das Herzogthum seinem Sohne Wilhelm hinterlassen. Als dieser nun aber schon im Jahr 1127 kinderlos starb, gingen sein Land und seine Würde auf eben jenen sizilischen Roger über, der als Roger II. davon Besitz nahm. Außerdem mußten die normannischen Grafschaften Capua und Neapel, sowie die Republiken Gaeta und Amalfi seine Oberhoheit anerkennen, so daß er nunmehr den Plan seines Oheims Robert als durchgeführt betrachten konnte. Um auch äußerlich seiner ausgedehnten Herrschaft einen angemessenen Rang anzuweisen, ließ er sich vom Papste Anaklet II. zu Palermo als König von Neapel und Sizilien krönen. Unter seiner Regierung, die noch durch einen wechselvollen, aber schließlich siegreichen Krieg gegen Byzanz merkwürdig ist, gedieh das Königreich beider Sizilien zu einem Wohlstand und einer Blüte, wie sie kein anderer Staat der Halbinsel erreichte. Der Handel Palermo's und Amalfi's wetteiferte mit Venedig und Pisa. Ackerbau und Industrie blühten, und Kunst wie Wissenschaft fanden nicht minder emsige Pflege.

Auf Roger folgte sein Sohn Wilhelm I. (1154—1166) mit dem Beinamen des „Bösen", unter dessen schlaffem und zügellosem Gebahren manche Errungenschaften des trefflichen Vaters wieder verloren gingen. Ueberhaupt versank der ganze normannische Adel in dem üppigen Süden bald in grenzenlose Verderbniß, an die Stelle früherer Kraft trat Erschlaffung; die Normannenherrschaft war nur noch ein Schatten der einstigen Größe. — Mit Wilhelm II. (1166—1189), unter welchem das Reich noch eine kurze Periode abermaligen Aufschwunges erlebte, erlosch die männliche Nachkommenschaft Tancred's von Hauteville, und das schöne Land gelangte an die Hohenstaufen. — Aber noch heute erinnern die Ruinen der Thürme und Kastelle, die stattlichen, von den Normannen aufgeführten Bauten auf Sizilien, in Palermo, Monreale u. a. O., an die romantische Zeit ihrer Herrschaft.



Oleg's Landung mit den Warägern. Zeichnung von A. de Neuville. (Zu S. 460.)

Die Anfänge des Russischen Reiches.

So weit unsere geschichtlichen Urkunden reichen, bestand die älteste Bevölkerung des heutigen Rußland aus Slaven, Finnen und Tataren. Die Slaven wurden von den alten Schriftstellern Veneti, Venedi (daher der Name die „Wenden" in der Lausitz) genannt; ebenso hießen die Slaven in Kärnten, Krain und Istrien Winden (windische Mark, Windischgrätz). Die slavischen Stämme Rußlands bewohnten in der ältesten Zeit ungefähr das Gebiet von der Weichsel bis zum Dnjepr, von Nowgorod bis zu den Karpathen. Im dritten und vierten Jahrhundert n. Chr. wurden sie von den Ostgothen bedrängt und namentlich von König Ermenrich unterjocht. Im fünften Jahrhundert, während der Strom der Völkerwanderung sich westwärts wälzte, wurde Platz an der Ostsee und Elbe, wohin sich nun ein großer Theil der Slaven wendete, der daselbst aber später von den Deutschen in grimmigen Kämpfen dezimirt wurde. Es ist wahrscheinlich, daß damals auch die Polen und Tschechen ihre jetzigen Wohnsitze fanden. Andere Slavenstämme wandten sich nach Süden, der Donau entlang; ihnen entstammten die Mischvölker der Bulgaren, Serben, Kroaten und Slovenen, welche bis tief in die Balkan-Halbinsel hinein, besonders nach Dacien und Pannonien (Rumänien und Ungarn), vordrangen.

Ueber die älteste Geschichte der Slaven des Ostens (im Innern des spätern Rußlands) ist nur wenig auf uns gekommen. Herodot hatte wol von den Völkern, die von den Mündungen der Donau längs und über die Nordküste des Schwarzen Meeres, im Osten bis zur Mündung des Don, im Westen bis zur Aluta und zu den Karpathen seßhaft waren, und die er als Skythen zusammenfaßt, sichere Kunde und er hatte außerdem ostwärts vom Don die Sarmaten, nördlich von diesen die Budinen und Gelonen, weiter nordwärts die Thyssageten und Jyrken, über diesen endlich die Argyppäer, oberhalb der Skythen die Alazoner und Neurer und nach Westen bis nach Siebenbürgen die Agathyrsen erwähnt, weiß jedoch von den Gebieten, die weiter nach Norden lagen, nichts zu berichten. Nur Sagen und Märchen sind ihm über diese, nach seiner Meinung von weitgedehnten Seen oder Sumpfgegenden durchschnittenen Länder zu Ohren gekommen.

Die Slaven. Erst in der weltberühmten Chronik des Mönchs Nestor (gestorben Anfangs des zwölften Jahrhunderts) hören wir wieder von den innerrussischen Slaven, deren Sitten und Wesen er nach den zahlreichen Stämmen als sehr verschieden darstellt.

Als rohe, jeder Leidenschaft fröhnende Naturmenschen, welche in Vielweiberei lebten und ihren Götzen blutige Opfer darbrachten, schildert er die Derewier, Sewerier, Sadimitschen und Wjatitschen, wohingegen er den Polänen am mittleren Dnjepr, den Erbauern von Kiew, friedlichen Sinn, Sanftmuth und häusliche Tugenden nachrühmt.

Die Slaven führten ein einförmiges, dürftiges Leben in den ursprünglichen Formen patriarchalischer Verfassung. Aermliche, von Flechtwerk erbaute Hütten schützten sie gegen Wind und Wetter, und in schmuziger Kleidung, zur Winterszeit in Häute von wilden und Hausthieren eingehüllt, labten sie sich beim selbstbereiteten Meth am Buchweizen und der Hirse, deren Genuß sie über Alles liebten und auf deren Bau sie großen Fleiß verwandten. In zerstreuten Wohnsitzen lebend, wachten sie eifersüchtig auf ihre demokratische Verfassung und die Erhaltung ihrer wilden, uneingeschränkten Freiheit.

Finnische Stämme. Im nördlichen Rußland, von den Grenzen Skandinaviens längs des nördlichen Eismeeres bis über das Uralgebirge hinaus, hatten wilde Jäger- und Fischervölker ihre Wohnsitze, welche unter dem Stamme der Finnen oder Tschuden zusammengefaßt werden und in Sprache, Sitten und Lebensweise von den Slaven und Germanen abweichen. Diesem weit verbreiteten Volksstamme, welcher der indogermanischen Sprach- und Völkerfamilie nicht zugezählt wird, gehörten nicht allein die Letten, Liven, Esthen, Karelen und Lappen, sondern auch die Magyaren (Ungarn) an. Einzelne dieser Stämme wurden besonders von germanischen Einwanderern theils zurückgedrängt, theils unterjocht.

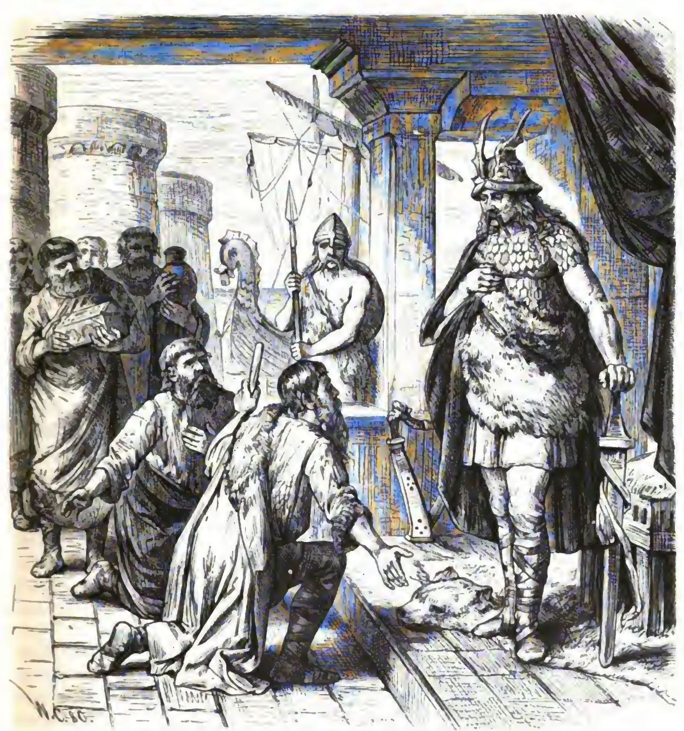
Tatarische Stämme. Im Süden, an der Grenze des Byzantinischen Reiches, am Don und an der Wolga, zogen nach Nestor tatarische Nomadenstämme, wie die Chazaren, Petschenegen u. a. umher. Die Chazaren, welche die alte Stadt Kiew in ihre Gewalt gebracht hatten, waren der gefürchtetste und mächtigste Stamm im Osten. Ihre Hauptstadt war Itil an der Wolga in der Nähe von Astrachan. Nördlich von den Chazaren, gleichfalls an der Wolga und an der Kama, hausten in festen Wohnsitzen die (Ur-) Bulgaren, ein finnisch-ugrischer Volksstamm; ihre Hauptstadt hieß Bulgar, beim heutigen Kasan.

Die Normannen in Rußland. Doch diese sämmtlichen Völkerschaften lebten unabhängig von einander, sich gegenseitig mit wechselndem Glücke bekriegend, verdrängend oder unterjochend, ohne daß es der einen oder andern gelungen wäre, sich dauernd über die übrigen emporzuschwingen und eine Reichseinheit zu gründen. Bis zur Mitte des neunten Jahrhunderts gab es in Rußland nur Horden und Familienverbände. Da erst wurde der russische Staat gegründet, aber nicht von Slaven, sondern von germanischen Einwanderern, wie denn überhaupt der Name Russe keineswegs slavischen Ursprungs ist.

Die Skandinavier nämlich waren schon in frühester Zeit mit den Finnen bald in feindlicher Weise, bald in friedlicher Art in Berührung gekommen, und wurden von den Letzteren „Ruotsi", d. i. Ruderer, genannt, wovon sich, wie wir weiter unten ausführlicher sehen werden, das Wort Russe ableitet. Nestor erzählt, wie die Waräger (Waringer, Normannen), finnische und slavische Stämme sich zinsbar gemacht, daß letztere aber sich endlich ermannt und etwa gegen Mitte des neunten Jahrhunderts das Joch abgeworfen und die Waräger über die Ostsee zurückgeschlagen hätten. Aber darüber seien unter den Slaven heftige Fehden entstanden; ein Geschlecht habe sich gegen das andere erhoben, jedes wollte herrschen, keines gehorchen. Um dem blutigen Bürgerkriege ein Ende zu machen, sandten sie nach gemeinsamem Beschluß zu den Warägern den „Rus", und luden sie zur Herrschaft über ihr schönes und reiches Land ein. Die Waräger folgten dem Rufe. In großer Anzahl unter der Führung dreier Brüder, Rurik, Sineus und Truwor, zogen sie über die Ostsee. Rurik, der älteste der Brüder, ließ sich in Nowgorod nieder, welches jetzt eine warägische Stadt wurde. Da Sineus und Truwor bald darauf ohne Nachkommen starben, so wurde Rurik 864 Alleinherrscher des großen Gebietes — welches den Namen des Russischen Reiches erhielt — und der Stammvater einer Dynastie, der warägischen, welche sieben Jahrhunderte hindurch den russischen Thron behauptete. — Zwei von Rurik's

Mannen, Askold und Dir, fuhren den Dnjepr hinab nach Kiew, eroberten dasselbe 862, machten die Chazaren zinspflichtig und gründeten ein warägisches Fürstenthum.

Die Waräger bildeten lange Zeit einen bevorzugten Kriegerstand und bekleideten die höchsten Aemter. Durch stets neue Zuzüge aus der Heimat wurde das Stammesgefühl aufrecht erhalten; aber allmählich büßten sie doch manche Vorrechte ein, ebenso blieb der frische Zuwachs mit der Zeit aus, so daß die urwüchsigen Spuren immer mehr unter der einheimischen Bevölkerung verwischt wurden.



Slavische Gesandte vor Rurik. Zeichnung von Wilhelm Claudius.

Der germanische Ursprung des russischen Staates. Die Waräger nahmen Sprache und Sitten der älteren Bewohner an, es entwickelte sich durch ihre Vermischung ein neues eigenartiges Volkselement, das russische. Die heutigen Russen sträuben sich zwar vielfach gegen die Thatsache, daß nicht Slaven, sondern Germanen ihren Staat gegründet haben. Allein schon die griechischen Byzantiner nennen die Eroberer Rußlands durchweg οἱ Ῥῶς. Sie werden bezeichnet als ein „kühner, blutdürstiger Kriegerstamm“; der Patriarch Photios zu Konstantinopel betont ihre „Wildheit“, ihren „Blutdurst“. Diese Rhôs waren kühne Schiffer, die durch ihre Verwegenheit die größte Verwunderung selbst unter den seekundigen Griechen erregten und rings ums Schwarze Meer gefürchtet wurden.

Sicherlich waren es keine Slaven; denn diese blieben lange von der Ostsee wie vom Schwarzen Meere abgesperrt. Nicht Slaven waren die Askold und Dir sammt Gefolge, die 865 von Kiew den Dnjepr hinab, durch und um die rasenden Stromschnellen mit 200 Schiffen ins Schwarze Meer bis in die Propontis segelten, so daß Michael III. sammt dem Patriarchen zitternd die Nacht im Gebete in der Marienkirche verbrachte, bis denn auch am andern Tage der Sturm die gefürchteten Feinde zerstreute.

Unter dem Jahre 839 bringen die Annales Bertiniani einen Bericht des Bischofs Prudentius von Troyes, nach welchem eine griechische Gesandtschaft dem deutschen Kaiser Ludwig dem Frommen reiche Geschenke überbrachte. Unter dieser Gesandschaft befanden sich auch einige Männer aus dem Volke Rhôs, welche bei näherer Untersuchung als Normannen aus Schweden erkannt wurden (gentis Sueonum). Die lateinischen Schriftsteller setzen die nach Konstantinopel ziehenden Ruś gleich Normanni. Dasselbe geschieht von dem Venetianer Johannes Diaconus am Ende des zehnten Jahrhunderts bei einer Gelegenheit, wo er die Expedition der Rhôs vom Jahre 865 erwähnt; er sagt die „Normannen" seien mit 360 Schiffen gekommen. Liudprand, Bischof von Cremona, 948 und 968 Gesandter in Konstantinpel, berichtet von den „Russii, welche wir mit anderem Namen Normanni nennen". Zahlreiche andere Belege ließen sich für die Gleichbedeutung der Bezeichnung Ῥῶς, Ruś mit „Normannen" beibringen.

Wir fragen nun schließlich, woher kommt der Name οἱ Ῥῶς, Ruś? Bei den Finnen, der lebendigen Brücke zwischen Skandinaviern und Slaven, hießen die Schweden Ruotsi, bei den Esthen Rôts. Aber Ruotsi ist auch nicht finnisch, sondern skandinavisch, und bedeutet Ruderer, Schiffsmänner. Im nördlichen Norwegen heißen die Küstenfischer noch jetzt Rods-folk, Rudervolk. Eine solche Benennung nahmen die Finnen auf, indem sie dieselbe abkürzten, wie dies häufig andersredende Völker thun. Die Griechen scheinen jedoch ihr οἱ Ῥῶς nicht von den Slaven bekommen zu haben; denn diese Letzteren hatten den Singular Ruś, während bei den Griechen das Wort kollektiv, nicht deklinirbar ist. Dies war der Gebrauch der tatarischen Chazaren, und von diesen kam die Bezeichnung Ῥῶς zu den Griechen.

Wie sich von selbst ergiebt, verallgemeinerte sich der Name Ruś im Laufe der Zeit; nicht nur die Normannen wurden so genannt, auch die von ihnen eroberten slavischen Volks- und Landestheile wurden Ruś. Der Name blieb, als die Waräger längst unter den slavischen Massen untergegangen waren. — Rußland führt seinen Namen von schwedischen Ruderern, die allererst aus den slavischen Völkerschaften eine Staatsgemeinschaft zu bilden verstanden. Gerade so und nicht anders wie die alte Francia, das heutige Frankreich, ihren Namen von den Franken führt, wie die Normandie von den Normannen, den Stammesbrüdern der Rhôs, wie die Lombardei von den Langobarden.

Oleg (879—912). Als Rurik 879 starb, übertrug er die vormundschaftliche Regierung für seinen Sohn Igor dem ihm verwandten Oleg. Dieser, welcher die Eroberungsgelüste seines Vorgängers theilte, dabei Klugheit mit Muth und Entschlossenheit verband, entriß zunächst den Waräger-Häuptlingen die Stadt Kiew und verlegte seinen Herrschersitz dahin. Sodann erneute er im Jahr 907 die kriegerischen Unternehmungen gegen Byzanz. Mit einem Geschwader von 2000 Segeln landete er an den Küsten der Propontis. Da er in der Hauptstadt selbst nicht landen konnte, lud er die Schiffe auf Räder und rollte mit günstigem Winde als Befehlshaber einer Landflotte heran. Er drang bis in die Vorstädte Konstantinopels, das durch die barbarische Kriegsweise und Grausamkeit der Russen so sehr in Schrecken versetzt wurde, daß Kaiser Leo Frieden schloß. Die Griechen bequemten sich zu hohem Tribut und räumten den Russen große Vorrechte und Handelsvortheile ein. — Nachdem Oleg das Reich nach allen Richtungen erweitert, Smolensk erobert und zahlreiche slavische Völkerschaften zinspflichtig gemacht hatte, starb er in hohem Alter nach einer mehr als dreißigjährigen Regierung.

Igor (912—945), der Sohn Rurik's und würdige Nachfolger Oleg's, wiederholte die Angriffe auf Byzanz. Sein erstes Unternehmen 941 verunglückte jedoch, indem die Byzantiner mit dem griechischen Feuer schreckliche Verheerungen unter seiner Flotte anrichteten. Erst nachdem er das räuberische Hirtenvolk der Petschenegen an der Wolga und am Ural mit Glück bekriegt, unternahm er in Verbindung mit ihnen 944 einen neuen Feldzug gegen den griechischen Kaiser. Der Letztere kam jedoch dem drohenden Sturm zuvor, indem er den Russen, die an der Mündung der Donau lagen, Gesandte mit Friedensvorschlägen und reichen Geschenken entgegenschickte, infolge dessen sich Igor zur Rückkehr bewegen ließ. In einem Kampfe gegen den slavischen Stamm der Derewier im heutigen Volhynien fand der tapfere Igor seinen Tod.

Von größerer Bedeutung für die Geschichte Rußlands ist seine Gattin und Vormünderin seines Sohnes, die Fürstin Olga, von normannischer Abkunft. Ihr verdankt das Land eine durchgreifende Regelung der inneren Zustände durch zahlreiche gute Einrichtungen, durch geordnetes Steuerwesen, Urbarmachung öder Landstrecken, Anlegung von Straßen, Eintheilung des Reiches in Kreise oder Gaue u. s. w. Das größte Verdienst hat sie sich jedoch durch die Einführung des Christenthums erworben, wozu sie durch einen persönlichen Aufenthalt in Konstantinopel angeregt wurde. Sie hatte sich dort taufen lassen, wobei der Kaiser selbst Pathenstelle vertrat. Dennoch waren ihre Bemühungen nicht von dem erwünschten Erfolge gekrönt. Die Mehrzahl der Russen, darunter ihr eigener Sohn Swätoslaw, beharrten bei dem alten rohen Götzenglauben; erst unter des Letzteren Sohn Wladimir fand das Christenthum allgemeine Verbreitung.

Swätoslaw (945—972) erlangte nicht sobald die Volljährigkeit, als er auch mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung ergriff. Unter diesem gewaltigen Krieger und Eroberer sah sich das Land bald in eine Reihe wechselvoller Kämpfe verwickelt. Keine Gefahren noch Schwierigkeiten scheuend, trug er seine siegreichen Waffen bis hinaus über die weiten Steppen am Kuban, über die wilden Schluchten des Kaukasus, dabei an Abhärtung und Ausdauer alle seine Krieger übertreffend. Er schlief auf der Erde in ein Bärenfell gehüllt, das Haupt auf einen Sattel gestützt; oft begnügte er sich mit geringer Nahrung, z. B. mit geröstetem Pferdefleisch. Nachdem er den an der Oka seßhaften Slavenstamm der Wjätitschen unterjocht und die Chazaren tributpflichtig gemacht hatte (964 bis 965), unternahm er mit einem Heere von 60,000 Mann einen Feldzug gegen die Bulgaren. — Diese hatten nämlich den Ungarn den Durchzug durch ihr Land gestattet, um die Länder im Süden der Donau heimzusuchen, und ergrimmt darüber hatte der griechische Kaiser Nicephorus dem russischen Großfürsten durch eine Gesandtschaft 1500 Pfund Goldes anbieten lassen, sofern er die Bulgaren bekriegen und züchtigen wolle. Swätoslaw leistete der Aufforderung Folge, besiegte die Bulgaren, fand aber an dem schönen Lande an der Donau und der Schilderung der Schätze der morgenländischen Welt aus dem Munde des Führers der byzantinischen Gesandtschaft solchen Gefallen, daß er beschloß, in das Herz des Byzantinischen Reiches selbst vorzudringen. Doch um dieselbe Zeit starb seine Mutter Olga (969), und erst nachdem er sie in Kiew beigesetzt, überschritt er mit seinem durch Petschenegen, Bulgaren und Ungarn vermehrten Heere die Donau.

Allein der Nachfolger des Nicephorus, der ebenso heldenmüthige wie kluge Johannes Tzimisces, rückte mit seinen aus Asien herbeigerufenen Legionen dem nordischen Heere entgegen, das sich schon vor den Mauern von Adrianopel gelagert hatte. Die Russen erlitten eine vollständige Niederlage und mußten sich nach der Donau zurückziehen. Aber Tzimisces folgte ihnen auf dem Fuße und besiegte sie zum zweiten Male bei Dristra an der Donau. Diese wie noch mehrere andere Verluste vermochten indessen den Muth der Russen nicht zu brechen, welche jede Rettung durch die Flucht verschmähten und dem Griechenkaiser trotzig zuriefen: „Wo dein Haupt liegt, da mögen auch die unsrigen liegen!“ Anstatt daher die Russen zum Verzweiflungskampfe herauszufordern, zog es Tzimisces

vor, den Feinden lieber eine goldene Brücke zu bauen und ihnen unter eidlicher Zusage friedlichen Verhaltens ungestörten Rückzug zu gewähren. Bei dem Ueberschreiten des Dnjepr wurde jedoch Swätoslaw von den kaum unterjochten Petschenegen verrätherischerweise überfallen und erschlagen (972).

Die Söhne Swätoslaw's. Mit dessen Tod brachen blutige Bürgerkriege und schwere Drangsale über das Reich herein. Von den drei Söhnen, welche er vor seinem Wegzuge als Statthalter in verschiedenen Reichstheilen eingesetzt hatte, erhob der älteste, in Kiew residirende Jaropolk die Waffen gegen die beiden jüngeren Brüder Oleg im Lande der Derewier und Wladimir in Nowgorod. Oleg kam auf der Flucht um; Wladimir dagegen eilte in die alte Heimat der Waräger, um Hülfe zu suchen. Mit ansehnlichen Streitkräften, die er daselbst um sich gesammelt, vertrieb er seinen Bruder aus Kiew, ließ denselben meuchlings ermorden, um nun als Alleinherrscher den Thron zu besteigen.

Wladimir (980 bis 1015) machte den Brudermord, welchen überhaupt die Pflicht der Blutrache in den Augen seiner Zeitgenossen in einem milderen Lichte erscheinen ließ, durch die glänzenden Erfolge seiner Regierung bald vergessen. Seine Regenteneigenschaften erwarben ihm sogar den Beinamen „des Großen". Vor Allem strebte er danach, die zahlreichen Völkerschaften seines weit ausgedehnten Reiches zu einer einheitlichen Nation zu verschmelzen. Daher brach er zunächst die Macht des übermüthigen Kriegerstandes der Waräger, indem er ihnen die bisher genossenen vielfach mißbrauchten Vorrechte entzog, die Unzufriedenen aber aus dem Reiche verbannte. Das wirksamste Mittel sollte er jedoch in der Einführung eines gemeinsamen Gottesdienstes, in der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion finden.

Nachdem der Großfürst die „weißen Bulgaren" an der Wolga und Kama besiegt und die Stadt Cherson auf der taurischen Halbinsel erobert hatte, warb er um die Hand der byzantinischen Prinzessin Anna, Schwester des Kaisers Basilius und der deutschen Kaiserin Theophano (Gemahlin Otto's II.), welche ihm denn auch unter der Bedingung zugesagt wurde, daß er sich taufen lasse. In Cherson unterzog sich Wladimir nebst seinem Gefolge der heiligen Handlung (988) und kehrte mit seiner Braut, sowie zahlreichen Priestern zur Verbreitung der neuen Lehre nach Kiew zurück, nachdem er die Stadt Cherson seinem kaiserlichen Schwager als Geschenk überlassen hatte. In Kiew angelangt, ließ er die Götzenbilder zerschlagen und veröffentlichte ein Gebot, daß sämmtliche Unterthanen ohne Widerspruch sich der Taufe zu unterziehen hätten, widrigenfalls sie als Feinde Gottes und des Großfürsten verfolgt würden. An Stelle des umgestürzten Bildes des höchsten Gottes Parun erstand in Kiew eine christliche Kirche. Aehnliche Vorgänge spielten sich in den übrigen Theilen des Reiches ab, so daß in kürzester Zeit die christliche Lehre zur herrschenden wurde. Zu dieser raschen Verbreitung hatte übrigens der Umstand wesentlich beigetragen, daß die neue Religion nicht wie im Abendlande dem Volke in einer fremden, sondern in der Landessprache zugeführt wurde, indem schon die Brüder Cyrillus und Methodius, welche gegen Ende des neunten Jahrhunderts das Evangelium predigten, durch ihre Bibelübersetzung das slovenische Idiom zur Schriftsprache ausgebildet und dasselbe in der Kirche eingebürgert hatten. — Ihre Uebersetzung wurde auch jetzt das rasch fördernde Lehrbuch des Christenthums. Jedoch nicht dem römisch-katholischen, sondern dem griechisch-katholischen Kultus schlossen sich die Russen an; der Metropolit von Kiew war dem griechischen Patriarchen unterstellt. — Wladimir wird in Rußland den Heiligen beigezählt.

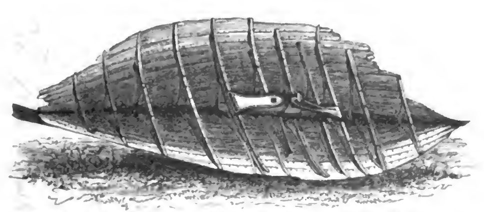
Wladimir hinterließ eine Anzahl ehelicher Söhne, welche auf das Reich Anspruch machten, und um so begieriger nach der Herrschaft strebten, als sich das Land durch Wladimir's Sorgfalt für die Wohlfahrt desselben durch die Errichtung von Schulen, die Gründung von Städten, die Beförderung der Kultur, der Sitte und des Rechts, so wie auch durch die Einführung der slavischen Schriftsprache und die Ausbildung des wissenschaftlichen Elements wirklich in einem geregelten und blühenden Zustande befand.

Krieg zwischen den Söhnen Wladimir's. Allein es wurde gewaltsam aus demselben gerissen, als Wladimir trotz der an sich und seinen Brüdern gemachten traurigen Erfahrung schwach genug war, das Reich wirklich unter seine acht Söhne zu theilen, so daß es nach seinem Tode aus eben so viel von einander unabhängigen Reichen bestand. Die natürliche Folge eines solchen Zustandes blieb auch hier nicht aus. Die Brüder bekriegten sich hartnäckig unter einander, weil jeder derselben nach Alleinherrschaft strebte; und selbst als Jaroslaw (1019—1054) dieselbe endlich erlangte, fand die Reichszerrissenheit noch immer kein Ende. Denn dieser unkluge Herrscher entschloß sich zu einer neuen Theilung des Reiches unter seine vier Söhne, so daß Rußland von jetzt ab aus vier größeren Gebieten bestand: Kiew, Wolodimir, Nowgorod und Smolensk, die den Titel Großfürstenthümer annahmen zur Unterscheidung von den kleineren Gebieten, in welche jedes der größeren nach und nach durch Erbtheilung zerfiel, und welche den Namen Theil- oder Lehnfürstenthümer trugen.

Daß ein solcher Zustand unübersehbarer Zerstückelung das Russische Reich in eine vollkommene Anarchie stürzte und jede politische Fortbildung hemmte, wird keiner weitern Ausführung bedürfen; und diese Wirrsal löste sich auch nicht eher harmonisch auf, als bis Wladimir II. (1113) Alleinherrscher von Rußland wurde. Seine Regierung und seine Wirksamkeit in dieser Beziehung wird uns im folgenden Zeitraume beschäftigen.

Wir scheiden hier von dem Osten und kehren zu den ursprünglichen Kulturländern Europa's zurück. Wir stehen mit dem Jahre Eintausend, bei welchem wir jetzt angelangt sind, am Beginn eines neues Zeitabschnittes der Weltgeschichte.

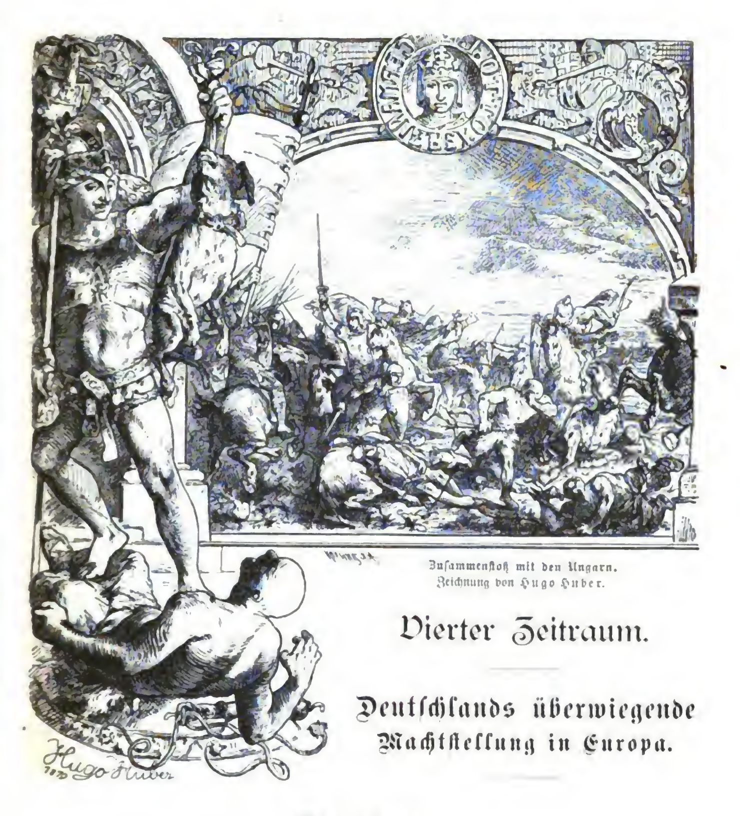
Die alte Welt, wie wir sie zu Anfang der Karolinger-Epoche vorfanden, hat eine vollständige Umwandlung erlitten. Im gesammten Süden und Westen Europa's nicht nur, sondern auch im Norden und Osten hat sich siegreich das Christenthum erhoben. Als segenbringender Bote der Kultur dringt es nach allen Richtungen vor. Die Urwälder lichten sich; an Stelle des Nomaden- und Jägerlebens tritt auch im Osten, wo dieses der Boden nur irgendwie gestattet, der Ackerbau, und ein edleres Leben beginnt für die Menschheit. Eine neue hochwichtige Geschichtsperiode, in welcher namentlich das germanische Element eine große Rolle zu spielen berufen sein sollte, wird unsere Blicke fesseln.



Wikinger Boot. Aus einem Grabhügel zu Tunin im südlichen Norwegen.


DEUTSCHLAND
unter d. sächs. u. fränk. Kaisern um das Jahr 1000
5 Ö. L. v. Greenwich
DÄNEMARK
POMMERN
POLEN
SACHSEN
BÖHMEN
SCHWABEN
BAIERN
UNGARN
LOMBARDEI


DEUTSCHLAND
zur Zeit der Hohenstaufen.
5 Ö. L. v. Greenwich
DÄNEMARK
PREUSSEN
POLEN
FRANKEN
BÖHMEN
FRANKREICH
ITALIEN
UNGARN



Zusammenstoß mit den Ungarn.
Zeichnung von Hugo Huber.

Vierter Zeitraum.

Deutschlands überwiegende Machtstellung in Europa.

Einleitung.

Wir treten in eine große, bedeutungsvolle Epoche ein. Das Reich Karl's des Großen ist vom Schauplatz verschwunden; aus seinen Trümmern hat sich eine Reihe neuer Reiche erhoben, unter welchen das Deutsche Reich, als das mächtigste und stärkste, die Führerschaft in Europa übernimmt. Gewaltige Herrscher und mächtige Kaisergestalten mit hochfliegenden und stolzen Plänen stehen an des Reiches Spitze; der eherne Tritt ihrer Kriegsmannen hallt durch die Fluren Italiens, und wie einst vor Alarich's und des großen Theodorich Scharen zittert die alte Roma vor den Heersäulen der Ottonen.

In Italien gelingt es den sächsischen Kaisern die Ordnung herzustellen, und nach langer Zeit des Verfalls besteigen nun wieder hervorragende Päpste den römischen Stuhl. Von diesem Augenblick an zeigt sich aber auch bei diesen das Bestreben, die Kirche hierarchischer zu gestalten, so daß Kaiser und Papst sich gegenseitig ihre Rechte streitig machen. Damit beginnt der große Zwiespalt zwischen Kaiser und Papst, der von nun an im Vordergrunde der Ereignisse steht und eigentlich erst mit der Reformation verschwindet.

Die ersten Jahrhunderte des neuen Jahrtausends bieten uns das Schauspiel einer völligen Umgestaltung der Weltlage. Die in Zerfall gerathene Kirche war im zehnten Jahrhundert von zwei Seiten gerettet worden, durch das deutsche Kaiserthum von oben her und durch den reformatorischen Drang, der sich von unten herauf, vornehmlich im Kloster Cluny von Frankreich aus, geltend machte. Allein so sehr diese reformatorischen Bestrebungen den sittlichen wie materiellen Zustand der Mönche und Weltgeistlichen gehoben und die Letzteren enger an den päpstlichen Stuhl geknüpft hatten, die eigentliche hierarchische Umgestaltung der Kirche, ihre Erhebung zu einer geistlichen Universalmacht, verdankt sie erst dem kühnen und gewaltigen Papst Gregor VII. Nach seinem Sinne sollte alle Macht in der Hand des Papstes vereint sein und von ihm zum Heile der Menschheit geübt werden. Seiner Ansicht nach sollten die weltlichen Reiche nur als Lehen gelten, welche den Fürsten vom Stellvertreter Christi übertragen werden, und wenn bisher die Bischöfe von Staats wegen mit Gütern und hohen Aemtern belehnt und von den Königen vor der Weihe mit Ring und Stab eingesetzt wurden, so sollten in Zukunft die Lehnsgüter der Kirche als Eigenthum zurückfallen, die Priester dem Feudalsystem entzogen und allein dem Papste unterthan und von ihm abhängig sein, wie eine kirchlich-feudale Gefolgschaft geordnet und gegliedert. Hieraus entspann sich der langwierige Investiturstreit, in welchem Kaiserthum und Papstthum ihre Kräfte maßen, bis erreicht ward, daß die Kirche zuerst den Bischof wählte und weihte, dann das Staatsoberhaupt ihn belehnte.

Wie mächtig der Impuls war, welchen die Entwicklung der kirchlichen Gewalt durch Gregor VII. empfangen hatte, und wie sehr in der Folge das Papstthum den einmal gewonnenen Boden zu behaupten und zu erweitern verstand, das beweist die Stellung, welche die Stadt Rom als Mittelpunkt des mittelalterlichen Lebens einnimmt. Sie ist der Doppelsitz der weltlichen wie der geistlichen Macht. Gleich dem römischen Senator auf dem Kapitol träumt der im Vatikan gekrönte Kaiser oder der am Grabe Petri betende Bischof von einem vermeintlichen Rechte, die Welt zu beherrschen, das an diese geweihte Stätte gehaftet sein müsse. Und auch auf die Masse des Volkes übt der Name „Rom" seine unwiderstehliche Macht aus. Tausende glauben ihrer Sünden ledig zu sein, wenn sie die Trümmer der Tempel, die Kirchen Roms gesehen haben; ein Bannstrahl aus dem Vatikan macht jenseit der Alpen das Geläute der Glocken verstummen, verschließt den Todten die geweihte Erde, entbindet das Volk seines Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit und treibt es zum Aufstand. Mit allen Mitteln weiß das Papstthum im Kampfe gegen die weltliche Macht den Sieg auf seine Seite zu bringen und eine Gewalt auf die Gemüther auszuüben, welche sie in willenloser Ergebenheit an die Kirche fesselt. — Das Uebergewicht der Kirche über den Staat wuchs, bis unter Innocenz III. die Macht des Papstthums einen so hohen Glanz erreicht hatte, daß dieser den Papst die Sonne nennen konnte, welche das Weltall erleuchtet, den Kaiser dagegen den Mond, der mit geliehenem Schein über der Erde schwebt. Die beiden Schwerter, das geistliche und das weltliche, waren der Kirche zu eigen, die dem Staat das eine nur zu ihrem Dienste übergeben hatte. Die Kirche führte diese Herrschaft bis in das zwölfte Jahrhundert, und wir möchten in mancher Hinsicht sagen — mit Recht. Denn sie öffnete jedem Talente, jeder Begabung ohne Ansehen der Person und des Standes die Bahn in ihrem Dienste, sie war die Zuflucht der Bedrängten, die Pflegerin der Bildung; durch sie wurden uns die technischen Ueberlieferungen wie die geistigen Schätze des Alterthums bewahrt, sie schlang ein Band der Gemeinschaft um die Völker und führte sie einer höheren Gesittung entgegen.

Wohl dürfen wir das Mittelalter, die Periode zwischen dem Untergange des Römischen Reiches und der Wiederbelebung der antiken Kultur in der Neuzeit, für die europäische Menschheit selbst als ein Alter in der Mitte zwischen kindlicher Empfänglichkeit oder sinnlicher Naturkraft und Schönheit und zwischen geistiger Reife bezeichnen, als eine Stufe der Jugend, in welcher sich körperliche Stärke mit abenteuerlichen und schwärmerischen

Ausbrüchen der Empfindung vereinigt, in welcher das Gemüth, der Idealismus des Gefühls, die Phantasie als die treibenden Mächte des Lebens in den Vordergrund treten. Es ist aber auch zugleich die Zeit der Gährung, des Widerspruchs, der erst vermittelt werden soll. Alte Sitte, Ueberlieferung sowie ungebändigte rohe Kraft ringen mit den Forderungen einer neuen Sittlichkeit; Ausschweifung und wilde Sinnlichkeit wechselt mit Zerknirschung, tiefer Erniedrigung, harte Bußübung mit weltentsagender Schwärmerei und träumerischer Sehnsucht. Dabei ist aber die Religion vorerst nur Satzung, die den rohen Völkern mit sinnlichen Zuchtmitteln gegenübertritt. Nicht in der eigenen Menschenbrust sucht man den Weg des Heils, man klebt vielmehr an äußerlichen Formen. Todtengerippe von vermeintlichen Heiligen werden in Rom gekauft, um sie in schauerlichen Triumphzügen heimzuholen, auf die Altäre zu stellen, zu ihnen zu beten und an die Wunder zu glauben, welche die Einbildung ihnen andichtet. Man drängt sich an die Märtyrergräber in Rom oder in dem Lande, wo Christus gelebt und gelitten. Fürsten wie Bettler, Männer wie Frauen, das Alter wie die Jugend ziehen auf Pilgerfahrten aus, um das Heil der Seele zu retten, wie nicht minder von der Sehnsucht nach den Abenteuern und Wundern einer unbekannten Ferne getrieben. In einem solch überwallenden innerlichen Gemüthsdrang stürzt sich die Menschheit in die bewaffneten Wallfahrten der Kreuzzüge, in welchen Staat und Kirche sich zu gemeinsamem Unternehmen die Hand reichen, und welche darum auch den Höhepunkt des Mittelalters bilden. Der Aufruf zu den Kreuzzügen ging von der Kirche aus; aber die Leitung und Ausführung unternahm das Ritterthum, dessen romantischer Thatendrang hier eine reiche Quelle der Befriedigung fand. Konnte man doch, indem man ein gottgefälliges Werk that, nicht allein Vergebung der Sünden und die himmlische Krone verdienen, sondern auch die reichen Schätze des Orients erbeuten; der Wandertrieb, die Abenteurerlust der Germanen und Kelten hatte ein verlockendes Ziel gefunden.

Aber durch die Kreuzzüge vollzog sich zugleich ein bedeutsamer Umschwung des inneren und äußeren Lebens zu einer neuen Periode der Geschichte. Obgleich die Kirche und der Glaubenseifer den Kampf anregten, hatten doch die weltlichen Kräfte, welche ihn durchführten, den Gewinn davon. Wenn auch Jerusalem den begeisterten Rittern nach der Eroberung wieder verloren ging, so waren doch der Völkerverkehr angebahnt, die Handelswege nach dem Osten eröffnet worden, der Kaufmann, der Handwerker, das Bürgerthum der Städte kam empor. Ein reger Austausch der Anschauungen, Gefühle, Kenntnisse und Fertigkeiten fand in den Feldlagern statt, in welchen Romanen aus Frankreich und Italien, Germanen, keltische Walliser und Bretagner, Normannen und Provençalen, Griechen und Armenier zusammenströmten und gerade in dieser Wechselwirkung zum vollen Bewußtsein ihrer Nationalität gelangten. Die Poesie und bildende Kunst gelangte aus den Händen der Geistlichen in die der Laien, zuerst der Ritter, dann der Bürger; eine gemeinsame weltliche Sitte entwickelte sich für die leitenden Kreise der Gesellschaft im Wechselverkehr der Völker, und an die Stelle der alten lateinischen Sprache, welche für die neuen Eindrücke und Empfindungen nicht mehr genügte, trat der volksthümliche Ausdruck des eigenen Denkens und Erlebens auf dem gegebenen Boden der sich eigenartig entwickelnden Gemeinwesen. — Gervinus sieht in den Kreuzzügen sogar die höchsten Wendepunkte der alten Welt zur neuen Weltbildung, die große Umwälzung vom antiken zum modernen Leben.

Doch gehen wir zu den Ereignissen über, welche diese hochinteressante Periode des Mittelalters einleiten, eine Periode, in der zwar der Geist des Ganzen über die individuellen Strebungen herrscht und sie in seine Bahnen reißt, uns aber doch hervorragende Charaktere voll ungebrochener, ja roher Stärke der Leidenschaft entgegentreten, in welcher vor Allem germanische Natur und deutscher Freiheitsdrang ihre Kräfte in ungeheurem und heldenhaftem Ringen mit der römischen Kirche erproben.



Kaiser aus dem sächsischen Hause.

Heinrich I., der Gründer der deutschen Reichseinheit.

Deutschland war zwar durch die Erhebung Konrad's I. thatsächlich zu einem Wahlreiche geworden; allein indem die Reichsfürsten zur Ausübung des Wahlrechts nur dann wirkliche Veranlassung fanden, wenn ein Herrschergeschecht in gerader Linie ausgestorben war, so wurde allmählich das Wahlreich zu einem Erbreiche, und wir finden auf dem deutschen Throne mit geringen Unterbrechungen wirkliche Dynastien, von denen die sächsische die erste einheimische war.

Die Dynastie beginnt mit Heinrich I. (919—936), dem Finkler oder Vogler, wie ihn die Geschichte genannt, weil ihn angeblich die Boten, welche ihm die Nachricht von seiner Erwählung überbrachten, beim Vogelfange überraschten. Dies ist indessen eine durch nichts beglaubigte Volkssage. Die Geschichte berichtet nur, daß Eberhard mit den weltlichen und geistlichen Großen der Franken und Heinrich mit den Edlen Sachsens auf der Grenze beider Länder zu Fritzlar zur Königswahl sich zusammenfanden und Eberhard auf das Gebot seines Bruders Konrad I. mit edler Selbstverleugnung den Sachsenherzog zum König ausrief. — Heinrich I. ist eine der mannhaftesten und edelsten Erscheinungen in der Geschichte des deutschen Volkes, der Stolz des Deutschen Reiches, der Gründer seiner Macht und Größe. Er war ein wahrhaft großer Fürst, dessen hoher Geist mit seiner kräftigen, schönen Gestalt in herrlichem Einklange stand, und dessen aufgeklärter Sinn nur auf das gerichtet war, was dem Reiche wesentlich noththat. Als bei der Huldigungsfeier zu Fritzlar der Erzbischof von Mainz an ihm die Salbung vollziehen wollte, sprach er: „Hebt Euer Salböl für Würdigere auf, für mich ist diese Ehre zu groß. Ich begnüge mich gern mit der Ehre, durch die Wahl der Reichsfürsten als der Erste aus meinem Volke zum Königsthrone gelangt zu sein." Die Geistlichkeit war freilich von dieser nicht mißzuverstehenden Aeußerung wenig erbaut. Schien sie doch anzudeuten, daß Heinrich wenig gesonnen sei, sich dem Einflusse der Kirche, welcher seine Vorgänger zu einer so unheilvollen Politik geführt hatte, in gleicher Weise hinzugeben, sondern vielmehr andere Wege einzuschlagen gedenke.

Sein nächstes Streben war auf Kräftigung des königlichen Ansehens gerichtet, welches unter damaligen Verhältnissen nur auf der absoluten Königsgewalt beruhte. Bei der Unnatur des Feudalstaates konnte diese allein im Stande sein, das Reich nicht zum Spielwerke der Vasallenlaune werden zu lassen, sondern es zu einem großen Ganzen

zusammenzuhalten. Sie bot die beste Gewähr für die Erhaltung der Reichseinheit. — Das Ideal, welches dem würdigen König vorschwebte, giebt Giesebrecht in folgenden Zügen wieder: „Jeder Stamm stehe in seinen eigenen Angelegenheiten für sich und ordne sich selbst nach altem Recht und Herkommen; ihn leite und führe in Zeiten des Krieges und des Friedens ein Herzog, dem die Grafen und Herren im Lande zu Kriegsfolge und Gehorsam verpflichtet sind; dieser Herzog schlichte auf seinen Landtagen die Streitigkeiten der Großen im Lande, bei ihm finde der Arme und Bedrängte Beistand, er schirme die Kirchen, er halte den Landfrieden und schütze die Grenzen gegen den einbrechenden Feind; wie aber die Herzöge über die einzelnen Stämme im Reiche gebieten, so walte über allem Volke und allen Landen des Reiches der König, der höchste Richter und Heerführer des ganzen Volkes, die letzte Zuflucht der Bedrängten und Gewaltleidenden, der oberste Schirmherr der Kirche. Wie die strahlenden Juwelen der goldene Reif zur Krone verbindet und so sich das herrlichste Sinnbild irdischer Macht gestaltet, faßte die königliche Gewalt die deutschen Länder zusammen und gab ihnen geeint erst ihre volle Kraft und Bedeutung.“ Von diesem Gesichtspunkte aus ließ es Heinrich in den ersten Regierungsjahren seine Hauptsorge sein, diejenigen Herzöge, welche jener Reichseinheit dadurch widerstrebten, daß sie die ihm verliehene königliche Gewalt nicht anerkennen wollten, zur unbedingten Unterwerfung zu zwingen. Denn die Wahlhandlung war zunächst nur von den Sachsen und Franken ausgegangen, während die Alemannen, Bayern und Lothringer mit der Anerkennung noch zurückhielten, ja theilweise sogar auf eine unabhängige Machtstellung bedacht waren.

Heinrich unterwirft die Großen des Reiches. Unter ihnen war es zuerst der Herzog Burchard von Schwaben, der die Reichseinheit dadurch verletzte, daß er aus eigener Machtvollkommenheit einen Krieg gegen den König Rudolf II. vom transjuranischen Burgund unternahm. Indeß Heinrich's bloße Annäherung an der Spitze eines kräftigen Heeres genügte schon, den übermüthigen Herzog unter seine Hoheit zu beugen. Heinrich verlangte indessen nur die Anerkennung dieser Oberhoheit, während er im Uebrigen Alles vermied, was den Herzog hätte verletzen können. Er beließ ihn in seiner Stellung als Herr und Gebieter Schwabens und behielt sich nur das Recht der Besetzung der Bisthümer sowie der in Schwaben gelegenen königlichen Domänen vor. Als im Jahre 926 Burchard auf einem Feldzuge in Italien, wohin er seinen Schwiegersohn, Rudolf II. von Burgundien, seinen früheren Gegner, begleitete, gefallen war, übertrug Heinrich das Herzogthum Schwaben an den fränkischen Grafen Hermann, vom Hause der Konradiner, indem er ihn zugleich mit Burchard's Wittwe Regilinde vermählte.

Auf eine ähnliche ganz unblutige, aber nichtsdestoweniger energische Art brachte Heinrich den Herzog Arnulf den Gerechten von Bayern zur Unterwerfung, da auch dieser die Königsgewalt nicht anerkennen wollte. Schon standen beide Heere bei Regensburg (921) zur Schlacht einander gegenüber, als sich Arnulf durch eine ernste und überzeugende, aber zugleich auch herzliche Zusprache Heinrich's zur Anerkennung des Königs und zum Gehorsam bewegen ließ. Arnulf erhielt hingegen so weitgehende Rechte eingeräumt, daß seine Stellung von einer völlig unabhängigen wenig verschieden war. Selbst die Besetzung der Bisthümer in seinem Lande überließ ihm Heinrich.

Nicht so blutlos verlief die Unterwerfung Lothringens, welches unter Reginar dem Westfränkischen Reiche einverleibt worden war, unter dessen Sohn Giselbert jedoch wieder eine mehr selbständige Haltung angenommen hatte. Schon S. 394 haben wir die beiden Feldzüge Heinrich's erwähnt, deren es bedurfte, um Lothringen wieder an Deutschland zu ketten. — So waren die fünf großen Herzogthümer Sachsen, Franken, Bayern, Alemannien und Lothringen wieder zu einem festen Verbande unter der schirmenden Hand Heinrich's vereinigt. Diese erste große That seiner Regierung war weniger mit dem Schwerte, als vielmehr durch seine Weisheit und Mäßigung vollbracht. Auch die späteren Erfolge verdankte er der Besonnenheit in seinen Handlungen.

Die Ungarn. Zur eigentlichen Begründung seiner Herrschergröße, zu seinem glänzendsten Verdienste um das Deutsche Reich gaben ihm jedoch die damaligen Erbfeinde desselben die nächste Veranlassung. Wir meinen die Ungarn. Wenn wir dabei auch nicht behaupten können, daß ihre Einfälle in Deutschland als die alleinigen Ursachen zu den Neuerungen Heinrich's zu betrachten sind — denn wir dürfen annehmen, daß des Königs selbstschöpferischer Geist einen wesentlichen Antheil an denselben hat — so müssen wir doch anerkennen, daß sie den nächsten Anstoß dazu gaben.

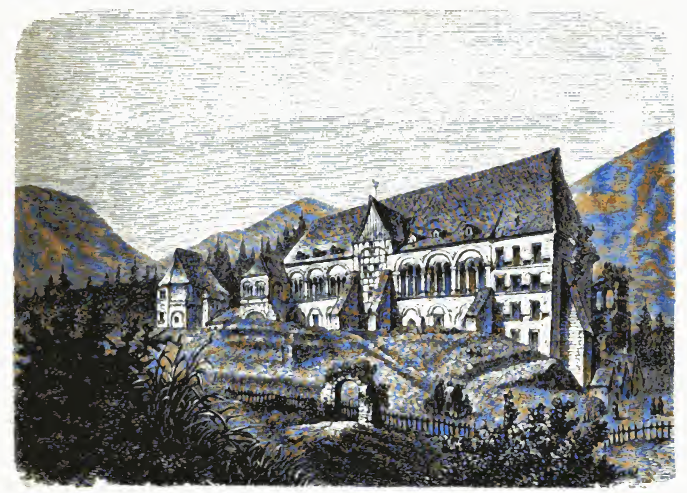
Nach neuem Tribute lüstern, waren die Ungarn (924) unter ihrem Anführer Zoltán über die deutschen Marken verheerend bis ins Herz des Reiches gedrungen, hatten aber das Unglück, ihren Anführer in die Gefangenschaft der Deutschen fallen zu sehen. Darauf baute der weise Heinrich den großen Plan zu ihrer dereinstigen Vernichtung. Er bot den Ungarn die Freiheit ihres Führers und noch außerdem einen jährlichen Tribut an, wenn sie ihm einen neunjährigen Waffenstillstand geloben wollten. Die Ungarn, welche schon zuvor große Summen Goldes und Silbers für die Lösung ihres Führers geboten hatten, gingen mit Freuden darauf ein und räumten das deutsche Gebiet, nicht ahnend, daß ihnen auf demselben Todesnetze gestellt werden sollten. Freilich war dieser Friedensvertrag nur für Sachsen und Thüringen geschlossen, während Bayern, Schwaben und Lothringen den greulichen Verheerungen dieser Scheusale nach wie vor preisgegeben waren.

Heinrich stärkt die Wehrkraft des Reiches. Den erkauften neunjährigen Frieden wollte Heinrich nicht zur Ruhe, sondern zur angestrengtesten Arbeit benutzen, um die geeigneten Anstalten zur endlichen völligen Vernichtung der Ungarn zu treffen. Wie es oft geschieht, so hatten auch hier erst die Feinde des Reiches gezeigt, was dem Reiche noth that; und Heinrich hatte die Uebelstände nicht so bald erkannt, als er auch Anstalten traf, sie zu beseitigen. Das Deutsche Reich mußte eine durchaus veränderte Gestalt erhalten, wobei es besonders darauf ankam, die geschwächte Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit neu zu beleben. Denn nur wenn der Kampf gegen die Ungarn ein deutscher Nationalkrieg wurde, war eine Besiegung und Vernichtung jener Reichsfeinde denkbar.

Das ins Auge gefaßte Ziel suchte Heinrich nunmehr auf folgende Weise zu erreichen. In Deutschland gab es zu dieser Zeit, besonders im Norden, noch wenig Städte; nach uralter Sitte wohnten die Deutschen auf einzelnstehenden Höfen oder in offenen Dörfern. Die alten Römerstädte am Rhein und an der Donau waren unter den unaufhörlichen feindlichen Verheerungen zum größten Theile in Trümmer gesunken, und selbst die königlichen Pfalzen und die Bischofssitze waren nur dürftig befestigt, so daß das Land feindlichen Einfällen zu jeder Zeit wehrlos preisgegeben war. Dieser Wehrlosigkeit suchte Heinrich zunächst in Sachsen und Thüringen zu steuern. Er ließ nicht nur die schon vorhandenen Befestigungen verbessern und erweitern, sondern legte in den Gauen Sachsens und Thüringens auch neue Burgen an; ebenso wurden schon bestehende größere Ortschaften mit Mauern und Wällen umgeben. So entstanden damals die festen Plätze Quedlinburg, Nordhausen, Duderstadt, Goßlar, Corvey, Meißen und Merseburg. Diese Burgen sollten den schutzlosen Landbewohnern eine sichere Zufluchtsstätte und dem Feinde einen festen Widerstand bieten. Zur Besatzung derselben gebot Heinrich je dem neunten Manne seiner ländlichen Dienstleute in die Burgen zu ziehen, während die übrigen erst draußen Getreide bauen und den dritten Theil des Ernteertrages in die festen Plätze liefern sollten, um bei plötzlichen Angriffen für die Besatzung wie für die herbeigeflüchtete Landbevölkerung mit den erforderlichen Vorräthen versehen zu sein.

Die Entstehung des deutschen Bürgerstandes. Die aus diesem neunten Mann bestehenden Bewohner, also die Verwalter der Burgen, erhielten den Namen Bürger und bildeten einen in gewisser Beziehung freien Stand, indem sie nur dem Könige, zu dem sie in einem unmittelbaren Verhältnisse standen, unterworfen waren und von besonderen königlichen Beamten, Reichsvögte genannt, regiert wurden.

Der Beruf der Bürger war Anfangs ein rein militärischer, und sie mußten von den Landbewohnern unterhalten werden. Dieses Verhältniß änderte sich jedoch später, als der Kriegszustand, in welchem sich das Land zur Zeit der ungarischen Einfälle befand, ein Ende nahm. Die Bürger hatten nun für ihren Unterhalt selbst zu sorgen, und erwählten Handwerke und Gewerbe. Um den Betrieb derselben zu erleichtern, wurden den Städten gewisse Freiheiten (Immunitäten), Markt- und Meßprivilegien zugestanden. Durch die Erwerbsgelegenheiten, welche solchergestalt geboten wurden, erhielten die Städte bald weiteren Zuzug an Bewohnern, und der Zweck Heinrich's, seine Deutschen an ein größeres Zusammenleben zu gewöhnen, wurde dadurch in befriedigender Weise erreicht. Nicht mit Unrecht nennt man daher den großen Heinrich einen „Städtegründer".



Die Kaiserpfalz in Goslar. Nach ihrer Restauration.

Auf diese Art hatte Heinrich in der Nationalbewaffnung und dem freien Bürgerstande die zwei wichtigsten Stützen der Reichsmacht geschaffen, denn sie beide waren allein geeignet, eine sturmfeste Mauer äußeren Feinden entgegenzusetzen. Später dienten sie zugleich, der Königsmacht einen kräftigen Schild gegen die Angriffe der Geistlichkeit und des Feudaladels zu bieten. Mit der Schöpfung des Bürgerstandes, so unbedeutend die Anfänge desselben auch scheinen mögen, war der Feudalsklaverei der schwerste Stoß versetzt und eine neue deutsche Freiheit begründet worden. Sie war das Werk Heinrich's.

Umgestaltung des Kriegsdienstes. Nachdem Heinrich auch noch für die bessere Beschützung der Grenzen Sorge getragen, indem er besonders im Osten die Grafen der Grenzgaue gleich den karolingischen Markgrafen mit höherer militärischer Macht ausrüstete, wandte sich seine nächste Sorge der taktischen Ausbildung des neu geschaffenen, meist zu Fuß dienenden Heeres zu, indem dasselbe namentlich auf den geschlossenen Kampf und besonders auf die zweckmäßigste Abwehr der ungarischen Angriffsweise eingeübt wurde. So sehr es die Sachsen vorzogen, nach altgermanischer Weise zu Fuß zu kämpfen, suchte Heinrich doch sie an den Reiterdienst zu gewöhnen, um den Ungarn mehr in ihrer eigenen Kriegsweise begegnen zu können. Auch die alten Gefolgstruppen, das meist zu Pferde dienende

schwergerüstete Vasallenheer, mußten sich für eine neue Kriegführung vorbereiten, zu welchem Ende für sie eine Art Kriegspiele eingeführt wurden, wenn auch damit noch keineswegs der Grund zu den späteren Turnieren gelegt wurde, wie Manche behaupten wollen.

Kriege gegen die Slaven. Heinrich's Neuerungen waren in verhältnißmäßig so kurzer Zeit vollendet, daß ihm bis zum Ablauf des ungarischen Waffenstillstandes noch einige Jahre übrig blieben, um die Zweckmäßigkeit derselben zu erproben. Heinrich bot sich hierzu die erwünschte Gelegenheit in einem Eroberungskriege gegen die slavischen Völkerschaften jenseit der Elbe und Saale. Obodriten, Wilzen, Redarier, Heveller (an der Havel), Daleminzier (in der Gegend von Meißen), waren hier seßhaft, sämmtlich noch heidnische Stämme, welche als Freunde der Ungarn die Sachsen beständig befehdeten. Die Letzteren fühlten sich berufen, als das Volk des Herrn, einen eigentlichen Vertilgungskampf gegen diese Heiden aufzunehmen, welcher auch in der That mit allen Greueln, mit der ganzen Wildheit, wie sie der religiöse Fanatismus eingiebt, durchgeführt wurde. Schon 928 waren die Heveller besiegt und ihre durch Seen geschützte Hauptstadt Brennaburg (Brandenburg) mitten im Winter auf dem Eise belagert und erobert worden. Hierauf unterwarf Heinrich die Daleminzier. Nachdem er ihre Stadt Gana nach zwanzigtägiger Belagerung erstürmt, ließ er die erwachsene Bevölkerung erschlagen, Knaben und Mädchen als Sklaven wegführen und die Stadt von Grund aus zerstören. Dagegen legte er in ihrem Gebiete auf einem Berge an der mittleren Elbe den festen Ort Meißen an. Ferner gründete er die Markgrafschaften Nordmark (Nordsachsen) an der unteren Elbe und Ostmark (Lausitz) zwischen Elbe und Oder zur bessern Beschützung der Grenzen.

Einen unter den obwaltenden Umständen willkommenen Vorwand zu einem weiteren Probekriege erhielt Heinrich durch die Angelegenheiten Böhmens. Hier hatte sich Wratislaw's Wittwe, die heldenkühne Drahomira (926), als Vormünderin ihrer beiden Söhne Wenceslaw und Boleslaw der Regierung bemächtigt, das Christenthum ausgerottet und sich vom Deutschen Reiche losgesagt. Heinrich besiegte sie (930), brachte sie zur Anerkennung seiner Lehnshoheit zurück und legte dem Lande zur Strafe für die Empörung seiner Herzogin einen Tribut auf. Aber die unterjochten Wenden suchten schon im Jahre 929 die Schmach der Zinspflicht wieder abzuschütteln. Die Redarier, im Gebiete des heutigen Strelitz, gaben das Zeichen zu einem allgemeinen großen Aufstand, der durch den Ueberfall der sächsischen Stadt Walsleben und die Ermordung ihrer Einwohner eingeleitet wurde. Ein zahlloses Slavenheer warf sich hierauf auf die beiden Sachsengrafen Bernhard und Thietmar, welche gerade mit der Belagerung der Stadt Lunkini (Lenzen) am rechten Elbufer nördlich vom Wittenberge, beschäftigt waren. Den 4. September 929 kam es bei Lenzen zu einer furchtbaren Schlacht, in welcher die von ihren Fürsten in den Kampf getriebenen Horden dem vertilgenden Schwerte der Sachsen unterlagen. Die in wilder Flucht sich auflösenden Feindesmassen suchten die nächste Stadt zu erreichen, allein Thietmar verlegte ihnen den Weg, und was hier nicht durch das Schwert umkam, wurde in einen nahegelegenen See gedrängt. Widukind versichert, daß beinahe das ganze Heer der Slaven seinen Untergang fand; man habe von 200,000 Getödteten gesprochen, und sämmtliche Gefangene seien am andern Tage erbarmungslos niedergemacht worden.

Diese große Siegesnachricht traf Heinrich zu fröhlicher Zeit. Sein Sohn Otto feierte das Hochzeitsfest mit Editha, der Schwester des angelsächsischen Königs Ethelstan, um deren Hand das deutsche Königshaus geworben hatte.

Ein abermaliger Feldzug, den Heinrich 932 gegen die Lusitzer unternahm, endete siegreich für ihn. Wenn es ihm auch nicht gelang, eine völlige Unterwerfung dieser slavischen Völkerschaften zu erzielen, so wurde doch durch ihn der Grund zu künftigen Neubildungen gelegt, welche der allmählichen Kultivirung und Christianisirung dieser noch völlig wilden Stämme als Stütze dienen konnten. — Noch immer war der mit den Ungarn abgeschlossene Waffenstillstand nicht zu Ende.



König Heinrich nach dem Siege über die Ungarn. Nach Bendemann.

Kampf mit den Ungarn. Allein da sich Heinrich von der Zweckmäßigkeit seiner Schöpfungen genugsam überzeugt hatte, so mochte er auf die Entscheidung über Deutschlands Schicksal nicht länger warten und beschloß, die Ungarn zur Aufhebung des Waffenstillstandes anzureizen. Es geschah, indem er ihnen den ferneren Tribut verweigerte.

Wie Widukind erzählt, rief Heinrich sein ganzes Volk zu einem großen Landtage zusammen und sprach folgendermaßen: „Das früher durch inneren Zwist und äußere Feinde bedrängte und verwirrte Reich ist mit Gottes Hülfe und durch meine und eure Anstrengungen von schweren Gefahren befreit, beruhigt und geeinigt worden. Die feindlichen Slaven sind besiegt und unterworfen, aber eins bleibt uns noch übrig, wir müssen den Ungarn mit vereinten Kräften entgegentreten. Bisher habe ich euch, eure Söhne und Töchter berauben müssen, um ihre Schatzkammern zu füllen. Alles haben wir dargebracht bis auf das nackte Leben. Nur die Güter der Kirche sind noch unberührt. Erwäget nun und entscheidet, was zu thun sei. Soll ich den heiligen Schatz weggeben und als Lösegeld den Feinden überreichen, oder soll ich nicht lieber dem Dienste Gottes seine Ehre lassen, auf daß wir durch den befreit werden, der unser Aller Schöpfer und Erlöser ist?"

Da erhob das Volk seine Stimme zum Himmel und rief: „Der lebendige und wahre Gott, der getreu und gerecht ist in allen seinen Wegen und heilig in allen seinen Werken, mache uns frei von unseren Banden." Darauf gelobte die ganze Versammlung dem Könige Beistand gegen den verhaßten Feind und bekräftigte die Uebereinkunft durch einen feierlichen Eid.

Als nun nach der erhaltenen Zurückweisung ihrer Gesandten die Ungarn in großen Schwärmen heranzogen, kamen sie auch in das Land der Daleminzier, von denen sie Geld und Hülfe verlangten. Letztere, wohl wissend, daß die Sachsen kampfgerüstet seien, warfen den Ungarn angeblich einen fetten Hund als Geschenk vor. Diese, einem alten Volkslied entstammende sagenhafte Verhöhnung wurde später auf König Heinrich selbst übertragen.

Racheschnaubend brachen nun die Ungarn in Deutschland ein. Allein sie fanden es in einer ganz veränderten Gestalt und sollten auch die Folgen der Veränderung bald zu ihrem Unheil erkennen. Eine der beiden Scharen, mit welchen sie in Deutschland eingefallen waren, hatte sich nach Sondershausen gewendet, wurde dort vom fränkischen und sächsischen Heere empfangen, geschlagen und vernichtet. Die zweite Schar erwartete König Heinrich an der Spitze des schwäbischen und bayerischen Heeres an der Unstrut (wahrscheinlich bei dem Dorfe Riethburg in der Goldenen Aue und nicht bei Merseburg, wie früher vielfach geglaubt wurde), wo den 15. März 933 die entscheidende Schlacht entbrannte. Mit dem Morgengrauen ordnete Heinrich seine Scharen, ihnen mit mannhaften Worten Muth und Zuversicht einflößend, und die Fahne mit dem Bilde des Erzengels Michael voran, ging es mit dem Rufe Kyrie eleison! in die Schlacht. Sie endete nach heißem Ringen von beiden Seiten mit der vollständigen Niederlage der Ungarn, deren Heerestrümmer sich eilig nach der Heimat flüchteten und dort von den tapferen Deutschen eine solche Schilderung entwarfen, daß das damalige ungarische Volk fast auf eine Generation hinaus alle Lust zu weiteren Einfällen ins deutsche Gebiet verlor. Das letztere wurde während zweiundzwanzig Jahren nicht wieder von ihren Horden beunruhigt. — Den Tribut, welcher den Ungarn bisher zu entrichten war, bestimmte Heinrich für den Wiederaufbau zerstörter Kirchen und für Almosen an die Armen. Das Andenken an die Niederlage des fürchterlichen Feindes ließ er durch ein Gemälde in seiner Pfalz zu Merseburg verewigen.

Eroberung Schleswigs. Im folgenden Jahre drang Heinrich im Norden gegen die alten Erbfeinde, die Dänen, vor, zwang ihren König Gorm den Alten zur Zinspflicht und stellte die schon von Karl dem Großen gegründete Markgrafschaft Schleswig zwischen Eider und Schlei wieder her, indem er zugleich sächsische Ansiedler nach derselben verpflanzte. Unter seinem Schutze nahm Unni, der Erzbischof von Bremen und Hamburg, die früher von Ansgar und Rimbert angeregte Missionsthätigkeit unter den Dänen und Schweden wieder auf, so daß das Christenthum, trotz des Hasses, welchen ihm Gorm der Alte entgegentrug, sich bald zu neuem Leben entfaltete.

Heinrich's Ende. Mit Ruhm bedeckt, als der würdigste und größte König Deutschlands von den Völkern und Königen aller Lande geachtet und gefürchtet, hatte er seinem Reiche durch glorreiche Waffenthaten sowie durch weise Einrichtungen festen Bestand verliehen. Nachdem ihm dies gelungen, beschloß Heinrich, wie Widukind versichert, einen Zug nach Rom zu unternehmen, allein von Krankheit ergriffen, soll er die Reise aufgegeben haben. Ein Schlaganfall, von welchem er im Jahre 935 auf seiner Pfalz Bodfeld im Harz getroffen wurde, mahnte ihn an sein herannahendes Ende. Er versammelte daher zu Erfurt die Großen seines Reiches und empfahl ihnen seinen ältesten Sohn Otto zum Nachfolger und König. Hierauf begab er sich nach Memleben an der Unstrut, wo er nach einem erneuerten Schlaganfall am 2. Juni 936 im sechzigsten Lebensjahre verschied. Seine sterbliche Hülle wurde in der Peterskirche zu Quedlinburg vor dem Altare beigesetzt, wo noch jetzt eine geborstene Marmorplatte das Grab bezeichnet.



Ruinen vom Kloster Memleben.



Liudolf zu den Füßen seines Vaters Otto I. Zeichnung von L. Richter. (Zu S. 481.)

Otto der Große und die innere Lage Deutschlands bis 950.

Wie fest die Reichseinheit durch Heinrich I. bereits begründet war, bewies nach seinem Tode die Königswahl seines vierundzwanzigjährigen Sohnes Otto I., auch „der Große" genannt (936—973). Als der Ort der Wahl war Aachen bezeichnet worden, wo sich nicht blos Franken und Sachsen, sondern die Herzöge, Grafen und Vasallen aus allen Landen einfanden. Wie es der Vater gewünscht, vereinigten sich die Stimmen der Anwesenden auf Otto, unter Zurückweisung jeder anderen Bewerbung. Der Erzbischof von Mainz umgürtete ihn hierauf mit dem Schwert, bekleidete ihn mit Mantel und Scepter, salbte ihn und setzte ihm die Krone auf. Nach Beendigung dieser Feier folgte ein glänzendes Krönungsmahl, wobei die Herzöge zum ersten Male die Dienste versahen, welche ihnen in der Folge als Ehrenrechte zustanden, und aus welchen die späteren Erzämter, nämlich das des Erzkämmerers, des Erztruchseß, des Erzmundschenken und des Erzmarschalls hervorgegangen sind.

Stellung der Herzöge. Gleich dem Vater hielt der hochstrebende Otto an der Einheit des Vaterlandes in der Macht des Oberhauptes fest, allein er suchte diese Macht noch fester zu begründen, sie mit noch höheren Befugnissen auszurüsten. Hatte Heinrich die Herzöge noch als Träger einer beinahe selbständigen, unabhängigen Gewalt anerkannt, so wollte Otto in ihnen nur Vertreter und Beamte des Königs erblicken, welche er absetzen durfte, sobald sie sich gegen ihn oder das Reich vergingen. Um dies durchzusetzen, galt es heftige innere Kämpfe zu bestehen, die einen großen Theil des Lebens des Herrschers ausfüllten, ihn aber schließlich zu dem angestrebten Ziele führten.

Kämpfe nach außen. Zunächst sah er sich indessen genöthigt, zur Sicherung der äußeren Grenzen des Reiches zu den Waffen zu greifen. Die wendischen Völkerschaften

hatten den Regierungswechsel in Deutschland benutzt, um einen neuen Befreiungsversuch zu machen. Aber sie wurden von Otto mit kräftiger Hand niedergeworfen, wobei besonders zwei sächsische Große, Hermann, Billing genannt, und Markgraf Gero, dem König große Dienste leisteten und hier die deutsche Herrschaft selbst noch weiter ausdehnten.

Zu gleicher Zeit warfen die Böhmen die deutsche Oberherrlichkeit ab. Der Böhmenherzog Boleslaw, ein kühner, trotziger Mann, der seinen Bruder Wenzel entthront und ermordet hatte, nahm den Krieg mit Otto auf und war auch in der That von so viel Glück begünstigt, daß er eine beinahe vierzehnjährige Unabhängigkeit zu behaupten vermochte.

Auch die Ungarn versuchten ihre früheren Einfälle wieder zu erneuern. Als sie aber sahen, wie Otto an Kraft und Entschlossenheit seinem Vater keineswegs nachstand, gaben sie ihre Absichten auf Sachsen auf und wandten sich nach dem Süden, wo sie verheerend bis Burgund vordrangen.

Innere Fehden. Schlimmer gestalteten sich jedoch die inneren Kämpfe, welche Otto zu bestehen hatte. Der alte Frankenherzog Eberhard, derselbe, welcher einst Heinrich I. die Königskrone überlassen hatte, zog gegen einen trotzigen sächsischen Lehnsmann, welcher Eberhard's Oberhoheit nicht anerkennen wollte, mit einer Schar fränkischer Reiter zu Felde, eroberte dessen Burg Helmershausen an der Diemel und ließ sie in Flammen aufgehen, nachdem alle Einwohner getödtet worden waren. Otto betrachtete diesen Friedensbruch als einen Eingriff in seine königlichen Rechte und legte dem Frankenherzog eine Buße von hundert Pfund Silber auf, deren Werth er in edlen Rossen entrichten sollte, während seine Kampfgefährten die beschimpfende Strafe, Hunde nach der königlichen Pfalz in Magdeburg zu tragen, über sich ergehen lassen mußten. Durch diese Vorgänge wurde der alte Stammeshaß zwischen Sachsen und Franken wieder aufgefrischt, und die Letzteren sammelten sich um ihren tiefgekränkten Herzog, um bei erster Gelegenheit Rache gegen den stolzen, herrischen Sachsenkönig zu nehmen. Während es in Franken gährte, versagte der neue Bayernherzog Eberhard, der auf seinen Vater Arnulf 937 gefolgt war, dem Könige geradezu die Huldigung. Als friedliche Vorschläge fruchtlos blieben, trat Otto, rasch entschlossen, dem Aufständischen mit Waffengewalt entgegen, entsetzte ihn seiner Würde unter Landesverweisung und übergab die Verwaltung Bayerns Arnulf's Bruder Berthold, indem er zugleich Arnulf's jüngeren Sohn gleichen Namens als „Pfalzgrafen" einsetzte, auf diese Weise durch die gegenseitige Rivalität beider Fürsten einer künftigen Auflehnung am leichtesten vorbeugend. — Aber immer verwickelter gestalteten sich die inneren Verhältnisse.

Otto hatte einen älteren Halbbruder Thankmar, aus einer ersten Ehe Heinrich's, welche nachträglich von der Kirche für ungiltig erklärt worden war. Derselbe fühlte sich zurückgesetzt, weil Otto an seiner Stelle die wichtige Grenzgrafschaft gegen die Wenden dem schon oben erwähnten Gero übertragen hatte; außerdem waren ihm seine großen mütterlichen Erbgüter vom Könige vorenthalten worden. Thankmar verband sich daher mit dem Frankenherzog Eberhard zu gemeinsamem Aufruhr gegen Otto, und Beide verwüsteten Westfalen, wobei ihnen sogar der jüngere Bruder Otto's, Heinrich, in die Hände fiel, welchen Eberhard gefangen halten ließ. Als nun Otto mit Heeresmacht heranrückte, warf sich Thankmar in die Feste Eresburg, aber hier hart bedrängt und von seinen eigenen Leuten verlassen, suchte er Zuflucht in der Burgkirche, wo er in tapferem Kampfe vor dem Altare erschlagen wurde (938). Eberhard, durch diese Unfälle entmuthigt, unterwarf sich; Otto verwies ihn auf kurze Zeit nach Hildesheim, setzte ihn aber nach erneuter Eidesleistung bald wieder in die Herzogswürde ein.

Empörungen Heinrich's. Eberhard's Unterwerfung war indeß nur eine scheinbare, und um seine Rachegelüste zu befriedigen, reizte er den eigenen Bruder Otto's, Heinrich, mit welchem er sich schon während des Letzteren Gefangenschaft verständigt hatte, zur Empörung auf. Er fand hier fruchtbaren Boden. Denn obgleich Otto der älteste Sohn Heinrich's I. war, glaubte doch der jüngere Heinrich größere Ansprüche auf die Königs-

krone erheben zu dürfen, als zur Zeit der Geburt Otto's Heinrich I. noch Herzog, dagegen bei der Geburt Heinrich's König war. Außerdem war er von der Mutter, Mathilde, die den stolzen, sonst mit trefflichen Eigenschaften ausgerüsteten Jüngling über Alles liebte, in diesen Ansprüchen bestärkt worden. Der Dritte im Bunde sollte der wankelmüthige Schwager des Königs, der Herzog Giselbert von Lothringen sein, und nach gemeinschaftlicher Berathung begab sich Heinrich 939 zu dem Letzteren, um von Lothringen aus den Kampf gegen Otto zu führen, wobei man selbst noch auf die Hülfe Ludwig's IV. von Frankreich hoffte. Das Glück war indessen auch diesmal wieder auf der Seite Otto's. Mit nur geringer Macht war er über den Rhein geeilt und erfocht bei Birten unweit Xanten einen Sieg über die verbündeten Empörer. Heinrich kehrte nach dieser Niederlage nach Sachsen zurück und suchte dort den Aufstand gegen seinen Bruder zu schüren. Als dieser Versuch jedoch fehlschlug, wandte er sich abermals an Giselbert, dem sich inzwischen der französische König angeschlossen hatte. Auch Eberhard warf die Maske ab und schlug sich offen zu den Feinden Otto's, welchen sich heimlich noch der Erzbischof Friedrich von Mainz zugesellte. Otto befand sich einer solchen Uebermacht gegenüber in einer mißlichen Lage; allein unerwartet wurden die beiden Herzöge Eberhard und Giselbert von zwei rheinischen Grafen, Udo und Konrad, genannt Kurzbold, Franken von Geburt und sogar Verwandte Eberhard's, aber dessen erbitterte Gegner und Freunde des Königs, am Rhein unterhalb Andernach überfallen; Eberhard wurde nach tapferer Gegenwehr von Konrad erschlagen, und Giselbert ertrank auf der Flucht im Rhein (939).

Ludwig IV. wurde nun von Otto bis tief in sein Land hinein verfolgt, und nach einem langwierigen Kriege kam es 942 zu Vougiers an der Aisne zum Frieden, welcher hauptsächlich durch die Schwester Otto's, Gerberga, die Wittwe Giselbert's und nachherige Gemahlin Ludwig's IV., vermittelt worden war, und infolge dessen Lothringen fernerhin unangefochten dem Deutschen Reiche verbleiben sollte.

Anschlag gegen das Leben Otto's I. Heinrich hatte des Bruders Gnade angefleht, welcher ihm denn auch großmüthig verzieh. Aber schon im Jahr 941 verfiel der ehrgeizige Nebenbuhler auf neue Ränke. In Verbindung mit zahlreichen Unzufriedenen, unter welchen der Erzbischof Friedrich von Mainz sich befand, wurde der schändliche Plan gefaßt, den König während des Osterfestes in der Kirche zu Quedlinburg zu ermorden und Heinrich an seiner Stelle auf den Thron zu erheben. Die Verschwörung wurde jedoch entdeckt, die Hauptschuldigen wurden hingerichtet oder verbannt, während Heinrich sich durch die Flucht rettete. Zum dritten Male bat die Mutter für ihn, und abermals ließ Otto Gnade für Recht ergehen. Heinrich kehrte reumüthig zurück, erhielt Verzeihung und blieb von nun an endlich seinem Bruder in unwandelbarer Treue ergeben.

Neue Besetzung der Herzogthümer. Auf die Fürbitte seiner Mutter übertrug Otto sogar seinem Bruder in der Folge das durch den Tod Berthold's erledigte Herzogthum Bayern. Ueberhaupt suchte der König nach Beendigung dieser inneren Fehden seine Hausmacht noch dadurch zu befestigen, daß er die Herzogsgewalten mit Ausschluß jeder Erblichkeit von sich abhängig machte und sie vornehmlich nur an Solche vergab, welche ihm treu ergeben oder durch verwandtschaftliche Bande an ihn geknüpft waren. So übergab er das erledigte Lothringen dem Grafen Konrad von Worms, dem er seine Tochter Luitgard vermählte; Schwaben erhielt nach dem Tode des Herzogs Hermann der älteste Sohn des Königs, Liudolf, der mit Hermann's Tochter Ida vermählt war; Sachsen wurde in späterer Zeit dem tapfern und getreuen Hermann Billing übertragen, zur Belohnung für seine wackeren Dienste im böhmischen Kriege. Franken und Thüringen sowie Sachsen vor seiner Verleihung an Hermann verwaltete Otto selbst.

Ausdehnung der deutschen Macht. So war das große Reich fester und inniger zusammengefügt, als zur Zeit Heinrich's I. Die Stämme fingen nicht nur an ihre Sprache deutsch zu nennen, sie selbst bezeichneten sich unter dem Gesammtnamen der Deutschen.

Und wie nach innen, so entfaltete sich auch nach außen die deutsche Macht zu einem noch nie erreichten Höhepunkte. Der Kampf gegen die Slaven an der Elbe wurde aufs Neue aufgenommen und fortgesetzt, bis das weite Land zwischen Elbe und Oder kolonisirt und dem Christenthum und deutscher Sitte zugänglich geworden war. Dabei verfuhr Otto wie einst Karl der Große bei den Sachsen, indem er in den unterworfenen Landschaften zur Befestigung des Christenthums Bisthümer anlegte, so Havelberg, Brandenburg, später Merseburg, Meißen und Zeitz, selbst im fernsten Osten wurde unter den Polen das Bisthum Posen gegründet. Diese sämmtlichen Bisthümer stellte er unter das später neugeschaffene Erzbisthum Magdeburg. — Nachdem Otto die Einfälle der Dänen unter ihrem Könige Harald „Blauzahn" 947 zurückgeschlagen — ja, wie die Sage meldet, bis zur äußersten Spitze Jütlands vorgedrungen und hier zum Zeichen seiner Herrschaft, nach alter Sitte, seinen Speer in die Wogen geschleudert haben soll — und die Mark Schleswig dem Reiche wieder gesichert hatte, gründete er ferner die Bisthümer Schleswig, Aarhus und Ripen, welche er nebst dem Bisthum Oldenburg unter den Obodriten, dem Erzbisthum Hamburg-Bremen unterordnete. Das letztere erwarb sich gerade zu dieser Zeit große Verdienste um die Ausbreitung des Christenthums im Norden. Der Erzbischof Adeldag, Unni's großer Nachfolger, war eifrig unter den Schweden und Dänen für die Mission thätig.

In ähnlicher Weise breitete Otto's Bruder, der Bayernherzog Heinrich, mit fast königlicher Macht nach Osten längs der Donau und nach Süden bis zum Po und zur Adria das deutsche Gebiet aus. Mit der sächsischen Kolonisation im Norden ging eine bayerische im Süden Hand in Hand, indem hier die Bisthümer Regensburg und Passau der Mission als Stützpunkte dienten.

Dies war die Zeit der gewaltigsten Ausdehnung deutscher Kraft. Mit Bewunderung schauten alle Völker auf die Großthaten des mächtigen Otto, den man, wie weiland König Karl, „den Großen" zu nennen anfing. Sein Wort war überall von entscheidendem Einflusse, und selbst in den Wirren Frankreichs, in Burgund und Italien wurde der deutsche König als Schiedsrichter angerufen.

Zug nach Paris. So finden wir ihn 945 vor Paris, das zum ersten Male eines deutschen Heeres ansichtig geworden war. In Frankreich hatte, wie wir schon S. 396 erzählten, der Herzog Hugo von Burgund in Verbindung mit den Normannen Ludwig IV., Otto's Schwager, gefangen genommen und suchte ihm den letzten Rest der Herrschermacht abzutrotzen. Ludwig flehte den deutschen König um Hülfe an. Nachdem der Letztere dieselbe zugesagt und ein Reichstag zu Ingelheim 945 den Krieg gegen Hugo beschlossen hatte, gab dieser allerdings Ludwig wieder frei, führte aber den Titel: König von Frankreich weiter, trotzdem ihn Otto auffordern ließ, sich des königlichen Titels zu begeben. Wir erzählen das Weitere nach Johann Ludwig Gottfried, dem alten Chronisten:

„Hugo lachte die Gesandten Otto's aus und sagte, was doch die Sachsen thun wollten, die von Carolo Magno und den vorigen Frankenkönigen so oft wären geschlagen worden? Schwur dabei, er hätt' einen solchen Vorrath an Waffen, daß mehr eiserne Sturmhüt in Frankreich wären als Strohhüte in Teutschland. Kayser Otto ließ ihm hinwider entbieten, er wollte kommen und soviel Strohhüt mit sich nach Frankreich bringen, daß sie sich darüber verwundern sollten. Es schreiben die historici, daß Kayser Otto ohne die Reuterey 32 Fahnen Fußvolk, jegliches zwischen 500 und 600 Mann stark, in Frankreich geführt hab, die alle ströherne oder Schaubhüt aufgehabt, zum Gespött der Franzosen. Also zogen die Kayserlichen Strohhüt auf Rheims, Lyon und Paris zu, und dorfft sich Hugo an keinem Ort mit seinen eisernen Sturmhüten präsentiren, sondern wich zurück, ließ mit dem Kaiser um Frieden tractiren und gab König ludwigen wieder loß, den Kaiser Otto wider in seine königliche Gewalt einsetzte. Damit er aber diese Armada nicht vergebens aufgebracht hatte, zog er damit auf Burgund und die niederländisch wälschen Provincien, vereinbart solche mit dem römischen Reich und machte Cöllen zu einer Reichs Statt."

Innere Zustände des Reiches. Otto begnügte sich nicht damit, die Herzogthümer sicheren Händen anzuvertrauen, sondern war zu gleicher Zeit bestrebt, die selbständige Macht derselben so viel wie möglich einzuschränken, ohne indessen ihre Würde allzusehr herabzudrücken. Es zeigt sich daher von nun an, daß die Pfalzgrafen eine wichtige Stellung einnehmen. Sie sind recht eigentlich die Vertreter der königlichen Interessen in den Provinzen und dazu bestimmt, die Herzöge zu überwachen, sie in ihrer Gewalt zu beschränken. In ähnlicher Selbständigkeit sehen wir, wenigstens in Sachsen, die Markgrafen dem Herzoge gegenüber. — Ebenso war Otto beflissen, sein eigenes Ansehen zu erhöhen, die königliche Macht zu stärken, sie mit lichterem Glanze zu umgeben. Von Pfalz zu Pfalz zog er durch sein weites Reich; er selbst saß zu Gericht, an ihn als höchste und letzte Instanz ging die Berufung der Verurtheilten, welche sich der Entscheidung der Schöffen nicht fügen wollten.



Otto I. an der Nordsee. Zeichnung von Ludwig Richter.

Die Schöffen unter dem Vorsitz des Grafen handhabten das Recht nach den Kapitularien Karl's des Großen oder nach alten Stammesgesetzen. In zweifelhaften Fällen entschied das Gottesgericht, d. i. Zweikampf Feuer- oder Kreuzesprobe. — Gleich Karl dem Großen, den sich Otto überhaupt in allen Dingen zum Vorbilde genommen hatte, umgab er sich an hohen Festtagen und auf den Reichsversammlungen mit dem ganzen Glanze seiner königlichen Machtherrschaft; seine blendende Hofhaltung verdunkelte und drängte alle übrigen Höfe und Fürstenlager zurück. An solchen Festtagen empfing Otto die Besuche und Ehrenbezeigungen der Fürsten, weltlichen und geistlichen Großen der umliegenden Lande, welche reiche Geschenke darbrachten, ebenso nahm er die Huldigungen der Vasallen und den Tribut der unterworfenen Völker entgegen.

Die Einkünfte bezog der König aus den Krongütern, die noch aus großen Domänen bestanden, bei deren Verwaltung sich Otto gleichfalls Karl den Großen zum Vorbilde

genommen hatte. Auch erstreckten sich große Forste des Königs, in welchen noch Wolf und Bär, Ur und Elenn hausten und dem edlen Weidwerk reiche Nahrung boten, durch das ganze Reich. — Stehende Abgaben, eine eigentliche Reichssteuer gab es noch nicht, da das Geld nur spärlich vorhanden war und der Deutsche überhaupt jede Steuer für eine Beeinträchtigung seiner Freiheit hielt; alle Leistungen waren persönlicher Art. Der König bezog nur Zölle von Straßen und Flüssen, sowie die Kopfsteuer, welche die Juden zu bezahlen hatten; auch gehörten ihm die Bergwerke.

Das Lehnswesen hatte sich durch alle Theile des Reiches ausgebreitet. Auch in den deutschen Landen waren die geringen Freien von kleinem Grundbesitz, die einst den Kern des Heerbannes gebildet hatten, sämmtlich in Abhängigkeit gerathen. Die Heeresmacht setzte sich aus den Fähnlein zusammen, welche die aufgebotenen Vasallen dem Könige zuführten; die letzten Reste des alten freien Heerbannes waren schon durch Heinrich's berittene Burgmannschaften vollends verdrängt worden. — An den Grenzen, besonders den östlichen, hatte Otto die Marken wieder erneuert, wenn auch zu dieser Zeit eigene Namen für dieselben noch wenig im Gebrauche waren. Wir nennen die Nordmark (die preußische Altmark, dazu Havelberg und Brandenburg), südlich von ihr die Ostmark oder Lausitz (zwischen Saale und Bober) und die Mark Meißen (Meißen, Zeitz, Merseburg); im Süden die Mark Verona und Aquileja, die bayerische Ostmark (das spätere Oesterreich), später trat hierzu auch eine kärnthische Mark. Diese sämmtlichen Marken im Süden waren von Bayern abhängig.

Kirche und Wissenschaften. Otto hegte Anfangs wenig Neigung zur Kirche und einem strengen religiösen Lebenswandel. Sein Mißtrauen war gegen den Klerus wachgerufen worden, als er mehrere Kirchenhäupter in den Reihen seiner aufrührerischen Gegner erblickt hatte. Dennoch trug er Sorge, daß bei der Besetzung der hohen kirchlichen Aemter, welche er sich stets als sein ausschließliches Recht im ganzen Reiche vorbehielt, und bei welcher er zunächst immer die Reichseinheit und die innige Verbindung von Staat und Kirche ins Auge faßte, nur würdige, durch Bildung und Sittenreinheit ausgezeichnete Geistliche herangezogen wurden. So kam es, daß während das Papstthum in tiefem Verfall lag und der Klerus in den übrigen Ländern von „sittlicher Fäulniß" ergriffen war, die deutsche Kirche unter der weisen und kräftigen Hand Otto's eine ausnehmend ehrenhafte Stellung behauptete. Die geistlichen Würdenträger mußten für ihre Reichslehen Vasallen zum Heere schicken, ja oft selbst in den Krieg mitziehen; die Reichssynoden konnten nur mit des Königs Genehmigung abgehalten, die Beschlüsse nur nach seiner Begutachtung ausgeführt werden; auch die Bischöfe mußten sich gleich den übrigen Reichsvasallen dem königlichen Richterstuhle, ohne Rücksicht auf die Kirchengesetze, beugen. Im Uebrigen gestattete ihnen Otto freie Verwaltung ihrer Stellen und förderte sie besonders in dem Bestreben, „ihre Städte mit Mauern zu schützen, Markt- und Münzrechte ihnen zu gewinnen oder zu sichern, Handel und Verkehr zu heben, wüste Gegenden anzubauen, Wälder auszuroden, die Dienste ihrer Hörigen gesetzlich zu ordnen, Recht und Gerechtigkeit innerhalb ihrer Immunitäten zu hegen und zu pflegen."

Mit dem Tode Editha's (946), der angelsächsischen Gemahlin Otto's, welche das Volk gleich einer Heiligen verehrte, trat indessen eine tiefgehende Sinnesänderung des Königs ein. Er wandte der Kirche und Religion von nun an ein erhöhtes Interesse zu, indem mit dieser Hingebung zugleich sein Sinn für Bildung und Wissenschaft erweckt wurde. Er erkannte, daß Bildung die zur Leitung eines großen Volkes nothwendige Macht ist. In dieser Hinsicht war Brun, der jüngere Bruder Otto's, der eifrigste Förderer seiner Pläne und leuchtete als heller Stern voran. Brun schrieb und sprach das Lateinische, besaß eine tiefe Gelehrsamkeit und blieb die Seele der gelehrten Beschäftigungen, welche in der von ihm wieder hergestellten Hofschule ein neues Leben, eine frische geistige Entwicklung anregen sollten. Er war Geistlicher und leitete die Kanzlei des Reiches, wie er

überhaupt einen großen Einfluß als Rathgeber Otto's, besonders in kirchlichen Fragen ausübte. Gleich Brun traten mehrfach wissenschaftlich geschulte Priester an die Spitze der Bisthümer, und gerade ihnen muß das Verdienst zugesprochen werden, daß, während die weltlichen Großen nur ihre Sonderinteressen im Auge hatten, sie mehr Sorge für das Ganze trugen, die nationalen Ideen vertraten und in diesem Sinne dem Könige beistanden. Giesebrecht ist gewiß beizupflichten, wenn er die Ansicht eine Phantasterei nennt, daß der Krummstab die Einheit des deutschen Volkes geschaffen habe, da es das Schwert und der Geist gethan; aber es läßt sich doch nicht leugnen, daß die kirchlich-lateinische Bildung der Zeit auch dem Reichsregimente ihr Gepräge gab; die einflußreichsten Beamten waren gelehrte Bischöfe, die zugleich weltliche Fürstenthümer zu Lehn trugen. Der Zug der Zeit war ein religiöser, dem sich selbst Otto nicht verschließen konnte.

Herstellung des Kaiserthums durch Otto den Großen.

Otto war der gewaltigste Herrscher in Europa geworden, seine Macht war wieder kaiserlich, es fehlte ihr nur noch der Name. Groß in Plänen und Thatkraft, war es natürlich, daß der Gedanke in seiner Seele Wurzel faßte, an Karl den Großen anzuknüpfen, das Bündniß Deutschlands mit Italien zu erneuern und sich die römische Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen. Die Verwirklichung eines solchen Planes lag bei der allgemeinen Verwirrung in den umliegenden Ländern, besonders in Italien, sehr nahe. Das Abendland im Ganzen, wie die einzelnen Länder hatten ihre Wehrkraft durch nimmer endende Fehden und Parteikämpfe zersplittert; die germanisch-romanische Welt war von allen Seiten den Raubzügen und Eroberungen der Araber, Ungarn, Normannen, heidnischen Slaven preisgegeben; das Volk schrieb die Noth der Zeit der Kaiserlosigkeit zu und sang die Lieder von Karl dem Großen, in der Erinnerung und guter Hoffnung ähnlicher Tage lebend. Die trostlosesten Zustände aber herrschten in Italien, wo Gesetz und Recht der brutalen Gewalt erlagen, über der Gier, das Leben mit Genuß und Sinneslust auszufüllen, Tugend und Sittlichkeit zu Grabe getragen wurden und selbst der geistliche Stand und die klösterlichen Genossenschaften von der sittlichen Fäulniß angesteckt waren. In Rom war der Glanz des apostolischen Stuhles vollständig erblichen. Kein Augenblick war daher günstiger, dem kraftvollen, imponirenden Oberhaupte Deutschlands, das inmitten in Verwirrung oder Zerfall gerathener Staaten und kleiner Völkerschaften eine gebieterische Stellung erreicht und auf welches sich der sehnsuchtsvolle Blick der schwer heimgesuchten Völker Europa's gerichtet hatte, die Kaiserwürde mit ihren ordnenden und schützenden Machtbefugnissen zuzuwenden.

Otto's Zug nach Italien. Wir haben die auf diese Periode bezüglichen Vorgänge in Italien bereits auf S. 397 u. f. geschildert und gesehen, wie Adelheid, die junge Wittwe des Königs Lothar II. von Italien, dem König Otto I. ihre Hand anbieten ließ (S. 403), nachdem sie der Haft Berengar's II. entflohen war. Otto erachtete dies als den geeignetsten Zeitpunkt, um in die italienischen Verhältnisse einzugreifen. In Deutschland regten die Nachrichten von den schweren Schicksalen der eben so schönen wie liebenswürdigen Adelheid die Gemüther mächtig auf, und freudig gaben die Großen ihre Zustimmung, als Otto den Entschluß verkündete, mit Heeresmacht über die Alpen zu ziehen, Adelheid zu befreien und Rechte auf Italien sammt der Kaiserkrone zu erwerben.

Noch ehe er mit seinem Heere die Alpen überstiegen hatte, war ihm sein junger Sohn Liudolf, Herzog von Schwaben, von jugendlichem Ungestüm fortgerissen, thatenlustig vorausgeeilt; anstatt sich aber mit den ersten Siegeszeichen schmücken zu können, wie er gehofft hatte, zeigte sich seine kleine Schar der Streitmacht des italienischen Königs keineswegs gewachsen und er kämpfte daher überaus unglücklich gegen ihn. Schmachbedeckt mußte er seinen Vater am Fuße der Alpen erwarten, um harten Tadel sowie den Spott seines Oheims, des Bayernherzogs Heinrich, entgegen zu nehmen. Otto drang, ohne Widerstand zu finden, bis in die von Berengar verlassene Hauptstadt Pavia vor und sandte von hier aus Heinrich mit einem

stattlichen Gefolge ab, um die Königin Adelheid aus ihrem Asyl in das königliche Hoflager zu geleiten. Schon bei der ersten Begegnung brachte Adelheid dem Bayernherzog Heinrich eine wohlwollende Gesinnung entgegen, welche sie auch bei späteren Gelegenheiten bewährte. Otto feierte in Pavia das Hochzeitsfest auf glänzende Weise und nannte sich, nachdem er, unbehindert von Berengar, das ganze Land völlig unterworfen hatte, bereits 951 „König von Italien".

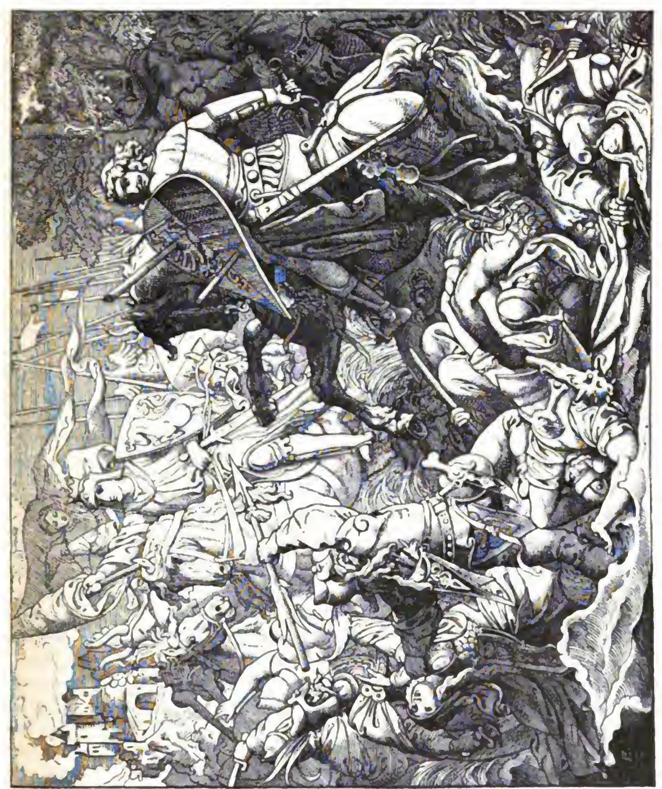
Otto's Rückkehr nach Deutschland. Doch sollten seine Wünsche nicht so rasch und unbehindert in Erfüllung gehen. Die Verhandlungen, die er wegen der Kaiserkrönung durch Erzbischof Friedrich von Mainz in Rom anknüpfen ließ, zerschlugen sich; der Letztere kehrte unverrichteter Sache zurück, wobei Otto vielleicht mit Recht den Mißerfolg nur dem bösen Willen des wenig verlässigen Prälaten zuschrieb. Zu gleicher Zeit wandte sich Liudolf, ohne sich vom Vater zu verabschieden, wieder nach Deutschland, unzufrieden, den ihm wenig sympathischen Oheim Heinrich in so hoher Gunst bei dem Königspaar zu sehen. In Deutschland fand er zahlreiche mißvergnügte Anhänger, welche der Einmischung Otto's in die italienischen Angelegenheiten entgegen waren, und bald gelangten beunruhigende Nachrichten nach Pavia, die den König zur Rückkehr bewogen. Er setzte seinen Schwiegersohn, Herzog Konrad von Lothringen, als Statthalter in Pavia ein, überließ ihm die Beendigung des Krieges gegen Berengar und trat im Februar 952 den Rückweg an.

Berengar's Belehnung mit Italien. Konrad trat indessen in Unterhandlungen mit Berengar, und kaum war Otto in Magdeburg angelangt, so erschienen Beide, um die Zurückgabe des Königreichs Italien an Berengar unter Anerkennung der Oberhoheit Otto's zu erwirken. Otto, überrascht und aufgebracht über dieses Durchkreuzen seiner Anordnungen, behandelte Berengar verächtlich und streng, und Konrad, welcher dem Letzteren eine ehrenvolle Aufnahme verbürgt hatte, nun aber sein verpfändetes Wort unbeachtet sah, auch sonsthin sich zurückgesetzt glaubte, fühlte sich tief beleidigt. Schließlich nahm Otto doch den Vasalleneid Berengar's entgegen und belehnte ihn mit der lombardischen Krone.

So standen dem König in der Person Liudolf's von Schwaben und Konrad's von Lothringen, welchen sich noch der Erzbischof Friedrich von Mainz zugesellte, drei mächtige Unzufriedene gegenüber, welche denn auch schon 953 zu offener Empörung schritten, in deren Folge der Bürgerkrieg bald aufs Neue in allen deutschen Gauen wüthete. Selbst die Bayern standen gegen Heinrich auf, der sich die Zuneigung seines Volkes wenig zu erwerben verstand, und welcher überhaupt wegen seines ränkevollen Betragens gegen Liudolf und Konrad als der Urheber des unseligen Zwistes betrachtet wurde. Selbst als auf Anregung Otto's die beiden Empörer sich reumüthig zu den Füßen des Vaters geworfen hatten, vereitelte Heinrich eine Aussöhnung, und der unglückselige Krieg nahm seinen Fortgang, in welchem die Aufständischen sogar mit dem Erbfeinde des Reiches, den Ungarn, in Verbindung traten. Aber eben durch diesen Bund mit den verhaßten Ungarn verloren die Abtrünnigen die Theilnahme des Volkes. Konrad sah sich schließlich von seinen Lothringern verlassen und mußte nebst dem Erzbischof von Mainz die Gnade Otto's anrufen, welche denn dieser auch gewährte. Nachdem der Krieg noch einige Zeit gegen Liudolf fortgeführt worden, unterwarf sich auch dieser (954). In der Nähe von Berka, erzählt Widukind, warf sich Liudolf, von tiefer Reue ergriffen, vor dem Vater nieder, und rührte durch seine flehenden Worte alle Anwesenden zu Thränen, bis der König in väterlicher Liebe ihn wieder zu Gnaden angenommen. — Liudolf und Konrad behielten ihre Eigengüter, dagegen bekamen sie ihre Herzogthümer, welche ihnen Otto schon 953 zu Fritzlar abgesprochen, nicht zurück.

Nach diesen traurigen Erfahrungen änderte Otto seine Politik. Anstatt die Sicherung des Thrones in der Verleihung der Herzogthümer an Verwandte zu suchen, stützte er sich von nun an auf den hohen Klerus. Zu dem größten Einflusse gelangte jetzt sein Bruder Brun, Erzbischof von Köln, welchem er das unruhige Lothringen zur Verwaltung übergab, das zur leichteren Regierung in Ober- und Nieder-Lothringen getheilt wurde.

Die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde. Die Ungarn, ermuthigt durch die inneren Wirren Deutschlands, vereinigten sich 955 zu einem neuen Raubzuge, gefahrdrohender als alle früheren. Mit angeblich 100,000 Mann überflnteten sie Bayern, belagerten Augsburg, das aber unter dem kühnen Bischof Udalrich ihnen heldenmüthig widerstand. Als die Ungarn vernahmen, daß König Otto an der Spitze der deutschen Stämme heranrücke, gaben sie die Belagerung auf und zogen dem König entgegen.



Otto I. schlägt die Ungarn am Lech. Zeichnung von Sachse.

Auf dem Lechfelde kam es im Jahre 955 zu einer der größten Schlachten, welche die Jahrbücher des Mittelalters aufweisen. Klein war die Kriegsmacht der Deutschen im Vergleiche zu der des Feindes, aber durch die trefflichen Einrichtungen Heinrich's konnte man in der schwerbewaffneten deutschen Ritterschaft den Feinden einen ebenbürtigen Kern gegenüberstellen. Nachdem sich das Heer durch einen Fasttag zu der schweren Blutarbeit vorbereitet, erzählt Widukind, rückte es in acht nach Stämmen geordneten Abtheilungen von je 1000 Rittern nebst Troßknechten wider den Feind; voran drei Züge Bayern,

denen jedoch ihr bereits erkrankter Herzog fehlte; dann folgten die Franken unter dem tapfern Konrad, welcher sich als der Held des Tages erwies; — in der Mitte eine Schar, als Kern des Heeres, aus auserlesener Jugendmannschaft gebildet, über welcher das Banner des Erzengels Michael flatterte, und die der König in eigener Person führte; den sechsten und siebenten Zug bildeten die Schwaben, den letzten die Böhmen. Der Beginn der Schlacht war für die Deutschen ungünstig. Ein Theil der Ungarn war während der Nacht über den Lech geschwommen und hatte sich unvermuthet über die böhmische Nachhut geworfen, welche gleich den Schwaben in Verwirrung gerieth. Schon war das Gepäck in den Händen der Feinde, als der heldenmüthige Konrad mit seinen Franken sich auf die Feinde stürzte und ihnen nach mörderischem Kampfe die Beute wieder entriß. Der König selbst warf sich nun mit seinen Kerntruppen auf die Hauptmacht der Ungarn; das deutsche Racheschwert hielt fürchterliche Ernte unter ihnen, bald entschied sich der Sieg für Otto. Der größte Theil der feindlichen Scharen wurde in den Lech getrieben und fand in den Fluten seinen Untergang, der Rest wurde auf der Flucht niedergemacht, so daß nur Wenige die Heimat erreichten, um die Schreckenskunde von der Vernichtung des großen Magyarenheeres zu überbringen. Nie mehr hat dieses wilde Volk seine Einfälle in Deutschland erneuert, es entsagte dem Nomadenleben, gründete feste Wohnsitze und wurde allmählich dem Christenthum und der Kultur zugänglich. — Die Deutschen hatten den Sieg theuer erkauft; mancher edle Ritter deckte das Schlachtfeld, unter ihnen Konrad, welcher den früheren Abfall durch den Heldentod gesühnt, tief betrauert von Otto. „Seit zweihundert Jahren", versichert Widukind, „hat kein König sich eines solchen Sieges zu erfreuen gehabt. Glorreich durch den herrlichen Triumph wurde Otto von dem Heere als Vater des Vaterlandes und Kaiser begrüßt. Er aber ordnete dem höchsten Gott Preis und Lobgesänge in allen Kirchen an und kehrte dann unter dem Jubel des Volkes als Sieger nach Sachsen zurück." — Wenige Monate nachher starb Otto's Bruder, Heinrich von Bayern, seine stärkste und treueste Stütze. Auch seinen Sohn Liudolf verlor er 957 noch in der Blüte der Jahre, nachdem derselbe in tapferem Kampfe gegen die Wenden, die (955) in der Schlacht an der Reckenitz in Mecklenburg niedergeworfen wurden, die alte Schuld gegen den Vater gesühnt hatte. Der König durfte in seinem Sohne aus zweiter Ehe, der des Vaters Namen, Otto, trug, einen Trost und Ersatz erblicken.

Kaiserkrönung Otto's. In Italien hatte Berengar II. die vielfachen Verwicklungen in Deutschland dazu benutzt, um sein Vasallenverhältniß zu Otto zu lösen und sich wieder unabhängig zu machen. Da er aber zugleich die Unklugheit beging, die Güter der Geistlichen anzutasten und selbst die Hand nach dem Exarchate auszustrecken, welches der Papst zu gewinnen hoffte, so rief der Letztere, Johann XII. (955—964), den die fortdauernden römischen Intriguen auf den päpstlichen Stuhl gehoben hatten, den König Otto zur Hülfe herbei. Der König, welcher den Gedanken der Kaiserkrönung noch nicht aufgegeben hatte, erschien, bemächtigte sich Oberitaliens ohne viele Mühe, erklärte Berengar II. seiner Würde verlustig und ließ sich in Pavia aufs Neue huldigen. Darauf begab er sich im folgenden Jahre nach Rom, wo ihm der Papst (962) die römische Kaiserkrone aufs Haupt setzte. Der Besitz dieser Krone erschien Otto I. als das wichtigste Merkmal der deutschen Königswürde. Indem er sich von nun an römisch-deutscher Kaiser nannte, drückte er die Idee der beständigen Vereinigung des römischen Kaiserthums mit der deutschen Königswürde aus. Otto ist somit der Gründer des römisch-deutschen Kaiserreiches, das sich bis zu Anfang dieses Jahrhunderts erhielt. — Die römische Kaiserkrone wurde von nun an zu dem Trugbild, nach welchem die deutschen Könige die Hand ausstreckten, für das Ströme deutschen Blutes auf den Schlachtfeldern Italiens geflossen sind. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß durch die nun beginnende, andauernde Verbindung zwischen Deutschland und Italien die christliche Kulturarbeit bedeutend gefördert wurde; die Staatseinrichtungen, der Handel, die Künste und Wissenschaften fanden in den Wechselbeziehungen beider Länder kräftige Stützen des Aufschwunges und der Entwicklung.

Aber die naturgemäße Bahn Deutschlands für die Mission und Eroberung, wie sie durch Karl den Großen vorgezeichnet und durch Heinrich I. wieder erschlossen ward, lag gegen Osten und Norden. Um eines glänzenden Bildes der Ehre willen ward sie verlassen und der Schwerpunkt des Königthums durch die Ottonen nach dem Süden verlegt. So viel Großes und Schönes auch die Epoche bietet, welche mit Otto dem Großen beginnt und mit dem Untergang der Hohenstaufen endet, der ununterbrochene Kampf um die römisch-deutsche Kaiserkrone bildet die düstere Schattenseite der Romantik jenes Zeitalters.

Schon Otto der Große sollte sich bald in seinen Erwartungen getäuscht sehen. Er hatte kaum Rom verlassen, als sich Johann XII., der ihn herbeigerufen, von ihm als einem fremden Gewalthaber lossagte und Italien zum Aufstande rief. Otto mußte wieder dorthin aufbrechen. Johann XII. entfloh bei seiner Annäherung. Der Kaiser eroberte Rom (963) nach kurzem Widerstande, erklärte durch ein von ihm einberufenes Konzil den Papst für abgesetzt und ließ an seiner Stelle Leo VIII. wählen. Zugleich nahm er den Römern den Eid ab, nie einen Papst ohne seine Zustimmung und Bestätigung zu wählen. — Johann XII. war wol einer der unheiligsten Päpste, welche je den heiligen Stuhl inne hatten. Das Konzil, durch welches er abgesetzt wurde, verzeichnete eine ganze Reihenfolge von Frevelthaten in dem betreffenden Aktenstück. Unter Anderm habe er außerhalb der bestimmten Zeit einem Diakonus in einem Marstalle die Weihe ertheilt, dann ein Kind von zwölf Jahren zum Bischof erhoben; er habe einen Priester blenden und ermorden, einen andern entmannen lassen; er habe in öffentlichem Konkubinat mit drei Weibern gelebt, von welchen eine sogar seines Vaters Beischläferin gewesen; mit seinen Bettgenossinnen habe er auf die Gesundheit der Venus und der Juno und endlich sogar auf das Wohl des Teufels getrunken u. s. w.

Neue Wirren in Rom. Durch die Wahl Leo's VIII. war aber neuer Grund zu Hader gelegt. Die Absetzung Johann's XII. durch Otto erschien als ein Eingriff in die Rechte Gottes, dem es allein überlassen werden mußte, seinen unwürdigen Stellvertreter zu entfernen. Andererseits gab die Einmischung eines Deutschen in die römischen Angelegenheiten Stoff genug zur Erbitterung der Römer. Inzwischen hatte Otto Berengar II. aufs Neue bekriegen müssen; er machte ihn nun, nachdem er ihn gefangen genommen, durch seine Verbannung nach Bamberg unschädlich. — Gleich nach dem Abzuge des Kaisers aus Rom war aber Leo VIII. vertrieben, Johann XII. wieder eingesetzt und nach dessen bald nachher erfolgtem Tode an seiner Statt Benedikt V. erwählt worden.

Ursprung der Benennung „Heiliges Römisches Reich". Dem Kaiser blieb bei dieser offenbaren Verhöhnung seines Ansehens nichts übrig, als (964) noch einmal nach Rom aufzubrechen, das denn auch bald wieder in seine Hände fiel. Benedikt V. wurde abgesetzt, und Leo VIII. nahm den päpstlichen Stuhl wieder ein. Für seine Wiedereinsetzung erwies er sich dem Kaiser durch ein Dekret dankbar, welches als die Urkunde des neuen römisch-deutschen Kaiserreiches betrachtet werden mag. Es enthielt außer dem Zugeständniß des kaiserlichen Investiturrechts die Bestimmung: daß den deutschen Königen die römische Kaiser- und die italische Königskrone für alle Zeiten vorbehalten und erblich verbleiben sollten. Auf Grund dieser Urkunde, nach deren Erlaß Otto I. den Titel „heilige Majestät" annahm und dem Kaiserthume den Namen eines „Heiligen Römischen Reiches" zuerkannte, nannten sich alle deutschen Könige Kaiser, wenn sie auch aus irgend einem Grunde nicht als solche gekrönt worden waren.

Otto's dritter Zug nach Italien. Allein was konnte in jener Zeit der Parteikämpfe das Dekret eines Papstes frommen, der nicht einmal allgemein anerkannt worden war? Das „Heilige Römische Reich" wurde gar bald ein Spott der Priester und der Laien. Die „heilige Majestät" hatte nach Leo's VIII. Tode (965) in Johann XIII. nicht sobald einen neuen „heiligen Vater" einsetzen lassen, als er nach Otto's Abzug von Rom auch schon wieder entsetzt und gefangen genommen wurde. Der Kaiser mußte daher 966 zum dritten Male die Alpen übersteigen und Rom erobern, worauf er die Häupter des Aufruhrs unter

den schreckhaftesten Todesarten hinrichten ließ und zum Schutze des wieder eingesetzten Papstes bis kurz vor seinem Tode, also sechs Jahre, in der Weltstadt verblieb, indem er die Zeit seines Aufenthaltes daselbst zugleich benutzte, um seinem Sohne Otto als seinem bestimmten Nachfolger die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen. Damals beabsichtigte er auch durch eine Heirath die Erwerbung des noch zum größten Theile im Besitze von Byzanz befindlichen Unteritaliens. Sein Sohn Otto sollte sich zu diesem Zwecke mit der griechischen Prinzessin Theophano vermählen. Gesandte wurden daher an den Hof des tapfern griechischen Kaisers Nicephorus II. geschickt, aber von demselben höhnisch abgewiesen, ja Nicephorus forderte sogar die Zurückgabe Roms. Als jedoch Otto in Unteritalien einmarschirte und Calabrien und Apulien eroberte, schloß der neue griechische Kaiser Johannes Tzimisces, der Nachfolger des inzwischen ermordeten Nicephorus, im Jahre 971 Frieden und gab Theophano dem deutschen Königssohne zur Gemahlin, mit der Anwartschaft auf Calabrien und Apulien. Im nächsten Jahre erfolgte in Rom die Vermählung, und kurz darauf kehrte Otto nach Deutschland zurück.

Otto's Ende. Nicht mehr lange sollte es dem greisen Kaiser vergönnt sein, in der Heimat zu weilen. Im Jahre 973 hielt er zu Quedlinburg im Sachsenlande seinen letzten glänzenden Reichstag. Mit Stolz und Befriedigung konnte er auf das gewaltige Werk seines Lebens blicken. Aus der Nähe und Ferne waren Fürsten und Edle zusammengeströmt, um dem alten und jungen Kaiserpaare Geschenke und Huldigungen darzubringen. Der Polenherzog beugte sich vor seinem Throne; anwesend war ferner der Böhmenherzog, es erschienen Gesandte des Dänenkönigs Harald mit Tribut; Rom, Benevent, Konstantinopel, die Russen und Bulgaren waren vertreten, und selbst die Ungarn sandten Geschenke. Aber die Nachricht von dem Tode seines tapferen und getreuen Waffengefährten Hermann Billing, welche ihn gerade hier traf und mit tiefer Trauer erfüllte, gemahnte ihn an sein eigenes Ende. Er begab sich nach Merseburg und von hier nach Memleben, wo sein Vater gestorben und wo auch er am 7. Mai 973 nach thatenvollem Leben die Augen schloß. Er wurde in der Moritzkirche zu Magdeburg neben seiner Gattin Editha beerdigt.

Charakter Otto's. Widukind von Corvey entwirft von Kaiser Otto folgende Schilderung: „Der erste Blick ließ in Otto den geborenen Herrscher erkennen, dem das Alter nur neue Hoheit und Majestät verliehen hatte. Seine Gestalt war fest und kräftig, aber dabei nicht ohne Anmuth in der Bewegung; noch in den späteren Jahren war er ein rüstiger Jäger und gewandter Reiter. Im gebräunten Gesicht blitzten helle, lebhafte Augen, spärliche graue Haare bedeckten das Haupt; der Bart wallte gegen die alte Sitte der Sachsen lang auf die Brust herab, die gleich der des Löwen dicht bewachsen war. Er trug die heimische Kleidung und mied ausländischen Prunk; auch sprach er nur seine sächsische Mundart, obwol er des Romanischen und Slavischen nicht ganz unkundig war. Sein Tag verstrich zwischen Staatsgeschäften und Gebet; die Nachtruhe maß er sich kärglich zu und, da er im Schlaf zu sprechen pflegte, schien er auch dann zu wachen. Freigebig, gnädig, leutselig, zog er wol die Herzen an sich, aber doch war er mehr gefürchtet, als geliebt. Sein Zorn, ob auch die Jahre diesen harten Sinn gemildert hatten, war schwer zu ertragen; der alte Kaiser konnte noch streng bis zur Härte sein, selbst der junge Kaiser bebte vor dem Groll des Löwen, wie er seinen Vater zu nennen pflegte. Die eiserne Willenskraft, die Otto schon in seiner Jugend verrieth, hat er bis an sein Ende bewahrt; treu blieb ihm das Streben nach großen und würdigen Thaten, und füllte noch am Abend seines Lebens die Seele mit Jugendkraft. Und auch die anderen hohen Tugenden, die man schon am Jüngling pries, felsenfeste Treue gegen Freunde, Großmuth gegen gedemüthigte Feinde, blieben ein Schmuck seines Alters. Niemals gedachte er eines Vergehens, das er einmal verziehen hatte. Von seiner königlichen und kaiserlichen Würde hatte er die höchste Vorstellung. Die Krone, die er einzig und allein Gottes besonderer Gnade zu danken meinte, setzte er nie auf das Haupt, ohne vorher gefastet zu haben. Wer sich gegen seine Majestät erhob, in dem sah er einen Frevler gegen Gottes Gebot."



Otto III. wirft den Römern ihre Untreue vor. Zeichnung von Dietrich. (Zu S. 492.)

Die letzten Kaiser aus dem sächsischen Hause.

Otto II., Otto III., Heinrich II.

Otto II. (973—983.) Otto's des Großen achtzehnjähriger Sohn war nicht aus dem festen Stahl des Vaters geformt, und seine Seele erhob sich so stolz auf den Flügeln der Phantasie, daß er nur selten zu ruhiger Besonnenheit und starker Willenskraft gelangte. Zwar zeichnete er sich durch große Bildung und trotz seiner kleinen zierlichen Gestalt durch tapfern Sinn und Thatkraft aus, allein es fehlten ihm die Weisheit und Herrschergabe seines Vaters und Großvaters, die Leidenschaftlichkeit seiner Natur ließ Umsicht und Mäßigung im Handeln nicht zur Geltung kommen. Anfangs übte seine Mutter Adelheid und später seine Gattin Theophano, eine Frau von großer Schönheit und hohem Geiste, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf ihn aus.

Heinrich der Zänker. Seine kaum zehnjährige Regierung war von Anbeginn eine unruhvolle und stürmische. Innere Kämpfe sollten auch ihm nicht erspart bleiben. Sein Vetter Heinrich II. von Bayern, ehrgeizig wie der Vater, dabei aber so unfügsam und streitsüchtig, daß er der „Zänker" zubenannt wurde, erhob sich gegen ihn, um in Verbindung mit den Böhmen und Polen mit bewaffneter Hand eigene Ansprüche auf den Thron geltend zu machen. Otto bekam von der Verschwörung zeitig Kunde, zog mit Heeresmacht heran und unterwarf die Empörer, wenn auch nach lange zweifelhaftem Kampfe. Heinrich wurde entsetzt und das Herzogthum Bayern dem Sohne Liudolf's, Otto von Schwaben, übergeben, nachdem dasselbe in engere Grenzen eingeschränkt worden war. Die entlegeneren Gebietstheile wurden nämlich losgelöst und erhielten eine viel selbständigere Stellung.

Otto vereinigte die Marken Kärnthen und Verona zu einem eigenen Herzogthum Kärnthen, ebenso verlieh er der bayerischen Ostmark eine selbständige Stellung. Heinrich der Zänker stiftete jedoch im Südosten des Reiches bald neue Unruhen, so daß Otto II. nochmals gegen ihn zu Felde ziehen mußte. Heinrich wurde auch diesmal überwunden und nun dauernd gefangen gehalten (978). Auch an den Böhmen und Polen übte der Kaiser Vergeltung für die Heinrich dem Zänker geleistete Hülfe. — Gegen die Dänen hatte er schon 974 einen erfolgreichen Krieg unternommen, nachdem dieselben unter ihrem König Harald Blauzahn gehofft hatten, nach dem Tode des großen Otto die deutsche Macht zurückdrängen und Schleswig wieder an sich reißen zu können.

Kriegszug nach Paris. Die inneren Wirren Deutschlands glaubte König Lothar von Frankreich benutzen zu können, um das längst wieder begehrte Lothringen an das Westreich zu bringen. Im Jahre 978 überfiel er unerwartet den Kaiser in Aachen, der dort mit seiner Gemahlin in aller Ruhe das Johannisfest feierte. Mit Mühe entrann das deutsche Fürstenpaar der Gefangenschaft, während die Mannen Lothar's das zurückgelassene Mahl verzehrten. Noch im Herbste desselben Jahres rächte Otto den hinterlistigen und feigen Ueberfall durch einen Heereszug, den er mit 60,000 Mann gegen Frankreich unternahm. Er drang bis Paris vor, konnte die Stadt jedoch nicht erobern und mußte sich damit begnügen, den König und die Einwohner mit einem gewaltigen Tedeum, das er von dem Montmartre herab erschallen ließ, zu schrecken. Er kehrte nach Deutschland zurück; zwei Jahre darauf entsagte Lothar allen ferneren Ansprüchen auf Lothringen.

Otto in Italien. Inzwischen hatten in Italien die altgewohnten Unruhen und Streitigkeiten ihren Fortgang genommen. In Rom wüthete die alte Zwietracht der Parteien. Papst Benedikt V. wurde durch eine Empörung, an deren Spitze die reiche und mächtige Familie der Crescentier stand, gestürzt und erwürgt. Zu gleicher Zeit suchten die Sarazenen Süditalien in schrecklicher Weise heim, denen sich noch die Griechen hinzugesellten, um die deutsche Herrschaft zurückzudrängen. Otto entschloß sich daher (980) zu einem Zuge nach Italien, um dort seine Macht wieder zu Ansehen zu bringen. Nachdem er in Rom die Streitigkeiten geschlichtet und Ordnung in die öffentlichen Verhältnisse gebracht, zog er im Frühjahr 982 gegen die verbündeten Araber und Griechen in Unteritalien zu Felde. Zwar erfocht er in der Nähe von Cotrone in Calabrien einen Sieg über dieselben, allein kurze Zeit darauf, den 13. Juli 982, erlitt er durch einen Ueberfall der Araber auf dem Bergrücken bei Squillace, südlich von Cotrone, eine solch vernichtende Niederlage, daß nur Wenige seines Heeres entkamen und er selbst nur dadurch der Gefangenschaft entging, daß er ins Meer sprang und einem eben vorbeisegelnden griechischen Schiffe zuschwamm. Da auch dieses ein feindliches war, entkam er nur nach neuen Fährnissen nach Rossano, wo die Kaiserin zurückgeblieben war.

Otto's Ausgang. Die Nachricht von dieser Niederlage erscholl weithin durch das Reich und ermuthigte die Gegner allerorten, das Haupt wieder zu erheben. Die Dänen empörten sich unter Harald's kriegerischem Sohne Sven, erstürmten den Grenzwall, und fielen verheerend in das Reichsland ein; selbst die Slavenvölker faßten den Muth, in einem großen Aufstande die verhaßte Herrschaft der Deutschen abzuschütteln. Städte und Klöster wurden von den Wenden und Obodriten in Flammen gesetzt, die Mönche und Priester ermordet und die heidnischen Götzenbilder von Neuem aufgerichtet. Unterdessen jagte Otto seinem Traumbilde in Italien nach. Er berief zunächst einen großen Reichstag nach Verona, um die Vereinigung Deutschlands und Italiens zu einem Reiche durchzuführen. Zugleich ließ er hier seinen vierjährigen Sohn Otto zum Nachfolger erwählen, welcher in Aachen gekrönt werden sollte. Dann brach er mit einem neuen Heere gegen Süden auf, um die Schmach von Squillace zu rächen; allein schon in Rom ereilte ihn im achtundzwanzigsten Jahre seines Alters der Tod (7. Dezember 983). Daselbst wurde er auch in der Vorhalle der alten Peterskirche bestattet.

Otto III. (983—1002.) Die in Aachen versammelten deutschen Fürsten hatten eben die Krönung und Salbung des Knaben Otto beendigt, als die Nachricht vom Tode des Kaisers eintraf. Kaum war die letztere auch in die rheinischen Städte gedrungen, so ließ der Bischof von Utrecht, welchem Heinrich der Zänker fünf Jahre lang in Haft übergeben war, diesen frei. Heinrich trat mit Ansprüchen auf die Reichsregierung hervor und bemächtigte sich zugleich des königlichen Kindes. Die Großen des Reiches schieden sich in zwei Parteien, von welchen die eine, nach deutschem Rechte die Regentschaft Heinrich's, als des jungen Königs nächsten männlichen Verwandten, die andere dagegen, nach oströmischem Rechte, der noch in Italien weilenden Kaiserin-Mutter Theophano übertragen wissen wollten.



Otto II. rettet sich aus den Händen der Griechen. Nach Steinle.

Bald jedoch zeigte es sich, daß Heinrich sich nicht mit der bloßen Regentschaft begnügen würde, sondern nach der Krone selbst strebe, aus welchem Grunde die Anhänger der Ottonen ihre Anstrengungen verdoppelten, um die Rechte des legitimen Stammes zu wahren. Zugleich sah sich Heinrich von den Sachsen und Bayern verlassen, auf welche er zumeist gerechnet hatte, und als besonders der fromme und gelehrte Willigis von Mainz, den Gedanken eines christlich germanischen Kaiserreiches unter dem rechtmäßigen Herrscherstamme festhaltend, mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit und seines Einflusses für die Sache Otto's eintrat, da entsagte Heinrich seinen ehrgeizigen Plänen. Er lieferte das Königskind der aus Italien herbeieilenden Mutter Theophano und der Großmutter Adelheid aus, erhielt sein Herzogthum Bayern dafür zurück und blieb von nun an, wie einst sein Vater Otto dem Großen gegenüber, für alle Zeiten eine zuverlässige Stütze des Königshauses.

Theophano's und Adelheid's Regentschaft. Theophano leitete nun während der Minderjährigkeit ihres Sohnes als Reichsverweserin die Regierung. Mit Klugheit und Geschick wußte sie bei allen Gelegenheiten die Interessen des Reiches zu wahren; ihr Ansehen war ein so großes, daß, als sie 989 einen Zug nach Italien unternahm, sie die

Bewohner als Gebieterin anerkannten, Rom ihr seine Thore öffnete und Crescentius, welcher daselbst das weltliche Regiment an sich gerissen hatte, sich durch sie in seiner Patriciuswürde bestätigen ließ. Dennoch vermochte sie nicht zu verhindern, daß die Großen des Reiches allmählich wieder eine selbständigere Stellung sich errangen, ja daß die Stämme aufs Neue begannen, ihre Herzöge selbst zu wählen. So entschieden sich die Bayern nach Heinrich des Zänkers Tode eigenmächtig für dessen Sohn Heinrich; in einigen Ländern, wie in Schwaben, bildete sich ein vollkommenes Erbrecht der Herzogswürde aus.

Als Theophano auf einer Reise nach dem Niederrhein 991 in Nymwegen eines schnellen Todes starb, übernahm die Großmutter des jungen Königs, Adelheid, die vormundschaftlichen Rechte. Sie mußte jedoch schon zugeben, daß die großen Fürsten des Reiches (von Sachsen, Schwaben, Bayern, Meißen und Tuscien in Italien) ihren Einfluß auf die Regierung geltend machten und dadurch der Herzogswürde erhöhte Bedeutung zumaßen. — Von dem größten Einflusse im Rathe der Kaiserin war der Reichserzkanzler, der weise Willigis von Mainz.

Willigis, eines Wagners Sohn, hatte sich durch Verstand und Gelehrsamkeit zu der hohen Würde eines Erzbischofs von Mainz aufgeschwungen. Um zu zeigen, wie wenig er sich in seiner mächtigen Stellung seiner Herkunft schäme, und wie sehr er den Bürgerstand in Ehren gehalten wissen wolle, ließ er über der Thür seines Palastes ein Rad aushauen mit der Unterschrift: „Willigis, Willigis, was du gewesen, nie vergiß!" Dieses soll der Ursprung des Mainzer Wappens sein. Der weise Willigis stand auch späterhin Otto III. als treuer Berather zur Seite, und sein Einfluß war wesentlich die Ursache, daß die Regierung des jungen, ideal angelegten Fürsten vor manchen Verirrungen bewahrt blieb.

Otto's Erziehung. Die gebildete und geistreiche Theophano hatte nichts verabsäumt, um ihrem Sohne eine vorzügliche Erziehung angedeihen zu lassen, und so war Otto unter der Leitung des frommen Bischofs Gerbert von Reims zu einem „Wunder der Zeit" herangewachsen. Seine Bildung war jedoch eine beinahe ausschließlich römische und byzantinische, dem heimischen deutschen Wesen völlig entfremdet. Otto verachtete seine „bäuerischen Sachsen", all seine Sehnsucht richtete sich auf Italien und Rom; sein Lieblingstraum war ein weltgebietendes Kaiserthum nach morgenländischem Muster.

Vorgänge in Italien. Mit Otto's fünfzehnten Lebensjahre endigte die Bevormundung, und schon 996 sehen wir ihn als sechzehnjährigen Jüngling seinen ersten Zug nach Italien antreten. In Rom setzte er seinen Vetter Bruno, den Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, unter dem Namen Gregor V. auf den päpstlichen Stuhl, als den ersten Deutschen, dem diese Ehre zu Theil wurde, und ließ sich von ihm zum Kaiser krönen. Gregor V., auch erst 23 Jahre alt und gleich dem Kaiser schwärmerischen und idealen Sinnes, glühte für eine Reform in der tief gesunkenen Kirche, und große Hoffnungen knüpften sich an seine Ernennung, allein dieselben gingen nur theilweise in Erfüllung. Denn nachdem Otto in die Heimat zurückgekehrt war und dort mit geringem Erfolge gegen die noch immer aufständischen Wenden gekämpft hatte, mußte er schon 997 wieder nach Rom zurückkehren, um Gregor V. gegen erneute Empörungen zu schützen, an deren Spitze der oben erwähnte Crescentius stand. Otto verfuhr mit grausamer Strenge gegen die Aufständischen; der von Crescentius ernannte Gegenpast, Johann XVI., wurde schrecklich verstümmelt, Crescentius selbst hingerichtet (998). Als im folgenden Jahre Gregor V. noch in der Blüte der Jahre eines so unerwarteten Todes starb, daß Manche eine Vergiftung voraussetzten, ernannte Otto seinen verehrten Lehrer Gerbert als Sylvester II. zum Papste, welcher, in die Fußstapfen seiner kühnen Vorgänger tretend, mit Nachdruck und Gewandtheit die Rechte und Ansprüche der Kirche und des apostolischen Stuhles verfocht.

Otto's Charakter und Handlungsweise. Otto dagegen, in dessen Seele die widersprechendsten Regungen kämpften, der zwischen Weltherrschaft und Weltentsagung schwankte, der bald das Reich der alten Imperatoren in Rom zu erneuern gedachte, bald sich in

mystischer Demuth „Knecht Jesu Christi und der Apostel“ nannte, sich mit hochfliegenden Entwürfen zu Kreuzzügen und zur Eroberung des morgenländischen Kaiserreiches trug, dann wieder seine Zeit mit Bußübungen und einsiedlerischen Betrachtungen vergeudete, vermochte sich aus diesen schwärmerischen Anläufen zu keinem thatkräftigen, der Wohlfahrt und Macht des Reiches irgendwie ersprießlichen Handeln emporzuringen. „Es waren eben so großartige als unklare und phantastische Anschauungen, in denen er lebte. Der Senat des alten Rom mit seiner Weisheit, die Triumphe und das Siegesgepräuge eines Trajan und Marc Aurel, der Hof von Konstantinopel mit seinem halb antiken, halb orientalischen Prunk — das waren die Zauberkreise, in welche die Gedanken des schwärmenden Jünglings gebannt waren.“



Otto III. am Grabe des heiligen Adalbert. Zeichnung von Dietrich.

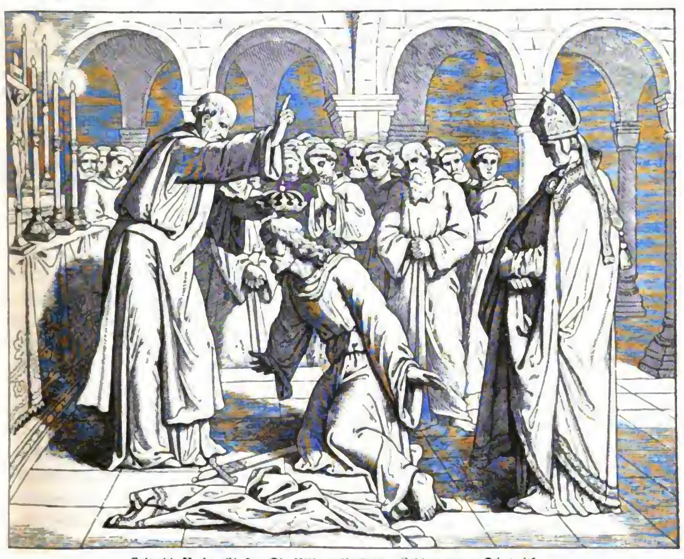
Ein unruhiger, phantastischer Geist, verbrachte er zwei Wochen in einer Höhle bei St. Clemente unter Fasten und Beten, besuchte barfuß die Gräber der Märtyrer, den Monte Cassino, den Berg Georganus, einen gefeierten Wallfahrtsort; dann pilgerte er nach Gnesen zum Grabe des heiligen Adalbert von Prag, welcher als Verkünder des Evangeliums unter den wilden Preußen den Märtyrertod erlitten hatte. In Gnesen wurde er von dem Polenherzog Boleslaw mit großen Ehren empfangen, und gründete gemeinschaftlich mit ihm das Erzbisthum Gnesen. Daß Otto bei dieser Gelegenheit dem Polenherzoge die Königskrone aufgesetzt habe, ist eine Fabel späterer Tage; Otto ernannte ihn nur zum „Freund und Bundesgenossen des römischen Volkes“ und enthob ihn wahrscheinlich der bisherigen Tributpflicht (1000). Bald darauf finden wir ihn am Grabe Karl's des Großen zu Aachen, das er sich in unheimlicher Neugier öffnen ließ, um sich bei dem Anblick des großen Kaisers, den er sich zum Vorbilde genommen, dem er aber im Wirken und Streben so unendlich weit nachstand, in seinen hochfliegenden Ideen zu ergehen. Nachdem er das goldene Kreuz vom Halse des wohlerhaltenen Leichnams abgenommen und sich selbst umgehängt hatte, ließ er die Gruft wieder schließen.

Otto's dritter Zug nach Italien und sein Ende. Neue Wirren in Italien führten ihn im Jahre 1000 zum dritten Male über die Alpen, obgleich die Zustände in Deutschland, wo die Lockerung der staatlichen Bande, die wachsende Gesetzlosigkeit, das eigenmächtige Emporstreben der Großen mit der Zerrüttung der Erzbisthümer in den Wendenlanden, der Gefährdung des Christenthums im Norden und Osten Hand in Hand ging, seine Anwesenheit viel dringender erfordert hätten. In Rom schlug er 1001 einen Aufstand nieder, wobei er von einem Thurme herab der versammelten Menge ihre Undankbarkeit in so eindringlichen Worten vorwarf, daß dieselbe zwei Häupter des Aufruhrs ergriff und unter Mißhandlungen halb nackt vor den Kaiser schleppte, um ihr Urtheil von ihm zu empfangen. Allein der Eindruck war kein dauernder, und Otto verließ bald darauf aufs Neue enttäuscht die treulose Stadt, um in Ravenna neue Streitkräfte zu erwarten. Die letzteren flossen ihm freilich spärlich genug zu, denn sein undeutsches Wesen hatte ihm die Herzen der Heimat so sehr entfrembet, daß sein Aufgebot an die deutschen Großen mit ihren Mannen nur mit Widerwillen aufgenommen wurde. Er vermochte daher kaum etwas Entscheidendes zu unternehmen, und als er aufs Neue nach dem Süden zog, ereilte ihn in der Burg Paterno bei Viterbo im Angesichte der Stadt, an welcher stets sein Herz gehangen, am 23. Januar 1002 ein früher Tod. In Italien brach der Aufstand sofort wieder los, und mit dem Schwerte mußten die Deutschen ihrem todten Kaiser den Weg nach der Heimat bahnen, um ihn, nach seinem Wunsche, in Aachen neben Karl dem Großen zu bestatten. Um dieselbe Zeit führte ein griechisches Schiff eine byzantinische Prinzessin als kaiserliche Braut über das Jonische Meer, um deren Hand Otto kurz vor seinem Ende hatte werben lassen.

Heinrich II. (1002—1024.) Sollte Deutschland nicht einer gänzlichen Zerrüttung entgegengehen, so bedurfte es eines Regenten, der nicht wie Otto eitlen Phantasien nachjagte, sondern mit kräftiger Hand die wankende Ordnung wieder herstellte. Allein die deutsche Krone schien nach dem Tode des kinderlosen Kaisers der Zankapfel der Großen werden zu sollen, indem drei Fürsten als Bewerber des ledigen Thrones auftraten: Heinrich von Bayern, Sohn Heinrich's des Zänkers und Enkel von Otto's I. Bruder Heinrich, der tapfere Markgraf Eckard von Meißen und der reiche Herzog Hermann von Schwaben. Die begründetsten Ansprüche hatte wol Heinrich von Bayern. Nicht allein, daß er durch seine Geburt dem verstorbenen Kaiser am nächsten stand, er hatte demselben auch unerschütterliche Treue bewahrt und noch mit tapferer Hand dessen Leiche von den Alpen bis an die Donau geleitet. Ueberdies hatte er bereits die Hand auf die Krönungskleinodien gelegt. Von der Mitbewerbung des bequemen und alternden Hermann von Schwaben hatte er weniger zu befürchten; dagegen konnte ihm Eckard, der kühnste und unternehmendste Fürst im Reiche, der als unermüdlicher Hüter gegen die Slaven im Osten sowie durch seine Kriegsthaten in Italien hoch in Aller Schätzung stand und einen mächtigen Anhang in Sachsen und im Osten besaß, gefährlich werden. Schon beschloß Eckard, sich mit Hermann von Schwaben zur Bekämpfung Heinrich's zu verbinden, als er zu Pöhlde am Harz von zwei Grafen überfallen und erschlagen wurde, wie man vermuthete, auf Anstiften der Schwestern Otto's III. und vielleicht im Einverständniß mit Heinrich. Die Anhänger des Letzteren mehrten sich nun rasch. Die bayerischen, fränkischen und oberlothringischen Großen traten im Juli 1002 in Mainz zusammen, wählten und krönten Heinrich, worauf dieser durch kluges Unterhandeln auch bald die übrigen Stimmen im Reiche für sich gewann.

Kämpfe gegen Polen und Wenden. Heinrich war ein besonnener, thatkräftiger Fürst, der, nur das Erreichbare wollend, die Hebung des Deutschen Reiches und des Kaiserthrones mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln anstrebte. Allein schwere Kämpfe sollte er bestehen, um dieses Ziel zu erreichen. Zunächst hatte er an den Grenzen das gesunkene Ansehen der deutschen Herrschaft wieder herzustellen. Im Osten, in den Slavenländern, erhob sich der mächtige Polenfürst Boleslaw mit dem Beinamen Chrobry (der Ruhmreiche), der sein Reich weithin nach Osten bis an das goldene Thor von Kiew ausgebreitet

hatte, um nun auch Böhmen, Meißen, die Lausitz, kurz das ganze Land östlich von der Elbe, an sich zu reißen. Drei schwere verheerende Kriege mußte Heinrich gegen ihn führen, bis endlich 1018 ein Friede zu Stande kam, durch welchen Böhmen und Meißen dem Reiche verblieben und die Lausitz dem Polenherzog als Lehen überlassen wurde. Ebenso hatte Heinrich Kämpfe gegen die Obodriten und Wagrier im heutigen Mecklenburg und in Holstein zu bestehen, welchen der noch immer unvertilgte Haß gegen das Christenthum das Schwert in die Hand gedrückt hatte. Auch im Westen herrschten Zügellosigkeit und blutiger Streit.



Heinrich II. im Kloster St. Vitt zu Verdun. Zeichnung von Dietrich.

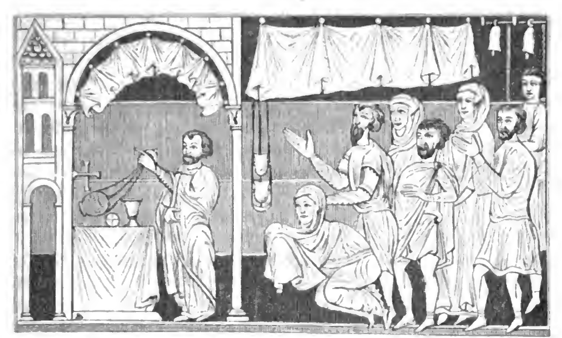
Kämpfe in Italien. Im Süden suchte Markgraf Arduin von Ivrea sich zum selbständigen, von Deutschland unabhängigen König von Italien zu machen. Die Gegenpartei des Letzteren rief Heinrich zu Hülfe; Arduin zog den Kürzern, und Heinrich wurde 1004 in Pavia selbst mit der eisernen Krone geschmückt. Aber in derselben Nacht brach in Pavia ein wüthender Aufstand los, bei welchem Heinrich nur mit Mühe sein Leben durch einen Sprung aus dem Fenster retten konnte. Er nahm fürchterliche Rache an den Einwohnern und ließ Pavia in Flammen aufgehen. Eine abermalige Erhebung Arduin's veranlaßte ihn 1013 zu einem zweiten Zuge nach Italien, bei welcher Gelegenheit er 1014 vom Papste Benedikt VIII. zum Kaiser gekrönt wurde. Arduin hatte sich in ein Kloster geflüchtet, wo er das Jahr darauf starb. Im Jahre 1022 sehen wir Heinrich zum dritten Male in Italien, um dem Papste Benedikt gegen die Griechen in Unteritalien beizustehen.

Krieg mit Burgund. Schon früher hatte Heinrich zwei Feldzüge nach Burgund unternehmen müssen, um sich hier die Erbfolge zu sichern, welche ihm durch einen Erbvertrag von dem kinderlosen König Rudolf III., seinem Oheim, zugedacht war. Die burgundischen Großen erhoben energischen Einspruch gegen die nun in Aussicht stehende Einverleibung Burgunds in Deutschland und zwangen den wankelmüthigen Rudolf III. zweimal zum Wortbruch gegen Heinrich, bis Letzterer mit Waffengewalt ihren Trotz brach.

Heinrich's Politik. Auch im Innern Deutschlands ließen allerlei Fehden den Kaiser nicht zur Ruhe kommen. Immer wieder loderten Empörungen auf, an deren Spitze nicht, wie zu Otto's I. Zeiten, blos mächtige Herzöge, nein sogar Grafen und im Range noch niedrigere Vasallen standen, ein Beweis, in welcher Schwäche Heinrich die Krone überkommen hatte und wie stark die Ruhestörer sich dem Kaiser gegenüber fühlten. Er vermochte nicht mehr, wie einst Otto I., die Macht über sie zu üben; in allen wichtigen Angelegenheiten mußte er sie vielmehr zu Rathe ziehen, hatte ihnen vielfache Zugeständnisse zu machen, ja er konnte es selbst nicht verhindern, daß endlich die großen Lehen sämmtlich wieder erblich wurden. Dagegen steuerte er mit Kraft und Entschiedenheit dem Uebermuthe des Adels gegen die niederen Stände, sowie der Fehdelust der Ritter und sorgte mit Ernst für die Erhaltung des Landfriedens. Um ein Gegengewicht gegen den mächtigen Adel zu schaffen, stützte er seine Herrschaft vor Allem auf die kirchlichen Gewalten im Reiche, deren Einfluß und Wirkungskreise er in jeder Hinsicht zu erweitern suchte. Er erwies der Kirche und ihren Dienern die größte Ergebenheit, so daß er später sogar unter die Heiligen versetzt wurde, wie überhaupt die kirchlichen Schriftsteller überschwengliche Schilderungen seines gottergebenen Lebenswandels entwarfen. So soll er 1019 im Kloster St. Viti zu Verdun Krone, Schwert und Königsmantel vor den versammelten Ordensbrüdern auf den Altar des Herrn niedergelegt und sie nur mit Widerstreben und auf das dringende Gebot des Priesters zurückgenommen haben. Allein so sehr er der Kirche zu dienen schien, wußte er sie doch zu beherrschen. Er ernannte in Deutschland wie in Italien die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte und zog sie mit ihren großen geistlichen Besitzungen zu den Lasten des Reiches heran; ja man kann sagen, daß kein anderer König so eigenmächtig und rücksichtslos über die Bisthümer und Abteien geschaltet, so gebieterisch das Investiturrecht geübt, so gewaltthätig über Kirchengut verfügt hat, wie gerade dieser fromme Kaiser. Dabei war er jedoch eifrig beflissen, die inneren Gebrechen der Kirche zu heilen, die vernachlässigten Kirchengesetze wieder zur Geltung zu bringen, und namentlich das arg entartete Klosterleben zu strenger Zucht zurückzuführen.

Heinrich's Ende. Rastlos thätig und im Gegensatze zu seinen Vorgängern vor Allem auf das Wohl Deutschlands bedacht, ereilte den schon lange kränkelnden Herrscher auf seiner Burg Grona bei Göttingen am 13. Juli 1024 der Tod. Seine Leiche wurde in der Kathedrale zu Bamberg beigesetzt; an seiner Seite erhielt auch neun Jahre später seine Gemahlin Kunigunde ihre Ruhestätte.

Mit Heinrich II. erlosch das sächsische Kaiserhaus, dessen zwei hervorragendste Herrscher, Heinrich I. und Otto der Große, das Deutsche Reich gegründet und es rasch zu einer Weltmacht emporgehoben hatten. Die Grundidee, welche die deutschen Kaiser jener Tage beschäftigte, war das Streben nach der Weltherrschaft. Sie rangen nach ihr wie die römischen Kaiser es gethan, wie Karl der Große sie zu erlangen suchte, wie im Orient die Khalifen sie angestrebt hatten. Nur mit Mühe hält aber schon Otto II. die errungene Größe aufrecht, schon unter Otto III. bricht sie wieder zusammen. Gestützt auf die geistliche Macht der Kirche richtet Heinrich II. die Kaisermacht wieder auf und sichert ihr immer noch die erste Stellung im Abendlande. Unter den beiden ersten Herrschern findet Deutschland seine naturgemäße Mission in der Unterwerfung und Kolonisation des slavischen Ostens, aber schon mit Otto I. richtet sich die kaiserliche Politik vorwiegend auf Italien, so daß die Eroberungen im Gebiete der Wenden wieder auf Jahrhunderte verloren gehen. — Die Herzöge, deren Gewalt Otto I. gebrochen hatte, erhoben sich in trotziger Unabhängigkeit, ihre Lehen sind erblich geworden, die Macht des Königs ist durch sie beschränkt. Aber dennoch sind die Stämme in Deutschland zu einer Reichseinheit verbunden, welche auf lange Dauer trotz der vielfachen Zerwürfnisse Bestand hatte.



Heiliges Meßopfer. Nach einem Miniaturgemälde.

Die Kultur des Zeitalters der Ottonen.

Mit der Idee der Begründung einer Weltherrschaft trugen sich nicht allein die Kaiser, sie war vielmehr eine volksthümliche, sie entsprang aus den Zeitanschauungen. Sie war sogar eine unmittelbare Folge des christlichen Staates, durch die man das Bibelwort von dem einen Hirten und der einen Herde zur Wahrheit zu machen hoffte. Nur so konnte das Christenthum seine weltumfassende und welterlösende Mission erfüllen, und konnte die himmlische Verheißung: Friede auf Erden! zur Wahrheit werden. Das „Römische Reich teutscher Nation" war in den Augen der damaligen Menschheit eine göttliche Einrichtung. Mit der römischen Kaiserkrone war die italienische Königskrone und die Herrschaft über Italien verknüpft. Die eine ließ sich nicht ohne die andere denken. Auch nach dieser Krone streckten daher die deutschen Könige die Hand aus, und sie thaten dies im Bewußtsein, Italien eine Wohlthat zu erweisen. Byzantiner, Sarazenen und kleinere einheimische Fürsten stritten sich um den Besitz der Halbinsel. Letztere waren zu schwach, um ein selbstständiges nationales Staatswesen begründen zu können, und Rom und Italien würden ohne Dazwischenkunft des deutschen Schwertes entweder den Byzantinern oder den Sarazenen zugefallen sein. Als Schirmherren der Kirche hatten die Kaiser die Pflicht, dies zu verhindern.

Die Kunst. Auf Deutschland selbst war die innige Berührung mit Italien — soweit die Kultur und ihre Interessen hierbei in Frage kommen, von den wohlthätigsten Folgen. Italische Kunst und Kultur fanden ihren Weg nach Deutschland, und an die Stelle der karolingischen trat die romanische Kunstepoche. Am sichtlichsten äußert sich der italienische und byzantinische Einfluß in der Baukunst. Damals entstanden jene gewaltigen Dome zu Worms, Speyer und Bamberg, die, in ihrem Aeußeren wahre Burgfesten Gottes, die Macht und den Prunk des christlich-germanischen Weltreichs bezeugten. Die edle Anordnung der Theile und die Harmonie des Ganzen waren ein Bild des christlichen Reiches, wie der ideale Sinn unseres Volkes es sich gedacht und ausgeschmückt hatte. Ein prunkender Gottesdienst mit Gesang und Kirchenmusik fand in diesen Domen statt, und mit frommer Andacht vernahm die Schar der Zuhörer die feierlichen Worte des Priesters.

Die Literatur jener Periode, namentlich die geschichtliche, ist eine reichhaltige. In St. Gallen und Reichenau herrschte rege literarische Thätigkeit. Victor von Scheffel hat uns von derselben ein treffendes Bild entworfen; dichterisch verklärt erscheint hier die schöne Hedwig, Herzogin von Schwaben, Otto's I. Nichte, und Ekkehard, der poesievolle Mönch aus St. Gallen. Damals schrieb Widukind, der Mönch zu Corvey, seine „sächsischen Geschichten", eine wahre Fundgrube für den Historiker. Thietmar, Bischof von Merseburg, schrieb die Chronik seines Bisthums und die Geschichte des sächsischen Herrscherhauses.

Die klassische Literatur des alten Roms brach sich aus den stillen Zellen der Klöster Bahn in die bessere Gesellschaft. In den Klosterschulen lasen die deutschen Mädchen nicht nur Heiligenlegenden, sondern auch Vergil und Terenz, und durch die Lektüre der römischen Klassiker trat eine heitere, lichtere Weltanschauung an die Stelle jener aus der karolingischen Epoche. Karl der Große und seine Paladine gemahnen noch an die Recken der Völkerwanderung, unter den Ottonen aber tritt uns das feingebildete Ritterthum des Mittelalters entgegen. Was Anspruch auf Bildung hatte, Gelehrte, Künstler, Dichter, das sammelte sich um sie, und wie in der späteren Humanistenepoche benutzte der deutsche Geist die Sprache des alten Rom, um seinem Hang nach schriftlichem Gedankenaustausch zu genügen.

Der Handel. Durch den ständigen Verkehr mit dem Süden entwickelte sich am Rhein, in Speyer, sowie in den hochblühenden Städten Worms, Mainz und Köln ein blühender Handel. Es waren wesentlich die Bischofsitze, an welchen sich Handel, Kunst und Gewerbe entwickelten, überhaupt alle Kultur jener Zeit zu sammeln begann. Demgemäß kennzeichnet sich die Periode der Ottonen aber auch durch eine bedeutende Erweiterung des Einflusses der Geistlichkeit.

Die Gewalt der Bischöfe. Wir bemerken in dieser Periode wiederum eine gegen früher auffallende Zunahme der geistlichen Gewalt der Bischöfe, eine außerordentliche Kräftigung der Hierarchie. Diese Steigerung der hierarchischen Ansprüche äußert sich zunächst in Anwendung von kirchlichen Straf- und Züchtmitteln, welche bisher dem geistlichen Amte fremd geblieben, oder doch nur in den allerseltensten und schwersten Fällen üblich gewesen waren. Während man bisher in Sachen des Glaubens oft genug den guten Willen für die That nahm und nicht besonders streng untersuchte, wie der Christenglaube jedes Einzelnen beschaffen war, begann man jetzt damit, bestimmte Glaubensnormen festzusetzen. Auf dem Boden dieser Normen, dem Dogma, fußt die bischöfliche Gewalt, welche sich zunächst gegen das in dem Volke noch allerwärts zurückgebliebene Heidenthum vorzugehen bemühte. In jener Epoche kamen zur Stärkung der Rechtgläubigkeit des Volkes vor Allem die Beichte, bei welcher der Priester das Beichtkind zugleich prüfte und in der Dogmatik unterwies, sowie die bereits von früher her bestehenden Sendgerichte (synodica) mehr in Aufnahme. Diese Sendgerichte wurden zu einer wahrhaft tyrannischen Einrichtung. Sie waren der Anfang der späteren Inquisition, der Hexenprozesse und aller der Ausgeburten, mit welchen geistlicher Wahn jemals unser deutsches Volk gequält hat.

Die Erzbischöfe bereisten in gewissen Zeiträumen alle Pfarreien ihres Sprengels und forderten sieben im besten Ansehen stehende Männer vor sich, um sich bei ihnen zu erkundigen, ob einer der Pfarrgesessenen offenkundig gegen die zehn Gebote handle; namentlich aber, ob er Zauberei oder andere mit dem alten Heidenthum in Verbindung stehende Dinge treibe, ob er ungastlich gegen Wallfahrer sei oder ausgelassene Lieder singe. Haarabschneiden, Geldbußen, Fasten, Ruthenhiebe, ja sogar die gefürchtete Exkommunikation, das waren die Strafen, welche gegen Zuwiderhandelnde angewandt wurden.

Neben dieser vermehrten geistlichen Macht griff, wie schon oben ausgeführt, ein bedeutender Zuwachs der politischen Vasallenmacht um sich. Die Fürsten und Lehnsträger des Reiches hatten gegen Ende des zehnten Jahrhunderts eine bedeutend veränderte, unabhängigere Stellung erlangt. In den Bischöfen sah der König ein Gegengewicht gegen diese: er glaubte, daß er auf einen ihm treu ergebenen Mann, den er auf den Bischofstuhl berufen, mit weit mehr Erfolg zählen könne, als auf einen weltlichen Fürsten, welcher von der ihm vom Kaiser verliehenen Machtvollkommenheit einen immer größer werdenden Antheil an sich zu reißen suchte. Dies waren die Gründe, welche die deutschen Könige zu einer Stärkung der Bischofsgewalt bestimmten. Es konnte nicht fehlen, daß auch dieser Versuch den Königen künftighin neue Verlegenheiten bereitete und ihnen nur die Wahl ließ, entweder alle fortdauernd sich steigernden Ansprüche der Hierarchie zu befriedigen, oder ihr offen den Krieg zu erklären. Unter der nun folgenden Dynastie wählten die Kaiser das Letztere, und endlose, blutige innere Kriege verzehrten die Kraft des Reiches.



Zug zur Krönung. Nach Kirchbach.

Das Deutsche Reich unter den fränkischen Kaisern.

Konrad II., der Salier. Heinrich III.

Bald nach Heinrich's II. Tode schritt man zur Königswahl. Die Wahl fand zu Camben, Oppenheim gegenüber, statt und fiel auf den Grafen Konrad, den Salier, einen Abkömmling der salischen Franken aus dem Geschlechte Konrad's, des Schwiegersohnes Otto's des Großen, nachdem man zuvor einige Zeit zwischen ihm und seinem Bruder, Graf Konrad dem Jüngeren, geschwankt hatte. Wipo hat uns in seinem Buche: Vita Chuonradi II. eine anziehende Beschreibung dieser Wahl hinterlassen. Der Kulturhistoriker W. H. Riehl giebt in seinem „Wanderbuch“ (Stuttgart 1869) eine vortreffliche Schilderung der Oertlichkeit und entrollt auf Grund der Beschreibung Wipo's das bunte Bild einer deutschen Königswahl, wie sie in der frühesten Periode des Reiches in den sonnigen Septembertagen des Jahres 1024 in der Rheinebene zwischen Mainz und Worms vor sich ging.

„Dort, wo heute Sumpf sich erstreckt“, schreibt Riehl, „floß in jenen Tagen ein weit ins Land ablenkender Arm des Rheins; aber gleich vorn rechts am alten Ufer liegt der Kammerhof und das Kammerfeld auf uraltem, trockenem Kulturboden. Da soll das Dorf gestanden haben mit seinem karolingischen Königsgut, und auf der weiten Fläche lagerten die Ostfranken, Bayern, Schwaben, Sachsen und Wenden; am jenseitigen Rheingestade aber, gegen Oppenheim, wo sich die Grenze des Mainzer und Wormser Gebietes schied, die Rheinfranken und Lothringer. Eine schmale, mit Buschwald bedeckte Insel zieht sich heute noch am rechten Ufer entlang. Sie mag uns als Ueberrest jener Insel des Wipo gelten, in deren heimlichem Dickicht die Wählenden da und dort zusammenkamen zu vertrauter Rücksprache. —

Zwischen den beiden Konraden (dem Aelteren und dem Jüngeren), Beide von fränkischem Stamme, Freunde, Vettern, dem vorangegangenen Herrscher gleich nahe verwandt, schwankte die Wahl. Die Stimmen waren getheilt, es drohte Spaltung der Wahl":

„Und wie nun harrend all die Menge stand,
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm,
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Sich herzlich faßten bei der Hand,
Und sich begegneten im Bruderkuß;
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid
Und jeder stand dem andern gern zurück."

„Ergriffen von dem Bilde der Eintracht, traten die Fürsten in den Kreis zur Wahl. Erzbischof Aribo wählt zuerst „und vollen Herzens und mit freudezitternder Stimme" Konrad den Aelteren, die anderen Fürsten fallen ihm bei, und als die Reihe den jüngeren Konrad trifft, da kürt er den Freund und Nebenbuhler, und dieser ergreift seine Hand „und zieht ihn zu sich auf den Königssitz". Alles Volk bricht in Jubel aus und donnernden Zuruf. Kunigunde, des Kaisers Heinrich Wittwe, übergiebt dem Gewählten die Reichskleinodien, das Wahlgetümmel löst sich auf in einen Festzug, das Volk und die Fürsten wallen rheinabwärts nach Mainz, damit der König da sofort gekrönt werde. Jauchzend zogen sie dahin, wie Wipo sagt. „Die Geistlichen sangen Psalmen, die Laien Lieder, Jeder nach seiner Weise, und wäre Karl der Große mit dem Scepter leibhaftig wieder erschienen, so hätte das Volk nicht höher jubeln können über des großen Kaisers Wiederkehr, als über dieses Königs ersten Herrschertag."

Krönung Konrad's II. Im Dome zu Mainz fand die Krönung statt. Da diese Feierlichkeit bezeichnend für die Anschauungen ist, welche man damals über die Bedeutung der Königswürde hegte, so lassen wir auch hier die Beschreibung, welche Wipo von dieser Feierlichkeit giebt, folgen. Die Krönung ging am 8. Sept. 1024 im Dome (d. h. im alten Dome, an dessen Stelle heute die protestantische Johanniskirche steht) vor sich. Der Erzbischof hielt folgende uns von Wipo aufbewahrte Rede: „Alle Macht, alle Macht in dieser vergänglichen Welt hat ihren reinen Ursprung in dem einen lebendigen Quell. Es pflegt aber zu geschehen, daß, wo mehrere Bäche aus demselben Born hervorquellen, dieselben bald sich trüben, bald hell und klar sehen, während der Urquell in lauterer Reinheit bleibt; auf gleiche Weise, soweit es erlaubt ist, den Schöpfer und das Geschöpf zu vergleichen, können wir Gott, den unsterblichen König, und die Erdenkönige betrachten. Es steht geschrieben: „Alle Gewalt ist von Gott!"

„Er, der allmächtige König der Könige, der Urheber und Anfang aller Ehre, wenn er auf die Fürsten der Erde durch irgend eine Würde seine Gnade ausströmt, ist sie in ihrem Ursprung lauter und rein, wenn sie aber zu denen übergegangen ist, die unwürdig in dieser Würde walten und sie durch Uebermuth, Haß, Gelüste, Habsucht, Zorn, Unbändigkeit, Grausamkeit beflecken, dann trinken diese für sich und ihre Untergebenen, wenn sie nicht durch tiefe Reue sich reinigen, den gefährlichen Trank der Sünde. Es bete und flehe zum Herrn die ganze Kirche der Heiligen, daß diese Würde, welche heute rein und lauter diesem unseren Herrn und König verliehen wird, unbefleckt, soviel es ein Mensch vermag, von ihm bewahrt werde. — Mit dir und von dir spreche ich: Herr und König! Der Herr, der dich erwählt hat, daß du König über sein Volk heißt, er hat dich früher prüfen wollen und danach König werden lassen; er züchtigt Die, die er zu sich heranzieht; er hat dich, den er zu sich heranziehen wollte, zu züchtigen begnadigt; es gefiel ihm, Den zu erniedrigen, den er erhöhen wollte. So hat Gott den Abraham, seinen Diener, versucht und nach der Versuchung verherrlicht, so hat er seinen Diener David König Saul's Zorn, Verfolgung, Unbill, hat ihn die Schlupfwinkel der Wüste, Flucht, Verleumdung erdulden lassen und ihn hernach zum ruhmreichsten König in Israel gemacht. Selig, wer die Versuchung besteht, denn er empfängt die Krone. Nicht ohne Ursache hat Gott dich heimgesucht; eine süße

Frucht hat er dir daraus erwachsen lassen. Er ließ dich deines Vorgängers, Kaiser Heinrich's, Gunst verlieren und wiedergewinnen, damit du jetzt Erbarmen zu üben wissest gegen Die, die deine Gunst verlieren. Du hast Unbilden erlitten, damit du nun Erbarmen habest mit Denen, die Unbilden zu erdulden haben. Die göttliche Güte wollte nicht, daß du ohne Züchtigung bliebest, damit du, nachdem dich der Himmel in seine Schule genommen, die Herrschaft der Christenheit erlangtest. Zur höchsten Würde bist du gelangt, Christi Statthalter bist du! Nur wer ihm nachfolgt, ist wahrhaft Herr! Auf diesem Stuhl der Herrschaft mußt du eingedenk bleiben der unvergänglichen Ehren! Ein großes Glück ist es, in der Welt zu herrschen; das größte aber ist, in dem Himmel zu triumphiren. Wenn aber Gott viel von dir verlangt, so fordert er das vor Allem, daß du das Recht handhabest und Gerechtigkeit schaffest und den Frieden des Vaterlandes, das unablässig nach dir hinschaut, daß du seist der Schirm der Kirche und der Priester, der Beschützer der Wittwen und Waisen; durch diese und andere Vorzüge wird dein Thron feststehen hienieden und in Ewigkeit."

Der Erzbischof schloß nun, nachdem er Konrad gesalbt, in gehobenem und feierlichem Tone mit folgender Anrede an den König: „Nun aber, Herr und König, fleht die ganze heilige Kirche mit uns deine Gnade für Diejenigen, die früher sich gegen dich vergangen, und dadurch, daß sie dich beleidigt, deine Ungunst sich zugezogen haben. Einer von diesen ist ein Mann edlen Stammes, Otto; er hat dich beleidigt, für ihn und alle Uebrigen flehen wir deine königliche Milde an, daß du ihnen verzeihen mögest um der Gnade Gottes willen, die dich heute in einen anderen Menschen umgewandelt und dich hat Theil nehmen lassen an seiner göttlichen Gewalt, damit er dir in gleicher Weise für alle deine Vergehen vergelten möge."

Der König hörte diese Rede tief ergriffen, die Thränen traten ihm aus den Augen, und öffentlich verzieh er Allen, die sich gegen ihn vergangen hatten. Mit Jubelruf begrüßte das Volk das Wort der Gnade, und „als der Gottesdienst und die Königsweihe vorüber war", so schließt Wipo seinen Bericht, „da schritt der König daher, wie es vom Saul geschrieben steht, gleichsam als ob seine Schultern über Alle emporragten, und wie wenn er eine bisher nie gesehene Haltung habe, ging er in so heiligem Geleit, mit frohem Antlitz und stattlichen Schrittes zu seiner Wohnung."

So war mit Konrad ein anderer Stamm an die Spitze Deutschlands getreten: „es waren Franken von den blühenden Rebenufern des Rheins und den fruchtbaren Gefilden am Main; eine rasch entschlossene, feurige und heißblütige Art, sehr verschieden von den kälteren Sachsen in Norddeutschland, aber begabt und gewaltig nicht minder als jene. Das echte Abbild dieses Sinnes war der neugewählte König, stattlich und herrlich trat er auf; man sah, daß die Wahl keinen Würdigeren hätte treffen können."

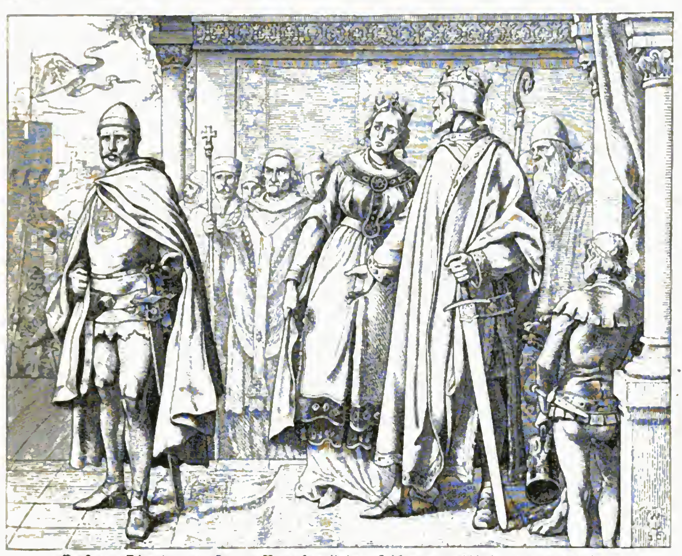
Konrad's II. erste Kriegszüge. Unmittelbar nach dem Antritte seiner Regierung hielt er seinen ersten Königsritt durch die deutschen Gauen, um aus eigener Anschauung die Bedürfnisse seiner Völker kennen zu lernen und überall Recht zu sprechen. Hierauf faßte er den Entschluß, nach Italien zu ziehen, wo neue Umtriebe gegen die deutsche Herrschaft seine Gegenwart nothwendig machten. Doch bevor er zur Ausführung seiner Romfahrt schreiten konnte, hatte er im eigenen Reiche die an allen Orten gährenden Elemente erst zu beschwichtigen. Schon im ersten Jahre seiner Regierung starb der Polenherzog Boleslaw Chrobry, welcher sich nach Heinrich's II. Tode die Königswürde beigelegt und sich von dem Deutschen Reiche losgesagt hatte. Allein sein Sohn Miecziſlaw war entschlossen, in des Vaters Fußstapfen zu treten und die Unabhängigkeit seines Reiches zu behaupten. Wenn auch später durch innere Zwietracht das große Reich Boleslaw's wieder in sich selbst zerfiel, so suchte doch Konrad vorerst weitere Verwicklungen zu vermeiden und einigte sich zu diesem Zwecke mit dem Dänenkönig Kanut dem Großen, welchem er die schleswigsche Mark, die von Heinrich I. als nördlichste Schutzwehr des Reiches begründet war, freiwillig einräumte, so daß wieder, wie zu Zeiten Karl's des Großen, die Eider die nördliche Grenze bildete.

Auch verabredete er mit Kanut die Verlobung seines jungen Sohnes Heinrich mit der dänischen Königstochter Gunhild. Durch die im Norden erlittene Schmälerung der Reichsmacht war jedoch ein dauernder Friedenszustand sowie die Wiederbelebung der Missionsthätigkeit von dem Erzstifte Hamburg-Bremen aus nach Dänemark, Schweden und Norwegen gewonnen worden. Ueberdies hoffte Konrad für diese Einbuße in anderer Richtung hinreichenden Ersatz zu erlangen. Nach dem Tode Rudolf's III. von Burgund sollte, wie schon mit Heinrich II. festgestellt, sein Land an das Reich fallen. Diese Erbschaft verursachte Konrad freilich auch jetzt schon viele Widerwärtigkeiten, indem sein eigener Stiefsohn, Herzog Ernst von Schwaben, wegen naher Verwandtschaft gleichzeitig Ansprüche auf Burgund erhob und sich mit anderen Bewerbern um die Erbschaft, mit dem französischen Grafen Odo von Champagne, ja mit dem König Robert von Frankreich selbst, heimlich verständigte. Auch die Herzöge von Ober- und Niederlothringen schlugen sich auf seine Seite. Die Gefahr schien groß, allein Konrad, rasch entschlossen, drang plötzlich mit einem Heere in Lothringen ein. Das Glück begünstigte ihn, der unternehmende Herzog Gozelo von Niederlothringen trat auf seine Seite, und schon durch diesen mächtigen Bundesgenossen schreckte er die übrigen Gegner, so daß es beinahe ohne Kampf zum Frieden kam. Herzog Ernst von Schwaben mußte sich, wenn auch mit Widerwillen, fügen.

Konrad's II. Römerzug. Nun erst konnte Konrad Anstalten zu seinem Zuge über die Alpen treffen. Nachdem er auf einem Reichstage zu Augsburg seinen achtjährigen Sohn Heinrich zum Nachfolger bestimmt hatte, trat er 1026 seine erste Romfahrt an. Ohne auf Widerstand zu stoßen, drang er nach Mailand vor, wo er von dem ehrgeizigen und machtigen Aribert, der nach einem von Rom unabhängigen Patriarchat strebte und der Freundschaft Konrad's bedurfte, ehrfurchtsvoll empfangen und zum König von Italien gekrönt wurde. Dagegen mußte er den ganzen Sommer in Oberitalien unter fortwährenden Kämpfen zubringen, und erst nachdem die hartnäckig sich vertheidigenden Städte Pavia und Ravenna zu Falle gebracht, konnte er zu Beginn des Jahres 1027 seinen Zug nach dem Süden fortsetzen. In der Osterwoche hielt er seinen Einzug in Rom, wo er vom Papst Johann XIX. die Kaiserkrone empfing. Mit ihm wurde auch seine Gemahlin Gisela gekrönt; zwei Könige, Kanut der Große von Dänemark und Rudolf von Burgund, verherrlichten die Feier durch ihre Gegenwart. Mit Beiden erneuerte Konrad den Freundschaftsbund. Nachdem er auch in Unteritalien die Ruhe wieder hergestellt und die Normannen-Herzöge gegen Anerkennung seiner Lehnshoheit in ihren Besitzungen bestätigt hatte, freilich nicht ahnend, welchen gefährlichen Feind der Kaisermacht er in diesen neuen Eindringlingen großzog, kehrte er nach Deutschland zurück, wo er bald in neue Schwierigkeiten mit seinem Stiefsohne Ernst von Schwaben verwickelt wurde.

Ernst von Schwaben. Dieser konnte Burgund nicht verschmerzen und pflanzte, unterstützt von mehreren Freunden, besonders den reichen und mächtigen Grafen Welf II. und Werner von Kiburg, die Fahne der Empörung von Neuem auf. Da aber seine Vasallen sich weigerten, gegen den König als ihren obersten Lehnsherrn zu kämpfen, sich also Ernst von Allen verlassen sah, blieb ihm nichts übrig, als sich dem Kaiser zu unterwerfen, welcher ihn auf dem Giebichenstein an der Saale gefangen setzen ließ. Nach drei Jahren schenkte ihm Konrad auf die Fürbitte der Kaiserin Gisela die Freiheit wieder und wollte sich zu Ingelheim mit ihm aussöhnen, unter der Bedingung, daß Ernst am Kampfe gegen den noch immer aufsässigen Werner von Kiburg Theil nehme. Allein Ernst wollte eher auf sein Herzogthum und die Gunst des Kaisers verzichten, als an seinem alten Freund und Waffengenossen Verrath üben. Auf seine Weigerung belegte ihn Konrad mit Acht und Bann und verlieh sein Herzogthum seinem jüngeren Bruder Hermann. Ernst vereinigte sich mit Werner und mit einigen Getreuen; ein halb räuberisches Leben führend, trieben sich Beide in den ödesten Gegenden und Schluchten des Schwarzwaldes umher, hauptsächlich von der Burg Falkenstein aus die Nachbarschaft beunruhigend, bis sie dem vom

Kaiser ausgesandten Heere im Verzweiflungskampfe erlagen (1030). Der ritterliche Jüngling, dem Treue mehr galt, als die Gnade des Kaisers, wurde in dem im Mittelalter viel gesungenen Liede vom Herzog Ernst verherrlicht. „Das deutsche Volk, von Alters her geneigt, jedes Anringen gegen die Uebermacht fürstlicher Allgewalt als ein ruhmwürdiges Trachten nach angeborener Mannesfreiheit und Selbständigkeit zu preisen, besang Ernst's Kampf mit dem Kaiser in lange nachhallenden Liedern."



Ernst von Schwaben vor Konrad II. zu Ingelheim. Zeichnung von Wilhelm Camphausen.

Burgund als Reichslehn. Nach dieser glücklichen Beseitigung unbegründeter Ansprüche verblieb dem Kaiser die Anwartschaft auf das Königreich Burgund unbestritten, und so zog er es denn, als Rudolf 1032 mit Tode abging, als eröffnetes deutsches Reichslehn ein, indem er sich auf einem Reichstage zu Peterlingen in der Schweiz, zwischen Lausanne und Murten (1033), förmlich und feierlich als König des Landes krönen ließ. Freilich brachte diese Erwerbung mehr nur äußeren Glanz als wirklichen Zuwachs an Macht. Denn gegen die beinahe unabhängige Macht des großen Adels vermochte die Herrschaft der deutschen Könige nie recht aufzukommen, und überdies war dieses romanische Land, das sich vom Rhein bei Basel bis zum Mittelmeer erstreckte und von deutschen Bestandtheilen nur die heutige deutsche Schweiz umschloß, in Sprache, Sitte und Recht zu selbständig, als daß es je mit dem Reiche hätte dauernd verwachsen können. Nur die Schweiz war von nun an für immer an die Entwicklung des deutschen Kulturlebens geknüpft, sie ist ein halbes Jahrtausend ein unmittelbarer Theil des Reiches geblieben.

Der Gottesfriede. Noch haben wir aus der Regierungsgeschichte Konrad's II. zwei wichtige Momente hervorzuheben: die Verkündigung der Lehnsgesetze und des Gottesfriedens. Die ersteren erließ er (1037) auf einem späteren Zuge nach Italien behufs Aufhebung der Zwistigkeiten, welche sich so häufig zwischen den Lehnsherren und ihren Vasallen erhoben. Diese Lehnsgesetze, ursprünglich nur für Italien erlassen, später aber auch in

Deutschland gehandhabt, stellten die Erblichkeit der kleinen Lehen fest, d. h. derjenigen, die nicht Reichslehen waren, und gaben den Vasallen noch außerdem die Befugniß, in Streitsachen an den Kaiser zu appelliren, wodurch eine wichtige Verbindung der Krone mit den unteren Regionen des Staates begründet wurde und das Feudalsystem einen heilsamen Riß erhielt. Der Macht und Willkür der Großen des Reiches sollten durch dieses Gesetz Schranken gezogen werden. Ueberhaupt bot Konrad Alles auf, um die königliche Gewalt in Deutschland zu kräftigen; wenn die großen Herzogthümer ausstarben, so suchte er sie zu diesem Zwecke an seine Familie zu bringen: so übertrug er z. B. seinem Sohne Heinrich Bayern und Schwaben. — Das schon in Frankreich giltige Gesetz über den Gottesfrieden, wonach an bestimmten Tagen der Woche sowie zu gewissen Zeiten des Jahres alle Fehden ruhen mußten, proklamirte Konrad II. 1038 als Reichsgesetz für Deutschland und Italien. Leider gerieth aber das treffliche Gesetz bald in Vergessenheit.

Gegen den Schluß seines Lebens riefen den Kaiser neue Unruhen nach Italien, für deren Anstifter er fälschlich den von unbezähmbarem Ehrgeiz erfüllten Erzbischof Aribert von Mailand hielt, obschon sich derselbe bisher als ein eifriger Förderer der deutschen Vorherrschaft in Oberitalien erwiesen hatte. Nachdem der Erzbischof vom Kaiser gefangen gesetzt worden war, sich aber durch die Flucht befreit hatte, bot er demselben in Mailand offenen Widerstand. In Mittelitalien, in Tuscien (Toscana), dessen getreuen Markgrafen Bonifacius Konrad mit seiner Verwandten Beatrix, einer lothringischen Prinzessin, vermählt hatte, fand er allerdings kräftige Unterstützung, allein Mailand war nicht zur Unterwerfung zu bringen. Aribert bewaffnete damals zuerst die Bürgerschaft der Stadt Mailand, die sich muthig um das gemeinschaftliche Einigungszeichen, das Carrocio, den später so berühmt gewordenen „Fahnenwagen", scharte. So wurde durch die Aufrichtung dieser städtischen Miliz zuerst der Grund zu der aufkeimenden italienischen Städtefreiheit gelegt, gegen welche spätere Kaiser so heiße Kämpfe zu bestehen haben sollten. — Kaum aus Italien zurückgekehrt, wurde Konrad von heftigen Gichtleiden befallen, so daß er sich veranlaßt fühlte, im Herbst des Jahres 1038 auf einer Reichsversammlung zu Solothurn die Angelegenheiten des Landes zu ordnen. Mit Zustimmung des Volkes übertrug er seinem Sohne Heinrich die Regierung, worauf dieser nach alter Sitte zum Könige von Burgund gekrönt ward. In Utrecht feierte der Kaiser das Pfingstfest mit großer Pracht und zeigte sich dem von allen Seiten herbeiströmenden Volke noch einmal in vollem Kaiserschmuck, die Krone auf dem Haupt. Bald darauf, 4. Juni 1039, schied er aus dem Leben. In Speyer wurde sein Leichnam beigesetzt, und der dortige herrliche Dom blieb nun über fünf Jahrhunderte die Kaisergruft. Die Fürsten, die den Kaiser einst zu Camben kürten, hatten allen Grund, diesen Fürsten zu preisen, und seine Wahl nie zu bedauern; er war einer der gerechtesten und thatkräftigsten unter den vielen großen Herrschern, welche die Krone des heiligen römischen Reiches deutscher Nation trugen. — Acht Tage später starb der jüngere Konrad, des älteren Mitbewerber um die Krone.

Heinrich III. (1039—1056), sein Sohn, ein gleich treffliches Reichsoberhaupt, war längst zum Könige gewählt und von früher Jugend an vom Vater mit der Kriegführung vertraut gemacht und in die Reichsgeschäfte eingeweiht worden. Seine Mutter, die kluge Gisela, hatte ihm die beste Erziehung angedeihen lassen; nicht allein, daß er um einen Kopf größer war als alle anderen Männer, auch geistig überragte er die meisten seiner Zeitgenossen. Während seines ganzen Lebens ist Heinrich ein eifriger Pfleger und Beschützer der Wissenschaften geblieben. In seinem zweiundzwanzigsten Jahre übernahm er die Regierung, die wol kein deutscher Kaiser je mit so großer Selbständigkeit und Kraft geführt hat wie er.

Ueberkam er auch die deutschen Länder in ziemlich geordnetem Zustande, so hatte er doch in einigen Nebenländern schon in der ersten Zeit seiner Regierung mit gefährlichen Empörungen zu kämpfen.

Kriegszüge nach Böhmen und Ungarn. Zunächst strebte der Böhmenherzog Bretislaw nach Unabhängigkeit und bekriegte den König Kasimir von Polen, welchem Heinrich Beistand leisten mußte (1039). Aber erst nach drei Feldzügen, nachdem 1041 Prag überwältigt war, gelang es Heinrich, den Böhmenherzog zu unterwerfen. Gleich darauf (1042) rief ihn König Peter von Ungarn gegen seinen Oheim Aba zu Hülfe, welcher sich des Thrones bemächtigt hatte. Heinrich eroberte Preßburg und drang bis über Gran hinaus vor. Da aber Peter im Lande verhaßt war, beließ er Aba in der Regierung, wogegen dieser alles Land zwischen dem Kahlenberg und der Leitha an Deutschland abtrat. Auch Aba jedoch erregte durch seine tyrannische Regierung vielfache Unzufriedenheit, so daß die Großen des Reiches Heinrich abermals um Hülfe angingen. In einer blutigen Schlacht an der Raab besiegte er 1044 das weit überlegene Heer Aba's. Aba selbst wurde auf der Flucht ergriffen und auf Peter's Befehl enthauptet. Peter empfing hierauf das Reich zum Lehn, und der gesammte ungarische Adel leistete Heinrich den Eid der Treue. Die Ungarn wußten sich indessen bald wieder der Abhängigkeit von Deutschland zu entziehen, und Heinrich's spätere Kriegszüge gegen die Abtrünnigen blieben erfolglos.



Heinrich III. Nach H. Stilke's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Heinrich's innere Politik. Der Grundgedanke, welcher seine Regierung zu leiten schien, war wol auf den Umsturz der alten Lehnsmonarchie und die Gründung der absoluten Monarchie gerichtet, in welcher es nur einen Herrn giebt, den König, alle übrigen Staatsglieder aber blos Unterthanen sind. — Eine nothwendige Folge dieser Idee war die Einziehung der erledigten Herzogthümer zu Gunsten der Krone und ihre unmittelbare Verwaltung durch dieselbe. Zufällig wurden zu dieser Zeit Schwaben, Bayern und Kärnthen erledigt. Da er diese für die Krone in Beschlag nahm und außerdem noch Franken und Burgund eigenthümlich besaß, so bestanden nur noch Sachsen und Lothringen als reichsunmittelbare Herzogthümer, und Heinrich's III. absolute Macht schien jetzt schon fest begründet.

Um nun die Macht Sachsens einigermaßen wenigstens zu schwächen, gab er ihm ein Gegengewicht an Thüringen, das er unter dem Titel einer Landgrafschaft zum Reichslehn erhob (1042) und dem thüringischen Grafen Ludwig dem Bärtigen verlieh, der somit als der erste Landgraf von Thüringen zu betrachten ist.

Hoheit des Kaisers über Lothringen. Für die Begründung seiner absoluten Herrschaft über Lothringen, welches schon seit Otto's I. Zeiten in die beiden Herzogthümer Ober- und Niederlothringen getheilt worden war, damit es vereinigt nicht zu mächtig würde, war ihm der Zufall günstig. Kaiser Konrad hatte die beiden Herzogthümer wieder vereinigt in die starke Hand des kühnen und tapfern Gozelo gelegt. König Heinrich aber nahm unklugerweise bei dem Tode Gozelo's (1044) die Theilung wieder vor, indem er den älteren Sohn desselben, Gottfried den Bärtigen, mit Oberlothringen, den jüngeren Sohn Gozelo, den die Zeitgenossen den „Feigen" nannten, mit Niederlothringen belehnte. Gottfried, ein ehrgeiziger und kühner Degen, erhob Ansprüche auf das Ganze und fiel in Oberlothringen ein. Er wurde aber von Heinrich (1045) geschlagen, gefangen genommen und in der Feste Giebichenstein bei Halle in Haft gebracht. Als er zwei Jahre später

seine Freiheit erhielt, fing er die Händel wegen Oberlothringen noch einmal an, wurde abermals geschlagen, seines Herzothums beraubt und alsdann nach Italien verwiesen (1049).

Errichtung des Landfriedens. Um seine Pläne auf Erlangung der absoluten Gewalt auch durch die vielen Fehden der kleineren Vasallen, wobei sich der Gottesfrieden als unwirksam zeigte, nicht durchkreuzen zu lassen und seinem Reiche inneren Frieden als die förderlichste Stütze seiner Allgewalt zu geben, hatte Heinrich III. im J. 1043 zu Kostnitz den Landfrieden gegründet. Kraft desselben konnte zu jeder Zeit die Aufhebung aller Fehde für eine bestimmte Anzahl Jahre verordnet werden, derart, daß die Uebertreter des Landfriedens der Reichsacht verfielen.

Auf solche Weise würde der kräftige Heinrich III. sein Ziel leicht und sicher erreicht haben, wenn er seine Wirksamkeit auf das Deutsche Reich beschränkt hätte und nicht jenem verhängnißvollen Triebe, der die deutschen Könige immer wieder nach Italien führte, gefolgt wäre. Jeder Zug nach Italien schwächte in Deutschland die monarchische Autorität der Könige. Auch Heinrich sah sich zur Verzichtleistung auf Uebung einer einheitlichen Staatsgewalt oder Herstellung der absoluten Monarchie genöthigt und mußte an die Spitze der deutschen Länder wieder Herzöge treten lassen. Wenn dieselben unter seinem selbstherrischen Scepter auch nur als Verwalter erschienen, so gab dies doch keine Bürgschaft dafür, daß die Herzöge nach seinem Tode nicht alsbald wieder nach der alten Unabhängigkeit streben und den alten Uebermuth bekunden würden. Heinrich's III. Schöpfung verlor, wie die Karl's des Großen, dadurch den größten Theil ihres Werthes, daß sie nur auf die Persönlichkeit des Urhebers gebaut war und also mit diesem untergehen mußte.

Heinrich III. in Italien. Heinrich wurde durch die auf der Appenninischen Halbinsel immer wiederkehrenden politischen und kirchlichen Wirren zu einem Zug über die Alpen veranlaßt. Der Schauplatz der ersteren war Mailand, wo der Freiheitsdrang, den die Bürger zu fühlen begannen, einen großen Kampf zwischen diesen und den Adelsgeschlechtern hervorgerufen hatte. Heinrich dämpfte den Aufruhr (1046), besonders durch den Beistand des reichen Grafen Albert Azzo aus dem Hause Este, der in jener Gegend weitläufige Güter besaß, die ihm der Kaiser, zu einer Grafschaft Mailand erweitert und vereint (1046), zum Lehn gab.

Diese Grafschaft Mailand wurde auch die Lombardei im engern Sinne genannt, während man im weitern Sinne unter Lombardei ganz Oberitalien begriff. Noch wollen wir bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die beiden Söhne des Albert Azzo (gest. 1117) das berühmte Haus Este in zwei Stämme spalteten und so fortsetzten: Welf IV., den er in rechtmäßiger Ehe mit einer deutschen Gräfin aus dem Geschlecht der Welfen erzeugt hatte, gründete den deutschen Stamm Welf-Este; Fulco I., sein Sohn zweiter Ehe, den italienischen Stamm Fulco-Este.

Die kirchlichen Wirren, deren wir oben gedachten, hatten Rom zum Schauplatz, wo es die Intriguen der Parteien so weit gebracht hatten, daß drei Päpste auf dem heiligen Stuhle saßen: Benedikt IX., Sylvester III. und Gregor VI. Um den gordischen Knoten zu durchhauen, berief Heinrich ein großes Konzil nach Sutri (1046), ließ alle drei Päpste absetzen und den deutschen Bischof Suidger von Bamberg als Clemens II. zum alleinigen Papst erwählen, der seinen Dank dafür dadurch ausdrückte, daß er Heinrich nebst seiner Gattin Agnes von Poitiers, einer französischen Prinzessin (die dänische Gemahlin Heinrich's III. war bereits vor seiner Thronbesteigung gestorben), die Kaiserkrone aufsetzte.

In den kirchlichen Angelegenheiten suchte sich der Kaiser mit der ihm eignen Thatkraft auch insofern nützlich zu machen, daß er sich die Wiederherstellung der so sehr gesunkenen Kirchenzucht angelegen sein ließ. Unter allen Gebrechen derselben stand seit langer Zeit die sogenannte Simonie oben an, d. h. die Verkäuflichkeit geistlicher Würden und Aemter. Die Bezeichnung Simonie ist biblischen Ursprungs. Man leitet sie von dem Zauberer Simon ab, der — nach der Erzählung der Apostelgeschichte — die Gabe, den heiligen Geist mitzutheilen, von den Aposteln durch Geld erkaufen wollte. Diese Käuflichkeit

hatte so sehr überhand genommen, daß selbst der Stuhl Petri gekauft und verkauft wurde. Päpste, Gegen- und Nebenpäpste, die ihre Würde erkauften, wechselten in rascher Folge auf dem römischen Stuhl. Heinrich III. ließ daher die Simonie durch das Konzil zu Sutri für eine Sünde erklären und mit dem stärksten Kirchenbanne belegen, ohne indessen dem tief eingefressenen Wurme dadurch den Kopf zertreten zu können. Es bedurfte noch vieler Eiferer gegen das Uebel, unter denen wir vorerst als einen der bedeutendsten Leo IX. (1049 bis 1054), den Nachfolger des zweiten Clemens, nennen wollen. Dieser Mann, unter dessen Pontifikat (1053) das noch näher zu erwähnende große Schisma erfolgte — nämlich die gänzliche Spaltung der christlichen Kirche in eine lateinische (römische) und eine griechische (byzantinische), gab der päpstlichen Macht den ersten direkten Anstoß zu jenem Aufschwunge, der sie auf den Gipfel der geistlichen und weltlichen Größe erhob.

Der Mönch Hildebrand. Leo that es indeß nicht aus eigenem Antrieb und eigener Kraft, sondern nur als Organ eines ehemaligen Benediktiner Mönches, der in der Stellung eines Archidiakonus am päpstlichen Hofe bereits jetzt anfing, durch die Macht seines riesenhaften Geistes dem Papstthume die Herrschaft über die Welt vorzubereiten. Es war der Priester Hildebrand, dem Namen nach deutschen oder vielmehr langobardischen Ursprungs. Ildebrandello, wie ihn die Italiener nannten, war als Sohn eines Zimmermanns 1020 im Gebiete von Saona geboren und als Kind dem Abte des Benediktinerklosters zur heiligen Maria auf dem Aventin zur Erziehung übergeben worden, wo er frühzeitig die ernst-strenge Sitte von Clugny eingesogen hatte.

Doch kehren wir wieder zu Kaiser Heinrich III. zurück, der bald nach seiner Krönung Italien verlassen hatte, aber wenige Jahre darauf von Neuem hingerufen worden war. Der verwiesene lothringische Herzog Gottfried der Bärtige hatte nämlich in Italien eine dem Kaiser gefährlich dünkende Heirath geschlossen, deren für das deutsche Kaiserthum nachtheilige Folgen später noch mehr zu Tage traten. Er heirathete Beatrix, die Wittwe des oben erwähnten Markgrafen Bonifacius von Toscana und Modena, welche aus ihrer Ehe mit diesem nur noch eine Tochter, Mathildis, am Leben hatte, die zugleich mit Gottfried's Sohne, Gottfried dem Buckligen, verlobt und später auch verheirathet wurde.

Man sagt, diese eigenthümliche Verbindung sei ein diplomatisches Meisterstück des eben erwähnten Hildebrand gewesen, der dadurch die kaiserliche Macht in Italien zu schwächen beabsichtigt habe. Das große und reiche toscanische Besitzthum würde in Ermangelung männlicher Erben oder eines männlichen Besitzers vom Kaiser als eröffnetes Reichslehen eingezogen und dadurch dessen Macht in Italien für immer festgestellt worden sein. — Gewiß ist, daß Heinrich III. diese eheliche Verbindung für gefährlich genug erkannte, um dagegen einzuschreiten. Es konnte ihm unmöglich gleichgiltig sein, daß sein Feind Gottfried der Bärtige, der sich offen als Gegner des Kaisers erklärte, an der Spitze einer solchen Macht stand, wie es Toscana und Modena für Italien waren. Als er (1055) über die Alpen ging, um die Verhältnisse in der Nähe zu untersuchen, kam ihm Beatrix nebst ihrer Tochter Mathildis entgegen, um ihre Ehebündnisse zu rechtfertigen. Der Kaiser behielt Beide als Geiseln für die Treue Gottfried's bei sich, ein Verfahren, welches die junge Mathildis zur unversöhnlichen Feindin des fränkischen Kaiserhauses machte. Gottfried der Bärtige war sofort bereit, den Kaiser mit Waffengewalt zur Herausgabe seiner Gattin und seiner Stieftochter zu zwingen. Allein der Kampf endete mit der Flucht Gottfried's nach Flandern, und die beiden gefangenen Frauen erlangten erst nach dem Ableben des Kaisers ihre Freiheit wieder.

Ende Heinrich's III. Der Tod ereilte den Kaiser in der Blüte seiner Jahre und Machtfülle zu Burg Bodfeld auf den Höhen des Harzes am 5. Oktober 1056. Mit dem dritten Heinrich verlor Deutschland einen seiner kräftigsten Herrscher, ein Verlust, welchen es in den nun beginnenden Streitigkeiten mit dem päpstlichen Stuhl bitter empfinden sollte.



Entführung Heinrich's durch Erzbischof Anno von Köln. Nach M. von Schwind.

Kaiser Heinrich IV.

Jugendleben.

Mehr als je hätte Deutschland eines mächtigen, willensstarken Kaisers bedurft, um das von den beiden ersten Herrschern aus dem fränkischen Hause begonnene Werk fortzusetzen. Sie hatten die Zügel der Regierung so straff angezogen, daß die Zeiten eines Karl's und Otto's des Großen wiederzukehren schienen. Aber ihre Errungenschaften sollten rasch dahinschwinden; denn der Sohn und Nachfolger Heinrich's III. zählte bei des Vaters Tode kaum sechs Jahre, und wenn auch die edle und gebildete Kaiserin Agnes die Vormundschaft mit großer Umsicht führte, so hatte sie doch schon ihrer fremden Herkunft halber wenig Einfluß, und ihr Rathgeber, der Bischof Heinrich von Augsburg, war für sie keineswegs, was einst der weise und kluge Willigis für Theophano gewesen. Es war daher vorauszusehen, daß die Großen des Reiches, von Konrad II. und Heinrich III. mit so starker Hand niedergehalten, nicht säumen würden, ihre frühere Machtstellung auf Kosten der Königsgewalt aufs Neue anzustreben. Neid, Selbstsucht und Treulosigkeit unter den Lehnsträgern des Reiches beschworen blutige Fehden herauf, die Sittenverwilderung nahm in erschreckender Weise zu, alle Achtung vor Gesetz und Treue schien gewichen, und in Sachsen kam es sogar zu Mordanschlägen gegen das Leben des jungen Königs. Um nicht allen Halt gegen die trotzigen Reichsfürsten zu verlieren, sah sich Agnes veranlaßt, durch die Verleihung der noch von früher her erledigten Herzogthümer neue Stützen für ihre dahinschwindende Herrschaft heranzuziehen. So gab sie Gottfried das Herzogthum Lothringen zurück; ein burgundischer Graf, Rudolf von Rheinfelden, erhielt von ihr mit der Hand ihrer Tochter zugleich das Herzogthum Schwaben; Berthold von Zähringen erlangte das Herzogthum Kärnthen; dem mächtigen sächsischen Grafen Otto aus dem den Billingern verwandten Geschlecht der Nordheimer verlieh sie das Herzogthum Bayern,

das Heinrich III. an sein Haus gezogen hatte. Allein sie erreichte dadurch ihren Zweck keineswegs; Andere fühlten sich zurückgesetzt, und besonders war es der harte, schlaue und herrschsüchtige Erzbischof Anno von Köln, der an der Spitze der Unzufriedenen der Kaiserin vollends die Herrschaft zu entwinden und dieselbe an die Großen des Reiches zu bringen trachtete. Man benutzte den infolge dieser Wirren unvermeidlich gewordenen Verfall der Macht nach außen, wie in Italien, Ungarn, sodann die andauernden Beunruhigungen durch die Wenden, um die Kaiserin der Schwäche zu beschuldigen, wie man ihr auch eine zu weichliche Erziehung des Sohnes vorwarf.

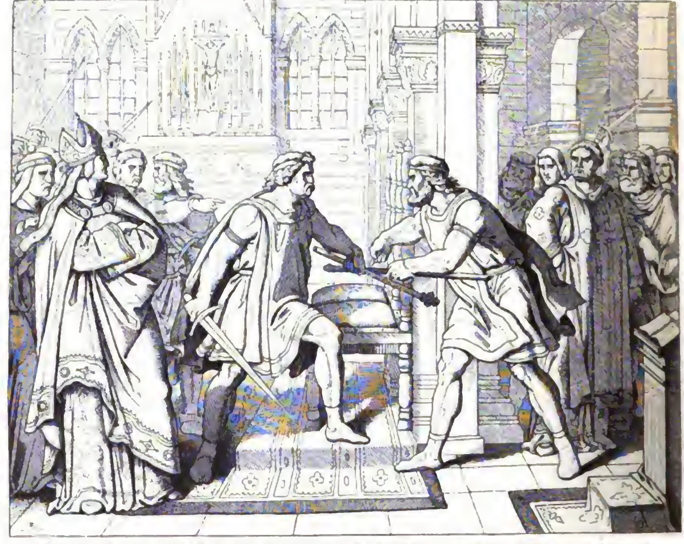
Entführung Heinrich's. Allmählich reifte in der Seele Anno's der Plan, sich der Person des jungen Königs und somit der Regierungsgewalt zu bemächtigen, wobei er vor Allem auf den Beistand des einflußreichen Grafen Otto von Nordheim und des Grafen Ekbert von Braunschweig rechnete. Im Mai 1062, während sich die Kaiserin mit dem damals zwölfjährigen Heinrich zu Kaiserswerth am Rhein aufhielt, erschienen die Verschworenen daselbst, und nach festlichem Mahle forderte Anno den jungen König wie zur Kurzweil auf, ein schön gebautes Schiff in Augenschein zu nehmen. Arglos bestieg der Knabe gefolgt von den Verschworenen das Fahrzeug, das nun plötzlich unter kräftigen Ruderschlägen der Mitte des Stromes zugeführt wurde. Erschreckt und den Tod fürchtend sprang der junge König in den Rhein, aus welchem ihn nur mit Mühe der starke Arm Ekbert's rettete. — Anno entführte den jungen König nach Köln und bewirkte einen Beschluß der Reichsfürsten, kraft dessen jeder Bischof, in dessen Sprengel sich Heinrich aufhielt, das Amt des Reichsverwesers führen solle. — Die Kaiserin Agnes begab sich aus Gram über die Entführung ihres Sohnes nach Italien ins Kloster, und Anno war nunmehr unumschränkter Herrscher des Reiches, während der Königsknabe im erzbischöflichen Schlosse eine äußerst strenge, ja selbst harte Erziehung erhielt.

Das rohe Treiben der damaligen ruchlosen Zeit, das selbst die Geistlichkeit in blutige Händel verwickelte, war wenig dazu angethan, edlere Regungen in der Seele des Knaben zu wecken. War er doch unter Anno's Regentschaft 1063 Zeuge einer Mordschlacht im Dome zu Goslar, wo sich rangsüchtige Kirchenfürsten um weltliche Ehren an heiliger Stätte rauften.

Es war im vorhergegangenen Jahre, als zwischen den Gefolgschaften des Bischofs von Hildesheim und des Abtes von Fulda Streitigkeiten ausgebrochen waren, indem der Letztere, sich auf ein altes Vorrecht berufend, den Sitz unmittelbar neben dem Erzbischof von Mainz beanspruchte, während der Bischof von Hildesheim innerhalb seines Sprengels den Ehrenplatz begehrte. Von Schelten und Schmähungen war es bereits zu Thätlichkeiten gekommen, und es wäre gewiß schon Blut geflossen, wenn nicht Herzog Otto von Bayern sich zwischen die Streitenden geworfen, dieselben aus einander und zur Ruhe gebracht hätte, indem er sich zu Gunsten des Abtes entschied. — Als nun der Hof im nächsten Jahr zu Goslar das Pfingstfest beging, hatte der Bischof von Hildesheim zur gewaltsamen Behauptung seiner Ansprüche bessere Vorkehrungen getroffen. Der hinter dem Altar verborgene Graf Ekbert stürzte mit seinen Kriegsleuten hervor, als sich der Streit um die Sessel, wie vorauszusehen, erneuerte, und sie trieben des Abtes Gefolge aus der Kirche. Dieses aber kehrte mit wohlbewaffneter Verstärkung zurück, drang wieder in das Gotteshaus ein und fiel über die Gegner mit dem Schwerte her. Vor dem Wuthgeschrei der Kämpfenden und den Schmerzenstönen der Verwundeten verstummten die frommen Psalmen, und blutiger Kampf durchtobte die heilige Stätte. Auf den König, der die Ruhe herzustellen versuchte, hörte Niemand, und er mußte endlich auf seine eigene Sicherheit Bedacht nehmen. — Der Abt, der die Schuld an dem Vorgange trug, zog den Kürzeren und konnte den Folgen nur dadurch entgehen, daß er seinen Gegner, den Bischof, durch Hergabe einer großen Summe Geldes vermochte, ihn mit den Seinigen unversehrt abziehen zu lassen.

Vielleicht daß Heinrich doch, wäre die anfänglich strenge Erziehung an ihm vollendet worden, eine andere Richtung eingeschlagen haben würde. Aber der junge König

gerieth, wie wir gleich sehen werden, bald in schlimmere Hände, und es wurde dadurch sein gesammtes Leben in einer verderblichen Weise beeinflußt. — Anno mußte sich als Reichsverweser nach Italien begeben, wo es Wirren zu schlichten gab. Von den Kardinälen, zu denen jetzt auch der zum Erzkanzler des heiligen Stuhls erhobene Hildebrand gehörte, war nach Nikolaus' II. Tode Alexander II. gewählt worden. Die Kaiserin Agnes, zürnend über die Hintansetzung ihrer Rechte bei der Wahl, hatte Honorius II. eingesetzt; Letzterer war aber bei den Römern zum Spott geworden, er vermochte sich nicht zu halten. Anno glaubte nun als Regent Deutschlands die Rechte des Honorius II. wahren zu müssen, und kam in dieser Absicht nach Rom. Allein eine einzige Unterredung mit Hildebrand genügte, den Erzbischof von der kaiserlichen Partei abzuziehen und der päpstlichen zuzuwenden.

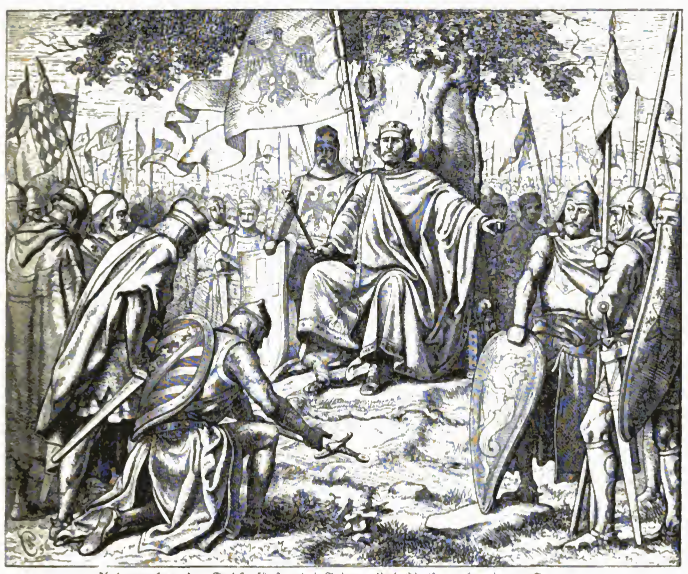


Otto von Bayern wirft sich zwischen die streitenden Kirchenfürsten. (S. 507.) Zeichnung von Dietrich.

Heinrich's nochmalige Entführung. Zur Haltung des Erzbischofs von Köln wirkte wol die mittlerweile eingegangene Nachricht bestimmend mit, daß während Anno's Abwesenheit Erzbischof Adalbert von Bremen den jungen König (1063) entführt habe. Heinrich hatte zu seiner Flucht selbst die Hand geboten, um dem verhaßten, strengen Regiment des Erzbischofs zu entgehen, und befand sich nun unter der Obhut Adalbert's; dieser war somit, dem oben gedachten Fürstenbeschlusse gemäß, Verweser des Reiches.

In Hinsicht auf seinen Charakter zeigte sich Adalbert als offenbares Widerspiel Anno's. Feine Bildung und frohe Lebenslust waren die bezeichnendsten Grundzüge in dem Wesen des Bremer Würdenträgers, und der Stempel desselben drückte sich in dem Gemüthe des jungen Heinrich in bemerklicher Weise ab, um so mehr, als die vorausgegangene oft zu harte Behandlung Heinrich für ungezwungenen fröhlichen Lebensgenuß um so empfänglicher gemacht hatte. Die verhängnißvollen Charaktermängel Heinrich's IV. waren vielfach eine Folge seiner leichtfertigen Erziehung in Bremen.

Heinrich von den Großen bedrängt. Endlich wurde Heinrich IV. in einem Alter von fünfzehn Jahren (1065) zu Worms wehrhaft gemacht und sollte nun selbst regieren. Aber weder in Hinsicht seines Alters noch seines Charakters, der sich als das seltenste Gemisch guter und böser Eigenschaften erwies, zeigte er sich dem hohen Berufe gewachsen. Er überließ das Reich seinem guten Glück und gab sich in Gesellschaft Adalbert's und seiner bisherigen Genossen dem Leben der Lust hin. Namentlich die Harzburg bei Goslar, damals kaiserliche Pfalz, wurde der Tummelplatz seiner Freuden. Schon dies erregte bei der Mehrzahl der ehrbaren Deutschen Unzufriedenheit. Als Heinrich nun gar die umliegenden sächsischen Ortschaften durch harte Steuern und Lasten, die sein frivoles Leben nothwendig machte, bedrückte, da brachen die Sachsen, von Anno und Otto von Nordheim aufgereizt, in Empörung aus.



Unterwerfung der Sachsenfürsten bei Spira. Nach W. Camphausen. (S. 510.)

Die Unzufriedenen sammelten sich im Jahre 1066 zu Tribur am Rhein und stellten an den König geradezu die Forderung, sein anstößiges Leben zu ändern, den Erzbischof Adalbert vom Hofe zu entfernen, oder die Krone niederzulegen. So tief diese unwürdige Zumuthung den König verletzte, so sah er sich doch genöthigt, sich von Adalbert zu trennen und die Verwaltung des Reiches wieder in die Hände Anno's zu legen. Dieser nöthigte ihn, sich mit Bertha, einer Tochter des Markgrafen Otto von Susa, welche ihm von seinem Vater schon in der Kindheit verlobt war, zu vermählen. Heinrich fügte sich nur mit Widerwillen und begegnete der ihm aufgedrungenen Gemahlin stets mit sichtbarer Abneigung. Erst später, als sie ihm 1071 einen Sohn geschenkt hatte, söhnte er sich mit ihr aus.

Ebenso hielt die gelobte Besserung nicht lange an; der König sehnte sich gar bald wieder nach seinen früheren Freuden, und sein liederlicher Wandel begann von Neuem. Um Aufstände gleich den früheren zu verhüten, wurden im ganzen Lande feste Schlösser, eine Art Zwingburgen, angelegt. Sie erfüllten auch vorläufig ihren Zweck und hielten die Sachsen im Zaum.

Otto von Nordheim. Dieser Erfolg erweckte in Heinrich IV. den seinem Charakter eigenen Uebermuth. Nach so großen Beweisen von Schwäche, die er gegeben, stieg plötzlich der Dämon der Herrschsucht in ihm auf und ersah sich die Reichsfürsten zum Ziel. Der nächste Gegenstand von Heinrich's Zorn war der gegen ihn aufsässige Otto von Nordheim. Dieser war angeklagt, einen Mordversuch auf das Leben des Königs geplant zu haben, und sollte nach dem Richterspruch der Fürsten zu Goslar durch einen Zweikampf mit seinem Ankläger seine Unschuld beweisen. Otto, Verrath befürchtend, erschien jedoch nicht, worauf ihn Heinrich seines Herzogthums verlustig erklärte und dasselbe Otto's Schwiegersohne, Welf IV., dem schon erwähnten Gründer des Stammes Welf-Este, übertrug. Otto von Nordheim, nach Rache dürstend, begab sich zu seinem Freunde, dem Herzoge Magnus von Sachsen, und zettelte im Verein mit diesem einen Aufruhr an, der jedoch einen höchst unglücklichen Ausgang nahm, indem Magnus (1072) geschlagen, seines Herzogthums beraubt und gefangen gesetzt wurde.

Aufstand der Sachsen. Jetzt kannte Heinrich's Uebermuth keine Grenzen mehr und sein Haß gegen die Sachsen trat in argen Bedrückungen derselben zu Tage. In demselben Maße wuchs aber auch die Erbitterung der sächsischen Fürsten und ihrer Anhänger, welche besonders in der Gefangenhaltung des allverehrten Magnus den Anlaß zur Empörung fanden. Die Folge von all diesem war endlich eine allgemeine Verschwörung gegen Heinrich IV., unter deren Gliedern wir außer mehreren geistlichen Machthabern, wie den Erzbischof Wezilo von Magdeburg, unter Anderen noch folgende Reichsfürsten hervorheben: Otto von Nordheim, Graf Hermann von Sachsen, des Magnus Bruder, Markgraf Odo von der Nordmark, Markgraf Ekbert II. von Meißen, Markgraf Dedo von der Lausitz, Landgraf Ludwig von Thüringen, genannt der Springer, Sohn Ludwig's des Bärtigen &c., so daß sich die Gesammtmacht der Verbündeten auf 60,000 Mann belief.

Der Aufstand begann (1073) damit, daß Herzog Magnus befreit und Heinrich IV. in der Harzburg belagert wurde. Allein es glückte ihm, zu entfliehen und Franken zu erreichen, wo er die Fürsten flehentlich um Beistand gegen die Empörer bat. Man bewilligte dem König ein kleines Heer; allein als er mit demselben in die Nähe der Verschworenen rückte, weigerten sich die Krieger ganz entschieden, gegen ihre deutschen Brüder zu kämpfen. Heinrich sah sich also genöthigt, mit den Verschworenen zu unterhandeln; in dem Frieden zu Goslar (1074) gelobte er abermals Besserung, indem er sich bereit erklärte, die sächsischen Zwingburgen schleifen zu lassen. Da er indessen damit zögerte, so machten sich die Sachsen selbst an die Arbeit und zerstörten sämmtliche Schlösser. Man plünderte und zerstörte sogar des Königs Privateigenthum; auf der Harzburg wühlten die Sachsen die Gewölbe auf, um die Gebeine der dort beerdigten fränkischen Fürsten aus ihren Gräbern zu reißen und zu beschimpfen. Dieser Vandalismus empörte die übrigen deutschen Stämme, namentlich die Bürger und die freien Landleute (Allodbesitzer), in solchem Grade, daß sie sich zu einer ernstlichen Unterstützung des Königs geneigt zeigten. Heinrich IV. benutzte diese Stimmung, rief die fränkische, schwäbische und bayerische Heeresmacht auf und rückte an ihrer Spitze gegen Sachsen vor. Die verschworenen Fürsten sammelten in der Eile ihre Streitkräfte, erlitten aber an der Unstrut bei Hohenburg unweit Langensalza (1075) eine so entscheidende Niederlage, daß sie sich ins Innere Thüringens zurückziehen mußten. Hier sammelten sie zwar wieder ein kleines Heer, allein Heinrich trieb sie bei Spira (1076) dergestalt in die Enge, daß sie die Waffen strecken und sich gefangen geben mußten. Auf seinem Throne unter freiem Himmel richtete der König die Empörer. Sie wurden ihrer Lehngüter verlustig erklärt und in verschiedene Festen des Landes zu unbestimmter Kerkerhaft vertheilt.

Jetzt stand Heinrich IV. im Scheitelpunkte seiner Macht und seines Glückes. Aber schon hatte sich, unbemerkt von ihm, in Italien das Gewitter zusammengezogen, dessen Blitze ihn von dieser mit so vielem Blute errungenen Höhe hinunterschmettern sollten.



Kaiser und Papst.

Kaum findet sich in den Annalen der Deutschen Geschichte eine verhängnißvollere Periode als diejenige, welche durch die nunmehr beginnenden Kämpfe zwischen weltlicher und geistlicher Macht gekennzeichnet ist. Unbemerkt hatte sich der päpstliche Stuhl zu ungeahnter Allmacht emporgeschwungen, und als Heinrich IV. glaubte, auch in Rom das königliche Ansehen wieder aufrichten, die Kirche wieder in die untergeordnete Stellung drängen zu können, welche sie noch unter seinem Vater eingenommen hatte, da sollte er bald fühlen, welch unberechenbare Gewalten ihm gegenüberstanden, wie schwach sich seine Waffen gegen dieselben erwiesen. Ein Mann aber war es vor Allen, welcher an Größe des Geistes, sittlichem Muthe und organisatorischem Genie seine Zeitgenossen gewaltig überragend, dem päpstlichen Stuhle das erdrückende Uebergewicht sicherte: der kühne Mönch Hildebrand, der während der Regierung von sechs Päpsten die kirchlichen Angelegenheiten leitete und zuletzt als Papst Gregor VII. die Kirche ihrem großartigen Triumphe entgegenführte.

Gregor VI. hatte den hohen Sinn des Benediktinermönchs erkannt, denselben aus der Stille des Klosters an seine Seite gezogen und ihn auch zu seinem Begleiter gewählt, als er nach seiner Entsetzung durch Kaiser Heinrich III. nach Deutschland abgeführt wurde. — Hildebrand, dessen ernstes Gemüth durch die in der Kirche überhandnehmende Verderbniß mit tiefer Entrüstung erfüllt war, hatte die vom Kloster Clugny ausgegangene sittliche Wiedergeburt zuerst nach Rom an den Hof der Päpste getragen, die beinahe zwei Jahrhunderte hindurch ihres hohen Berufes völlig vergessen hatten. Dadurch, daß er tiefeingreifende sittliche Ideen ins Feld führte, verdiente und gewann er die Macht; nicht allein in Rom, unter der gesammten Christenheit wußte er die religiöse Richtung der Zeit, die sich im Kampfe gegen Sinnlichkeit und Weltlust, in Büßungen und Geißelungen, im Hang zu Pilgerfahrten, im gläubigen Verlangen nach überirdischen Gnadenerweisungen kund gab, auszunützen, um die Gemüther dem Throne des Apostelfürsten zuzuwenden, zur Erhöhung der Macht und des Ansehens des päpstlichen Stuhles. Insbesondere ging er zu diesem Zwecke Hand in Hand mit dem gleich begeisterten, aufrichtigen Vorkämpfer der Reform, Petrus Damiani (dem späteren Kardinalbischof von Ostia), der die Herzen mit mystischer Glut erfüllte und unter gewaltigem Zuspruch seine Bußpredigten, gleich den Propheten des alten Bundes, erschallen ließ. — Reinigung der Kirche und ihre Loslösung von der Fessel der weltlichen Macht war das vornehmste Ziel, welches sich die Partei der Reformgänger gesteckt hatte.

Hildebrand war und blieb die Seele aller dahin einschlagenden Unternehmungen. Sein geistiges Uebergewicht war so überwältigend, daß er seit seinem ersten Auftreten trotz seiner untergeordneten Stellung die Päpste nach seinen Zielen hingeleitet hatte. So war Leo IX. seinen Rathschlägen gefolgt; auch Nikolaus II. (1059—1061) gab seiner Stimme Gehör. Dieser, durch Hildebrand's Einfluß von der deutschen Kaiserin ernannt, sollte zugleich das vorzüglichste Werkzeug werden, die kaiserliche Macht zu untergraben.

In dieser Hinsicht steht er unter den Päpsten mit obenan. Hildebrand behielt zunächst zwei Dinge im Auge: zuerst die Unabhängigkeit der Papstwahl von jeder Art weltlichen Einflusses zu sichern, dann die Begründung einer weltlichen Souveränetät zu Gunsten des Papstes. Demzufolge hielt Nikolaus II. ein Konzil zu Rom (1059), durch welches die beiden folgenden wichtigen Beschlüsse als Fundamentalsätze dem Kirchenrecht einverleibt wurden:

1) Die Papstwahl ist unabhängig von aller weltlichen Macht; sie wird ausschließlich vollzogen durch ein Kollegium von Kardinälen*); jenes Kollegium hat nur in Rom seinen Sitz, und es ist jede durch Andere oder an einem andern Orte unternommene Wahl **nichtig**.

2) Der Papst wird nicht allein als geistlicher Oberhirt geweiht, sondern auch als weltlicher Herrscher, als Kirchenfürst und souveräner Herr des nunmehr **Kirchenstaat** genannten Erbes St. Petri gekrönt.

Weltliche Macht des Papstes. Um der oben erwähnten Eigenschaft des Papstes als weltlicher Herrscher eine reellere Unterlage zu geben, als es der Besitz des Kirchenstaates allein vermochte, wurde **Robert Guiscard** von Apulien und Calabrien durch Hildebrand's Unterhandlungen veranlaßt, vom Papste jene Lande zu Lehn zu nehmen, wofür ihm Nikolaus II., wie wir sahen (S. 453), den Herzogstitel verlieh. — (Spanien, Unteritalien, Ungarn, ja später England, werden nach und nach Lehnsreiche des päpstlichen Stuhls). — Die weltliche Macht des Papstes und die völlige Unabhängigkeit des Oberpriesters der Christenheit war durch die besprochenen Maßregeln in einer nicht mißzudeutenden Weise begründet, ohne daß der deutsche König in der Lage gewesen wäre, gegen diese Uebergriffe etwas zu unternehmen. Denn er hatte vollauf im eigenen Reiche zu thun, um dem Ehrgeize seiner Großen zu steuern und der inneren Schwierigkeiten Herr zu werden.

Nikolaus' II. Nachfolger Alexander's II., trat in die Fußstapfen seines Vorgängers, und angefeuert durch den Eifer Damiani's, unterstützt durch die Kraft Hildebrand's, steckte auch er sich den hochstrebenden Plan der Erhöhung des Papstthums zum Ziel. Hildebrand regierte als Kanzler der Kirche jetzt im Grunde schon mehr als der Papst selbst.

Hildebrand hatte bereits als Legat in Frankreich seine Berufung zu seiner hohen Stellung durch das, was man damals ein „Wunder" nannte, dargethan. Es war auf einer Versammlung der französischen Bischöfe zu Lyon einer der Würdenträger angeklagt worden, sein Amt erkauft und Ankläger und Zeugen durch Bestechung beseitigt zu haben. In dem Augenblick, wo er seine Unschuld durch einen Reinigungseid darthun und die Schlußformel „bei Gott, dem Vater und Sohne und —" über die Lippen bringen wollte, da stürzt er, als wenn der herzdurchschneidende Blick Hildebrand's ihm allen Muth genommen hätte, den Meineid zu vollenden — entsetzt zu des Legaten Füßen und bekennt seine Schuld. Staunen und Schrecken ergreift die ganze hochwürdige Versammlung, und als Nachwirkung dieses Vorfalls erklären weitere vierzig anwesende Bischöfe, sich derselben Schuld zeihen zu müssen. Dies waren freilich der Schuldigen so viele, daß man ihnen Zeit zur Buße lassen mußte.

Man würde sich sehr irren, wenn man in Gregor einen ehrgeizigen, engherzigen, zu Strenge und Gewaltthat geneigten Priester erblicken wollte. Im Gegentheil gab er in mehr als einem Fall eine seltene Unbefangenheit, ja geradezu Hochsinn kund. So beurtheilte er als Papst den hochstrebenden Scholastiker **Berengar**, dessen vergeistigte Abendmahlslehre der nachmaligen protestantischen nahe kommt, überaus milde und zeigte sich nachsichtig gegen dessen reformatorische Anwandlungen, indem er ihn trotz Hierarchie und Volk von Frankreich schützte. — Und als der Abt von Clugny einen französischen Prinzen bewogen hatte, Mönch zu werden, wandte ihm Gregor vorwurfsvoll ein: „Es giebt Mönche und Priester genug, aber selten einen guten Fürsten." — Ueberhaupt dachte er nicht gerade vortheilhaft von den Großen und Vornehmen und wandte sich eher dem bedrängten Volke zu.

*) Der Name leitet sich von dem lateinischen Beiworte cardinalis ab, welches das Hauptsächlichste, das Vorzüglichste einer Gattung bezeichnet.

Das römische Volk stand auf der Seite des großen Kirchenoberhauptes. Nur ein Theil des Adels und nicht minder des Klerus haßten den gewaltigen Mann, seine Strenge fürchtend. Von dieser Seite auch rührt der schmähliche Ueberfall her, welchen Cencius, ein Parteihaupt des Adels, wagte, indem er sich soweit vergaß, den durch einen Steinwurf niedergeworfenen und an der Stirn blutenden Papst an den Haaren aus der Kirche zu schleifen und ihn ins Gefängniß werfen zu lassen (1075). Aber noch in derselben Nacht eilte die Kunde dieser Uebelthat durch die Stadt; das Volk bewaffnete sich, umlagerte den Thurm, setzte den Gefangenen in Freiheit und zerstörte sein Gefängniß. Der überwundene Cencius fiel nun dem befreiten Gregor zu Füßen und flehte ihn um Gnade an. Der aber sprach: „Was du, mein Sohn, mir gethan hast, verzeihe ich dir; aber dein Verbrechen gegen die heilige Kirche, dies büße durch eine Pilgerfahrt nach Jerusalem. Dann kehre zurück, daß du mit Gott versöhnet werdest, als ein Beispiel der Bekehrung.“

Gregor VII. Nach dem Tode Alexander's II. (1073) wurde Hildebrand von dem begeisterten Volke zum Papst ausgerufen, noch ehe das Kardinalskollegium sich zur gesetzlichen Wahl versammelt hatte. Diese ordnungswidrige Erhebung widerstrebte Hildebrand, allein er nahm die Wahl an, „wie ein Feldherr, den nach zwanzig gewonnenen Schlachten die Legionen als Imperator begrüßen“. Die ganze Christenheit lenkte ihr Auge auf Rom, denn „bereits hatte der Name des Kardinals Hildebrand den gesammten Erdkreis erfüllt“. Die Erfolge seiner Thätigkeit übertrafen alle Erwartungen. Mit großer Energie ergriff er die Zügel, um seine hohen Ideen zu verwirklichen. Er hatte ihre Durchführung längst durch geheimes Wirken vorbereitet; jetzt sollten sie aller Welt vor Augen gelegt werden.

Es war die christliche Theokratie, diese letzte Konsequenz des Christenthums seiner Zeit. Der Gedanke, daß der Papst als Statthalter Gottes zwischen Fürsten und Völkern stehe, um die Gesetze des göttlichen Rechts mittels seiner Macht über die Geister geltend zu machen, Völker zu demüthigen und Könige abzusetzen, ward durch ihn zur Wirklichkeit erhoben. Seine Absichten liefen keineswegs auf Befriedigung seines Ehrgeizes, seiner Herrschsucht oder sonstiger Leidenschaften hinaus, sondern er dachte — dieses Zeugniß kann die Geschichtschreibung ihm ausstellen — einzig und allein an die Erreichung des sittlichen Zweckes aller Religion: Bewältigung der Barbarei, allgemeine Geltung und Achtung der Moral, Herrschaft der Humanität. — Das Evangelium im Sinne der damaligen Zeit sollte das höchste Gesetz im Völkerleben sein.

Dieser große Mann von eiserner Willenskraft, für sein Streben mit seltenen Eigenschaften des Geistes ausgerüstet, erkannte mit dem ihm eigenen Scharfsinne eben so wohl, daß die Verwirklichung seiner Pläne unvermeidlich zu einem schweren Kampfe mit der weltlichen Macht führen würde, als auch, daß dieser Kampf unter den obwaltenden Umständen mit der Besiegung der letztern enden müsse. — Bei dem damaligen politischen Zustande Europa's gab es nur eine weltliche Macht, die bedeutend genug war, gegen das Papstthum in die Schranken zu treten, die deutsche. War diese überwunden, so war es auch die ganze christliche Welt; und daß dies geschehen werde, dafür bürgte nicht nur der religiöse und politische Zustand des Deutschen Reiches, sondern auch der Charakter Heinrich's IV.

Einführung und Festigung des Cölibats. Was Gregor gewollt und was er vollbracht hat, läßt sich aus guten Urkunden erkennen, insbesondere aus seinen eigenen Briefen, die in acht Büchern gesammelt vorliegen. Auch einer der Geschichtschreiber jener Zeit, Lambert von Hersfeld, bestätigt in seiner Chronik das hohe Streben Gregor's, die Freiheit, Einheit und Macht der Kirche durch sittliche Kräftigung des im Papstthum geeinigten Priesterthums herzustellen. „Auf daß ein Hirt und eine Herde sei“, wollte Gregor ein großes Heer gegen die Türken über das Meer führen und das heilige Grab erobern, die morgenländischen Kirchen den Ungläubigen entreißen und mit Rom vereinigen. Dazu sollte ihm Heinrich IV. Vorschub leisten. Doch die Hindernisse, die sich bald um ihn aufthürmten, ließen diesen gewaltigen Plan nicht zur Ausführung kommen.

Seine Hauptgewalt übte Gregor mittels der Synoden, deren er jedes Jahr eine in den Fasten um sich versammelte, bestehend aus einheimischen Kirchenhäuptern und zufällig anwesenden Priestern oder solchen, die sich auf sein Geheiß einfanden. Die erste Fastensynode ging darauf hinaus, die Priester des gesammten Abendlandes zu Mönchen zu machen. Was ein Heiliger gesprochen: „das Weib soll dem Priester nur nahen, um ihre Sünden zu bekennen", sollte zu allgemeiner Anerkennung gelangen; denn während des Verfalles der kirchlichen Zucht waren die darauf hin gerichteten, längst bestehenden Anordnungen mißachtet worden. Und hatten auch nur Wenige gewagt, förmliche Ehebündnisse einzugehen, so lebten doch auch die Ehrbarsten in einer Gewissensehe und trösteten sich bei diesen Zuständen, wiewol die Kirche sie für sündhaft erklärte, weil die Meisten dasselbe thaten. Da es sich aber nun darum handelte, die Herrschaft der Priester über die Geister zu festigen, so mußte Gregor dahin streben, den Cölibat mit allen seinen Konsequenzen durchzuführen. Denn die Möglichkeit der Verwirklichung seiner großartigen Pläne verlangte die Unterstützung durch Männer, die nicht durch Weib und Kind gebunden waren, und deren Entsagung keine irdische Gewalt zu scheuen hatte. — Freilich erschien das, was er durchzusetzen beschlossen, als ein überaus gefährliches Unternehmen. Töchter ehrbarer, selbst höherer Familien waren von den Eltern Priestern anvertraut worden gegen Ableistung des Eides, sie nie zu verlassen. Jetzt, nach Festigung des Cölibats, sollten sie als Konkubinen, ihre Kinder als Bastarde gelten. Kein Wunder, wenn sich die Priesterschaft ganzer Bisthümer zusammenrottete wider den sittenstrengen Papst, ihn ketzerischer Neuerungen zeihend, weil er selbst des Bibelspruchs vergessen: „Ein Bischof soll unsträflich sein eines Weibes Mann".



Heinrich IV. Nach H. Ihlee's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Gregor aber blieb Sieger in dem schweren Kampfe; er erreichte seinen Zweck, indem er that, was nachmals Luther gethan: er wandte sich an das Volk. Er erklärte jede kirchlich heilige Handlung durch die Hand eines verheiratheten oder eines beweibten Priesters für ungiltig. Wer ihnen beichtete, solle dem Banne verfallen sein. Da wurden denn durch die Massen aufgeregten Volkes, welchem das sittenlose Leben der Geistlichen längst ein Greuel war, Priester am Altar erschlagen und den Frauen, die von ihren bisherigen Männern nicht lassen wollten, Gewalt angethan.

Zwei feierlich proklamirte und mit Ernst zur Ausführung gebrachte Konzilienbeschlüsse dienten dazu, die große Umwandlung herbeizuführen. Das Konzil in Rom im J. 1074 gebot den Cölibat, also die Ehelosigkeit aller Priester, welcher, wenn auch nach langandauerndem Widerstreben der Priester, durchgesetzt wurde; ein zweites im J. 1075 erlassenes Gesetz verbot unter der Strafe des Kirchenbannes jede Investitur durch Laien.

Verbot der Investitur durch Laien und des Kaufs von Kirchenämtern. Fortan sollte die Bekleidung mit den Zeichen der bischöflichen Würde oder die Belehnung mit irgend einem kirchlichen Amte nicht mehr von Laien geschehen dürfen, indem zugleich alle geistlichen Güter als Eigenthum der Kirche und des Papstes bezeichnet wurden. — Das von den Kaisern beanspruchte Investiturrecht ward nun die Ursache fortdauernder Streitigkeiten, die erst

unter den Nachfolgern Heinrich's IV. ihr Ende finden sollten. — Endlich wurde noch die bereits mehrfach erwähnte Simonie mit dem Banne bedroht und der Papst zur Berufung von Konzilien als allein berechtigt erklärt. Und damit keine Seele, welche zur Schar der Gläubigen gehören wollte, an der Göttlichkeit dieser und aller späteren päpstlichen Verordnungen zweifeln könne, sprach der Papst das aus dem Begriffe der Theokratie unmittelbar hervorgehende gewaltige Wort, welches neuerdings in der Proklamation des Dogmas von der Unfehlbarkeit einen abermaligen verschärften Ausdruck fand: „Die römische Kirche hat nie geirrt und kann niemals irren!“ — Gegen den Spruch des römischen Oberpriesters giebt es keine Appellation, nur der Papst selbst kann ihn zurücknehmen; er kann sogar die Unterthanen in den verschiedenen Staaten vom Eide der Treue gegen gottlose oder der Kirche feindliche Fürsten entbinden.



Gregor VII.
Nach dem Bildniß in Johannes Voigt's „Gregor VII.“.

Damit war es dem unermüdlichen Gregor VII. gelungen, den stolzen Bau der absoluten Hierarchie zu beenden.

Um eine beständige Aufsicht über alle einzelnen Glieder derselben vollführen zu können, ward das Institut der Legaten errichtet, welche — ähnlich den Sendgrafen Karl's des Großen — als päpstliche Gesandte in alle Reiche gesandt wurden, ein wanderndes Ohr und Auge Roms.

Gregor VII. entbietet Heinrich IV. vor den päpstlichen Stuhl. Alle diese wichtigen Veränderungen waren vorgegangen, während Heinrich IV. im Streit mit den Sachsen lag. Er scheint die Bedeutung dieser Umwandlungen kaum erkannt zu haben; ohne zu ahnen, welch ein Feind ihm in Italien erstanden, war er unklug genug, diesem selbst das Schwert gegen sich in die Hände zu liefern. Bereits war die Macht des Oberhirten von Rom eine so allseitig anerkannte, daß Fürsten und Völker sich gewöhnt hatten, ihn als Schützer und Vermittler anzusehen. Auch die Sachsen hatten beim Papste Beschwerde geführt über das unchristliche Verfahren des deutschen Königs. Hätte dieser die Verhältnisse richtig beurtheilt, so würde er erklärt haben, daß es sich hier gar nicht um die christliche Religion, sondern um rein staatliche Dinge handle, daß mithin nicht der Papst das Beschwerdeforum sei, sondern höchstens die Versammlung der deutschen Wahlfürsten. So aber handelte Heinrich IV. wie ein Kind, das Denjenigen wieder anklagt, von dem es verklagt worden, und beschwerte

sich beim Papste über das unchristliche Verfahren der Sachsen, gab also, indem er den päpstlichen Richterspruch herausforderte, Gregor VII. in der That ein Recht zum Richteramte. Und nun waltete dieser seines Amtes: er forderte Heinrich IV. zur Verantwortung nach Rom!

Das war eine unerhörte Anmaßung; sie war so unerhört, daß der leichtfertige Heinrich dazu lächelte. Ein römischer Priester erkühnte sich, ihn, den Kaiser von Deutschland, den gewaltigsten Herrscher der Christenheit zur Verantwortung zu ziehen! Heinrich befand sich gerade, um das Osterfest zu feiern, bei seinem Freunde dem Bischof Wilhelm von Lüttich. Dieser verurtheilte von heiliger Stätte aus Hildebrand's Herrschsucht; die Bedrohung, von einem solchen falschen Priester geschleudert, meinte er, sei ein lächerlich Ding. Gleich nach dem Feste aber ward Wilhelm von schwerer Krankheit heimgesucht, welcher er erlag. Dieser Zufall beunruhigte Heinrich.

Der Kaiser mochte doch fühlen, daß er etwas gegen den Widersacher in Rom thun müsse. Er berief daher ein Konzil deutscher Bischöfe nach Worms (1076) und ließ den Papst — für abgesetzt erklären. — Doch Heinrich IV. fand in Rom weit weniger gehorsame Seelen, als Gregor VII. in Deutschland; seine Waffen reichten nicht über die Alpen, Gregor's große Idee aber hielt die civilisirte Welt umspannt.

Bannstrahl gegen Heinrich IV. Die Bischöfe von Speyer und Basel sollten das kaiserliche Entsetzungsdekret nach Rom bringen, und sie fanden auch an dem feindlichen Verhalten der lombardischen Bischöfe gegen Gregor VII. einen Rückhalt; aber vor den Gefürchteten hinzutreten, wagten sie doch nicht. Dieses unternahm ein unbekannter Priester aus Parma, welcher muthvoll Namens des Kaisers inmitten der von dem Papste berufenen Synode diesen aufforderte von dem nicht rechtgemäß, sondern nur durch Raub erlangten Stuhle des Apostelfürsten herabzusteigen. Fast hätte ihn seine Kühnheit das Leben gekostet. Zürnend stürzten die Räthe und Kardinäle auf den Redner los, und das erregte Volk hätte denselben in Stücke zerrissen, wenn ihn Gregor selbst nicht mit seinem Leibe geschützt hätte. — In der Sitzung im Lateran am folgenden Tage ward der Brief Heinrich's verlesen, welcher begann: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern Gottes gnädige Anordnung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Priester". Und er endigte: „Ich, König Heinrich, und alle unsere Bischöfe rufen Dir zu: „steige herab von Deinem Stuhle, steige herab!"

Feierlich erhob sich der Papst und sprach vor dem zahlreich versammelten Klerus: „Vermöge der von dir, Petrus, erhaltenen Macht, zur Ehre und Vertheidigung der Kirche untersage ich dem Könige Heinrich, dem Sohne Kaiser Heinrich's, die Reichsregierung Deutschlands und Italiens, löse alle Christen von den Banden des Eides, welchen sie ihm geleistet haben oder leisten werden, verbiete, daß ihm Jemand als König gehorsame, weil er nicht als Christ gehorsamen will; weil er mit Denen umgeht, die von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen sind, meine Ermahnungen für sein Heil vernachlässigt und, indem er die Kirche zu spalten sucht, sich von ihr trennt, binde ich ihn mit deinem Fluche, auf daß alle Völker wissen: „du, du bist Petrus, auf diesen Felsen will ich bauen meine Kirche, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen" — und „ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben; Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein."

Das Deutsche Reich ist nach Gregor's Ausspruch auf dem Felsen Petri gegründet: nur mit offener Felonie kann ein deutscher Kaiser dem Nachfolger St. Petri die Treue verweigern. Wir haben schon früher (so auf S. 168) von den Kirchenbußen und den Zucht- und Strafmitteln der römischen Kirchengewalt gesprochen und sehen hier die außerordentliche Tragweite und die Folgen der in die Hand des obersten Priesters gelegten Machtfülle, die seit Gregor dem Großen in steigendem Maße von Jahrhundert zu Jahrhundert wuchs und unter Gregor VII. und den beiden Innocenzen (III. und IV.) ihren Höhepunkt erreichte.

Wenn nun diese Päpste und ihre Nachfolger den Bannstrahl auf widerspenstige Machthaber schleuderten; wenn nach Verkündigung des Anathema (Verfluchung) das Glockengeläute aufhörte und die Gnadenmittel der Kirche nicht mehr gespendet, keine Tauf- und Begräbnißfeierlichkeiten mehr stattfanden; wenn der Bann auch Diejenigen rechtlos machte, die zu einem Exkommunizirten hielten, und die Unterthanen verpflichtete, sich vom Gehorsam gegen ihre Fürsten loszusagen — als alle diese Heimsuchungen zu den noch nicht abgestumpften Streitwaffen der zürnenden Kirche gehörten, da empfand selbst der Mächtigste die erbarmungslose Schwere des strafenden Armes des Papstes.



Heinrich IV. im Schloßhofe zu Canossa. Nach Pletsch.

Als nun Gregor VII. seinen königlichen Gegner (1076) in den Bann gethan, ihn seiner Würde für entsetzt und seine Völker von dem ihm geleisteten Eide entbunden erklärt hatte — da geschah, was Gregor voraus gesehen: Die Deutschen, theils aus wirklich religiöser Scheu vor dem Gebannten, theils aus Feindseligkeit und politischer Gehässigkeit, die in dem Banne einen willkommenen Vorwand fand, sagten sich von dem Könige los.

Vor Allen erhoben sich die Sachsen wiederholt zum Aufstande, der diesmal um so erfolgreicher sein mußte, als er von dem Statthalter Gottes geheiligt und nicht mehr mit dem Ausdrucke „Empörung gegen die heilige Majestät“ gebrandmarkt war. Die gefangenen Fürsten machten sich theils selbst frei, theils wurden sie von dem rathlosen Heinrich, der sich schnell dankbare Herzen erwerben wollte, frei gegeben. Der kühne Otto von Nordheim stellte sich an die Spitze der Empörung, während sich Heinrich IV. vergebens nach Hülfe umsah; denn auch seine früheren Anhänger, Welf von Bayern, Rudolf von Schwaben und Andere waren von dem Gebannten abgefallen. Die Aufgestandenen fanden nicht einmal ein Heer zu bekämpfen; sie konnten gegen einen einzelnen König nicht zu Felde ziehen: es blieb also nichts Anderes übrig, als ihn abzusetzen.

In Tribur, dem Orte, wo schon einmal eine deutsche Königskrone zerbrochen worden war, sollte das Werk der Entthronung (1076) vor sich gehen. Allein man entschloß sich

hier nur zu einer halben Maßregel; die Reichsversammlung begnügte sich mit der Forderung: Heinrich IV. solle sich binnen Jahresfrist vom Kirchenbanne lösen, widrigenfalls er seine Absetzung zu gewärtigen habe; im Uebrigen aber habe er bis zur päpstlichen Absolution sich jeder Regierungshandlung zu enthalten.

Canossa. Jetzt wäre es für Heinrich IV. an der Zeit gewesen, wie ein König zu handeln und bei der Unmöglichkeit, gegen die stärkeren Gewalten zu kämpfen, ehrenvoll zu unterliegen. Er konnte dem entheiligten Throne offen entsagen und sich zurückziehen. Dies wäre vielleicht auch das einzige Mittel gewesen, um die ehrgeizigen Fürsten zur Pflicht zurückzuführen. Aber statt dessen beschloß Heinrich eine Pilger- und Bußreise nach Rom, um sich von dem früher so verachteten Priesterkönig — Freisprechung zu erbetteln!

Das war König Heinrich's IV. Romfahrt! Seine Vorfahren hatten die Alpen an der Spitze mächtiger Kriegsheere überschritten, und Italien hatte vor ihrer Ankunft gezittert; er schlich sich verkleidet, nur von seiner edelsinnigen Gemahlin und ihrem dreijährigen Knaben sowie einigen treuen Dienern und den Mitgebannten begleitet, im strengsten Winter, als Büßer über den Mont Cenis nach der Lombardei. Alle anderen Alpenpässe waren verlegt. Ganz Italien erstaunte, als es vernahm, der mitleidenswerthe Pilger sei der allgewaltige Herrscher Deutschlands!

Als Heinrich IV. dem Papste seine Ankunft in Italien und den Zweck seiner Reise kund thun ließ, beschied ihn Gregor nach dem Schlosse Canossa, das durch die unerhörte Scene, die in seinen Mauern vorgehen sollte, einen unvergänglichen Namen erlangte. — In Canossa residirte die uns schon bekannte Mathildis, die Wittwe Gottfried's des Buckligen, als Markgräfin von Toscana (Tuscien). Theils aus Haß gegen die fränkische Dynastie (s. S. 505), theils aus religiöser Verehrung für den großen Mann, der in der Glorie geistlicher und weltlicher Herrschermacht auf dem Stuhle Petri saß, hatte sie Gregor VII. ihre mächtige Freundschaft gewidmet, von der sie auch noch nach ihrem Tode einen Beweis ablegte dadurch, daß sie dem päpstlichen Stuhle ihre sämmtlichen Allodbesitzungen vermachte, welches Vermächtniß, bekannt unter dem Namen der mathildinischen Güterschenkung, das Erbe St. Petri bedeutend vergrößerte.

Ueber Gregor's Verhältniß zur Margräfin Mathildis ist Vieles geschrieben worden. Sein Zeitgenosse Lambert von Hersfeld aber entfernt den Verdacht, daß diese freundschaftliche Verbindung auf ein heimliches Liebesverhältniß hinausgelaufen, mit folgenden Worten: „Für alle Verständigen ist es klarer als das Tageslicht, daß alles dies falsche Nachreden sind. Denn der Papst hat sein Leben so rein und apostolisch geführt, daß seine Hoheit nicht den fernsten Verdacht zuläßt." Auch Gregor's Briefe an die gedachte Fürstin berühren nur allgemeine, religiös-ideale Interessen. „Wenn die Gräfin den großen Reformator geliebt hat, so hat sie ihn eben geliebt, wie man einen Unsterblichen liebt" — sagt Karl Hase — „einen Geist, eine Idee." — Sich ihre Freundschaft zu erhalten, verlangte schon die Klugheit; denn Mathildis war die reichste Fürstin von Italien. Sie war kühn, kriegerisch, ein Heldenweib, das sich an der Spitze ihrer Ritter in die Schlacht stürzte.

Zu dieser Freundin hatte sich Gregor VII. nun in seiner Besorgniß geflüchtet. Denn als Heinrich IV. in der Lombardei erschien, wo die Neuerungen des Papstes viel Unzufriedenheit erzeugt hatten, fand er einen nicht unbedeutenden Anhang, welcher sich bereit zeigte, ihn mit dem Schwerte zu unterstützen. Daher glaubte Gregor VII. nicht anders, als daß Heinrich gekommen sei, um mit Gewalt die verweigerte Absolution zu erzwingen, und er suchte deshalb in der Burg Canossa Schutz. Allein Heinrich verschmähte die angebotene Hülfe; — nicht als Widersacher, sondern als Flehender erschien er vor dem Schlosse.

Es war im Januar 1077, als er daselbst ohne alle Begleitung, und trotz der strengen Jahreszeit barfuß, unbedeckten Hauptes und blos mit einem wollenen Büßerhemde bekleidet anpochte. Nachdem man ihn in den Vorhof des Schlosses eingelassen und das Thor sich wieder hinter ihm geschlossen hatte, erwartete er von Stunde zu Stunde vor den Papst

beschieden zu werden. Doch vergebens. In der Jannarkälte, die gerade in diesem Jahre auch unter jenem Himmelsstriche einen nordischen Charakter trug, stand der halbentblößte königliche Büßer den ganzen 23. hindurch ohne Speise und Trank, vor Frost wimmernd, in jammernden Ausrufen den Papst um Gnade flehend. Drei Tage und drei Nächte — nur in der Nacht gewärmt und gespeist, harrte in solch unwürdigem Zustande Deutschlands König auf des Papstes Gnade, die ihm endlich auf Mathildis' Zusprache hin, welche Gregor einen Tyrannen schalt, wenn er dem Bußfertigen Verzeihung versage, zutheil ward.

Heinrich IV. war in der That ein bejammernswerther König, aber wir stehen hier vor einem unerhörten Akte priesterlichen Uebermuths und dürfen, so wenig Heinrich IV. auch hier unsere Sympathien verdient, doch Papst Gregor VII. und seinen Nachfolgern diese That nicht vergessen. Sie war eine unsühnbare Beleidigung der deutschen Nation in der Person ihres Königs durch das Papstthum. Diese uns angethane Schmach wird fortempfunden werden — und jubelnd vernahm in unseren Tagen das deutsche Volk die Worte seines Reichskanzlers: „Wir gehen nicht nach Canossa!" . . . .

Am Morgen des vierten Tages lag König Heinrich, noch im Bußgewande, zu den Füßen des Papstes, der ihm nun Absolution ertheilte; doch hatte dieser seine Lossprechung an die schimpfliche, bereits früher ausgesprochene Bedingung geknüpft, daß Heinrich's Fortregieren in Deutschland von dem Ausspruche einer Reichsversammlung abhängig sein solle, die der Papst im folgenden Jahre nach Augsburg berufen werde und zu welcher sich zu begeben er entschlossen sei. — Allein auch hier bewährte sich das alte Sprüchwort: „Allzuscharf macht schartig."

Die Härte, mit welcher Gregor seine Gewalt mißbrauchte, sollte seinen Untergang herbeiführen. Die schimpfliche Mißachtung des Königs durch den Papst hatte jenem doch manche Anhänger und dem Letztern viele Feinde erworben, weil man in Rücksicht jener Behandlung den grausamen Uebermuth des Papstes mehr ins Auge faßte als das schwächliche Verhalten des Königs, zudem ja der Unterdrückte in der Regel mehr Sympathien erweckt als der Unterdrücker. — Italien und Deutschland spalteten sich nunmehr in zwei mächtige Parteien: eine päpstliche und eine königliche, und Heinrich IV. suchte die ihm günstige Stimmung, von der er in der Lombardei schon Beweise erhalten, mit Hintansetzung seines zu Canossa in der Verzweiflung gegebenen Versprechens zur Demüthigung des Papstes zu benutzen. Er verband sich daher aufs Neue mit dessen Feinden und berief die kaum entlassenen, von Gregor in den Bann gethanenen Räthe wieder zu sich, fest entschlossen, durch männliches Auftreten und kühnes Handeln die erlittene Schmach zu sühnen. Unter solchen Umständen konnte von der geplanten Versammlung in Augsburg nicht weiter die Rede sein; die Gegner Heinrich's beraumten daher für den Monat März eine andere Versammlung zu Forchheim an, zu welcher sie auch den Papst durch eine Gesandtschaft einluden.

Wahl des Gegenkönigs Rudolf. Die Versammlung fand wirklich statt. Sie erklärte Heinrich seiner Laster und Verbrechen halber des Thrones für unwürdig und erwählte auf den Antrag des Mainzer Erzbischofs den Herzog Rudolf von Schwaben zum König, welcher sofort der Kirche das Recht, die geistlichen Stellen zu besetzen, einräumte und ausdrücklich auf jedes Erbrecht für seine Nachkommen verzichtete. Doch Heinrich war wenig geneigt, seine Buße in Canossa auf diese Weise auffassen zu lassen. Durch sie hatte er nur gesucht, sich der Kirche gegenüber zu reinigen, allein die Rechte seiner Krone hatte er keineswegs aufgeben wollen. Schnell entschlossen eilte er daher auf die Kunde von Rudolf's Wahl mit einem wenn auch kleinen Heere, jedoch mit hinreichenden Geldmitteln versehen, über die Alpen. Die Lombardischen Bischöfe, den klugen Guibert von Ravenna an ihrer Spitze, hatten ihm mächtigen Beistand geleistet, ja sie verlegten bald nachher dem Papste, als er sich zur Reichsversammlung begeben wollte, den Weg, unter dem Vorwande, daß die Anwohner der Alpenpässe nichts Gutes gegen ihn im Schilde führten. Gregor kehrte daher nach Canossa zurück und ließ sich in Forchheim durch zwei Legaten vertreten.

Heinrich beeilte sich nun, den Kampf um die deutsche Königskrone mit seinem Gegner, dem „Pfaffenkönig“, wie ihn das Volk nannte, auszufechten. Er fand besonders bei den rheinischen Städten zahlreiche und begeisterte Anhänger, welche seine Macht bald bedeutend verstärkten. Auch schien Heinrich in der That ein Anderer geworden zu sein; sonst so leichtfertig und übermüthig, verfuhr er jetzt mit großer Besonnenheit und leuchtete im Kampfe an Muth und Tapferkeit Allen voran.

Ein schrecklicher Bürgerkrieg brach nun über Deutschland herein; die blutige Schlacht bei Melrichstadt (1078) blieb ohne Entscheidung. Trotzdem erklärte Heinrich seinen Feind Rudolf des Herzogthums Schwaben verlustig, das er einem Getreuen, dem Grafen Friedrich von Hohenstaufen verlieh, dem er zugleich seine Tochter Agnes zur Gemahlin gab.



Rudolf von Schwaben zum Tode verwundet bei Merseburg. Nach W. Camphausen.

Mit grenzenloser Wuth ward der Krieg fortgesetzt; die rohen Kriegshorden hausten auf die fürchterlichste Weise. Ein neuer Bann, welchen Gregor im Laufe des Kampfes (1080) dem wortbrüchigen Könige nachschleuderte, blieb ohne die frühere Wirkung; die Rücksichtslosigkeit und Rachsucht, welche der Papst bewiesen, hatte ihn beim deutschen Volke des Scheines der Heiligkeit beraubt; aber ebenso unwirksam erwies sich auch Gregor's VII. Absetzung, welche Heinrich durch Bischöfe, die als Simonisten meist den Papst zu fürchten hatten, auf dem Konzil zu Mainz (1080) abermals aussprechen ließ, bei welcher Zusammenkunft zugleich der Erzbischof von Ravenna als Clemens III. zum Papst ernannt wurde. — Heinrich IV. behielt sich die gewaltsame Einführung des neuerwählten Kirchenhauptes nach der Besiegung des Gegenkönigs Rudolf vor.

Am 15. Oktober 1080 kam es unweit Merseburg auch wirklich zu einer Schlacht, in welcher Rudolf's Heer zwar siegreich blieb, er selbst aber während des Kampfes durch

Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, den Helden des Tages, tödlich verwundet wurde, denn es war demselben im Kampfe die rechte Hand abgehauen worden, und der Herzog rannte ihm die Spitze der Reichsfahne durch den Leib. Schon mit dem Tode ringend wurde er von den bestürzten Seinigen aus dem Schlachtgetümmel getragen, und als man ihm die abgehauene Hand zeigte, rief er schmerzlich aus: „Das ist die Hand, mit der ich einst Heinrich Treue geschworen. Ihr, auf deren Rath ich die Krone nahm, mögt aber wohl zusehen, ob ihr mich den rechten Weg geführt habt."

Durch die Vernichtung seines Gegners abermals auf den Gipfel der Macht gehoben, eilte Heinrich IV. 1081 nach Italien, um nun seinerseits den stolzen Papst zu demüthigen. Am Abend vor dem Pfingstfeste langte er mit seinem Heere vor den Thoren Roms an, aber das Volk hielt zu dem Manne seiner Wahl. Fast drei Jahre lang umlagerte der Kaiser die Stadt vergebens, bis die Römer, der harten Bedrängnisse müde, zu Anfang 1084 den größten Theil Roms Heinrich überließen und dem neuen Papst den Einzug gestatteten. — Gregor VII. hatte sich in die Engelsburg geflüchtet. Hier vertheidigte er sich beinahe drei Jahre mit solch unerschrockenem Muthe und solcher Standhaftigkeit, daß selbst seine Gegner ihm Bewunderung zollten. Mit eiserner Festigkeit wies er jeden Vertrag mit dem Gebannten zurück, der inzwischen sich und seine Gemahlin durch Clemens III. am Ostersonntag 1084 hatte krönen lassen.

Gregor's Ausgang. Gregor VII. sah sich überall nach Hülfe um, allein der Einzige, von welchem er Rettung erwarten konnte, war der Normannenherzog Robert Guiscard. Der Papst löste den Bannspruch, der noch auf Robert lastete und ertheilte dem Herzoge die nachgesuchte Belehnung mit den Ländern, welche frühere Inhaber des päpstlichen Stuhles den Normannen bereits zugesprochen hatten. Hinsichtlich der Provinzen dagegen, welche Robert darüber hinaus sich angeeignet, so Salerno, Amalfi und einen Theil der Mark Fermo, erklärte Gregor: den Herzog jetzt im Vertrauen auf den allmächtigen Gott „ertragen" zu wollen. — Robert Guiscard eilte nun, als die Noth am höchsten gestiegen war, mit einem Heere zum Entsatze der Engelsburg herbei. Bei seiner Annäherung verließ Heinrich Rom und kehrte nach Deutschland zurück. Robert drang in die Stadt ein, befreite den Papst aus der Engelsburg; aber seine wilden Scharen behandelten Rom wie eine eroberte Stadt, hausten daselbst gleich den Gothen und Vandalen und steckten nach einer dreitägigen schrecklichen Plünderung dieselbe in Brand, bei welchem ein guter Theil der Herrlichkeit der ewigen Stadt in Trümmer sank. Die Absicht, den gegen Griechenland begonnenen Feldzug wieder aufzunehmen (s. S. 456), führte Robert in sein Reich zurück, und nun kehrte sich die Wuth der Römer über die Zerstörung ihrer Stadt gegen den Papst. Dieser fühlte sich nicht mehr sicher und eilte als Flüchtling nach Salerno, wo er bis zu seinem 1085 erfolgten Tode ein Asyl fand. „Ich habe Gerechtigkeit geliebt und Ungerechtigkeit gehaßt", sprach Gregor zu Denen, welche sein Sterbelager umstanden, „deshalb sterbe ich im Exil. Ich gehe nun heim, und will euch der Gnade des allmächtigen Gottes empfehlen."

Er selbst war untergegangen, aber die von ihm ins Leben gerufene Idee lebte fort. Heinrich IV. hatte Gregor gestürzt; aber Gregor hatte Heinrich IV. überwunden, der große Kirchenfürst hatte seinen Körper der Erde wieder gegeben, seinen Geist aber seinen kraftvollen Nachfolgern hinterlassen. Gewiß stand im Kampfe mit Heinrich IV. das sittliche Recht Anfangs auf der Seite Gregor's, und wir bewundern selbst die Größe jener nur moralischen Macht, mit welcher der Letztere den Kaiser überwand und demüthigte. Aber wenn er die Apostel anrief, sie sollten beweisen, daß sie nicht blos im Himmel bänden und lösten, sondern auch auf Erden Königreiche gäben und nähmen, so überhob sich seine Kühnheit. — Seine Begeisterung für seine Idee hatte ihn glauben lassen, seine Gedanken für Gottes Gedanken halten zu dürfen — die erhabenste Art von Selbstsucht — er wollte herrschen — zur Verwirklichung seiner Idee. Sein fürchterlicher Schlachtruf: „Verflucht sei, wer sein Schwert vom Blute zurückhält", beweist, daß auch die geistliche

Macht, welche er an Stelle der weltlichen aufrichten wollte, nur eine tyrannische werden konnte. — Nicht in der Reihe der Weisen, jener Wohlthäter der Menschheit, die das Gemüth veredeln, dürfen wir daher sein Bild suchen, sondern in der Reihe der Gewaltigen, unter welchen er allerdings durch seinen mächtigen Geist und seinen ehernen Charakter hoch emporragt. Wir scheiden von dem merkwürdigen Manne mit den Worten von Gregorovius:

„Gregor war der Heros eines Reiches von Priestern, die keine anderen Waffen in der Hand führten als ein Kreuz, einen Segen und einen Fluch; man mag es verdammen oder hassen, aber es bleibt bewunderungswürdiger als sämmtliche Reiche römischer oder asiatischer Eroberer. Sein Gedanke umfaßte zwar die Menschheit als Kirche, aber doch nur in Gestalt einer päpstlichen Monarchie. Die Idee, einen Sterblichen vor der sündlichen Welt als ein gottähnliches Wesen hinzustellen, den Schlüssel des Himmels und der Hölle in der Hand, und diesem Apostel der Demuth, aber Stellvertreter Gottes, die Welt zu unterwerfen, ist so befremdend, daß sie noch das Staunen der spätesten Geschlechter erregen wird. Sie war der tiefsinnig mystische Traum eines Zeitalters gewaltthätiger Noth, wo die Menschheit, von der Erkenntniß noch nicht innerlich entzweit, sondern kindlich und gläubig hingegeben, das ewige Prinzip des Guten in einer Persönlichkeit vor Augen haben wollte, die tröstlich sichtbar und erreichbar bliebe. Die Uebertragung aller Macht, im Sittlichen zu binden und zu lösen, auf einen Menschen ist vielleicht die erstaunlichste Thatsache, welche die Weltgeschichte kennt; aber sie erklärt sich, wenn man weiß, daß die Kirche in langer Zeit die höchste Leidenschaft, die heiligste Macht, die allgemeine Idee der Menschheit war. Alles Tiefste im Glauben und Wissen, alle Harmonie und Schönheit, das himmlische und irdische Seelenglück strömten aus ihrem Füllhorn allein. Es war erst nach den Kämpfen, die mit Gregor VII. den Anfang nahmen, daß auch die Weltlichkeit zu blühen begann."

Heinrich's IV. letzte Jahre. Während des Kampfes Heinrich's IV. in Italien gegen Gregor VII. hatten die Päpstlichen in Deutschland an des gefallenen Rudolf Stelle den lothringischen Grafen Hermann von Luxemburg (1081) zum Gegenkönig erwählt, welcher jedoch zu keinem rechten Ansehen gelangen konnte und vom Volke spottweise der „Knoblauchkönig" genannt wurde. Der von Heinrich zurückgelassene neue schwäbische Herzog Friedrich von Hohenstaufen kämpfte Anfangs mit zweifelhaftem Erfolge gegen diesen, weil der größte Kriegsheld jener Zeit, der greise Otto von Nordheim, noch immer auf päpstlicher Seite stand. Als dieser aber (1083) starb, war Hermann ein Körper ohne Seele, mit welchem Heinrich IV. leichtes Spiel hatte. — Dieser erschien nun (1085) in Deutschland, nachdem er Papst Clemens III. zu Rom förmlich eingesetzt, und bedrängte den Gegenkönig dergestalt, daß derselbe im Jahre 1087 die lästige Krone freiwillig niederlegte.

Aufruhr der Söhne Heinrich's IV. Heinrich's IV. Macht, Ansehen und Ruhm stand jetzt höher als je; aber tiefer als je sollte er auch wieder erniedrigt werden; und abermals war es Rom, von wo aus der Blitzstrahl auf ihn herniederfuhr. — Der Kaiser war nach Italien geeilt, wo die Gegenpartei Clemens III. vertrieben und Urban II. 1089 erwählt hatte. Heinrich setzte seinen Schützling (1090) von Neuem ein und ließ seinen ältern Sohn Konrad zum Schutze desselben zurück, während er selbst wieder nach Deutschland ging. Doch Konrad's Ehrgeiz fiel in die Schlingen Urban's II. und des päpstlich gesinnten Welf von Bayern. Er ließ sich bereden, sich die italische Königskrone aufzusetzen, während Clemens III. vertrieben und Urban II. (1091) abermals auf den Stuhl gehoben wurde. Vergebens eilte Kaiser Heinrich herbei, um seinen Sohn der Pflicht wieder zuzuführen. Der ehrgeizige Jüngling achtete weder Bitten noch Drohungen; der alte Kaiser wurde von dem eigenen Sohne über die Alpen zurückgetrieben, und der Bannfluch Urban's II. donnerte ihm nach. Doch war damit das Maß seines Unglücks nicht voll. Für sein Alter war dem friedlosen Kaiser ein noch herberes Los aufgespart. Während Urban's II. Nachfolger Paschalis II. (1099) den Bann bestätigte, trat auch des Kaisers zweiter Sohn,

Heinrich, den er in Stelle des enterbten und auch bereits (1101) gestorbenen Konrad zum Nachfolger bestimmt hatte, als Empörer gegen ihn auf. Heinrich's herrschüchtiges Herz hatte den Anreizungen des Papstes und des bayerischen Welf Gehör gegeben. Dieser Schlag lähmte die Kraft des unglücklichen Kaisers völlig. Durch List und Heuchelei wußte Heinrich auf der Burg Böckelheim im Nahethale den Kaiser in seine Gewalt zu bringen und ihm dann auf einer Reichsversammlung zu Ingelheim (1106) die Thronentsagung abzuringen.

Der Vielgeprüfte mochte es als ein Glück empfinden, daß noch in demselben Jahre (1106) am 7. August zu Lüttich der Tod seinen Leiden ein Ende machte und ein Leben beschloß, welches an heiteren und trüben Erfahrungen eben so wechselvoll war, wie sein Charakter reich an bösen und guten Seiten.

Selbst im Grabe war ihm die Ruhe nicht vergönnt. Das Volk, das den Kaiser liebte, weil er im Gegensatz zu dem Feudaladel das Bürgerthum allerwärts beschützt hatte, drängte sich zur Kirche des heiligen Lambert zu Lüttich, wo die kaiserliche Leiche beigesetzt war. Allein auf Betreiben päpstlichgesinnter Bischöfe mußte der Leichnam wieder ausgegraben und auf einer kleinen Insel der Maas in einer ungeweihten Kapelle beigesetzt werden. Dort sang ein armer, von Jerusalem heimgekehrter Mönch Tag und Nacht melancholische Bußpsalmen, bis endlich Erkenbald im Auftrage Heinrich's V. die kaiserliche Leiche in einem steinernen Sarkophage nach Speyer brachte, wo sie fünf Jahre über der Erde stand, bis endlich der geistliche Fanatismus besänftigt war und die Beisetzung der Gebeine in der Kaisergruft gestattet wurde.

Die unglücklichen Schicksale Heinrich's erwarben ihm bei Lebzeiten und noch mehr nach dem Tode Sympathien, die er eigentlich — obwol man ihm edlere Charakterzüge nicht absprechen kann und viele seiner Fehler seiner verfehlten Erziehung zuschreiben muß — als Herrscher wenigstens während der größten Periode seiner Regierung nicht beanspruchen kann. Die kaiserliche Macht erlitt unter ihm die schwerste Einbuße; durch thörichten Uebermuth, mit welchem er die einzelnen Stammesfürsten herausforderte, stärkte er nur den eigensüchtigen Geist der Vasallen, der nach seinem Tode mächtiger als je das Haupt erhob. Nicht minder war das kaiserliche Ansehen durch den Investiturstreit gefährdet, und der Klerus, ehedem den Kaisern ergeben, ordnete sich von nun an allmählich dem Papste unter. Es entwickelte sich unaufhaltsam jene wohlorganisirte Theokratie, zu welcher Gregor VII. den Grundstein gelegt hatte.

Dankbar konnte dagegen das deutsche Bürgerthum des Kaisers gedenken. Er hatte zahlreiche Städte, die ihn wiederholt mit den Waffen in der Hand unterstützt, mit Privilegien ausgestattet, Handel und Gewerbe und damit die Mehrung ihres Wohlstandes begünstigt. Von der Zeit an, wo der hohe Adel die kaiserlichen Rechte durch seine Selbstsucht zu schmälern sucht und die deutsche Geistlichkeit der von Rom ausgegebenen Parole folgt, beginnt die Entwicklung eines neuen Standes — des deutschen Bürgerthums, auf das unsere Kaiser von nun an ganz besonders ihre Macht stützten. Noch günstiger gestaltet sich das Urtheil über den Kaiser, wenn wir die zweite Periode seines Lebens, die Zeit, welche auf die Tage von Canossa folgte, von der ersten Epoche unterscheiden. Heinrich, der wie seinen Zeitgenossen, auch uns nach jener schrecklichen Scene mit einem Male sympathischer erscheint, zumal als er von da an seine Herrscheraufgabe mit tieferem sittlichen Ernste erfaßte, wird nunmehr zu einer Erscheinung von ergreifender Tragik. Niemand kann diesem gerecht und gewissenhaft regierenden Könige, der, älter und reifer geworden, durch seine Regierung und sein Leben die Schuld der haltlosen Jugend zu sühnen sucht, dem aber überall — selbst von den eigenen Söhnen, mit dem schwärzesten Undank gelohnt wird, die Theilnahme versagen.

Kaiser Heinrich V.

Glücklicher als Heinrich IV. war sein Sohn und Nachfolger im Kampfe mit der Kurie, wenigstens gelang es ihm, den verhängnißvollen Investiturstreit zu beendigen. Mit diesem Streit waren allerdings nicht alle Veranlassungen zum Hader mit dem römischen Stuhle aus der Welt geschafft; im Gegentheil führt unter Heinrich V. und seinen Nachfolgern das Kaiserthum in den nächsten Jahrhunderten einen nur selten unterbrochenen Kampf gegen Rom. Nicht minder streben die deutschen Reichsfürsten mehr und mehr danach, den losen Lehnsverband zu lockern, der sie mit dem Kaiserthum verbindet.

Die deutschen Herzogthümer. In der inneren Verwaltung des Reiches haben wir, ehe wir zur Regierungsgeschichte des Nachfolgers Heinrich's IV. übergehen, einiger Veränderungen zu gedenken, welche mit den deutschen Herzogthümern vorgegangen waren, oder unter Heinrich V. vorgingen. Bayern verblieb den Welfen, denen es unter Welf-Este (Welf IV. oder als Herzog von Bayern Welf I) zugefallen war (s. S. 510); und zwar besaß es des Letztern Sohn Welf II., dem sein Bruder Heinrich der Schwarze folgte. — In Schwaben, den Hohenstaufen gehörend, gebot Friedrich der Einäugige, der Sohn jenes Friedrich von Hohenstaufen, welcher von Heinrich IV. damit belehnt worden war (s. S. 519). — Franken gehörte dem Kaiser als Stammreich; er verlieh es indeß infolge seiner Kinderlosigkeit seinem Neffen Konrad von Hohenstaufen, dem Bruder des einäugigen Friedrich, so daß die Hohenstaufen jetzt über Schwaben und Franken herrschten. — Sachsen, in welchem das Billungsche Haus mit dem Herzoge Magnus um diese Zeit ausstarb, gab Heinrich V. dem Grafen Lothar von Supplinburg, der dadurch Herzog von Sachsen wurde.

Aeußere Verwicklungen. Sobald Heinrich V. im Besitze der erstrebten Macht war, zeigte er den festen Willen, seine Herrscherrechte zu behaupten und das königliche Ansehen nach Kräften zu wahren. Es gelang ihm, nach außen, in Flandern, Deutschlands Einfluß wieder zur Geltung zu bringen und die Westgrenze zu sichern. Weniger glücklich waren seine Unternehmungen gegen Polen. Dieses, von früher her dem Reiche lehnspflichtig, erinnerte sich dieser Pflicht nur selten. Als nun Heinrich V. von dem Polenfürsten Sbigniew gegen dessen Bruder, den regierenden Herzog Boleslaw III., zu Hülfe aufgerufen wurde, hielt er die Gelegenheit für günstig, um jene Lehnspflicht aufs Neue einzuschärfen. Allein er erlitt bei Hundsfelde unweit Breslau (1110) eine solche Niederlage, daß Polen noch unabhängiger wurde als vordem. — Eben so wenig erfolgreich waren seine Feldzüge gegen Ungarn und Böhmen.

Innere Zustände. Im Innern glaubte er gleich nach seinem Regierungsantritte seine Macht Diejenigen fühlen lassen zu müssen, welche durch ihre, Heinrich IV. gewährte Unterstützung seine Rache herausgefordert hatten. Obgleich er seinem Vater versprochen hatte, den Anhängern desselben zu verzeihen, entriß er doch Heinrich von Limburg das Herzogthum Niederlothringen und belehnte damit Gottfried von Löwen. Ganz besonders ließ er die Stadt Köln seinen Zorn fühlen. So tapfer und muthvoll sie sich auch vertheidigte, schließlich mußte sie sich doch zu einer Geldbuße von 6000 Pfund Silbers verstehen. — Im Uebrigen vermochte Heinrich V. wenig mehr an den Zuständen zu ändern, wie sie sich unter Heinrich IV. allmählich gestaltet hatten. Die Lehen waren sämmtlich erblich geworden, die königlichen Besitzungen in dem dreißigjährigen Sturme theils vergeben, theils genommen worden, jedenfalls entfremdet, so daß der König beinahe nirgends mehr unmittelbar herrschte. Handelte es sich um einen Kriegszug, so hatte er seine großen Vasallen zu entbieten, die ihrerseits erst wieder die kleineren Lehnsleute und Dienstmannen zur Zusammensetzung des Reichsheeres beriefen. Der Lehnsstaat umfaßte alle, selbst die untersten Kreise, aber der König blieb doch das gebietende Haupt desselben, und der deutsche Reichskörper, wenn auch vielgegliedert, war ansehnlich genug, um einem kräftigen König die Mittel zu einer gebietenden Machtentfaltung in Europa an die Hand zu geben, zumal ja die Herrscher anderer Länder nicht minder durch ihre großen Vasallen beschränkt waren.

Der Investiturstreit. Heinrich V. versäumte in der That weder im eigenen Lande, noch nach außen, seine Machtstellung zur Geltung zu bringen, ganz besonders dem päpstlichen Stuhle gegenüber. Der Papst und seine Partei, welche ihm in so hohem Grade zur Erlangung der Krone behülflich gewesen waren, hatten sich voreilig der Hoffnung hingegeben, in ihm ein willfähriges Werkzeug hierarchischer Bestrebungen zu finden. Sie hatten ihn aufgemuntert, dem eigenen Vater mit Verrath und heuchlerischer Hinterlist zu begegnen — wie konnten sie nun erwarten, daß er offen und ehrlich gegen sie handeln würde? — Nur zu bald sollte man erfahren, wie sehr man sich in dem treulosen Könige getäuscht habe. Dieser besaß praktischen Verstand, politischen Scharfblick und Verschlagenheit genug, um sich als einen gefährlichen Gegner gefürchtet zu machen. — Mit seiner Entschlossenheit und Kühnheit verband Heinrich V. freilich leider nur zu oft eine allzu große Heftigkeit, und seine Uebereilung brachte ihn in sehr vielen Fällen um die Früchte seiner Bestrebungen und förderte schließlich nur die Ziele seiner Widersacher.

Er bestritt vor Allem mit noch größerer Entschiedenheit als sein Vater das Investiturrecht der Kirche. Allein da Heinrich noch zu sehr mit den inneren Angelegenheiten des Reiches sowie den oben erwähnten äußeren Kämpfen beschäftigt war, heuchelte er noch gegen den Papst **Paschalis** II. die größte Ergebenheit, um vorerst einen offenen Bruch zu vermeiden. Als nun jener im Jahre 1106 das Verbot der Investitur durch Laien wiederholte, suchte ihn Heinrich V. unter dem Vorwande, den Streit auf einer Kirchenversammlung zu Augsburg beizulegen, nach Deutschland zu locken, allein Paschalis, noch frühzeitig gewarnt, änderte seine Reise ab und begab sich nach Frankreich, wo er auf einer Synode zu Troyes das Investiturverbot erneuerte. Gleichzeitig aber ließ Heinrich zu Chalons dem Papste durch seine Gesandten erklären, daß der endlos sich hinziehende Streit nicht in Frankreich, sondern in Rom mit dem Schwerte entschieden werden solle.

Heinrich's V. Zug gegen Rom. Endlich 1110, nachdem Heinrich seine Verlobung mit **Mathilde**, der Tochter **Heinrich's** I. von England, gefeiert hatte, traf er Anstalten zu einem mächtigen Heereszuge gegen Rom. Aus allen Gauen strömten die weltlichen und geistlichen Fürsten herbei, so daß allein die Zahl der Ritter ohne Fußvolk und Knechte auf 30,000 angegeben wird. Auf zwei verschiedenen Wegen wurden die Alpen überschritten, und als er mit dieser großen Heeresmacht auf den **roncalischen Feldern** bei Piacenza ein unübersehbares Lager bezog und einen Reichstag dahin berief, beugten sich selbst die stolzen Städte Italiens, die noch rascher und kräftiger als die deutschen aufgeblüht waren, und erkannten seine Oberhoheit an. Nur Mailand und Pavia verhielten sich zuwartend, ebenso die Markgräfin **Mathildis** von Toscana. Dennoch wußte sich die Letztere die Freundschaft Heinrich's zu erwerben. Dieser feierte das Weihnachtsfest in Florenz und zog dann über Perugia nach Arezzo. Von hier aus sandte er eine ansehnliche Gesandtschaft nach Rom, um mit dem Papste nochmals über das Investiturrecht und die Kaiserkrönung zu verhandeln. Dieselbe kehrte mit der unerwarteten Antwort zurück: der Papst bestehe auf dem Rechte der Investitur, dagegen möge der König die weltlichen Güter und Regalien zurücknehmen, welche die Bischöfe und Aebte besäßen. Der kluge Heinrich, welcher die Folgen eines solchen Vorschlages sofort voraussah und überzeugt war, daß die geistlichen Großen nie und nimmermehr ihre Zustimmung zu einer derartigen Schmälerung ihrer Macht und ihres Einflusses geben würden, trug kein Bedenken, auf einen solchen Vertrag einzugehen, überzeugt, daß ihm durch denselben die mächtigste Waffe gegen den Papst erwachsen würde.

Gefangennahme des Papstes. In der That, als Heinrich V. im Februar 1111 in Rom erschien und vor der Kaiserkrönung der abgeschlossene Vertrag beschworen und ausgewechselt werden sollte, erhob sich bei der Verlesung desselben von Seiten der anwesenden Geistlichen ein solcher Tumult, daß die feierliche Handlung unterbrochen werden mußte. Heinrich V. bestand indessen auf der Krönung, und als sich der Papst weigerte, dieselbe zu vollziehen, ließ ihn der König, aufgereizt von einem deutschen Prälaten seiner

Gefolgschaft, sammt den Kardinälen auf der Stelle gefangen nehmen. Ein wüthender Aufstand brach hierauf in der Stadt los, bei welchem Heinrich selbst in große Lebensgefahr gerieth, schließlich aber die Deutschen doch den Sieg davon trugen.

Nach zwei Tagen verließ Heinrich Rom, den Papst und 16 Kardinäle gefangen mit sich fortführend. Die Freunde des Papstes mußten es ruhig geschehen lassen, wie er von Burg zu Burg geschleppt wurde, wie die höchsten Würdenträger der Kirche, nach den Versicherungen der Chronisten, an Stricken hinter den Rossen der deutschen Krieger hergezogen wurden, und Heinrich das Patrimonium Petri mit Feuer und Schwert verheerte, so die Schmach von Canossa mit einem gleich entehrenden Gegenschlage vergeltend. Umsonst flehte der Papst bei den Normannen in Apulien um Hülfe; er sah sich von allen Seiten verlassen und schließlich, alles Vertrauen in seine Sache verlierend, ließ er sich zur Nachgiebigkeit bewegen. In einem feierlich beschworenen Vertrage versprach er dem Könige, nach freier gesetzlicher Wahl der Bischöfe und Aebte, ihm die Belehnung derselben mit Ring und Stab zu überlassen, die erlittene Unbill zu vergeben und Heinrich nie mit dem Banne zu belegen. Hierauf geleitete Heinrich den Papst nach Rom, wo er am 13. April 1111 von ihm zum Kaiser gekrönt wurde.



Kaiser Heinrich V.
Nach Stilke's Gemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Bannfluch gegen Heinrich V. Kaum war Heinrich jedoch nach Deutschland zurückgekehrt, so änderte sich auch die Stimmung in Rom. Die meisten Kardinäle und Prälaten waren entrüstet über einen für die Kirche so schimpflichen Vergleich und drangen darauf, alle dem Kaiser gemachten Zugeständnisse als erzwungen zu widerrufen. Da der Papst selbst, seinem Eide gemäß, den Kaiser nicht bannen konnte, so übernahm es der Erzbischof Guido von Vienne, das Anathem gegen Heinrich zu schleudern, sowie die Investitur durch Laienhand als Ketzerei zu erklären. Heinrich V. war dadurch wieder in eine ähnliche Lage wie einst sein Vater gebracht, und Viele wendeten sich in Deutschland von ihm ab.

Bürgerkrieg in Deutschland. Schon früher hatte sich der Kaiser in Sachsen und Thüringen durch gewaltsames Eingreifen in die Erbverhältnisse mehrerer Fürstengeschlechter zahlreiche Feinde zugezogen. Die sächsischen Fürsten schlossen gegen ihn einen Bund und kündigten ihm den Gehorsam auf. Heinrich's trefflicher Feldherr Hoyer von Mansfeld schlug sie zwar bei Warnstädt (1113), doch seine fortgesetzte Härte machte ihn immer verhaßter, und die Verhaftung des Grafen Ludwig von Thüringen, den er einer Verschwörung zieh, reizte die Gemüther schließlich zu einer noch gefährlicheren Empörung. Es kam (1114) ein förmlicher Fürstenbund gegen den Kaiser zu Stande, und dieser erlitt beim Welfesholze (1115) eine solche Niederlage, daß das kaiserliche Ansehen völlig dahin schwand und der päpstliche Stuhl unter Erneuerung seiner Bannflüche ihm ganz Norddeutschland und beinahe die ganze deutsche Kirche abtrünnig zu machen vermochte. Nur wenige Fürsten in Süddeutschland, wie des Kaisers Neffe Friedrich von Staufen und der Bayernherzog Welf II., blieben ihm treu.

Verwicklungen in Italien und Deutschland. Nach dem Tode der oft genannten Markgräfin Mathildis von Toscana, welche um diese Zeit starb, gingen ihre bedeutenden Allodialgüter zufolge der uns schon (s. S. 518) bekannten Schenkung — der „mathildinischen Schenkung“ — an den Kirchenstaat über. Der Papst machte bei der Ungewißheit, die über den Umfang jener Schenkung herrschte, auch auf das toscanische Reichslehn, die Markgrafschaft Toscana, Anspruch, wobei ihm aber Heinrich V. als Lehnsherr der zum Königreich Italien gehörenden Länder entgegentrat. Der Streit mußte mit dem Schwerte zur Entscheidung gebracht werden. — Heinrich V. ließ seine Neffen Friedrich den Einäugigen von Schwaben und Konrad von Franken als Reichsverweser in Deutschland zurück und zog wiederholt 1116 über die Alpen.



Heinrich V. nimmt den Papst Paschalis II. gefangen. Zeichnung von Kirchbach.

Als er vor Rom erschien, entfloh Paschalis nach Benevent, da er sich nicht zum zweiten Male einer Gefangenschaft aussetzen wollte. Während Heinrich von Toscana Besitz nahm, kehrte der Papst unter dem Schutze einer Normannenschar nach Rom zurück, woselbst er aber bald darauf (1118) starb. Die Römer wählten an seiner Stelle den Kardinal Johann von Gaëta, welcher den Namen Gelasius II. annahm. Da dieser jedoch auf das Verlangen Heinrich's, den mit Paschalis abgeschlossenen Vertrag in Bezug auf das Investiturrecht anzuerkennen nicht eingehen wollte, so ließ der Kaiser den Erzbischof Burdinus von Braga als Gregor VIII. zum Papste wählen. Rom erlebte nun wieder das Schauspiel der gegenseitigen Bekämpfung zweier Päpste, „die einander verfluchten, von denen der eine den andern in der derben Sprache jener Zeit ein Plasma, eine mit blutigen Händen zusammengeknetete Statue, ein thönernes Götzenbild und ein apokalyptisches Thier nannte.“

Inmitten dieser päpstlichen Wahlstreitigkeiten wurde Heinrich V. von neuen Unruhen nach Deutschland gerufen, für deren Schlichtung die Macht der Reichsverweser unzureichend war.

Erzbischof **Adalbert**, welcher sich mit dem römischen Stuhl in Intriguen eingelassen hatte und deswegen in Ungnade bei dem Kaiser gefallen war, spielte bei diesen Unruhen die Hauptrolle. Er hatte den Fürstenbund von Neuem gegen Heinrich aufgereizt und dadurch das Signal zu Aufständen und Empörungen gegeben, die das Reich abermals einem Zustande vollständiger Auflösung nahebrachten. Wie unter Heinrich IV. wütheten Raub, Mord und Verheerung, genährt durch kirchlichen Fanatismus und die Habsucht der Großen. Der Bürgerkrieg löste alle Bande gesetzlicher Ordnung, die Raubritter trieben wieder ihr einträgliches Gewerbe, während die Felder öde lagen, die Brandfackel die Hütten der Landleute zerstörte, ja nicht einmal Kirchen und Klöster schonte.

Konkordat zu Worms. Heinrich V. sah endlich ein, daß ihm die allgemeine Brandung, inmitten welcher sein Thron erbebte, doch über den Kopf ging, und beschloß, den Wirren auf jede Art ein Ende zu machen. Auf einem Reichstage zu **Würzburg** (1121) brachte er einen allgemeinen Reichsfrieden zu Stande; und zur Schlichtung der Streitigkeiten mit dem päpstlichen Stuhl, den jetzt sein früherer Gegner, der energische Guido von Vienne (nachdem Gelasius II. 1119 gestorben und Gregor VIII. als Gegenpapst aufgegeben worden war) als **Calixtus** II. inne hatte, schloß er das **Konkordat zu Worms** (1122), kraft dessen der Kaiser auf die Belehnung der Bischöfe mit Ring und Stab verzichtete, die freie Wahl der Geistlichen gestattete und sich zur Freilassung aller Kirchengüter verpflichtete. Dagegen solle die Wahl der Bischöfe in Gegenwart des Kaisers oder seiner Bevollmächtigten geschehen, auch sollten sie, wenigstens in Deutschland, zuvor mit dem zu ihrem Stuhle gehörigen Reichsgebiet durch des Kaisers Scepter belehnt werden, ehe sie die Ordination empfingen. — So endete der verderbliche fünfzigjährige Streit zwischen Kirche und Staat. Der Kaiser hatte allerdings viel eingebüßt, insofern die Bischöfe von nun an mehr von Rom als von ihm abhängig waren und er dadurch eine der stärksten Stützen seines Thrones verlor. Auf der andern Seite endete der Streit jedoch für die Kirche auch nicht nach dem Sinne Gregor's VII., der den ganzen Lehnsverband zwischen dem Reiche und der Geistlichkeit hatte sprengen wollen.

Aber Heinrich V. sollte nicht zur Ruhe kommen. Die sächsischen Fürsten konnten ihren Haß, ihre Eifersucht und ihr Mißtrauen gegen die fränkischen Herrscher nie überwinden und standen, mit Herzog Lothar an der Spitze, stets im Kampfe gegen den Kaiser. Die Veranlassung zur Fehde fand man bald in Holland, wo die Schwester Lothar's, **Gertrude**, welche für ihren Sohn Dietrich VI. die Grafenrechte übte, dem Kaiser die Lehnspflicht verweigerte, bald in streitigen Erbansprüchen auf die Mark Niederlausitz und Meißen. Die letzteren wurden nach manchen kriegerischen Wechselfällen dahin entschieden, daß **Konrad von Wettin** die Mark Meißen, der Graf **Albrecht von Ballenstädt** dagegen die Niederlausitz erhielt. Der Erstere wurde der Gründer der Macht des sächsischen Herrscherhauses, während der Letztere in der Folge durch die Eroberung des Landes Brandenburg das Haus **Anhalt** emporbrachte.

Da mit dem bald darauf am 23. Mai 1125 erfolgten Tode des kinderlosen Heinrich's V. die fränkische Dynastie erlosch, so erhoben die Reichsfürsten durch einen großen feierlichen Wahlakt den Herzog **Lothar** von Sachsen, früheren Grafen von Supplinburg, auf den deutschen Kaiserthron. Mit Lothar beginnt eine neue wichtige Epoche in der Geschichte des Deutschen Reiches, indem schon seine Wahl einen Triumph des päpstlich-hierarchischen Systems bekundete und die eiserne Stirn erkennen ließ, mit welcher die Kirche der weltlichen Macht zu begegnen sich anschickte. Wie unter den Ottonen hatte auch unter der fränkischen Dynastie das Deutsche Reich schwere Krisen zu durchlaufen. Nachdem es sich unter Konrad II. und Heinrich III. zu einem hohen Glanze erhoben, sehen wir unter Heinrich IV. und seinem Nachfolger mannichfache Stürme über dasselbe hereinbrechen. Indeß bewahrte es immer noch genügende Kraft, um unter den Hohenstaufen, den hundertjährigen gewaltigen Kampf gegen das Papstthum wieder aufnehmen zu können.



Otto von Bamberg auf dem Bekehrungszuge nach Pommern von Boleslaw III. festlich empfangen.
Zeichnung von Emil Doepler d. J.

Die östlichen Reiche Europa's.

Polen.

Bevor wir in der Geschichte Deutschlands weiter schreiten, verlohnt es sich, einen Blick auf dessen östliche Nachbarn zu werfen, mit welchen in dem herannahenden Zeitraum die Völker des Westens zum öfteren in Berührung kommen. Allerdings müssen wir auf genauere Nachrichten verzichten, denn die Anfänge der Geschichte der slavischen Völker sind noch dunkler als diejenigen der Völker des Nordens. Man weiß etwa, daß die an beiden Ufern der Weichsel wohnenden slavischen Völker ungefähr noch zwei Jahrhunderte nach der Völkerwanderung in einem Zustande der Unabhängigkeit sich befanden und von ihren Woiwoden regiert wurden. Die Letzteren waren Heerführer, welche in den frühesten Zeiten nur für die Dauer eines Krieges gewählt wurden. Später übertrug man ihnen als wählbaren Obersten der Regierung auch die Civilverwaltung und Rechtspflege. Schon ums Jahr 550 erschien ein Einwanderer aus Böhmen, der in diesem Zustand eine Aenderung bewirkte.

Lech I., der Erbauer der Stadt Gnesen, gilt als der Begründer des Polnischen Reiches, dessen Name von dem slavischen Stamme der Poljanen abgeleitet wird. Das Gebiet, welches Lech beherrschte, umfaßte jedoch kaum die Länder zwischen Warthe und Netze. Erst Lech's Nachkommen, welche bis zum Jahre 700 regierten, vergrößerten dasselbe. Nach dem Aussterben dieser Dynastie herrschten eine Zeit lang wieder Woiwoden über den neu gegründeten Staat, bis einer derselben, Krakus I. (um 730), sich zum Alleinherrscher aufschwang und die Herrschaft seiner Tochter Wanda hinterließ. Nach ihrem Tode regierten abermals Woiwoden, bis die Bedrohung des Reiches durch die Ungarn

wieder ein Oberhaupt nothwendig machte. Damals wurde (um 760) Leszek I. zum Könige erhoben. Unter seinen Nachfolgern begannen aufs Neue Thronstreitigkeiten, bis endlich ein Bauer, Piast mit Namen, 842 zum Könige gewählt ward. Dieser gab dem Reiche eine feste Gestaltung und gilt als der Stammvater der polnischen Dynastie, welche nach ihm die „der Piasten“ genannt wird.

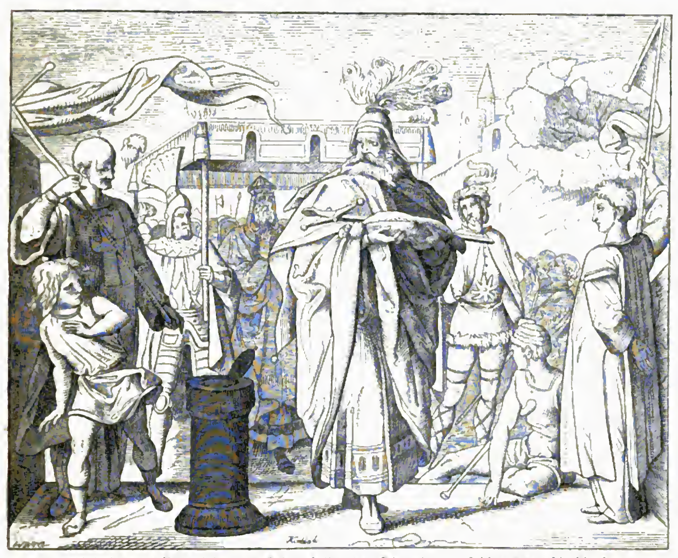
Polen unter den Piasten. Ihr Reich umfaßte die Länder zu beiden Seiten der Weichsel. Im Osten wohnten die Russen, im Westen die Preußen, ein Volksstamm, der sich durch Mischung esthnischer Ureinwohner mit eingewanderten Gothen und Slaven gebildet hatte. Im Nordwesten wohnten vorwiegend sloweniſche und wendische Stämme: Pommern, Wilzen und Kassuben. Die Länder von der mittleren Odergegend bis gegen die Elbe hin, gewöhnlich „die slavischen Marken“ genannt, wurden von wendischen Stämmen bewohnt, unter denen Wenden, Obodriten und Lausitzer früh hervortreten. In den Ländern der oberen Oder und obern Elbe bis nach Galizien hin wohnten anfänglich zwischen Oder und Donau die später aus diesen Ländern verdrängten Kroaten, in Schlesien die Zlosanen, welche dem Lande auch den Namen gaben, in Böhmen die Tschechen, welche dort ein eigenes, lange selbständiges Herzogthum gründeten, und endlich in Mähren die Moravier, welche gleichfalls einen selbständigen slavischen Staat bildeten.

Piast (842—892) wußte inmitten dieser unruhigen Völker einen selbständigen Staat zu begründen, und seine Nachfolger, unter welchen Mieczislaw I. (970—992) das Christenthum einführte, folgten dem Beispiele des Stifters der Dynastie. Unter Ebengenanntem wurde ein hierarchisches Regiment begründet, an dessen Spitze der Primas des Reiches, Erzbischof Adalbert von Gnesen, stand. — Wir müssen indessen hervorheben, daß die oben angeführten Begebenheiten, wie sie von älteren polnischen Geschichtschreibern mitgetheilt werden, keineswegs historisch beglaubigt sind, vielmehr zumeist dem Bereiche der Sage angehören. Die gewissere Geschichte Polens beginnt erst mit der Verbreitung des Christenthums daselbst von Deutschland aus, also mit der Regierungszeit Mieczislaw's I., des ersten polnischen Fürsten, welcher dem Heidenthum entschiedener entgegentrat.

Boleslaw I. (992—1025), Mieczislaw's Sohn, war ein bedeutender Regent, welcher nicht ganz mit Unrecht den Beinamen des Großen und mit noch größerem Recht den des Tapfern („Krobry“) führt. Er war zwar ein Freund, aber kein Sklave der Geistlichkeit, deren Uebergriffe er in wohlthätiger Weise zu beschränken wußte. Dabei bewies er sich zugleich als ein tüchtiger Kriegsmann, dessen erste Aufgabe die Befreiung des Landes von den Russen war. Nachdem er dieselbe bewerkstelligt, dachte er sogleich an die Vermehrung der äußeren Macht seines Reiches, indem er Böhmen und Mähren eroberte und lehnspflichtig machte, die Preußen und Pommern bekriegte und zur Tributpflichtigkeit zwang, und endlich seine Waffen auch gegen die slavischen Marken kehrte, indem er ohne zu große Schwierigkeiten die Lausitz unterwarf.

Der erste König von Polen. Durch seine Eroberungen gerieth Boleslaw in Hader mit dem Deutschen Reiche, dessen Kaiser Otto III. es indeß für gerathen fand, dem mächtigen Herzoge die Lausitz als Lehn zu überlassen. Auf diese Weise wurde zwar Polen in ein Lehnsverhältniß zum Deutschen Reiche gebracht, indeß blieb die Lehnspflicht später meist unerfüllt und wegen der Entfernung von den deutschen Kaisern unbeachtet. Schon Boleslaw hatte darauf hingearbeitet, die Unabhängigkeit Polens auf nationaler Grundlage, wenn auch mit Benutzung deutscher und römischer Einrichtungen zu erzielen. Ganz besonders sah sich Heinrich II. in langwierige Kriege mit den Polen verwickelt. Boleslaw reizte die östlichen Grenzländer Deutschlands fortwährend zu Empörungen auf, um in ihnen eine Stütze für seine Bestrebungen zu finden. Nach dem Tode Heinrich's löste Boleslaw den Lehnsverband mit dem Deutschen Reiche völlig auf und legte sich die Königswürde bei. — Nach glücklich vollführten Waffenthaten widmete sich Boleslaw ganz der Sorge für das Land, das seit dieser Zeit alle Segnungen des Friedens und der Ordnung genoß.

Allein dieser glückliche Zustand dauerte nur bis zu Boleslaw's Tode. Sein Sohn und Nachfolger Miecziślaw II. (1025—1034) war ein ganz untüchtiger Regent, der die Errungenschaften seines Vorgängers wieder einbüßte und im Wahnsinn starb. Nach seinem Tode trat ein Zustand völliger Anarchie ein, infolge dessen die Polen aus Haß gegen die Familie der Piasten Miecziślaw's Sohn Kasimir, einen Jüngling von vortrefflichen Anlagen, vertrieben. Erst als sich das Reich durch die Einfälle der Nachbarn und die Plünderungen aufgetauchter Räuberhorden im Aeußern und Innern zur äußersten Zerrüttung gebracht sah, rief man endlich den Vertriebenen zurück.



Boleslaw von Polen trägt dem Kaiser Lothar das Schwert vor. Zeichnung von Kirchbach.

Als Kasimir I. (1040—1058) bestieg er den Thron und stellte nicht blos das im Niedergange befindliche Christenthum, sondern auch die Ruhe und Ordnung des Landes wieder her. Aus diesem Grunde erhielt er den Beinamen: der „Wiederhersteller". Zu diesem erneuten Zustande des innern Friedens, dessen sich das Reich nunmehr erfreute, gesellte sich auch bald das äußere Ansehen wieder. Denn Kasimir's Sohn und Nachfolger Boleslaw II. (1058—1079), der „Kühne" genannt, machte sich durch sein kräftiges, geharnischtes Auftreten schnell solch einen Namen, daß fast alle benachbarten Fürsten, die in ihren Reichen gerade von inneren und gleichzeitig von äußeren Unruhen bedrängt waren, bei ihm Hülfe suchten und fanden.

Interdikt gegen Polen. Ein Zug gegen Rußland, den Boleslaw unternahm, und die damit verbundene Belagerung von Kiew liefen indeß, wenn auch nicht gerade unglücklich, so doch ergebnißlos ab. Auch in die ungarischen Thronkämpfe mischte er sich und zog zu wiederholten Malen gegen den Böhmenherzog Wratislaw, den treuen Waffengefährten Heinrich's IV., mit Erfolg zu Felde. Nachdem ihn das Glück bei seinen Kriegszügen übermüthig gemacht und er das Band der Lehnspflicht gegen das Deutsche Reich zerrissen

hatte, ließ er sich 1076 zum König krönen. Allein bald zog er sich durch seine Gewaltthätigkeiten den Haß des Adels und der Geistlichkeit zu, und hatte er es besonders den Wühlereien der letzteren zuzuschreiben, wenn er schließlich (1079) des Thrones entsetzt und verjagt wurde.

Der Papst belegte das Land mit dem Interdikt, eine Maßregel, die, wie in diesem Falle, von den Päpsten nur zu oft um des leidigen Gelderwerbs willen ergriffen wurde, denn das Interdikt mußte jedesmal mit bedeutenden Geldopfern wieder abgelöst werden. Als dies geschehen und das unglückliche Land vollständig ausgesogen war, hob der Papst das Interdikt auf und gestattete, daß Boleslaw's Bruder Wladislaw I. (1081—1102) den Thron bestieg, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, sich des Königstitels zu enthalten und sich nur Herzog zu nennen. Erfolglose Kriege mit den Nachbarn, namentlich den Preußen und Pommern, füllten seine Regierungszeit aus.

Boleslaw III., „Schiefmund" (1102—1139), Wladislaw's I. Sohn und Nachfolger, versuchte gleichzeitig mit Einführung des Christenthums die Oberherrschaft in Pommern zu erlangen. Zu diesem Zwecke berief er den würdigen Bischof Otto von Bamberg in seine Lande; dieser folgte begeistert dem an ihn gestellten Verlangen, die heidnischen Pommern dem Christenthume zu gewinnen, und sah sich feierlich von dem Polenherzog empfangen.

Da er mit Heinrich V. in Krieg verwickelt wurde und ihm auch die Preußen und Böhmen viel zu schaffen machten, so hatte er mehrfachen Einfällen in sein Reich zu begegnen. Der Anstifter dieser Einfälle war Boleslaw's III. nach der Krone strebender Bruder Zbigniew. Diese Wirren waren der Bekehrung der heidnischen Pommern sehr hinderlich und endigten (1114) mit der Ermordung Zbigniew's. — Der Krieg mit Heinrich V., welch Letzterer, wie bemerkt (s. S. 522), 1110 auf dem Hundsfelde bei Breslau geschlagen wurde, nahm einen für die Polen glücklichen Ausgang. Mit den Böhmen schloß Boleslaw III. zu Glatz (1137) Frieden, während die Preußen beständige Feinde der Polen blieben.

Ungeachtet aller Wechselfälle vermochten sich die Polen doch nicht auf die Dauer der Oberhoheit Deutschlands zu entziehen. So mußte Boleslaw auf einem zu Merseburg 1135 von Kaiser Lothar abgehaltenen Reichstage persönlich erscheinen, weil er den schuldigen Tribut zu zahlen unterlassen hatte. Es war ihm nicht gestattet, eher vor den Kaiser zu treten, bis er den rückständigen Tribut gezahlt hatte, den Lehnseid wegen Pommern geleistet und die Lehnspflicht Polens anzuerkennen versprochen hatte. Sodann mußte er dem Kaiser auf dem Kirchgange das Schwert vortragen, ein die Uebermacht des Deutschen Reiches bekundendes Schauspiel, von welchem griechische und italienische Gesandte Zeugen waren.

Böhmen.

Auch die Anfänge der Geschichte Böhmens, welches erst Anfang des elften Jahrhunderts in die welthistorischen Ereignisse einzugreifen beginnt, sind in tiefes Dunkel gehüllt. Seine Urbewohner waren die germanischen Bojer, welche ihm den Namen Bojehemum gaben, woraus nachmals „Böheim" und endlich Böhmen ward. Zu Anfang der christlichen Aera wurden die Bojer von den Markomannen aus dem Lande gedrängt, bis diese während der Völkerwanderung ihre Sitze wieder verließen und der slavische Stamm der Tschechen von denselben Besitz ergriff.

Die Anfänge der böhmisch-tschechischen Geschichte sind völlig sagenhaft. Unter den Herzögen des Tschechen-Reiches werden genannt als der erste: Samo (um 650) und als weiser Gesetzgeber dessen Nachfolger Krok. Die jüngste Tochter des Letzteren, Libusa, folgte diesem, und eine Reihe von Sagen umrankt ihren Namen. Man erzählt von ihr, sie sei eine große Seherin und Zauberin gewesen, und höchst märchenhaft lauten die Berichte über ihre Heirath und ihr Leben mit Premysl, ihrem Gatten.

Der Erbauer von Prag. Als die Aeltesten des Volkes in Libusa drangen, sich zu verheirathen, sandte sie Boten aus mit dem Auftrage, Denjenigen als König und ihren Gemahl zu begrüßen, den sie hinter seinen Ochsen dem Pfluge nachgehen und von einem

eisernen Tische essen sehen würden. Die Boten trafen auf seinem Acker den pflügenden Landmann Premysl, der sie mit Brot, Käse und Wasser bewirthete, wobei seine Pflugschar als Tisch dienen mußte. Premysl hatte mit seinen Gästen kaum das kärgliche Mahl eingenommen, als ihn diese als König von Böhmen begrüßten. Der neue König steckte darauf zum Zeichen, daß er seinen Bauernstand aufgebe, seinen Haselstock in die Erde, woraus sogleich drei Schößlinge entsproßten, von denen jedoch zwei später wieder verdorrten. Daraus prophezeite Premysl, daß stets einer seiner Nachkommen in Böhmen herrschen werde. Damit diese nicht stolz würden, ließ der König seine Bauernschuhe in der Hofburg der von ihm erbauten Stadt Prag zum ewigen Andenken aufbewahren. Doch wird die Gründung der Hauptstadt Böhmens auch der Libusa zugeschrieben. Sie soll nämlich befohlen haben, auf jenem Bergzuge, dem Hradschin, wo jetzt die k. k. Burg steht, ein Schloß zu erbauen, und nach der Antwort des ersten befragten Arbeiters, daß er an einer „Schwelle" (prag) arbeite, sei das Schloß von ihr mit dem Namen „Prag" belegt worden. In Gegenwart des Königs und der Aeltesten des Volkes habe dann Libusa vermöge ihrer Eigenschaft als Seherin die einstige Größe und den Ruhm der im Entstehen begriffenen Stadt geweissagt.

Der Mägdekrieg. Nach Libusa's Tode und während ihres Sohnes Premysl II. tyrannischer Regierung entstand eine vorzüglich von Frauen hervorgerufene und geleitete Empörung, als deren Haupt Libusa's Freundin Wlasta genannt wird. — Die Sage hat diesen Aufstand unter dem Namen des böhmischen Mägdekrieges zu einem völligen Befreiungs- und Vernichtungskampfe der Weiber gegen die Männer und Wlasta zur Königin der „böhmischen Amazonen" gemacht.

Böhmen, deutsches Lehen. Eben so dunkel und für uns völlig uninteressant ist die Geschichte der folgenden Regenten Böhmens, das zu wiederholten Malen von Polen unterworfen wurde, bis es Ende des neunten Jahrhunderts unter deutsche Oberhoheit gerieth. In der Geschichtsperiode, in welcher wir uns gegenwärtig befinden, stellte der Premyslide Bretislaw (1037—1055) die erste pragmatische Erbfolgeordnung auf, indem er bestimmte, daß der Aelteste des Fürstenhauses mit der Herzogswürde bekleidet werde, während die Uebrigen mit Landschaften in Mähren belehnt werden und dem Herzoge zum Gehorsam verpflichtet sein sollten. — Sein Erstgeborener, Spithiniew II., welcher als ein Vater des Klerus und als Schirmer der Wittwen und Weisen gerühmt wird (1055 bis 1061), war ein Gegner der Deutschen, während sein Bruder Wratislaw II. (1061 bis 1092)), der ihm auf dem böhmischen Throne folgte, durch die Treue, welche er in vieljährigen Kämpfen dem deutschen Kaiser Heinrich IV. bewies, gegenüber dem trugvollen Verhalten vieler deutschen Reichsfürsten sich auszeichnete.

Nach Wratislaw nahm dessen Erstgeborener Bretislaw (1092—1100) Besitz vom böhmischen Herzogsstuhle. Nach seinem durch Meuchelmord erfolgten Tode wurde sein Bruder Borivoi (1100—1107) von Heinrich IV. mit Böhmen belehnt. Ihn verjagte sein Vetter Swatopluk (1107—1109), ein tyrannischer, habgieriger Fürst, der das Land aussaugte. Auch er fand sein Ende durch Mörderhand. Auf ihn folgte Wladislaw I. (1109—1115), der jüngere Sohn Wratislaw's, dessen Thronbesteigung einen erst durch das Einschreiten des deutschen Kaisers Heinrich V. beendigten, greuelvollen Bürgerkrieg hervorrief. Heinrich ließ (1110) Borivoi, den Anführer des Aufstandes, und seine Helfershelfer in Ketten legen und nach der Burg Hammerstein (unterhalb Andernach am Rhein) abführen. Wladislaw wurde nun mit der böhmischen Herzogsfahne belehnt, wofür er sich verpflichten mußte, mit 300 Reitern an dem bevorstehenden Römerzuge Theil zu nehmen. Der Nachfolger Wladislaw's I., der als ein trefflicher, weiser Fürst gepriesen wird, war dessen Bruder Sobeslaw (1125—1140), der seinem Vorgänger an Tüchtigkeit nicht nachstand. Nach seinem Tode bestieg seines Brudes Sohn Wladislaw II. den böhmischen Thron. Er wird als eigentlicher Ahnherr des späteren Königsgeschlechtes der Premysliden aufgeführt.



Stephan der Heilige, König von Ungarn.

Ungarn.

Auch über die Anfänge der ungarischen Geschichte ist wenig Zuverlässiges bekannt. Man weiß nicht einmal, woher das Volk der Ugren oder Ungarn, die sich selbst — wahrscheinlich nach einem ihrer Stämme — Magyaren nennen und einen Theil der großen Masse des Heeres Attila's bildeten, eigentlich stammt. Nach der Auflösung des Hunnenreiches finden wir sie in Pannonien, und während die Avaren aus der Geschichte verschwinden, erscheinen eben so plötzlich die Ungarn als ein Volk, das nach hunnischer Weise lebt, sengt und brennt und die Nachbarstaaten durch seine Einfälle unaufhörlich beunruhigt. Gleich Böhmen und Polen nimmt Ungarn erst gegen das Ende des neunten und Anfang des zehnten Jahrhunderts den Charakter eines geordneten Staates an.

Die Dynastie Arpád's. In diese Zeit fällt die Begründung der Dynastie Arpád's (889—907), die sich Jahrhunderte lang auf dem ungarischen Throne behauptete. Unter jenem überschwemmten die Magyaren beutegierig und verheerungslustig den größten Theil von Europa, und zwar in solchen Mengen, daß der magyarische Name für die europäische Welt ein größerer Schrecken wurde, als es der Name der Hunnen gewesen war. —

Deutschland, von den Magyaren vorzugsweise heimgesucht, schien ihrer Raublust das ergiebigste Feld zu bieten; denn unter Arpád's Nachfolgern Zoltán (um 920) und Taksony (um 950) unternahmen sie gegen dasselbe jene gewaltigen, von uns bereits erwähnten Verheerungszüge. Diese Züge waren insofern von wichtigen Folgen, als durch sie die kriegerische Kraft der Horde als solche für immer gebrochen wurde. Das Volk würde infolge dessen vielleicht seinen Untergang gefunden haben, wenn ihm das Schicksal nicht einen Fürsten geschenkt hätte, welcher der Nation eine ganz andere Entwicklungsbahn eröffnete als sie bisher verfolgt hatte.

Geisa (972—997) war es, der mit Ernst und verständnißvollem Sinn erkannte, daß durch die fortwährenden Niederlagen, welche die Ungarn auf ihren Raubzügen erlitten,

schließlich die Nation vollständig aufgerieben werden müßte, und daß das Volk nur durch Bildung eines geordneten Staatswesens vor dem Untergange zu bewahren sei. Dies Ziel vor Augen, betrachtete er es als nächste Aufgabe, in dem Volke die Neigung zu dem gewohnten Räuberleben zu ersticken und den Sinn für friedliche Beschäftigungen zu erwecken. Als das beste Mittel zu diesem Zwecke stellte sich dem weisen Geisa die Einführung des Christenthums dar, dessen Eigenschaften, Tendenzen und Folgen ihm theils aus dem Zustande der benachbarten Länder, theils aus der Unterweisung seiner Gattin Sarolta, einer geborenen Christin, bekannt waren. Geisa führte demzufolge das Christenthum, und zwar nach byzantinischem Ritus, in Ungarn ein. Um seinem zum Nachfolger bestimmten Sohne Waik, der in der Taufe den Namen Stephan erhielt, eine Stellung zu verschaffen, die es ihm möglich machte, das angefangene Werk zu vollenden, vermählte er ihn mit des deutschen Kaisers Otto III. Schwester Gisela; eine Verbindung, welche für das Land die wohlthätige Folge hatte, daß eine Menge deutscher und italischer Ansiedler nach Ungarn kamen und den Samen europäischer Kultur dort ausstreuten.

Stephan I. (997—1038) rechtfertigte die Erwartungen seines Vaters, indem er die ganze Sorge seiner Regierung auf die Ausbreitung des Christenthums und die Erhöhung der Kirche verwendete. Durch Begünstigung der Deutschen machte er sich jedoch bei dem Volke so verhaßt, daß er in Gefahr stand, das Opfer einer Empörung zu werden, zu welcher sich die Feinde des Christenthums und der Deutschen unter einem gewissen Kupa verschworen hatten. Stephan verachtete indeß diese Bewegung so sehr, daß er bei ihrem Ausbruche einem Deutschen, Namens Wenzel von Wasserburg, den Oberbefehl des Heeres übertrug, welches die Aufgestandenen vernichten sollte. Dieselben wurden in der Schlacht bei Vesprim (999) besiegt, und zwar so entschieden, daß man durch diese Niederlage des Kupa den Sieg des Christenthums in Ungarn als vollendet betrachten kann.

Krönung Stephan's. Die dadurch gewonnene Macht suchte Stephan nunmehr durch äußern Glanz zu stützen, indem er sich auf den Rath seines Schwiegervaters vom Papst Sylvester II. im Jahre 1000 zum Könige von Ungarn krönen ließ, eine Handlung, durch welche der römische Stuhl in dem ihm bisher verschlossenen Ungarn einen nicht unbedeutenden Einfluß gewann. Stephan suchte überhaupt das Ansehen des Christenthums in jeder Beziehung zu heben; allein mit demselben Eifer, den er dem Aufblühen der Kirche angedeihen ließ, trug er auch für Hebung des ganzen Staates Sorge, so daß man dem tüchtigen Regenten im Sinne seiner Zeit nicht mit Unrecht den Beinamen „der Heilige", beigelegt hat.

Nach Stephan's Tode begannen im arpádischen Herrscherhause eine Menge widerwärtiger, von Greueln aller Art begleiteter Thronstreitigkeiten, bis endlich Ladislaus I. (1077—1095) durch seinen Regierungsantritt dieselben beendigte. Er war ein tüchtiger, kräftiger Herrscher, dem das Reich nach langen inneren Wirren und Drangsalen die Herstellung der Ruhe zu verdanken hatte. Ihm gelang es, in dem tief erschütterten Reiche die Autorität des Gesetzes wieder herzustellen. Als er starb und seinem Neffen Koloman die Krone hinterließ, folgte ihm die aufrichtige Trauer des ganzen Landes ins Grab.

Koloman (1095—1114) war gleichfalls eine hervorragende Persönlichkeit. Es wurden durch ihn namentlich viele Verbesserungen in der Verwaltung und den Rechtseinrichtungen vorgenommen. Unter ihm erschienen die Kreuzfahrer an der Donau und heischten Durchzug durch das Ungarische Reich. Sie erlangten denselben unter der Bedingung, sich aller Unordnungen und Gewaltthätigkeiten zu enthalten. Durch seinen Bruder Herzog Almus wurde Koloman in einen Krieg mit Kaiser Heinrich V. verwickelt. Derselbe zettelte im J. 1112 eine Verschwörung gegen Koloman an, worauf ihn dieser blenden und in ein Kloster einschließen ließ. Nach Koloman bestieg sein Sohn Stephan II. (1114—1131) den ungarischen Thron. Die Kreuzzüge, denen wir uns nun mit schnellen Schritten nähern, werden uns Veranlassung geben, auf Beider Regierung eingehender zurückzukommen.



Kulturzustände unter den fränkischen Kaisern.

Auch in dem gegenwärtigen Zeitraume stehen die Kirche und das Deutsche Reich in dem Vordergrunde des politischen Schauplatzes. Die Kirche übt noch den entscheidenden Einfluß auf jede Kulturrichtung; die Stellung von Kirche und Staat zu einander ist noch die Streitfrage bei allen staatsrechtlichen Schöpfungen; alle Rechtsanschauungen, alles wissenschaftliche und künstlerische Leben werden wesentlich von der Kirche beeinflußt, ohne sie geschieht nichts. Das Papstthum sahen wir unter Gregor VII. zu einer Machtfülle sich erheben, wie sie bei den Theokratien früherer Geschichtsperioden nie wahrgenommen wurde. Nachdem der größte Theil des damaligen Europa's: England, Schweden, Norwegen, Polen, Ungarn und Rußland, für das Christenthum gewonnen und die christliche Kirche zur herrschenden Macht geworden war, ist es die in dem Papstthum gipfelnde christliche Theokratie, welche in vollem Sinne des Wortes nach der Weltherrschaft strebt.

Das Papstthum, welches schon durch die Schwäche der letzten Karolinger erheblich an Machtumfang gewann, wuchs, wie wir sahen, nicht nur in moralischer Beziehung, sondern auch an materieller Macht und Bedeutung, und insbesondere trug das Recht der Kaiserkrönung, das sich die Päpste zumaßen, wesentlich hierzu bei. Dadurch, daß die Kaiser ihre Eigenschaft als Weltherrscher von einer freien Handlung des Papstes abhängig machten, erkannten sie demselben eine höhere Macht zu. Dieser zufolge sprachen sich die Päpste nicht nur eine Verordnungs- und Entscheidungsstimme zu in allen mit der Religion in irgend einer Beziehung stehenden Fragen, wie über Ehe, Scheidung, Zehnten, Eid u. s. w., sondern sie wurden auch von verschiedenen Fürsten öfters selbst darum angegangen, Schiedsrichter in Streitsachen zwischen weltlichen Herrschern unter einander, oder zwischen Fürsten und Ständen zu sein. Ihre Eigenschaft als souveräne Oberhäupter der christlichen Kirche stand ohnehin schon fest, und was daran noch fehlen mochte, ergänzten die

pseudo-isidorischen Dekretalen. — Die Aussprüche und Verfügungen der Päpste geschahen im Namen Gottes, und es durfte um so weniger daran gezweifelt werden, als sich dies nicht beweiskräftig widerlegen ließ. Nach Alledem darf es uns nicht wundern, wenn wir das Papstthum auf einer festen Glaubensgrundlage ruhen und aufblühen sehen.

Die einzelnen historischen Momente, welche dies Aufblühen unterstützten, haben wir schon in der politischen Geschichte kennen gelernt: die unabhängige Papstwahl durch das Kardinalkollegium, die alleinige Befugniß des Papstes zur Berufung von Konzilien, der Cölibat der Priester, das Verbot der Laieninvestitur und endlich die weltliche Macht des Papstes über den Kirchenstaat. Dazu gesellte sich noch die ausschließliche Uebung der Heiligsprechung, von welcher es zwei Arten gab: als geringerer Grad die „Beatifikation“ (Seligsprechung) und die „Kanonisation“ (Heiligsprechung) als höchster Grad; die ausschließliche Befugniß zur Verhängung des Interdikts und des großen Kirchenbannes; weiter der durch die Legaten ausgeübte Einfluß bei der Wahl der Erzbischöfe und Bischöfe, und die Bekleidung derselben mit dem Pallium (Priesterbinde), dem nothwendigen Requisit ihres geistlichen Amtes, so daß die päpstliche Gunst der alleinige Weg zu Pfründen war; endlich die damals bereits aufgestellte Lehrmeinung von der Unfehlbarkeit der päpstlichen Verordnungen (Dekretalen), die in besonderen Urkunden, Bullen genannt, über das Christenreich verbreitet wurden. — So erschien denn der Papst gewissermaßen als der geistliche Lehnsherr, der geistliche Weltherrscher, und seine Residenz, der Lateranpalast zu Rom, war der Quell, aus welchem die Christenheit geistige und irdische Güter schöpfen konnte.

Die Hierarchie. Dem machtvollen Papstthum ordnete sich das gesammte Gebäude der Hierarchie unter, ein geistliches Feudalsystem, in welchem der Papst oberster Lehnsherr, die Erzbischöfe und die Bischöfe die größeren und die Pfarrer die kleineren Vasallen waren. Reden wir zuerst von den priesterlichen Abstufungen, den Ständen des geistlichen Feudalstaates.

Die gesammte Geistlichkeit zerfiel in Weltgeistliche und Klostergeistliche. Zwischen ihnen mitten inne bildeten die Stiftsgeistlichen eine Art Uebergangsstufe.

Um ein mehr gemeinsames Leben der Geistlichen einzuführen und deren Lebensart den klösterlichen Vorzügen anzupassen, war von dem Bischof Chrodegang zu Metz (S. 321) eine Regel zu dem Zwecke aufgestellt worden, den Beruf der Weltgeistlichen mit den Einrichtungen der Klostergeistlichen zu verbinden. Die vielen an einem Bischofssitze lebenden Geistlichen wurden zu einem Stifte vereinigt. Sie wohnten und aßen gemeinschaftlich, brauchten aber keine Mönchsgelübde abzulegen, so daß sie persönliches Eigenthum besitzen konnten. Sie mußten aber nach den geistlichen Regeln (canones) leben und wurden demgemäß Kanoniker (Canonici), auch Chorherren genannt. In weltlichen Dingen stand ihnen ein „Propst“, in geistlichen ein „Dekan“ vor. Von dem Bischofssitze waren sie in so fern abhängig, als sie den Dienst der bischöflichen Kirche versahen. In dieser Eigenschaft hießen sie als Individuen Chorherren; als Körperschaft gehörten sie aber zum Kapitel der bischöflichen Kirche. Auch Frauen verbanden sich zu solchen Stiften, und wurden deren Angehörige Kanonissinnen genannt. Solche weltliche Chorfrauen gab es an zahlreichen Orten, so in Buchau, Köln, Essen, Lindau, Noli 2c.

Die **Weltgeistlichen** ausdrücklich, wenn auch nicht ausschließlich für die Seelsorge der Weltkinder (Laien) bestimmt, bestanden aus Erzbischöfen, Bischöfen und Pfarrern. Anfangs wurden alle diese Geistlichen von den Gemeinden gewählt; später eigneten sich die Bischöfe das Recht zu, ihre Pfarrer zu ernennen. Sie selbst, wie auch die Erzbischöfe, wurden von den oben genannten Kapiteln erwählt. — Diese Weltgeistlichen bildeten den eigentlichen Kern der Hierarchie, besonders seitdem sie durch Gregor VII. der Investitur der Laien, also dem Einflusse der weltlichen Macht, entzogen worden waren. Reicher Landsitz und das durch die Religion ihnen verliehene geistige Uebergewicht verschaffte der höheren Weltgeistlichkeit einen ungeheuren Einfluß. Die geistlichen Güter waren reicher und größer als die weltlichen; reicher, weil sie den Zehnten empfingen, den die weltlichen gaben, größer, weil sie durch bedeutende Schenkungen außerordentlich vermehrt wurden.

So gelangten die geistlichen Herren schon durch ihren Besitz an und für sich zu größerer politischer Geltung als die weltlichen; die Krönungen, Salbungen, Einweihungen, die sie sich als Rechte anzueignen wußten, endlich die Uebung der Kirchenstrafgewalt, welcher sich Fürsten und Leibeigene gleichmäßig zu unterwerfen hatten: alles dies mußte ihnen eine Oberhoheit über die weltliche Macht sichern. Dazu kamen zwei Eigenschaften der Hierarchie, welche sie zu einer unzersprengbaren Phalanx machten: ihre Einheit und ihre Allgemeinheit. Die Geistlichkeit war nicht durch patriotische Spaltungen zersplittert; sie war ein Körper, der die ganze Christenheit beherrschte. Oberste weltliche Lehnsherren gab es so viele, wie es Reiche gab, und sie verumeinigten sich und bekämpften einander. Obersten geistlichen Lehnsherrn aber gab es nur einen einzigen für die ganze Christenwelt, den Papst zu Rom.

Die Allgemeinheit der Geistlichkeit, also der Umstand, daß sie nicht aus einzelnen privilegirten Ständen, sondern sich aus allen, aus Freien und Unfreien, rekrutirte, mithin so recht eigentlich eine Volksrepräsentation bildete, — diese Allgemeinheit bot nicht nur dem Feudaladel ein heilsames Gegengewicht, sondern beförderte auch die Macht der Hierarchie selbst durch den Umstand, daß sie ihr stets frische und gesunde Kräfte zuführte. Denn nicht die Geburt, sondern das Talent erhob sich hier. Es gab keine Erblichkeit der Priesterwürde.

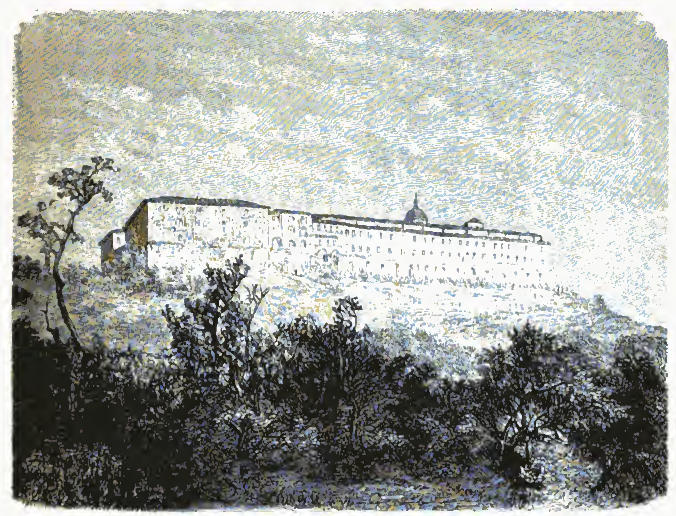
Die Klostergeistlichen führen uns auf das Mönchthum, dessen Gründung und weitere Ausbildung wir in den beiden ersten Zeiträumen erörterten. In dem gegenwärtigen zeigt sich uns die Blüte des Klosterwesens auch in der Vermehrung der Mönchs- und Nonnenklöster durch Stiftung einer großen Anzahl neuer Orden. Die Ursache dieser Blüte lag in dem gedrückten politischen Zustande der christlichen Reiche. Die Klöster waren fast die einzigen Asyle, in denen das menschliche Herz und der menschliche Geist noch eine Art Befriedigung fanden. Der Begriff der Freiheit und Gleichheit war daraus nicht ganz verbannt; ein Kloster zeigte immer noch eine Idee von Gemeinwesen, die ersten Christengemeinden mit ihrer brüderlich-kommunistischen Verfassung erschienen darin wie ein Spiegelbild; auch der Durst nach Wissenschaft konnte in den Mauern der Klöster Stillung, ein von der Welt gequältes Herz hier Ruhe, der Arme Befreiung von drückenden Sorgen finden. — Die Klöster, welche der heutigen Zeit vielleicht mit Recht als ein Uebel erscheinen mögen, waren für das Mittelalter eine Wohlthat.

Der gegenwärtige Zeitraum zeichnet sich durch die Stiftung vieler neuen Orden aus. Die Verschärfung der im Laufe der Zeit locker gewordenen Benediktiner-Regel war gewöhnlich die Veranlassung dazu. Die Gründung selbst geschah meist dadurch, daß ein Kloster sich nach der neuen Regel einrichtete und so das „Mutterkloster" wurde, von dem aus sich die Regel über mehrere andere Klöster verbreitete, oder von welchem aus auch wieder ganz neue Klöster gegründet wurden. — Der Bildung neuer Mönchsorden schlossen sich gewöhnlich auch Nonnen gleichen Namens und gleicher Regeln an, ohne jedoch an der priesterlichen Wirksamkeit jener Theil zu nehmen. Der männliche Zweig eines Ordens heißt dann der erste, der weibliche der zweite Orden. Die Kapuziner bilden demnach den ersten Orden, die Kapuzinerinnen den zweiten Orden des heiligen Franziskus. — Als später ganze Familien, Eheleute und Hausgenossen aller Stände in ein Abhängigkeitsverhältniß zu der regulirten (Kloster-) Geistlichkeit traten, verlieh der heilige Franziskus diesen Beziehungen bestimmtere Formen, indem er die Laien und Brüderschaften, die sich mit Mönchen verbinden wollten, ohne Geistliche zu werden, in einen besonderen Verband vereinigte und sie unter dem Namen des dritten Ordens (der Minoriten) dem Hauptorden hinzufügte. — Dergleichen „Tertiarier" gesellten sich nach dem eben erwähnten Vorgange bald nachher auch u. A. die Cisterzienser zu; sie durften die Kleidung ihres Ordens tragen, begnügten sich aber meist mit dem Skapulier oder dem Gürtel desselben unter der bürgerlichen Kleidung.

Die sämmtlichen Orden stehen unter Oberen, welche „Abt", „Prior", „General" oder „Regent" heißen. Die Klöster der einzelnen Provinzen werden von „Provinzialen" geleitet. Sie bilden unter dem Vorsitze des Generals das „Generalkapitel des Ordens", an dem die

Oberen: die Aebte (nicht aber die Aebtissinnen), Guardiane, Pröpste, Prioren, Superioren, Rektoren u. s. w. der einzelnen untergebenen Kapitel als stimmfähige Kapitulare Theil nehmen.

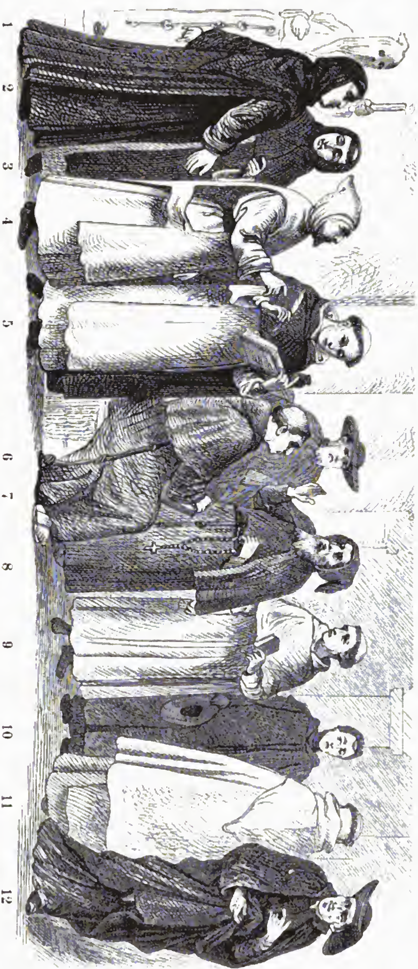
Während die Mönche und Nonnen im Orient sich an die Regeln hielten, die von dem frommen Kappadocier Basilius herrühren, folgten die im Abendlande zumeist den Vorschriften des heiligen Benediktus (aus Nursia bei Spoleto, geb. um 480, gest. 21. März 543), des Gründers des Mönchsordens der Benediktiner mit seinen Anhängseln: den Camaldulensern, Karthäusern, Cölestinern, Cisterziensern u. s. w., und den von denselben ausgegangenen Brüderschaften. Von den Clunyazensern, gestiftet durch den bereits erwähnten Abt Berno zu Cluny (910), ging die Wiedergeburt des Klosterwesens, gegründet auf strengere Regeln, aus. Andere richteten sich nach den Regeln des heiligen Augustinus, so die Augustiner, Prämonstratenser, Serviten, Hieronymiten u. s. w.



Das Benediktiner-Kloster auf Montecassino.

Die genannten Camaldulenser, gestiftet (1018) vom heilig gesprochenen Romuald aus Ravenna, bestimmten sich für ein gemeinschaftliches Einsiedlerleben und führten ihren Namen von ihrer ersten Einsiedelei Camaldoli bei Arezzo. — Die Karthäuser wurden gestiftet (1084) vom heiligen Bruno aus Köln; in der Einöde La Chartreuse bei Grenoble errichtete er die berühmte „Karthause“ mit äußerst strengen Ordensregeln (Trappisten). Die Regel des noch bestehenden Ordens untersagt u. A. den Fleischgenuß und legt den Mitgliedern die Pflicht strengster Schweigsamkeit auf. Die Cisterzienser — wegen ihrer weißen Ordenstracht auch „weiße Mönche“ genannt — wurden (1098) gestiftet von dem Benediktinerabt Robert zu Cistaux bei Dijon. Er hatte die strengste Beobachtung der Benediktinerregel zur Aufgabe gemacht, und es gedieh seit dem Jahre 1113 durch Beitritt des Abtes Bernhard von Clairvaux der Orden zu besonderer Blüte; er wird deshalb auch häufig Bernhardinerorden genannt. — Die Prämonstratenser folgten den von Robert aus Xanten bei Köln bestimmten Regeln in dem im Thale Premontré bei Laon im J. 1156 gestifteten ersten Kloster. — Von allen den genannten Orden gab es Mönchs-

und Frauengemeinschaften (Klöster). — In das elfte Jahrhundert fällt noch der Orden von Fontevrault, dessen Glieder auch „Arme Jesu Christi“ hießen. Er wurde gestiftet (1094) von Robert von Arbrissellеs bei Rennes in Frankreich. Seine Aufgabe bestand hauptsächlich in Uebung der Enthaltsamkeit. Die Klöster für beide Geschlechter, für Mönche und Nonnen, waren daher gemeinschaftlich. Dies gab indeß doch zu bald Veranlassung zu Regelwidrigkeiten, weshalb der Orden vielen Reformen und Spaltungen unterworfen war.



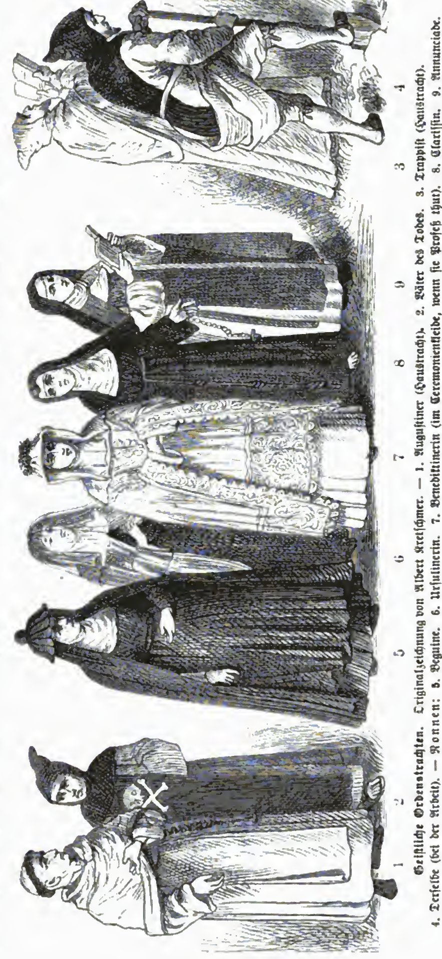
Geistliche Ordenstrachten. Originalzeichnung von Albert Kretschmer, nach Helyot und Schwan. Mönche: 1. Weißer Büßender in Rom. 2. Benediktiner. 3. Cisterzienser. 4. Karthäuser. 5. Dominikaner. 6. Franziskaner. 7. Augustiner. 8. Kapuziner. 9. Prämonstratenser. 10. Barmherziger Bruder. 11. Karmeliter. 12. Jesuit.

Nach der alten Idee des Mönchslebens, sich stillen Betrachtungen hingebend, lebten die Karmeliter und Karmeliterinnen, jene schon 1156 von einem Kreuzfahrer Berthold aus Calabrien gestiftete Genossenschaft, deren erste Niederlassung auf dem Berge Karmel im gelobten Lande stattgefunden hatte, von wo sie aber durch die Sarazenen vertrieben wurden. — Der Periode der Kreuzzüge entstammt auch der von Innocenz III. gestiftete Trinitarierorden, welcher sich die Befreiung und Loskaufung der Christensklaven zur Aufgabe stellte.

Während der Kreuzzüge entstand eine große Anzahl von Orden, als deren Hauptziel die Uebung der Barmherzigkeit und werkthätigen Menschenliebe bezeichnet werden darf: so die der zu Ehren der heiligen Elisabeth von Thüringen gestiftete Gemeinschaft der Elisabetherinnen, der Barmherzigen Schwestern des dreizehnten Jahrhunderts, welcher auch die Clarissinnen, gegründet von Clara von Assisi (1212) angehören, ebenso die Theatiner und Theatinerinnen.

Als Gründer und Vervollkommner des Ordens der „Hospitaliter“ und Barmherzigen Brüder und Schwestern werden uns der selig gesprochene Soror von Siena (geb. 832) und der Portugiese Johann von Gott (geb. 1495), sowie der ehrwürdige Franz von

Sales genannt. Dem Einfluß des Letzteren auf das menschenfreundliche Gemüth der Frau Johanna Franziska von Chantal entsprang, allerdings viel später, die Entstehung der Salesianerinnen (1618). — Aelteren Ursprungs sind die 1537 gestifteten Ursulinerinnen, denen sich nachmals eine Menge anderer Frauengemeinschaften zugesellten. — Die Serviten oder „Diener und Dienerinnen der heiligen Jungfrau“ entstanden noch früher (1233) zu Florenz, wurden jedoch später durch Bernardin von Ricciolini reformirt, ebenso der von Papst Alexander IV. gestiftete Augustinerorden im Jahre 1567 einer Erneuerung unterworfen wurde. — Der Orden der Brigitten oder „Religiosen“ rührt aus dem vierzehnten Jahrhundert her. — Auf Gründung des Jesuitenordens (im sechzehnten Jahrhundert) kommen wir später ausführlicher zurück.



Geistliche Ordenstrachten. Originalzeichnung von Albert Kretschmer. — 1. Augustiner (Haustracht). 2. Väter des Todes. 3. Trappist (Haustracht). 4. Derselbe (bei der Arbeit). — Nonnen: 5. Beguine. 6. Ursulinerin. 7. Benediktinerin (im Ceremonienkleide, wenn sie Profeß thut). 8. Clarissin. 9. Annunciade.

Eine Mittelstellung zwischen den eigentlichen Klostergemeinschaften und den weltlichen Vereinen nehmen die sogenannten „guten Leute“ oder Beguinen ein, deren Ursprung sich ins zwölfte Jahrhundert verliert, während die Begharden erst im dreizehnten Jahrhundert auftreten. Ihre Thätigkeit war nächst beschaulicher Hingebung auf Werkthätigkeit und Krankenpflege gerichtet. Dem Zwecke dieses Ordens entspricht auch die von Gerhard van Groot (1384) in Deventer gestiftete Vereinigung vom „Gemeinsamen Leben“, deren Mitglieder nächst der Förderung frommen Verhaltens sich auch der Jugenderziehung befleißigten. — Die in unserer Zeit vielgenannten Schulschwestern gehören einer viel spätern Zeit an.

Eigenthümlich ist es, daß das Streben nach Einfluß auf den weltlichen Verlauf der Dinge bei den im dreizehnten Jahrhundert gestifteten Orden der Bettelmönche, so bei den Diminikanern und Franziskanern, Platz griff, während doch die Minoriten und Minimen, die gleichfalls das Gelübde der Armuth

abgelegt, mehr die Neigung zum beschaulichen Leben sich bewahrten. — Die Dominikaner oder „Predigermönche" nahmen ihren Ursprung von Toulouse aus, wo ein Spanier, Domingo de Guzman, der einen hohen Grad von Wissenschaft erlangt hatte, im Jahre 1215 den Grund zu dem Orden legte, welcher rasch über ganz Europa und alle Küstenländer von Asien, Afrika und Amerika sich verbreitete. In England hießen sie die „schwarzen Brüder".

Sie machten sich im Zeitalter ihrer Gründung durch ihre Predigten und Missionen sehr verdienstlich; über ihre spätere Thätigkeit als Ketzeraufspürer und Ketzerrichter, als Todfeinde der Albingenser und erbitterte Gegner der Scholastiker zu sprechen, erhalten wir weiterhin mehrfach Veranlassung.

Den Orden der Franziskaner, oft auch „grüne oder seraphische Brüder" oder „Barfüßer" genannt, rief Franciskus von Assisi in Portiuncula (bei Neapel) ins Leben. Demselben gehören auch die vielgenannten Kapuziner an. Diesem lange Zeit durch seinen wissenschaftlichen Eifer, vornehmlich in der Richtung der Scholastik, ausgezeichneten Orden entstammen die hervorragendsten Gelehrten des Mittelalters, so Bonaventura, Duns Scotus, Roger Bacon u. A. Auch entsprangen dem Orden eine Anzahl der bedeutendsten Päpste, so u. A. Sixtus IV. und Sixtus V., Clemens XIV. u. s. w.

Der Kultus nahm in der in Rede stehenden Periode eine immer prunkvollere Gestalt an, entsprechend den großartigen äußeren Formen, welche die Künstler den Kirchen gaben. Die kirchliche Baukunst verstand es, dem allgemein sich kundgebenden, himmelanstrebenden Drange Ausdruck zu verleihen. Was infolge dessen zur Zeit der Blüte der gothischen Bauweise geleistet wurde, wird uns an einer andern Stelle beschäftigen.

Die lateinische Sprache wurde als allgemeine Kirchensprache beibehalten und dem entsprechend auch ein gemeinsamer Ritus für die gesammte christliche Kirche festgestellt, welcher auf der lateinischen Sprache als Kirchensprache basirt war. — Hauptgegenstand des christlichen Gottesdienstes bildet die Messe, bekanntlich eine mit der Feier des Abendmahls verbundene Ablesung und Absingung von Gebetsformeln, an welcher die Gemeinde nur als repetirender Chor Theil nimmt. Der Reliquiendienst erfuhr eine namhafte Erweiterung und brachte noch mehr die Wallfahrten in Schwang. Große Prozessionen wandten sich solchen Orten zu, wo Reliquien oder heilige Ueberbleibsel aufbewahrt wurden. Der wichtigste Wallfahrtsort unter allen wurde nach und nach das „heilige Grab Christi" in Jerusalem.

Die Feier der Kirchenfeste wurde ausgedehnt und die Anzahl der Festtage bedeutend vermehrt. Allein um jene Zeit finden wir auch bereits unter den Volksfesten solche, die ausdrücklich auf eine Verspottung der Kirchenfeste und kirchlichen Vorgänge abzielen. Wir nennen nur die Narren- und Eselsfeste.

Ketzer. Man duldete derartige Spöttereien; wehe aber dem, der an der Wahrheit der kirchlichen Lehre zu zweifeln und Ansichten auszusprechen wagte, welche der Lehre der Kirche zuwiderliefen. Er machte sich der Häresie oder der Ketzerei schuldig und wurde mit dem Banne der Kirche belegt. Denn das Fundament der christlichen Kirche war und blieb der unbedingte Glaube; das ging folgerichtig aus dem ersten Dogma hervor, welches die Kirche aufgestellt hatte. Da aber unbedingtes Glauben und Denken Gegensätze sind, die einander aufheben, so mußte die Kirche das Denken verbannen, um den unbedingten Glauben, die Grundbedingung ihrer Existenz, zu erhalten. Dies that sie, indem sie die Resultate des Denkens, welche zu einem nur bedingten Glauben geführt hatten, als Irrglauben oder Ketzerei (Häresis) mit dem Banne belegte und immer schonungsloser verfolgte. Auf diese Weise haben wir in den früheren Zeiträumen des Mittelalters die mehrfach entstandenen Ketzereien bekämpfen und größtentheils überwinden sehen.

Die Scholastik. Theils diese Ueberwindung, theils der gedrückte politische Zustand der christlichen Reiche mochte die Ursache sein, daß die Ketzereien jetzt weniger zahlreich auftreten als früher. Aber dennoch zeigte sich das Denken der Menschen als etwas so Unabweisbares,

daß die Kirche auf ein Mittel Bedacht nahm, dieses Denken auf eine ihr ungefährlich dünkenden Weise zu befriedigen. So entstand in der sogenannten Scholastik eine christlich-kirchliche Religionsphilosophie, deren Aufgabe es war, die von der Kirche vorgeschriebenen Dogmen als vernunftgemäß zu erweisen. — Indessen ließ sich das Denken doch nicht ganz mit dieser scholastischen Philosophie abspeisen, und hin und wieder stiegen immer noch neue Ketzereien auf. Dahin gehört vor allen Dingen die Sekte der Paulicianer, die schon seit dem siebenten Jahrhundert — wiewol ohne wesentliche Einwirkung auf die Entwicklung der Verhältnisse — in der syrischen Stadt Samosata aufgetaucht war, ohne daß man einen bestimmten Stifter derselben kennt.

Diese Paulicianer werden vielfach als Vorläufer der Protestanten betrachtet, weil sie wie diese auf die ursprünglichen Lehrsätze der Evangelien zurückgingen, als deren Erklärer sie nur den Apostel Paulus anerkannten, von dem auch ihr Name abgeleitet wird. Sie verwarfen einen großen Theil der Evangelien als unecht. Anfangs unbedeutend, verbreitete sich die Sekte bald über ganz Syrien, wo sie von Seiten der byzantinischen Kaiser arge Verfolgungen zu erdulden hatte, bis sie in den Staaten des Khalifats, der mohammedanischen Toleranz sich erfreuend, ein Asyl fand. Von hier aus kam sie später durch die Kreuzzüge nach dem westlichen Europa, wo wir sie im nächsten Zeitraume wiederfinden werden.

Unbedeutender als die Paulicianer ist die kleine Sekte der Berengarianer, so genannt nach dem Archidiakonus Berengar zu Angers (1045), der in der Lehre vom Abendmahl seine von der Kirche abweichende Ansicht geltend zu machen suchte. Seine Anhänger hielten sich nicht lange; ihre Idee aber tauchte in der Reformation wieder auf.

Das Schisma. Wichtiger als alle diese Ketzereien, ja das wichtigste Ereigniß in der ganzen Kirchengeschichte des Mittelalters wurde das sogenannte große Schisma, nämlich die Spaltung der christlichen Kirche in die römische und griechische. Auch dieses Schisma ist häretischer Natur, obwol man im Allgemeinen zwischen Schisma und Häresis genau zu unterscheiden hat. Denn die vom römischen Primat abgefallene griechische Kirche stellt — wie wir gleich sehen werden — Hauptglaubenssätze der römischen, namentlich auch das Dogma von Gottes Statthalter, in Abrede. Indeß ist diese Ketzerei nicht eigentlich als Grund, sondern mehr als Folge der Spaltung zu betrachten.

Die Ursache dieses Vorganges hat man viel weniger im Dogma und im Ceremoniell der Kirche zu suchen, als weit mehr in dem Nationalhaß, der zwischen Römern und Griechen schon seit der Zeit her bestand, wo die Letzteren jene als ihre Unterdrücker kennen lernten. Dieser Nationalhaß pflanzte sich fort von Jahrhundert zu Jahrhundert. Er fand neue Nahrung in der Theilung des Reiches durch Theodosius und wurde endlich von den beiden Patriarchen zu Rom und Byzanz, die sich gegenseitig zu überflügeln suchten, auf das religiöse Gebiet übertragen und so der unheilvolle Same der Zwietracht bis in eine ferne Zukunft auf das kirchliche Feld ausgestreut.

Die durch die Erhebung des römischen über den byzantinischen Patriarchen erweckte Eifersucht, kleine Reibungen zwischen Beiden, und unbedeutende, aber absichtlich vergrößerte Abweichungen in Dogmen und in Ceremoniensätzen brachten den Samen zum Keimen. Endlich brach, von einem politischen Zerwürfniß hervorgerufen, die offene Fehde aus. Kaiser Michael III. (s. S. 285) von Byzanz hatte den Patriarchen Ignatius abgesetzt und die Stelle dem durch seine Talente ausgezeichneteten Photius (852) gegeben. Photius war ein gelehrter, tüchtiger und weiser Mann; aber er hatte den in den Augen der Geistlichkeit großen Fehler, daß er ein Laie war. Erst gelegentlich seiner bevorstehenden Stuhlbesteigung hatte er schnell alle priesterlichen Grade erlangt. Der Papst Nikolaus I. erklärte demzufolge, daß er Photius nicht anerkenne, ihn vielmehr als einen Eindringling in das Heiligthum der Patriarchenwürde mit dem Banne belege. Photius antwortete damit, daß er die römische Statthalterschaft Gottes als eine freche Anmaßung und den Papst für einen Verletzer der göttlichen Majestät erklärte.

Der durch diese Patriarchenfehde in die christliche Kirche gebrachte Zwiespalt äußerte sich zwei Jahrhunderte lang in gegenseitigen Anfeindungen, ohne daß es jedoch zu einer ausdrücklichen Trennung gekommen wäre, die wahrscheinlich nur durch die Schwäche und den schnellen Wechsel der Päpste jener Zeit hinausgezogen wurde. — Denn sowie Leo IX. den päpstlichen Stuhl bestieg und durch Hildebrand's Einfluß ein regeres Leben das Papstthum beseelte, da gab der nächste Zwist mit dem byzantinischen Patriarchen auch den Anlaß zur vollständigen Spaltung. — Als Unteritalien von den normännischen Fürsten erobert und unter die Lehnshoheit des päpstlichen Stuhles gestellt worden war, erließ der byzantinische Patriarch Michael Cerularius an die unteritalische Geistlichkeit einen kühnen Hirtenbrief, worin er sie in scharfen Worten aufforderte, sich der päpstlichen Oberherrschaft zu entziehen und dem byzantinischen Patriarchate zu unterwerfen. Leo IX. erwiederte diese Ansprache (1053) mit dem Bannstrahl, wodurch er den Patriarchen und alle seine Anhänger mit dem Anathema belegte. Da dieser Bann niemals widerrufen worden ist, so besteht seitdem das Schisma zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche. Die erstere nannte sich schon seit dem Siege der athanasianischen Lehre ausdrücklich die katholische (d. h. allgemeine); da aber auch die letztere sich diese Benennung aneignete, so unterschied man die römisch-katholische oder lateinische und die griechisch-katholische oder griechische Kirche, welcher Unterschied noch heutigen Tages besteht.

Der Staat. In unmittelbarem Zusammenhang mit der Kirche steht das Staatswesen. Den Mittelpunkt desselben bildete das Lehnswesen, und auf ihm finden wir die Verfassung der Hauptreiche Europa's begründet. Vergegenwärtigen wir uns die einzelnen Faktoren oder Elemente des mittelalterlichen Staatswesens.

Der König trug einen dreifachen Charakter. Er war zuerst Reichsoberhaupt und als solches Lehnsherr aller Allodien. Diese wurden als unmittelbare Reichslehen betrachtet und bei ihrer Erledigung von ihm eingezogen. In dieser Eigenschaft verlieh er auch alle neugewonnenen Länder nach Gutdünken. Als Reichsoberhaupt hatte er ferner die Rechte und Sicherheit des Reiches nach allen Richtungen zu wahren, aber nur unter Zustimmung der Reichsfürsten Krieg und Frieden zu beschließen. Auch die Erlassung neuer Reichsgesetze war an die Zustimmung der Reichsfürsten gebunden. — Zweitens war der König Schirmvogt der Kirche, der er Schutz zu gewähren und deren weltliche Angelegenheiten er zu regieren hatte. Vor Gregor VII. war hiermit die Befugniß verbunden, die Wahlen der Päpste, Erzbischöfe und Bischöfe zu bestätigen. — Endlich war der König noch Allodbesitzer, insofern er die seiner Familie eigenthümlich zugehörenden Güter besaß, die den Namen Domänen (Hausgüter) führten. Von diesen Familiendomänen sind jedoch die Reichsdomänen unterschieden. Es waren dieses diejenigen Reichsgüter, welche der König für sich selbst eingezogen hatte, und die zwar der Krone, nicht aber der königlichen Familie verblieben. — Zu den eigentlichen Reichseinkünften des Königs gehörten aber besonders die sogenannten Regalien, d. h. diejenigen Güter, welche ihrer Natur nach keinem einzelnen Herrn gehören konnten, wie Bergwerke, Gewässer, Jagden &c., und welche man daher als Reichsallmenden betrachten könnte.

Das Reich ermangelte einer eigentlichen Verfassungsurkunde. Unter den Karolingern war das Fränkische Reich ein herkömmliches Erbreich; nach ihnen blieb auch Frankreich unter den Capetingern Erbreich, während Italien Wahlreich und Deutschland ein Mittelding zwischen Erb- und Wahlreich wurde. Hier brach sich indeß der Partikularismus, welcher schon in den frühesten Zeiten der Bildung einer kräftigen Erbmonarchie widerstrebte, unter Heinrich IV. vollständig Bahn, indem die Reichsfürsten bei der Erwählung des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben auf dem Reichstage zu Forchheim (1077) ein Gesetz über die Königswahl erließen, wodurch Deutschland ausdrücklich für ein Wahlreich erklärt wurde. Man blieb zwar in der Regel bei der Dynastie stehen; allein der Thronfolger mußte sich stets der förmlichen Wahl unterziehen.

Alles das Reich bildende Gut war entweder Freigut (Allod), oder es war Lehngut. Dem entsprechend waren alle Freien entweder Freimänner, oder Lehnsmänner. Die Freimänner waren reichsunmittelbar. Dahin gehörten die Reichsfürsten und Dynasten, d. h. der hohe Reichsadel. Eine besondere Klasse bildeten die Freisassen. Letztere, aus den alten Freilingen entstanden, hatten in der Regel keine Vasallen und bildeten den niederen Reichsadel. — Alle diese Freimänner hatten nur unmittelbare Pflichten gegen das Reich, die einfach darin bestanden, daß sie in den Reichskriegen Heerfolge leisteten.

Wenden wir uns zu den eigentlichen Vasallen, d. h. den Besitzern von Lehngütern. Sie waren ebenfalls Freie, nämlich Freigeborene. Ihr Vasallenverhältniß zu dem Lehnsherrn beruhte auf freiwilligem Vertrage, der jeden Augenblick gelöst werden konnte. — Eine eigene Art Reichsvasallen, die aber nicht zum hohen Reichsadel, sondern nur zum hohen Feudaladel gerechnet wurden, wenn die Personen nicht wegen sonstiger Reichslehen zu dem erstern gehörten, waren die sogenannten Reichsministerialen, nämlich die Lehnsträger besonderer Reichsämter, wohin z. B. die Erzämter, die Reichsvogteien über die Städte und die Schirmvogteien über die geistlichen Besitzthümer gehörten.

Niederer Adel. Alle diese vorstehend genannten Vasallen, welche meist wieder aus den alten Edellingen hervorgegangen waren, hatten größtentheils Vasallen unter sich. Die Bannerherren und Lehnsassen dagegen, welche aus den alten Freilingen hervorgegangen waren, besaßen, wie erwähnt, in der Regel keine Vasallen und bildeten den niederen Feudaladel. — Sämmtliche Vasallen hatten insofern, d. h. mittelbare Pflichten gegen das Reich, als ihren Lehnsherren solche zu erfüllen zukam, daher jene auch Reichsmittelbare genannt wurden. — Ihre unmittelbaren Pflichten gegen den Lehnsherrn bestanden darin, daß sie ihm bestimmte Heerfolge leisteten, sei es für die Führung eines Reichskrieges, oder in seinen persönlichen Fehden; daß sie ihm ferner sogenannte Ehrendienste verrichteten, indem sie als sein Hofhalt erschienen, und daß sie ihm endlich bestimmte Leistungen an Hab und Gut entrichteten. Im Allgemeinen ist in Bezug auf die beiden Klassen der Freien zu bemerken, daß auch die Freimänner häufig neben ihrem Freigute noch ein Gut oder Amt in Lehn nahmen, so daß sie Freimänner und Lehnsmänner zugleich waren. So gab es Freimänner, die Pfalz- oder Burggrafen, sogar Reichsministerialen wurden; ja selbst Könige gingen manchmal bei ihren unmittelbaren Reichsfürsten zu Lehn, und es kam sogar vor, daß ein deutscher Kaiser aus übelverstandener Verehrung für die Geistlichkeit sich mit dem Amte eines erzbischöflichen Mundschenken belehnen ließ.

Der Grad des Ranges, den alle diese Stände der Freien — abgesehen von ihrem Allodial- oder Vasallenverhältniß — einnahmen, ergiebt sich am klarsten aus den sieben Heerschilden, wie die Rangstufen nach der Anordnung des deutschen Reichsheeres genannt wurden. Sie folgten in folgender Ordnung: Heerschild des Königs, der geistlichen Fürsten, der Herzöge, der Grafen, der Freiherren, der Bannerherren und der Insassen.

Die Unfreien. Nach dieser Darstellung von den Standesverhältnissen der Freien haben wir uns zu den bereits früher besprochenen Unfreien zu wenden, die in zwei Gattungen zerfielen: Hörige (Lite) und Leibeigene (Sklaven).

Die Hörigen, in Bezug auf ihr Verhältniß zum Herrn, welcher Dienstherr hieß, „Dienstmannen“ genannt, wurden je nach ihren Fähigkeiten entweder zur Verwaltung herrschaftlicher Aemter und Dienste verwandt, in welcher Eigenschaft sie Ministerialen (oder — zur Unterscheidung von den Reichsministerialen — Patrimonialministerialen) genannt wurden und zu ihrem Unterhalt bestimmte Güter angewiesen erhielten, Benefizien genannt; oder sie wurden zum Waffendienst als Troß des Dienstherrn bestimmt und Knappen oder „Dienstknappen“ geheißen; oder sie trieben im Dienste ihres Herrn ein Handwerk oder Gewerbe, was seit Gründung des Bürgerstandes seltener vorkam; oder aber sie wurden zum Bebauen der Aecker verwendet, wofür sie eine Hütte und ein Stück Land in Lehn erhielten und dann den Namen „Lehnbauern“ führten.

Die zweite Klasse der Unfreien, die **Leibeigenen**, im Verhältniß zu denen der Herr Leibherr hieß, wurde theils als Gesinde zu den niederen häuslichen Diensten verwendet, theils zur Bestellung des Feldes, in welchem Falle sie leibeigene Bauern wurden. Sie waren das sachliche Eigenthum ihres Leibherrn, so daß ihre Pflichten sich in dem Worte „unbedingter Gehorsam" ausdrücken lassen, während von Rechten nicht die Rede sein kann.

Die Entstehung der Familiennamen. Hier mag noch der Ort sein, von den Zunamen (Familiennamen) zu reden, welche um diese Zeit allgemeiner aufkamen, während bisher größtentheils nur Vornamen bestanden hatten. Die Freien nahmen ihre Zunamen meist von ihren Besitzungen, gleichviel ob es Lehn= oder Freigüter waren, die Hörigen dagegen von ihrem Amte, z. B. Schulz, Vogt, Schenk, Keller &c., oder von ihrem Gewerbe, daher die Namen Müller, Meier, Schneider &c. noch heut am häufigsten vorkommen.

Stadtadel. Außer allen den bisher genannten Ständen haben wir noch des durch Heinrich I. gegründeten Bürgerstandes zu gedenken. Er umfaßte die Bewohner der Städte und war ein freier, reichsunmittelbarer geworden. Da er indeß aus Freien und Hörigen sich zusammenfügte, so setzte sich dies Standesverhältniß, wenn auch nicht in staatlicher, so doch in gesellschaftlicher Hinsicht fort, und die ursprünglich Freien, die städtischen **Patrizier**, hielten sich von den anderen freien Bürgern meist fern. Es gab also auch bereits einen hohen und niederen Bürgerstand, von denen sich der erstere als städtischer Adel betrachtete. Die niedere Bürgerschaft führte, wenn sie ins Feld rückte, nur Spieße als Bewaffnung. Dies ist der Ursprung der Benennung „**Spießbürger**". Eine besondere Bürgerklasse waren noch die außerhalb der Stadtmauer, in den frühesten Zeiten innerhalb einer **Pfahleinzäunung** wohnenden **Schutzbürger**, welche **Pfahlbürger** genannt wurden.

Wie sich der Adel überhaupt aus den Ständen des Reiches entwickelte, wird dem Leser aus dem Vorhergegangenen schon klar geworden sein, ebenso die Begriffe Reichs= und Feudaladel, hoher und niederer Adel. Ursprünglich rechneten sich nur die Freimänner zum Adel, weil nur Reichthum, Gewalt und Unabhängigkeit als edle Eigenschaften betrachtet wurden. Mit der Ausbildung des Lehnswesens jedoch wurde der Waffendienst als die edelste Eigenschaft eines Freien betrachtet, endlich der Dienst überhaupt, so daß man in gewissen Diensten sogar eine hohe Ehre suchte, wie bei den Erzämtern; daher hatten denn die Vasallen Grund genug, sich zum Adel zu rechnen. Die Abhängigkeit, die früher eine Schmach gewesen, war nun zur Ehre, und die Diensttreue zur Tugend geworden.

Rechtswesen. Wenig klar und vielfach widersprechend war in jener Periode das **Rechtswesen**. Im Allgemeinen fanden die Bestimmungen des römischen Rechts ihre Anwendung, theils dadurch, daß sich dasselbe noch hier und da von der römischen Herrschaft her erhalten hatte, theils durch ausdrückliche Einführung einzelner Theile des justinianischen Codex. Man verschmolz dieses römische Recht alsdann mit den bestehenden fränkischen Gesetzen, und aus dieser sonderbaren Verquickung entstand für Deutschland das **gemeine deutsche Recht**. Außerdem entstand noch durch das Feudalwesen ein sogenanntes **Lehnsrecht**, welches hauptsächlich die Ordnung des Lehnswesens sich zur Aufgabe gemacht hatte. Daneben erließen die einzelnen Herren besondere **Provinzial**= und **Territorialgesetze**, die aber keine Uebereinstimmung zeigten, und bei welchen lokale Gebräuche und Bedürfnisse entscheidend waren.

Das Kirchenrecht. Einheitlich geordnet war zu jener Zeit nur das **kirchliche**, das **kanonische Recht**, nämlich die Gesammtheit der kirchlichen Vorschriften (canones), die sich nicht blos auf religiöse Angelegenheiten erstreckten, sondern auch über alle bürgerlichen Verhältnisse, die sich zu der Kirche in irgend eine Beziehung hatten bringen lassen. Als Quelle dieses kanonischen Rechtes gelten die schon mehrfach erwähnten **pseudo=isidorischen Dekretalen** (S. 369), welche der Kirche eine so große Einmischung in die weltlichen Verhältnisse verschafften; und obgleich diese Dekretalen als unecht angegriffen wurden, so ward dennoch das kanonische Recht dem gemeinen deutschen Rechte vollständig einverleibt.

Gerichtsverfassung. Die Gerichtsverfassung war ungefähr noch dieselbe wie zur karolingischen Zeit. Man behielt den Grundsatz, daß Jedermann durch Seinesgleichen gerichtet werden müsse, im Allgemeinen bei, und ebenso das Währgeld, die Eide, die Eideshelfer und die Ordalien. Allein durch das Feudalwesen, welches dem Lehnsherrn die Gerichtsbarkeit über die Vasallen einräumte und so Lehnsgerichte für die Vasallen und Patrimonialgerichte für die Hörigen schuf, ward das Recht sehr häufig in die Willkür der Lehnsherren gelegt, so daß auch jener Grundsatz des Richtens der Gleichen durch Gleiche oft genug verletzt wurde. — Dem Urtheile mußte stets die Vorladung und das persönliche Erscheinen des Angeschuldigten vorangehen. Erschien der Vorgeladene nicht oder leistete er dem Ausspruche des Gerichts Widerstand, so wurde er aus dem Frieden (Schutz) dieses Gerichts gestoßen. Eine solche gerichtliche Exkommunikation hieß Acht und konnte auch auf andere Gerichtssprengel, ja selbst auf das ganze Reich ausgedehnt werden, in welchem Falle sie Reichsacht genannt wurde.

Neben diesem weltlichen Gerichte bestand auch für jeden bischöflichen Sprengel ein geistliches, dem die Bestrafung der Uebertretungen des kanonischen Rechts anheim fiel, welche Bestrafung in den üblichen Kirchenbußen bestand. Die Bischöfe bereisten zu diesem Behufe alljährlich ihre Sprengel und hielten in jeder Pfarrei ein sogenanntes Sendgericht (Synode) ab, wobei sie nach kanonischen Verbrechen forschten und die erkannten Verbrecher zur Untersuchung und Bestrafung zogen.

Kriegswesen. Die Grundzüge des Kriegswesens in den Feudalreichen sind uns bereits bekannt. Wir wissen, daß der Heerbann gegen das Vasallenheer auffallend in den Hintergrund trat und sich fast nur noch auf die Freisassen beschränkte; denn was Vasall war oder Vasallen hatte, das bildete als Geleit oder Gefolge das Vasallenheer. Die militärische Unterordnung ging mit der politischen Hand in Hand, indem jeder Lehnsherr der Anführer seiner Vasallen war, die er unter seiner Fahne, „Banner" genannt, versammelte. Auf diese Weise bestand das Reichsheer unter dem Reichsbanner aus den Reichsvasallen. Diese waren Anführer ihrer Untervasallen, diese wieder Anführer ihrer Vasallen.

Der Waffendienst wurde als der Lebenszweck des Ritters betrachtet, daher er sehr bald den Charakter eines besonderen Handwerks annahm, welches eigens erlernt werden mußte und eine zunftartige Gestaltung erhielt. Der Sohn des Ritters, Junker (Jungherr) geheißen, war erst Lehrling, in welcher Eigenschaft er „Edelknabe" (auch Bube und Page) genannt wurde. Mit seiner Wehrhaftmachung im vierzehnten Lebensjahre wurde er sodann Geselle, nämlich Knappe, zum Unterschiede von den (Hörigen) Dienstknappen Edelknappe genannt; und endlich nach zurückgelegtem einundzwanzigsten Jahre ward er durch die feierliche Ceremonie des Ritterschlags zum Waffenmeister, nämlich zum „Ritter" gemacht.

Das Kriegswesen fremder Länder. Das Kriegswesen der nordischen und slavischen Reiche, in denen das Feudalsystem sich noch nicht ausgebildet hatte, bietet nichts Eigenthümliches, wenigstens nichts Geordnetes dar; denn jene Völker kämpften noch immer mehr oder weniger hordenartig. Das byzantinische Militärsystem beruhte größtentheils auf der Grundlage der Sold- und Miethtruppen, und erscheint uns also hier nicht wichtig genug, um ausführlich betrachtet zu werden. — Daher hätten wir nur noch Einiges über das arabische Kriegswesen zu sagen. Dasselbe war jedoch um so einfacher, als schon die ganze Verfassung der arabischen Reiche eine militärische Grundlage hatte. Denn jeder waffenfähige Muselman war zum Kriegsdienste verpflichtet, weshalb auch jedes Reich sowol in militärischer wie in civiler Beziehung in Capitania's oder Landshauptmannschaften getheilt war. — Neben der Armee bestand eine bedeutende Seemacht, die ein Admiral befehligte. Das Heer bildeten die Fußtruppen (Almukaden) und Reiter (Alnahib), eine Waffengattung, die bei den Arabern vorzüglich ausgebildet war und den Kern ihrer Streitmacht ausmachte. Die letztere wurde im Felde gewöhnlich in fünf Heerhaufen (Chamis) getheilt, die je nach ihrer Verwendung Vortrab, Mitteltreffen, Nachtrab, rechter und linker Flügel waren.

Sitten. Eine bedeutende Umwandlung giebt sich hinsichtlich der Sitten in dieser Geschichtsperiode kund, wenn wir dieselbe mit früheren vergleichen. Wir sehen bereits eine bessere, kultivirte Welt vor uns, auf welche das Christenthum seinen wohlthätigen Einfluß geübt hat. An Stelle des wilden Mordens und der Verwüstung der Völkerwanderung sehen wir jetzt die Grundsätze der Menschenliebe zur Geltung kommen. Akte barbarischer Grausamkeit, massenhaftes Würgen, Verstümmelungen u. s. w. sind seltener geworden; wir begegnen ihnen wenigstens im Deutschen Reiche kaum mehr. Aus dem Ritterwesen entwickeln sich die Grundsätze der Ritterehre, jener tiefgehenden moralischen Erscheinung, deren Segnungen sich noch die heutige Zeit als eines Erbes erfreut. Die Ritter, deren Ursprung und äußeres Wesen uns aus dem Vorhergehenden bereits bekannt sind, bildeten den Adel der Nation.

Das Ritterthum. Aufgabe des Ritters war es, die Schwachen und Unterdrückten gegen die Gewalt zu vertheidigen; es galt, das Recht in der eigenen Brust zu suchen und durch die Heiligkeit der Worttreue den mangelnden Gerichtszwang zu ersetzen; es galt endlich, Zartheit und Milde gegen Diejenigen zu zeigen, die ihrem Geschlechte zufolge am wenigsten im Stande waren, für rohes Benehmen Genugthuung zu fordern, d. h. gegen die Frauen. So vereinigen sich denn die Grundzüge des Ritterwesens, dieses schönsten, edelsten und erhabensten Moments des Mittelalters, in dem Losungsworte: Schutz dem Schwachen, Treue dem Wort, Zartheit gegen die Frauen! Das wurde der Inbegriff der Ritterehre; denn erst dadurch wurde die Tapferkeit, dieser Schmuck des Ritters, zu einem edlen Schmuck, der Bedingung des Adels.

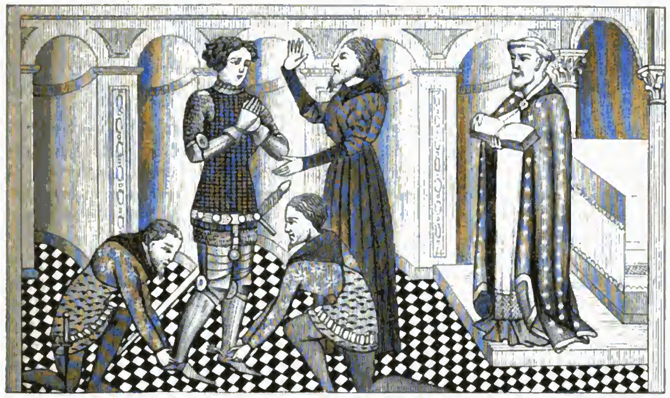
Obgleich das Ritterthum Anfangs nur eine Sitte war, die sich aus dem gesellschaftlichen Zustande gebildet hatte, so nahm es doch sehr bald den Charakter eines Instituts an, indem es sich zu einer zünftigen Ritterschaft gestaltete, die sich in sich selbst abschloß. Zur Aufnahme in dieselbe durch den Ritterschlag waren nur diejenigen Freien berechtigt, welche sich als ritterbürtig auswiesen, d. h. vier freigeborene Ahnen aufzeigen konnten, so daß also ein Freier, der im dritten Grade von einem Freigelassenen abstammte, ausgeschlossen war. Zur Ausstoßung aus der Ritterschaft wurde Jeder verdammt, welcher sich eines von niederträchtiger Gesinnung zeugenden Verbrechens schuldig gemacht hatte. Im Uebrigen galt in der Ritterschaft kein Ehrenrangsunterschied, so daß der König und der niedrigste Vasall gleichmäßig Ritter waren und dieselben Ehrenrechte genossen.

Da Tapferkeit und Waffenfertigkeit die Hauptersordernisse des Ritterthums waren, so hatte man zur Belebung der erstern und zur Uebung in der letztern eine Art Waffenspiele, Turniere, eingeführt, die wie das gesammte Ritterthum arabischen Ursprungs waren. Von Arabien aus verbreitete sich das Ritterthum über den ganzen Orient und durch alle europäischen Staaten. Nur in dem sittlich verkommenen Byzantinischen Reiche vermochte es nicht Wurzel zu fassen, und gerade diese Erscheinung ist bezeichnender als irgend eine andere für die Gesunkenheit des byzantinischen Staates.

Geisteskultur. Das geistige Leben in Deutschland ist zur Zeit der fränkischen Kaiser bereits ein ungemein regsames, wenn auch viele der schriftstellerischen Erzeugnisse jener Periode nur Reproduktionen der alten Klassiker sind. Allerdings bedient man sich noch vorwiegend der lateinischen Sprache, und ihr gegenüber muß die noch unentwickelte deutsche Mundart zurückstehen. Von besonderer Bedeutung ist für uns die Geschichtschreibung, und namentlich dreier bedeutender Historiker, beziehentlich Chronikenschreiber fränkischen, beziehungsweise alemannischen Ursprungs: Vipo, Lambert und Herrmann, haben wir auf diesem Felde zu gedenken. In Gembloux lebte der gelehrte Siegebert und in Verdun schrieb Hugo von Flavigny eine „Weltchronik". — Als eine Frucht des Kampfes zwischen Kaiser und Papst ist auch die in jener Zeit entstandene, mit zahlreichen boshaften Bemerkungen gegen die Hierarchie gewürzte Sage von Reineke Fuchs zu betrachten.

Die Kirchengeschichtschreibung trägt im südlichen Deutschland meistens eine päpstliche Färbung. Es gilt dieses namentlich von den Chroniken des Mönchs Bernold von St. Blasien

und des Abtes Berthold von Reichenau. Auf der Gegenseite befindet sich Adam von Bremen, der Verfasser einer „Hamburgischen Kirchengeschichte“ und Biograph Adalbert's von Bremen. Etwa hundert Jahre nach Adam von Bremen schrieb Saxo Grammaticus, ein Beiname, welchen Saxo von den Zeitgenossen um seiner Gelehrsamkeit willen erhielt, die erste dänische Geschichte in trefflichem Latein. Sie ist in sechzehn Bücher getheilt, und von den ältesten Zeiten beginnend, schließt sie mit dem Jahr 1186 ab. Eine gegen Heinrich IV. gerichtete Parteischrift aus jener Zeit ist Bruno's „Geschichte des Sachsenkrieges“, welche den Zweck hat, die Empörung der Sachsen zu rechtfertigen. Zu Gunsten Heinrich's IV. sind die Werke zweier unbekannten Schriftsteller abgefaßt: eine metrische Darstellung des Sachsenkrieges und eine Biographie Heinrich's IV. Der Abt Ekkehard vom Kloster Aurach, der Verfasser einer Weltchronik, gehörte Anfangs zu den Anhängern des Kaisers, neigte sich aber später der siegreichen päpstlichen Partei zu. Eine hervorragende Quelle für die Geschichte des elften Jahrhunderts sind endlich die Jahrbücher Lambert's von Hersfeld.



Bewehrung eines Ritters. Nach einem Manuskript aus dem zwölften Jahrhundert.

Auch die in Italien während des Streites zwischen Kaiser und Papst erschienenen Papstgeschichten tragen den Stempel der Parteilichkeit. Päpstliche Schriften sind Bonizo's Buch „Ueber die Verfolgung der Kirche“ und Bardo's Lebensbeschreibung Gregor's VII. Im Gegensatz zu diesen Schriften enthält eine vom Bischof Benzo von Alba verfaßte Lobschrift auf Heinrich IV. eine leidenschaftliche Polemik gegen die gesammte päpstliche Partei. „Das Leben Gregor's VII.“ von Kardinal Benno ist eine Schmähschrift auf den Gegner Heinrich IV. Die gesammte Literatur des elften Jahrhunderts zeigt, wie tief der Kampf zwischen Kaiser und Papst in alle Verhältnisse des öffentlichen und privaten Lebens eingriff und wie er zwischen Geistlichen und Weltlichen der gesammten Gesellschaft eine weite Kluft öffnete, die sich selbst im nächsten Jahrhundert noch nicht schließen sollte.

Die Kunst. Auch jetzt noch wie in den vorhergegangenen Kunstperioden beherrscht die Architektur die Schwesterkünste, vor Allem die Plastik und Malerei, und zieht die letzteren zum Schmuck und zur Verherrlichung der Bauten heran. Alle Kunsterzeugnisse zielen indessen nur darauf ab, die christlich religiösen Anschauungen und Vorstellungen zum greifbaren Ausdruck zu bringen, die Kunst bleibt, wie bisher, immer noch die ausschließliche Dienerin der Kirche.

Die mittelalterliche Baukunst hat sich in zwei Stilarten entwickelt, der romanischen und der gothischen, welche letztere im Umschwunge des Kultur- und Geisteslebens nach den Kreuzzügen aus der ersteren hervorgegangen ist; doch werden beide nicht streng nach einander, sondern auch neben einander ausgeübt. Beide ruhen auf der gemeinsamen Grundlage des christlichen Gefühls, wobei allerdings die romanische mehr das Gepräge heiliger Strenge trägt, während sich in der gothischen der poetische Glanz des weltlich ritterlichen Lebens abspiegelt. Der vermittelnde Charakter des Mittelalters zeigt sich nirgends schöner als hier, wo die antike Ueberlieferung vom neuen germanischen Geiste ergriffen und umgebildet wird. Schon in der byzantinischen Zeit konnte bei den altchristlichen Basiliken die Verbindung des runden, gewölbten Kuppelbaues mit dem Langhaus als ein bedeutender Fortschritt zur Annäherung an die christliche Idee — der Richtung nach Oben, betrachtet werden. Im romanischen Stile tritt diese Richtung noch mehr hervor. Die „Basilika" bleibt noch die Grundlage der architektonischen Anlage, allein die Umgestaltung der horizontalen Decke zum halbkreisförmigen Kreuzgewölbe verleiht dem ganzen Gebäude einen neuen Charakter. Der Gegensatz von Kraft und Last wird in der Wölbung versöhnt, während in der verbindenden und getragenen Decke selber sich die Höhenrichtung der Pfeiler noch fortsetzt. Gleichwie in den romanischen Sprachen der Geist der neuen Völker das römische Material der Wörter durch Beugungen und Fügungen umarbeitet, so hat man passend auch den Baustil romanisch genannt, welcher auf Grund antiker Ueberlieferungen das eigenartige Wesen der damaligen Kunststrebungen zum Ausdruck bringt.

In Deutschland brach sich der romanische Stil im zehnten Jahrhundert unter den sächsischen Kaisern in Sachsen und am Harz, und in seiner vollen Entwicklung in den Rheinlanden im elften Jahrhundert Bahn. Auf den übrigen Kunstgebieten stützte man sich in Deutschland noch im Allgemeinen auf die überkommenen, erstarrten byzantinischen Formen, wenn wir auch hier und da ein eigenartiges ganz selbständiges Streben zum Durchbruch kommen sehen. Schon am Kaiserhofe der Ottonen machten sich diese selbstständigen Regungen bemerkbar, die zu gleicher Zeit und auch später an den Bischofssitzen während des Kriegsgetöses und des Alles verschlingenden wüsten politischen Treibens noch Nahrung fanden und einen frischen Trieb nach Formenreichthum bekundeten. Es sind uns Arbeiten aus dem elften Jahrhundert erhalten, die einen energischen Fortgang zeigen, namentlich in der Zeichnung, so an Reliquienkästen, an Tragaltärchen (am Niederrhein), an welchen deutlich das Ringen lebensfrischer, eigenartiger Formen mit den Ueberlieferungen der Antike zu erkennen ist. Man begnügte sich schon nicht mehr mit der handwerksmäßigen, gedankenarmen Nachahmung, vielmehr sucht die selbstschöpferische Phantasie zur Geltung zu kommen.

Prachtvoll gestalteten sich im zwölften Jahrhundert die Erzeugnisse der Goldschmiede, indem dieselben den gothischen Stil annehmen; die Feinschmiede stehen den Dombaumeistern würdig zur Seite. Ebenso hervorragend sind die Arbeiten in Elfenbeinschnitzerei an Diptychen, Bücherdecken, Kästchen 2c. Prunkvoll wurden vor Allem die gottesdienstlichen Geräthe, die Altäre mit kostbaren Metallen und Edelsteinen ausgestattet, wenn auch zugestanden werden muß, daß dabei mehr dem Reichthum als der Formenschönheit Rechnung getragen wurde. So gab man z. B. Kelchen und Weihrauchgefäßen die ganz zweckwidrige Gestalt von Drachen, Greifen, Löwen, ja Kaninchen. — Versuchen zu größeren Werken begegnen wir seit dem elften Jahrhundert in der Erzgießerei. So ließ Bischof Bernward von Hildesheim die Thür für den Dom aus sechzehn viereckigen Feldern herstellen, in welchen Reliefs aus der Schöpfungsgeschichte, der Jugend und Passion Christi mit manchen naturwahren Zügen frischer Empfindung angebracht waren. Ferner finden wir auf einer fünfzehn Fuß hohen Erzsäule, die nach Art und Vorbild der Trajanssäule von Reliefstreifen umwunden ist, das Leben Jesu veranschaulicht, allerdings roh in der Form, aber doch lebendig in der Auffassung.



Kulturgeschichtliche Tafel; romanische Periode. Zeichnung von Emil Doepler d. J.
(Erklärung s. S. 552.)

In der Malerei überwiegt zunächst noch das Gefühl und Verständniß für die Farbe dasjenige für die Formen, wie dies die zahlreich erhaltenen Miniaturen aus jener Zeit bekunden. Man fing jetzt auch an, die Kirchenfenster mit Glas zu schließen, welches damals leichter in Farben als in Weiß herzustellen war; es lag daher nahe, die bunten Teppichmuster in Glas mosaikartig nachzuahmen. Im Jahre 982 schrieb der Abt Gosbert von Tegernsee an den Grafen Arnold: „Die Fenster unserer Kirche waren seither mit alten Tüchern verhängt; zu Euren glückseligen Zeiten erglänzt der goldgeschmückte Sol zum ersten Mal durch die von Malereien buntfarbigen Gläser auf den Platten des Fußbodens unserer Kirche, und alle Herzen sind von vielfachen Freuden durchdrungen.“ Allmählich wurden in die einfarbigen Flächen Umrißlinien eingebrannt und die Fenster auf diese Weise nicht blos mit Ornamentmustern, sondern mit Figurenbildern geschmückt. Auch die Felder der Decke, der Wände wurden mit Bildern bemalt, wenngleich uns aus dem zehnten und elften Jahrhundert wenig oder nichts erhalten ist; aber die Werke des zwölften, welche in romanischen Kirchen unter der Tünche wieder zum Vorschein kommen, wie zu St. Savin in Poitou, zu Schwarzrheindorf, Braunschweig, Halberstadt, lassen erkennen, wie auch in der Malerei der frische rohe Naturdrang sich der Starrheit byzantinischer Ueberlieferungen zu entwinden strebte. Vor Allem war es die herrliche Markuskirche in Venedig, welche mehrere Jahrhunderte hindurch eine Pflanzstätte der Kunst blieb, und neben dem Dome von Monreale in Sizilien die ganze auf Goldgrund strahlende Farbenpracht zeigt, mit welcher das Christenthum in geschichtlichen Darstellungen wie in architektonisch dekorativen Zuthaten die Gotteshäuser zu schmücken gelernt hatte.

Beschreibung der Romanischen Kulturtafel.

1. Reliquienschrein (vom J. 1220) aus Aachen.
2. Reliquienschrein zu Hildesheim.
3. Leuchter aus Bronze. 12. Jahrhundert.
4. Mitra (Bischofsmütze) des heiligen Thomas Becket. ca. 1150.
5. Vortragekreuz. 12. Jahrhundert.
6. Krummstab (emaillirt). Kathedrale zu Trier. 12. Jahrhundert.
7. Weihrauchfaß. Anfang des 13. Jahrhunderts.
8. Doppelhenkelkelch aus Kloster Marienstern in Sachsen. 12. Jahrhundert.
9. Buch mit geschnitztem Elfenbeindeckel. Bibliothek zu St. Gallen. 10. Jahrhundert.
10. Buch mit Miniaturen geschmückt. Hortus deliciarum des Konrad von Landsperg. 12. Jahrhundert.
11. Faltstuhl (Faltistorium). 11. Jahrhundert.
12. Bücher und Urkunden.
13. Kästchen aus geschnittenen Elfenbeintafeln. Französisch. 10. Jahrhundert.
14. Stoff mit einem Muster des 11. oder 12. Jahrhunderts.
15. Musikinstrumente. Dreisaitiges Instrument. 12. Jahrhundert.
16. Harfe, Mitte des 12. Jahrhunderts.
17. Portal vom Dome zu Bamberg. 12. bis 13. Jahrhundert.
18. Säulen und Kapitäle vom Dome zu Goslar.
19. Säulen und Kapitäle; französisch. 12. Jahrhundert.
20. Thürklopfer aus Bronze; französisch. 12. Jahrhundert.
21. Schild. 11. Jahrhundert.
22. Helm mit Nasenberge und Seitentheilen. Anfang des 12. Jahrhundert; französisch.
23. Konischer Helm mit beweglicher Nasenberge. Anfang des 13. Jahrhundert.
24. Schwert. 12. bis 13. Jahrhundert.
25. 26. 27. Speere und Lanzen. Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts.
28. Beil (Streitaxt). Anfang des 13. Jahrhunderts.
29. Panzerhemd.



Abt Bernhard's Aufruf zur Kreuzfahrt.
Nach A. de Neuville.

Das Zeitalter der Kreuzzüge.

Zustände der Staaten im Morgenlande.

Das Byzantinische Reich.

Ehe wir zur Vorführung einer der merkwürdigsten Erscheinungen der gesammten Weltgeschichte übergehen, bedarf es zum Verständniß derselben einer Darstellung des Zustandes der hierbei am meisten in Betracht kommenden Staaten. Wir sahen bereits, wie feindselig sich im Abendland Kaiser und Papst gegenüber standen; es ist daher begreiflich, wenn die Päpste in den Kreuzfahrten, in welchen sich die gesammte Christenheit zu einem großen Waffenbunde vereinigt hatte, ein Mittel zur Vergrößerung ihrer Macht und in der Förderung dieser Unternehmungen zugleich ein Gott wohlgefälliges Werk erblickten. Andererseits begünstigten aber auch die mit ihrem Feudaladel kämpfenden Kaiser, Könige und Fürsten jene Kriegszüge, die nicht selten Gelegenheit zur Beschäftigung einer Menge unruhiger Köpfe darboten. Fehlte es doch gerade in jener Periode nicht an abenteuernden Dynasten, die sich stets dazu geneigt zeigten, die kaiserliche Gewalt in ihrer Wirksamkeit zu lähmen. Die Betrachtung der Lage der einzelnen Staaten wird uns über die Grundursachen belehren, welche das Zustandekommen der Kreuzzüge herbeiführten, und auf denen die Erfolge und Mißerfolge derselben beruhten. Wir werden sehen, wie daraus einestheils der Zusammensturz

altbegründeter mächtiger Reiche, anderntheils das Wachsthum bisher unbemerkt gebliebener Staaten hervorging, und wie sich schließlich infolge dieser Ursache, Wirkungen und Gegenwirkungen die gesammte Kultur- und Weltlage so völlig veränderte, daß sich aus dem Niedergang der alten, unaufhaltsam eine nach neuen Formen ringende Welt erhob.

Wenden wir nun, nachdem wir den gewaltigen Kampf zwischen Kaiser und Papst geschildert, den Blick nach dem Morgenland und zunächst nach dem Byzantinischen Reiche, das wir siech und altersschwach in einer der kläglichsten Perioden seiner Geschichte verließen. Wir sehen hier die Wiederholung des Schauspiels, welches alle Staaten darbieten, in denen einzelne bevorzugte Klassen an die Herrschaft gelangt sind und nun zu ihren Gunsten das Gemeinwesen ausbeuten. Die Folge ist Erschlaffung des Interesses an Erhaltung des Staates, sodann Anarchie und Niedergang. Wie im Römischen Reich zur Zeit seines Verfalls, gab es auch im Byzantinischen nur eine Anzahl Bevorzugter, die alle Aemter in Anspruch nahmen, alle Vortheile der Macht für sich ausbeuteten, und einen ungeheuren Haufen verarmter, herabgekommener Leute, unzufrieden, unlustig zur Arbeit, jeder Veränderung bereitwillig zujauchzend. — Der Ackerbau war zurückgegangen, die von Steuern erschöpften Landbewohner zogen sich nach den Städten und vermehrten das verlotterte Gesindel. Von außen her bedrohten Araber und Bulgaren das in seiner Wehrkraft tief gesunkene Reich.

Der Umfang des Byzantinischen Reichs war bereits erheblich geschmälert worden. Wir sahen, wie seine asiatischen und afrikanischen Besitzungen nach einander dem Islam anheimfielen und wie auch in Spanien und Italien die byzantinischen Gewalthaber ihre Macht nicht zu behaupten vermochten. Aber auch auf der Trakischen Halbinsel hatte das Reich empfindliche Einbußen erlitten; verschiedene Völker hatten hier seit dem achten und neunten Jahrhundert Fuß gefaßt und den Kaisern Schwierigkeiten aller Art bereitet. Es waren dies die Wallachen, Serben und Kroaten.

Gründung des Bulgarisch-wallachischen Reichs. Gelang auch jenen Völkern nicht die Bildung größerer Staaten, so übernahmen doch die Bulgaren gegen Ende des zwölften Jahrhunderts diese Mission, indem sie, verbunden mit den Wallachen, das durch Steuerdruck unerträglich gewordene byzantinische Joch abwarfen und ein Bulgarisch-wallachisches Reich gründeten. Wer hätte dem Drange der Völker im Donaugebiet auch Einhalt gebieten sollen? Energielose Herrscher standen an der Spitze des ehemals machtvollen, jetzt morschen Oströmischen Reichs, von denen nur wenige, wie unter den Makedoniern Nicephorus, Tzimisces und Basilius II., unter den Komnenen Johannes und Manuel, über die große Masse der Unfähigen hervorragen. Wol begünstigten einzelne dieser Kaiser die Künste und Wissenschaften; sie scheinen dieses jedoch mehr zu thun, um sich selber der Langeweile zu erwehren, als daß sie ein eigengefühltes, tiefergehendes Interesse an diese Art von Beschäftigung gefesselt hätte.

Die makedonische Dynastie, deren thatkräftigem Begründer Basilius I. (s. S. 285) wir bereits begegnet sind, sahen wir, ging rasch wieder ihrem Verfalle entgegen, und das Reich wurde von Neuem die Beute ehrgeiziger Emporkömmlinge. Folgendes gedrängte Bild erläutert die Schicksale des Byzantinischen Reiches, soweit die Kenntniß derselben zum Verständniß der sich zum Theil auf seinem Boden abspielenden Weltereignisse nothwendig ist.

Basilius I. (867—886) war ein durch geistige und körperliche Fähigkeiten hervorragender Herrscher, der nach einer ruhmreichen Regierung das gänzlich zerrüttete Reich in bedeutend gehobenem und gekräftigtem Zustande seinem Nachkommen hinterließ. Er wahrte die byzantinische Waffenehre durch erfolgreiche Kriege, von welchen besonders seine Feldzüge gegen die Paulicianer, die S. 543 erwähnte religiöse Sekte, welche mit ihren fanatisirten Kriegsheeren ganz Kleinasien bis nach Ephesus durchzogen und sich mit den Sarazenen in Verbindung gesetzt hatten, bemerkenswerth sind. — Auch in der inneren Verwaltung des Reiches hat er sich durch einen weisen und sparsamen Staatshaushalt, sowie durch eine der Rechtspflege zugewendete große Sorgfalt nicht minder erhebliche

Verdienste erworben. Er ließ das Justinianische Rechtsbuch einer zeitgemäßen Umarbeitung in griechischer Sprache unterziehen, ein erst unter seinen beiden Nachfolgern vollendetes Werk, das unter dem Namen der Basiliken in sechzig Büchern das im Byzantinischen Reiche geltende weltliche und geistliche Recht enthält.

Leo VI. (886—911), sein Sohn und Nachfolger, erwarb sich zwar durch seine Kenntnisse und seinen Eifer für die Studien den Beinamen „der Philosoph" und förderte wesentlich das oben erwähnte Rechtsbuch; allein sein sinnliches, lasterhaftes Leben machte ihn im Uebrigen zu einer thatkräftigen oder irgendwie erfolgreichen Regierung untauglich. Innere wie äußere Feinde erhoben sich allerorten aufs Neue. Die Araber setzten sich im Aegäischen und Mittelländischen Meere fest; sarazenische Seeräuber wagten sich plündernd bis in den Hellespont und verheerten wiederholt die Küsten von Thrakien und Griechenland. In derselben Weise wurde das Reich im Norden durch die Einfälle der Donauvölker bedrängt, ohne daß sich Leo VI. zur Ergreifung energischer Schutzmaßregeln aufgerafft hätte.

Auf ihn folgte sein eben so unbedeutender Sohn Constantin VII. Porphyrogenitus (911—959) — so genannt, weil er im Purpurzimmer des kaiserlichen Palastes geboren wurde — Anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter Zoe. Letztere stürzte zur Befriedigung ihrer niederen Leidenschaften den Hof in Wirren und durch ihre Intriguen das Reich in eine solche Gefahr, daß der Feldherr Romanus Lecapenus, welcher zum Mitvormund des Kaisers ernannt worden war (919), nicht blos die Macht, sondern selbst den Titel des „Augustus" für einige Zeit an sich reißen konnte.

Er wird von der Geschichte als Romanus I. bezeichnet. Nachdem derselbe von seinen eigenen herrschsüchtigen Söhnen Stephan und Constantin VIII. verbannt worden war, und diese, infolge eines Aufstandes zu Gunsten des legitimen Kaisers (945), ein gleiches Schicksal erlitten hatten, regierte Constantin VII. ohne Lob und ohne Tadel allein, bis er von Theophania, der ausschweifenden Gattin seines Sohnes Romanus, vergiftet wurde.

Romanus II. (959—963), der Sklave seines ruchlosen Weibes Theophania, wurde nach einer kurzen und schwachen Regierung auch das Opfer derselben, indem sie ihn wie seinen Vater vergiftete. Da ihre beiden Söhne Basilius und Constantin unmündig waren, bestieg sie selbst den Thron, sah sich aber wegen ihrer Unbeliebtheit genöthigt, denselben mit einem populären Manne als Gattin zu theilen. Dies war Nicephorus II. Phokas (963—969), ein tüchtiger Kriegsmann, der sich eben erst durch Eroberung der Insel Kreta, die er den Sarazenen abgenommen, ausgezeichnet hatte. Auch auf dem Throne bewährte er sich als ein Fürst voll Kraft und Entschiedenheit, von großer Einfachheit und einer beinahe an Geiz grenzenden Sparsamkeit. Ein kühner Kriegsheld, gelang es ihm, den byzantinischen Namen in mehreren Feldzügen gegen die Sarazenen wieder zu Ehren zu bringen. Er eroberte die festen Städte Mopsvestia und Tarsus und nahm den Erbfeinden des Reiches mehr als hundert Burgen und Ortschaften in Kilikien und Syrien weg. Eben so glücklich war er in seinen Kriegen gegen die Bulgaren, wie er nicht minder die Ehre des Reiches gegen Kaiser Otto I. behauptete. Selbst in Sizilien waren seine Waffen Anfangs von Erfolg begleitet, wenn auch späterhin die Insel wieder verloren ging.

Auch in die innere Verwaltung des Reiches griff Nicephorus mit derselben Entschiedenheit ein, nur zog ihm die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er die Steuern erhöhte und dabei selbst die Güter der Geistlichkeit nicht schonte, zahlreiche Feinde zu, welchen sich gar bald auch seine lasterhafte Gemahlin Theophania beigesellte, die schon längst über die willkürliche Herrschaft des Kaisers und die Zurücksetzung ihrer Söhne erster Ehe erbittert war. Um sich ihres Gemahls zu entledigen, bediente sie sich als Werkzeug des tapfern Feldherrn Johannes Tzimisces aus Armenien, welcher zu den Unzufriedenen gehörte. In einer stürmischen Winternacht wurde Tzimisces in das Schlafgemach des Kaisers eingelassen, wo er die Ermordung des Letzteren mit eigenen Händen verübte. Hierauf ließ er sich selbst zum Kaiser krönen.

Johannes Tzimisces (969—976) suchte sein Verbrechen durch eine würdige Regierung vergessen zu machen, indem er vor allen Dingen die unheilvolle Theophania nach der Insel Prote verbannte, wo sie ihr sündhaftes Leben im Kloster beschloß. Die meiste Zeit seiner Regierung verbrachte er im Kriegslager, indem er siegreich gegen Russen, Bulgaren, Ungarn und Sarazenen stritt. Die größten Erfolge errang er im Kampfe gegen die Letzteren, deren Kraft gerade damals am meisten gelähmt war. Er trug seine siegreichen Waffen sogar bis über den Euphrat. Dabei behielt er stets die Wohlfahrt des Volkes im Auge, indem er namentlich die Bedrücker desselben die Kraft seines Armes fühlen ließ. Er starb frühe und, nach allen Anzeichen zu schließen, vergiftet.

Basilius II. (976—1025), der inzwischen das Mannesalter erreicht hatte, bestieg nunmehr den Thron, den er als sein rechtmäßiges Erbe betrachtete. Eine kriegerische Zierde desselben, stritt er siegreich gegen die Russen und vernichtete die Streitmacht der Bulgaren so vollständig, daß er deren Gebiet (1018) für eine Provinz des Byzantinischen Reiches erklären konnte. Die Geschichte nennt ihn daher den „Bulgarentödter". Da er keinen Sohn hinterließ, nahm nach seinem Ableben sein Bruder Constantin VIII. (1025—1028) den Thron in Besitz. Mit ihm erlosch der Mannesstamm der makedonischen Dynastie. Die Erbfolge ging nun in Constantin's beiden Töchtern Theodora und Zoe auf die weibliche Linie über, zum größten Unheil für das Reich, welches in den Jahren 1028 bis 1057 der Schauplatz der ärgerlichsten und widerwärtigsten Regentenwirthschaft wurde. Während sich die schwache Theodora, die das Gelübde ewiger Keuschheit abgelegt hatte, nur ausnahmsweise um die Regierung bekümmerte, war die ausschweifende Zoe, deren Sinnlichkeit alle Stufen des Alters überstieg, bestrebt, ihre Leidenschaften zu befriedigen unter dem Vorwande, dahin trachten zu müssen, dem Reiche einen Erben zu geben.

Auf diese Weise und durch sonstige Palastintriguen wurden kurz hinter einander Romanus III. Argyrus, Michael IV. (der Paphlagonier), Michael V. Kalaphates, Constantin IX. Monomachus, Michael VI. Stratioticus, schwächliche, gemeine und elende Kreaturen, zur Kaiserwürde erhoben, so untüchtige Menschen, wie sie jemals auf einem Throne gesessen haben. Es war eine Zeit tiefster moralischer Verworfenheit über Byzanz gekommen; und dieses jämmerliche Schauspiel einer unerhörten Mißwirthschaft endete nicht eher, als bis Zoe und bald darauf auch ihre Schwester Theodora dem Tode verfielen. Damit erlosch die makedonische Dynastie völlig.

Die lateinische (römische) und griechisch-orthodoxe Kirche. Ins Jahr 1054 fällt das große Schisma, welches die ganze Christenheit in zwei noch heut bestehende Parteien, in die lateinische oder römisch-katholische und die griechisch-katholische Kirche spaltete, welcher Trennung wir früher bereits (s. S. 544) gedacht haben.

Die Zeit der Komnenen. Isaak Komnenus (1057—1059), ein verdienter, freilich bereits ergrauter Feldherr des Reiches, der von dem Heere mit dem Purpur bekleidet wurde, brachte die alt-ehrwürdige römische Familie der Komnenen auf den Thron. Ihnen gelang es später, den Verfall des Reiches für einige Zeit aufzuhalten. Indessen ist Isaak nur als der erste Kaiser aus jenem Geschlechte merkwürdig; denn was die Regierung des greisen Kaisers betrifft, so verhinderte ihn der Mangel an Gesundheit, Jugend und Kraft, Größeres zu leisten. Nachdem er wenigstens seinen guten Willen dargethan, dem Reiche zu nützen, dankte er schon nach zweijähriger Herrschaft ab. — Da er selbst ohne Söhne war, sein Bruder Johannes Komnenus aber fünf Knaben hatte, so bestimmte er diesen zum Nachfolger, stieß aber bei demselben auf solch entschiedene Abneigung, die Krone anzunehmen, daß er dieselbe einem bewährten Feldherrn überließ, welcher als Constantin X. Ducas (1059 bis 1067) den Thron bestieg, aber auch nur, wie es scheint, um ihn seinen Kindern hinterlassen zu können, die als Michael VII., Andronicus I. und Constantin XI. mit dem Purpur bekleidet wurden und Anfangs unter der Vormundschaft ihrer zum beständigen Wittwenthume verpflichteten Mutter Eudocia regierten. Indessen mochten die Bedürfnisse

des Staates oder ihres Herzens in Eudocia den Entschluß zu einer zweiten Heirath zur Reife gebracht haben; denn wir erfahren, daß sie plötzlich einen durch Schönheit und Tapferkeit ausgezeichneten Abenteurer zu ihrem Gatten und dadurch auf den Kaiserthron erhob: Romanus IV. (Diogenes) (1067—1071), einen wegen seiner merkwürdigen Schicksale hervorragenden Mann. Bald nachdem er zum Kaiser erhoben worden war, riefen ihn die Siege des seldschukidischen Sultans Alp Arslan nach Kleinasien, und wirklich gelang es ihm auch, die türkischen Horden bis hinter den Euphrat zurückzuwerfen. Als er sich aber zur Wiedereroberung Kleinasiens anschicken wollte, stellte sich der tapfere Alp Arslan selbst an die Spitze seiner Truppen, und nun wurde das byzantinische Heer bei Zahra (1071) mit einem Schlage vernichtet.



Byzantinischer Kaiser umgeben von seinen Haustruppen.

Romanus selbst gerieth in die Gefangenschaft des Türken, der ihn indeß nach kurzer Haft gegen die Zusage der Tributleistung und auf sein Wort, keinen weitern Krieg zu führen, frei gab, worauf wir später nochmals zurückzukommen Veranlassung haben. Weit ungnädiger, als der türkische Sultan gegen den unglücklichen Kaiser bezeugte sich sein eigenes Vaterland. Er war während seiner Gefangenschaft der Krone für verlustig erklärt worden, und nachdem die Häupter der Verschwörung auch die Kaiserin ins Kloster verwiesen hatten, beriefen sie die Söhne Constantin's X. zur Regierung, den unglücklichen Kaiser aber ächteten sie als einen Feind und Verräther des Vaterlandes und ließen ihn blenden, welch traurigem Schicksale er wenige Tage darauf erlag.

Michael VII. Parapinaces, Andronicus I. und Constantin XI. konnten dem Reiche um so weniger genügen, als sie sich der Regierung durchaus nicht annahmen, sondern

ihren Lieblingsneigungen nachlebten. Als die einflußreichen Heerführer merken ließen, daß man einen kräftigeren Regenten wünsche, legten die bisherigen Gewalthaber (1078) bereitwillig den Purpur ab, der nun durch Wahl auf Nicephorus III. Botaniates, (1078 bis 1081) überging, aber von demselben ebenfalls ohne Kraft und Würde getragen ward.

Die Dynastie der Komnenen. Gegen ihn und seine schwache Regierung erhob einer der Söhne des Johannes Komnenus, der kühne und für das Vaterland begeisterte Alexius Komnenus, die Fahne des Aufstandes. Das Waffenglück begünstigte denselben, ihm gelang es, Konstantinopel zu erobern und den Kaiser ins Kloster zu treiben. So verwandelte er die Bezeichnung eines Rebellen in die eines Helden und Vaterlandsbefreiers. Alexius bestieg den byzantinischen Thron und gründete so die komnenische Dynastie. — Erst diese Dynastie, deren Regierungszeit in die Periode der Kreuzzüge fällt, war berufen, dem dahinsiechenden Staatskörper neues Leben einzuhauchen. Es gelang ihr in einer schwierigen, gefahrvollen Zeit, von dem in hohem Grade bedrohten Reiche vorerst den Untergang abzuwenden. — Wir begnügen uns mit einer gedrängten Uebersicht der Regierung der Komnenen.

Alexius I. Komnenus (1081—1118) bot ein Gemisch guter und schlimmer Eigenschaften. Allein es ist wol vorzüglich dem Mißgeschicke der Zeit zuzuschreiben, wenn er uns nicht als der große Mann erscheint, welcher er seinen Anlagen gemäß hätte werden können. Unter allen Umständen aber bleibt ihm der Ruhm, das Reich unter den Stürmen der Kreuzzüge mit kräftiger Hand aufrecht erhalten zu haben; denn ohne seinen Muth und seine Klugheit würde es von den Brandungen der nach Palästina strömenden europäischen Völkerbewegung hinweggespült worden sein, wie es nach dem Abtreten der Komnenen denn auch wirklich geschah. — Von seinen Söhnen Johannes und Isaak folgte ihm der Erstere.

Johannes (1118—1143), gewöhnlicher „Kalo-Johannes“ genannt, ein an Körper, Geist und Charakter ausgezeichneter Mann, war der größte und beste der Komnenen, fast zu mild bei Handhabung des Regiments im Innern, aber nichtsdestoweniger kraftvoll und kriegerisch gegen die äußeren Bedränger des Reichs. Die Fortschritte seiner Waffen in Kleinasien nahmen einen solchen Umfang, wie ihn die byzantinischen Feldherren schon lange nicht mehr hatten erstreiten können. Schon schien es, als sollten die auf Erringung der früheren Macht des alten Byzanz gerichteten Herrscherträume des trefflichen Regenten in Erfüllung gehen, schon warf er Blicke über den Euphrat hinweg, als unerwartet der Tod seine großen Pläne vernichtete.

Manuel (1143—1180), sein Sohn und würdiger Nachfolger, ist das dritte Glied des großen komnenischen Regentenkleeblattes, auf das der letzte Glanz des byzantinischen Thrones niederfiel. Er war ein milder und kräftiger Herrscher, ein glorreicher Feldherr und das Muster eines edelsinnigen Ritters. Er kann, was körperliche Kraft und Gewandtheit, Muth und kriegerische Großthaten anlangt, den größten Helden in den Jahrbüchern der Geschichte an die Seite gestellt werden. „Wie bei seinem Zeitgenossen Richard Löwenherz ist auch über Manuel's Person der Glanz der Romantik ausgegossen. In der Schlacht und im feindlichen Handgemenge, wie auf dem Marsche; im Turnier und im ritterlichen Zweikampfe, wie auf der Jagd; im Lager und im wilden Reitergefechte, wie im Seekriege auf dem Verdecke des wogenden Schiffes, kam ihm kein bewaffneter Mann gleich an kühnem Wagen, an Stärke und Gewandtheit, an Muth und Ausdauer. Die Waffenthaten und Heldenzüge, welche die griechischen Schriftsteller von dem kaiserlichen Kämpfer mit der hohen Gestalt und den sehnigen Armen melden, gleichen mehr den Schilderungen eines Ritterromans, als den Erscheinungen des wirklichen Lebens.“ — Ueberall, wo es byzantinische Interessen zu wahren gab, in Kleinasien, gegen die Ungarn, in Unteritalien und Sizilien, zeigten sich seine Waffen oder seine diplomatischen Unternehmungen den Aufgaben seiner Regierung gewachsen, so daß das Byzantinische Reich für einige Zeit wieder ein Gegenstand der Achtung, ja zeitweilig des Schreckens für die europäischen und asiatischen Mächte wurde. — Leider machten ihm die politischen Umtriebe eines ehrgeizigen Verwandten viel

zu schaffen, der sich in der Geschichte der Komnenen einen eben so berühmten wie berüchtigten Namen erworben hat. Es war dies Andronicus Komnenus, der Sohn des obengenannten Isaak, also ein Vetter des Kaisers, der größte Abenteurer seiner Zeit. Nach mancherlei gegen Manuel gesponnener Anschlägen und Intriguen gerieth er in dessen Gewalt, entfloh aber nach wiederholten Versuchen, nachdem er zwölf Jahre in Gefangenschaft zugebracht hatte, und gelangte glücklich nach der asiatischen Küste. Nun durchzog er als Abenteurer ganz Arabien, alle Freuden des Lebens genießend, aber auch stets über Plänen brütend, sich des byzantinischen Thrones zu bemächtigen und für die ausgestandene lange Kerkerhaft Rache zu üben, was ihm indeß erst unter der folgenden Regierung gelang.

Nach dem Tode Manuel's hob für das Byzantinische Reich eine Zeit der Verwirrung, Greuel, Blut- und Mordscenen an, wie die Weltgeschichte kaum eine zweite kennt. Wir gehen rasch über dieselbe hinweg, denn die Verfolgung dieser grauenhaften Wirren ist eben so ermüdend, wie sie für den Gang der Ereignisse von geringer Bedeutung ist.

Alexius II. (1180—1183), der zehnjährige Sohn Manuel's, war nämlich seinem Vater gefolgt, und zwar unter der Vormundschaft seiner Mutter Maria, einer sinnlichen Frau, welche die Regierung gleichwie ihre Person ganz der Willkür ihres Günstlings preisgab. Dies erregte allerorten Unzufriedenheit, und Andronicus war ganz der Mann, um eine solche Stimmung für seine Zwecke zu benutzen. Es gelang ihm unter erheuchelter Ergebenheit gegen den jungen Kaiser, sich an Stelle der Kaiserin zum Reichsverweseramte emporzuschwingen. Kaum fühlte er sich in dieser Stellung sicher, so entpuppte sich aus dem bisher abenteuernden Wüstlinge ein Barbar und Tyrann. Zuerst ließ er die Kaiserin prozessiren und sie durch einen Justizmord beseitigen; dann brachte er es fertig, daß er selbst zum Mitkaiser des jungen Alexius ernannt wurde und endlich ließ er diesen ermorden.

Andronicus I. (1183—1185), durch diese Verbrechen auf den Thron gelangt, suchte sich desselben zu versichern. Auf seiner Höhe erscheint der Gewalthaber bald als Engel, bald als Teufel. Denn während er für das Volk wahrhaft väterliche Fürsorge hegte, einer Menge von Uebelständen der Verwaltung abhalf und namentlich dem tyrannischen Gebahren der Beamten steuerte, verfolgte er seine Feinde mit einer solchen Grausamkeit, daß kaum ein Tag ohne die martervolle Hinrichtung eines oder mehrerer Opfer seiner Rache und Wuth verging, so daß man seinen Namen denen eines Tiberius und Heliogabalus anreihen muß. Aber trotz aller Langmuth der byzantinischen Vornehmen, die sich monatelang wie eine Herde Schafe abschlachten ließen, wurde die unersättliche Grausamkeit des Andronicus doch endlich die Grube, in der er seinen Untergang sich selbst bereitete. Als er sich gegen den Isaak Angelus, einen Verwandten der Komnenen, kehrte und ihn hinrichten lassen wollte, erhob der sonst leidenschaftslose Mann einen Aufstand, welcher damit endete, daß Andronicus entthront und selbst auf martervolle Weise öffentlich hingemordet wurde.

Die Bulgaren. In die Regierungszeit des Andronicus fällt auch die im Eingang erwähnte Gründung des wallachisch-bulgarischen Königreichs. Der byzantinischen Tyrannei müde, erhoben unter Andronicus Walachen und Bulgaren die Fahne des Aufruhrs. Zu Anführern erkoren sie die beiden Brüder Peter und Asan, die ihre Abstammung von den alten Bulgarenkönigen herleiteten. Ein jahrelanger Krieg, während welchem die beiden bulgarischen Häuptlinge ihren Tod fanden, verwüstete die thrakische Halbinsel; aber ein dritter Bruder Johann setzte die kriegerischen Unternehmungen gegen die Unterdrücker erfolgreich fort und errang die Unabhängigkeit seines Volkes. Papst Innocenz III. verlieh ihm den Königstitel und setzte einen lateinischen Erzbischof in dem neuen Bulgarenreiche ein.

Das Byzantinische Reich ging nun langsam, aber unaufhaltsam seinem Untergange entgegen. Auch das geistige Leben desselben in jener Periode zeigt die Symptome des Absterbens; Poesie und Sprache sind im Zerfall; der Fleiß der Gelehrten und die Thätigkeit der Schriftsteller hat längst aufgehört, schöpferisch zu sein; ihre Leistungen beschränken sich auf Sammeln, Kommentiren und Excerpiren der Werke des Alterthums. Es sind die

Merkmale des Greisenalters, die sich allerwärts wahrnehmen lassen. Poesie und Sprache kamen gänzlich in Verfall. Die erstere sank mehr und mehr zu einer metrischen Behandlung der fremdartigsten Gegenstände herab; selbst Chroniken wurden in Reimform gebracht, wie wir dies übrigens auch im Abendlande kennen gelernt haben.

„Sieht man aber auf den unmittelbaren Erguß der damaligen Muse", sagt Bernhardy, „welche Darstellungen der Moral, persönliche Lebensbilder und den byzantinischen Roman begreift, so verkünden sie in der kläglichsten Weise die unheilbare Zerrüttung einer Nation, welche bei so vielen Kenntnissen und Erinnerungen des Alterthums, wie sie noch immer durchschimmern, so geringe Lebensweisheit und Würde, ja kaum einen Begriff von dem Leben und seinen Leidenschaften, so gar keinen Geschmack und Sinn für klare, logische Diktion besaß, sondern die Armuth an Empfindung und Gedanken durch ein wildes Bilderspiel mühsam verhüllt und zum wirren Gemisch aus altem und plattem Griechisch, aus mißgestalteten Wörtern des Pöbels und der eigenen Empfindung herabgesunken war."

Nur die Geschichtschreibung beansprucht einiges Interesse, indem hierzu die großen Weltbegebenheiten, deren Schauplatz zu einem guten Theile das Byzantinische Reich war, von selbst aufforderten. Hervorragend sind die vier größeren Geschichtschreiber, Zonaras, Nicetas, Nicephorus und Chalkondylas, welche eine vollständige Geschichte des Oströmischen Reiches geliefert haben.

Zonaras, kaiserlicher Geheimschreiber, der als Mönch auf dem Berge Athos im J. 1118 starb, schrieb Annalen, welche bis zu seinem Todesjahre reichen und als unparteiische Quellen gelten. — Nicetas Acominatus aus Phrygien, ein angesehener Staatsbeamter in Konstantinopel zur Zeit der fränkischen Eroberung, verfaßte eine Geschichte der Byzantinischen Kaiser von 1118—1206 in einundzwanzig Büchern, ein Werk von hoher Bedeutung für die Geschichte seiner Zeit. Er starb 1216 in Nikäa. — Nicephorus Gregoras von Heraklea schrieb eine „römische Geschichte" in achtunddreißig Büchern, von 1204—1359. Unter Kaiser Andronicus fungirte er als Gesandter; im Jahre 1351 wurde er jedoch vom Patriarchen Callistus wegen abweichender Lehrmeinungen seines Kirchenamtes entsetzt und in ein Kloster eingeschlossen, wo er starb. — Laonicus Chalkondylas von Athen lieferte eine „Geschichte der Türken und des Untergangs der griechischen Herrschaft von 1297—1462" in zehn Büchern. Die Erzählung ist gehaltreich, wenn auch bisweilen eine große Leichtgläubigkeit mit unterläuft.

Neben diesen ausführlicheren Werken begegnen wir noch einigen hervorragenden Darstellern der großen geschichtlichen Begebenheiten, die sich zur Zeit der Komnenen zutrugen. So erwähnen wir die „historischen Materialien" des Nicephorus Bryennius über Isaak und Alexius; die Ergänzungen hierzu durch seine Gemahlin Anna Komnena, die Tochter des Kaisers Alexius, welche besonders die Regierung und die Kriegsthaten ihres Vaters darstellte; die Fortsetzung dieses Geschichtswerkes durch Johannes Cinnamus bis zum Jahr 1176 und die „Chronographie" des Oströmischen Reiches während der Herrschaft der Franken, von Georgius Akropolita (gest. 1282).

Ungeachtet des traurigen Bildes des Verfalles und der Entartung, welches das Byzantinische Reich darbot, erregten doch die blendenden Formen, das ceremonielle Hofleben, der glänzende Anstrich des Staats- und Privatlebens die Bewunderung des Abendlandes und machten noch einen großen Eindruck auf die Zeitgenossen. Ja mit einer gewissen Ehrfurcht blickte man auf das Oströmische Reich mit seinen überlieferten Ordnungen, und die byzantinische Kunst blieb mehrere Jahrhunderte lang das Vorbild für das Abendland.



Auszug des Seldschuk. Zeichnung von F. Lix.

Die islamitische Welt.

Wir verließen die mohammedanischen Reiche, als die Bujiden in dem rauchenden Bagdad ihren Einzug hielten und den letzten Khalifen zu einem von den Sultanen abhängigen Oberpriester herabdrückten (S. 256). Es blieb ihm nur das Kirchengebet, das Recht der Münzprägung und das Recht der Ernennung und Bestätigung bei verschiedenen Aemtern. Es gelang den Bujiden jedoch nicht, den Islam zu dem früheren Glanze emporzuheben. Sekten zersplitterten und veruneinigten die Anhänger des Propheten, und neue Herrscherfamilien erhoben sich, welche dem Nachfolger der Khalifen die Oberherrschaft streitig machten.

Die Fatimiden in Aegypten besaßen mindestens eben so viel Macht und Einfluß wie der Sultan zu Bagdad. Dasselbe gilt von den Saffariden und Samaniden. Das Reich der Gasnaviden erhob sich auf den Trümmern der Herrschaft der Samaniden, ein Reich, das — gleich dem Reiche der Bujiden — nachdem es sich zu einem überraschenden Glanze emporgeschwungen, nach kaum hundertjähriger Dauer durch die seldschukischen Türken seine Unabhängigkeit einbüßen und einen Bestandtheil jenes ungeheuren Türkenreiches bilden sollte, das, allmählich anwachsend, zuletzt fast die gesammte mohammedanische Welt umfaßte. — In Afrika hatten sich neben dem Khalifat in Aegypten unabhängige Staaten gebildet, wie die der Badisiden in Kairawan, sowie der Zeiriden in Fez, sodaß zur Zeit, als Christenthum und Islam in Asien zusammenstießen, letzterer eine solche Einbuße seiner Kräfte erlitten hatte, daß es uns kaum begreiflich erscheint, wie er den ungeheuren Streitmassen der Christenheit und dem Alles überwältigenden Einfluß des zur höchsten Machtfülle gelangten Papstthums überhaupt zu widerstehen vermochte.

Ueberblicken wir die mohammedanischen Staaten im Einzelnen und wenden wir uns zunächst nach Bagdad, dem ehemaligen Sitz der Khalifen.

Das Reich der Bujiden (946—1063). Muiz, mit dem Beinamen „Addaulah", hatte den Khalifen Almuti (946—974) zur Unterwerfung genöthigt, sodann siegreich gegen die Byzantiner, an deren Spitze nach einander zwei kräftige Kaiser, Nicephorus und Tzimisces, standen, gefochten und auch in Asien durch sein kraftvolles Auftreten die Macht des Reiches gemehrt. Ihm folgte sein Neffe Adhud Addaulah als „Emir Alumara" (918—983), der die Macht des Khalifen, damals Attaji, noch mehr einschränkte und sich den Titel: Schahin Schah, „König der Könige", beilegte. Nach seinem Tode (983) folgte eine Zeit der Verwirrung, und 992 machten einzelne Glieder der Herrscherfamilie sich selbständig in Fars, Chusistan und Irak. — Zum Nachtheil gereichte es den Bujiden, daß sie, während sie

vorgeblich die Sunna schützten, heimlich der schiitischen Glaubensrichtung anhingen (s. S. 211). So fehlte ihnen in der Bevölkerung der rechte Anhalt, ein Mangel, der sich um so fühlbarer machte, als der Khalif zu einem willenlosen Geschöpf der weltlichen Herrscher herabgedrückt war. Die Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Angehörigen der Bujidenfamilien dauerten bis 1031; Bagdad und das Reich waren hierdurch in Verfall gerathen. Damals war Abu Kalindjar „Emir Alumara", und Alkaim (1031—1075) hatte den Khalifenstuhl inne. Fanatische Sektirer, Sunniten und Schiiten, wütheten in den Straßen gegen einander, Räuberbanden machten Wege und Städte unsicher, und Handel und Industrie, die wir während der früheren Periode in blühendem Zustande fanden, lagen hülflos danieder. Im Jahre 1063 wurden die Bujiden durch die Seldschuken, einst Söldlinge im Dienste des Islam, dann (s. S. 238, 246) Trabanten und Leibwachen der Khalifen, gestürzt. Toghrilbey erhielt damals von dem Khalifen Alkaim die Würde eines „Emir Alumara" und den Titel König des Ostens und Westens.

Das Reich der Gasnaviden. Auch das Reich der Samaniden (s. S. 252) bietet uns bald nach seiner Blütezeit wieder das Schauspiel des Zerfalls und der Verwirrung. Naßr (gest. 943) war der letzte mächtige Samanide. Unter Mansur (961), als das Samanidenreich von allen Seiten, namentlich durch die Bujiden, bedrängt war, bemächtigte sich Alptekin, ein Türke niederer Herkunft, der Stadt Gasna, im heutigen Kabul, und gründete dort das Herrscherhaus der Gasnaviden, das an die Stelle der Samaniden trat. Sebuktekin aus dem Hause der Gasnaviden war es, der sich 976 des Samanidenreiches bemächtigte. Dessen Sohn Mahmud (998—1030) hob das Gasnavidenreich zu überraschender Größe empor; unter ihm dehnten sich die Grenzen vom Oxus bis zum Indus aus. Bis nach Lahore, Delhi, ja bis in die Thäler des Himalajah ergossen sich seine Kriegsheere, und der Islam gelangte zu einer Macht, Bedeutung und einem Einfluß, deren er sich seit langem nicht hatte rühmen können. Zu Mahmud's asiatischem Reiche gehörten alle Länder auf beiden Seiten des Indus, das Fünfstromgebiet bis nach Kaschmir und Alt-Iran, sowie die bisherigen Theile des Samanidenreiches. Ein lebhafter Handel brachte Bochara, Chorasan und Samarkand zu hohem Gedeihen; Dichtkunst und Wissenschaften blühten am Hofe Mahmud's zu Gasna. Unter den Gelehrten, welche der große Herrscher um sich vereinigte, glänzt der Name des berühmten Arztes und Philosophen Avicenna; unter den Dichtern, welche seinen Hof zierten, erwähnen wir den Perser Firdusi, den „Paradiesischen", eigentlich Abul Kasim Mansur mit Namen.

Nach Mahmud's Tode (1030) trat ein rascher Niedergang der gasnavidischen Macht ein. Im Innern Streit und infolge dessen Auflösung, von außen her der unwiderstehliche Andrang der alten Reichsfeinde, namentlich der kühnen Seldschuken. Die zunehmende Unfähigkeit der Nachfolger Mahmud's begünstigte zu Anfang des zwölften Jahrhunderts das Aufkommen eines neuen Geschlechts, der Ghoriden, bis auch dieses nach kurzer Zeit erlosch. — Der größte Theil des Reiches Mahmud's, mit Ausnahme der indischen Besitzungen, die bereits an andere Gewalthaber übergegangen waren, fiel den seldschukischen Türken anheim, welche schon über Iran und Persien geboten. Mit den Seldschuken tritt im Orient ein neues lebenskräftigeres Geschlecht auf die Weltbühne, unter welchem der Islam einen Aufschwung nimmt, der beinahe an seine Jugendtage erinnert.

Die Seldschuken. Auf dem öden Steppengebiet Mittelasiens hatten, wie schon erwähnt (s. S. 252), zur Blütezeit der Samaniden die seldschukischen Türken ihre Wohnsitze. Nach ihrer mit Fabeln reichlich geschmückten Ursprungsgeschichte sollen, wie uns H. Vambery berichtet, Seldschuk, der Sohn Tokmak's, und Subaschi, Heerführer eines Fürsten Bogu, wegen irgend eines Vergehens die Heimat haben verlassen müssen. — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die ersten Seldschukenführer nestorianische Christen waren. — An der Spitze von hundert Reitern, tausend Kameele und 50,000 Schafe mit sich führend, gelangte Seldschuk nach dem südlichen Rand der Steppe und siedelte sich hier an.

Hier trat er sammt den Seinigen zum Islam über und bewies seinen religiösen Eifer dadurch, daß er die friedlichen Bewohner der Bocharei gegen die Einfälle heidnischer Völker beschützte. Sein Hof ward ein Zufluchtsort der Bedrängten, und so sahen wir auch den letzten Samaniden bei ihm Hülfe suchen. Bereits war Seldschuk's Macht derart gewachsen, daß er sich rühmen konnte: „Wenn ich meinen Bogen um mich herumsende, folgen leicht 200,000 Krieger meinem Kriegsrufe. — Er starb 107 Jahre alt.



Alp Arslan und Romanus. Zeichnung von F. Lix.

Arslan, sein dritter Sohn, führte bald nach des Vaters Tode die seldschukische Streitmacht über den Oxus. Von Chorasan aus setzten sich die Seldschuken nach allen Richtungen in Besitz der nachbarlichen Lande. Wir haben bereits erwähnt, wie das Reich der Gasnaviden ihnen anheimfiel. Eine Reihe tüchtiger Herrscher und Heerführer wußte mit Geschick und Erfolg das junge Staatswesen zu befestigen. Unter diesen ragt besonders Toghrilbey (gest. 1063), der kriegerische Neffe Arslan's, hervor. Toghrilbey, ein Mann von echt islamitischer Gläubigkeit und strenger Gerechtigkeit, war es, der die Bujiden stürzte und welchen der Khalif zum „Emir Alumara“ ernannt hatte.

Sein Neffe Alp Arslan, „Der tapfre Löwe“, ist nicht minder hervorzuheben. Er gewann Syrien und Palästina von Neuem, wo man sich der Oberhoheit von Bagdad völlig entwöhnt hatte, unterwarf die Völker des Kaukasus und schlug den byzantinischen Kaiser Romanus Diogenes, der, wie wir wissen, sogar in seine Gefangenschaft gerieth. Als ein Zeichen der ritterlichen Gesinnung, welche die islamitischen Herrscher beseelte, darf die Art und Weise gelten, wie der Sultan seinem Gefangenen begegnete. Der Kaiser wurde in Sklaventracht vor den Sultan geführt, damit dieser über sein Schicksal entscheide. Indem Romanus vor dem Türken die Erde küßte, setzte dieser, der damaligen Sitte gemäß, zum Zeichen seiner Siegeshoheit den Fuß auf den Nacken des Byzantiners. Damit aber dieser darin keine Herabwürdigung sehen möge, hob ihn Alp Arslan gleich darauf

liebreich in die Höhe, reichte ihm die Hand und sprach: „Traure nicht über dein Unglück. Das ist eben das Schicksal des Krieges. Du sollst keine Ursache haben, dich über uns zu beklagen; denn ich will dir nicht als einem Gefangenen, sondern als einem Kaiser begegnen." — Wirklich erfuhr Romanus die freundlichste und ehrenvollste Behandlung, indem er unter Anderm täglich den Ehrenplatz an des Sultans Tafel einnahm. Bei solch einer Gelegenheit richtete Alp Arslan einst an seinen Gefangenen die Frage: welch Schicksal er erwarte. — Romanus erwiederte unerschrocken: „Wenn du grausam bist, wirst du mir das Leben nehmen; wenn du deinem Stolze Gehör schenkst, wirst du mich an die Räder deines Wagens fesseln; wenn du aber dein Interesse zu Rathe ziehst, wirst du ein Lösegeld annehmen und mich nach meinem Vaterlande zurückkehren lassen." — „Und wie", fragte der Sultan weiter, „würdest du mir begegnet sein, wenn sich das Glück deinen Waffen günstig gezeigt und mich in deine Gewalt gegeben hätte?" — Romanus antwortete mit mehr Aufrichtigkeit als Klugheit: „Wenn ich gesiegt hätte, würde ich deinen Leib die Geißel haben fühlen lassen." — Der großmüthige Alp Arslan, weit entfernt, von dieser thörichten Antwort sich beleidigt zu fühlen, entgegnete: „Und doch, Christ, macht dir deine Religion Liebe zum Feinde und Verzeihung des Unrechts zur Pflicht?!" — Einige Tage darauf waren die milden Bedingungen festgesetzt, unter welchen Romanus seine Freiheit erhielt. — Alp Arslan endete 1072 durch die Hand eines Meuchlers.

Melikschah (Malek Schah), Alp Arslan's ältester Sohn und sein Nachfolger, zählt zu den größten Fürsten des Orients. Man rühmt seine Fürsorge für die Wohlfahrt des Volkes, die sich in gemeinnützigen Bauten und Anlagen kund that; man preist seine Freigebigkeit, die Niemand unbeschenkt von seinem Throne gehen ließ; man lobt endlich seine Bemühungen für die Ausbildung der Kunst und Wissenschaft. In letzterer Hinsicht hat sich dieser Herrscher namentlich um den Kalender ein großes Verdienst erworben: denn er ist der Begründer der nach seinem Beinamen genannten jelaleddinschen Zeitrechnung, welche weit genauer ist, als die julianische und der gregorianischen fast gleichkommt. Nach ihr beginnt das Sonnenjahr mit der Frühlingsnachtgleiche und ist in zwölf Monate zu dreißig Tagen mit fünf oder sechs Schalttagen getheilt. — Melikschah dehnte seine Macht bis an die Grenzen von China aus, und gleich den Beherrschern des Himmlischen Reiches zitterten die byzantinischen Kaiser vor seinen Waffen. Bei den kleineren Machthabern, Emiren und Sultanen, die hier und dort fortbestanden, galt er als Großsultan. Er starb 1092.

Aber auch die gewaltige Schöpfung Melikschah's brachte der Parteigeist, der den Islam fortwährend zerrüttete, zum Falle. Familienfehden verunreinigten die Herrscherfamilie, und nach einer Reihe von Kämpfen und Wirren kam es zu Theilungen des Reiches. Im östlichen Theile desselben hielten sich jedoch die Nachkommen Melikschah's noch über ein Jahrhundert lang. Toghrul Schah, der letzte aus Melikschah's Geschlecht, fiel 1194. — In anderen Gebieten des weiten Reiches suchten die übrigen abgefallenen Angehörigen der Familie ihre Herrschaft zu befestigen, so in Kerman am Indischen Ozean, in Syrien, Mesopotamien und Kleinasien.

Das Reich von Iconium. Die Seldschuken in Kleinasien und Syrien sind es, welche zunächst mit den Kreuzfahrern feindlich zusammenstießen. In Kleinasien bestand seit 1064 das Seldschukenreich von Iconium, dessen Stifter Suleiman, der Sohn von Kultumisch, eines Fürsten aus dem Hause Seldschuk war. Suleiman hatte, um einen blutigen Familienzwist zu beendigen, von dem Sultan 1064 die königliche Fahne verliehen erhalten, mit der Ermächtigung, sich selbst in den byzantinischen Provinzen ein unabhängiges Reich zu gründen. Suleiman überschritt nun den Euphrat und drang mit den von ihm geworbenen Scharen bis nach Phrygien vor. Als Suleiman 1084 starb, standen alle Länder vom Euphrat bis zum Mittelmeer, vom Schwarzen Meer bis nach Syrien unter seiner Herrschaft.

Dies Reich führte, weil es aus ehemaligen Provinzen des Römischen Reiches bestand, den Namen Reich von Rum oder Rom (Romanien), oder auch Reich von Iconium.

Es war so mächtig, daß die Kaiser in Konstantinopel in ihren mannichfachen Verlegenheiten mit Suleiman Bündnisse eingingen und ihm freiwillig Gebietstheile abtraten. So fiel kurz vor dem Tode des Sultans demselben eine für die Geschichte der christlichen Kirche wichtige Stadt, Antiochia, zu. Nikäa hatte Suleiman zur Residenz auserkoren.

Die islamitischen Reiche in Syrien. Auch in Syrien hatten die Seldschuken mehrere Reiche gegründet. So entstanden in Syrien und Mesopotamien unter Seldschukenhäuptlingen eine größere Anzahl kleinerer zinspflichtiger Staaten, unter welchen wir die Fürstenthümer Damask und Aleppo, die Städte Haleb (Aleppo), Edessa und Mosul hervorheben. In Kappadokien bestand die Dynastie der Danischmende, Jerusalem beherrschte der Turkmenenhäuptling Ortok, nach dessen Tode (1091) seine Söhne Ilghazi und Sokman sich in dem väterlichen Erbe behaupteten. Auch in einzelnen Städten Kleinasiens, wie in Smyrna, Ephesus, Sardes und Philadelphia, herrschten unabhängige Emire. — Die syrischen Gewalthaber erkannten je nach Umständen bald die Oberherrlichkeit der Seldschuken und der Khalifen zu Bagdad, bald die Oberherrlichkeit der Khalifen zu Kairo an.

Der Islam in Afrika. In Afrika bietet der Islam genau dieselben Erscheinungen wie in Asien. Auch hier zeigt er sich untüchtig zur Gründung bleibender Staatsformen; er zersplittert seine Macht in kleinere Reiche und verbraucht seine Kräfte in wildem Sektenstreit. Wir erinnern uns aus dem Vorhergegangenen an Ali, den Gatten der Fatime, der Tochter des Propheten. Von diesem leitete ein Herrschergeschlecht, die Fatimiden, seinen Ursprung ab. Diese eroberten im Jahre 969 Aegypten und gründeten hier unter Muiz (gest. 975) das große Reich der Fatimiden, welches die neuerbaute Hauptstadt Kahira (Kairo oder Siegesstadt), in der Nähe des alten Memphis, zum Herrschersitze hatte. Das Reich erstreckte sich von Syrien und Palästina bis an den Atlantischen Ozean und umfaßte im Süden Nubien sowie das arabische Küstenland mit den heiligen Städten Mekka und Medina. Muiz und sein Sohn Aziz (975—996) waren kluge und tapfere Regenten und brachten es dahin, daß nicht nur alle die Nordküste von Afrika bewohnenden Stämme, sondern auch die kleinen Emire in Syrien den schiitischen Khalifen von Kahira als den rechtmäßigen Nachfolger des Propheten anerkannten. Aegypten und Nordafrika genossen unter diesen Herrschern innere Ruhe und erfreuten sich eines gedeihlichen Wohlstandes.

Unter Hakem, dem Sohne des Aziz (996—1021), trat erst in diesem Zustande eine Wandlung ein. Hakem verfolgte in fanatischer Weise alle Andersgläubigen, nicht nur Sunniten, sondern auch Christen und Juden. In den Kämpfen, welche seine Glaubenswuth hervorrief, brannte ein großer Theil von Kahira nieder, die Auferstehungskirche in Jerusalem wurde auf seinen Befehl niedergerissen, und endlich führte er, als seine fanatische Schwärmerei ihren Höhepunkt erreicht hatte, einen neuen Kultus ein, dem noch heute das Bergvolk der Drusen anhängt. Seine Schwester Sittalmulk ließ den Wahnsinnigen ermorden.

Ali Abul Hassan Thaher (1021—1036), der weise Neffe der Herrscherin Sittalmulk, führte nach des Vorigen Tode das Regiment und lenkte wieder in die segenbringenden Bahnen der ersten Fatimidenfürsten ein. Unter seinem Sohne Muntassir (1036—1094) begann jedoch der Verfall des Fatimidenreiches; die Befehlshaber fremder Söldnerheere brachten die Gewalt an sich, nachdem ihnen die Regierungsgeschäfte unter dem Titel „Emir al Djaschusch“ übertragen worden waren. Wie in Bagdad herrschten diese neben dem Khalifen, maßten sich aber mit der Zeit immer mehr Rechte an und legten sich schließlich den Titel „Sultan“ oder „König“ (Malek) bei, während die Khalifenwürde von ihnen zu einem bloßen geistlichen Amte herabgedrückt wurde. Im Jahre 1171 starb der letzte Fatimide, Ahded Sedinnillah.

Verschiedene Dynastien. Während des Verfalls der Fatimidenherrschaft hatten sich in Nordafrika eine größere Zahl unabhängiger Emirate gebildet. Die Edrisiden-Dynastie, welche im Nordwesten Afrika's herrschte, ist uns schon von früher her (s. S. 233) bekannt. Jusuf Ibn Zeiri, ein Statthalter des Fatimiden Muiz, gründete die Dynastie

der Zeiriden, welche sich bald in zwei Linien, diejenige von Fez und in die von Tunis und Kairawan spaltete, welche letztere von ihrem Stifter den Namen Badisiden führte. Im zwölften Jahrhundert erlagen die Zeiriden den Morabethen (die im Dienst des Glaubens Kämpfenden), einem arabischen Nomadenstamme, der diesen Namen angenommen. Die Morabethen dehnten ihre Herrschaft über die ganze Nordwestküste Afrika's aus, von wo sie dem spanischen Khalifat mehrmals Hülfe brachten, und legten den Grund zu dem Staate Marokko. Eine andere schwärmerische Sekte, die Muahedin, in Spanien Almohaden (Unitarier) genannt, die Mohammed Ibn Tomrut (gest. 1129) als den Mahdi verehrte, verdrängte sie jedoch bald wieder und bemächtigte sich Marokko's und eines Theils von Spanien, sowie der afrikanischen Besitzungen der Normannen in Sizilien.

Assassinen. In jene Zeit fällt auch die Entstehung jener furchtbaren Sekte der Assassinen, der Illuminaten des Islams. Ihr Name stammt von Haschisch, jenem aus Hanf bereiteten berauschenden Pflanzensaft, durch welchen sie sich in fanatische Aufregung versetzten. Die Sektirer wurden danach „Haschischin", was die Kreuzfahrer in Assassinen verwandelten, genannt; sie standen der von Abdallah gegründeten Sekte der Ismaeliten, die ihren Mittelpunkt in der Aka zu Kahira hatte, nahe. Nach ihren Satzungen waren nur die Nachkommen Ismaels, des letzten der sieben offenbarten Imans, zum Khalifat berechtigt. — Die Assassinen legten den Geboten des Korans eine symbolische Bedeutung bei, woraus sich, wie ihre Gegner behaupteten, leicht die Nichtigkeit aller positiven Glaubenssätze sowie der Grundlagen aller Moral und damit jeglicher Art freien Handelns folgern ließ und womit man auch das verbrecherische Treiben der Sektirer erklärt zu haben meint. Der Stifter dieses Geheimbundes war ein fanatischer Schiite Namens Hassan (1090). Ueber ihn, das Oberhaupt oder den Großmeister, den Scheikh al Gebel, „Alten vom Berge", sowie über die geheimen Zusammenkünfte, Geheimlehren und Symbole der Sekte ist viel geschrieben, und eine Menge fabelhafter Dinge sind als feststehende Wahrheiten angenommen worden. Soviel steht fest, daß Hassan ben Sabbah el Hamairi, der Urheber des Geheimbundes, aus Persien stammte und durch den berühmten Koranausleger Mowafek mit den ismaelitischen Bundeslehren bekannt gemacht wurde, als deren Verkündiger er nun am Hofe von Kahira auftrat. Nach seiner Entzweiung mit dem obersten Heerführer des Khalifen sah Hassan sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen und wieder nach Persien zurückzukehren. Infolge seiner zündenden Beredsamkeit und des geheimnißvollen Wesens, das ihm eigen war, strömte ihm eine Menge Anhänger zu, welche er nach dem berauschenden Genuß seines Zauber-(Haschisch) Trankes zu jeder That des Fanatismus zu entflammen wußte. Den von ihm gegründeten geheimen Orden, vergleichbar den christlichen Ritterorden, benutzte er zur Errichtung einer Art von Staat nach ismaelitischem Zuschnitt. Seine Gewalt übte er von seinem persischen Bergschloß Alamut aus, wo er sich im Jahre 1090 festgesetzt hatte. Aus allen Richtungen neue Anhänger herbeiziehend, ward er bald ein Schrecken seiner Nachbarn, als seine Sendlinge grausam einen Widersacher nach dem andern durch Meuchelmord aus dem Wege räumten. In vielen abendländischen Sprachen dient daher auch der Name der Sekte zur Bezeichnung des Meuchelmordes. Der starke Arm Hassan's machte sich fühlbar von Kuhistan bis nach Syrien, und seine Statthalter in Dschebal, Massiat u. a. O., sowie die Befehlshaber seiner festen Burgen in den Gebirgen fanden Gehorsam, wo es galt, dem Willen des „Alten vom Berge" Eingang zu verschaffen, so daß eine Menge Machthaber es rathsam fanden, sich durch Tributzahlung seiner Gunst zu versichern.

Die ihm, dem Ordensmeister, zunächststehenden Großprioren (Dail Kebirs) sowie die Dai's und Refik's waren die „Wissenden"; zu den Nichteingeweihten gehörten die Fedai's, eine Schar entschlossener junger Männer, die jedem Winke des Alten vom Berge blindlings Folge leisteten und deren sich dieser als Henkersknechte bediente. Außerdem gab es Lassiks (Novizen), und die letzte Klasse, die große Volksmasse, die man zu pünktlicher Befolgung der Gebote des Propheten anhielt.

Hassan starb siebzig Jahre alt im Jahre 1124 und ihm folgte der von ihm ernannte Dail Kebir Kia-Busor-gomid, welcher seine Macht gegen Nur-Eddin und Salah-Eddin aufrecht zu halten verstand. — Der Orden erlag 1256 dem Ansturme der Mongolen unter Hulagu, die alle Festen der Assassinen in Persien, wol ihrer hundert, zerstörten.



Zusammenkunft der Ismaeliten. Zeichnung von F. Lix.

Auch in Syrien wurden die Fanatiker noch vor Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts ausgerottet. Ihre Ueberreste flüchteten nach Kuhistan, wo sie sich noch bis in die neueste Zeit erhalten haben sollen. — Die ismaelitischen „Ketzer" wohnen heute unter einem Iman als Hosseinis in der persischen Landschaft Kum und in der Nähe von Alamut; in Syrien in der Gegend von Massiat.



Kulturleben der Araber, Perser und Juden.

Die Bekenner des Islams.

Das Kulturleben der hochbegabten orientalischen Völker zeigt, wenn es auch nicht mehr jene duftigen Blüten trägt, wie in den Jugendjahren des Islam, in den ersten Jahrhunderten des neuen Jahrtausends noch ungemeinen Reichthum, und insbesondere die Literatur der Araber weist eine Reihe hervorragender Erscheinungen auf. Wol kann hervorgehoben werden, daß seit dem achten Jahrhundert die besten Kräfte der Araber von den Wissenschaften angezogen wurden. Sie erwiesen sich eben dadurch als eines der ersten Kulturvölker, daß sie die antike Bildung aufnahmen, verarbeiteten, erweiterten und fortpflanzten. Während sich über Europa noch nächtliche Schatten lagerten, tagte es bei diesen Orientvölkern; sie wurden die Träger der Kultur und von dem eroberten Spanien ging die Geistesleuchte für Romanen und Germanen aus. Vornehmlich in Kleinasien und Aegypten eigneten sie sich als geistige Eroberer die Reste der griechischen Bildung mit demselben Eifer an, mit welchem sie ihrer Glaubenslehre mit ihrem siegreichen Schwert allenthalben die Wege gebahnt hatten. Ein arabisches Sprüchwort lautete: Die Welt wird durch viererlei erhalten: durch die Bildung der Weisen, die Gerechtigkeit der Großen, die Gebete der Guten und die Tapferkeit der Muthigen. Eine ganze Reihe von Khalifen, Sultanen und Veziren kannten kein höheres Verlangen, als die Hebung und Erweiterung der bestehenden Schulen, die Gründung neuer Lehranstalten. Die Liebe zu den Wissenschaften wurde von allen Ständen getheilt. Wißbegierige Jünglinge scheuten selbst nicht beschwerliche weite Reisen nach Bagdad, Baßra, Damaskus, Kahira, Bochara, Samarkand oder dem spanischen Cordova, um des Unterrichtes irgend eines berühmten Lehrers theilhaftig zu werden. Ein interessantes Bild von den arabischen Schuleinrichtungen entwirft Wüstenfeld:

„In den mit jeder Moschee verbundenen Schulen wurde der erste Unterricht ertheilt, Lesen, Schreiben, Anfangsgründe der Grammatik, Religion durch Auswendiglernen des Korans gelehrt, auf Memoriren alter und neuer Gedichte geachtet. Zur weiteren Ausbildung unternahmen die Jünglinge im sechzehnten bis zwanzigsten Jahre Reisen und besuchten die berühmtesten Gelehrten, welche öffentliche Vorlesungen hielten. Diese betrafen in der Regel die höhere Grammatik, die Grundlehren der Fundamentalwissenschaften, der Theologie und Jurisprudenz; dann spezielle Theile derselben, wie Dogmatik, Erklärung des Korans, der Traditionen; Philosopie, Logik, Dialektik u. dgl. Obgleich nun die Lehrer größtentheils Privatgelehrte waren, die entweder an einem Orte ihren Wohnsitz hatten, oder auf Reisen an verschiedenen Orten längere oder kürzere Zeit verweilten, wo sie ihre

Hörsäle eröffneten, — so war doch das Lehramt noch an keinen besonderen Stand gebunden, sondern Jeder, welcher die Kenntnisse hatte und den Beruf dazu fühlte, trat als Lehrer auf, hielt seine Vorlesungen öffentlich und unentgeltlich, oder die Zuhörer bezahlten ein freiwilliges Honorar. — Dies Verhältniß hörte selbst dann nicht ganz auf, als die Khalifen zur größeren und allgemeineren Ausbreitung der Wissenschaften in den bedeutenderen Städten öffentliche Anstalten gründeten, deren Lehrer vom Staate besoldet wurden. Weit und breit berühmt waren die Hochschulen zu Bagdad, Baßra, Bochara, Damaskus und Samarkand, und immer größere Anforderungen wurden an diese Bildungsanstalten gestellt, je mehr die Wissenschaften nach allen Richtungen Fortschritte machten, bis einige derselben sich zu förmlichen Akademien erhoben. Bagdad, Nischabur, Damaskus, Kahira erhielten prachtvolle akademische Gebäude, die gewöhnlich nach ihren Gründern benannt wurden. Die meisten derselben waren zu Lehrstätten für die Fächer der Theologie, Jurisprudenz, Philologie und Philosophie bestimmt; für die Naturwissenschaften gab es besondere Anstalten; die Arzneiwissenschaften wurden in den Krankenhäusern gelehrt. Jede Akademie hatte ihre Bibliothek; sie wurde öfters dadurch bereichert, daß die Professoren sowol ihre eigenen Werke, als auch ihre Privatsammlungen an dieselbe vermachten."

Die Astronomie. Was die Araber von den indischen und alexandrinischen Astronomen lernten, das haben sie bedeutend erweitert, sowol durch zahlreichere und bessere Beobachtungen, wie durch die Vervollkommnung der Meßinstrumente; ihre wissenschaftliche Thätigkeit setzte fort, was die stammverwandten Chaldäer vor Jahrtausenden begonnen hatten. Die Tafeln der Bewegung der Himmelskörper, die Sternkarten und Berechnungen, welche an allen Orten des arabischen Reiches während des Mittelalters angelegt wurden, lieferten zum größten Theile das Material, durch welches die Ausbildung der Astronomie in neuerer Zeit überhaupt möglich wurde. Alex. von Humboldt führt zum Beweise der hohen arabischen Bildung im Westen den astronomischen Kongreß zu Toledo unter Alfons von Castilien an, auf welchem der Rabbiner Isaak Ibn Sid Hazan die Hauptrolle spielte, ebenso im fernen Osten die von Ilchan Hulagu, dem Enkel des Weltstürmers Dschingis-Khan, auf einem Berge bei Merapha erbaute Sternwarte, welche mit vielen Instrumenten ausgerüstet war und in welcher der berühmte Nassir-Eddin aus Tus in Chorasan seine Beobachtungen anstellte. „Diese Thatsachen verdienen insofern ausdrücklicher Erwähnung, als sie lebhaft daran erinnern, wie die Erscheinung der Araber vermittelnd in weiten Räumen auf Verbreitung des Wissens und Anhäufung der numerischen Resultate gewirkt hat, Resultate, die in der großen Epoche von Tycho und Kepler wesentlich zu der Begründung der theoretischen Sternkunde und einer richtigen Ansicht von den Bewegungen im Himmelsraume beigetragen haben."

Wie die Araber durch die Ausdehnung des Beobachtens auch auf die Gegenstände und Erzeugnisse der Erdoberfläche zu der Kunst des Experimentirens, so auf dem Gebiete der Chemie, geführt und dadurch wahrhaft epochemachend wurden, indem sie der Naturforschung ganz neue Wege eröffneten, hatten wir schon früher wiederholt Gelegenheit zu erwähnen. (S. 212.) Auf die Frage, ob unsere Vorstellungen die richtigen seien, antworteten sie durch den Versuch. Sie erhoben sich auf diese Weise zu einer höheren Stufe der Forschung, welche Aristoteles und die Alexandriner noch nicht erreicht hatten, und wurden somit die eigentlichen Begründer der physischen Wissenschaften in der heutigen Bedeutung des Wortes.

Die Philosophie. Den weitaus größten Anhang unter den griechischen Schriftstellern fand Aristoteles, dessen Fülle von Kenntnissen die Araber mächtig anzog. Im Anschluß an Aristoteles richtete sich die arabische Philosophie vornehmlich auf die Natur. Die Theologie wurde weniger berücksichtigt, denn sie war ja im Koran begründet; und es konnte sich nur darum handeln, die Offenbarung in ein System zu bringen oder widerstreitende Ansichten abzuweisen, so daß wir auch hier ein Seitenstück zur christlichen Scholastik haben. Der Fatalismus wurde weiter ausgebildet, die Freiheit des menschlichen Denkens und

Wollens gegenüber der göttlichen Allmacht und Allwissenheit geleugnet, die Schöpfung der Welt im Gegensatz zur Annahme einer ewigen Materie behauptet. Der Wille Gottes ist unbeschränkt, seine Allmacht wird ohne alle Rücksicht auf die Gesetze der Natur und des Geistes gelehrt, so daß nur durch seine Willkür zweimal zwei vier ist und das Eisen schwer zu Boden fällt und nicht wie eine Feder in die Luft steigt.

In der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts lehrte El Farabi (gest. 950) zu Bagdad; sein Bestreben war, aristotelische und platonische Philosophie mit dem Islam zu verbinden. Ferner philosophirte im elften Jahrhundert der berühmte Arzt Ibn Sina (Avicenna, 980—1037), welcher sich gleichfalls an Aristoteles hielt. Unter den Philosophen, welche in der aristotelischen Philosophie eine Gefahr für den Islam erkennen wollten und daher eine Reaktion gegen dieselbe im religiösen Sinne anstrebten, nennen wir noch El Gazali (1059—1111). Er förderte vor Allem den Skepticismus und wurde der Begründer einer unphilosophischen Orthodoxie. Nach ihm ist im Orient kein bedeutender Philosoph mehr aufgetreten. Dagegen fand die Philosophie noch in Spanien und Afrika eifrige Pflege und hatte namhafte Lehrer aufzuweisen.

Die Poesie. Ungeachtet der begeisterten Hingabe an die Wissenschaften, war die Freude der Araber an der poetischen Darstellung noch keineswegs erloschen. Die Poesie war und blieb ein Gemeingut des Volkes; von allen hervorragenden Fürsten sind Gedichte erhalten; die Gabe der Improvisation war vielverbreitet, der Bauer sang hinter seinem Pfluge, der Schlachtruf ward in Verse gekleidet, das Lied warb um Liebe, würzte das Mahl, feierte den Sieg, betrauerte die Todten, ja selbst die wissenschaftliche Sprache wurde durch zierliche Reimsprüche ausgeschmückt, und Staatsmänner faßten ihre Schriften in Versen ab, um sie eindringlicher zu machen. Schon aus früher Zeit ist überliefert, daß Mahab zum Streit hervortrat mit den Worten:

„Wer ich bin, ganz Chaibar weiß es, bin der Held Mahab,
Bin mit Waffen wohlgerüstet, tapfer bis zum Grab."

Ihm trat Ali entgegen und erwiederte in gleichem Versmaß:

„Einen Löwen hieß die Mutter mich, das wisse du;
Mit dem Schwert des Kampfes meß' ich euer Maß euch zu."

In einer Stammfehde ward die Alhambra belagert, und des Nachts trug ein Stein folgendes Blatt über die Mauer:

„Verödung lagert nun und düstres Grauen
Auf Stadt und Dorf in allen diesen Gauen:
Auf die Alhambra flohen sie umsonst
Und denken ihre Mauern neu zu bauen;
Bald werden wir mit unsern Schwertern sie
Wie ihre Väter schon zu Boden hauen."

Die Belagerten wurden von abergläubischem Schrecken erfaßt, bis der Dichter Asadi in demselben Reime erwiederte:

„Verödet ist von unsern Dörfern keins,
Nicht wankt in dieser Burg uns das Vertrauen;
Bald werden wir im Glanz des Sieges uns,
Doch euch zu Boden hingeschmettert schauen.
Ergrauen wird vor Schreck bei unserm Angriff
Das Haupthaar eurer Kinder, eurer Frauen."

Gleich den Troubadours der Provence zogen Dichter und Sänger von Schloß zu Schloß, um die Lebensfreuden durch ihre Lieder zu erhöhen und reiche Geschenke für ihre Lobgesänge zu gewinnen. Der Grundton der Poesie blieb lyrisch. Neben den Liedern der Liebe und Natur blühte vornehmlich die Spruch- und Lehrdichtung sowie die Fabeldichtung. Wir nennen hier aus dem zwölften Jahrhundert die glänzenden Namen eines Weidani (gest. 1125), Abul Kasem (gest. 1143), Abu Madin (gest. 1193), Zamakschari (gest. 1143).

Zu Anfang des elften Jahrhunderts gründete Hamadani (gest. 1007) die Dichtart der „Makame", welche durch Hariri (1054—1120) ihre vollendete Gestaltung erhielt, und mit welcher bekanntlich Friedrich Rückert in deutscher Sprache gewetteifert hat. Makame bedeutet eine Zusammenkunft zur Unterhaltung; die Dichtweise der Makame giebt somit eine geistreiche Unterhaltung wieder, sei es durch Erzählung, Witz oder allerlei Redekünste; der Vortrag ist gereimte Prosa, in welche gelegentlich metrische Gedichte eingeflochten sind.

Von Alters her war es Nomadenbrauch, des Abends unter dem Sternenhimmel sich zusammenzufinden und an Liedern und Märchen sich zu erfreuen, wie sich heute noch in den Kaffeehäusern des Orients lauschende Ohren dem Erzähler neigen. Als die Araber erobernd vordrangen, hörten sie neue Sagen, von welchen sie sich die besten mundgerecht machten. Aegypten und Syrien, Juden und Griechen lieferten ihnen neue anregende Stoffe, am mächtigsten aber floß der Strom der Sage in Persien und Indien. Geschickt wußten die Araber die phantasievollen Dichtungen aus Indien und die zarten, empfindungsreichen Liebesgeschichten der Perser in ihre Sprache zu übersetzen und mit ihren eigenen geistreichen Zuthaten auszuschmücken. Schon im neunten Jahrhundet begann der Dichter Dschehastavi nach dem Vorgange des Persers Nasti eine allgemeine Märchen- und Novellensammlung, welche allem Anscheine nach den Grundstock von „Tausend und einer Nacht" bildete, jener berühmten Märchensammlung, welche in die Literatur aller europäischen Länder übergegangen ist; sie wurde indessen erst einige hundert Jahre später in Kairo vollendet.

Die Dichter Andalusiens wetteiferten mit denjenigen des Orientes, und gleichwie die Araber Spaniens die europäische Wissenschaft beeinflußten, so hat auch ihre Poesie auf die christliche eingewirkt. Es ist zwar eben so irrig, anzunehmen, daß der Reim von ihnen in die abendländische Dichtung gekommen sei, als wenn man den Ursprung der Gothik sarazenisch nennt. Aber beglaubigt sind die Klagen der spanischen Bischöfe, daß viele ihrer Glaubensgenossen die Märchen der Araber lieber lesen, als die lateinischen Kommentare der Bibel, und daß sie arabische Verse machten; ferner weisen die Dichter der Gralsage auf morgenländische Züge hin, und Friedrich II. wurde wegen seines vertrauten Umgangs mit geistreichen Sarazenen in Palermo vom Papste der Götzendienerei bezichtigt. Zahlreiche Berührungspunkte mit der islamitischen Poesie finden sich in den spanischen Romanzen.

Die neupersische Dichtung. Zur schönsten und vollendetsten Kunstblüte entfaltete sich das mohammedanische Leben durch das Zusammenwirken des arischen und semitischen Geistes in Persien. Die alte Heldensage fand hier ihren künstlerischen Abschluß, die romantischen Liebeserzählungen der Sassanidenzeit erhielten hier ihre dichterische Form. Wir begegnen einer Lyrik, welche nicht nur zu dem Uebersinnlichen, dem Ewigen sich emporschwingt, sondern auch bei den Erscheinungen des Lebens mit Lust und Liebe verweilt, das Dasein sinnig betrachtet und heiter genießt. Auch unter den Mohammedanern erhielten sich die volksthümlichen Ueberlieferungen, und die Sassaniden erkannten gar bald, wie wichtig ihnen das altpersische Nationalgefühl zur Stütze ihrer Selbständigkeit war. Wir haben schon erwähnt, welch eifriger Beschützer der Künste und Wissenschaften Mahmud von Gasna war; er ließ von den an seinen Hof geladenen Dichtern aus dem ganzen Reiche die Sagen und Schriften in Bezug auf die Vorzeit zusammenbringen. Die Zusammenstellung derselben zu einem großen Ganzen besorgte Abul Kasim Mansur in Tus, der sich aus eigenem Schöpferdrange schon seit zwanzig Jahren derselben Aufgabe gewidmet hatte. Nach dem Vortrage seiner Dichtung wurde er von dem Fürsten mit dem Beinamen des „Paradiesischen", Firdusi, begrüßt, ein Ehrenname, unter welchem er unter allen Völkern berühmt geworden ist. Firdusi wird als der persische Homer gepriesen, wenngleich er dem Sänger der Ilias an Einfachheit und epischer Klarheit weit nachsteht.

Als Meister der romantischen poetischen Erzählungen glänzt Nisami im 12. Jahrhundert. In Lyrik und Spruchdichtung ragen hervor: Omar Chiam zu Ende des 11. Jahrhunderts, Dschelaleddin Rumi (gest. 1273), Saadi (gest. 1291) und Hafis (gest. 1389).

Die Juden.

Seit Erwähnung der Zerstreuung der Juden nach dem Aufstande unter Bar-Kochba (s. II. Bd., S. 507) haben wir nur an einzelnen Stellen Gelegenheit gehabt, der über das „auserwählte Volk Gottes“ verhängten Verfolgungen zu gedenken. Wir gaben bereits an, weshalb sie keine neue Heimat finden und sich auch nicht mit anderen Nationen vermischen konnten und wollten. Aber im Besitz werthvoller Kenntnisse und Eigenschaften, haben sie doch während der schlimmsten Zeit ihrer rastlosen Wanderungen sich als schlaue Kaufleute, kundige Aerzte und gewandte Geheimschreiber bewährt und an den Höfen Gewaltiger Ansehen zu verschaffen gewußt. Seitdem die Juden kein Vaterland mehr gehabt, ist das Volk Gottes in eine neue kulturgeschichtliche Phase eingetreten, während welcher mehr als einmal die Verbesserung ihrer Zukunft in ihre Hand gelegt war. Wir sehen sie jedoch unter allen Umständen mit der alten Ausschließlichkeit an der Eigenart des Judenthums in enger Zusammengehörigkeit festhalten. — Im dritten und vierten Jahrhundert begegnen wir ihnen in Illyrien, Spanien und Gallien, sowie in mehreren Römerstädten am Rhein. Damals noch nicht verfolgt, widmeten sich dieselben allen üblichen Berufsarten gleich den Landesbewohnern. Sie liegen dem Ackerbau, Handel und dem Gewerbe ob, werden zum Kriegsdienst und zu Aemtern herangezogen und sind im Besitz ihrer eigenen Gerichtsbarkeit. Aber schon in den nächsten Jahrhunderten sehen wir sie von militärischen Dienstleistungen ausgeschlossen, und von da ab ward ihr Beschäftigungskreis immer mehr eingeengt. — Schon im siebenten Jahrhundert, so im Jahre 612, hatten sie mehrfach Verfolgungen im Oströmischen Reich und im westgothischen Spanien über sich ergehen zu lassen, während sie in Sizilien unangefochten verweilen konnten.

Bei den Franken und Gothen rief man noch während des sechsten Jahrhunderts die Juden vorzugsweise an das Krankenbett leidender Christen, denen sie sogar ihre Amulete aufs Herz legen durften, wenn die Reliquien der christlichen Heiligen keine Rettung brachten. Christliche Priester speisten nicht selten an den Tafeln der Israeliten und diese wiederum erschienen als Gäste bei jenen. Der Papst Gregor I. verlangte in einem Rundschreiben ums Jahr 600, daß die Juden nur durch Ueberredung, niemals mittels roher Gewalt bekehrt werden sollten; und auch seine Nachfolger übten Schonung und Milde. Auch schützten nachmals eifrige Päpste, so Innocenz III., Clemens III., Gregor IX. u. s. w., die Juden vor Gewaltthätigkeiten und mehrfach bekleideten geachtete, tüchtige israelitische Männer Aemter am heiligen Stuhl und fungirten als Schatzmeister.

Von argen Bedrückungen war demnach zu jenen Zeiten kaum eine Spur vorhanden; immerhin erscheinen die Juden doch nur als Schützlinge. Erst unter den Karolingern und mit der Ausbildung des Lehnswesens gewinnen auch die Rechte der Juden Form und Gestalt. Alle Juden im Gebiete des Römischen Reichs sind mit Leib und Gut Eigenthum desselben. Sie gelten als Schutzbefohlene des Kaisers diesseit der Alpen sowol, wie in Italien, wo sie bald unter dem kaiserlichen Schutze, bald unter dem des Papstes lebten.

Anklagen gegen die Juden. Es hat nie an Anklägern gefehlt, wodurch vorzugsweise den Juden jene Versündigungen der Zeit aufgebürdet werden, welche sich an das fluchwürdige Gewerbe des Sklavenhandels knüpfen. Allerdings wurde in der ersten Periode des Mittelalters, vornehmlich in Frankreich, dieser einträgliche Erwerbszweig meist von Juden betrieben, denen man jedoch den dabei abfallenden Gewinn keineswegs unverkümmert ließ, vielmehr suchte man durch Verordnungen die Ausübung jenes Geschäftes vielfach zu beschränken, ohne jedoch den Handel selbst zu verbieten. Ein eigentliches Verbot erfolgte erst unter Karl dem Großen, indem derselbe auf der Kirchenversammlung zu Reims den Verkauf von Knechten an Heiden und Juden bei Ausschluß aus der Gemeinschaft der Kirche untersagte. Jeder daher rührende Vertrag sollte ungiltig sein. Sobald nicht ein solcher Höriger bei seinem mosaischen Herrn bleiben wollte und wenn sich ein Christ erbot, jenen um einen billigen Preis los- oder anzukaufen, mußte derselbe ohne Weigerung entlassen werden.



Judenverfolgung aus der Zeit der Kreuzfahrer.

Die Anklage, daß die Israeliten an hohen Festtagen Christenblut vergössen, ist während dieser Zeit noch nicht erhoben worden, wol aber hatte sich schon der Wahn verbreitet, daß sie den Leib Christi durch Mißbrauch der Hostie zu entweihen bestrebt wären.

Bei Karl dem Großen waren israelitische Gelehrte an den kaiserlichen Hoflagern willkommene Gäste; befand sich doch selbst unter der Gesandtschaft, die Karl an Harun al Raschid abgehen ließ, ein Jude, Rabbi Isaak, und der Leibarzt Karl's, Farragut, war gleichfalls Israelit, ebenso Sedekias, der Leibarzt Karl's des Kahlen; Rabbi Juda gehörte zu den erklärten Günstlingen des Letzteren. Die Judenfreundlichkeit jener Zeit ging so weit, daß viele eifrige Kirchgänger auch den Sabbat gleich dem Sonntag feierten, und die Reden in dem „Tempel" nicht minder anziehend fanden, als die Predigten im christlichen Gotteshaus.

In den auf Karl den Großen folgenden Zeiten hatten jedoch die Israeliten in Deutschland und Frankreich mancherlei Unbilden von geistlichen wie weltlichen Herren zu ertragen. Bereits im elften Jahrhundert mußten die jüdischen Bewohner von Toulouse an den Pforten der christlichen Hauptkirche erscheinen, um in der Person ihrer Vorsteher aus der Hand des edlen Gebieters jener Stadt einen Backenstreich entgegenzunehmen. In den Städten des südlichen Frankreichs erschienen die Gassen und Häuser der Juden am Palmsonntag wie im Belagerungszustand, insofern das christliche Volk seine Liebe zum Heiland durch mannichfache Angriffe und Thätlichkeiten, wie Steinwürfe, sowie zahlreiche Verletzungen an Menschen und Beschädigungen an Häusern zu bethätigen suchte. Wenn nun die Belagerten Widerstand entgegensetzten, so lagen sich die Parteien gar bald schon in den Haaren und das Kampfspiel währte nicht selten einige Tage. Obgleich das Christenthum, wie sich aus der Natur der Sache erklärt, dem Judenthum nie eine besondere oder andauernde Zuneigung entgegengebracht hat, so datirt doch der judenfeindliche Fanatismus erst aus der Zeit der Kreuzzüge.

In Deutschland mehrten sich in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts die Verfolgungen des „auserwählten Volkes" und nahmen eine immer bedrohlichere Gestalt an. Aber auch in England ging die goldene Zeit für das Judenthum, die unter Richard Löwenherz begonnen, noch unter demselben zu Ende. Der Pöbel der Städte fiel über die des Wuchers beschuldigten reichen Israeliten her und schlachtete sie ab. Unter Richard Löwenherz' Nachfolger fand das grauenhafte Blutbad von York statt. Die Verfolgten hatten sich in das königliche Schloß geflüchtet, aber daselbst hart belagert, sahen sie bald jede Hoffnung schwinden, Leben und Schonung sich erkaufen zu können. Zuletzt aufs Aeußerste gebracht, steckten sie die königliche Burg an mehreren Stellen in Brand, gaben sich, ihren Rabbiner an der Spitze, selbst den Tod und begruben sich heldenmüthig unter den Trümmern des Schlosses. — In Frankreich fand um dieselbe Zeit eine allgemeine Austreibung der Israeliten statt, die man des Genusses von Christenblut und des Mordes von christlichen Kindern, eben der Erlangung des Blutes wegen, beschuldigt hatte. Ihre Güter wurden zu Gunsten der Schatzkammer des Königs eingezogen. — Doch schon vorher berichten die deutschen Geschichtschreiber von argen Mißhandlungen der Juden, so unter der Regierung des Kaisers Heinrich II., des Heiligen, wie man behauptet, infolge des Uebertritts des kaiserlichen Hofkaplans zum Mosaismus. Diese grausamen Heimsuchungen der Juden in fast allen Staaten Europa's hatten am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts noch nicht ihre Endschaft erreicht.

In Deutschland waren die Hauptschauplätze der Judenhetzen besonders die schlesischen Städte, Mecklenburg zu verschiedenen Malen, die Mark Brandenburg, das Magdeburgische 2c.; in Süddeutschland Schwaben, Ober- und Niederfranken und Baiern. Die Aufzeichnung der Judenverfolgungen in Deggendorf, Bamberg, Passau, Nürnberg, Augsburg, Salzburg, Wien, Prag u. s. w. füllen in den Chroniken eine Anzahl mit Blut getränkter Seiten. — Wie die Juden des Abendlandes geängstigt wurden, weil sie nicht an Christus glauben wollten, so wurde auch das auserwählte Volk im Morgenlande verfolgt, weil es sich weigerte, Mohammed als den höchsten Propheten anzuerkennen.

Handel und Geldgeschäfte, sowie die Beschäftigungen der Juweliere, Spezerei- und Arzneihändler, der Betrieb der ärztlichen Kunst, in welchen wir die Kinder Israel's am meisten thätig sehen, hatten die Juden zu großem Wohlstande geführt, und sie waren selbst in der geschilderten Prüfungsperiode noch nicht so elend wie die später so verachteten Parias. Noch im zwölften und dreizehnten Jahrhundert nahmen kenntnißreiche Juden von Zeit zu Zeit an Gesandtschaften Theil, wozu sie das den Israeliten angeborene Sprachtalent in hohem Grade befähigte. Immer aber wird ihre Thätigkeit als Geldwechsler oben angestellt werden müssen. Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Heere der Kreuzfahrer niemals Jerusalem erblickt haben würden, wenn die geschäftsgewandten Abkömmlinge der „heiligen Stadt“ nicht immer von Neuem das nöthige Geld geschafft hätten.

Und hiermit beginnt die entsetzlichste Periode der Leiden und Drangsale des Judenthums. Neid und Glaubenswuth verbanden sich gegen sie. Als die ersten Schwärme der bewaffneten und unbewehrten Pilger nach dem Grabe des Erlösers, Kriegsknechte, Schwärmer und Abenteurer aller Zungen und Völker an den Ufern des Rheines anlangten und dort die Wohlhabenheit der Judengemeinden gewahrten, lag dem raubsüchtigen Gesindel der Gedanke nahe, daß es viel leichter sei, sich durch Bekämpfung der Ungläubigen im Abendlande um die Religion des Heilands im Sinne der damaligen Zeit verdient zu machen.

„Weshalb sollen wir“, fragten sie, „den Kampf gegen die Christusverächter erst im heißen Morgenlande beginnen? Hier haben wir's viel bequemer und gewinnen dabei! — Fallen wir über diese verruchte, mit Glücksgütern gesegnete Rotte her! Gott will es so!“

Schauerliches Hetzen, Brennen und Morden erhob sich in den Bischofssitzen Speyer und Köln, zu Worms und Mainz, wiewol die geistlichen Fürsten nach Kräften sich bemühten, dem blutigen Wüthen Einhalt zu gebieten. Raub und Todtschlag waren zu lohnend; und so half es den weniger glaubensstarken Juden auch nichts, wenn sie aus Liebe zum Leben sich taufen ließen — ihrem Hab' und Gut ward Schonung doch nicht zu Theil. Die grauenhaften Metzeleien endigten wie in York mit massenhaften Selbstermordungen unter der der Verzweifung überantworteten und jeder Aussicht auf Rettung beraubten Judenschaft. Unter dem Stahl des Rabbi sank mitunter eine ganze Gemeinde dahin. Die Väter gaben ihren Söhnen und Töchtern, die Söhne ihren Müttern und Schwestern den Tod. Bis in die letzten Zufluchtsstätten, bis in die Paläste der Bischöfe von Mainz und Speyer zusammengetrieben, harren sie auch hier vergeblich auf Schutz und Rettung; doch die blutdürstigen Peiniger finden, als sich ihnen endlich die Thore aufthun — nur noch Leichen und Verscheidende. Während jener grausamen Metzeleien sollen allein in den Rheinstädten 17,000 Juden theils durch eigene Hand, theils durch die Hände der Christen gefallen sein.

Ganz anders in Spanien! Hier sehen wir die Juden unter der Herrschaft des duldsamen Islam rege theilnehmen an allen preiswürdigen kulturlichen Errungenschaften ihrer arabischen und maurischen Stammesverwandten. In den Prachtstädten Cordova, Granada, Toledo, Sevilla durfte sich bis ins zwölfte Jahrhundert das Judenthum zu einem Glanze erheben, wie es ihn in seiner späteren Geschichte kaum jemals wieder erlebt hat. Die damalige soziale Stellung der Juden begünstigte ihr Emporkommen.

Das Geistesleben der Juden. Die frühzeitig im Morgenlande errichteten jüdischen Schulen waren auch in den Staaten des Islams emporgeblüht. Durch den Einfluß des arabischen Geistes hatte sich die wissenschaftliche und poetische Bildung der Juden verfeinert. Infolge der unausbleiblichen Wechselwirkung hob sich auch im Abendlande das Judenthum, und die Schulen, die schon seit dem fünften Jahrhundert zu Cordova, Toledo, Granada, Montpellier und anderwärts bestanden, gewannen neuen Aufschwung. Viele Tausende von Schülern besuchten diese Rabbinerschulen, und die jüdischen Gelehrten, die sich nicht nur mit ihrer jüdischen Theologie, sondern auch mit arabischer Sprache und arabischer Wissenschaft beschäftigten, wurden bald zu eifrigen Vermittlern zwischen der Kultur des Morgen- und des Abendlandes.

Jahrhunderte hindurch behaupteten die Juden die gewonnene einflußreiche Stellung, und wie durch ihren Handel die Kostbarkeiten des Orients nach Frankreich und Deutschland gelangten, so vermittelten sie auch uns die Schätze des Wissens. Die Ergebnisse, zu welchen die Araber auf den Gebieten der Astronomie, Philosophie, Medizin und Botanik gelangten, wurden erst durch die Juden in Europa bekannt.

Reich und fruchtbar ist die jüdische Poesie jener Periode. Heinrich Heine hatte schon einen ihm verwandten jüdischen Vorgänger im zwölften Jahrhundert in Manuelo, der dem vertrauten Freundeskreise Dante's angehörte. Ein der französischen Sprache kundiger Jude, Meister Süßkind von Trimberg, seines Zeichens ein Arzt, galt auf den Burgen an der fränkischen Saale als gern gesehener Gast. Er half zwei deutschen Dichtern, Wolfram von Eschenbach's Parcival nach dem französischen Gedicht des Manesse übersetzen. Es heißt in dem betreffenden Gedicht:

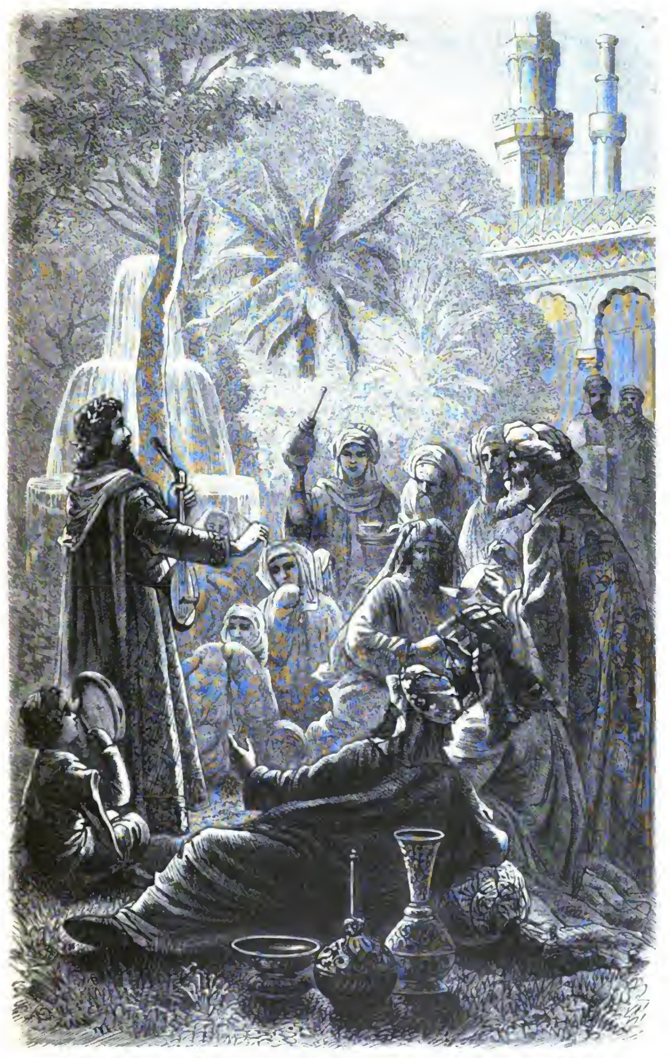
„Ein Jude Samson Prie
Verwandte Zeit und Müh'
An diesen Abenteuern
Und thät uns viel beisteuern.
Er hat sie deutsch uns übersetzt,
Wir haben's dann in Reim gesetzt.

Jüdische Literatur. Das jüdische Literatenthum ist uralt. Jüdische Sprachkenner übersetzten griechische Werke ins Arabische, Hebräische und Lateinische und umgekehrt, und wenn die Juden nicht auf allen Gebieten des Wissens uns als Uebersetzer vorgearbeitet hätten, wir würden heute noch nach gar manchen Richtungen hin uns in Unwissenheit befinden. Die Juden waren, wie nachgewiesen ist, in dem Mittelalter die Pfleger eines rationellen Landbaues, des Seidenbaues, der Färberei, und beinahe alle in das Gebiet der Fabrikindustrie einschlagenden Gewerbe wurden von ihnen betrieben.

Als im zwölften Jahrhundert für das Judenthum in den christlichen Landen die Verfolgungen begonnen hatten, als ihre Lage in den meisten nur halbkultivirten, unter Lehnswesen, Faustrecht und Priesterherrschaft seufzenden Staaten des westlichen Europa immer unerträglicher geworden war, als während der erwähnten Judenhetzen in grauenvoller Weise ganze Geschlechter vertilgt wurden — da hatte sich auf der Pyrenäischen Halbinsel dem „auserwählten Volke Gottes“ ein zweites Kanaan aufgethan. Dahin hatte sich ein Strom flüchtiger Bekenner des Alten Bundes, geführt von angesehenen alten Familien, deren einige sich ihrer Abkunft von dem königlichen Sänger David rühmten, ergossen und an den belebten Ufern des Guadalquivir blühten nun gar bald hochangesehene Rabbinenschulen auf. Jüdische Denker und Dichter pflegten geraume Zeit in Wettstreit mit maurischen und arabischen Weltweisen, Sängern und Gelehrten die Wissenschaften und ehrten die Künste. — Zu jener Zeit, als man im maurischen Spanien den Juden Freiheit, Luft und Leben gönnte, da pulsirte in kräftigen Schlägen das eigenthümlich-regsame Blut des merkwürdigen Volkes. Seine Begabung that sich kund auf allen Gebieten, zu deren Befruchtung Thätigkeit, Geist und Regsamkeit gehören.

Wie schon früher an den Kaiserhöfen und von den Päpsten die Gelehrsamkeit jüdischer Aerzte und Mathematiker hochgehalten wurde, so sehen wir sie rastlos thätig bei allen Finanznöthen maurischer Fürsten, bewundern ihre Unerschöpflichkeit im Ersinnen von Auswegen und Einnahmequellen und bemerken, wie sie die Geldgeschäfte nicht minder zuverlässig besorgen, als die Schreiberdienste im Kabinet der Khalifen und Emire. (Bekleidete doch sogar noch unter dem gutchristlichen Ferdinand dem Katholischen der angesehene Jude Abraband das Amt eines obersten Säckelmeisters oder Finanzministers.)

Nach dem Untergang der berühmten Schulen zu Sura und Pumbeditha hatten sich die namhaftesten Schriftgelehrten nach dem prächtigen Cordova gewandt, und der Ruhm der jüdischen Hochschule Spaniens verbreitete sich über die damalige gebildete Welt. Aber mit ihr auch die scholastische Spitzfindigkeit, zu welcher der Talmud und die Auslegung der Gesetze der Schrift den israelitischen Gelehrten so reichliche Veranlassung bot.



Jüdische Sänger und Gelehrte am maurischen Hofe zu Cordova. Zeichnung von V. Mörlins.

Mehr denn ein jüdischer Dichter zeigte sich als ein echter Liebling der Musen, und der Ruf wohllautenden Sanges und hinreißenden Redeflusses sicherte israelitischen Gelehrten und Meistersängern eine freundliche Aufnahme an den Höfen der maurischen Fürsten, die stolz darauf waren, große Gelehrte und Dichter zu ihren Freunden zu zählen.

Ein liebliches Bild entwirft L. Steub (der Verfasser des „Judenmordes zu Deggendorf") aus jenem Zeitalter, als Wissenschaft und Poesie von den duldsamen Khalifen so hochgeachtet, gefeiert und belohnt wurden, wie es später in Spanien nicht wieder geschehen ist. Er schildert, wie die Dichter mit den Fürsten in den lauen Sommernächten Andalusiens bei Mondenschein zusammensitzen in den duftererfüllten Gartenhöfen der Paläste, auf weichen Polstern hingestreckt, und den Becher kreisen lassen, während Springbrunnen plätschern und der leise Nachtwind Blumenblätter herweht. Die Söhne der Wüste und des gelobten Landes weilen traulich bei einander, gemeinschaftlich fantastischen Märchen aus dem Osten lauschend, sich wohlgefallend in Versen und in schlagfertigen Reden und Gegenreden oder die lachenden Gärten durchwandelnd, entlang am flüsternden Bache auf lorberumwachsenem Uferrande. Dann wiederum finden sie sich zusammen bei mittäglicher Rast unter den Schattendächern des Granathains, oder sie kommen zusammen zu nächtlichen Lustfahrten auf den mattglänzenden Fluten des Guadalquivir. — Damals gab es kaum ein Feld des Wissens und geistigen Strebens, auf dem die Juden sich nicht versucht und hervorgethan hätten.

Ribeyra de Santos bestätigt: „Wir verdanken den Juden größtentheils die ersten Kenntnisse der Philosophie, Botanik, der Medizin, der Astronomie und Kosmographie, ferner die Elemente der Grammatik und der heiligen Sprachen, sowie fast alle Studien der biblischen Literatur."

Talmud und Sohar. Wenden wir unsere Blicke rückwärts dem gelehrten Judenthum aus den letzten Jahrhunderten des ersten Jahrtausends und in den folgenden Jahrhunderten zu, so fällt in jene Zeit die bereits S. 501 des zweiten Bandes besprochene Entstehung des Talmud, sodann das Hervortreten eines andern merkwürdigen Buches, des Sohar. Die aus der Bekenntniß zu diesen zwei Werken entstandenen israelitischen Sekten sehen wir später mehrmals im offenen Kampfe. Hier zunächst einige Ergänzungen zu dem früher, über die in gedachten Gesetzbüchern enthaltenen Grundlehren des Judenthums Gesagten sowie über dessen Weiterausbildung seit der Herrschaft der christlichen Kirche.

Unsere europäischen und die außereuropäischen Juden, welche an der Fortentwicklung ihres religiösen Glaubens Theil genommen haben, sind sogenannte Talmudjuden. Der Talmud (richtiger Thalmud), wie wir wissen, eine Sammlung jüdischer, das religiöse und das bürgerliche Recht betreffender Ueberlieferungen, welche zum Theil schon aus der Periode vor der babylonischen Gefangenschaft der Juden herrühren sollen, bildet die Hauptquelle des rabbinischen Judenthums. — Die Reihe berühmter Talmudlehrer beginnt mit Simon „dem Gerechten", welcher nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft als letztes Mitglied der großen Synagoge genannt wird. In der späteren Zeit behauptet namentlich ein großer Gelehrter, Rabbi ben Jehuda „der Heilige" (von 120—220 n. Chr), ein Sohn des im Evangelium vorkommenden Gamaliel und ein Freund des römischen Kaisers Antoninus, durch sein Wissen und seine Sittenstrenge eine hervorragende Stelle. Die Periode von Simon bis Jehuda umfaßt 530 Jahre. Der letztgenannte große Talmudlehrer soll, entgegen der seither geltenden ausdrücklichen Vorschrift: „was ich dir schriftlich übergebe, das kannst du auch schriftlich fortpflanzen, aber was ich dir mündlich übergebe, das darf nur mündlich überliefert werden", die seither mündlich überlieferten Gesetze niedergeschrieben haben, in der Voraussicht, daß das mündlich überlieferte Gesetz der Vergessenheit anheimfallen würde. In einer späteren Zeit tauchten begreiflich auch über dieses nun vorhandene schriftliche, ursprünglich mündliche Gesetz abweichende Meinungen und Auslegungen auf. Der infolge dessen geordnet gesammelten Auslegungen des Talmud, „Mischna d. h. Wiederholung" (des Gesetzes) genannt, ist bereits S. 501 des vorigen Bandes Erwähnung gethan worden.

beziehentlich des Ursprungs des „Jerusalemitischen Talmud“, so genannt, weil er in Palästina zu Tage trat, während der zweite Theil des Talmud, die „Gemara“, eine Ergänzung der Mischna, mehrere Jahrhunderte später in Babylon entstand. — Spätere Schulen hatten abermals die grundlegenden Gesetzesvorschriften vervollkommnet, und eben daraus war der „Babylonische Talmud“ hervorgegangen, das heutige Hauptgesetzbuch der Juden, das Rabbi Abina ungefähr 500 n. Chr. vollendete. — Man nennt die Sammlung der Erklärungen über die Mischna die Gemara, d. h. „Schluß“, weil nach deren Beendigung nichts mehr hinzukommen durfte. — Sprachlich sind die „Mischna“ und die „Gemara,“ dadurch unterschieden, daß erstere in der spätHebräischen Schulsprache, letztere im chaldäischen Idiom geschrieben ist.

Seinem Inhalte nach fällt der Talmud, oder vielmehr die „Mischna“ sowie die Kommentare, welche die Gemara zur Mischna giebt, in zwei Theile: erstens in die Halachoth, das sind bestimmte Satzungen und Regeln, nach denen die Anhänger des Talmud verfahren sollen, und zweitens in die Hagadoth, d. h. Sagen und Legenden. Die Halachoth verfährt bei ihren Satzungen in der Weise, daß ein einziges in der Schrift genau bezeichnetes Gesetz zur Regel für alle ähnlichen dient. So heißt es z. B. Moses 2, 12. 16: „Keine Arbeit soll am Fest des ungesäuerten Brotes verrichtet werden können.“ Der Talmud erlaubt daher im Sinne der obigen Vorschrift bei den übrigen Festtagen, hinsichtlich welcher sich in der heiligen Schrift nichts ausdrücklich angemerkt findet, jegliche Art von Arbeit, welche zur Zubereitung von Speisen nothwendig sind, mit Ausnahme jener, die unbeschadet vor den Festtagen hätten verrichtet werden können.

Die Halachoth enthält 513 in ähnlicher Weise gesammelte Vorschriften, welche heute nur noch einen historischen Werth besitzen, lange Zeit aber bei den Juden als maßgebende Vorschriften galten. Die Halachot gebietet z. B. Fremdlinge zu lieben, nicht auf wucherische Zinsen zu leihen, ein Pfand, das dem Schuldner unentbehrlich ist, ihm zurückzustellen, dem Taglöhner den Lohn gleich nach beendigter Arbeit auszuzahlen, Niemand im Herzen zu hassen, selbst den Sünder nicht öffentlich zu beschämen, sich nicht zu rächen, seinen Nächsten zu lieben, nichts an einem Orte liegen zu lassen, woran man sich beschädigen könnte, und zahlreiche ähnliche Vorschriften, welche als Satzungen der Humanität allgemein feststehen.

Die Hagadoth dagegen enthält eine Reihe von Erörterungen, die uns heute nur als Erfindungen eines müßigen Kopfes erscheinen und eine Handhabe zu den zahlreichen Angriffen auf den Talmud lieferten. Selbst viele Talmudisten bestreiten ihren Werth; ja Rabbi Chia äußert sogar: „Der Schreiber verdient, daß man ihm die Hand abhaue.“ — Anderes, was bildlich zu verstehen ist, wurde von den späteren Gesetzauslegern wörtlich genommen, und dies führte zu manchen jüdischen Gebräuchen. So sagt der Talmud: „Man sagt vom Engel des Todes, daß er voller Augen sei und ein Schwert in der Hand habe.“ Diese Allegorie bedeutet, daß dem Tode Niemand entgeht, daß er Keinen übersieht und Alles vernichtet. Die späteren Rabbinen aber nahmen die Sache wörtlich und machten es im Buche „Joredeah“ zum Gesetze, daß in dem Hause eines Sterbenden und in benachbarten Häusern das Wasser ausgeschüttet werden müsse, weil der Todesengel darin sein Schwert abwasche. — Doch änderten die Irrthümer der Hagadoth nichts an dem Ansehen des Talmud, der im Morgenlande, in Spanien, Frankreich, Deutschland und Italien als der Inbegriff aller rabbinischen Weisheit galt, und dessen Studium Jahrhunderte hindurch in Blüte stand. — Der Zeitraum,in welchen wir eingetreten, weist eine Reihe hochberühmter Talmudisten auf. Wir nennen den Castilier Juda-ha-Levi (1080—1150), Aben-Esra (1093—1167) in Toledo, an dessen Werken sich später der hochgeachtete Philosoph Spinoza heranbildete, dann den in Cordova geborenen Philosophen Maimonides (1135—1204).

Doch nicht allein unter den Mauren, auch in der Provence und in Italien lebten damals eine Menge angesehener jüdischer Gelehrten; man kann das elfte und zwölfte Jahrhundert als eine der Glanzperioden des Judenthums bezeichnen. — In dieser Epoche entstand allerdings auch eine Lehre, welche große Verwirrung im Judenthum und auch sonsthin anrichtete.

Die Kabbala, jenes gleich dem Talmud oft genannte, aus den absonderlichsten Elementen bestehende, mystisch-philosophische Werk (vergl. Bd. II. 502) rührt aus dem siebenten Jahrhundert her. Damals, als die klar denkenden griechischen und römischen Philosophen schon längst vom Schauplatz abgetreten waren, und sich im Christenthume die Keime des künftigen Mystizismus entwickelten, der im Teufelsglauben und Hexenwahn seine gemeingefährlichsten Ausläufer fand, verbreiteten sich unter dem Einflusse der altägyptischen Weisheit und unter Hinzutritt von (seit Zoroaster's Auftreten immer mehr verdunkelten) Ueberlieferungen innerhalb des Judenthums jene mystischen Lehren und Sätze, die nicht allein dem mosaischen Gesetze, sondern der gesunden Vernunft überhaupt noch weit gefährlicher wurden als die „Hagadoth". Mit noch größerem Recht hätte dem Urheber jenes Buches oder vielmehr Demjenigen, der diese Lehren gesammelt hat, dafür zur Strafe die Hand abgehauen werden sollen. Denn mit jenen Anschauungen, der Kabbala, d. i. „empfangene Lehre", kam seit dem zwölften Jahrhundert eine Art jüdisch-mystischer Religionsphilosophie in Aufnahme, wodurch während des ganzen Mittelalters die Geister irre geführt wurden. — Diese Satzungen sollten durch Gott, neben den altehrwürdigen religiösen Verordnungen, bereits dem Stammvater Adam übergeben worden sein und es gelangten diese Lehren von Geschlecht zu Geschlecht auf Moses, Esra und zuletzt an Rabbi Simon ben Jochai, der sie zur Zeit der Regierung des römischen Kaisers Hadrian niedergeschrieben haben soll. — In dem angeblich von ihm herrührenden „Sohar" sagt er von sich selber: „Ich rufe alle oberen Himmel und die obere Erde zum Zeugen an, daß ich gesehen habe, was kein Mensch, seit Moses das zweite Mal auf dem Sinai war, gesehen hat."

Von Simon ben Jochai ist übrigens nur die Thatsache, daß er lebte, mit Sicherheit festgestellt, keineswegs aber seine Urheberschaft hinsichtlich der unter dem Namen Sohar bekannten Sammlung von Geheimlehren. — In Betreff des „Sohar" ist geschichtlich nur nachgewiesen, daß er zu Anfang des dreizehnten oder Ende des zwölften Jahrhunderts von Palästina in Spanien auftauchte. Ein Rabbi, Moses von Lyon, hat dieses tolle Werk zuerst publizirt; man glaubt, derselbe habe Gewinnes halber sich einer Fälschung schuldig gemacht, insofern der Sohar ein von ihm selbst gefertigtes Machwerk sei, zu welchem der todte, phantastische Rabbi Simon ben Jochai nur den Namen hergegeben.

Es würde viel zu weit führen, wenn wir alle die von der Wissenschaft längst verworfenen kabbalistischen Lehrbegriffe, die das Gebiet der Philosophie, Dämonologie und Theologie umfassen, hier berühren wollten. — Die Kabbalisten befassen sich, beiläufig gesagt, noch ausführlicher als der Talmud mit dem Jenseits und den Schicksalen der Seele nach dem Tode: sie sind Astrologen, Goldmacher, Geistesbeschwörer, Zauberer, glauben zu der Verfügung über die Geheimnisse der Natur und die im Weltganzen verborgenen Kräfte gelangen zu können und haben noch bis in die neueste Zeit unter Grüblern Anhänger gefunden, jedoch mehr zu Wahnglauben als zur Erlangung von Weisheit Veranlassung gegeben. In Rücksicht auf spätere Ereignisse bleibt hier nur noch von Wichtigkeit und erwähnungswerth, daß einer der Hauptsätze der Kabbala die Lehre von der Seelenwanderung bildet; denn wir werden in der Folgezeit Veranlassung haben, darauf zurückzukommen.

Das reiche Kulturleben, wie es von den Arabern, Persern und Juden im Morgenlande begründet und getragen wurde, erlag den wüsten Mongolenstürmen unter Dschingis-Khan. Die erfrischende, erneuernde Völkerflut der Germanen und der Araber selbst hatte neue Triebe in die Völker der damals bekannten Welt gelegt — der Ansturm der Mongolen aber brachte nur Tod und Verwesung; wo diese Barbaren die Schädel der Erschlagenen aufthürmten, da ward die Bildung von Rosseshufen zertreten. Mit Schmerz sehen wir, wie seit dem dreizehnten Jahrhundert der Orient mehr und mehr zu Grunde gerichtet wird. Noch ist es zweifelhaft, ob, nachdem wir nach jahrtausendlangen Kämpfen unsere abendländische Ueberlegenheit gesichert halten dürfen, es uns gelingen wird, den orientalischen Völkern neues Leben einzuhauchen, den Sinn für Gesittung, Kunst und Wissenschaft in ihnen wieder zu erwecken.



Beginn der Kreuzzüge.

Der erste Kreuzzug (1096—1099).

Im Laufe der bisherigen Darstellung sahen wir, wie der Zug, der durch die in Rede stehende Geschichtsperiode ging, ein tief religiöser war. Je gedrückter und verwirrter die öffentlichen Zustände durch die unaufhörlichen, aufreibenden Fehden geworden, desto sehnsüchtiger erwarteten die Gemüther ihr Heil von der Religion. Nicht wenig hatte der aufregende Investiturstreit dazu beigetragen, die abendländische Christenheit in Verwirrung zu setzen, so daß die Geister einem neuen ablenkenden Ziele, das sie aus den Aengsten und Nöthen innerer Kämpfe und Parteiungen befreite, mit Macht zudrängten. Daß ein solches Ziel, religiöser Natur, so gewaltig wirken, eine durchgreifende Umwälzung der bestehenden Verhältnisse nach sich ziehen konnte, dafür haben wir die Gründe schon mehrfach angedeutet.

Die Empfänglichkeit der großen Massen, als der fanatische Aufruf zu den Kreuzzügen zu ihren Ohren klang, ist zunächst in dem rein äußerlichen Gepräge zu suchen, das dem Religionsbedürfniß jener Zeit anhaftete, und welches nur zu leicht zu den Ausgeburten ascetischer Bußübungen, des Reliquiendienstes, der Pilgerfahrten, des Aberglaubens und der Wundersucht führte. Es lag nahe, in der mit Gefahren und Entbehrungen aller Art verknüpften Wallfahrt nach den heiligen Stätten Paläſtina's die höchste Verdienstlichkeit, die sicherste Gewähr für die Erwerbung der himmlischen Seligkeit zu suchen, so daß gar bald die Züge der Wanderer mit dem Muschelhute und dem Pilgerstab immer gewaltiger anschwollen.

Die Wallfahrten. Einzeln oder scharenweise zogen die frommen Pilger hinüber, Vornehme wie Geringe, Geistliche wie Laien, ohne Unterschied weder des Geschlechts noch des Alters und mitunter begleitet von bewaffnetem Gefolge. Sie beteten am Grabe Christi, badeten im Jordan, brachen Palmzweige bei Jericho, im Garten Abraham's, und brachten dann Mancherlei von dort zum Andenken in die Heimat zurück: ein Fläschchen Wasser aus dem Jordan, etwas Erde vom Oelberge oder gar einen Splitter von dem vermeintlichen Kreuze Christi. Diesen Reliquien wurden besondere heilsame Wirkungen zugeschrieben; je größer die Sucht nach ihrem Besitze wurde, um so mehr steigerte sich auch der Eifer für die Wallfahrten.

Schon im Jahre 1064 ergoß sich ein Pilgerstrom von 7000 Personen, Geistliche und Weltliche aller Nationen, unter der Führung des Erzbischofs Siegfried von Mainz nach dem heiligen Grabe, von welchen freilich nur 2000 die Heimat wiedersahen, während die Uebrigen Krankheiten und den Entbehrungen der Reise zum Opfer gefallen waren. Als nun gar der Ruf erscholl, daß die Stätte, wo der Heiland einst geboren war, wo er gewandelt und für das Heil der sündigen Menschheit den Kreuzestod erlitten habe, den Händen der

Ungläubigen entrissen werden solle, da überwältigte die Begeisterung alle Sonderbestrebungen, alle selbstsüchtige Klugheit der Fürsten; sie gingen in der großen Leidenschaft, in dem gewaltigen Aufschwunge, der die Seelen erfaßt hatte, vollständig auf. Neben den fanatischen Priester stellte sich der Verbrecher, welcher Entsündigung, der Hungernde, der Bettler, welcher Rettung aus seiner Noth durch den Kampf finden wollte! An dem Siege zweifelte Niemand, denn das Schwert, welches das Reich Gottes ausbreiten sollte, betrachtete man als gefeit. Eine völlig neue Welt bezauberte die Sinne; die neuen Bilder und Eindrücke wuchsen in der Einbildungskraft und diese glaubte an die Wunder, welche sie selbst geschaffen oder auf welche sie hoffte. Aber um diesem allmählich sich steigernden inneren Triebe den Alles mit sich reißenden Thatendrang, die gesammte äußerliche Machtentfaltung zu den heiligen Eroberungszügen beizugesellen: dazu bedurfte es des Alles überwindenden Einflusses der Kirche. — Schon durch Bann und Interdikt war das Papstthum allgewaltig geworden; allein auch außerdem suchte die Geistlichkeit in tausend Lebensformen und sinnbildlichen Zeichen das Denken und Fühlen der Menschen mit religiösen Stoffen auszufüllen, die kirchlichen Zwecke als die einzigen und höchsten erscheinen zu lassen und so den Menschen für ihre Gebote in allererster Linie empfänglich zu machen. Auf jedem Schritte trat die Kirche vor das Auge des Gläubigen: sie mahnte zur Andacht durch das Kreuz oder das Marterbild am Wege, durch Kapellen und Kirchlein, sei es mitten im Gewühl der Straßen, sei es tief in der Einsamkeit des Waldes und Gebirges, oder durch ihre majestätischen Dome, deren Thürme meilenweit in die Ferne winkten. Der Klang der Betglocke, die vorgeschriebenen Bekreuzigungen, der Morgen- und Abendsegen, das Abbeten des Rosenkranzes, die Prozessionen, das heilige Geheimniß des Sakramentes, die zahllosen Kirchenfeste: dies Alles waren fortwährende Mahnungen an die Gläubigen zum Festhalten an der Kirche. Nur nach einer solch systematischen Bearbeitung der Gemüther ist es denkbar, wie der Lockruf des Papstthums an die europäische Christenheit, Gehör und Erwiederung in noch nie erlebten Massenströmungen nach dem vorgehaltenen Traumgebilde finden konnte.

In Berücksichtigung aller Umstände ist es ein gemischtes Gefühl, mit welchem wir an die Darstellung dieser umgekehrten Völkerwanderung — von Westen nach Osten — herantreten. Uns Deutschen gereicht es jedoch zunächst vielfach zur Befriedigung, daß wir bei Beurtheilung dieses mehr als zweihundertjährigen Schiebens und Drängens nach Morgen auch in jener Zeit den nüchtern verständigen Sinn wahrnehmen, der für den Charakter des deutschen Volkes so bezeichnend ist. Unsere deutschen Voreltern waren für diese Kreuzzüge durchaus nicht so begeistert, als unsere Nachbarn im Westen und Süden.

Infolge der langjährigen Kämpfe Kaiser Heinrich's IV. mit dem Papst sahen sie, wie Ekkehard bezeugt, im Gegensatz zu dem Enthusiasmus in Frankreich, England, Spanien und Italien, zuerst theilnahmlos, ja fast verdrossen nach der angefachten Bewegung hin.

Der Zwiespalt zwischen Kaiser und Papst war ein so klaffender geworden, daß man Rom geradezu als den völligen Gegensatz deutschen Wesens betrachtete und nur wenig Freude an einer Unternehmung empfinden konnte, die anfänglich ausschließlich von romanischen Völkern getragen wurde. Wenigstens wissen wir, daß die Deutschen über den ersten Kreuzzug ganz anders urtheilten, als über die späteren. Man sieht dies aus der Schilderung des Annalista Saxo (bei Eccard, Corp. Hist. medii aevi, I., S. 579), wo es heißt: „Als die Deutschen, ohne die Ursachen dieses Zuges recht zu kennen, so viele Scharen von Reitern und Fußvolk, so große Haufen Bauern, Weiber und Kinder bei sich durchkommen sahen, verspotteten sie dieselben als Wahnwitzige, von unerhörter Thorheit besessen, weil sie ihr Vaterland verließen, nach einem ungewissen verheißenen Lande mit gewisser Gefahr zu haschen, ihren Gütern entsagten und nach fremden trachteten."

Doch auch in unserm Vaterlande stieg die Begeisterung, als die bleibende Gewinnung des Grabes des Erlösers als fester Zielpunkt der neuen Völkerwanderung erkennbarer hervortrat, als der alte Rothbart davonzog nach dem fernen Morgenlande, und die Erregung

der Gemüther legte sich erst inmitten der Stürme jenes Zeitabschnitts mit seinen wiederkehrenden religiösen Wirren, sowie im Hinblick und im Verfolg neuer näher gelegener Thätigkeitskreise für den frommen Eifer während der Hohenstaufen-Periode.

„Faßt man die gesammte Geschichte der Kreuzzüge in einer Uebersicht zusammen“, sagt von Sybel, „so wird man nicht bezweifeln können, Deutschland hat den geringsten Antheil an ihnen genommen; die Rückwirkungen, die es von ihnen erfuhr, gingen sämmtlich auf eine Romanisirung, also auf eine Verwischung des ursprünglichen deutschen Wesens hin.“ Die Kreuzzüge waren ihrem ersten Ursprunge nach ein französisches Abenteuer.

Wir haben heute noch weniger Veranlassung, uns für die Kreuzzüge zu begeistern. Sie dienten den Päpsten und einzelnen Kaisern zunächst als Mittel zu ihrer Machtstärkung, und zu diesem Zwecke war auch in erster Linie die religiöse Begeisterung angefacht worden. Waren sie doch vor Allem für das Papstthum das willkommene Mittel, um die weltliche Macht vom Kampfe gegen dasselbe abzulenken. Aber auch die äußere Inscenesetzung des großen Dramas drückt unsere Begeisterung bedeutend herab; die ideale Romantik des Mittelalters verliert ihren Zauber, wenn wir die große Masse der Scharen näher ins Auge fassen, die nach dem heiligen Grabe pilgerten. Roh und beutegierig, verübten die ersten Kreuzfahrer schon am Rheine Greuel über Greuel (vergl. S. 576); sie waren in noch höherem Grade der Schrecken Ungarns, Bulgariens und des Byzantinischen Reiches.

Unbedeutend, ja fast nichtig erscheint uns heute der vorgeschobene Zweck jener Kriegszüge. Nie sah man ein Aufbieten größerer Mittel und nie hat ein Unternehmen geringeren Erfolg gehabt. Die Kräfte aller christlichen Nationen erwiesen sich trotz der Machtzerstückelung der Sarazenen nicht hinreichend, denselben nur eine Stadt — dauernd zu entreißen. Die neue Völkerwanderung, deren Zweck der Besitz von Palästina war, lichtete die Reihen der Völker, verwüstete die Länder, hemmte die eigenartige politische Entwicklung der Reiche und — „brachte der Christenheit von der ersehnten Erde nicht mehr ein, als fromme Pilger in ihren Krügen von den Ufern des Jordans mit nach der Heimat schleppten.“ — Die Kreuzzüge waren vornehmlich ein lange währendes Traumgebilde des für religiöse Schwärmerei empfänglichen Ritterthums, ein immer von Neuem aufgegriffenes Abenteuer, das zahllose Opfer erforderte und dessen endliche Segnungen von den Urhebern wenigstens nicht beabsichtigt waren. Diese Errungenschaften waren allerdings unberechenbarer Natur.

Nach den Kreuzzügen ersteht eine neue nachhaltige Verkehrsströmung, eine neue Welt. Denn der große Religionskampf brachte die abendländische Welt mit der morgenländischen in genauere Berührung, woraus ganz neue Keime der Civilisation entsprangen. „Durch die Kreuzzüge kam eine Menge neuer Bedürfnisse auf, und diese bewirkten eine bemerkenswerthe Aenderung der europäischen Lebensweise; neue Industrien und neues Handelsleben entstanden, was allerdings zunächst den italienischen Handelsmetropolen und Mittelmeerküstenplätzen, später aber auch den oberdeutschen Städten zugute kam. Die ganze höhere Bildung des Orients, morgenländischer Luxus und feiner Geschmack, orientalischer Gewerbe- und Kunstfleiß wurden in Europa heimisch, und die eigentliche Glanzperiode des Mittelalters tritt nun ein. In kulturlicher Beziehung waren daher die Kreuzzüge von außerordentlicher Tragweite, während ihre Bedeutung nur eine untergeordnete ist, und von diesem Gesichtspunkte aus werden wir dieselbe auch vorzugsweise ins Auge fassen.“

Seit dem zehnten Jahrhundert führte, wie oben erwähnt, religiöse Sehnsucht eine Menge Pilger nach Jerusalem zum Grabe des Erlösers. Die Wallfahrer, die anfänglich meist einzeln die heiligen Stätten besuchten, erschienen später in immer größeren Massen, um an dem Grabe Christi ihre Gebete und Bußübungen zu verrichten. So lange sich die abbasidischen Khalifen im Besitze Palästina's befanden, wurden die Pilger in keiner Weise belästigt oder bedrückt; denn wir wissen, daß die Araber sich durch großherzige Duldsamkeit namentlich gegen die Christen vortheilhaft auszeichneten. Als aber die seldschukidischen Herrscher ans Ruder kamen, änderte sich dieser Zustand doch etwas. Zwar waren die

Seldschuken nicht weniger tolerant als die Abbasiden, allein sie waren strengere Politiker; auch hatten die Pilgerzüge nachgerade an Umfang so zugenommen, daß sie für die politisch-religiösen Zustände im Morgenlande nicht mehr ungefährlich erschienen.

Es dauerte jedoch geraume Zeit, ehe die mohammedanischen Fürsten den christlichen Pilgern feindselig begegneten. Die Bekenner des Islams besuchten ja auch in Massen ihre heiligen Orte, besuchten als Handelsleute die Häfen des christlichen Italiens und konnten meist ungestört in den Küstenplätzen des Mittelmeeres die Produkte ihrer Heimat und ihres Kunstfleißes einführen. Wenn auch nur äußerst langsam, so wären die Früchte dieser regen Völkerverbindung doch gereift, trotz der immer entschiedener hervortretenden Gegensätze zwischen den Morgen- und Abendländern und ihrer widerstreitenden Interessen. — Aber als die angeregte religiöse Bewegung mehr anschwoll und damit auch das Verlangen nach dem Besitze des heiligen Grabes und den Stätten, wo der Heiland gewandelt, sich in der westeuropäischen Christenheit immer unzweideutiger kund gab, da blieben die seldschukidischen Gewalthaber nicht mehr gleichgiltig. Sie ließen von nun an die Christen in brutaler Weise ihre Gewalt fühlen. Nicht nur, daß sie den Pilgern eine Abgabe auferlegten — was kein Billigdenkender tadeln wird — sie störten auch den Gottesdienst, verunreinigten die heiligen Orte, ja es ward sogar der Patriarch von Jerusalem an den Haaren aus der Auferstehungskirche geschleppt, um von den Christen ein Lösegeld zu erpressen. Es fehlte daher seit geraumer Zeit nicht an wohlberechtigten Beschwerden über Bedrückungen des christlichen Glaubens durch die Türken.

Diese Klagen erklangen eindringlicher zu einer Zeit, als die Inhaber des römischen Stuhles von einer geistlichen Weltherrschaft träumten, als Gregor VII. im Abendlande seine gewaltige Hierarchie begründet hatte, als der Nachfolger des heiligen Petrus nach allen Seiten an die Großen der Erde sein Machtwort richtete und den Satz aufstellte: der Papst müsse vor Gottes Thron von den Sünden der Fürsten Rechenschaft ablegen. Die kirchlich-ascetische Zeitstimmung, die Gesichte der Frommen, denen die Mutter Gottes allerwärts begegnet sein sollte, auf unerträgliche Unbill hinweisend; endlich die Lust an Abenteuern, welche, durch die Erfolge der Normannen geweckt, Hoch und Niedrig beseelte: alle diese Momente kamen Urban II. zu Hülfe, als er den bereits von Gregor VII. gehegten Plan eines Kreuzzuges gegen die Türken und Sarazenen in Ausführung zu bringen beschloß. Die Kirche, in welche seit dem großen Kampfe mit Heinrich IV. ein erhöhtes Lebensbewußtsein eingekehrt war, wollte ihre Macht prüfen und sie zuerst die Ungläubigen fühlen lassen.

Peter von Amiens. Ein zufälliges Ereigniß gab zur Verwirklichung des Planes den Anstoß. Es war die Erscheinung des glaubenseifrigen Eremiten Peter von Amiens, eines Priesters, der, als Pilger aus Palästina zurückgekehrt, nun im Grimme über den dort erlittenen Druck den Vorsatz gefaßt hatte, Europa gegen die seldschukidische Macht in Waffen zu rufen. Er trug seinen Entschluß Urban II. vor, schilderte demselben die Leiden und Drangsale, welche die Christen im Morgenlande zu erdulden hätten, und überreichte ihm selbst ein Schreiben des Patriarchen von Jerusalem mit flehenden Bitten um Hülfe. Der Eremit fand geneigte Ohren und erhielt von dem Kirchenoberhaupt das Versprechen kräftigster Unterstützung. Während nun der Papst zu gleichem Zwecke im J. 1095 rasch hinter einander zwei Kirchenversammlungen nach Piacenza in Italien und Clermont in Frankreich berief, durchzog Peter von Amiens diese Länder von Stadt zu Stadt und predigte die Nothwendigkeit und Gottwohlgefälligkeit der Befreiung des heiligen Landes, indem er sich hinsichtlich seiner Berufung auf göttliche Offenbarungen und Befehle stützte. Er erregte überall glühenden Glaubenseifer; es bedurfte nur einer bestimmten Aufforderung, eines unmittelbaren Anlasses — und ein guter Theil der Christenheit stand in Waffen.

Kirchenversammlung von Clermont. Höchst wirksam waren die gedachten Kirchenversammlungen. Schon die von Piacenza sprach die Verpflichtung der Christen zur Eroberung des heiligen Landes aus. Zur zweiten, noch zahlreicheren, der zu Clermont, — einer der

größten, welche jemals gehalten wurden — hatten sich nicht blos Geistliche, sondern auch Laien in ungemessener Zahl eingefunden: Herzöge, Grafen und Ritter aus allen benachbarten Reichen. Die aus den unteren Volksschichten herbeigeströmten Leute hatten sich zu einer solchen Masse zusammengeballt, daß die Stadt nicht groß genug war, sie zu beherbergen, und daß sie in der rauhen Witterung des Herbstes auf freiem Felde meist unter Zelten übernachten mußten. — Acht Tage vergingen unter kirchlichen Verhandlungen. Endlich bestieg Papst Urban eine auf dem Marktplatze der Stadt errichtete Kanzel und verkündete den Beschluß: das heilige Grab solle durch Waffengewalt unter dem Beistande Gottes aus den Händen der Ungläubigen befreit werden. Noch hatte er seine Rede nicht beendet, als ihm aus tausend Kehlen der einstimmige Ruf entgegen tönte: „Gott will es!“ Deus lo volt.

„Ja, Gott will es wirklich“, ließ sich der Papst vernehmen, „dieses Wort, zuverlässig die Eingebung des heiligen Geistes, soll für immer euer Schlachtruf sein, um die Inbrunst und den Muth der Streiter Christi zu befeuern. Sein Kreuz ist das Symbol eurer Erlösung; traget es, ein rothes, ein blutiges Kreuz, als äußeres Zeichen auf eurer Brust oder euern Schultern, das Pfand eurer heiligen unwiderruflichen Verpflichtung!“

Außerdem bot der Papst allen Theilnehmern vollkommenen Ablaß, also Lossprechung von allen Sünden und Kirchenbußen. Der Zug nach Palästina wurde durch Zuruf beschlossen, und zum Zeichen der Verpflichtung dazu heftete man sich von rothem Stoff das Symbol des Christenthums, ein Kreuz, auf die rechte Schulter. Dies Kreuz blieb auch späterhin Abzeichen der kriegerischen Jerusalemfahrer und gab diesen die Benennung Kreuzfahrer oder Kreuzritter, den Zügen selbst aber den Namen der Kreuzzüge.

So war denn die Eroberung von Palästina durch christliche Waffen beschlossen. Vorwiegend hatten frommer Glaubenseifer, Schwärmerei und religiöser Wahn, die Aussicht auf Sündenvergebung und himmlischen Lohn, in kaum minderem Grade auch die Hoffnung auf Beute und die Aussicht auf üppige Genüsse, die man in dem so verlockend geschilderten Morgenlande zu finden erwartete, Antheil an der Begeisterung für das Unternehmen; endlich war den durch das Feudalwesen Unterdrückten Freiheit, Verbrechern Erlassung der Strafe in Aussicht gestellt worden. Die der rohen Menge sich darbietenden Gelegenheiten zu Raub und Mord erschienen derselben keineswegs als verbrecherische, sondern als gebilligte Handlungen. Die genannten Triebfedern waren mächtig genug, um allgemeine Theilnahme an den Kreuzzügen hervorzurufen und den ersten derselben zu einem wahren Völkerzuge zu gestalten. Die von Frankreich ausgehende Bewegung ergriff zuerst die lothringische Ritterschaft und riß fast gleichzeitig die Normannen in England und in Süditalien hin. An Deutschland hingegen ging sie, wie schon bemerkt, vorläufig vorüber.

Vorläufer des ersten Kreuzzuges. Sechs Millionen Menschen hatten im ersten Rausche der Begeisterung das Kreuz genommen. Allerdings verminderte sich die Zahl der Kreuzfahrer infolge der bald darauf eintretenden Ernüchterung, aber immerhin blieb eine große Anzahl, welche sich anschickte, den Mühseligkeiten eines 500 Meilen langen Zuges durch zum großen Theil aller Verkehrsmittel entbehrende Ländergebiete zu trotzen. Die Gefahren dieses Unternehmens wird man aus dem Schicksale der wilden Horden, die als Kreuzfahrer noch vor dem ersten Kreuzzuge nach dem Orient zogen, zu ermessen im Stande sein.

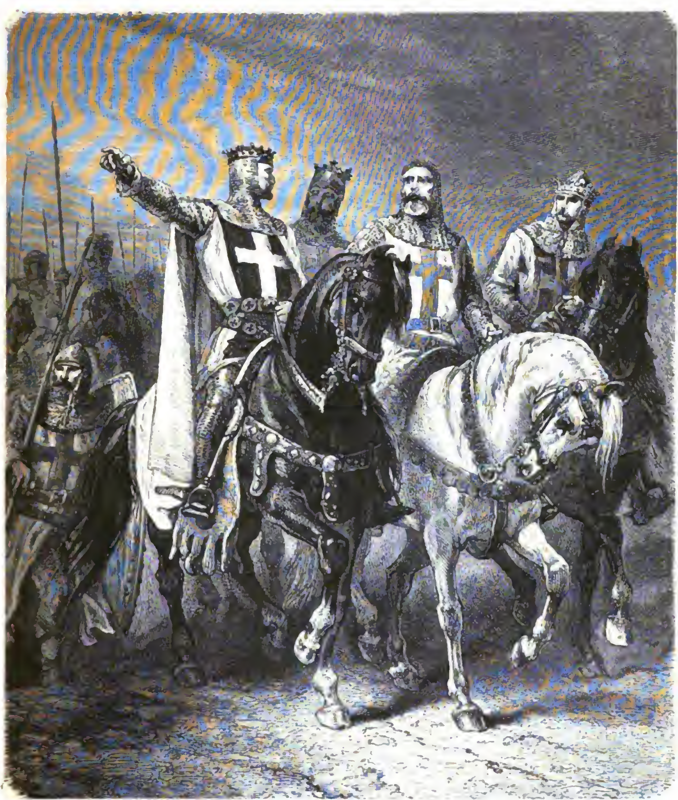
Peter von Amiens wollte nämlich in seiner fanatischen Ungeduld die Zeit (15. August 1096) nicht abwarten, welche von den französischen und italienischen Fürsten für den Aufbruch ihrer ritterlichen Heere festgesetzt worden war. Er benutzte das erste Aufflackern der Begeisterung, um eine Menge niedern Volkes unter seinem Kruzifix zu versammeln, und brach schon im Frühlinge des Jahres 1096 an der Spitze eines wüsten Haufens von 60,000 Menschen beiderlei Geschlechts, dessen Vortrab ein tapferer, aber armer französischer Ritter, Walter ohne Habe genannt, führte, aus Frankreich auf. Diese ungeordneten Scharen wälzten sich nun durch Deutschland, Ungarn und das Byzantinische Reich, um von Konstantinopel aus nach Kleinasien übergesetzt zu werden.

Ihm folgte der Mönch **Gottschalk** mit 15,000 in den Rheingegenden zusammengerafften Bauern. Endlich sammelte sich ein dritter Abenteurerschwarm aus den niedrigsten und rohesten Elementen bestehend, welcher sich unter der Anführung einiger Grafen und in Begleitung von 3000 Rittern den vorangegangenen Scharen anschloß. Diese Vorläufer des ersten Kreuzzuges, eher Räuber- und Mörderbanden als Kreuzträgern gleich, plünderten, sengten und mordeten, wohin sie kamen, und wurden die Plage der Länder, welche sie durchzogen. Schon in Deutschland begannen sie, wie wir erzählten, einen Vernichtungskrieg gegen die Juden, die Stammesgenossen Desjenigen, dessen Grab sie zu erobern auszogen; aber die Wahnwitzigen wurden von der Rachegöttin ereilt. Der weite Weg, von dessen Beschwerlichkeiten sich die Bethörten nichts hatten träumen lassen, rieb einen großen Theil derselben auf. König **Koloman** von Ungarn verscheuchte sie mit Waffengewalt von den Grenzen seines Reiches, so daß sie Konstantinopel nur haufenweise und auf Umwegen erreichen konnten. Auch der Komnene, Kaiser **Alexius** I., entledigte sich des Gesindels dadurch, daß er es so schnell wie möglich nach Kleinasien übersetzen ließ. Das Schicksal, welches der unbotmäßigen Scharen harrte, war hart, aber wohl verdient: die schon außerordentlich zusammengeschmolzenen Schwärme wurden vom Sultan **Kilish Arslan** von **Iconium** in den Schluchten und Thälern des Felsengebirges, das sich in der Richtung nach Nikäa erstreckt, überfallen und mit leichter Mühe vernichtet. Der ritterliche Walter fiel, umgeben von seinen Brüdern und seinen tapfersten Waffengefährten. — Ein anderer Zug, welcher unter **Emiko** und **Volkmar** seinen Weg durch Sachsen und Böhmen genommen, dieselben Greuel und Verheerungen verübt und in Prag gleichfalls eine Judenhetze veranstaltet hatte, fand seinen Untergang schon an der Grenze von Ungarn. Bereits waren über 100,000 Kreuzfahrer umgekommen, noch ehe eine einzige Stadt den Türken entrissen war!

„Dieses war", sagt Sybel, „im Monat Oktober 1096, das Ende der ersten Bewegung des Abendlandes. Fanatisch in ihrem Beginn und ordnungslos in ihrem Fortgang mußte sie in umfassendem Elend und sicherer Zerstörung endigen. Mit Heftigkeit riß sie sich gleich im ersten Momente von dem ganzen Zustande des abendländischen Wesens los. Genützt hat sie Niemand, wohl aber dem späteren Unternehmen viele Hindernisse geschaffen. Ich erkenne nicht den Inhalt des Lobes, sie habe Europa und den Kreuzzug von dem Auswurf der Proletarier befreit; denn den größten Bestandtheil dieser Scharen bildete nicht ein besitzloser Pöbel, sondern die Menge des Landvolkes, welches erst in der Bewegung seinen Besitz einbüßte und aufgab. Sie gingen zu Grunde durch den Geist, der in ihnen waltete, sowie das große Heer der Kreuzfahrer trotz einer Menge gleich schlechter Individuen sich erhielt, weil es diesen Geist zu unterwerfen verstand. Jedenfalls wird uns sichtbar, welche dämonischen Elemente in dem Busen der Völker verborgen ruhen, bei jedem heftigen, wenn auch trefflichen Antriebe auszubrechen bereit. Glücklich, wenn wie hier die Vernichtung nur als ein Zeichen übervoller Lebenskraft erscheint."

Gottfried von Bouillon. Unterdessen hatte sich das große Heer der Kreuzfahrer zum Aufbruche gerüstet. Die Seele des ganzen Unternehmens war **Graf Gottfried von Bouillon**, Herzog von Niederlothringen, der uns schon aus der Geschichte Kaiser Heinrich's IV., als Besieger von dessen schwäbischem Gegner bekannte Held. Er verpfändete sein Stammschloß dem Bischof zu Lüttich, um die Kosten zu seinen Rüstungen aufzubringen. Seinem Beispiele folgte **Robert** II. von der **Normandie**, welcher sein Herzogthum an seinen Bruder Wilhelm II, König von England, um die Summe von 10,000 Mark Silbers verpfändete, sowie viele Ritter und Gemeine, so daß auf diese Weise weltliche Herrscher durch Erwerbung von Gütern ihrer Vasallen zu größerer Macht, Kirchen und Klöster in den Besitz ganzer Fürstenthümer und Grafschaften gelangten. Um das Banner Gottfried's sammelten sich 70,000 Streiter zu Roß und zu Fuß. Mit ihm zogen seine Brüder, der hochsinnige **Balduin** und der tapfere **Eustach**; von den zahlreichen anderen Rittern seines Gefolges nennen wir noch den Grafen **Robert von Flandern** und dessen Bruder **Balduin von Hennegau**.

Im nördlichen Frankreich wurde des Königs Bruder, Hugo von Vermendois, genannt „der Große“, zum Führer gewählt. Ihm schlossen sich Graf Stephan von Blois und der obengenannte Herzog Robert von der Normandie an. Im südlichen Frankreich sammelten sich die begeisterten Streiter um den mächtigen Grafen Raimund von St. Gilles und Toulouse, dessen Banner der päpstliche Legat, Bischof Adhemar von Puy, begleitete.



Gottfried von Bouillon; Raimund IV. Graf von Toulouse; Boemund von Tarent; Tancred von Hauteville, die vier Führer des ersten Kreuzzuges. Zeichnung von A. de Neuville.

Seine Macht allein wird auf 100,000 Mann angegeben. Unteritalien vereinigte seine Streitkräfte unter dem ritterlichen Normannenfürsten Boemund, dem ältesten Sohne Robert Guiscard's, welcher sich mit seinem Vetter Tancred von Hauteville verband.

Es mußte auffallen, daß trotz der allgemeinen Begeisterung für die Sache der Kreuzzüge sich beim ersten derselben unter den Anführern keiner der Landesfürsten befand. Allein dieser Umstand erklärt sich dadurch, daß einige derselben im eignen Lande zu stark

beschäftigt waren, andere mit dem Papste im Streite lagen, und die Mehrzahl aus politischer Vorsorglichkeit erst den Erfolg abwarten wollten. — Hinsichtlich der Normannenfürsten, die ein Heer von 10,000 Reitern und 20,000 Mann Fußvolk aufbrachten, blieb man in Ungewißheit, ob sie Konstantinopel oder Jerusalem sich zum Ziele gesetzt hatten.

Das große Kreuzheer der oben genannten Fürsten und Herren bestand theils aus ihren Vasallen, theils aus dem ihnen zugeströmten Volke, und setzte sich auf verschiedenen Wegen in Marsch, um möglichst gleichzeitig Konstantinopel zu erreichen, welche Stadt als äußerster christlicher Vorort zum Sammelplatze bestimmt worden war. Die Lothringer und Deutschen unter der Führung Gottfried's von Bouillon wählten die Donaustraße, die Provenzalen unter Raimund zogen durch Dalmatien, die Franzosen unter Graf Hugo und die Normannen schifften von Apulien aus nach Griechenland über.

Kaiser Alexius I. hatte das Konzil zu Piacenza beschicken und dort um Hülfe gegen die Türken bitten lassen. Allein als er an Stelle einiger Hülfstruppen den vom Abendlande sich heranwälzenden Völkerstrom gewahr wurde, erfaßte ihn Argwohn und Schrecken, so daß es zwischen ihm und den Kreuzfahrern zu ernstlichen Zwisten kam. Ursache dazu lag im Grunde schon in dem Zwiespalte zwischen der lateinischen und griechischen Kirche, welche letztere an der Eroberung des Grabes Jesu weniger Interesse und daher auch keinen Anlaß zu so umfassenden Anstrengungen gegen die Ungläubigen gegeben hatte. Der Anstoß hierzu war vielmehr einzig und allein vom Papste, von der lateinischen Kirche, erfolgt, weshalb denn auch die Kreuzfahrer von den Byzantinern „Lateiner“ genannt wurden, wogegen die Türken sie nach Abstammung ihrer Mehrzahl im Allgemeinen als „Franken“ bezeichneten. Den byzantinischen Kaiser verband also mit den Kreuzfahrern kein religiöses, sondern nur ein politisches Interesse.

Ehe Alexius sich zu irgend einer Hülfsleistung den Kreuzfahrern gegenüber verstand, verlangte er von ihnen die Huldigung für alle von ihnen zu machenden Eroberungen, die sie als Lehen des Byzantinischen Reiches tragen sollten. Diese Huldigung wurde nach vielem Widerstreben von Seiten der Kreuzfahrer geleistet, blieb aber späterhin fast ohne alle Bedeutung, weil die Eroberungen der Kreuzfahrer weder umfassend noch dauernd waren.

Wenn nun auch Kaiser Alexius in den Lateinern zunächst willkommene Helfershelfer zur Besiegung der alten Reichsfeinde erblickte und die sich ihm darbietende Gelegenheit zur Wiedererlangung seiner verlorenen kleinasiatischen Provinzen zu benutzen gedachte, so verhehlte er sich doch nicht, daß ihm ebenso leicht aus den abendländischen Fürsten und Herren und ihren Reisigen arge Feinde erwachsen könnten, unter Umständen selbst Vernichter seines eignen Reiches. Dies erklärt das Schwanken seiner Politik. — Wenn er auch den Kreuzfahrern Lebensmittel lieferte, so suchte er sich doch ihrer eiligst wieder zu entledigen. Er ließ sie allerdings über den Bosporos setzen, befahl aber seinen Seeleuten mit ihren Fahrzeugen alsbald wieder heimzusteuern, wol um den aufdringlichen Gästen, nachdem sie ihm gegen die Ungläubigen die erhofften Dienste geleistet, die Umkehr abzuschneiden oder zu erschweren. Die Führer der in Kleinasien angelangten Kreuzfahrer sahen auch gar bald ein, daß ihnen nichts übrig blieb, als zu siegen oder einem unsichern Schicksale, ja selbst dem Untergange entgegen zu gehen. Abgesehen von dieser Erwägung war jedoch ihre Macht gerade noch ansehnlich genug, um zu — freilich nur vorübergehenden — Erfolgen zu gelangen.

Bei der in Kleinasien abgehaltenenen Musterung fand sich eine Heeresmacht von 100,000 wohlgerüsteten Reisigen und 300,000 kampffähigen Fußtruppen vor, ungerechnet den unübersehbaren Troß von Weibern, Kindern, Priestern und Mönchen, welche den Zug begleiteten, indeß die Unternehmungen mehr hinderten als förderten. Wenn man erwägt, wie Viele auf dem Wege umgekommen oder wieder zurückgekehrt waren, so kann man sich aus diesen Angaben einen Begriff machen von den Menschenmassen, die wegen der Eroberung eines verhältnißmäßig kleinen Landstriches in Bewegung gesetzt worden waren. Auch Kaiser Alexius hatte einen byzantinischen Heerhaufen ihnen beigesellt, theils als Beobachtungscorps, theils um von den Eroberungen in seinem Namen Besitz zu ergreifen.

Einnahme von Nikäa und Antiochien. So gerüstet brach das Volk nach Nikäa auf; denn diese wichtigste Stadt des Sultanats Iconium winkte den lateinischen Waffen als erstes Ziel, um sich den Weg nach Jerusalem zu ebnen. Nikäa fiel (1097) nach tapferer Vertheidigung in die Hände der Christen und wurde von den Byzantinern sogleich in Besitz genommen, während die Lateiner verdrossen weiter zogen, um das noch wichtigere Antiochien zu erobern. Zwar rückte ihnen Kilish Arslan entgegen; allein er verlor die Schlacht bei Doryläum, wodurch sich den Kreuzfahrern der Weg nach Syrien öffnete. Da die Lateiner im Festungskriege noch unerfahren waren, so zog sich die Belagerung von Antiochien sehr in die Länge, und nur durch Verrath ward es möglich, die Stadt (1098) zu erobern.



Aufpflanzung des Kreuzbanners auf den Mauern der eroberten Stadt.

Der Syrer Firuz Az Zerrad hatte den Kreuzfahrern die Pforte zu einem von ihm befehligten Thurme geöffnet, und unter dem Schlachtruf „Gott will es“ stürzten sich die Christen auf die überraschten Türken, welche den Greueln der Rache und Leidenschaft erlagen. Erbarmungslos wurden Männer und Weiber, Greise und Kinder erschlagen, der Heldenmuth, mit welchem sich die Mohammedaner vertheidigt hatten, weit entfernt, Achtung und Schonung auf Seiten der Kreuzfahrer hervorzurufen, reizte die Letzteren vielmehr zu bestialischer Grausamkeit gegen die verrathenen Feinde. „Flucht, Morden, Verfolgung durch alle Straßen, grenzenloses Entsetzen auf der einen, losgelassene Wildheit auf der andern Seite — so wurde kein Gefangener gemacht und kein Fliehender verschont.“ Zwei Tage lang raste die fanatische Menge im Namen ihres Gottes der Liebe in der blutgetränkten Stadt,

unanstilgbare Schandflecken auf den Christennamen häufend. Kaum aber hatten sich die Kreuzfahrer darin festgesetzt, so wurden sie von den ihnen nachgerückten türkischen Heeren so eng eingeschlossen, daß sie ihren Untergang durch Hunger gefunden haben würden, wenn man nicht durch Aufstachelung des Fanatismus ein Rettungsmittel ausfindig gemacht hätte. Pater Bartholomäus, ein provenzalischer Geistlicher, erschien bei Graf Raimund und meldete diesem, der heilige Geist habe ihm die Lanze gezeigt, mit welcher Christi Leib am Kreuze durchstochen worden. Sie sei in der Peterskirche eingescharrt. Auf Befehl Raimund's begann man dort nachzugraben und förderte eine alte, rostige Lanze zu Tage. Ein Ausfall wurde unternommen, und Peter von Amiens trug das „heilige“ Eisenstück voran. — Der Glaube verrichtete hier in der That Wunder; das ausgehungerte Pilgerheer schlug das große türkische Belagerungsheer in die Flucht, erbeutete das gesammte Lager und machte sich die Straße nach Jerusalem frei.

Eroberung von Jerusalem. Uneinigkeiten unter den Heerführern der Kreuzfahrer hemmten jedoch abermals das Weiterkommen; man vergeudete kostbare Zeit mit zwecklosen Unternehmungen und rief dadurch den Unwillen des Volkes wach. Die Menge nöthigte schließlich die Führer zum Aufbruch. Der große, der „himmlische Zweck“ des Unternehmens mußte erfüllt werden. Jerusalem war den Seldschuken durch den fatimidischen Khalifen von Aegypten wieder entrissen und mit einer starken Besatzung unter den Befehl Ifthiakar's gestellt worden. Beim Herannahen des Christenheeres suchte der Khalifenhof Verhandlungen anzuknüpfen, indem er den Pilgern den ungehinderten Besuch der heiligen Orte gestatten wollte, sofern sie in unbewaffneten Scharen erschienen. Mit Entrüstung wurde jedoch ein derartiges Anerbieten zurückgewiesen, und die Heerfahrt nahm ihren Fortgang. Nach vielfachen Drangsalen gelangten die Kreuzfahrer am 6. Juni 1099 über Lydda, Romla und Emaus auf eine Anhöhe, von welcher aus sie zuerst Jerusalems ansichtig wurden (s. Abb. S. 591). Heilige Begeisterung erfaßte sie beim Anblick des heißersehnten Zieles; in inbrünstiger Andacht fielen sie auf die Kniee und vergossen Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott, der sie bis hierher geleitet. Aber die feste, mit allen Bedürfnissen reichlich versehene und wohl vertheidigte Stadt mußte erobert werden.

Das geschwächte, ermattete Pilgerheer bestand kaum noch aus dem zehnten Theil seiner ursprünglichen Stärke. Die unermeßlichen Scharen, welche sich noch in der Ebene von Nikäa zusammen gefunden, beliefen sich nach Angaben des Wilhelm von Tyrus nur auf 20,000 Fußgänger und 1500 Reiter. Sie entbehrten aller Belagerungswerkzeuge, wohingegen die feindliche Besatzung der Stadt auf 40,000 Mann, ja von Einigen noch höher angegeben wird. Allein der zurückgekehrte Religionseifer der Kreuzfahrer glich alle Unterschiede aus und machte ihr kleines Häuflein unbezwinglich. Das Feldgeschrei: Gott will es! begeisterte sie vor den Thoren Jerusalems ebenso feurig, wie beim ersten Aufruf auf dem Felde von Clermont.

Schon am fünften Tage trieb sie diese Begeisterung zu einem Sturme auf die Stadt, der aber erfolglos bleiben mußte. Man machte sich nun an Erbauung von Belagerungsmaschinen und Sturmleitern, was jedoch in der holzarmen Gegend mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft war; denn das Material mußte aus weiter Ferne, aus einem Gehölze bei Bethlehem herbeigeholt werden. Von weit schlimmeren Folgen noch zeigte sich aber der andauernde, bei der verzehrenden Sonnenglut doppelt empfindliche Wassermangel. Bei allen Quellen und Bächen, welche nicht verstopft oder von der Sonne ausgetrocknet waren, lauerten die Sarazenen, so daß jeder Trunk mit Blut erkauft werden mußte. Manche stillten ihren Durst sogar mit Blut; Andere scharrten sich in die Erde ein, um sich vor den brennenden Sonnenstrahlen zu schützen. Ganze Herden von Lastthieren erlagen dem Durst: ihre faulenden Körper verpesteten die Luft und erzeugten verheerende Krankheiten unter dem Belagerungsheere. Noch unerträglicher wurde die Noth, als die Lebensmittel zu mangeln anfingen. In dieser äußersten Bedrängniß landete eine genuesische Flotte im Hafen von Joppe, welche nicht nur Lebensmittel, sondern auch Werkzeuge und Zimmerleute zum Bau von Belagerungsmaschinen brachte.

Nun wurden die Arbeiten rasch gefördert, namentlich einige große hölzerne, auf Rädern bewegbare Thürme mit drei Stockwerken erbaut, von deren mittelstem eine Fallbrücke auf die Mauer der Stadt hinabgelassen werden konnte. — So vorbereitet schritt man zum Angriff und beeilte sich damit um so mehr, als man durch einen aufgefangenen Boten erfahren hatte, daß der ägyptische Khalif mit einem Heere zum Entsatze der Stadt heranziehe.



Ankunft der Kreuzfahrer vor Jerusalem.
Nach Kaulbach's Wandgemälde im neuen Museum zu Berlin.

In feierlicher Prozession zog das Pilgerheer barfuß um die Mauern Jerusalems nach dem Oelberge, Alle waren tief ergriffen und der Hohn der Ungläubigen, welche von den Mauern herab die Gebräuche der Christen verspotteten, erhöhte nur noch die Begeisterung.

Gegen Mitte Juli erfolgte der Sturm von allen Seiten. Am meisten that sich durch Tapferkeit wie Klugheit in diesen furchtbaren zweitägigen Kämpfen Gottfried von Bouillon hervor. Nachdem es ihm gelungen, seinen Belagerungsthurm an die Stadtmauer heranzuschieben, stürzte er sich mittels der Fallbrücke an der Spitze seiner Lothringer auf die Mauer, während auch Tancred und Robert mit ihren Normannen eine Oeffnung in die Mauer brachen und in die Stadt eindrangen; ihnen folgten bald die Provenzalen unter Raimund, nachdem sie einen zwischen ihrem Lager und der Stadt gelegenen Graben mit Steinen ausgefüllt.

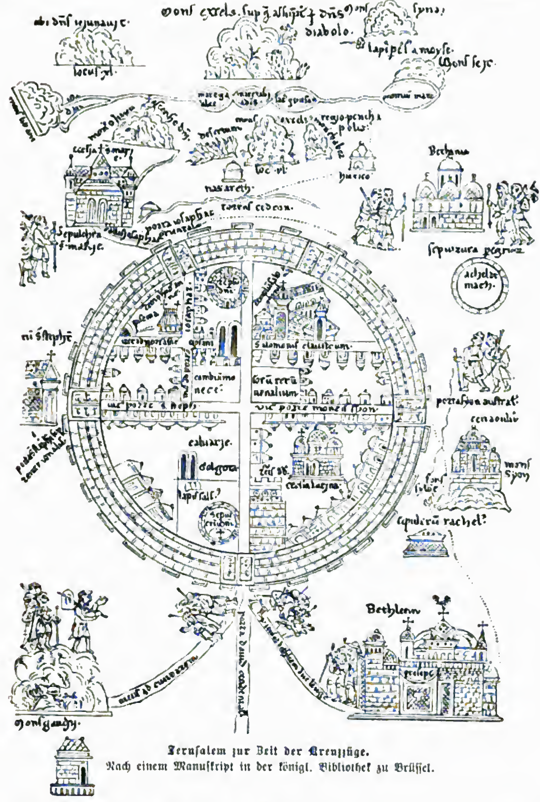
Unter dem Rufe „Gott will es! Gott hilft uns!" wurde Jerusalem am 15. Juli 1099 von den begeisterten Christenscharen erobert. Aber gräßlich war auch hier das Los der Ueberwundenen, an welchen die Bekenner Jesu gleich reißenden Thieren ihren Rache- und Blutdurst zu stillen suchten, ein Schauspiel so empörender Art, daß den Widersachern des Christenthums hierdurch reichlich Gelegenheit geboten wurde, mit beißendem Hohn die „Religion der Liebe" zu geißeln. Das Hinschlachten von Alt und Jung, das Wüthen gegen beide Geschlechter allein genügte diesen christlichen Tigern nicht, sie marterten viele der Ungläubigen zu Tode. Die gehetzten Feinde flüchteten in die Moschee Omar's, welche an Stelle des ehemaligen salomonischen Tempels erbaut war, wurden aber hier bis auf den letzten Mann niedergemetzelt; das Blut von 10,000 erschlagenen Sarazenen rieselte über die Stufen des Bethauses und soll den Reitern bis an die Knie gereicht haben. Die Juden hatten Schutz in ihrer Synagoge gesucht und wurden mit derselben verbrannt. Die Straßen waren gefüllt mit Leichen und Gliedmaßen der Verstümmelten, die Häuser wurden erbrochen und ausgeplündert — unermeßliche Beute fiel in die Hände der Sieger. Von 40,000 oder wie Manche behaupten gar von 70,000 Einwohnern blieben nicht so Viele am Leben, als nöthig waren, um ihre Glaubensgenossen zu beerdigen.

Nachdem die christlichen Sieger ihrem Gott in furchtbaren Leichenhaufen ein vermeintlich wohlgefälliges Opfer dargebracht hatten, zogen sie unter Psalmen und Lobgesängen nach der Stätte des heiligen Grabes, um unter Freudenthränen Gott für das gelungene Werk der Befreiung zu danken und in tiefster Zerknirschung ihre eigene Besserung zu geloben.

Das Königreich Jerusalem. Die heilige Stadt wurde nun, nachdem die Fürsten zu gemeinsamer Berathung zusammengetreten waren, zur Hauptstadt eines christlichen Königreichs Jerusalem erklärt. Zu ihrem ersten Könige erwählte man den trefflichen Gottfried von Bouillon, der indeß aus frommer Bescheidenheit den Königstitel ablehnte und sich nur „Baron von Jerusalem und Beschützer des heiligen Grabes" nannte. Der letzten Bezeichnung sollte Gottfried bald Gelegenheit finden Ehre zu machen. Der ägyptische Vezier Afdahl rückte zur Wiedereroberung Jerusalems mit einem gewaltigen Heere, das nach den geringsten Angaben 140,000 Mann stark gewesen sein soll, heran; allein Gottfried, trotzdem er kaum über den siebenten Theil einer solchen Macht verfügte, brachte ihm bei Askalon eine Niederlage bei, wodurch das Bestehen des neuen Königreichs für einige Zeit gesichert wurde. — Es bestand indeß, mit Ausschluß der eroberten syrischen Städte, welche eigene christliche Vasallenreiche bildeten, nur aus Jerusalem selbst und der Umgegend sammt 20 Städten.

Der erste Kreuzzug hatte mithin trotz aller Ungeschicklichkeit der Kriegsleitung und ungeachtet der Zwistigkeiten der Führer den gewünschten Erfolg, nämlich die Eroberung der heiligen Stadt; allein dabei blieb es auch — bis die neue Schöpfung allmählich wieder unterging. Fürs Erste blieben zur Vertheidigung der heiligen Stadt nicht mehr als 200 Ritter und 2000 Mann Fußvolk zurück; denn die übrigen Kreuzfahrer beeilten sich, nachdem das Grab Christi befreit, ihr Wallfahrtszweck mithin erfüllt war, wieder in die Heimat zurückzukehren.

Das Königreich Jerusalem trat unter günstigen Zeitumständen in die Geschichte ein. Sein von den Zeitgenossen viel bewunderter Begründer war in der That das Ideal eines Ritters; die Schriftsteller und Berichterstatter, welche von jenem Kreuzzuge sprechen, preisen seine Wahl als eine Fügung des Himmels. Gottfried vertheidigte mit großem Geschick das junge Reich gegen äußere Feinde; allein sein frühzeitiger, bereits 1100 erfolgter Tod, setzte seinem segensreichen Wirken unerwartet ein frühes Ziel. Es wird von Einigen behauptet, Gottfried habe die vaterländischen Rechtsgewohnheiten seiner Unterthanen sammeln und daraus das Gesetzbuch, welches den Namen „Assisen von Jerusalem" führt, zusammenstellen lassen, eine Angabe, welche sich auch im ersten Theile des Werkes selbst vorfindet. Diese Behauptung ist jedoch, wie H. von Sybel in seiner „Geschichte des ersten Kreuzzuges" nachgewiesen, eine irrige. Die Assisen wurden erst 150 Jahre nach Gottfried niedergeschrieben und die vorbehaltslose Anknüpfung an diesen ist nur eine sagenhafte Ueberlieferung.



Jerusalem zur Zeit der Kreuzzüge.
Nach einem Manuskript in der königl. Bibliothek zu Brüssel.

Gottfried's Nachfolger, sein Bruder Balduin I. (1100—1118), legte sich den Königstitel bei und regierte ebenso wie sein Vetter Balduin II. (1118—1131), im Geiste Gottfried's, auf Erweiterung ihres jungen Reiches Bedacht nehmend. Theils mit Hülfe der immer wieder von Neuem heranströmenden Scharen von Kreuzfahrern, welche meist auf genuesischen und pisanischen Schiffe anlangten, theils unter dem Beistande der inzwischen erstandenen geistlichen Ritterorden, wurde fast ganz Palästina und ein großer Theil von Syrien erobert. Allein bald zeigte es sich, daß zur Erhaltung des Reiches gegen die anwachsende Macht der Sultane, unter denen bedeutende und kraftvolle Männer hervortraten, neue Hülfsquellen, neue Waffenrüstungen erforderlich wurden, die lange Zeit noch Europa in Athem erhielten, jedoch ohne allen weiteren Erfolg blieben.

Daß das Königreich Jerusalem beständig in Gefahr schwebte, seine Existenz vernichtet zu sehen, war natürliche Folge der Spaltung, die unter denen herrschte, welche berufen gewesen wären, es aufrecht zu erhalten. Der König lebte im Zwist mit den Vasallen, diese

mit der Geistlichkeit, und letztere wieder mit der Königsmacht als einer weltlichen Gewalt. Dazu gesellte sich der Nationalhaß zwischen Franzosen, Engländern, Deutschen, Italienern und Byzantinern, die hier dichter beisammen wohnten, als irgend wo anders, und ihrer Nationalität zu Ehren des Christenthums und zu Gunsten der Ausbreitung desselben nicht entsagen konnten oder wollten. Endlich machte sich auch ein Stammeszwiespalt geltend zwischen den späteren Ankömmlingen und den Abkömmlingen der ersten Kreuzfahrer, welche aus der Vermischung dieser letzteren mit arabischen und türkischen Weibern entsprossen waren und den Namen „Pullanen" führten.

(Die Bevölkerung Palästina's und Syriens bestand damals größtentheils aus einer Mischung von Sarazenen [Arabern] und seldschukidischen Türken).

Gegenüber diesen Zerwürfnissen unter dem christlichen Element in Palästina hatte das muselmanische durch die Kreuzzüge eine erfolgreiche Aufforderung zu kräftigerer Vereinigung und neuen Anstoß zur Begeisterung für die Sache des Islam erhalten. Alle Sekten, so feindselig sie auch sonst einander gegenüber standen, vereinten sich wenigstens in dem Bestreben, das Andringen der Christen zurückzuweisen. Angefacht durch die äußere Gefahr und die Bedrohung der Religion Mohammed's, loderte der alte muselmanische Fanatismus von Neuem auf und erweckte den Christen Feinde, deren Furchtbarkeit um so größer war, als bei ihnen die Gebote der Religion mit dem Interesse für das Heimatland Hand in Hand gingen.

Unter diesen Feinden, die der Fanatismus aufgestachelt hatte, kommen wir bei dieser Gelegenheit auf die bereits besprochenen Sekte der Assassinen zurück. Dies waren die echten Glaubenskämpfer! Auf einen Wink des Scheikh ul Dschebal, des Alten vom Berge, stürzten sie sich ebenso entschlossen in einen Strom wie von einem Felsen herab; durch diese unbedingte Hingebung des ganzen irdischen Daseins an das Gutdünken einer einzelnen, von ihnen für heilig gehaltenen Person wurden die Assassinen die gefährlichsten Feinde der Christen; denn der christliche Ritter oder Anführer, welchen der Alte vom Berge zum Schlachtopfer ausersehen hatte, war unrettbar dem Tode verfallen — mochte er sich in der Nähe des Libanon oder in den Bergen der Pyrenäen aufhalten: der mit seiner Hinwegräumung beauftragte Assassine fand ihn auf und sein Dolch traf ihn sicher. — Indessen muß man bekennen, daß die Oberhäupter der Sekte ihre furchtbare Macht selten zu persönlichen Zwecken mißbrauchten, und sie überhaupt nur gegen solche Christen anwandten, welche den Islam nicht in offenem Kampfe, sondern mit den Waffen des Verraths, der Treulosigkeit und der Hinterlist befehdeten. — Der gefährlichste und schrecklichste aller Feinde wurde für die Christen Emadeddin Zenki, welcher Anfangs unter Sultan Mahmud II. Atabek (Regierungsverweser) von Mosul, dann unabhängiger Herrscher war. Freund und Feind achteten diesen eben so gerechten und hochsinnigen, wie tapferen und klugen Mann, der sich alle kleineren Herrschaften der Türken am Tigris bis an die Grenzen des christlichen Königreiches, mit Ausnahme von Damaskus unterwarf und dem minderjährigen König Balduin III. von Jerusalem die Stadt Edessa entriß (1144), eine Eroberung von besonderer Wichtigkeit, weil Edessa als das festeste Vorwerk der christlichen Herrschaft in Asien betrachtet wurde. — Zwei Jahre darauf wurde Zenki von einem Sklaven ermordet. Aber während die Christen über den Tod eines solchen Gegners jubelten, erstand ihnen in dessen Sohn Nureddin ein womöglich noch verderblicherer Widersacher, denn dieser übertraf seinen Vater sowol an Herrschertugenden wie Kriegstüchtigkeit. Die Christen hatten zwar nach Zenki's Tode Edessa wieder genommen, allein schon sechs Tage darauf erschien Nureddin mit einem Heere, um die Stadt aufs Neue in seine Gewalt zu bringen. Die Christen, zur Vertheidigung zu schwach, fanden theils ihren Tod durch das Schwert, theils wurden sie gefangen weggeführt, während der hochwichtige Platz selbst von Grund aus zerstört wurde.



Das Abendland nach dem ersten Kreuzzuge.

Frankreich unter den Capetingern.

Bevor wir nun die Kreuzzüge in ihrem weiteren Verlaufe verfolgen und den Erscheinungen näher treten, welche die Umgestaltung des gesammten Kulturlebens verkünden, kehren wir zum Abendlande zurück, um uns der weiteren Entwicklung der verschiedenen Reiche zuzuwenden. Wir nehmen dieselbe bei Frankreich wieder auf und knüpfen an die Periode an, wo mit Ludwig V., der „Faule" genannt, die karolingische Dynastie (987) in Frankreich erlosch und Hugo Capet (987—996) sich vom Herzog von Francien und mächtigsten Vasall des Reiches zum Könige von Frankreich aufschwang (s. S. 396). Wohl währte es einige Zeit, bevor er allenthalben als rechtmäßiger Herrscher Frankreichs anerkannt wurde; besonders hielten im südlichen Frankreich mehrere Vasallen mit ihrer Huldigung zurück. Einer derselben, Adalbert, Graf von Perigord, gab Hugo auf die Frage: „Wer hat dich zum Grafen gemacht?" die stolze Antwort: „Wer hat dich zum Könige gemacht?" (Vgl. Abb. S. 597.) Hugo wußte jedoch durch weise Mäßigung die trotzigen Gemüther der Widerspenstigen zu besänftigen; da wo aber Wort und Vorstellungen nichts ausrichteten, half sein starker Arm nach. Auch verstand er es, durch reiche Schenkungen die Gunst der Geistlichkeit zu erringen und durch ihren Einfluß sich in seiner Stellung zu behaupten. Paris wurde durch ihn zur Hauptstadt des Reiches erhoben.

Ihm folgte sein Sohn Robert (996—1031), ein unbedeutender Regent, um den jedoch der Klerus, der ihn nach Gutdünken leitete, einen umfänglichen Legendenkreis spann. Seine eifrige Verfolgung der fränkischen Sektirer, welche er aller Orten aufspüren und auf grausame Weise hinrichten ließ, brachte ihm den Beinamen „des Frommen" ein; dagegen soll er große Vorsorge für das öffentliche Wohl getragen und sich vor Allem als ein Beschützer und Freund der Schwachen und Armen ausgezeichnet haben.

Einen günstigeren Eindruck macht Heinrich I., der Sohn Robert's (1031—1060), der mit großer Thatkraft während innerer Unruhen sein Ansehen aufrecht erhielt. Es geschah dies namentlich in den von seiner Mutter Constantia gegen ihn angestifteten Fehden. Dieses ränkesüchtige Weib wollte ihrem jüngern Sohne Robert die Krone verschaffen und wiegelte zu diesem Ende die Grafen Odo II. von Champagne und Balduin IV., „den Schönbärtigen", von Flandern gegen Heinrich I. auf. Allein dieser, unterstützt von dem

Herzoge der Normandie, **Robert I.**, „dem Teufel“, so genannt wegen seiner kriegerischen Wildheit (s. S. 441), besiegte die Aufgestandenen und brachte sie schnell zum Gehorsam zurück.

Burgund deutsches Reichslehen. Solchem Erfolge gegenüber haben wir indeß auch eines Verlustes zu gedenken, der Frankreich in Bezug auf das Königreich Burgund traf. Dieses war zwar unabhängig, hatte sich aber doch stets als zu Frankreich gehörig betrachtet. In der letzten Zeit hatte sich indeß dies Verhältniß geändert, indem König **Rudolf III.** von Burgund, von der Unbotmäßigkeit seiner Vasallen bedrängt, sein Land dem deutschen Kaiser Konrad II. als Lehn unterstellte. Als nun Rudolf III. (1032) kinderlos gestorben war, zog der Kaiser Burgund als herrenloses Reichslehn ein, so daß es fortan zu Deutschland gehörte (s. S. 493). — Die zahlreichen kleinen Kriege, welche Heinrich I. gegen seine übermüthigen Vasallen führte, aus denen er indeß meist siegreich hervorging, übergehen wir als unwichtig für den Verlauf dieser Periode, ebenso die unzähligen Fehden, in welche die Vasallen unter einander geriethen. Wir begnügen uns zu bemerken, daß sie das Reich in hohem Grade zerrütteten, bis endlich Heinrich versuchte, ihnen durch ein ganz neues Mittel einigermaßen Einhalt zu thun. Dieses Mittel bot die Kirche, indem Heinrich im Jahre 1040 den sogenannten „Gottesfrieden“ verkünden ließ, wozu die Geistlichkeit um so eher die Hand bot, als auch ihre Güter durch die endlosen Fehden der Vasallen schwer gelitten hatten.

Gottesfrieden nannte man einen der im Mittelalter häufigen Versuche der Kirche, deren hohe Friedensmission unzweifelhaft fest steht, dieser Aufgabe **völkerrechtliche Achtung** zu verschaffen und sich selbst als höchste Friedensförderin geltend zu machen. — Der „Gottesfrieden“ bestand in der kirchlichen Anordnung, sich um der **Liebe Gottes willen** zu gewissen Zeiten aller Fehden zu enthalten. — Leider geriethen derartige treffliche Anordnungen immer bald wieder in Vergessenheit, und es blieb in anderen Fällen in der Regel nur bei dem Versuche erträglichere Zustände herzustellen.

Noch haben wir von Heinrich I. eines Feldzuges gegen die Normandie zu gedenken. Dort hatte nämlich Robert I., „der Teufel“, seine kräftige und rühmliche Regierung mit einer Pilgerreise nach Jerusalem abgeschlossen. — Vor Antritt derselben hatte er für den Fall seines Todes die Herzogskrone der Normandie seinem damals erst neunjährigen natürlichen Sohne Wilhelm „dem Bastard“ bestimmt (s. S. 441). Der von Robert vorgesehene Fall trat ein. Er starb (1037) auf jener Reise, und Wilhelm, der spätere Eroberer Englands, bestieg den Thron, den er nach erlangter Volljährigkeit mit Kraft und Ruhm behauptete. Er trieb die aufständischen Vasallen zu Paaren und bedrängte dieselben in solchem Grade, daß sie endlich Heinrich I. zu Hülfe riefen. Dieser, erfreut, eine Gelegenheit zur Unterwerfung des mächtigen Herzogs zu finden, rückte in die Normandie ein; allein schon sein Vortrab wurde (1054) so entschieden geschlagen, daß Heinrich für gut fand, wieder umzukehren und den kraftvollen Wilhelm gewähren zu lassen.

Philipp I. (1060—1108), Heinrich's Sohn, setzte die Reihe der Capetinger auf Frankreichs Throne fort, anfänglich unter Vormundschaft des Grafen **Balduin V.** von Flandern, eines rechtschaffenen, klugen und entschlossenen Mannes, der seine Regentschaft damit eröffnete, daß er (1062) die aufgestandenen Gascogner zur Ruhe brachte. Leider starb er schon nach wenigen Jahren, so daß Philipp I. im Alter von erst fünfzehn Jahren die Regierung selbständig führen mußte. Es darf daher nicht wunder nehmen, wenn von einem rühmlichen Schalten und Walten des jungen Regenten nicht berichtet werden kann. Wenn Philipp's ausschweifendes, üppiges Leben vielen Anstoß erregte, so verdient doch sein späteres entschiedenes Verhalten gegen die päpstliche Anmaßung Erwähnung.

Philipp I. hatte sich nämlich von seiner Gattin **Bertha**, der Stieftochter des Herzogs Robert von Flandern, geschieden und sich mit der schönen **Bertrade** trauen lassen, nachdem er dieselbe ihrem Gatten, dem Grafen **Fulco von Anjou**, entführt hatte. Papst Urban II. erklärte nun das letztgeschlossene Bündniß als eine zwischen zwei bereits anderweitig verheirathet gewesenen Personen für ungiltig und strafbar, und wollte sie gewaltsam getrennt wissen. Und darüber brach denn der Streit aus.



Hugo Capet und der aufsässige Graf Adalbert von Perigord. Zeichnung von A. de Neuville.

Der Papst belegte schließlich den König 1095 mit dem Banne; allein Philipp fügte sich trotzdem nicht; erst im Jahre 1104 söhnte er sich wieder mit der Kirche aus, indem er vor einer Synode zu Paris gelobte, sich jeder ferneren Gemeinschaft mit Bertrade zu enthalten. Dessen ungeachtet blieb Letztere am Hofe und im Umgang mit Philipp bis zu dessen Tode.

Zu den wenig rühmlichen Kriegsthaten gehört Philipp's Zug nach Flandern, wo von Balduin's V. Söhnen der ältere, Balduin VI., die flandrischen Besitzungen geerbt hatte, während der jüngere, Robert, die Länder an den Mündungen des Rheins und der Waal zu eigen erhielt. Als aber Balduin VI. starb, erhob Robert auch Ansprüche auf Flandern, wo Balduin's Witwe Richilde für ihren ältesten Sohn Arnulf die Regierung führte. Die Letztere wandte sich nun an Philipp um Hülfe. Diese wurde ihr gewährt; allein dem König von Frankreich ward von dem flandrischen Heere bei Cassel, westlich von Ypern (1071), eine so entscheidende Niederlage beigebracht, daß er Richilde und Arnulf ihrem Schicksale überlassen mußte. Als kurz darauf Arnulf von einem seiner Leute erschlagen ward, wandte sich Richilde an den deutschen König Heinrich IV., um ihrem zweiten Sohne Balduin das väterliche Erbe zu gewinnen. Heinrich IV. sandte den Herzog Gottfried von Lothringen, „den Höckerigen“, mit einem Heere zu ihrem Beistande nach Flandern. Nach einem wechselvollen Kriege wurde 1072 ein Abkommen getroffen, nach welchem sich Balduin auf die Grafschaft Hennegau beschränkte, während Robert das Herzogthum Flandern behauptete. — Gefährlicher hätte König Philipp ein Krieg mit Wilhelm dem Eroberer von England, werden können. Wilhelm I., von aufständischen Bewegungen seiner normännischen, von Philipp unterstützten Vasallen bedroht, brach 1086 in Frankreich ein, zerstörte mehrere Städte und bedrohte bereits Paris, als der Tod, wie schon erwähnt, seinem weiteren Vordringen ein Ende machte (s. S. 449).

Ludwig VI. Entstehung der französischen Kommunalverfassung. Der Nachfolger Philipp's I. war Ludwig VI. (1108—1137), den man den besseren Regenten seines Hauses zuzählen kann. Er wußte namentlich die königliche Autorität zu befestigen und die trotzigen Reichsvasallen zu Paaren zu treiben. Weniger erfolgreich war ein Krieg, welchen er durch eine Reihe von Jahren gegen Heinrich I. von England führte. Wir beschäftigen uns nicht mit diesen Kriegsvorgängen, da es sich hierbei lediglich um Verwüstungen handelt, mit welchen beide Monarchen gegenseitig ihre Länder, die Normandie und Frankreich, heimsuchten. Geschichtliche Bedeutung hat dieser Krieg nicht erlangt. — Ein Verdienst Ludwig's VI. ist dagegen dessen Begründung der französischen Kommunalverfassung, durch welche er dem Vasallentrotz ein Gegengewicht schaffen wollte. Er verlieh den Städten eigene Gerichtsverfassung und eigene Stadtverwaltung. Schon in jener frühen Periode wählten sich die Städte in Frankreich ihre Beamten, ihre Schultheißen (maires) und Schöffen nach eigenem Ermessen; zur Sicherung des Weichbildes diente die städtische Miliz. Die Städter erfreuten sich einer gewissen Unabhängigkeit, da ihnen von eigentlichen Feudallasten nur die Verpflichtung zur Leistung des Kriegsdienstes und des Grundzinses verblieb. Die von dem obersten Rathe Ludwig's VI., Abt Suger von St. Denis, ausgearbeitete Kommunalverfassung bildet die Grundlage, auf welcher sich später der tiers-état (dritte Stand) Frankreichs entwickelte. Ludwig VI. starb am 1. August 1137, von seinen Unterthanen tief betrauert.

Ludwig VII., des Vorigen Sohn und Nachfolger (1137—1180), führte unter Beistand des Ministers seines Vaters, des trefflichen Suger, die Regierung im Geiste seines Vorgängers fort. Eine sich ihm darbietende Gelegenheit zur Vergrößerung seines Reiches verschmähte er. Er hatte sich mit Eleonore, der Erbin der aquitanischen Lande, jener großen Besitzthümer der Herzöge von Guienne, Poitou und Gascogne, verheirathet und hätte hierdurch für seine Krone einen bedeutenden Länderzuwachs gewonnen. Er verzichtete jedoch auf diesen Vortheil, indem er sich von Eleonore scheiden ließ, eine Handlungsweise, welche, wie wir gleich sehen werden, der Gewissenhaftigkeit des Königs zur Ehre gereicht.

Mit Papst Innocenz II. war der König in einen heftigen Streit wegen der Besetzung eines freigewordenen erzbischöflichen Sitzes gerathen, wozu der Papst Peter von Chatre auserkoren, welchem der König jedoch einen andern Kandidaten vorgezogen hatte. Nun ward der Bann, diese unvermeidliche Waffe des römischen Stuhles (1141) gegen den widerstrebenden Monarchen geschleudert; er blieb allerdings ohne große Wirkung, indeß erkaufte Ludwig dessen Lösung (1145) durch das Gelübde eines Kreuzzuges.

Er beschwichtigte hierdurch zugleich die Gewissensbisse, welche er sich über eine verübte Grausamkeit machte. Graf Thibaut von der Champagne hatte nämlich dem Erzbischofe Peter beigestanden und war deswegen von Ludwig VII. befehdet worden. In diesem Streite hatte der König des Grafen Länder verheert, die Stadt Vitry eingenommen und die dortige Kirche in Brand gesteckt, wohinein sich über 1200 Menschen geflüchtet hatten, welche nun auf jämmerliche Weise umgekommen waren. Diese Handlung war es, welche das Gemüth Ludwig's VII. verdüsterte. — Während des Parlaments zu Vecelai (1146), der ersten Reichsversammlung dieses Namens, wurde der besagte Kreuzzug beschlossen und verkündigt. Wir werden bei späterer Gelegenheit auf denselben zurückkommen. Hier genüge anzuführen, daß Ludwig VII. eben so wenig sich großer Erfolge rühmen durfte, wie sein Vorgänger. Frankreich empfand übrigens die Abwesenheit seines Königs nicht; denn der treffliche Suger nahm die Verwaltung des Reiches wahr und schaltete segensreich. Er erhielt für sein rühmliches und wohlthätiges Regiment den ehrenden, freilich oft genug wenig verdienten Beinamen: „Vater des Vaterlandes". Einige Jahre nach der Rückkehr des Königs ließ sich derselbe (1152) von seiner Gattin Eleonora unter dem Vorwande zu naher Verwandtschaft scheiden, in Wahrheit aber wegen ihrer Liebeshändel, besonders im heiligen Lande, wohin sie ihren Gemahl begleitet hatte. Hierdurch verlor er seine Rechte auf die oben erwähnten aquitanischen Erblande, welche durch die nachmalige Verheirathung Eleonorens mit Heinrich Plantagenet an diesen, den späteren König Heinrich II. von England, fielen. Die englischen Besitzungen in Frankreich wurden dadurch so bedeutend erweitert, daß Streit, Zwist und Kampf zwischen den beiden Kronen unvermeidlich waren. Die hieraus hervorgegangenen Kriege, welche mit häufigen Unterbrechungen von 1156—1174 dauerten, sind jedoch eben so wenig interessant, wie die früheren blutigen Fehden; sie dienten nur dazu, den Nationalhaß zwischen Engländern und Franzosen zu steigern. Ludwig VII. unterstützte während derselben die mit ihrem Vater entzweiten englischen Prinzen Heinrich, Gottfried und Richard. König Heinrich II. blieb jedoch in diesen Kriegen meist siegreich, bis der Friede von Amboise (1174) endlich den Länderverwüstungen auf einige Zeit ein Ende machte. Der Besitzstand der beiden Kronen hatte sich dadurch nicht verändert. — Das Reich hatte unter Ludwig VII. an Umfang nicht zu-, wohl aber an Ansehen abgenommen. Dagegen war seine innere Wohlfahrt trotz allen Streites bedeutend gestiegen. Der Grund davon lag theils in Suger's vortrefflicher Verwaltung, theils in dem wohlthätigen Einflusse der Kreuzzüge auf die Kultur, indem durch die letzteren besonders dem Handel, der Industrie wie dem gesammten Verkehrswesen bedeutender Vorschub geleistet wurde.



Siegel Ludwig's VI.

Die Politik der ersten capetingischen Könige war eine entschieden glücklichere als diejenige ihrer fürstlichen Nachbarn auf dem deutschen Königsthrone. Während sich dort die Lehnsverhältnisse mehr und mehr lockerten, kräftigte sich hier die königliche Autorität. Wenn auch die einzelnen Vasallen innerhalb ihrer Gebiete unabhängig blieben und völlig dem Könige gleichstanden, so wurde doch die Oberlehnsherrlichkeit des Königs stets anerkannt, und ein Lehnshof sorgte für Aufrechterhaltung der Lehnsverpflichtungen. Dagegen sehen wir in Deutschland die Reichsfürsten ohne Bedenken gegen die Kaiser sich trotzig erheben. In Frankreich befehden sich wol auch die einzelnen kleineren Souveräne unter einander, aber keiner greift gegen des Königs geheiligte Majestät zu den Waffen. Selbst der päpstliche Bannfluch, wenn er auf den König niederdonnert, prallt wirkungslos ab. Daher schlägt

die Erbmonarchie in Frankreich tiefere Wurzeln; die deutschen Großen dagegen benutzten die Verwirrung, welche nach Absetzung Karl's des Dicken folgte, um zu Nutz und Frommen ihrer eigenen Machtstellung das Deutsche Reich zu einem Wahlreich zu machen, in welchem jeder Wechsel der Dynastie den Bestand des Reiches gefährdete.

Gründung der Pariser Universität. In der behandelten Periode ward den Wissenschaften eine eifrige Pflege zu Theil. Frankreich gebührt die Ehre, damals, im Jahre 1170, die erste europäische Hochschule zu Paris gegründet zu haben. Hier behaupteten insbesondere die Fächer der Theologie, Philosophie und Rhetorik die erste Stelle, während in dem gleichzeitig hervorgetretenen Bologna die Rechtswissenschaft obenan stand. Nach Paris strömten damals aus allen Theilen von Europa wißbegierige junge Leute, seit daselbst unter anderen angesehenen Männern der hochberühmte Abälardus lehrte, welcher, als er seine Schule 1113 eröffnete, allerdings noch nicht dem geistlichen Stande angehörte.

Die Anfänge der Scholastik. Hier erscheint es angemessen, dem Hauptziele der kirchlichen Gelehrsamkeit zu jener Epoche einige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Nur in der glücklichen Verborgenheit der Klöster konnte der sinnende Geist der Forscher unangefochtener eine Zufluchtstätte finden. Vor Aufkommen der Universitäten gingen die meisten und berühmtesten Kirchenhäupter aus den stillen Zellen hervor, in denen kunstreiche Abschreiber die Schätze des gelehrten Alterthums vervielfältigten und von Jahrhundert zu Jahrhundert den folgenden Generationen überlieferten. Und wie es meist Mönche waren, welche die heute noch bewunderten Kathedralen ersonnen und himmelanstrebende Münster emporführten und ausschmückten, so ist von ihnen vornehmlich im Zeitalter der Kreuzzüge, aber auch nachmals, der wissenschaftliche Sinn gepflegt und fortgepflanzt worden.

Scholastiker und Mystiker. Auch auf dem Gebiete der christlichen Forschung hatte eine neue geistige Strömung begonnen, trotz der Anmaßung des Papstes oder der Kirche über Dasjenige zu entscheiden, was gelehrt werden dürfe. Da jeder Widerspruch als verdammungswürdige Ketzerei galt, so sahen sich die Gelehrten darauf beschränkt, entweder die Lehrsätze der Kirche zu beweisen, oder sie zu rechtfertigen, was die sogenannten Scholastiker thaten, während die Mystiker es vorzogen, die frommen Gefühle des inneren Seelenlebens zu pflegen und zu läutern. Beide Richtungen haben bei aller Beschränktheit des ihnen vergönnten Wirkungskreises dennoch die christliche Wissenschaft gefördert, und sie sind von größter Bedeutung für die Fortentwicklung des kirchlichen Lebens geworden.

Als Urheber der kirchlichen Gelehrsamkeit, welche man mit dem Namen „Scholastik" bezeichnet, gilt Anselm, einer der hervorragendsten Geistlichen seiner Zeit, geboren zu Aosta im J. 1033 in Piemont, welcher später als Erzbischof von Canterbury (1093 bis 1109) in die heftigsten Streitigkeiten mit den englischen Königen verwickelt wurde, worauf wir später noch des Näheren eingehen, wenn wir von der Abhängigkeit, in welche die Beherrscher Englands vom päpstlichen Stuhl geriethen, zu berichten haben werden. Infolge jener Zerwürfnisse genöthigt, die Flucht zu ergreifen und eine Zeit lang im Auslande Schutz zu suchen, verfolgte Anselm bei seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen nun erst recht diejenige Richtung, die dazu beitrug, seinen Namen so berühmt zu machen. War er den scholastischen Studien schon als einfacher Mönch ergeben gewesen, so versuchte er in der später erlangten hohen Stellung mit demselben Eifer das weitere Gebiet des Christenthums zu erforschen und zu erklären. Was er als Prior des Klosters Bec in der Normandie ersonnen, das begann er als Erzbischof unter Gebet und Fasten in vielgenannten Schriften niederzulegen, welche fortan in keiner Büchersammlung irgend eines Klosters mehr fehlen durften. Das wichtigste unter seinen Büchern ist der Untersuchung gewidmet: warum die Menschwerdung Gottes nothwendig gewesen sei. Seine Darlegung gipfelt in der Erklärung, daß die Größe und Schwere der menschlichen Sündhaftigkeit auf keine andere Weise habe gesühnt werden können, als durch das stellvertretende Opfer Christi, durch welches der beleidigten Gerechtigkeit Gottes Genugthuung verschafft worden sei.

Die wichtigsten Ausführungen jenes später allgemein verbreiteten kirchlichen Lehrsatzes sind auf diesen ersten Scholastiker zurückzuführen, welcher die Gedanken eines Augustinus weiter zergliedert und ausgedeutet hat. Alle seine Untersuchungen endigen mit der Forderung unbedingter Unterwerfung unter die Anordnungen der Kirche. Erst wenn diese vorhanden ist, dürfe man mit dem auslegenden und begründenden Verstande die kirchlichen Grundsätze betrachten und sie sich deutlicher zu machen suchen. — Nach dem Ableben des scholastischen Philosophen im Jahre 1109, widmeten sich die besten Köpfe der Erforschung der göttlichen Dinge und der Rechtfertigung des Glaubens vor der Vernunft.

Abälardus. Zu der letzteren Richtung gehört Peter Abälard, ein grundgelehrter Franzose, der Fürsprecher einer freieren Erkenntniß der Dinge. Um den gefeierten kaum zweiundzwanzigjährigen Geisteshelden hatten sich, ehe er von dem Mönche Bernhard von Clairvaux verfolgt und von den Päpsten verworfen wurde, an 5000 Zuhörer aus allen Ländern der Christenheit gesammelt. Zu seinen Füßen saßen die bedeutendsten Denker jener Zeit, darunter Berengar von Tours und einer der Vorläufer der Reformation, Arnold von Brescia, sowie der spätere Papst Cölestin II. Es war neu, überraschend, fesselnd, wie er, den blinden Glauben verwerfend, die christliche Wahrheit der Prüfung unterzog und die Vernunft zur Schiedsrichterin anrief. Er strebte danach, für seine Zeit dasselbe zu sein, was Sokrates, Plato und Aristoteles ihrer Zeit gewesen waren, indem er seinen Schülern das Unbegreifliche begreiflich machen und zeigen wollte, wie ein denkender und vernünftig forschender Mensch Christum lieb haben könne, lieb haben müsse. Natürlich gerieth er durch seine Vorträge frühzeitig mit der Kirche in Widerstreit. Schließlich auf der Synode von Sens (1140) von der Mehrheit der unwissenden Väter, die so trunken waren, daß sie nicht einmal das damnamus aussprechen, sondern nur noch „namus" stammeln konnten, zu lebenslänglicher Klosterhaft verurtheilt, zog sich Abälard ungebrochenen Geistes in die Einsamkeit des Klosters von St. Denis zurück. — An die Person dieses hochbedeutenden Mannes knüpft sich jenes rührende Liebesidyll, das bis auf unsere Tage die Dichter beschäftigt hat und zu bezeichnend für den Charakter der Zeit, in welcher Abälard wirkte, ist, als daß wir jener Vorgänge aus des Scholastikers Leben hier nicht gedenken sollten.

Abälard und Heloise. Der Kanonikus Fulbert hatte den berühmten Dialektiker als Lehrer seiner siebzehnjährigen Nichte Heloise in sein Haus aufgenommen. Eine glühende Neigung, von Fulbert zu spät entdeckt, loderte in beider Herzen auf. Die Liebenden entflohen nach der Bretagne, wo Heloise einen Sohn gebar. Das hochherzige Mädchen wollte nicht das Emporkommen ihres Liebhabers, für den sie hohe Kirchenwürden erhoffte, hindern; sie verschmähte daher seine Hand. Allein diese Großmuth kam dem geliebten Mann nicht zu statten. — Heloisens Verwandte bemächtigten sich der Person Abälard's und entmannten ihn. Abälard betrauerte sein zerstörtes Lebensglück von nun an in der Abtei von St. Denis, und Heloise nahm den Schleier zu Argenteuil. Die Ruhe seines Herzens fand jedoch Abälard in St. Denis nicht; vielmehr wurde sein Leben durch die fanatischen Verfolgungen seiner theologischen Gegner vergiftet. Namentlich war es Abt Bernhard, der oben genannte Kreuzzugprediger, der gegen Abälard den religiösen Fanatismus entzündete. Je mehr Anhang dieser bei der akademischen Jugend, vor welchen er nach einiger Zeit wieder auftrat, sowie den Gebildeteren fand, um so höher stieg die Erbitterung seiner Widersacher. Aus dem auf Betreiben des fanatischen Abtes von Clairveaux über ihn verhängten Klosterbanne befreite ihn Abt Peter, „der Ehrwürdige von Cluny", indem er dem Verfolgten in der Abtei St. Marcel bei Chalons an der Saone ein Asyl gewährte. Dort starb Abälard als ein Muster klösterlicher Zucht am 21. April 1142. Noch heute erinnert in St. Marcel ein Denkmal an Abälard. Seine Gebeine ließ Abt Peter nach einer von Abälard in einer öden Gegend bei Nogent sur Seine erbauten Kapelle bringen, welche der Philosoph dem Paraklet, als dem zur Wahrheit führenden Geiste, geweiht hatte. Abälard hatte diese Stiftung seiner Heloise, welche hier ein Kloster begründete, übergeben. Einundzwanzig

Jahre später wurde auch der Leichnam Heloisens neben den Gebeinen des Geliebten bestattet. Nach der Aufhebung des Klosters brachte man die irdischen Ueberreste Beider auf den Père-Lachaise. — Abälard und Heloise sind nachmals die Schutzpatrone unglücklich Liebender geworden; und heute noch weiht ihnen manch hartgeprüftes Herz einen Todtenkranz.

Des Ursprungs und der Wirksamkeit der Dominikaner haben wir S. 542 gedacht. Besonders war es im zwölften und dreizehnten Jahrhundert dieser Orden, welcher sich im Anfange seines Entstehens ganz anders als späterhin, wo er jedem geistigen Fortschritt hemmend entgegentrat — die Pflege des Wissens angelegen sein ließ. Ihm gehörte Thomas von Aquino (1226—1274), der Sprößling einer italienischen Grafenfamilie, an, der sich und seinem Orden großes Ansehen erwarb. Seine Gedanken und Lehren bildeten für lange Zeit die Grundlage des erziehlichen Unterrichts, gewissermaßen die fromme Speise künftiger Jahrhunderte. Keiner hat es besser als er verstanden, die Kirche mit ihrem Apparat von Priestern, Opfern, Wundern, Heiligen und Heiligthümern zu verherrlichen. Unter den Zeitgenossen führte er seines milden, liebevollen Wesens wegen den Beinamen Doctor angelicus — „der engelgleiche Lehrer". — Demselben Orden gehörte auch der Lehrer des Thomas, der um 1200 geborene schwäbische Edelmann Albert aus dem Geschlechte der Bollstädt an, nachmals Bischof von Regensburg, bekannter als Albert der Große (Albertus Magnus), auch Doctor universalis genannt. Vorher zu Hildesheim, Regensburg, Köln lehrend, welch letzteren Ort er zu den berühmtesten Universitätsstädten seiner Zeit erhob, begab er sich später nach Paris und kehrte von dort als Provinzial seines Ordens nach Deutschland zurück. Das Bisthum Regensburg, das ihm Papst Alexander IV. im Jahre 1260 verlieh, entzog ihn nur während zweier Jahre seinen eifrigen Studien. Als Gelehrter, der das ganze damalige Wissen, vornehmlich in Rücksicht auf Naturwissenschaft, beherrschte, kannte er kein anderes Verlangen, als die Hingabe an seine Lieblingsneigung. So groß erwies sich seine Sehnsucht zur stillen Forschung, daß er auf den bischöflichen Stuhl von Regensburg verzichtete und wieder in seine stille Zelle zurückkehrte, wo er die Heiterkeit seiner Seele wiedergewann. — Infolge seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit ist es kein Wunder, wenn die seltsamsten Geschichten über ihn umgingen, und ihm Zauberei, ja der Umgang mit den Todten zugeschrieben wurde. Er starb im Jahre 1280, von Tausenden dankbarer Schüler fast abgöttisch verehrt. — Freilich verlor sich die Mehrzahl, ohne den Geist des Meisters geerbt zu haben, in Spitzfindigkeiten und geisttödtenden Denkformeln. Innerhalb der von der Kirche so enge gezogenen Schranken des Denkens ersannen sie ein Heer müßiger Fragen und Gegenfragen. Sie warfen z. B. die Fragen auf: Wie der Leib Christi in der Oblate zu denken sei? — ob sie besser von Weizenmehl oder von anderem Mehl verfertigt werde? — ob auch Essig und Most sich in das Blut Christi verwandeln lasse? — ob der Schwanz des Hündleins Tobiä gewackelt habe oder nicht? — an welchem Tage vor der Geburt die Seele in den Leib des Menschen komme? und was dergleichen thörichte Geistesspiele weiter waren, wodurch sie Zeit und Kraft vergeudeten.

Die Mystiker hegten und pflegten im Gegensatz zu dieser Ausartung der Scholastik das fromme Gefühl der unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott und dem Erlöser. Sie erachteten die Religion als unerforschliches Geheimniß, das man erfahren und erleben müsse, um Etwas davon zu wissen. Sie verachteten die Formeln und Begriffe des Verstandes, suchten die heilige Stille eines ahnungsvollen Gemüthslebens und erwarteten überirdische Zustände, Verzückungen und Gesichte. Zumeist waren es Mönche, welche als Prediger und Beichtväter einen weitgehenden Einfluß übten; so Meister Eckard und sein Schüler Johannes Tauler, die am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts in Straßburg lebten. Ersterer zu Köln hoch angesehen, ist im Jahre 1329 daselbst gestorben.

Das Deutsche Reich unter Lothar von Supplinburg (1125—1137).

Nach dem Tode Heinrich's V. trat wieder ein für das Reich verhängnißvoller Augenblick ein. An die deutschen Fürsten trat die Aufgabe heran, den erledigten Kaiserthron neu zu besetzen und damit die Gelegenheit bei der Königswahl, die nach dem Aussterben der fränkisch-salischen Dynastie für den August 1125 nach Mainz ausgeschrieben wurde, alle Künste des Ehrgeizes und der Intrigue zu versuchen. Die meisten Ansprüche auf die Krone schienen die beiden Brüder Friedrich und Konrad aus dem Geschlechte der Hohenstaufen erheben zu dürfen. Sie waren Neffen des Kaisers, und Heinrich V. schien selbst den Ersteren als seinen Nachfolger bezeichnet zu haben, indem er sterbend sämmtliche Besitzungen, die dem fränkischen Hause von Anfang an gehört hatten und durch die Erwerbungen späterer Kaiser vermehrt worden waren, den beiden Schwabenherzögen vermachte. Aber schon den Fürsten wie der Kirche war Friedrich ein zu mächtiger Herrscher, welcher zugleich als Erbe des waiblingischen Geistes, d. h. als Widersacher des Papstes und der Fürstenmacht, auf manchen Widerstand stoßen mußte. Sein heftigster Gegner, der Erzbischof Adalbert von Mainz, wußte auch in der That den Wahlakt in so hinterlistiger Weise zu leiten, daß die Wahl auf den Sachsen Lothar von Supplinburg fiel, obwol dieser Fürst vor der Wahl unter Thränen gebeten hatte, ihn aus der Zahl der Vorgeschlagenen zu entfernen. Die Wahl lieferte den Beweis, von dem weitgehenden Einfluß der päpstlichen Partei in Deutschland, und es war vorauszusehen, daß sie denselben auch fernerhin durch den von ihr erkorenen König geltend machen werde. Auf der anderen Seite hoffte Lothar durch Ergebenheit gegen den römischen Stuhl seine Machtstellung in Deutschland zu befestigen. Nothwendige Folge war es, daß — nachdem sich die deutschen Reichsfürsten schon so häufig mit dem Papste gegen den Kaiser verbunden hatten — dieser nun seinerseits den Papst als Verbündeten gegen die Macht der Fürsten benutzte. Namentlich wandte sich Lothar gegen die genannten hohenstaufischen Herzöge Friedrich von Schwaben, der „Einäugige" genannt, und Konrad von Franken. Er forderte die von ihnen geerbten Hausgüter Heinrich's V. als Reichslehen ein, und da die Hohenstaufen nicht Lust zeigten, einem so unrechtmäßigen Ansinnen nachzugeben, so brach zwischen ihnen und dem Kaiser ein langwieriger Streit aus. Auf Lothar's Seite stand der welfische Herzog Heinrich der Stolze von Bayern, der seinem Vater Heinrich dem Schwarzen gefolgt, und durch Heirath mit des Kaisers einziger Tochter Gertrud dessen Eidam und Erbe geworden war.



Lothar von Supplinburg. Nach Bendemann's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Anfänge der Fehde zwischen den Hohenstaufen und Welfen. Diese Fehde, welche fast die ganze Regierungszeit Lothar's ausfüllte und Deutschland in beständiger Unruhe hielt, legte den Grund zu dem so folgenreichen Familienhasse zwischen den Welfen und Hohenstaufen und endete vorläufig mit der halb freiwilligen, halb erzwungenen Unterwerfung der Letzteren. Denn Lothar hatte sich des Beistandes der meisten anderen Fürsten

zu erfreuen, da er im Stande gewesen war, sie durch Länderverleihungen zu gewinnen. So hatte er seinem Schwiegersohne Heinrich dem Stolzen von Bayern das Herzogthum Sachsen übergeben (1127), dem Grafen Konrad von Wettin, einem Verwandten seiner Gattin, die Markgrafschaft Lausitz verliehen (1128), und den Grafen Albrecht „den Bär" von Ballenstädt aus dem Hause Anhalt mit der Markgrafschaft Brandenburg belehnt (1133), und ihm zugleich die Lehnshoheit über das wendische Herzogthum Pommern zugesprochen.

Römerzüge Lothar's. Im Jahre 1132 zog Lothar nach Rom, um Innocenz II. gegen dessen Nebenpapst Anaklet II. Beistand zu leisten. — Der aus Rom nach Frankreich geflüchtete Innocenz hatte sich schon im März 1131 zu einer Zusammenkunft mit Lothar nach Lüttich begeben. Lothar ging ihm zu Fuße entgegen, erfaßte den Zügel des weißen Rosses des Papstes und geleitete denselben so zur St. Lambertikirche, wo er ihm beim Absteigen behülflich war und ihn in seinen Armen empfing. Hierauf geleitete er seinen Schützling auch noch nach Rom und ließ sich dort von ihm (1133) zum Kaiser krönen, wobei er seine Ergebenheit gegen den heiligen Vater noch besonders dadurch an den Tag legte, daß er die streitige Markgrafschaft Toscana, diesen Trümmerrest des einstigen Königreichs Italien, dem Papste als Eigenthum zusprach und sie von ihm alsdann in Lehn nahm. Er übertrug sie demnächst als Afterlehn seinem Eidam Heinrich dem Stolzen von Bayern und Sachsen, dessen Besitz dadurch eine Ausdehnung erreichte, wie sie kein anderer Vasall in ganz Europa aufweisen konnte. Er erstreckte sich fast von dem Tiber bis zur Eider.

Wenige Jahre nachher hatte der Gegenpapst Anaklet II. sich mit Hülfe der Normannen aufs Neue erhoben und Innocenz II. aus Rom vertrieben, so daß sich Lothar im Jahre 1136 zu einem zweiten Zuge nach Italien veranlaßt sah. Er drang auch siegreich gegen den sizilischen König Roger II. vor und trug sich schon mit dem Gedanken einer Eroberung des ganzen sizilischen Reiches, als Zwistigkeiten, welche zwischen seinem Eidam Heinrich von Bayern, sowie ihm selbst und dem Papste Innocenz ausbrachen, seine Pläne durchkreuzten und ihn zur Rückkehr bewogen. Kaum aber hatte er die Alpen überschritten, so erlag er nach etwa zwölfjähriger Regierung einer Krankheit in einer Hütte des Dorfes Breitenwang an der Grenze Bayerns zwischen Inn und Lech am 3. Dezember 1137. Seine Leiche ward nach Sachsen geführt und in der Klosterkirche zu Königslutter beigesetzt.

Bei aller Unterwürfigkeit gegen die Kirche bleibt Lothar doch der Ruhm eines rechtschaffenen und tapferen Mannes, welcher eifrig bestrebt war, das Volk von Unterdrückung zu befreien. Ist es ihm auch nicht gelungen, das königliche Ansehen besonders in Italien und dem Papste gegenüber vollständig wieder aufzurichten, so entfaltete er doch noch hinreichende Macht, um den deutschen Namen allerorten in Ehren zu halten. Ein sächsischer Chronist berichtet: „Kaiser Lothar bezeugten Könige und Königreiche höchste Verehrung. Von Ungarn, Russen, Dänen, Franzosen und den übrigen Völkern und Königen wurde er von Gesandtschaften mit Geschenken beständig aufgesucht. Denn unter ihm war das Reich von Frieden beglückt, der Wohlstand in Fülle verbreitet, die Gerechtigkeit führte das Scepter, die Ungerechtigkeit kam zum Schweigen." — Die verdienstlichste Seite seiner Regierung ist die Ausdehnung des deutschen Einflusses nach Norden und Nordosten, indem er die Unternehmungen, die seit Otto's des Großen Zeiten geruht, wieder aufnahm. König Magnus von Dänemark trat wieder in ein Lehnsverhältniß zu Deutschland, ebenso König Sobieslaw von Böhmen, und das Christenthum begann unter den Wenden festeren Boden zu fassen. Die letzteren Erfolge verdankte er namentlich der richtigen Wahl tüchtiger Männer, welchen er die östlichen Marken anvertraute.



Das Zeitalter der Hohenstaufen.

Konrad III. (1138—1152).

Bei dem Tode Lothar's hegte Heinrich der Stolze von Bayern die zuversichtliche Hoffnung, daß ihm die Krone zufallen würde, da er der mächtigste der deutschen Fürsten war und ihm überdies von dem sterbenden Kaiser die Reichskleinodien übergeben worden waren. Aber eben diese weitgehende Macht erfüllte die übrigen deutschen Fürsten, wie einst den hohenstaufischen Brüdern gegenüber, mit Besorgniß und veranlaßte sie, sich von Heinrich abzuwenden. Selbst dem Papste schien der Bayernherzog, dem, wie wir oben gesehen, die Mathildischen Güter, also fast ganz Tuscien, als Afterlehn verliehen worden waren, zu mächtig, er beauftragte den Legaten in Deutschland, für Konrad von Franken zu wirken, der keine Besitzungen in drohender Nähe von Rom hatte und durch sein mildes, freundliches Verhalten in den letzten Jahren der vorigen Regierung sich allenthalben Sympathien erworben hatte. Da man nun fürchtete, Heinrich könnte versuchen, seine Wahl auf dem für Pfingsten 1138 zu Mainz ausgeschriebenen allgemeinen Wahltag selbst mit Gewalt durchzusetzen, so traten die Häupter der staufischen Partei schon am 7. März 1138 zusammen und riefen Konrad, den Hohenstaufen, auch der Waiblinger genannt, in der Peterskirche zu Lützel-Koblenz zum König aus. Sechs Tage später wurde Konrad III. im Dome zu Aachen gekrönt.

Mit ihm gelangte eine Dynastie auf den Thron, in welcher der Ruhm unserer Geschichte gipfelt, durch die der kühne, himmelstrebende, nach Idealen ringende Zug des deutschen Geistes seine höchste Verkörperung gefunden, während das deutsche Ritterthum zu seiner schönsten Blüte gelangte. Zu ihr muß heute noch die deutsche Dichtung emporgreifen, wenn sie nationale Größe, Hoheit und Pracht feiern will. — Blendender Zauber umgiebt diese Hohenstaufenkaiser, die es verstanden, deutsche Kraft mit der feinen Kultur des Morgenlandes zu paaren, und unter welchen die Dichtung und die schönen Künste aus dem Märchenreich des Ostens ihren Einzug hielten in die deutschen Gauen.

„Hie Waibling, hie Welf!“ Unter Konrad III. brach zum dritten Male der erbitterte Kampf aus, welcher ein Jahrhundert lang das Deutsche Reich zerreißen sollte. Waiblinger, nach einem Schlosse der Hohenstaufen in Schwaben, wurden zuerst die Franken und nach ihnen die Hohenstaufen genannt. An Stelle von Waiblinger setzte angeblich die italienische Verstümmelung den Namen Ghibellinen. Heinrich der Stolze, welcher sich in seinen Hoffnungen auf die deutsche Kaiserkrone so gröblich getäuscht sah, protestirte gegen die Koblenzer Wahl und verweigerte dem nicht regelrecht erwählten Kaiser die Huldigung. Konrad beantwortete den Protest mit dem Befehle: Heinrich der Stolze solle Sachsen abtreten, da es gegen das Herkommen sei, daß ein Reichsfürst zwei Herzogthümer besitze. Als Heinrich die Abtretung verweigerte, sprach Konrad (1139) die Reichsacht gegen ihn aus und erklärte ihn zugleich aller Lehen und Allodialbesitzungen verlustig. Von den ersteren verlieh der Kaiser Sachsen an den Markgrafen Albrecht den Bär von Brandenburg, Bayern aber an den Markgrafen Leopold den Freigebigen von Oesterreich aus dem Hause Babenberg. Beide schickten sich sogleich zur Besitznahme der ihnen zugesprochenen Länder an, während der Kaiser selbst auszog, um die sich selbst zugedachten welfischen Allode zu erobern, welche meist in Bayern und Schwaben gelegen waren. Der darüber ausbrechende Kampf hatte eben in seiner ganzen Heftigkeit begonnen, als Heinrich der Stolze den 20. Oktober 1139 plötzlich verstarb, und zwar mit Zurücklassung eines zehnjährigen Sohnes Namens Heinrich, der später wegen seines Heldenmuthes den Beinamen des Löwen erhielt. — Die Fehde war mit diesem Todesfalle keineswegs beendet; denn des verstorbenen Heinrich Bruder, der Graf Welf V. von Altorf, sowie Heinrich's Wittwe Gertrud und deren Mutter, die Kaiserin Richinza, beides Frauen von männlichem Sinne, nahmen das Interesse des unmündigen Heinrich wahr, sammelten die Anhänger des welfischen Hauses und setzten so den blutigen Streit fort. Welf eilte im Jahre 1140 nach Weinsberg, um diese von dem Kaiser hart bedrängte welfische Stadt zu entsetzen. Hier kam es zwischen den Welfen und Hohenstaufen zu einer Schlacht, welche besonders deshalb merkwürdig ist, weil in derselben die berühmt gewordenen Namen jener Parteien ihre Entstehung gefunden haben sollen, obgleich die diesbezüglichen Angaben keineswegs verbürgt sind. Jedes der gegenüberstehenden Heere entlehnte nämlich von dem Namen seines Führers ein besonderes Feldgeschrei: die Kaiserlichen von Konrad dem Waiblinger „Hie Waiblingen!“ ihre Gegner von Welf von Altorf „Hie Welf!“ Dies Feldgeschrei behielten die beiden Parteien in den weiteren Fehden bei, und daraus entstanden denn die Parteinamen Welfen und Waiblinger. — Die Schlacht selbst war für Welf unglücklich ausgefallen, so daß er in der Stadt Zuflucht suchen mußte. Aber auch hier fand er keine Sicherheit, denn Konrad belagerte Weinsberg so nachdrücklich, daß es sich endlich zur Uebergabe gezwungen sah, nachdem die Einwohner freien Abzug erhalten hatten.

Die Sage von der Weibertreu. An die Eroberung von Weinsberg knüpft sich die allbekannte Sage von den Weibern von Weinsberg. Konrad III. hatte angeblich nur den Weibern freien Abzug gestattet und ihnen nur zugestanden, ihre kostbarste Habe, so viel sie auf den Schultern tragen könnten, mitnehmen zu dürfen. Als nun die Thore geöffnet wurden, da erschienen die Weiber mit ihren Ehemännern, die Jungfrauen mit ihren Geliebten auf dem Rücken, als demjenigen Gute, welches ihnen am kostbarsten war. Der also überlistete Kaiser freute sich der Weibertreue und wies Diejenigen, welche ihn aufforderten, gegen diese Umgehung des Vertrags einzuschreiten, mit dem Bemerken zurück: „Ein Kaiserwort soll man nicht brechen, auch nicht deuteln.“ Im Volksmunde wird, wie man sieht, die Tugend deutscher Frauen und die Mannhaftigkeit der Hohenstaufen verherrlicht, aber in den Augen des Geschichtschreibers bleibt die Erzählung trotz vielfacher Verherrlichung in Wort und Bild, nichts als eine Sage. — Ungeachtet ihrer Niederlagen fand jedoch die welfische Partei so viel Anhang in Deutschland, daß es der Kaiser rathsam fand, durch einen Ausgleich den langjährigen Zwist beizulegen.

Ausgleich mit den Welfen. Dieser erfolgte im Jahre 1142 auf dem Reichstage zu Frankfurt am Main. — Heinrich „der Löwe" erhielt Sachsen zurück, während Bayern den Babenbergern in Oesterreich verblieb, indem der junge Heinrich Jasomirgott (so genannt wegen seiner oft gebrauchten Betheuerungsformel), der seinem kurz vorher verstorbenen Bruder Leopold „dem Freigebigen" gefolgt war, Heinrich's des Stolzen Wittwe Gertrud heirathete. Albrecht der Bär verzichtete auf das Herzogthum Sachsen und erhielt dafür die Nordmark sowie seine Erbgüter, aus welchen ihn die Welfen vertrieben hatten, wieder zurück.



Zur Sage von Konrad III. und der Weibertreu. Nach M. von Schwind.

— Toscana war infolge anderweitiger Wirren während der ersten Vertheilung unberücksichtigt geblieben, und die Städte hatten diese Gelegenheit vielfach zur Begründung oder Erweiterung ihrer Freiheiten benutzt. Jetzt wurde es dem Grafen Welf V. von Altorf überlassen, und dieser suchte an Stelle des unvollständigen Besitzes dieses Landes Einfluß auf die italienischen Städte zu Gunsten der welfischen Partei zu gewinnen, was ihm denn auch großentheils gelang.

Von Neuem erhob sich der Parteikampf in Deutschland, als Kaiser Konrad während des zweiten Kreuzzuges (1147—1149) abwesend war. Denn der inzwischen herangewachsene Welfenjüngling Heinrich „der Löwe" machte Ansprüche auf Bayern, und der Papst als natürlicher Feind des Kaisers ergriff die Partei der Welfen. — Dadurch wurde auch in Italien der schon von früher her bestehende Parteihaß noch mehr angefacht, indem er sich an die Interessen der Welfen und Waiblinger knüpfte, ja sich selbst die Parteinamen derselben aneignete, wobei die italienische Zunge den Namen der Welfen in „Guelfen", den der Waiblinger aber, wie erwähnt, in „Ghibellinen" umformte.

Als der Kaiser von seinem Kreuzzuge (1148) unverrichteter Sache zurückkehrte, fand er die hadernden Parteien in offener Fehde. Er rüstete abermals gegen die alten Widersacher, aber inmitten dieser Rüstungen ereilte ihn der Tod.

Albrecht „der Bär“. Der S. 604 zuerst erwähnte Markgraf von Brandenburg, aus dem Geschlechte der Askanier oder Anhaltiner, gehört zu den bedeutendsten Fürsten seiner Zeit. Geboren im Jahre 1106 als Sohn und Nachfolger Otto's des Reichen, Grafen von Ballenstädt und Aschersleben, und der ältesten Tochter des bereits genannten Herzogs Magnus von Sachsen, des letzten Billungers, hatte Albrecht, wie früher erwähnt, vom Kaiser Lothar als Lohn seiner Treue die Markgrafschaft Brandenburg als Reichslehn erhalten, während das Herzogthum Sachsen, worauf er Ansprüche geltend machen konnte, Heinrich dem Stolzen verliehen wurde. Erst 1138, nachdem Konrad III. auf den Königsthron gelangt und Heinrich in die Acht erklärt worden war, kam das Herzogthum an Albrecht, jedoch nur auf kurze Zeit, denn bald schon gewann Heinrich wieder die Oberhand; Albrecht mußte flüchtig werden und sich später mit der Markgrafschaft Nordsachsen und dem schwäbischen Erzkämmereramt, das er zur Entschädigung erhielt, zufrieden geben. Aber der kraftvolle, zum Thun angelegte Fürst begehrte nach größerer Macht. Zurückgekehrt in sein Land, suchte er sich durch Niederwerfung der damals meist noch heidnischen Wenden, denen wir zuerst S. 117 begegneten, ein größeres Staatsganzes zu gründen. Im Besitze der den benachbarten Stämmen abgerungenen Länderstrecken als erbliches Lehn bestätigt, wurde er der Stifter des Staates Brandenburg und der erste brandenburgische Markgraf. Demgemäß nannte er sich seit 1157 „Markgraf von Brandenburg.“

Kriegszüge gegen die Wenden. Albrecht vereinigte sich mit Heinrich dem Löwen und dem König von Dänemark zu einem Kreuzzuge wider die Wenden. Just zur selben Zeit, als Kaiser Konrad seinen Kreuzzug in die heiligen Lande angetreten hatte, war in Norddeutschland durch den Wendenapostel Vicellin zum Kreuzzuge gegen die an der Ostseeküste seßhaften Slaven, die schon zu einer gewissen Kulturstufe emporgestiegen waren, aufgerufen und den heidnischen Bewohnern der Insel Rügen in den Jahren 1147—1149 das Christenthum aufgenöthigt worden. Während der junge Löwe gegen den Stamm der Obodriten stritt, führte der Bär, unter dessen Banner sich die Bischöfe von Halberstadt, Merseburg, Münster, Havelberg, Brandenburg, Olmütz und viele Edle des Reichs gestellt hatten, ein mächtiges Heer von 60,000 Mannen in das heutige Vorpommern. So groß und aussichtsvoll das Unternehmen begonnen, so kläglich endete es, weil die Uneinigkeit der Verbündeten die Entfaltung ihrer ganzen Kraft hinderte; der einzige Erfolg des Zuges bestand darin, daß die Pommern nach zweijährigem Kampfe sich dem Christenthum zuneigten.

Noch einmal, im Jahre 1157, ließ der Markgraf die Wenden die Wucht seines eisernen Armes empfinden. Die Niederhaltung des unbotmäßigen Volkes verursachte auch nachmals die größten Anstrengungen, und erst nach Anwendung der härtesten Maßregeln gegen die Besiegten war die Gefahr eines neuen Aufstandes niedergeschlagen. Jetzt erkannte Albrecht, daß noch etwas Anderes geschehen müsse, um sich den erlangten Länderbesitz zu sichern. Und nun zeigte es sich, daß er als Staatsmann die Mehrzahl seiner Zeitgenossen überragte. Er suchte sein Ziel zu erreichen durch Begünstigung der Deutschen, vornehmlich auch durch Einführung des Christenthums, sowie durch Heranziehung der Flamländer oder Vlamingen in die entvölkerten Gegenden, welche er den Wenden abgerungen.

Nachdem Albrecht den gegründeten Staat gefestigt hatte, gedachte er eines gethanen Gelübdes und wallfahrte mit seiner Gemahlin nach Jerusalem, von wo er 1159 zurückkehrte.

Die Bekämpfung der Slaven, welche schon unter den sächsischen Kaisern begonnen hatte, dauerte fast ununterbrochen bis ins zwölfte Jahrhundert. — Innerhalb des deutschen Reichslandes behaupteten die Wenden auch nach ihrer Unterwerfung die erlangte Sonderstellung unter eigenen Fürsten in Böhmen, Mecklenburg und Pommern, den zwischen Elbe und Oder bis nach Schlesien gelegenen Landstrichen. Nur langsam wichen sie dem Andrange der Deutschen und des Christenthums, und es erfolgte der Sieg des Deutschthums erst nach massenhaften Einwanderungen und nach vollzogener Verschmelzung der vom Heidenthume abgelassenen slavischen Stämme mit den übermächtigen Deutschen. — Der von Albrecht begründete Staat entfaltete sich in den nächsten Jahrhunderten in glanzvoller Weise.

Albrecht starb im Jahr 1170. Seinen Nachkommen gelang es, ihre Herrschaft auch über die Oder hinaus (Neumark) auszudehnen, und es herrschten die askanischen Markgrafen in jenen Gegenden 150 Jahre. Es war ein tüchtiges Geschlecht, das auf jenem Boden ein ausdauerndes, ernstes, genügsames und tapferes Volk heranzog, dessen Kraft durch den doppelten Kampf mit einer rauhen, meist wenig ergiebigen Natur und mit hartnäckigen Widersachern noch mehr gestärkt wurde.



Abt Bernhard von Clairveaux predigt in Speyer das Kreuz. Zeichnung von Sachße.

Wir lenken nun unsere Aufmerksamkeit auf den Verlauf des zweiten Kreuzzuges, dessen Hauptführer Kaiser Konrad war. Gleich anderen Geschichtschreibern heben wir unter den vielen Kreuzfahrten, jenen von Priestern angeregten kriegerischen Wallfahrten, welche ununterbrochen zahllose Scharen von Menschen nach dem heiligen Lande führten, als eigentliche Kreuzzüge nur sieben hervor.

Die Kreuzzüge, welche einzelne kleinere Fürsten, wie z. B. Sigurd I. von Norwegen, 1107, unternahmen, lassen wir unberücksichtigt, da sie ohne jeden Einfluß auf die Weltereignisse blieben. Diese Wallfahrten bilden in den Jahrhunderten jener Epoche ein an wechselvollen Akten reiches Schauspiel, das von Zeit zu Zeit, wenn die Ereignisse in Palästina einen für die Christenheit besonders drohenden Charakter annehmen, wie durch Zauberschlag zu jenen imposanten Kundgebungen sich gestalten, welche wir als Kreuzzüge bezeichnen.

Der zweite Kreuzzug (1147—1149).

Wie der erste Kreuzzug, so nahm auch der zweite in Frankreich seinen Ursprung. Es war im Jahre 1147, als die Sarazenen das Königreich Jerusalem von allen Seiten hart bedrängten, und die Schreckenskunde vom Falle Edessa's durch Nureddin die gesammte abendländische Christenheit in Aufregung versetzte. Um diese Zeit rief Papst Eugen III. zu einem Kreuzzuge auf, wobei ihm Bernhard, der Abt von Clairveaux, der berühmte Mahnrufer der Kreuzzüge, durch seine feuriges Wort allerwärts schon vorgearbeitet und willige Nachfolger gefunden hatte. Noch einmal wie beim ersten Heerzuge erfaßte die Begeisterung mehr denn eine Million Menschen. Bernhard von Clairveaux predigte auch in deutschen Landen das Kreuz und ihm gelang es, König Ludwig VII. von Frankreich und Kaiser Konrad III. von Deutschland zu bestimmen, sich zu einem gemeinschaftlichen Kreuzzuge zu vereinigen.

Die feurige Predigt, welche Bernhard am 27. Dezember 1146 im Dome zu Speyer hielt, begeisterte den Kaiser, sowie Tausende von Rittern, das Kreuz zu nehmen. Die damalige Erhebung wird als eine der großartigsten Kundgebungen geschildert, welche in jener Epoche hochgespannter religiöser Begeisterung stattfanden. Die Rüstungen wurden von Ludwig VII. und Konrad III. mit großer Energie betrieben. Ehe Beide jedoch Asien erreichten, hatten sie beim Durchzuge durch das Byzantinische Reich mancherlei Widerwärtigkeiten wegen des alten Mißtrauens der Griechen gegen die Lateiner auszustehen. Denn obgleich sich Konrad III. mit dem Kaiser Manuel ausdrücklich zum Kampfe gegen die Türken verbunden hatte, ließ der Letztere es doch geschehen, daß die Städte seines Reiches den Lateinern alle möglichen Hindernisse in den Weg legten.

Auch der Kreuzzug selbst lief höchst unglücklich ab. Statt ihre Streitkräfte vereint zu halten, trennten sich die Fürsten, indem Konrad III. in blindem Eifer vorauseilte. So geschah es denn, daß sein stattliches Heer, welches anfänglich allein 70,000 schwer geharnischter Reiter, ohne die leichtbewaffneten und das Fußvolk zählte, in den unwegsamen Gebirgsgegenden Kleinasiens in kleineren Abtheilungen von den Türken überfallen und fast gänzlich aufgerieben wurde. Er selbst ward flüchtig und mußte sich krank nach Konstantinopel retten. Nicht besser erging es dem nachfolgenden Ludwig VII mit seiner an 60,000 Mann starken Streitmacht. Auch er kam als Flüchtling in Konstantinopel an; beide Fürsten suchten nun, mit dem Reste ihrer Heere auf dem Seewege die syrische Küste zu gewinnent Dies gelang ihnen auch; allein als sie den Versuch machten, Damaskus in Gemeinschaf. mit Balduin III. zu erobern, wurden sie durch einen schändlichen Verrath der morgenländischen Christen gezwungen, ihre weiteren Pläne aufzugeben, und sie begnügten sich nunmehr nach Jerusalem zu wallfahrten, wenigstens noch auf ihr Seelenheil Bedacht nehmend. Der zweite Kreuzzug, den zwei so mächtige Fürsten mit solch stattlicher Heeresmacht unternommen hatten, war somit völlig gescheitert.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der Eifer für derartige Unternehmungen gegen das Morgenland bedeutende Einbuße erlitt und vor Allem bitterer Tadel gegen den später unter die Heiligen versetzten Abt Bernhard laut werden mußte, weil er mit so großer Zuversicht einen glücklichen Ausgang geweissagt hatte. Er wurde ein falscher Prophet genannt, wenngleich seine Freunde zu seinen Gunsten anführten, daß er nicht eigenmächtig, sondern im Auftrage des Papstes die Völker zum Kampfe aufgerufen habe.

Bernhard selbst empfand den tiefsten Schmerz und suchte sich dadurch zu rechtfertigen, daß er das Mißlingen des zweiten großen Waffenganges den Lastern und Vergehen der Fürsten und Ritter, welche unwürdig seien, als Werkzeuge Gottes zu dienen, zur Last legte.

Konrads Thätigkeit nach außen. Kaiser Konrad's Regierung war im Ganzen eine unruhige und drangvolle. Mancherlei Händel in Böhmen, die zur allgemeinen Reichsgeschichte indessen nicht in demselben engen Zusammenhange stehen, wie die oben erwähnten Vorgänge, nahmen seine Kräfte vielfach in Anspruch. — Wladislaw II. von Böhmen, der durch eine Verschwörung sich entthront sah, mußte durch die siegreichen Waffen des Kaisers in die Hauptstadt Prag zurückgeführt werden. Konrad gewann hierdurch den Hohenstaufen einen treuen Anhänger. Aehnliche Wirren störten 1146 die Ruhe Polens, wo Wladislaw, der Sohn Boleslaw's III., durch seinen jüngeren Bruder Boleslaw IV. gestürzt wurde. — Dann brachen in Lothringen, wo Konrad dem Erzbischof Albero von Trier die Schutzherrschaft über die Abtei St. Maximin verliehen, Unruhen aus; vor Allem aber waren es die freiheitlichen Bestrebungen der italienischen Städterepubliken, welche des Kaisers Sorge wiederholt in Anspruch nahmen. — Konrad starb am 15. Februar 1152 zu Bamberg, wo im Dome daselbst seine Leiche beigesetzt wurde. Seine fruchtbarste That vollbrachte der erste Hohenstaufe noch auf seinem Sterbebette. Er lenkte die Aufmerksamkeit der Reichsfürsten auf seinen Neffen Friedrich, Herzog von Schwaben, der unter dem Namen Friedrich Barbarossa als die glanzvollste und oft genannteste unter den ritterlichen Gestalten deutscher Kaiser und Könige die Weltbühne betritt.

Städte und Adel in Italien.

Um das richtige Verständniß für die Bedeutung und die Tragweite der Kämpfe zu gewinnen, welche die Hohenstaufen während eines Jahrhunderts in Italien zur Sicherung der Kaiserherrschaft und des in Italien erstrebten Familienbesitzes führten, ist es nöthig, uns die vielfach verworrenen politischen Zustände auf der italischen Halbinsel vors Auge zu führen. — Um jene Zeit waren die Byzantiner bereits völlig aus Italien verdrängt; die Verhältnisse in den Küstenländern des Mittelmeeres durch die im Sturm errungenen Siege der Sarazenen gänzlich umgewandelt worden. Diese Umwandlungen berührten ganz besonders die Gebiete des Handels und Verkehrs. Die Araber hatten sich, freilich allmählich erst, genöthigt gesehen, das bis dahin behauptete Uebergewicht auf einer Reihe bedeutender Verkehrspunkte, welches sie im Morgenlande bis zu den Gestaden des indischen Meeres gewonnen, mit den aufstrebenden Kaufleuten der italienischen Städte zu theilen. Zum Ersatze für die erlittenen Einbußen entrissen sie dagegen weiter nach Osten hin den Persern die Vorherrschaft und bemächtigten sich des gesammten indischen Handels nach Europa; nicht minder beeinträchtigten sie allenthalben die Interessen der Griechen. Die arabischen Handelsniederlassungen erstreckten sich im elften und zwölften Jahrhundert von den wichtigsten Plätzen der indischen Küstenländer aus bis tief hinein nach dem afrikanischen Sudan; arabische Schiffe waren es, welche vorzugsweise die Güter des Orients zur See massenhaft der westlichen Welt zuführten. Wir haben bereits der Blüte Basra's gedacht, ebenso des Emporkommens der verkehrsreichen Khalifenstadt Kairo, wo sich die Schätze Indiens und China's sammelten, und von wo aus sie sich nach Europa und Afrika verbreiteten. Freilich waren die an diesen Stellen erzeugten Güter meist für den Gebrauch der Mohammedaner berechnet. Alexandria, wo sich ehedem der orientalische und occidentalische Handel begegnete, blieb den Christen verschlossen.

Während der Kreuzzüge hatten sich eine Menge neuer Bedürfnisse im Abendlande Bahn gebrochen und noch mehr die Erweiterung der Handelsgebiete und Verkehrswege zur Folge gehabt. Hierzu trat, daß es den betriebsamen Mauren Spaniens gelang, an den Küsten ihres Machtgebietes den ehemals so blühenden Handelsverkehr der Karthager und

Phönikier theilweise wieder ins Leben zu rufen, und daß die von ihnen geschaffene neue Kultur während mehrerer Jahrhunderte sich weiter entwickelte.

Infolge der älteren und ferner hinzugetretenen neueren Berührungen erhoben sich im Zeitalter der Kreuzzüge Handel und naturgemäß Schiffahrt im Mittelländischen Meere, dem damaligen Weltmeere, zu ungeahnter Blüte. Boten doch die Menge wohlgelegener Küstenplätze im Becken jenes Meeres Veranlassung zu gewinnreichen Unternehmungen, und sie blieben auch Jahrhunderte lang die natürlichen Wege zur Herbeischaffung der Erzeugnisse des Orients und der ost- und hinterasiatischen Länder. — Bereits im zehnten Jahrhundert durchfurchten die Handelsflotten der süditalischen Stadt Amalfi die Meerstraßen. Dieser Handelsplatz, von wo aus eine der folgenreichsten Erfindungen (nach seit 1180 erlangter Kenntniß vom Gebrauch der Magnetnadel), nämlich die Einführung des Kompasses (1300 bis 1302), ausgegangen ist, zählte damals 50,000 Einwohner, während er heute kaum 4000 hat.



Amalfi.

Ganz besonders aber sind es die mittel- und norditalischen Städte, unter denen in dieser und der folgenden Periode, voran die großen Seestädte Venedig, Pisa und Genua, dann Mailand, Pavia, Brescia, Cremona, Mantua, Treviso, Vicenza, Verona, Padua, Bologna, Piacenza, Florenz, Parma, Lucca, Ferrara, Modena, Ravenna, Ancona u. s. w. unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Denn sie waren es, die unseren Kaisern öfter noch gefährlichere Feindschaft entgegenbrachten, als daß sie ihnen willkommene Stützen boten.

Der Lombardische Städtebund. Wie im Rheinthal die verkehrsreichen Städte sich im folgenden Jahrhundert zunächst zur Abwehr von Uebergriffen und Vergewaltigungen des hab- und raubgierigen Adels vereinigten, so traten zu demselben Zwecke, vornehmlich aber zur Aufrechthaltung der erlangten größeren Selbständigkeit und zur Bewahrung ihrer hochgehaltenen Gerechtsame schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts eine Anzahl der bedeutendsten Städte Oberitaliens in engere Beziehungen zu einander. So lange sie ihre Kräfte vereinigt hielten, vermochten sie ihre Freiheit selbst gegen die mächtigsten Herrscher der Christenheit, die Hohenstaufen-Kaiser, zu behaupten. Ihr Zusammentritt erfolgte schon unter Konrad III., und der Veronesische, später „Lombardische Städtebund" zeigte in der

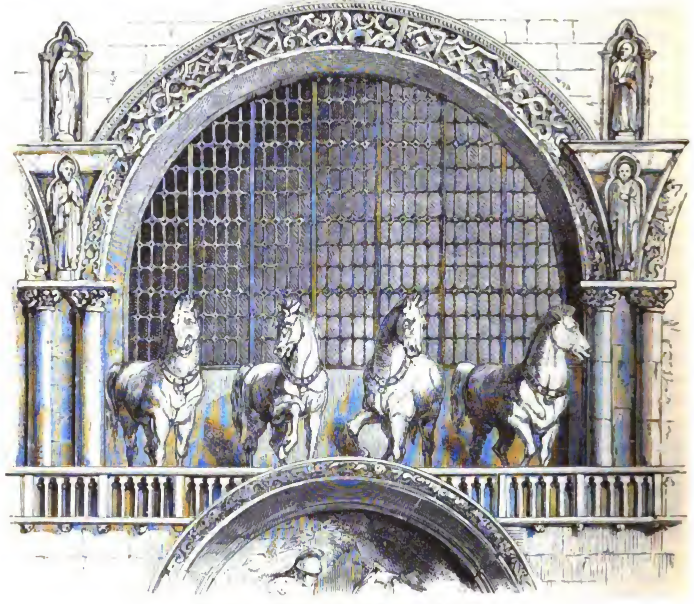
Folgezeit im Verein mit dem Papste sich mächtig genug, um dem Kaiser Friedrich I. beim Friedensschluß zu Konstanz weitgehende Zugeständnisse abzunöthigen. — Nach Auflösung des Städtebundes geriethen jedoch die republikanischen Verfassungen der oberitalischen Städte mehr und mehr in Verfall, und die früher ihre Selbständigkeit so eifrig wahrenden Gemeinwesen kamen noch während des Mittelalters unter die Herrschaft einzelner Adelsfamilien, die, wenn auch nicht größere Reiche, doch einflußreiche Dynastien zu begründen vermochten.

Venedig. Ganz besonders war in der Periode, die uns beschäftigt, in einem früher kaum beachteten Winkel des Adriatischen Meeres die Lagunenstadt Venedig zu hoher Wichtigkeit gelangt. Ihre Bewohner, im steten Kampfe mit dem Meere, konnten nur durch erhöhte Rührigkeit und Ausdauer ihre Existenz sichern. Diesem Umstande entsprang der dort sich kundgebende großartige Handels- und Unternehmungsgeist, wodurch die spätere Königin der Adria auf eine solche Stufe erhoben ward, daß sie Jahrhunderte lang den europäischen Mächten beigezählt wurde. — Ihr Wachsthum schreibt sich aus der Zeit her, als die Lagunenbewohner für die mittels ihrer Schiffe den griechischen Kaisern, unter deren Oberhoheit sie bis zum elften Jahrhundert standen, geleisteten Dienste werthvolle Gerechtsame und das Recht zu Niederlassungen, vornehmlich an den Küsten des Schwarzen Meeres, erlangten. Frühzeitig begannen die Venetianer nach Ueberwindung der normännischen, dalmatinischen und sarazenischen Seeräuber ihre Verbindungen nach allen Richtungen hin auszudehnen. Rührig, klug und gewandt wußten sie auch an den syrischen und ägyptischen Küsten festen Boden zu gewinnen, ja sie traten später mit den Todfeinden der griechischen Kaiser, den Sarazenen, in engere Handelsbeziehungen.

An der Spitze des Gemeinwesens von Venedig stand bereits seit dem siebenten Jahrhundert ein Herzog, Dux („Doge"), der jemalig auf Lebenszeit das Regiment führte. Des „Dogen Vermählung mit dem Meere" bildete in den besseren Zeiten der Republik eine der imposantesten Feierlichkeiten im venetianischen Staatsleben. Allerdings versuchten diese Regenten mehrfach ihre Würde in eine erbliche umzuwandeln, allein die Durchführung dieser Absichten gelang keinem der Staatsoberhäupter. Wol aber gewann das Gemeinwesen an Festigkeit, als der Kaiser von Byzanz, um an den Venetianern eine Stütze gegen die Uebergriffe der Normannen zu gewinnen, die Herrschaft über die Städte Dalmatiens und des griechischen Istriens an die Venetianer abtrat. — Seit Ermordung des achtunddreißigsten Dogen Vitale Michiele (1172) ward die höchste Gewalt von einer aus allen Quartieren der Stadt erwählten Vertretung der Bürgerschaft, etwa 80 Notablen, ausgeübt, denen als großer Rath der Doge und sein Regierungskollegium von sechs Räthen, die sogenannte „Signorie", zur Seite trat. Ein richterliches Kollegium, zwischen der Signorie und dem großen Rath stehend, bildeten die „Vierziger"; sie verhandelten über die Vorschläge der Signorie behufs Vortrags im großen Rathe. — Mehr noch erhob sich der Glanz der Adriakönigin in der Periode der Kreuzzüge, als die venetianischen Schiffe, im Wetteifer mit denen Genua's und Pisa's, die Kreuzheere mit Kriegsmaterial und Lebensmittel versorgten und der Staat in den christlichen Gebieten des Orients weitere Stützen für Ausbreitung seiner Macht und Handelsthätigkeit gewann.

Das hohe Ansehen der Republik schreibt sich aus den glänzenden Zeiten des Dogen Enrico Dandalo her, als Venedig dem mit von ihm ausgegangenen vierten oder sogenannten „venetianischen Kreuzzug" die Richtung auf Konstantinopel gab. Der blinde 93jährige Dandalo war es, welcher an der Spitze der venetianischen Flotte in den Jahren 1203 und 1204 Konstantinopel erobern und das lateinische Kaiserreich aufrichten half. — Infolge der damals unter den zusammengeströmten Pilgern herrschenden Geldnoth, hatten die Venetianer es übernommen die Kreuzfahrer nach dem gelobten Lande zu schaffen und diese bewaffneten Scharen dann ihre Macht benutzt, um die Herrschaft des „älteren Alexius", aus dem Geschlechte der Komnenen zum Sturze zu bringen. Hierdurch wurde Venedig mit Herrin im Osten. Es gelangte in den Besitz von Kandia und einer Anzahl griechischer Inseln.

Während der Besitzergreifung von Konstantinopel durch die Venetianer wurden die berühmten vier ehernen Rosse, sowie das Thor der Sophienkirche als Trophäen von Byzanz nach Venedig übergeführt. Als Genua und andere italienische Handelsmetropolen in der Folgezeit immer eifersüchtiger auf die Machtentfaltung Venedig's wurden, ging der Friede mit denselben zu Ende, und die Adelsrepublik sah sich in einen langen erbitterten Seekrieg mit Genua verwickelt, nach dessen siegreicher Beendigung Korfu und andere wichtige Punkte der Herrin des Adriagebietes in die Hände fielen.



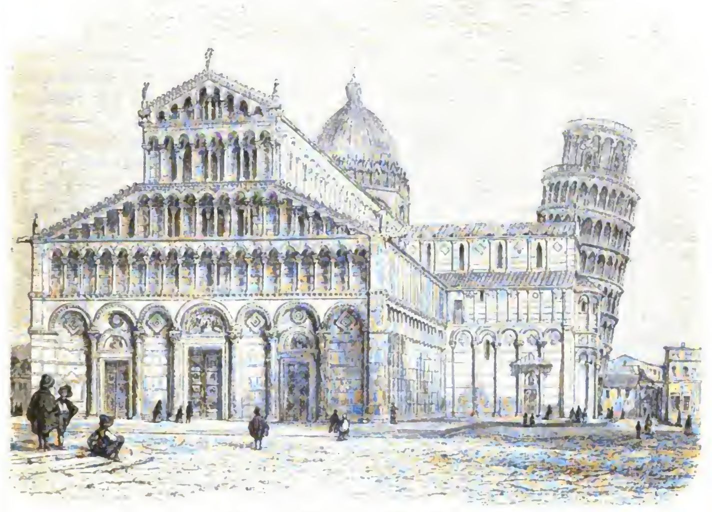
Die ehernen Pferde von San Marco in Venedig.*)

Genua und Pisa. Nächst Venedig waren es Genua und Pisa, in denen der Handelsgeist und die bürgerliche Tüchtigkeit Großes bewirkten. Auch Genua brachte die Nothwendigkeit, sich der feindlichen Absichten der Seeräuber zu erwehren, empor. Im Verein mit Pisa nahm es schon im Jahre 1017 den Arabern Sardinien ab. Aber die Freundschaft mit der benachbarten Rivalin, welcher Sardinien und später auch Korsika hatte überlassen werden müssen, erlosch, als Pisa eine fast erdrückende Uebermacht auf der See gewann.

*) Die hier abgebildeten vier Rosse aus vergoldetem Erz über dem Hauptportale von San Marco galten lange als griechische Arbeit; gegenwärtig hält man sie jedoch für römisch, etwa aus der neronischen Kunstepoche. Sie gehören jedenfalls zu den besten Erzgußarbeiten und sind als einziges erhaltenes antikes Viergespann noch besonders zu schätzen. Wahrscheinlich schmückten sie erst Nero's, dann Trajan's Triumphbogen; Constantin ließ sie nach Konstantinopel bringen, der Doge Dandalo 1204 nach Venedig, Bonaparte 1797 nach Paris, wo sie später auf dem Triumphbogen am Carrouselplatz standen. Durch Kaiser Franz kamen sie 1815 wieder an ihre alte Stelle.

Die Seemacht der Genuesen war 1097 bereits so entwickelt, daß sie den Kreuzfahrern ein wohlausgerüstetes Geschwader nach Syrien zur Hülfe schicken und 1104 siebzig Kriegsschiffe für den Kreuzzug ausrüsten konnten. Hierfür wurden der Republik Gebietstheile in Joppe und Jerusalem zugestanden, was eine weitere Ausdehnung der genuesischen Herrschaft zur Folge hatte. Aber auch in Tyrus und anderen kleinasiatischen und syrischen Küstenpunkten befanden sich Handelskonsuln und Kontore der mächtigen Stadt.

Bei den Streitigkeiten des Kaisers mit den Lombarden stand Genua auf Seiten der Letzteren. Hier sei noch erwähnt, daß sich Genua 1158 den Frieden von dem deutschen Kaiser gegen Erlegung von 1200 Mark Silber erkaufte und den Lehnseid schwören mußte. Im Uebrigen behielt es seine eigene Obrigkeit und war von Heeresdienst und Abgaben befreit.



Der Dom zu Pisa mit dem schiefen Thurm.

Unter den italienischen Städterepubliken war es zuerst Pisa, dann Venedig, mit welchen Genua langjährige Kämpfe zu bestehen hatte, mit Pisa, nachdem es unmittelbar Nachbarin seines Gebiets geworden war. Erst als 1284 die pisanische Flotte in der Seeschlacht bei Molara vernichtet worden und die Insel Elba in die Gewalt der Genuesen gelangt war, gebot Genua unumschränkt im Gebiete des Ligurischen Meeres. In seiner Glanzperiode vermochte es dem griechischen Kaiser Michael Paläologus bei der Eroberung von Konstantinopel (1261) wesentliche Beihülfe zu leisten und erlangte hierdurch, neben der ausschließlichen Handelsfreiheit im Schwarzen Meere, Pera und Galata, Vorstädte Konstantinopels.

Unter solchen Umständen gewannen die Handelsniederlassungen der unermüdlichen Kaufleute immer größere Bedeutung. Die Genuesen nahmen Asow in Besitz, gründeten Kaffa oder Feodosia und unterhielten gewinnreiche Verbindungen mit Armenien; auch auf Cypern, Chios und Lesbos gewannen sie festen Boden, wodurch sich allerdings die

feindselige Verstimmung der Venetianer nur steigern konnte. Folge davon war das fast hundertjährige Ringen beider Republiken um das Uebergewicht auf dem Meere, das nach dem Siege der Venetianer bei **Chioggia** (1380) zu Ungunsten der Genuesen endete.

Pisa, eine alte Römerstadt in der Landschaft Tuskien und in der Nachbarschaft von Lucca, Florenz, Siena, Livorno gelegen, besaß anfänglich in dem Portus Pisanus einen trefflichen Hafen. Es erklärte denselben zum Freihafen für alle Nationen, und infolge dieser klugen Maßregel häuften sich in Pisa geraume Zeit lang die Schätze der damaligen Verkehrswelt, ein Reichthum, der sprüchwörtlich geworden war. Schon am ersten Kreuzzuge nahmen 120 pisanische Schiffe Theil, und auch diese Stadt erwarb werthvolle Freiheiten in den syrischen Handelsstädten. Nach Eroberung der Balearen-Inselgruppe durch die Pisaner wurden diese auch Herren des westlichen Mittelmeeres. Ihrer nebenbuhlerischen Beziehungen zu Genua und des Zusammenstoßes mit demselben, haben wir kaum erst gedacht. — Die Stadt hielt zur ghibellinischen Partei und erfreute sich im Zeitalter der Hohenstaufen eines solchen Gedeihens, daß sie fast einen unabhängigen Freistaat bildete, dessen Gebiet damals von der Maremma von Lerici bis Piombino am Tyrrhenischen Meer reichte. Jedoch mit der zunehmenden Versandung des Hafens schwand im dreizehnten Jahrhundert die hohe Bedeutung der noch fortblühenden Stadt dahin. — Das Gemeinwesen von Pisa regierten Konsuln, zu denen später noch ein „Podesta" und die „Capitani des Volkes" traten. Infolge ihrer Stellung zu den Hohenstaufen sah sich die Stadt in häufige Streitigkeiten und Kämpfe mit dem emporstrebenden Florenz verwickelt, deren Ausgang dem letzteren zugute kam. Die Hochblüte Pisa's fällt in dieselbe Zeit, als die Kunst in seinen Mauern durch Errichtung des Campo Santo in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts einen ihrer schönsten Triumphe feierte und die Bautechnik in der Errichtung des sogenannten „schiefen Thurmes" ein bis dahin für unmöglich gehaltenes Problem löste.

Vom Niedergang der Stadt, als sich Lucca, Pistoja, Florenz, Siena, Prato, Volterra mit Genua gegen Pisa verbanden, haben wir schon gesprochen. Mit dem Erlöschen des hohenstaufischen Geschlechtes brach auch der Strebepfeiler, der Pisa's bisherige Machtfülle stützte, zusammen. — Padua, dessen Universität durch Friedrich II. gestiftet und von seinem Nachfolger auch begünstigt wurde, ist erst in der Hohenstaufenperiode zu Ruf und Ansehen gelangt.

Florenz. Ueber die Nebenbuhlerin Pisa's, die Arnostadt Florenz, welche sich lange in einem Abhängigkeitsverhältniß zu Pisa befand, ist aus seiner früheren Geschichte außer für die Weltgeschichte unwichtigen Fehden wenig zu berichten. In den Kämpfen zwischen den Guelfen und den Ghibellinen gewahren wir Florenz gewöhnlich auf Seiten der Ersteren, weshalb Kaiser Friedrich alle Edelleute, deren Herrschaften in dem florentinischen Gebiete lagen, für unabhängig vom Stadtregimente erklärte und auch sonsthin der Stadt manches bisher genossene Recht entzog. — Auch hier übte ein Podesta die Gewalt neben sechs Konsuln und einem städtischen Rath von hundert angesehenen Bürgern. Der Streitigkeiten mit dem mächtigen Pisa und des Ausgangs derselben haben wir oben gedacht Die volle Bedeutung von Florenz tritt jedoch erst in dem Jahrhundert nach den Hohenstaufen in den Vordergrund, so daß wir uns vorbehalten, hierauf später zurückzukommen.

Mailand ist diejenige Stadt, welche in der Geschichte des großen Hohenstaufen Friedrich's I. mit am meisten hervortritt. — Unter den sächsischen Kaisern ward sie, nachdem Otto I. Italien unterworfen, durch kaiserliche Statthalter regiert. Schon gegen Ende des elften Jahrhunderts entstanden jedoch in dem Weichbilde der Stadt besondere Vereinigungen der einzelnen Stände, deren Vorsteher die Gerichtsbarkeit an sich zogen und eine Art Munizipalverfassung begründeten. — Mailands Stolz, sowie Freiheitsdrang und Rangstellung wurden den staufischen Kaisern zur Zeit des von der lombardischen Hauptstadt ausgegangenen Städtebundes immer erkennbarer, vornehmlich, als sich gegen die bisher von ihr genossene Selbständigkeit der kaiserliche Arm erhob. Die fortwährend feindliche Haltung des anerkannten Hauptes der verbundenen Städte Norditaliens gegenüber den Kaisern

gab Kaiser Friedrich Barbarossa hauptsächlich Veranlassung zu seinen wiederholten Feldzügen gegen die unbotmäßigen Städterepubliken. Hier in Mailand, wo der alte langobardische Trotz gewissermaßen Verkörperung gefunden, trat der bürgerliche Unabhängigkeitssinn dem mächtigsten der Hohenstaufenkaiser in bedrohlichster Gestalt entgegen. Kein Wunder, wenn der Rothbart seinen ganzen Zorn über die von ihm niedergeworfene Stadt ergoß, wie wir des Näheren erfahren werden, sie plündern und theilweise zerstören ließ. — Dennoch war sie in der kurzen Zeit von 1167 bis 1176, noch prächtiger als zuvor, aus ihren Trümmern emporgeblüht, so daß sie an der Spitze der Lombarden dem Kaiser in der für denselben verhängnißvollen Schlacht von Legnano von Neuem entgegentreten konnte. — Nach dem Konstanzer Frieden zur freien Stadt erklärt, entbrannte nun im Innern von Mailand ein langjähriger Kampf um die Herrschaft zwischen den ghibellinisch gesinnten und den guelfischen Geschlechtern. Nach dem Zusammenstoß bei Corte Nuova blieb Pagano della Torre gegen die Visconti Sieger und wurde von den Guelfen zum Podesta von Mailand ernannt. Die weitere Entwicklung dieses Städtewesens gehört einer späteren Zeit an. — Noch möchten wir einige Worte über mehrere andere, von uns bereits mehrfach genannte Wissensstätten, wie Bologna, Pavia, Salerno, sagen. Zur Zeit als nach Paris, der ersten Hochschule für Theologie, Tausende von Studirenden zogen, genossen in Italien Bologna und Pavia als Rechtsschulen das höchste Ansehen. Doch fand auch die Heilkunde, vornehmlich in Pavia und dann in Salerno, eifrige Pflege.



Die schiefen Thürme zu Bologna.

Salerno, wo stets eine Anzahl arabischer Aerzte lehrte, gilt als Pflanzstätte aller anderen medizinischen Fakultäten in Europa und wanderten nach dieser neapolitanischen Hochschule eine Menge jüngerer und älterer Fachleute. In der prachtvollen Kathedrale San Matteo liegen die Gebeine des Evangelisten Matthäus und die des großen Papstes Gregor VII. bestattet.

Bologna, der uralte Sitz italienischer Gelehrsamkeit genoß im Mittelalter den ausgebreitetsten Ruf. Seine Universität, 1119 gestiftet, soll aus einer Rechtsschule, die schon Kaiser Theodosius II. gegründet, sich entwickelt haben. Von hier aus leuchtete während Jahrhunderte langer finsterer Barbarei die Fackel der Wissenschaft und Aufklärung. Oft bezogen mehrere Tausend, im dreizehnten Jahrhundert sogar 10,000 Studirende aus allen Ländern Europa's jahrein jahraus Bologna's Rechtsschule. — Von den deutschen Kaisern, namentlich Friedrich I., reichlich ausgestattet und mit Privilegien versehen, zählte diese Universität eine Anzahl der bedeutendsten Männer unter ihre Gelehrten. Eine Eigenthümlichkeit dieser Wissensstätte war es, daß an ihr auch weibliche Mitglieder und Professorinnen

lehrten und wirkten, deren mehrere sich in hohem Grade auszeichneten. — Als Glied des lombardischen Städtebundes nahm Bologna Theil am Kampfe gegen die Hohenstaufen, worauf wir später eingehender zurückkommen werden.

Zu den angesehensten und ältesten unter den hervorragenden Städten Oberitaliens gehört Pavia, die alte Hauptstadt der Langobardenkönige. Sie stand als vieljährige Gegnerin des prächtigen Mailand gegen die Führerin des lombardischen Städtebundes oft genug in Waffen und im Kampfe der guelfischen und ghibellinischen Parteien meist auf Seite der Kaiser. Hochangesehen durch ihre Hochschule, deren Ursprung noch in die Zeit Karl's des Großen fallen soll, ward das Ansehen dieser Stadt durch die Neustiftung der Universität seitens des Galeazzo Visconti noch erhöht, jenem Mitgliede eines der vornehmsten Mailänder Adelsgeschlechter, das mit den della Torre ein Jahrhundert lang um den Vorrang stritt.

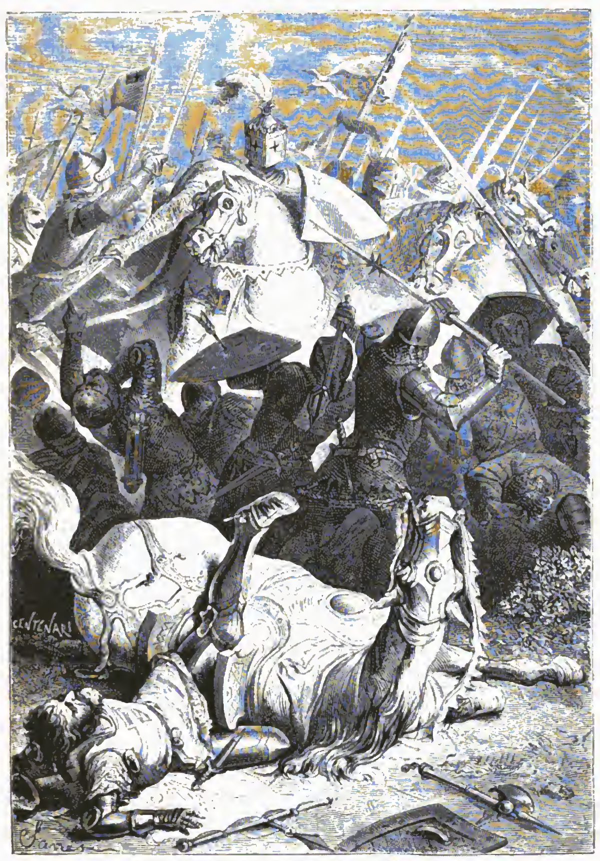
Noch ein anderer Ort Oberitaliens tritt uns in jener Zeit als bemerkenswerth entgegen: die Langobardenstadt Brescia, die als Mitglied des oberitalienischen Städtebundes dessen Schicksale theilte und sich als standhafte Gegnerin der Hohenstaufen bewährte. Uns interessirt sie auch als Geburtsort des unbestechlichen Sittenpredigers Arnold von Brescia, der schon als Jüngling in Strafreden gegen die Verweltlichung der Geistlichen aufgetreten war, und auf dessen Bedeutung für die gegenwärtige Periode wir zurückkommen.

Der Rückgang des letztgenannten blühendes Gemeinwesens ist auf dieselben Ursachen zurückzuführen, wie die der anderen italienischen Städterepubliken. Ueberall meist wechselvolle Kämpfe der altadeligen Geschlechter um den Einfluß und die Herrschaft in den Städten, unaufhörlicher Zwist mit anderen emporstrebenden Familien, bevorrechteten Ständen und neu sich geltend machenden Elementen. Tritt auch in der Periode der Hohenstaufen das bürgerliche Element in den republikanischen Gemeinwesen entschiedener in den Vordergrund, so blieben doch eine Menge selbständiger Adelsherren, noch mehr aber die alten Adelsgeschlechter, meist Bürger oder Insassen jener Kommunen, von maßgebendem Einfluß auf die Entwicklung der Zustände Italiens. In den Städten hielten dieser Adel, die zur Vorherrschaft gelangten Patrizier und die reich gewordenen Handelsherren, wie es stets der Fall ist, zusammen, in der Regel, oder doch meist im Bunde mit der Geistlichkeit. — Der Landadel, eine eigenmächtige, unbotmäßige Sippe, achtete eifersüchtig auf Bewahrung seiner erlangten oder usurpirten Rechte. — Im Norden standen noch eine Anzahl der alten, aus der Langobarden- und sächsischen Zeit herstammenden Adelshäuser in hohem Ansehen, und größere und kleinere Potentaten und begünstigte Vasallen des Kaisers waren emporgekommen und suchten zu Macht und Ansehen zu gelangen. —

Die Ezzelini da Romano und ihre Gegner. Wiewol wir der zeitgemäßen Entwicklung der Ereignisse etwas vorauseilen, möge dennoch hier ein charakteristisches Beispiel für die Zustände und Strömungen in Norditalien während dieser Zeit erbitterter Parteikämpfe und bürgerlicher Wirren angeführt sein. — Unter den sich bekämpfenden und in den Streit der Guelfen und Ghibellinen verwickelten Adelsgeschlechtern haben wir bereits der Visconti, della Torre, Pallavicini u. A. Erwähnung gethan. — In der Mark Verona waren es die Grafen von San Bonifacio und Mitglieder des einflußreichen Geschlechtes der Montecchi, die sich mit steigernder Erbitterung gegenüberstanden und deren Todfeindschaft durch Meister der Dichtkunst und Malerei verewigt worden sind. — Noch größeres Interesse fast erregt für den Geschichtschreiber das langjährige blutige Ringen zwischen den Markgrafen von Este und den Ezzelini. Ersteren gelang in späterer Zeit die Gründung eines Regentenhauses, während die Ezzelini nur vorübergehend in der Periode der Hohenstaufen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Ezzelino II. führt den Beinamen „der Mönch", weil er sich nach einem thatenreichen Leben in die Beschaulichkeit des Klosters zurückzog, während sein Sohn, da Romano genannt, im Vordergrund der Zeitereignisse steht.

Schon vor seiner Vermählung mit einer natürlichen Tochter des Kaisers Friedrich II., aber noch mehr später erwarb er sich als Markgraf und Anhänger seines Schwiegervaters

durch seine kriegerischen Erfolge, seine Leidenschaften und wilde Grausamkeit einen weit- und breit gefürchteten Namen. Seit 1236 Podesta von Padua ging sein vornehmstes Trachten dahin, für sein Haus eine selbständige Macht zu erringen, nachdem ihm die Unterwerfung eines guten Theiles des nordöstlichen Italiens unter seine Herrschaft gelungen war.



Gefangennehmung des schwer verwundeten Markgrafen.
Zeichnung von Nicola Sanesi.

Wer hierbei sich ihm widersetzte, mußte durch Kerker, Folter, Verstümmelung oder auf dem Blutgerüste für seine feindseligen Absichten büßen. Seinen Machtgelüsten fielen die edelsten Geschlechter von Verona und Padua, deren einige er bis auf die letzten Sprossen vertilgte, zum Opfer. Der Wütherich selbst nannte sich, an Attila erinnernd, „Gottes-Geißel".

Als er, durch seine bisherigen Erfolge verlockt, auch Mantua anzugreifen wagte, erhob sich ein Theil des märkisch-lombardischen Adels gegen ihn. Der kriegerische Erzbischof von Mailand rief zum „Kreuzzug“ gegen den mit dem Kirchenbann belegten Gewaltmenschen auf. Aber wiewol seine Widersacher anfänglich glücklich in ihren gegen ihn und seine Anhänger gerichteten Unternehmungen waren und selbst Padua eroberten, verloren sie doch bald nachher die entscheidende Schlacht bei Torricella (1258), und Ezzelino konnte sich nun auch in Brescia festsetzen. Gegen Ablauf des sechsten Jahrzehnts, als er auf der höchsten Stufe von Machtfülle angelangt zu sein schien, brachte sein fortgesetzt gewaltthätiges und grausames Schalten ein neues Bündniß gegen die Ezzelini zur Reife und ihn selbst zum Falle. Boso da Dovera, die Pallavicini, der Markgraf von Este, Martino della Torre rückten ihm mit ausreichenden Streitkräften bis an die Addia entgegen und brachten am 16. September 1259 sein Heer nach erbittertem Ringen zum Weichen. Er selbst fiel nach tapferster Gegenwehr verwundet in die Hände seiner schlimmsten Feinde und starb elf Tage nachher in einem Thurm des festen Schlosses zu Padua, wo schon so manches seiner zahlreichen Opfer den letzten Seufzer ausgehaucht hatte. — Auch Ezzelino's Bruder Alberico unterlag seinen zahlreichen Gegnern. Nach Bezwingung seines festen Schlosses gerieth er in deren Gewalt und ward, an den Schweif eines Pferdes gebunden, zu Tode geschleift, nachdem man vor seinen Augen seine Söhne und Töchter aufs Gräßlichste beschimpft und zu Tode gemartert hatte.

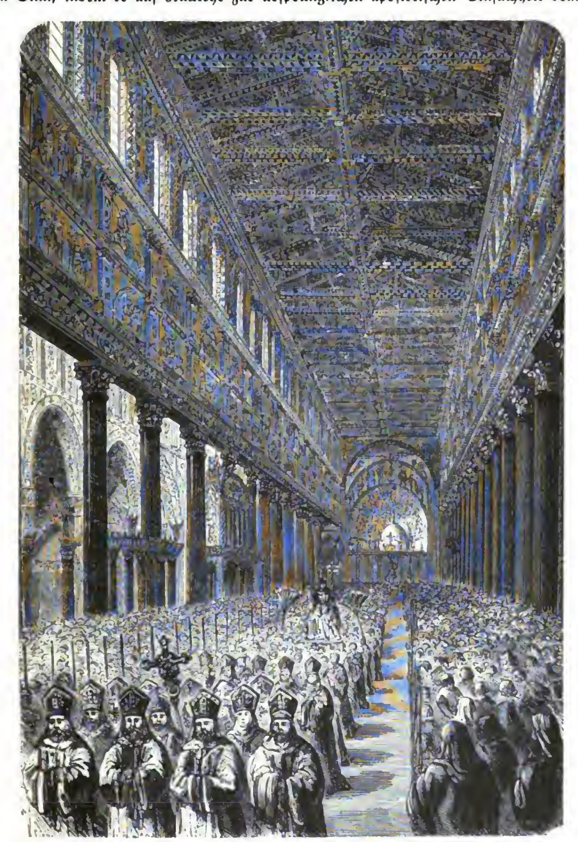
Allen diesen ehrgeizigen Adelsherren fehlte es jedoch an Hochsinn, Begabung und Energie, um in ihren Händen eine dauernde Machtfülle zu vereinigen; aber sie waren immerhin in der Lage, während der andauernden inneren Zwiste ein Gewicht in die Wagschale der streitenden Parteien zu legen. — Des Aufkommens und Wachsens des Kirchenstaates haben wir mehrfach gedacht, ebenso des Umsichgreifens der Sarazenen, vornehmlich im Süden der Halbinsel und in Sizilien, sowie der wachsenden Macht der normannischen Herzöge und Könige. —

Schon seit dem elften Jahrhundert befand sich der Seeverkehr im Gesammtgebiet des Mittelmeeres in hohem Gedeihen; der Handel brachte fortwährend Völker, gänzlich verschieden in Sprache und Sitten, in folgenreiche Verbindung. — Im Kampfe mit den aufstrebenden Städterepubliken, die wir freilich fast ununterbrochen unter einander um die Vorherrschaft auf dem Mittelmeere, dem Hauptverkehrsgebiete des damaligen Handels, streiten sahen, erliegt die alte sarazenische Kraft, und die normannische Wildheit der Zähigkeit jener reichbegüterten Metropolen. Arabische und normannische Seeräuber werden auf dem Meere nur noch da gefürchtet, wo sie zu gemeinsamen Unternehmungen sich vereinigen, um die Niederlassungen und Flotten der Kaufleute zu beunruhigen.

Der große Religionskrieg des Mittelalters wurde ein weiteres Hauptbeförderungsmittel neuer Kulturströmungen, indem er die gesammten abendländischen Völker mit den morgenländischen in genauere Berührung brachte und Handel und Wandel neue Ziele und Wege eröffnete. Infolge ihres Reichthums konnten die Städte Italiens vielverheißende Blüten der Kunst und des Gewerbfleißes zur Reife bringen; an Pflege der Wissenschaft nahmen, wie wir oben bemerkten, selbst die Frauen regen Theil. Nirgends war in Europa die Erregung der Gemüther eine gespanntere, die Empfänglichkeit für die Aufnahme eines geläuterten Lebensinhaltes eine größere als in den italienischen Städten, und gerade zu einer Zeit, als die einzelnen Städterepubliken sich aufs Erbittertste befeindeten. — Zu diesen Fehden hatten sich im Jahre 1139 noch religiöse Streitigkeiten gesellt, die dazu beitrugen, die allgemeine Verwirrung zu vermehren.

Arnold von Brescia. Rom bildete den Mittelpunkt dieser religiösen Wirren; auch hier hatte ein republikanisches Gemeinwesen Platz gegriffen. Der kleinere Adel und die Bürgerschaft stürzten die mächtigeren Geschlechter, welche bisher, wie an anderen Orten, als „Konsuln“ regiert hatten und gründeten eine römische „Kommune“. Dieselbe setzte als Regierungsorgan einen Gemeinderath ein, der unter dem Namen „Senat“ auf dem Kapitol tagte.

Die höchste Aristokratie jedoch, welche man in Rom noch nicht zu stürzen vermochte, war diejenige der Priester. Da erhob sich der Mann, dem dies vorbehalten zu sein schien, Arnold von Brescia, der Schüler Abälard's. Von heiligem Feuer für die Wiederherstellung der Reinheit der christlichen Lehre begeistert, predigte er allerorten gegen den weltlichen Sinn, indem er auf Rückkehr zur ursprünglichen apostolischen Einfachheit drang.



Feierliche Einsetzung des Papstes in der Peterskirche in Rom.

In der Trennung von Staat und Kirche, also in dem Aufhören der weltlichen Herrschaft des Papstes, erkannte er die Erlösung vom steigenden Uebel; er eiferte gegen die Simonie, den Zehnten und die Lasterhaftigkeit der Geistlichen. — Auf einer Synode im Lateran wurde daher Arnold auf Antrag des Bischofs von Brescia wegen Verbreitung ketzerischer Lehren verdammt, und Papst Innocenz II. befahl ihm, seine Predigten einzustellen.

Arnold entfloh nach Frankreich, wo er seinen Lehrer Abälard in seinen Streitigkeiten mit dem Abt Bernhard von Clairveaux unterstützte. Allein Bernhard, obwol er selbst eine Wiedergeburt der Kirche verlangte, zeigte sich als heftiger Gegner aller Reformbestrebungen, welche die Einheit der Kirche gefährdeten. Aus ihr selbst heraus sollte sich die Wiedergeburt der Kirche vollziehen. Er verfolgte Arnold auf das Heftigste, und dieser mußte, um dem Zorn des frommen Abtes und ewiger Klostergefangenschaft zu entgehen, in der Schweiz eine Zuflucht suchen. Er fand einen Beschützer in dem päpstlichen Legaten Kardinal Guido von Castello, gleich ihm ein Schüler Abälard's. Als dieser unter dem Namen Cölestin II. den römischen Stuhl bestieg, kehrte Arnold in sein Vaterland zurück. Allein Cölestin regierte nur fünf Monate und ihm folgte Lucius II., einst Kanzler Innocenz' II. Unter diesem Papst brach 1144 der Konflikt mit der römischen Kommune aus.

Der Papst hatte sich mit dem römischen Stadtadel und König Roger II. von Sizilien zum Sturz des republikanischen Gemeinwesens verbündet und schickte sich an, die Zügel des weltlichen Regiments wieder in die Hand zu nehmen. Infolge dessen erhoben die Republikaner Jordan Pierleone, Bruder des Gegenpapstes Anaklet, zum Patricius, indem sie geltend machten, daß die weltliche Macht über Rom dem deutschen Kaiser, oder dessen Stellvertreter, dem Patricius, gebühre. Beide Parteien schickten Gesandtschaften an den damaligen deutschen Kaiser Konrad III. und nahmen seinen Beistand in Anspruch. Derselbe fand weder Zeit, noch zeigte er Lust, sich mit den italienischen Angelegenheiten zu befassen und antwortete auf keine der Botschaften der streitenden Parteien. Da griff der römische Adel zu den Waffen und versuchte das Kapitol zu stürmen. Papst Lucius, der sich an dem Kampfe betheiligt hatte, erlag einem gewaltigen Steinwurf, der ihn bei dem Sturme traf. An seiner Stelle wurde Eugen III., Schüler des heiligen Bernhard und vormals Abt des Klosters St. Anastasius, zum Papst erwählt. Die Republikaner verjagten indessen das neue Kirchenhaupt aus der Stadt, als auch er sein Recht auf die weltliche Herrschaft geltend machte.

Um diese Zeit erschien Arnold von Brescia in Rom und schloß sich mit Begeisterung der Bewegung an. Er glaubte hier seine Ideale verwirklicht, hoffte das alte republikanische Rom wieder erstehen zu sehen und die Kirche in der Lage, in dem neuen Staate sich in ihrer ursprünglichen apostolischen Reinheit wieder aufbauen zu lassen.

Zwischen den republikanischen Anhängern Arnold's und dem Papste entstand nun eine dauernde Spaltung. Auf kurze Zeit, während der Wintermonate 1145 auf 1146, wurde zwar die Eintracht wieder hergestellt, und der Papst kehrte Weihnachten 1145 nach Rom zurück, wo ihm die Römer huldigten; aber schon im Frühjahr darauf sah er sich veranlaßt, nach Frankreich zu entfliehen. — Auch jetzt noch sah sich König Konrad III. immer noch zu sehr in Deutschland in Anspruch genommen, um den römischen Wirren die rechte Aufmerksamkeit widmen zu können. Daher verbrachten der Papst und sein Hof drei Jahre im Exil. Die Seele des römischen Gemeinwesens aber war während dieser Zeit Arnold von Brescia, der mit einer alles ergreifenden Beredsamkeit das Volk für seine Ideale zu begeistern wußte.

„Ein Mann in Mönchskutte", schreibt Gregorovius in seiner „Geschichte der Stadt Rom", „bleich und von Fasten abgezehrt, stand geisterhaft auf den Trümmern des Kapitols und redete zu den Patres Conscripti auf demselben Lokal, wo einst fürstliche Senatoren, die schwelgerischen Gebieter über hundert Villen und Paläste, geredet hatten, und seine glühende Deklamation, deren Stoff oder Schmuck die Kirchenväter und Virgil, das justinianeische Gesetz und die Bibel zugleich hergaben, erklang in einem korrumpirten Latein, der lingua-rustica oder Bauernsprache, welche Cicero oder Varro mit Entsetzen würden angehört, die aber ein Jahrhundert später Virgil als die Sprache der „Göttlichen Comödie" mit Staunen würde vernommen haben."



Friedrich I. Nach Lessing's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Kaiser Friedrich I. (Barbarossa).

(1152—1190.)

Auf dem Reichstage zu Frankfurt am Main, das seitdem Wahlstadt für die deutschen Könige blieb, wurde am 5. März 1152 Friedrich von Hohenstaufen zum Reichsoberhaupt erkoren und wenige Tage später (9. März) in der Marienkirche zu Aachen gekrönt. König Friedrich war zur Zeit seiner Wahl 31 Jahre alt. Eine herrliche imposante Erscheinung, unternehmend, tapfer, freigebig und prunkliebend, unter allen Rittern hervorragend, beredsam und mit Eifer sich wissenschaftlichen Studien hingebend, vereinigte er alle Eigenschaften in sich, um in seiner hohen Stellung die Augen der ganzen Welt auf sich zu lenken.

Oesterreich zum Erzherzogthum erhoben. Als nächste Aufgabe erschien es ihm, dem Reiche die Einheit und Kraft wieder zu geben, welche durch die inneren Zwistigkeiten unter seinen Vorgängern abhanden gekommen war. Dann schlichtete er den in Dänemark ausgebrochenen Thronstreit zwischen Sven und Knud, indem der Erstere von Friedrich sein Land zu Lehn nahm. Noch galt es weiterhin zahlreiche Streitigkeiten auszugleichen, namentlich bemühte sich Friedrich die zwischen den Hohenstaufen und Welfen wieder ausgebrochenen Zwistigkeiten beizulegen. Friedrich I. hatte mächtige Anhänger; denn es standen auf seiner Seite der fränkische Herzog Friedrich von Rothenburg, sein Schwager Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen, sowie Herzog Heinrich Jasomirgott von Bayern, wozu auch Oesterreich gehörte. Endlich hatte der König auch den Herzog Welf VII. von Toscana zu gewinnen gewußt. Allein Heinrich der Löwe schien als Gegner so gewaltig, daß Friedrich trotz zahlreicher Anhänger es für rathsamer hielt, sich in Freundschaft mit ihm abzufinden. Er übertrug daher Heinrich das von ihm als Lehn beanspruchte Herzogthum Bayern und entschädigte Heinrich Jasomirgott dadurch, daß er Oesterreich zu einem reichsunmittelbaren Herzogthume erhob und es für eines der ersten erklärte. Seit jener Zeit tritt Oesterreich unter dem Namen eines Erzherzogthums in der Geschichte auf.

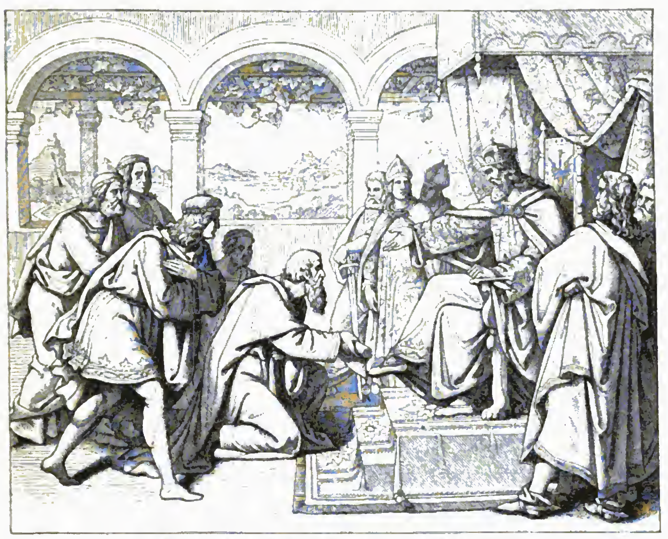
Die Belehnung Heinrich's des Löwen mit Bayern erscheint uns heute als ein politischer Fehler. Heinrich, der seine Macht durch Eroberungen im Wendenlande ohnedies bereits vergrößert hatte, hielt nun zwei der mächtigsten Herzogthümer in seiner Hand und konnte, insofern man seinen ungemessenen Ehrgeiz in Betracht zieht, dem Reichsoberhaupt leicht sehr gefährlich werden. — Mit aus diesem Grunde suchte Friedrich auch Heinrich's Oheim Welf VI., dem er eine Anzahl Herrschaften als Reichslehen übertrug, nicht minder verschiedene Glieder des hohenstaufischen Hauses sowie die Familie der Zähringer durch anderweitige Verleihungen zufriedenzustellen. Nachdem der Kaiser hierdurch die nächsten Veranlassungen zu neuem inneren Zwist beseitigt zu haben glaubte, rüstete er sich 1154 zur Fahrt nach Italien, wo die bereits geschilderten Ereignisse seine Anwesenheit erheischten. — In dieser Zeit fällt ein recht häßlicher Flecken auf den im Grunde hochherzigen Charakter Friedrich's.

Friedrich I. in Italien. Die Fortentwicklung des von Arnold von Brescia hervorgerufenen geistigen Aufschwungs, sowie freiheitlichen Ringens gerieth ins Stocken und ward zu einer Rückwärtsbewegung genöthigt, als Friedrich I. im J. 1154 mit einem Reichsheer in Oberitalien erschien. Ihm galt es, die Autorität der deutschen Herrscher in Italien wieder herzustellen. Rosate und einige andere kleinere Orte, welche sich feindselig zeigten, wurden dem Erdboden gleichgemacht, Tortona wurde zur Kapitulation genöthigt, geplündert und zerstört. In Pavia ließ sich Friedrich am 15. April 1155 zum König von Italien krönen. Statt sich aber des kraftvoll aufstrebenden Bürgerthums gegen die Unbotmäßigkeit der Vasallen zu bedienen, gab er als seinen Entschluß kund, den überall sich zeigenden freiheitlichen Trotz der Städte zu brechen und die monarchischen Prinzipien wieder zur Geltung zu bringen.

Papst Hadrian IV. Unterdessen war jedoch Papst Eugen III. gestorben und ein neuer gewaltiger Papst, ein ehemaliger englischer Bettler, Nikolaus Breakspeare, dem ein Kloster in der Provence einst ein Asyl gewährte, von welchem aus er die höchsten Würden der Kirche erlangen sollte, hatte als Hadrian IV. den römischen Stuhl bestiegen. Das neue Kirchenhaupt forderte die Ausweisung Arnold's von Brescia. Als der Senat dies verweigerte, belegte Hadrian IV. die Stadt Rom mit dem großen Interdikt. Vom Palmsonntage an verstummten die Glocken, keine Messe wurde gelesen, die Ehen wurden auf den Friedhöfen eingesegnet und Taufe und Sterbekommunion nur unter schreckenden Ceremonien gereicht. Als das Osterfest herannahte, warfen sich die Römer dem Papste zu Füßen und willigten in die Ausweisung des Reformators. Arnold ergriff die Flucht, worauf der Bann von der Stadt genommen wurde. — Die römische Republik fand nach zehnjähriger Dauer ihr Ende.

Auslieferung Arnold's. Unterdessen war Friedrich Barbarossa auf seinem Zug durch Tuscien in Sutri angelangt. Innerhalb des Machtgebiets der kaiserlichen Heere befand sich jetzt Arnold von Brescia; doch hielt er sich unter dem Schutze italienischer Großen, die ihn wie einen Propheten feierten und ihn kurz zuvor aus der Gewalt des Kardinals Otto befreit hatten, sicher. Da entsandte Hadrian IV. von Viterbo aus, wo er residirte, eine Gesandtschaft an Friedrich und verlangte die Auslieferung Arnold's. Friedrich willigte ein und erzwang die Auslieferung des Reformators, der dem päpstlichen Legaten überantwortet wurde. Nun erschien der Papst selbst in Sutri, und Friedrich verstand sich, wenn auch mit Widerstreben, dazu, dem Papste Angesichts des ganzen Heeres den Steigbügel zu halten und eine Strecke weit neben dem Pferde des Papstes herzuschreiten. Hierauf empfing er vom Papst den zuvor verweigerten Friedenskuß. Kaum war Friedrich von Sutri aufgebrochen, um Hadrian nach Rom zu geleiten, als ihn Abgeordnete des römischen Senates und Volkes trafen, welche ihn in schlauer Rede durch Schmeicheleien auf ihre Seite zu ziehen suchten, die er aber mit zornigen Worten unterbrach, indem er die von ihnen gestellten Bedingungen: die Aufrechterhaltung ihrer republikanischen

Einrichtungen zu beschwören, sowie für die Ausrufung zum Kaiser 5000 Pfund Silbers zu entrichten, mit Entrüstung zurückwies. „Ich bin euer rechtmäßiger Herr", sprach er stolz zu ihnen, „wer wird es wagen den Händen des Herkules die Keule zu entreißen? Bis jetzt bin ich gewohnt gewesen, die Leute nach meinem Gefallen königlich und freigebig zu beschenken. Wie vom Unterthan Gehorsam, so wird vom Herrscher gerechte Belohnung erwartet. Mein Einzug sollte für die Stadt Rom ein Freudenfest sein, aber wer Unbilliges unrechtmäßig fordert, dem wird mit Recht Alles verweigert." Bald darauf empfing Friedrich in der Peterskirche aus den Händen des Papstes die Reichsinsignien.



Die Gesandten der Römer vor Friedrich I. Zeichnung von Dietrich.

Hinrichtung Arnold's. Die Römer empörten sich zwar gegen den deutschen Herrscher, aber der Aufstand wurde durch die Tapferkeit des deutschen Kriegsvolkes rasch bewältigt. Arnold von Brescia gerieth nun in die Hände unbarmherziger Gegner; er wurde erwürgt, sein Leichnam verbrannt und dessen Asche in den Tiber gestreut. So endigte der erste große Kämpfer für Glaubensfreiheit. Nicht ohne tiefen Schmerz muß der Geschichtschreiber davon Akt nehmen, daß einer der bedeutendsten deutschen Kaiser solch' einen edeln Mann seinen Feinden preisgab. — Die Hinrichtung Arnold's brachte jedoch den Deutschen keinen Gewinn. Die erbitterten Römer verweigerten dem kaiserlichen Heere die Lieferung von Lebensmitteln, und Friedrich sah sich zum Abzuge genöthigt. Gern hätte er einen Kriegszug nach Apulien gegen den sizilischen König Wilhelm, der dem 1154 verstorbenen Roger gefolgt war und sich der Lehnsoberhoheit des Papstes zu entziehen suchte, unternommen; allein ausbrechende Seuchen unter seinem Heere, sowie das Murren zahlreicher Vasallen, die sich nach der Heimath zurücksehnten, zwangen ihn zur Rückkehr nach Deutschland.

Große Gefahren warteten seiner auf diesem Rückzuge, indem ihn die aufgeregten Städter Oberitaliens rachedürstend auf jede Weise zu bedrängen suchten. Besonders gefährlich ward

dem kaiserlichen Heere ein Ueberfall im Engpasse von Chiusa, den Veroneser Schluchten („Berner Klause"), welchen Alberico, ein Adeliger aus Verona, mit 500 verwegenen Gesellen von einem Bergschlosse aus unternahm. Aber diese für uneinnehmbar gehaltene Felsenburg wurde von einer steilen Felsenwand überragt und beherrscht. Die bisher für unerreichbar erachteten Felsen erklomm nun Friedrich's Jugendfreund, Otto von Wittelsbach, der kaiserliche Bannerträger, an der Spitze von 200 auserlesenen Jünglingen und überraschte von hier aus mit zerschmetternden Felsstücken die Feinde, welche sich nach kurzer verzweifelter Gegenwehr ergeben oder flüchten mußten. Viele derselben fanden hierbei ihren Tod; die Gefangenen wurden erbarmungslos niedergemacht, ihre Leichname aber zum warnenden Zeichen am Wege aufgeschichtet. (Vergl. Abb. S. 627.)

Der Papst, auf dessen Veranlassung und zu dessen Gunsten Friedrich den Zug unternommen, hatte sich gegen den Kaiser treulos erwiesen. Hadrian IV. schloß mit den Römern einseitig einen Frieden und erregte schon dadurch Friedrich's Unwillen; als aber auf einem im Oktober 1157 zu Besançon abgehaltenen Reichstage der Kardinallegat Roland vom Papste einen „väterlichen", von den Kardinälen einen „brüderlichen" Gruß überbrachte, sowie einen Brief des Papstes überreichte, worin sich dieser über Friedrich's Undank beschwerte, nachdem er ihm doch so große „Benefizien" zugestanden habe — was in der Sprache des Mittelalters einer Lehnsverleihung gleichkam — da loderte der Zorn Friedrich's hell auf. Pfalzgraf Otto von Bayern wollte den kecken Priester, welcher inmitten der Aufregung mit kühlem Blute versicherte, der Kaiser habe seine Würde nur vom Papste, niederschlagen — nur durch Dazwischentreten Friedrich's kam der Legat mit dem Leben davon. Der Kaiser befahl dem Gesandten schnelle Abreise und ließ durch seinen trefflichen Kanzler, Propst Reinald, ein kaiserliches Rundschreiben abfassen, durch welches er die päpstlichen Anmaßungen zurückwies. — Friedrich dachte bereits daran, eine selbständige deutsche Kirche zu gründen, gleichzeitig rüstete er zu einem neuen Zuge nach Italien, wo er zunächst die aufständigen Städte niederwerfen wollte. Da fand es der Papst doch räthlich, den Zorn des Kaisers zu beschwichtigen. Er sandte zwei Kardinäle nach Deutschland, die den Rothbart als „Herrn, Herrscher Roms und der Welt" begrüßten und ein Entschuldigungsschreiben überbrachten, worin zu lesen stand, es sei unter Beneficium nicht „Lehn", sondern Wohlthat zu verstehen, und daß das „Verleihen" der Kaiserkrone so viel als „Aufsetzen" derselben bedeute.

Innere Angelegenheiten des Reiches. Nach Rückkehr Friedrich's bot Deutschland kaum einen tröstlicheren Anblick als Italien. Das Reich war von inneren Fehden zerrüttet; der von Heinrich V. proklamirte Reichsfrieden war während Friedrich's Abwesenheit in Italien bei den reichsunmittelbaren Herren in Vergessenheit gerathen. Der Kaiser unterwarf die Friedensbrecher und verhängte entehrende Strafen über mehrere derselben, um die Achtung vor dem Gesetze wieder herzustellen. So wurde Herrmann von Stahleck, Pfalzgraf bei Rhein, zur Strafe des Hundetragens verurtheilt. Derselbe zog sich im Grimm über die widerfahrene Schmach in ein Kloster zurück und starb bald nachher. Sein verwirktes Lehn wurde eingezogen und des Kaisers Halbbruder Konrad mit der Pfalzgrafenwürde betraut. Konrad, der Gründer Heidelbergs, stellte geordnete Verhältnisse in der Pfalz her; durch ihn wurde der Grund zu der später mehr noch hervortretenden Rheinpfalz gelegt.

Friedrich schloß auch das sehr gelockerte Band, welches Burgund an das Reich knüpfte, wieder enger. Die burgundischen Vasallen hatten sich meist unabhängig gemacht, oder waren zu Frankreich in einen Lehnsverband getreten. Einen großen Theil des Landes hatte auch die Grafschaft Burgund an sich gerissen, welche wegen der ihr eingeräumten außerordentlichen Privilegien von jener Zeit an den Namen Freigrafschaft (Franche-Comté) führte. Eine Heirath mit Beatrix, der schönen Erbin von Burgund, fesselte das fruchtbare, mit allen Gaben der Natur gesegnete Königreich wieder an Deutschland. — Auch der Polenkönig Boleslaw, der den Lehnszins verweigert hatte, empfand des Kaisers starken Arm, als die kaiserlichen Banner siegreich in den slavischen Landen flatterten. Barfüßig,

ein bloßes Schwert am Hals, mußte Boleslaw zu des Kaisers Füßen um Gnade bitten, den Lehnseid erneuern, eine bedeutende Kriegsentschädigung zahlen und versprechen, zum nächsten Zuge nach Italien 300 Reisige zu stellen.

Der Streit wegen Bayerns, welcher während der Abwesenheit Heinrich's abermals einen drohenderen Charakter angenommen hatte, wurde endgiltig dahin entschieden, daß der Welfe Heinrich der Löwe abermals mit Bayern belehnt, die Markgrafschaft Oesterreich unter Heinrich Jasomirgott dagegen, wie schon früher erwähnt, zu einem selbständigen „Erzherzogthum“ erhoben wurde. Auf einem am 17. September 1156 zu Regensburg abgehaltenen Reichstage wurden die neuen Belehnungen verkündet, und im Reich schien der ersehnte Friede hergestellt und gesichert.



Otto von Wittelsbach pflanzt das Kaiserliche Banner in der Veroneser Klause auf. (Zu S. 626.)
Nach W. Camphausen.

Besonders glänzend gestaltete sich dieser, noch mehr aber ein im September des folgenden Jahres zu Würzburg abgehaltener Reichstag, auf welchem Gesandte aus Konstantinopel sowie fast allen Ländern des Abendlandes erschienen, um dem mächtigen Barbarossa die Huldigungen und Geschenke ihrer Herrscher darzubringen. Von den Küsten der nordischdeutschen Meere bis ans Baltische Meer, von der Donau bis über die Alpen und in Italien — überall galt des Kaisers Machtwort. Die Könige von Dänemark, Böhmen und Polen trugen als Vasallen ihm das Schwert voran; der König von England erkannte seine Oberhoheit an. — Leider jedoch ließ der thatendurstige Kaiser sich nicht an der Verehrung genügen, welche ihm Deutschland und das Ausland entgegenbrachten. Sein Ideal blieb die Weltherrschaft Karl's des Großen und das Schirmeramt, das dieser über die Kirche ausgeübt hatte.

Politisches Ziel Friedrich's I. Es war die mittelalterliche Idee des großen Weltreiches, in welchem die beiden Statthalter Christi, der weltliche und der geistliche, den Frieden aufrecht erhalten sollten. Dieses Verhältniß hatte sich unter den letzten Kaisern zu deren Ungunsten verändert, und der weltliche Herrscher hatte mehr und mehr von seiner Autorität an jenen verloren. Die Kaiserkrönung, eine bloße Ceremonie, erlangte, wie wir wissen, durch den Papst das Ansehen einer Belehnung; mit innerem Groll erinnerte sich der Kaiser noch der Anmaßung des päpstlichen Legaten zu Besançon. Ueberdies war durch den unglücklichen Ausgang seiner letzten Romfahrt ein Stachel in ihm zurückgeblieben; insbesondere aber zürnte er über das trotzige Auftreten der städtischen Republiken. Der freche Uebermuth, mit welchem die lombardischen Städte, Mailand an der Spitze, die kaiserlichen Plätze bedrängten und zu unterjochen versuchten, erweckte in Friedrich den Entschluß, abermals nach Italien zu ziehen, um die Widersacher die Kraft des deutschen Armes fühlen zu lassen. Die römische Kaiserkrone war mit allen Rechten an die deutsche Nation übergegangen; Friedrich betrachtete sich als den Nachfolger Constantin's des Großen und hielt es für seine Pflicht, auf kein einziges der ihm überkommenen Rechte zu verzichten.

Zwiespalt zwischen Kaiser und Papst. Nachdem sich Friedrich I. der Freundschaft Böhmens, dessen Herzog Wladislaw II. (1157) er den Titel eines Königs verliehen, versichert hatte, brach er mit einem zahlreichen, mehr als 100,000 Mann starken Heere auserlesener Krieger in vier Heersäulen nach Italien auf. Brescia, welches Widerstand leistete, ward zur Unterwerfung gezwungen; ein guter Theil der übrigen oberitalienischen Städte ließ es nicht aufs Aeußerste ankommen, als sie sahen, daß des Kaisers Erklärung im Sinne der Aufrechthaltung guter Mannszucht ernstlich gemeint war. Mailand schickte auf ergangene Vorladung Gesandte, um das Verfahren der Stadt mit mehr Schlauheit als Erfolg zu rechtfertigen. Aber der Kaiser schenkte den gleißnerischen Reden keinen Glauben und es ward die Acht über Mailand ausgesprochen.

Noch einmal, während aufs Nachhaltigste an den Befestigungen gearbeitet wurde, erschienen mailändische Gesandte vor dem Kaiser in seinem Lager bei Lodi. Sie erhielten aber den Bescheid: „Eure Worte sind zwar süß und demüthig, ihr traget aber den Fuchs im Herzen. Ihr habt Gottes Kirchen und des Kaisers Städte zerstört, und mit dem Maße, mit dem ihr messet, soll euch wieder gemessen werden.“ Zwei Tage darauf stand das kaiserliche Heer vor Mailand und pflanzte die Reichsfahne mit dem schwarzen Adler im goldnen Felde und rothen Wimpeln auf, welche der Pfalzgraf von Wittelsbach führte. In sieben Abtheilungen, „Heerschilde“ genannt, war wie immer die Reichsmacht geordnet: des Kaisers, der geistlichen und weltlichen Fürsten, der reichsunmittelbaren Herren, des Landadels, der Dienstmannen und der Gemeinfreien Heerschild; Jeder führte sein eigenes Banner.

Außer den Böhmen unter ihrem Könige befanden sich auch ungarische Bogenschützen bei dem Heere. Diese zeigten ihre Schußfertigkeit an dem römischen Triumphbogen, von welchem aus die Mailänder das Vorland beherrschten. Die Ungarn umschlossen ihn mit einer dreifachen Schützenkette und trafen mit einer Sicherheit jeden Kopf, der sich oben zeigte, so daß sich Niemand mehr hinaufwagte. — Vier Wochen hatte die Belagerung gedauert, als endlich durch Mangel, Hunger und Krankheit der Muth der Vertheidiger gebeugt war und die Stadt sich ergab. Am 8. September 1158 mußten die Mailänder sich vor dem Kaiser, der sie auf seinem Throne sitzend inmitten seiner Großen auf freiem Felde empfing, demüthigen. Den Erzbischof sammt der Geistlichkeit, mit Kreuzen und Weihrauchfässern an der Spitze, Bürgermeister, Rath und Adel folgend, Alle barfuß, mit blanken Schwertern am Nacken, dann vieles Volk mit Stricken um den Hals, so zogen sie durch das zu beiden Seiten aufgestellte Heer, fielen vor dem Kaiser auf die Kniee, und die Angesehensten flehten den Kaiser an, die Lombarden fortan als gnädiger König zu regieren. Auch der Erzbischof bat um Milde für Mailand, und der Kaiser gewährte sie. Er gab zuerst dem Erzbischof den Friedenskuß und hieß ihn Platz nehmen unter den Bischöfen des

Reichs, welche den Heereszug zahlreich begleitet hatten. Dann reichte Friedrich den Vornehmsten die Hand, küßte und tröstete sie. Die Acht ward aufgehoben und bald darauf auf den roncalischen Feldern ein Reichstag gehalten, auf welchem die Wiederherstellung des Königreichs Italien verkündet wurde. Die Städte Italiens waren auf diesem Reichstag durch Abgeordnete vertreten. Es wurde mit Zustimmung derselben eine neue Organisation der Verwaltung des Königreichs festgesetzt, und zur Aufrechthaltung des Friedens Reichsschirmvögte (Podesta) in den einzelnen Städten ernannt, dagegen Alles, was an das bisherige Konsulatsregiment, an die Selbständigkeit der Gemeinden erinnerte, beseitigt.



Friedrich's I. Einzug in Mailand. Zeichnung von W. Camphausen.

Allein diese auf der roncalischen Ebene gefaßten Beschlüsse waren die Veranlassung, daß Kaiser und Papst von Neuem in Zwist geriethen. Eine auf jenem Reichstage ausgeschriebene Reichssteuer gab Veranlassung zu einer Schilderhebung mehrerer republikanischen Städte, und der Papst, der noch vor wenigen Jahren von den Republikanern ins Exil geschickt worden war, ergriff nun für diese Partei. Er verwarf die Autorität des Kaisers, indem er für Rom, den Kirchenstaat und das gesammte Mathildinische Erbe völlige Unabhängigkeit forderte. Friedrich I. sah sich somit zwei Widersachern gegenüber, den aufrührerischen Städten und dem Papst, von dem sich das Schlimmste befürchten ließ.

An der Spitze der republikanischen Gemeinwesen standen wieder die stolzen Mailänder und die kaiserlichen Gesandten geriethen in Gefahr ermordet zu werden. Mit kaum glaublicher Frechheit erklärten die Abgeordneten der Stadt auf den Vorwurf des Treubruches: „Ja, wir schwuren zwar den Eid, versprachen aber keineswegs ihn zu halten!“ — Trotz dieser empörenden Haltung gewährte der Kaiser den Städtern Frist zur Ueberlegung — dann eine zweite, ja sogar eine dritte; er ließ die Darlegung ihrer Forderung durch Rechtsgelehrte, darunter auch italienische, untersuchen — als aber die stolzen Mailänder keiner Vorladung Folge leisteten, vielmehr ihre Rüstungen fortsetzten, erkannte Friedrich, daß hier

weitere Langmuth Schwäche sei. Mailand und die übrigen aufrührerischen Städte wurden zunächst mit der Reichsacht belegt, und Friedrich eröffnete, ehe er Mailand züchtigte, gegen Cremona die Belagerung. Am 27. Januar 1160, nach einer heldenmüthigen siebenmonatlichen Vertheidigung, kapitulirte die Stadt gegen das den Bürgern eingeräumte Recht des freien Abzugs, worauf die Deutschen den Platz in Brand steckten.

Kurz vorher war Papst Hadrian IV. aus der Welt geschieden. Jener Kardinal Roland, der als Legat auf dem Reichstage zu Besançon in so übermüthiger Weise dem Kaiser gegenübergetreten war, wurde nun unter dem Namen Alexander III. sein Nachfolger. Diesem aber stellte die kaiserliche Partei einen andern Kardinal aus einer der ersten Familien Roms, Octavian, welcher den Namen Viktor IV. annahm, gegenüber. Eine von Friedrich nach Pavia einberufene Synode erkannte Viktor IV. als den allein rechtmäßigen Papst an, und Friedrich bezeugte ihm durch das Halten des Steigbügels seine Verehrung. Alexander III. aber belegte Gegenpapst und Kaiser mit dem Banne. Die Siege Friedrich's, dem die Italiener den Namen „Barbarossa", Rothbart, gegeben hatten, machten den Bannfluch, der schon damals viel von seiner früheren Kraft verloren hatte, rasch unwirksam, und Alexander III. sah sich veranlaßt, am 21. Januar 1162 nach Frankreich zu entfliehen.

Belagerung und Fall Mailands. Kurze Zeit darauf entschied sich auch das Los der geächteten und vom Reichstag zur Zerstörung verurtheilten Stadt, nachdem es länger als zwei Jahre den kaiserlichen Waffen den tapfersten Widerstand geleistet hatte. Seit dem Falle Cremona's war die Stadt belagert worden, aber erst im Frühjahre 1161, nachdem neue Streitkräfte aus Deutschland angelangt waren, konnte die Belagerung mit größerem Nachdruck geführt werden. Selten sind in einem Kriege so große Erbitterung, Grausamkeiten und Wildheit an den Tag gelegt worden, wie in diesem mailändischen. Die Mailänder hatten sogar Meuchelmörderhände, deren Anschläge jedoch vereitelt wurden, gegen den Kaiser bewaffnet. Auf beiden Seiten wurden die wildesten Thaten der Rache und Leidenschaft verübt, wurden die Gefangenen erbarmungslos niedergemacht, wurde eine große Anzahl derselben aufgehängt, verstümmelt, geblendet. Jedem, welcher den Mailändern Zufuhr bringen wollte, wurde die rechte Hand abgehauen. Der Kaiser schwur, nicht eher die Krone wieder auf sein Haupt zu setzen, als bis die Stadt in seiner Gewalt sei. Aber erst nach neunmonatlicher ernstlicher Belagerung, am 1. März 1162, erschienen die Konsuln und 300 der vornehmsten Bürger der nach so viel Kriegsgreuel nun auch von Hungersnoth, Mangel an Trinkwasser und Krankheiten schwer heimgesuchten Stadt, um sich dem Kaiser, wie er verlangt hatte, auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen und ihm die Schlüssel aller Thore und Kastelle, die 36 Stadtbanner, sowie das Carroccio oder den Fahnenwagen, nach alter, werth gehaltener Langobardensitte Mailands Hauptfeldzeichen, dem Sieger zu überliefern.

Ganz anders als das erste Mal empfing der Kaiser die Wortbrüchigen. Er saß bei Tafel in seinem Zelte und ließ die Zagenden lange im strömenden Regen warten. Dann bestieg er den erhöhten Thron in der Mitte seines Heeres und der endlose Zug der Mailänder mußte sich an ihm vorüberbewegen; lautlos geschah es — aus jeder Schar wurden ihm Banner und Posaune zu Füßen gelegt, dann aber das Carroccio, Mailands Palladium, vor den Augen des Volkes zerschlagen. Da löste sich die starre Verzweiflung in lautes Jammergeschrei, Alle stürzten zu Boden und flehten um Christi willen um Erbarmen. Thränen des Mitleids traten in vieler deutscher Fürsten und Ritter Augen, des Kaisers strenges Antlitz aber blieb unbewegt, und er entließ die Städter nur mit dem Versprechen, daß er Allen das verwirkte Leben schenken wolle. Am 4. März wanderte das Volk, in 100 Haufen abgetheilt mit Bannern und Posaunen, Kreuze in den Händen, barfuß, mit Stricken um den Hals und Asche auf dem Haupte, aus den theilweise niedergelegten Mauern, fußfällig um Gnade flehend. Am 26. März hielt Friedrich mit dem Heere seinen Einzug in die Stadt, nicht durch ein Thor, sondern durch eine zu diesem Zwecke gebrochene breite Mauerlücke. Auf einem Reichstage zu Pavia wurde beschlossen, daß den Mailändern das Leben

geschenkt, ihre Stadt dagegen von Grund aus zerstört werden solle. — Dieses grausame Urtheil wurde jedoch nur zum Theil ausgeführt, indem die Kirchen, Kunstwerke und andere aus Stein aufgeführte Gebäude verschont blieben. Daß zum Zeichen ewiger Verödung Salz auf die aufgepflügten Stätten Mailands gestreut worden sei, ist nur eine Volkssage. — Den vertriebenen Einwohnern wurden in den Burgflecken der Umgegend neue Wohnsitze angewiesen. — Nach dem Falle Mailands fügten sich bald die übrigen Städte, wie Piacenza, Brescia, Bologna u. s. w., den roncalischen Beschlüssen und nahmen die kaiserlichen Schirmvögte an. Barbarossa hatte den vollständigsten Sieg errungen.

Zustände in Deutschland zur Zeit der Mainzer Fehden.

Unterdessen waren in Deutschland neue Wirren zum Ausbruch gekommen. Der abenteuernde Geist, der sich damals, genährt durch die Kreuzzüge, der Völker bemächtigt hatte, rief auch unter der Bürgerschaft der deutschen Städte mehrfach Aufstände und revolutionäre Bewegungen hervor. Namentlich war die Stadt Mainz mit ihrer unruhigen Bevölkerung Schauplatz derselben. Unter dem, einem alten Mainzer Geschlecht angehörigen Erzbischof Arnold von Seelenhofen brach die Empörung aus, die mit einem schrecklichen Strafgericht für die Stadt abschloß.

Der vormalige Erzbischof Heinrich war infolge einer Intrigue der Domstiftsgeistlichen, welchen er, dem reformatorischen Zuge seiner Zeit folgend, eine strenger geregelte Lebensweise auferlegen wollte, vom Papst abgesetzt worden, und an seiner Stelle wurde jener Arnold, ein Freund Friedrich's I., früher „kaiserlicher Kanzler", erwählt. Eine Reihe unseliger Zerwürfnisse machten wiederholt die Einmischung des Kaisers nothwendig und ließen für die Regierung dieses Erzbischofs Schlimmeres befürchten. Auf einem Gerichtstag, welchen der Kaiser wegen einer neuen Fehde mit dem Erzbischof 1156 zu Worms abhielt, wurden, außer dem S. 627 erwähnten Pfalzgraf Hermann von Stahleck noch andere hohe Adelige, so Emicho von Leiningen, Gottfried von Sponheim, Konrad von Kierburg, Heinrich von Dietz u. s. w. zur Strafe des Hundetragens verurtheilt. — Freilich scheint der Erzbischof an diesen Zwistigkeiten nicht schuldlos gewesen zu sein, denn allenthalben machte sich eine wachsende Erbitterung gegen ihn geltend. Vor Allem glaubten sich die Mainzer Bürger selbst in ihren, unter Erzbischof Adalbert I. ihnen verliehenen Privilegien verletzt und gesellten sich zu den Gegnern ihres Erzbischofs. Während Arnold mit Kaiser Friedrich in Italien abwesend war, bildete sich in Mainz eine förmliche zum Aeußersten entschlossene Verschwörung gegen ihn.

Unruhen in Mainz. Nach Mainz zurückgekehrt (1159) berief der Erzbischof, nachdem er von dieser Verschwörung Kenntniß erhalten hatte, eine Synode, um über das Maß der gegen die Verschwörer zu erkennenden Strafen zu beschließen. Die Mainzer trieben jedoch die Synode aus einander, bewaffnete Scharen drangen in den Bischofshof ein, der Erzbischof selbst ergriff die Flucht und die Aufrührer plünderten den Dom, die Wohnung des Kirchenfürsten sowie der ihm anhängenden Geistlichen und beschlossen, den Erzbischof nicht mehr in die Stadt einzulassen. Demzufolge wurden am 1. November die Mainzer vom Erzbischof exkommunizirt, worauf dieser sich nach Italien begab. — Der Beschluß einer Fürstenversammlung sowie ein eigenhändiger Befehl des Kaisers nöthigten die aufrührerische Stadt, dem Erzbischof volle Genugthuung und Schadenersatz zu leisten. In demüthigendem Aufzuge mußten die von der Strafe Betroffenen vor dem 1160 nach Mainz zurückgekehrten Erzbischof im St. Albanstift erscheinen.

Aber nicht lange hielten die Mainzer Frieden. In demselben Jahre noch brachen neue Unruhen aus. Die Aebtissin Hildegard, die Prophetin von Ruppertsberg, warnte Arnold und schrieb: „Hüte dich, die Hunde sind von der Kette, die auf dich Jagd machen." Allein der Erzbischof hörte nicht auf diese Warnungen, noch auf diejenigen seines Bruders. Am 23. Juni, als in der Stadt die Bürger schon zu den Waffen griffen, befand er sich

noch in dem Kloster auf dem Jakobsberge: „Was willst du hier", mahnte sein Bruder Dudo, „die ganze Stadt ist gegen dich in Aufruhr, um dich und alle deine Anhänger zu verderben. Steig' zu Pferde und flieh', um deine Seele und die deiner Feinde zu retten." Der Erzbischof blieb sorglos. „Ich soll flüchten vor den Mainzern", erwiederte er, „ich kenne sie doch genau von Kindheit an, ich will sehen, was sie mir thun können." Nochmals drang Dudo in ihn — vergebens. Mit den Worten: „Mag Gott verfügen, was ihm gut dünkt", erhob er sich, stellte sein bewaffnetes Gefolge auf der Mauer auf und ermahnte zur Tapferkeit.

Tod des Erzbischofs Arnold. Die Lage des Erzbischofs war in der That eine äußerst bedrohte. Mit Leitern suchten die Aufständischen die Klostermauern zu ersteigen. Pfeile, Bolzen, Steine und Pechkränze wurden nach den Klostergebäuden geschleudert; von Mittags bis zum Abend dauerte der Kampf. Das Kloster brannte; die Vertheidiger mußten ihre Kräfte theilen, um den Angriffen wie dem Feuer zu wehren. Endlich gelang es den Feinden, die Klosterpforte zu sprengen; das Häuflein der bischöflichen Streiter wurde überwältigt, und bald darauf sank der Erzbischof unter den Streichen des rasenden Pöbels zusammen.

Furchtbar wurde durch Konrad von Wittelsbach die Missethat gerächt. Kaiser Friedrich I. erschien 1163 selbst in Mainz und hielt ein strenges Gericht über die Empörer. Die Rädelsführer des Aufstandes wurden auf der zusammenberufenen Reichsversammlung dem Tode überliefert und enthauptet; alle Bürger, welche sich an der Empörung betheiligt, wurden lebenslänglich verbannt.

Mainz verlor seine Privilegien, die Stadtmauern wurden niedergerissen und die Wallgräben geebnet, so daß die Stadt „Hunden, Wölfen, Dieben und Räubern" offen stand, wie ein Geschichtschreiber jener Tage berichtet. Ihre Bewohner aber wurden auf ewige Zeiten für ehrlos erklärt. — Der Kaiser suchte die Mainzer deshalb so strenge heim, weil er in ihrem Thun das Walten desselben revolutionären Geistes erblickte, der auch in den lombardischen Städten sich regte. — Nach dem Tode Arnold's von Seelenhofen gab die Besetzung des Mainzer Erzbischofstuhles dem Kaiser Veranlassung zu weiterem Verdruß.

Ein streitbarer Kirchenfürst. Die Mainzer Geistlichkeit hatte nach Arnold's Tode Rudolf, den Bruder Berthold's IV. von Zähringen, auf den Bischofssitz berufen, während Konrad, Pfalzgraf bei Rhein, der Stiefbruder Friedrich's I., mit Hülfe einer Gegenpartei unter den Mainzer Stiftsgeistlichen die Wahl Christian's von Buche, früher gleichfalls kaiserlicher Kanzler, veranlaßte. — Christian von Buche ist eine jener streitbaren, gewaltigen Gestalten des Mittelalters, der den eisernen Streitkolben mit derselben Gewandtheit handhabte, wie Feder und Wort. Ein getreuer Anhänger des Kaisers, folgte er Friedrich I. auf seinen Römerzügen. Tapfer in der Schlacht bis zur Tollkühnheit, dabei nach erkämpftem Siege oft hart bis zur Erbarmungslosigkeit, hat er von den italienischen Chronisten, nachdem er die Städte Tusciens erobert, den Beinamen „Uomo diabolico" erhalten. Vor Tusculum rückte er einst mit 500 Reitern gegen 2000 Italiener ins Feld. Hoch zu Roß, den rothen Mantel über der Schulter, erschien er dem Kriegsgotte gleich an Kraft und Furchtbarkeit. Neun Feinde fällte er in diesem Kampfe mit eigener Hand. Ein Zeitgenosse erzählt von ihm, wie er in einer gegen den Kaiser aufgestandenen lombardischen Stadt 38 der angesehensten Einwohner mit seiner Keule eigenhändig die Zähne eingeschlagen habe. Im Jahre 1183 rief Papst Lucius III. den streitbaren Kirchenfürsten gegen die Tusculaner abermals zu Hülfe; die bloße Erscheinung des gewaltigen Kriegsmannes trieb jedoch die Feinde aus einander. — Christian wurde eine Beute des Fiebers und fand in Tusculum sein Grab. „Einst der heftigste Bedränger des heiligen Stuhles, dann sein Vertheidiger, nahm der Tapfere den Segen des Papstes mit sich in die Gruft."

Weder die oben erwähnte Wahl Christian's von Buche (erst 1165 nahm dieser den Mainzer Bischofssitz ein), noch diejenige Rudolf's von Zähringen erhielten in jener Periode die kaiserliche Bestätigung. Auch der Gegenpapst Viktor IV. versagte dieselbe. Man wollte zu den vielen Zwistigkeiten im Reich nicht noch eine neue hinzufügen.

Erst durch die Wahl des oben genannten Konrad's von Wittelsbach, eines staatsklugen Mannes, erreichten die Mainzer Wirren ihr Ende. Nur **Berthold IV.** von Zähringen, der es nicht verschmerzen konnte, daß sein Bruder das Mainzer Erzbisthum nicht erlangt hatte, nahm dem Kaiser gegenüber eine drohende Haltung an — ja er machte — als Friedrich I. sich des Papstes wegen **Ludwig VII.** von Frankreich entfremdete, Miene, ein Bündniß mit dem Nachbar einzugehen, indem er dem Franzosenkönige seinen und anderer Fürsten Beistand in Aussicht stellte.

Heinrich des Löwen Machtstellung. Im Ganzen blieb jedoch das Intriguenspiel dieser kleinen Reichsfürsten von geringer Bedeutung. Unbekümmert um dasselbe schritt Kaiser Friedrich kühn auf der Bahn nach dem Ziele voran, das er sich gesteckt hatte. Zur Wiederherstellung der Monarchie Karl's des Großen bedurfte aber Friedrich des Beistandes der Reichsfürsten, und je mehr er die kleineren oder unzuverlässigen derselben vernachlässigen zu dürfen glaubte, umso inniger gestaltete sich sein Verhältniß zu Heinrich dem Löwen, dessen Länderbesitz sich (1155) von der Nord- und Ostsee bis zum Adriatischen Meere erstreckte. Ost- und Westfalen, Engern, die Mannen des alten Herzogthums Sachsen sowie der größte Theil von Bayern folgten seinem Heerbann; für die welfischen Stammgüter in Italien mußten ihm die dortigen Vasallen den Lehnseid leisten.



Denkmal Heinrich's des Löwen zu Braunschweig.
Von A. Breymann.

Friedrich und Heinrich bedurften ihrer gegenseitigen Unterstützung zur Ausführung weitausschauender Pläne, und sie hatten sich daher in allen Gefahren und Nöthen die Hand gereicht. Aber eben durch dieses entgegenkommende Verhalten Friedrich's einem ehrgeizigen Reichsfürsten gegenüber wurde während dieser Periode des Wiederemporblühens der kaiserlichen Macht auch der Grund gelegt zur Kräftigung jenes Partikularismus, der späterhin für den Kaiser so verhängnißvoll werden sollte.

Heinrich hatte dem Kaiser bisher in allen Lagen und Gefahren treu zur Seite gestanden. Selbst in dem Kampfe gegen das Papstthum hielt Heinrich zu Friedrich, obgleich das Welfenhaus in dem Streite zwischen Rom und dem Kaiserthum stets für den Papst eingetreten war. Friedrich zeigte sich dafür auch in hohem Grade erkenntlich; er ließ Heinrich den Löwen in allen Dingen gewähren, betrachtete ihn als Bundesgenossen und Freund, welchem er in seinen Gebieten eine Machtvollkommenheit einräumte, die sich wenig von einer königlichen Selbstherrschaft unterschied.

Heinrich gegen die Wenden. Obgleich Heinrich der Löwe bereits über zwei der mächtigsten Herzogthümer herrschte, ließ es der Kaiser zu, daß derselbe durch eigenmächtige Eroberungen im Norden und Osten innerhalb des Gebietes der Wendensitze, wie schon (S. 608) erwähnt, seinen Besitzstand noch vermehrte. Vergebens suchte der tapfere und schlaue Obodritenfürst Niclot, welcher in Rostock seinen Sitz hatte, dem Andrange des Löwen sich zu erwehren; er fiel nach heftigen Kämpfen im Jahre 1160, worauf sich Heinrich gegen dessen Söhne Pribislaw und Wratislaw wandte. Dieselben setzten den Kampf erfolgreich gegen die Sachsen fort, bis es 1162 Heinrich gelang, den wohlbefestigten Hauptort Wörle mit Hülfe bisher nicht gekannter, kaum erst in Italien erprobter Sturm- und Belagerungsmaschinen zu erobern. Wratislaw gerieth in Gefangenschaft, während es Pribislaw gelang, in die sumpfigen Wälder der Umgegend zu entkommen. Aber damit war der Trotz der Slaven noch keineswegs gebrochen. Die Obodriten vereinigten sich mit den Pommern, um dem gemeinsamen Feinde entgegen zu treten. Pribislaw erstürmte mit frischen Streitkräften 1164 die Feste Mecklenburg sowie Malchow und andere feste Plätze, wobei schreckliche Rache an den Deutschen und niederländischen Kolonisten genommen wurde. — Heinrich mußte nun Alles aufbieten, seine Machtstellung im Norden und frühere Errungenschaften nicht völlig einzubüßen. Er rief daher seine sämmtlichen Vasallen zu einem neuen Kriegszuge gegen das unbeugsame Volk auf. Um demselben vors Auge zu führen, mit welch barbarischer Strenge er zu verfahren gedenke, ließ er den gefangenen Wratislaw vor Malchow im Angesichte von dessen Stammesgenossen hinrichten. Aber Heinrich mußte seine Siege über das halsstarrige Volk theuer erkaufen. Der Krieg ward in bisher kaum gekannter Schonungslosigkeit geführt, anfänglich zu Ungunsten des Löwen. Ein Ueberfall der Slaven bei Demmin brachte einem Vortrab der Sachsen beinahe völligen Untergang, wobei Graf Adolf von Schauenburg, einer der treuesten Waffengefährten Heinrich's, und Graf Reinhold von Dithmarschen den Heldentod starben. Doch gelang es den Sachsen, durch eine letzte Kraftanstrengung die Slaven zurückzuschlagen; als Heinrich mit der Hauptmacht bei Demmin anlangte, bedeckten 2000 feindliche Leichen das Schlachtfeld. Rachedürstend wandte er sich nun gegen die Slavenfeste Demmin, doch die Feinde hatten dieselbe inzwischen in Brand gesteckt und sich über die Peene in das Innere des Landes zurückgezogen.

Beide Theile waren indessen des Kampfes müde geworden. Einerseits verzweifelten die Slaven an weiterem erfolgreichen Widerstand, anderseits hielt es Heinrich Angesichts der bisherigen schweren Opfer für räthlich, sich mit dem Gewonnenen zu begnügen, so daß sich die kämpfenden Parteien mit Verträgen abfanden, kraft welcher Pribislaw von Heinrich wieder zu Gnaden angenommen und ihm das Land als sächsisches Lehn zurückgegeben wurde. Der Obodritenfürst nahm das Christenthum an und stiftete ein Kloster zu Doberan. Die Stadt Schwerin wurde von Heinrich einem seiner Bundesgenossen, dem tapferen Grafen Gunzelin von Hagen als Lehn übertragen. Die Grafschaft Holstein erhielt der Sohn eines andern Bundesgenossen Heinrichs, des bei Demmin gefallenen Grafen Adolf von Schauenburg in Wagrien. — Die unterworfenen Gebiete suchte Heinrich durch bürgerliche Einrichtungen und christliche Bildung zu sichern. Er siedelte Kolonisten aus Holland, Flandern, Westfalen und Sachsen an, befestigte zahlreiche Plätze, die bald zu ansehnlichen Städten und Sitzen einer bedeutenden Handelsthätigkeit emporwuchsen. Bisthümer wurden gegründet, über welche Heinrich das Investiturrecht übte; sie dienten der Missionsthätigkeit als Stützpunkt und bahnten der deutschen Kultur die Wege. Der Bischofssitz zu Oldenburg wurde nach Lübeck verlegt, außerdem erhielt die letztere Stadt von Heinrich mancherlei Privilegien, so daß sie bald sich zu einem der ersten Handelsplätze des Nordens emporschwang.

War dieses Wachsthum der Herrschaft des Löwen für die kaiserliche Macht bereits bedrohlich genug, so mußten in noch weit höherem Maße die zahlreichen inneren Fehden unter den Reichsvasallen den Kaiser beunruhigen. Namentlich gab die Herrschsucht des kaiserlichen Kanzlers, Erzbischof Rainald, zu manchem blutigen Strauße Veranlassung.



Die Sachsen gegen die Wenden. Nach Hermann Vogel.

Neue Fehden zwischen Waiblingern und Welfen. Der verhängnißvollste unter allen diesen Kämpfen brach in Schwabenland aus, und zwar abermals zwischen Welfen und Waiblingern. Graf Hugo von Tübingen hatte in seinem Gebiete einige Raubritter festgenommen und einen derselben hängen lassen. Der Letztere gehörte zu den Mannen des Herzogs Welf und die Welfen forderten Genugthuung. Als diese nicht gegeben wurde, fiel der jüngere Welf VII., welchem sich der gesammte händel- und beutegierige Adel Bayerns und Schwabens anschloß, in das Gebiet des Pfalzgrafen ein und belagerte Tübingen. Auf Seiten Welf's standen Berthold von Zähringen, die Grafen von Habsburg, Pfullendorf, Calw und zahlreiche andere Bundesgenossen von hohem und niederm Adel, deren Heer mehr denn 5000 geharnischte Reiter zählte. Der Pfalzgraf dagegen wurde von Herzog Friedrich von Schwaben, den Grafen von Zollern, Württemberg u. A. unterstützt. Der Krieg wurde von beiden Parteien mit wechselndem Glücke geführt, endigte aber schließlich mit der völligen Niederwerfung der Welfen. — Dennoch war der Ausgang desselben ein des Kaisers in hohem Grade unwürdiger. Der Kaiser, dem es galt, mit den Welfen Freundschaft zu halten, opferte den Pfalzgrafen der welfischen Gunst auf. Des Bruchs der Lehnstreue angeklagt mußte er sich auf Gnade und Ungnade den Welfen ergeben. Er wurde von denselben auf Schloß Neuenburg in Graubünden gefangen gesetzt und erlangte erst 1167 nach dem Tode des jüngeren Welf seine Freiheit wieder. — Durch derartige Handlungen, die als Schwäche angesehen wurden, büßte Friedrich manchen seiner Freunde und Anhänger ein, und hat späteren Geschichtschreibern, die ein besonderes Wohlgefallen daran fanden, Lieblingsgestalten des deutschen Volkes zu verunglimpfen, leicht faßbare Angriffspunkte geboten.

Erneuerung des Kampfes mit Rom.

Auch in Italien hatte Friedrich keine glückliche Hand. Er hatte dort kaiserliche Beamte — Reichs- oder Schirmvögte — zurückgelassen, deren gewaltthätiges Schalten aufs Neue die Italiener gegen die deutsche Herrschaft aufbrachte. Der Kaiser besuchte im Herbst 1163 mit seiner Gemahlin, jedoch ohne Heer, Italien, hielt sich abwechselnd zu Lodi, Pavia und in den Städten der Mark Ancona auf und gab sich alle Mühe, durch seine Gegenwart den Geist des Aufruhrs, das selbständige Gebaren der Städte und das Streben nach größerer Freiheit bei dem Volke niederzuhalten. Insofern man jedoch wußte, daß er bei seinen Podesta's zur Niederhaltung der Geister die Handhabung eines strengeren Regiments zugelassen hatte, konnte man sich nicht davon überzeugen, daß Friedrich's Charakter weder zur Grausamkeit noch zur Bedrückung sich hinneigte, ja daß im Grunde Großmuth zu seinen schönsten Eigenschaften gehörte. Unter solchen Umständen war schon seine bloße Anwesenheit in Italien hinreichend, das Feuer eher zu nähren, als es zu unterdrücken. Denn die Beamten fühlten sich sicherer, sie glaubten den Mißbrauch ihrer Gewalt ungestraft verüben zu dürfen und steigerten demzufolge ihre Ansprüche an die Städte dermaßen, daß sich die Erbitterung an einzelnen Orten bald in offenem Aufruhr Luft machte. An mehreren Orten wurden des Kaisers Vögte erschlagen, in Bologna stürzte die wüthende Menge einen kaiserlichen Beamten aus dem Fenster seines Palastes auf die Straße; in Verona, Treviso, Vicenza vermochten sich die Vögte nur durch eilige Flucht zu retten. Einmüthig entschlossen, das verhaßte deutsche Joch von sich abzuschütteln, vereinigten sich die bedeutendsten Städte der Lombardei: Verona, Padua, Vicenza, Treviso u. a., zu denen sich auch Venedig gesellte, zu einem großen Bunde, der unter der Führerschaft von Verona stand und anfänglich „Veronesischer Bund“ genannt wurde. Friedrich erfuhr bald, wie schwer es hielt, den starren Trotz der Lombarden und die Anmaßung des Papstes zugleich zu bekämpfen.

Zwar bot sich ihm Gelegenheit, den Zwiespalt mit Letzterem auszugleichen; allein die Ungeschicklichkeit der Freunde des Kaisers verschärfte nur den Konflikt. Zur Zeit als Friedrich seine Residenz in Pavia aufgeschlagen hatte, starb der kaiserliche Papst Viktor IV. in Lucia. Statt nun auf eine neue Papstwahl zu verzichten und einen Ausgleich mit

Alexander III. zu suchen, betrieb Erzbischof Rainald von Köln, der in diesem Falle in voreiliger Hitze völlig eigenmächtig handelte, die Wahl eines neuen Papstes. Die Kardinäle und Bischöfe der kaiserlichen Partei erwählten auf seine Veranlassung hin beinahe unmittelbar nach dem Tode des Gegenpapstes einen Nachfolger für denselben unter dem Namen Paschalis III. — Damit war dem italischen Städtebund in Alexander III. ein neuer energischer Bundesgenosse gesichert, der durch seine aufwieglerische Thätigkeit selbst in Deutschland die kaiserliche Macht gefährdete. Konrad von Oesterreich, Erzbischof von Salzburg und Konrad von Wittelsbach, Erzbischof von Mainz, traten nun offen zur päpstlichen Partei über. Der Abfall anderer Kirchenfürsten stand in Aussicht.

Die Würzburger Beschlüsse. Jetzt ließ es auch der Kaiser nicht an Versuchen fehlen, sich in dem bevorstehenden Kampfe, dessen Bedeutung er völlig erkannte, Bundesgenossen zu sichern. Sein Reichskanzler Rainald schloß ein gegen den Papst gerichtetes Bündniß mit Heinrich II. von England, und eine Heirath Herzogs Heinrich's von Sachsen mit der englischen Königstochter Mathilde besiegelte das Bündnis. Eine Heirath der andern Tochter des Königs mit dem freilich erst einjährigen Sohne des Kaisers sollte folgen, sobald dieser das erforderliche Alter erreicht haben würde. Auf einem Reichstage zu Würzburg (1165) aber schwuren auf Antrag des Kanzlers alle Anwesenden, der Kaiser voran, auf die Evangelien und Reliquien, nur Paschalis oder einen Erwählten seiner Partei als den einzig rechtmäßigen Papst anzusehen. Selbst der künftige Träger der deutschen Krone sollte vor seinem Regierungsantritt nebst all seinen Untergebenen diesen Eid bekräftigen und wer ihn verweigere, ob Laie, ob Geistlicher, sollte an Lehen und Gütern, an Würden und Aemtern gestraft werden.

Viele geistliche und weltliche Großen folgten allerdings dem Beispiele der Häupter nur mit Widerstreben und zum Theil gezwungen, denn sie waren sich der großen Tragweite dieses Schrittes wohl bewußt. Die Würzburger Beschlüsse bildeten so zu sagen die Kehrseite zu den Tagen von Canossa, und wenn es Friedrich gelang, diese Dekrete zum Reichsgesetze zu erheben, so war damit die kaiserliche Machtherrschaft, wie sie Karl der Große besessen, wieder aufgerichtet, der Sieg der weltlichen Macht über die Kirche eine vollendete Thatsache. Friedrich war fest entschlossen einem solchen Ziel unentwegt zuzustreben. Um den Ideenkreis, in dem er sich bewegte, durch eine symbolische Handlung Jedermann verständlich zu machen, ließ er in Aachen bald darauf Karl den Großen heilig sprechen und erweckte dadurch von Neuem die in dem Volke noch fortlebenden Erinnerungen an die große Zeit des deutschen Kaiserthums. An Stelle des päpstlich gesinnten Konrad von Wittelsbach, welcher vom Kaiser mit der Acht belegt worden und nach Frankreich zu Alexander III. entflohen war, bestieg der S. 631 vorgeführte energische Haudegen Christian von Buche den Stuhl des Mainzer Erzbisthums. Der Erzbischof von Salzburg wurde durch kaiserliches Kriegsvolk vertrieben und starb in der Verbannung.

Unterdessen war in Rom eine freilich kaum noch überraschende Wandlung eingetreten: Senat und Volk von Rom, geschickt geleitet und beeinflußt durch den päpstlichen Vikar, Kardinal Johann, ergriffen für Alexander III. Partei. Sie riefen den Genannten nach Rom und, begleitet von dem päpstlichen Erzbischof von Mainz und von seinen Kardinälen, hielt der Papst seinen Einzug in die ewige Stadt, während der Gegenpapst Paschalis III., geschützt durch die Faust des tapferen Erzbischofs von Mainz in Viterbo residirte.

Christian ein trefflicher Diplomat, der die kaiserliche Sache ebenso geschickt mit der Feder wie in feuriger Rede vertheidigte und in sechs Sprachen zu reden verstand, wußte jedoch dem Gegenpapst ein Ansehen zu verleihen, welches demjenigen Alexander's III. völlig die Wage hielt, und dieser mußte zufrieden sein, vorerst in Rom unbehelligt zu bleiben.

Vierter Römerzug Friedrich's I. Im Spätherbst 1166 unternahm Kaiser Friedrich infolge dieser Verwicklungen seinen vierten Römerzug. Seine nächste Absicht ging dahin, den Würzburger Beschlüssen auch in Italien Geltung zu verschaffen. Alexander III. sollte aus-

Rom vertrieben, Paschalis III. an seine Stelle in St. Peter eingeführt, die kaiserliche Gewalt über die Kirche, wie über die städtischen Gemeinwesen fester denn je aufgerichtet werden. Das widerspenstige Ancona wurde von dem Kaiser selbst belagert, während Erzbischof Rainald Etrurien und Latium durchzog sowie die Stadt Tusculum besetzte. Als die Römer zu Pfingsten 1167 den eben genannten Ort mit 30,000 Mann angriffen, bereitete ihnen Erzbischof Christian von Mainz mit 500 deutschen Reitern und 800 Brabanzonen ein zweites Cannä. Der streitbare Kirchenfürst entfaltete selber die Kriegsfahne mit dem heiligen Michael und stimmte den alten deutschen Schlachtgesang an: „Christus, der du für uns geboren bist.“ Er stürmte mit dem Streitkolben den Seinigen voran, während zugleich Erzbischof Rainald mit einigen hundert Reitern einen Ausfall aus Tusculum unternahm, so daß die Feinde, überrascht und von mehreren Seiten zugleich angegriffen, bald in Verwirrung geriethen und in wilder Flucht aus einander stoben. Kaum ein Drittel derselben entkam nach Rom. Die Folge dieser Niederlage war der Fall Roms. Friedrich, von der Lage der Dinge in Kenntniß gesetzt, schloß mit dem belagerten Ancona eine Uebereinkunft und eilte an den Tiber, wo sich ihm die Latinerstädte, die von dem römischen Drucke frei zu werden hofften, zugesellten. Am 22. Juli befanden sich die Kaiserlichen im Besitze des Monte Mario, und bald darauf gelangte ein großer Theil Roms in ihre Gewalt. Nur von der befestigten Peterskirche aus, unterhielten die Feinde noch einen lebhaften Widerstand. Acht Tage lang blieben alle Anstrengungen vergebens, denselben zu brechen. Die Marienkirche ging in Flammen auf und rasch ergriff das Feuer auch die Peterskirche. Durch die Löscharbeiten von der Vertheidigung abgelenkt, erlag nunmehr die tapfere Besatzung bald den verdoppelten Angriffen der Kaiserlichen. Die Thüren des Domes wurden unter der Führung Friedrich's von Rotenburg mit Aexten eingeschlagen, die Deutschen drangen ins Innere und verwandelten die heilige Stätte in ein Schlachtfeld. Bald deckten ihren Fußboden Haufen erschlagener Feinde: der Widerstand war gebrochen, die noch übrigen Vertheidiger ergaben sich. Am 1. August hielt Papst Paschalis seinen Einzug in St. Petri und krönte dort des Kaisers Gemahlin Beatrix. Weihrauch mischte sich in den Blutgeruch, der noch die Hallen der Kirche erfüllte; von den Thürmen der Frangipani aber, wo Alexander III. residirte, tönte der päpstliche Fluch herüber.

Die Pest. Alexander III. floh nach Benevent, während in Rom und seinem ganzen Gebiet das Volk dem Kaiser den Eid der Treue leistete. Friedrich schien das höchste Ziel seines Lebens erreicht zu haben; das päpstliche Ansehen war gebrochen und der Papst nur der erste Diener des Trägers der höchsten weltlichen Macht, des Kaisers. Da trat einer jener Schicksalsschläge ein, woran so oft die kühnsten Pläne gewaltiger Herrscher im Augenblicke ihrer gehofften Verwirklichung scheitern. Die Pest brach unter dem deutschen Heere aus. Innerhalb einer Woche erlagen 25,000 Menschen der schrecklichen Seuche. Mit dieser Heimsuchung erhob sich ein für den Kaiser noch schrecklicherer Gegner, der Aberglaube. Die Erinnerung an die entweihten Altäre und den päpstlichen Fluch ängstigte die Gewissen der Krieger dermaßen, daß sich der Kaiser schließlich genöthigt sah, mit dem Reste seines Heeres die Umgebung Roms zu verlassen. Krank und elend langte derselbe Mitte September in Pavia an. Jetzt erhoben sich die lombardischen Städte wie ein Mann. Die noch zurückgehalten, traten nun dem Veroneser Bunde bei, der fortan den Namen Lombardischer Städtebund erhielt. Alles, was auch Friedrich durch kleinen Krieg und mittels Künsten der Diplomatie gegen die Städte versuchte, mißlang. Die Städte erklärten einmüthig, nur noch die Hoheitsrechte, welche zu Heinrich's IV. Zeit in Geltung waren, fernerhin anerkennen zu wollen. Im März 1168 mußte Friedrich mit dem Markgrafen von Montferrat und Humbert von Savoyen Unterhandlungen anknüpfen, damit diese ihm mit seiner kleinen Schar den Durchzug durch ihr Gebiet gestatteten. Alle übrigen Alpenpässe waren von den Aufrührern besetzt. — Der Kaiser selbst soll nur durch die Aufopferung eines Ritters vom Untergange gerettet worden sein, und gern berichten wir diesen Zug deutscher Vasallentreue, den uns Otto von Saint Blasien überliefert hat.

In Susa erhielten die Wenigen, welche Friedrich umgaben, durch den ehrlichen Hausherrn, bei dem der Kaiser sein Nachtquartier aufgeschlagen hatte, Kenntniß von einem Anschlag treuloser Bürger, den Kaiser in seiner Herberge zu ermorden. Da legte sich **Hartmann von Siebeneichen**, der dem Kaiser an Gestalt ähnlich war, in dessen Bett, während Friedrich verkleidet, nur von fünf Getreuen geschützt, im Dunkel der Nacht glücklich entkam. Die Verschworenen aber ehrten die ritterliche Treue des edlen Dienstmannes und ließen ihn unbehelligt ziehen.

Die Verwicklungen waren für den Kaiser noch nicht beendigt. Zu den Schwierigkeiten, welche ihm der Papst und die italienischen Städte bereiteten, sollte noch eine neue, weit tiefer greifende hinzukommen, wodurch die kaiserliche Macht aufs Aeußerste gefährdet ward.



Friedrich I. in Susa. Zeichnung von Ehrhardt.

Zwiespalt mit Heinrich dem Löwen.

Erfahrungen, welche frühere Kaiser gemacht, hatten Friedrich veranlaßt, so viel wie möglich auf Stärkung der Hausmacht Bedacht zu nehmen. Gerade der vierte Römerzug sollte durch seinen unglücklichen Ausgang den Absichten des Kaisers Vorschub leisten. Zahlreiche Herren und Ritter, vornehmlich aus Schwaben, waren durch die verheerende Seuche im römischen Lager dahingerafft worden, und viele Adelsgeschlechter infolge dessen erloschen. Die Familiengüter derselben fielen nun den Hohenstaufen anheim. Dieser Machtzuwachs erregte den Neid und die Eifersucht Heinrich's des Löwen. Noch mehr aber reizte diesen die Ueberweisung von Welf's VI. Erbgütern an Friedrich. Welf VI. war der Oheim Friedrich's von mütterlicher und der Oheim Heinrich's des Löwen von väterlicher Seite. Er verlor frühe seinen Sohn, den oben erwähnten Welf VII., und ihm blühte keine Aussicht auf weitere Nachfolge. Daher suchte er durch fröhlichen Lebensgenuß die Sorgen von seinem Lebensabend zu verscheuchen, wozu ihm jedoch oft die erforderlichen Geldmittel fehlten.

Zur Erlangung derselben wandte er sich an seinen Neffen, Heinrich den Löwen, seinen zukünftigen Erben. Dieser war jedoch ein guter Haushalter und der Ansicht, daß alte Leute auf allzuhohe Anforderungen an das Leben verzichten und viel eher an den Himmel denken sollten. Da wandte sich Welf VI. an seinen Schwestersohn Friedrich, der, wie alle Hohenstaufen, freigebig war, und der alte Welf trat ihm schon bei Lebzeiten gegen die gereichte Summe mehrere seiner Besitzungen ab, während ihm andere als Erbe verschrieben wurden.

Diese Erwerbungen sowie die Erblichkeit der Kaiserkrone, welche Friedrich durch die Königskrönung seines fünfjährigen Sohnes Heinrich am 16. August 1169 zu Achen den Hohenstaufen sicherte, außerdem die Uebertragung des ledigen Herzogthums Franken an seinen dritten Sohn Konrad, sowie von Burgund und Arles an seinen vierten Sohn Otto, steigerten in noch höherem Grade die Eifersucht Heinrich's, der schon lange argwöhnisch die Mehrung der kaiserlichen Macht wahrnahm. In ihm verkörperte sich so recht der Dämon des Partikularismus, der von früher Jugend als Wurm an der Vollkraft des Deutschen Reiches nagte. Heinrich war durch seine Eroberungen unter den Wenden, in Holstein, Mecklenburg und Pommern so mächtig geworden, daß er in stolzer Selbstüberhebung eine unmittelbare Gewalt über die norddeutschen Bischöfe und Grafen, die ihm als Herzog von Sachsen zwar untergeordnet, aber keineswegs unterthan waren, in Anspruch nahm. In seinem Stolze soll er die Aeußerung im Munde geführt haben: „Von der Elbe bis an den Rhein, von dem Harz bis zur See ist mein.“ Gewaltthätig und herrisch von Natur, hatte Jeder unter seinem Zorne zu leiden, welcher sich seinen Machtgeboten nicht unbedingt fügte. Daher konnte es nicht Wunder nehmen, wenn sich viele der kleineren Fürsten gegen den Uebermuth und die Macht des Löwen verbanden. Auf Anregen des Erzkanzlers Rainald von Köln vereinigte sich vor Allem Heinrich's alter Feind Albrecht der Bär mit vielen Grafen, Rittern und Edlen aus Sachsen, Westfalen und der Kölner Gegend wider den gewaltthätigen Herzog (1166). Ein wilder, verwüstender Krieg entbrannte, der von beiden Seiten mit zügelloser Leidenschaftlichkeit geführt wurde. Der kriegstüchtige Heinrich, dem, wie oben erwähnt, der Slavenfürst Pribislaw zur Seite getreten war, leistete seinen zahlreichen Feinden zähen Widerstand und ging schließlich auch siegreich aus der zweijährigen blutigen Fehde hervor. Dies hatte er aber zu einem großen Theile der Vermittelung und den ernsten Friedensmahnungen Friedrich's zu verdanken, dem es 1169 gelang, auf einem Reichstage zu Bamberg die Streitenden endlich wieder auszusöhnen.

Im Jahre 1170 war Albrecht der Bär aus dem Leben geschieden, nachdem es ihm gelungen, das Deutschthum in den Marken fester wurzeln zu lassen, vornehmlich auch durch gegenseitige eheliche Verbindungen von deutschen und wendischen angesehenen Familien. Nach Ableben Albrecht's eröffnete sich Heinrich ein erweitertes Feld friedlicher Thätigkeit in den slavischen Landen, wo ihm der Vorgenannte oft als Nebenbuhler entgegen getreten war. So fest war nun die Macht Heinrich's begründet, daß er unbesorgt eine längst beabsichtigte Pilgerfahrt nach Jerusalem unternehmen konnte (1172), von welcher die Sage manch wunderbares Abenteuer zu berichten weiß.

Tod des Papstes Paschalis' III. In der ersten Zeit wagte der Löwe zwar nicht, seinem Groll gegen den Kaiser durch Thaten Luft zu machen, aber die Ereignisse boten ihm bald Gelegenheit hierzu. In Italien hatte die kaiserliche Partei auch nach dem Abzuge des Kaisers den Besitzstand behauptet. Christian von Buche, nach des Kölner Erzbischof Rainald Tode der eigentliche Leiter der Reichsangelegenheiten, wahrte in Tusculum die Rechte des Kaisers und des im Vatikan residirenden Papstes Paschalis' III. mit Feder und Wort, und wo beide nicht ausreichten, stellte sein zackiger Streitkolben unfehlbar die kaiserliche Autorität her. — Als nun Papst Paschalis III. am 20. August 1168 starb, setzte die kaiserliche Partei, da man unter allen Umständen an den Würzburger Beschlüssen festhalten wollte, die Wahl des Abtes von Struma durch, der unter dem Namen Calixtus III. den päpstlichen Stuhl bestieg und gleichfalls Rom zur Residenz erwählte.

Die Gründung Alessandria's. Alexander III. irrte unterdessen, ein ruheloser Flüchtling, im Lande umher, versäumte aber keine Gelegenheit, um die Flamme des Aufruhrs gegen den Kaiser zu schüren. Zwar wurden Tuscien, Spoleto und Ravenna durch den Mainzer Erzbischof dem Kaiser erhalten, denen sich nach einigem Schwanken noch die Metropolen Genua und Pisa sowie Lucca, Siena, Pistoja zugesellten. Aber aus den meisten übrigen Städten wurden alle deutschen Beamten und Besatzungen verjagt. Mailand, aufs Neue befestigt, stellte sich mit angeerbtem Freiheitsmuth an die Spitze der patriotischen Erhebung. Die von Kampfslust begeisterten Lombarden erbauten am Einfluß der Bormida in den Tanaro, hart an der Grenze von Pavia und Montferrat, 1168 eine feste Stadt, welche als „Wehr gegen die Deutschen", Friedrich zum Trotze, nach dem von ihm bestrittenen Papste Alessandria genannt wurde. Die eifrigen Feinde des Kaisers bevölkerten die Stadt so rasch, daß bereits ein Jahr nach ihrer Gründung 15,000 bewaffnete Bürger aus ihren Thoren ziehen konnten. — Die italienischen Städte hatten gelernt, ihre Macht zu erproben, und obwol die Kaiserlichen gemeinsam mit den Venetianern, welche der kluge Staatsmann Christian von Buche auf des Kaisers Seite gezogen, 1174 das feste Ancona belagerten, so scheiterten doch alle Anstrengungen an dem Heldenmuthe und der Ausdauer seiner Vertheidiger. Die Schiffe der Venetianer wurden versenkt und verbrannt und alle Stürme des Landheeres zurückgeschlagen. Christian sah sich endlich genöthigt, unverrichteter Sache wieder abzuziehen.

Fünfter Römerzug Friedrich's I. Dasselbe Schicksal hatte Friedrich, der um jene Zeit durch Burgund nach Oberitalien gezogen war, vor den Wällen von Alessandria. Die kaiserliche Macht erwies sich als unzureichend, die Lombarden zu bändigen, und die Unterhandlungen mit dem Papste führten zu keinem Ziel. Alexander III. bestand auf der unbedingten Anerkennung seines Pontifikats, während Friedrich bei den Würzburger Beschlüssen verharrte. Der Kaiser sah sich genöthigt, neue Hülfstruppen aus Deutschland zu verlangen. Allein die Streitmacht, welche die reichstreuen Fürsten ihm zuführten, genügte nicht. Die Zeit zog sich hin, ohne daß eine Entscheidung herbeigeführt wurde. Da griff Friedrich zu seiner letzten Stütze, indem er Heinrich den Löwen um Hülfe anrief. Aber dieser verweigerte unter allerlei Vorwänden die Heeresfolge. Er kam zwar endlich bis an die Alpengrenze, jedoch ohne Heer, und es wird erzählt, daß in Chiavenna der Kaiser ihm sogar bittend zu Füßen gesunken sei. Heinrich, obwol erschrocken, hob ihn auf, blieb jedoch unbeweglich; die anwesende Kaiserin Beatrix aber ermahnte ihren Gemahl, dieser Schmach eingedenk zu sein, wie Gott ihrer gedenken werde!

So war auch hier die alte Eifersucht zwischen den Welfen und Hohenstaufen zum Ausbruch gekommen. Sank die Wagschale des Glücks der Letzteren, so stieg die der Ersteren — die Demüthigung des Rothbart war des Löwen Erhöhung. Wir haben gesehen, welche Beweise von Freundschaft der Kaiser seit dem Beginn seiner Regierung dem Herzog gegeben, wie dieser nur durch die Unterstützung des Ersteren zu seiner Machtstellung gelangt war. Nur dem Bündniß mit dem Kaiser verdankte Heinrich die Ausdehnung seiner Herrschaft über die Küstenländer der Ost- und Nordsee, seine geradezu königliche Machtstellung über Bayern, Sachsen, Westfalen, Braunschweig, Thüringen, Friesland, Oldenburg und Holstein. Mit Recht durfte daher Friedrich erwarten, daß Heinrich nunmehr auch seinerseits dem alten Waffenbruder treu bleiben und ihm in der Noth seinen mächtigen Beistand nicht versagen würde. Allein in der Brust des Löwen überwog die Stimme der Herrschgier und der Selbstsucht das Gefühl der Dankbarkeit, die Erinnerung an die gemeinsamen Kriegsthaten; die eigenen Angelegenheiten lagen ihm näher als die Interessen des Reiches. Und konnte Heinrich nicht hoffen zu einem unabhängigen Selbstherrscher emporzusteigen, wenn der Stern der Hohenstaufen erblich? Ja wenn der Wettkampf zwischen beiden zum vollen Austrag kommen sollte, könnte Heinrich im Falle einer für ihn günstigen Entscheidung seine Blicke nicht sogar auf die Kaiserkrone als Siegespreis richten? Die Gelegenheit schien günstiger als je, die Macht des kaiserlichen Rivalen zu untergraben und

in der That die unmittelbare Folge des Verhaltens des Löwen war die Niederlage des Kaisers bei Legnano (29. Mai 1176).

Schlacht von Legnano. Das Heer des Kaisers unterlag den weit überlegenen, an 100,000 Mann starken Streitkräften der Lombarden. Viele Tausende deutscher Krieger fielen an diesem blutigen Tage, und der Kaiser selbst, der verwundet vom Pferde gestürzt war, mußte sich glücklich schätzen, den Feinden, in deren Hände sein Schild und seine Lanze fielen, auf Schleich- und Umwegen nach Pavia entronnen zu sein.

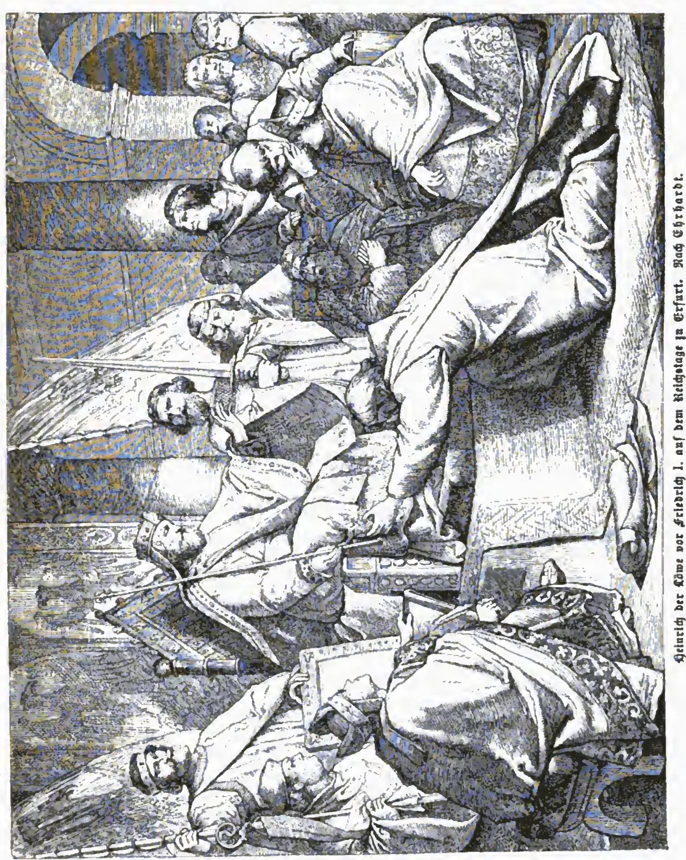
Kongreß von Venedig. Die Schlacht von Legnano bildet einen entscheidenden Wendepunkt in dem Leben Barbarossa's. Er entsagte dem Traume von einem weltgebietenden Kaiserthume nach dem Vorbilde Karl's des Großen und zeigte auch darin seine Größe, daß er Zielen, welche sich als unerreichbar erwiesen, nicht länger nachjagte, daß er sich stets wieder auf den Boden der Wirklichkeit stellte und nicht blindlings Alles seinen Idealen zum Opfer brachte. Vielleicht zu keiner Zeit ist der Kaiser achtungswerther gewesen als jetzt, wo er die Lage der Dinge richtig erfaßte und mit raschem Entschlusse das unwiederbringlich Verlorene aufgab. Mit bewunderswürdiger Klugheit verstand er es, sich aus der fatalen Lage zu ziehen, in welche ihn der Verlust der Schlacht versetzt hatte. Er wußte, als er Unterhandlungen mit dem Papste anknüpfte, der kaiserlichen Partei ihr volles Ansehen zu wahren, und dem Papst selbst war es erwünscht, daß ihm Friedrich die Hand zum Frieden bot. Diejenigen Kirchenfürsten, welche bisher treu zu ihm gehalten, sandte der Kaiser als Unterhändler an den Papst. Alexander III. konnte Männern wie Christian von Mainz seine Achtung nicht versagen, und auch die lombardischen Städte hatten Ursache, einer Wiederholung der blutigen Waffengänge auf Italiens Gefilden vorzubeugen. Zu Venedig tagte ein Kongreß von Mai bis August 1177, auf welchem Beschlüsse gefaßt wurden, welche man als eine leidliche Lösung der Angelegenheit betrachten konnte.

Aussöhnung zwischen Kaiser und Papst. Der Kaiser bestätigte Alexander III. als rechtmäßig gewählten Oberherrn der Kirche, während Alexander sich verpflichtete, die von Friedrich und seinen Gegenpäpsten verfügten Besetzungen der Kirchenämter als giltig anzuerkennen. Dem kaiserlichen Papst und seinen Kardinälen wurden ehrenvolle Kirchenämter zugesichert. Der Kaiser verzichtete ferner auf seine Rechte in Rom und versprach, die mathildinischen Güter zurückzuerstatten, unter der Bedingung, daß die Nutznießung derselben noch fünfzehn Jahre dem Kaiser zustehen sollte. Der frühere Erzbischof von Mainz, Konrad von Wittelsbach, sollte das Erzbisthum Salzburg erhalten, während der dermalige Inhaber, Heinrich von Berchtesgaden, zum Bischof von Brixen ernannt wurde; den von dem Kaiser verjagten Adalbert ließ der Papst dagegen fallen. Ebenso handelte Friedrich an den Römern, die ihm in den letzten Kämpfen ihre Anhänglichkeit bewiesen hatten. Er gab sie dem Papste preis, während dieser seinerseits die Lombarden ihrem Schicksale überließ.

Nachdem diese Beschlüsse angenommen, wurde die Versöhnung von Kaiser und Papst durch einen feierlichen Akt öffentlich bekundet. Der Papst hob den Bann auf, welcher bisher auf Friedrich lastete, und gestattete dessen feierliche Einholung. Friedrich residirte in Chioggia bei Venedig. Prunkvoll ausgerüstete Galeeren, von einem dichten Gewimmel von Gondeln umgeben, holten den Kaiser dort ab und brachten ihn nach der Lagunenstadt. Auf den Stufen der Markuskathedrale erwartete ihn Alexander III. Der Kaiser küßte dem Oberhaupt der Kirche die Füße, der Papst aber zog ihn an die Brust und ertheilte dem Hohenstaufen den Friedenskuß und den Segen. Nach dem Hochamt führte der Kaiser des Papstes Roß eine Strecke lang am Steigbügel durch die dichtgedrängten Haufen des Volkes.

In der Schlußsitzung des Kongresses von Venedig, am 1. August, hielt der heilige Vater vom Throne herab, den Kaiser zur Rechten, den Erzbischof Romouald, Gesandten des mit dem Papste verbündeten Normannenkönigs zur Linken, eine Rede, in welcher er seine Freude ausdrückte, daß der lange verloren gewesene Sohn der Kirche nun wiedergekehrt, seinen Irrthum einsehe und ihn als den rechtmäßigen Oberhirten der Christenheit anerkenne.

Der Friede zwischen Kaiser und Kirche wurde hierauf feierlich beschworen. — Papst Alexander III. erscheint uns eben so bewunderungswürdig durch die Energie, mit welcher er die päpstliche Autorität Friedrich I. gegenüber aufrecht erhielt, wie durch die Großmuth, welche er nach dem Siege den unterworfenen Römern gegenüber an den Tag legte.



Heinrich der Löwe vor Friedrich I. auf dem Reichstage zu Erfurt. Nach Ehrhardt.

Das Papstthum nochmals der weltlichen Macht unterordnen zu wollen, wäre ein vergebliches Unterfangen gewesen. Auch gefährdete der Kampf mit der Kirche fortdauernd die Machtstellung des Kaisers in Deutschland. Als Beleg dafür zeigt uns die Geschichte, wie seit Heinrich IV. die deutschen Reichsfürsten keine Gelegenheit vorübergehen ließen, während dieser Zwistigkeiten die eigene Hausmacht auf Kosten der kaiserlichen Gewalt zu vergrößern.

Umgestaltung der Lage in Deutschland.

Die Umkehr in der Politik Friedrich's nach der Schlacht von Legnano war ein Akt der Nothwendigkeit. Er durfte einen Kampf nicht weiter kämpfen, welcher seine besten Kräfte in Italien verzehrte, während in Deutschland stückweise die kaiserliche Macht sich abblätterte. Mit einer Ausdauer und Energie wie kein Kaiser vor ihm, hatte Friedrich gegen den Papst und die Lombarden, mit anderen Worten für die Wiederherstellung des Reiches Karl's des Großen gekämpft. Aber er sah schließlich ein, daß er für eine Idee focht, die nicht mehr vom Zeitgeist getragen wurde, die sich historisch überlebt hatte; er erkannte, wie bei der Natur des Papstthums dasselbe zu einer Macht herangewachsen war, welche von jeder Waffengewalt unabhängig, nur mit geistigen Waffen, auf dem Boden der Kirche selbst bekämpft werden konnte. Dieser Umschwung in den politischen Zielen Barbarossa's mag verschieden gedeutet werden. Seiner Vasallen niemals recht sicher, fühlte sich Friedrich dazu gedrängt, sich mit dem Papste auszusöhnen, denn es war eine nothwendige Folge der Schlacht von Legnano. Eine verringerte Machtstellung in Italien war in der That einer neuen Demüthigung durch einen Fußfall vor einem Vasallen vorzuziehen.

Heinrich des Löwen Niedergang. Als nächste Wirkung der Aussöhnung in Venedig ist der Fall des Löwen zu verzeichnen. Heinrich, der in Gemeinschaft mit Waldemar von Dänemark 1177 auf einem Feldzuge gegen die Slaven und Pommern begriffen war, vernahm die Kunde mit Schrecken. Beinahe unmittelbar sollte er auch die Folgen empfinden. Der Bischof Ulrich von Halberstadt, welchen Heinrich vertrieben hatte, war durch die Abmachungen mit dem Papste wieder eingesetzt worden und hatte seinen Nachfolger Gero verjagt. Der Löwe, der gerade Demmin belagerte, hob nun eilig die Belagerung auf und kehrte nach seiner Residenz Braunschweig zurück. Ulrich forderte von dem Löwen alle Lehen des Halberstädter Sprengels zurück, verjagte alle von Gero eingesetzten Priester und erbaute ihm zum Trotze an der Grenze des Bisthums eine feste Burg. Heinrich's Lehnsleute, welche dieselbe zu zerstören versuchten, wurden durch die Bischöflichen nach einem blutigen Treffen zurückgedrängt, und bald darauf verstärkte Ulrich von Halberstadt seine Macht gegen Heinrich durch ein Schutz und Trutzbündniß mit dem aus Italien zurückgekehrten Erzbischof Philipp von Köln. — Heinrich erhob Klage gegen seine Widersacher. Friedrich verwies die Angelegenheit vor einen Fürstentag nach Worms (1179), auf welchen aber Heinrich nicht erschien. In Worms wurde Heinrich des Verraths an Kaiser und Reich beschuldigt, und ein Ritter, Dietrich von Landsberg, erbot sich, im Zweikampf die Wahrheit dieser Anklage zu beweisen. Darauf wurde Heinrich der Löwe vor eine Fürstenversammlung nach Magdeburg und endlich vor eine Versammlung nach Goslar geladen, ohne daß er einer dieser Vorladungen Folge geleistet hätte. Auch die von dem Kaiser gestellte Bedingung, 5000 Mark Buße zu zahlen und sich in den Streitigkeiten mit den Bischöfen seinem Ausspruch zu unterwerfen, wurde zurückgewiesen. Die Versammlung zu Goslar erklärte daher im August 1179 Heinrich den Löwen aller Lehen, Ehren und Würden verlustig. Seine Person aber wurde mit der Reichsacht belegt.

Die Lande Heinrich's des Löwen wurden vertheilt. Westfalen erhielt der Erzbischof Philipp von Köln. Die Bisthümer Magdeburg, Paderborn, Bremen, Verden und Hildesheim zogen ihre dem Löwen überwiesenen Lehen wieder an sich. Der Askanier Bernhard von Anhalt, Sohn Albrecht's des Bären, wurde Herzog von Sachsen — die bayrische Herzogswürde erhielt Otto von Wittelsbach, Steyermark wurde zum unabhängigen Herzogthum erhoben, einzelne Theile des Gebietes des Löwen in Oberdeutschland erhielten die Grafen von Andechs, die Bisthümer zogen ihre Lehen ein — kurz das ganze Gebiet wurde zersplittert. Heinrich's Länder besetzte nunmehr das mit der Reichsacht beauftragte Heer.

Heinrich suchte zwar besonders in seinen welfischen Erblanden Widerstand zu leisten und war auch anfänglich siegreich, aber bald mußte auch er erfahren, was die Untreue der

Vasallen zu bedeuten habe. Friedrich hatte den Letzteren eine Frist bis Martini 1180 gesetzt, um sich zu unterwerfen, und dies thaten sie denn auch um so schneller, weil Heinrich im Uebermuthe über die ersten Erfolge seine eigenen Anhänger, besonders den Grafen Adolf von Holstein, unglimpflich behandelte. Sie fielen von ihm ab „wie das Herbstlaub vom Baume“. Die festen Burgen Heinrich's ergaben sich nach einander dem Kaiser. Zuletzt bat Heinrich den Kaiser um eine persönliche Zusammenkunft. Friedrich versagte diese jedoch und verwies den Löwen vor einen Fürstentag in Erfurt. Dort erschien der stolze Löwe am 27. November 1181, warf sich dem Kaiser zu Füßen und flehte um Gnade. Der Verrath von Chiavenna war durch das Schicksal gerächt worden. Friedrich verleugnete auch hier seine edle Natur nicht. Er hob den Flehenden zu sich empor und umarmte ihn unter Thränen. In den Wiederbesitz seiner früheren Lande aber konnte er den Geächteten nicht mehr einsetzen; denn dieselben waren vergeben und die neuen Besitzer waren sicherlich nicht willens, das mit Waffengewalt Errungene wieder herauszugeben. Nur den Besitz von Braunschweig und Lüneburg wußte der Kaiser dem Hause Heinrich's zu erhalten. Dem ehrgeizigen Löwen gegenüber handelte jedoch die Reichsversammlung klüger als der allzu nachsichtige Kaiser. Sie legte ihm die Strafe der Verbannung auf, in welcher er verbleiben sollte, bis ihn der Kaiser zurückrufen würde. Heinrich begab sich, begleitet von seiner Gemahlin Mathilde, im Jahre 1182 nach England und lebte, besserer Zeiten gewärtig, am Hofe seines Schwiegervaters Heinrich's II. — So schnell wurde die Macht eines der gewaltigsten und gefürchtetsten Fürsten seiner Zeit zertrümmert. Mit seiner Demüthigung schien der Glanz des welfischen Hauses erblichen zu sein.

Lebhaft erinnert auch das Schicksal Heinrich's des Löwen an die Hinfälligkeit aller irdischen Größe, wie nicht minder an den Wankelmuth und die Treulosigkeit der Menschen. Als der tief gebeugte Herzog mit Weib und Kind sein Land verließ, kam er eines Abends vor seiner Stadt Bardewiek, wo er zu übernachten gedachte, an. Aber die Bürger, welche dem Herzog grollten, weil er Lübeck auf ihre Kosten begünstigt hatte, verwehrten ihm den Einzug in ihre Stadt, ja sie schmähten und verhöhnten den jetzt Machtlosen, vor dem sie einst gezittert, von ihren Mauern herab. Heinrich schwur für diese Schmach an der Stadt Rache zu nehmen und that dies auch, wie wir später erfahren werden, im Jahre 1189.

Alexander's III. Tod. Der Kaiser und der Papst hatten nach hergestelltem Frieden großmüthig gegen ihre bisherigen Gegner verfahren. Nachdem ihm der Gegenpapst Calixtus gehuldigt, zog Alexander den Greis an seinen Hof und verlieh ihm später das Erzbisthum Benevent. — Alexander III. starb am 10. August 1181 zu Civita Castellana. Er war eines der bedeutendsten Kirchenoberhäupter, welche die Geschichte aufweist.

Friede mit den Lombarden. Nachdem die deutschen Angelegenheiten geordnet und die kaiserliche Macht wieder allerwärts gesichert war, kam es auch mit dem „Lombardischen Städtebund“, mit welchem Alexander III. inzwischen einen Waffenstillstand vermittelt hatte, zu einem befriedigenden Abschluß. Der am 25. Juni 1183 zu Konstanz geschlossene Friede setzte die Hoheitsrechte des Reiches fest und überließ den Städten, welchen Freibriefe ausgestellt wurden, die selbständige Anordnung ihrer inneren Angelegenheiten. Die Konsuln sollten frei von der Bürgerschaft gewählt werden, hatten aber um die kaiserliche Investitur nachzusuchen und wie alle Stadtobrigkeiten dem Kaiser den Eid der Treue zu leisten. Die niedere Gerichtsbarkeit übten die Städte selbst aus, die hohe Gerichtsbarkeit und der Blutbann blieben dem Kaiser vorbehalten. Auch mußten sich die Städte verpflichten, zu den Heerfahrten nach Rom die übliche Beisteuer zu leisten. — Durch diesen Frieden wurden die lombardischen Städte dem Reiche erhalten, allein sie glichen kleinen republikanischen Gemeinwesen, welche die Keime der späteren mittelalterlichen Städtefreiheit in sich bargen. Mit dem Frieden von Konstanz war ein großes staatsrechtliches Prinzip gewonnen, das bald seinen Weg zu allen Völkern des Abendlandes nehmen und den ersten wirksamen Keil in den Bau des Lehnsystems treiben sollte. Es war der Grundsatz ausgesprochen,

daß neben dem Fürsten und Adelstand und neben der Hierarchie, bisher den einzigen Trägern der Staatsgewalt, eine dritte Macht, das freie Bürgerthum, als gleichberechtigter Faktor in die christliche Staatsordnung eintreten solle, ein Zugeständniß von unberechenbarer Bedeutung und Tragweite. Für die italienischen Städte war der Konstanzer Friede jetzt schon die Brücke zur vollkommenen republikanischen Freiheit; in Kurzem streifte die jugendliche Kraft der städtischen Gemeinwesen alle Fesseln und Bande ab, die dem Kaiser vorbehaltenen Rechte sanken zu einem Schatten herab.

Das Reichsfest in Mainz. Friedrich konnte nun den inneren Angelegenheiten unbehindert seine Fürsorge zuwenden. Mannichfacher Zwist war zu schlichten; als aber der Reichsfriede in Deutschland wie in Italien gesichert erschien, veranstaltete der Kaiser ein großes Reichsfest in Mainz zur Feier dieses frohen Ereignisses.

So glanz- und ruhmvoll die Regierung des großen Staufers war, so stand es doch gegen das Ende derselben um die kaiserliche Macht schlimmer als je. Das in Italien besiegte Kaiserthum begiebt sich mehr und mehr in den Dienst der römischen Hierarchie.

Der äußerliche Glanz, das Ritterthum und der Hofdienst, welche unter Friedrich I. in so blendender Weise auf die Zeitgenossen wirkten, verbargen jedoch dem Volke diese Thatsache. Die Menge sah nur die glänzende Außenseite; das prunkvolle kaiserliche Auftreten bei allen öffentlichen Gelegenheiten war noch für die späteren Jahrhunderte ein Lieblingsthema der Sänger und Erzähler; mit einer Lichtkrone umgab die Sage das Haupt des Rothbart, wie ihn das Volk nannte, der stattlich und gewaltig, dem olympischen Zeus gleich, über seine Umgebung emporragte.

Jenem majestätischen Auftreten des Kaisers lagen vielleicht doch bestimmte, weitgehende Absichten zu Grunde. Friedrich war vor Allem Ritter, und durch Entwicklung der ritterlichen Tugenden der deutschen Nation, durch Heranbildung einer starken, zahlreichen, dem Kaiser ergebenen Ritterschaft gedachte er, wie dieses von den späteren französischen Königen mit Erfolg geschah, eine Macht zu begründen, mittels welcher künftige Staatsoberhäupter in den Stand gesetzt werden sollten, der immer zunehmenden Ungebundenheit, welche der Lehnsorganismus den einzelnen Landesherren gewährte, eine Schranke zu setzen. — Diese Pflege des Ritterthums tritt namentlich in der letzten Periode seiner Regierung in besonders eindrucksvoller Weise zu Tage, als Friedrich 1184 beschloß, die Wehrhaftmachung seiner beiden älteren Söhne, Heinrich's, des römischen Königs, und Friedrich's, des Herzogs von Schwaben, durch das erwähnte Reichsfest in Mainz zu feiern.

Mainz, an den sonnigen Ufern des Rheinstromes gelegen, inmitten eines reich von der Natur gesegneten Landstrichs, mahnte ihn wol am meisten an die herrlichen Fluren Italiens, und so gab er der rheinischen Stadt, welche im Jahre 1163 noch so furchtbar seinen Zorn hatte empfinden müssen, wol vor vielen anderen den Vorzug. Vielleicht war auch die Wahl durch Konrad von Wittelsbach beeinflußt, welcher, nachdem er in Italien mit Klugheit und Geschick dem Kaiser bei seinen Händeln mit dem Papste als Vermittler gedient, sich die Freundschaft Friedrich's erworben hatte. Nach dem Tode Christian's von Buche von den Mainzern mit Jubel empfangen, bestieg er wieder den erzbischöflichen Stuhl, und hegte den natürlichen Wunsch, den Mainzern aufs Neue die Gunst Friedrich's zugewendet zu sehen.

Das Mainzer Ritterfest war das glänzendste Fest seiner Art, welches Deutschland jemals gesehen, und noch viele Jahrhunderte danach feierten es die Dichter. Nicht nur aus allen Theilen des Deutschen Reiches, sondern auch aus den Nachbarreichen Frankreich, England und Italien waren Ritter, Fürsten und Herren nach Mainz gezogen. Vierzigtausend, nach Anderen 70,000 Ritter und unzählbares Volk waren in Mainz zusammengeströmt. Ein prachtvolles Lager, eine zweite schöne Stadt, erhob sich auf den Mainz umgebenden Höhen. Unübersehbare Vorräthe waren aus der reichen Umgebung herbeigeschafft worden; Wein und Lebensmittel in Hülle und Fülle. Zwei mächtig große Hallen hatte man von oben bis unten allein mit Hühnern und Hähnen angefüllt.



Barbarossa auf dem Reichsfest in Mainz. Zeichnung von Hermann Vogel.

In prachtvollen Aufzügen erschienen die einzelnen Fürsten und Edlen. Als der Erzbischof von Mainz heranritt, folgten ihm in strahlenden Helmen und Panzern 1000 Ritter. Mit dem Herzog von Böhmen erschienen deren 2000, dem Erzbischof von Köln folgten 1500, dem Rheinpfalzgrafen über 1000, eben so viele dem Landgrafen von Thüringen; dem Herzog von Sachsen 700, dem Herzog von Oesterreich 500 und eben so viele dem Abt von Fulda. — Am heiligen Pfingstfest zogen Kaiser und Kaiserin, die Kaiserkrone auf den Häuptern, nach dem Dome zum Hochamt. Heinrich, der älteste Sohn des Kaisers, trug die deutsche Königskrone. Am folgenden Tage fand der feierliche Ritterschlag Heinrich's und Friedrich's statt. Der Kaiser selbst gürtete Heinrich das Schwert um, Ritter legten ihm die Sporen an; Gott und den Heiligen ward sein Schwert geweiht.

Die Veranstaltung dieses Mainzer Reichsfestes, verherrlicht durch den Ritterschlag der Söhne des Kaisers, ist ein echter Ausfluß jenes tiefromantischen Zuges, welcher bei den Hohenstaufen bei allen Gelegenheiten zu Tage tritt, eines unbestimmten Thatendranges, welcher in ihnen wohnte und meist auch ihre Zeitgenossen beseelte, und der gerade sie als echte Träger nationaler Ideen, des Denkens und Fühlens eines ganzen Volkes, erscheinen läßt. Politisch war jene Richtung eine ergebnißlose, ja sogar eine verderbenbringende, aber eine neue Blütezeit deutscher Kunst, eine neue Periode im Geistesleben unseres Volkes ist aus ihr hervorgegangen, und die Hohenstaufen, vor Allem Friedrich, erscheinen uns trotz aller Fehler und Schwächen, welche ihm und seinen Nachfolgern vorgeworfen werden. als echte Repräsentanten jenes urdeutschen Idealismus, der in allen Epochen der Geschichte, unter dem Rothbart aber ganz besonders, in erhebender Weise zu Tage tritt.

Derselbe ideal-patriotische Zug durchweht auch die bescheidene Aeußerung des Rothbart, als ihn der Chronikenschreiber Bischof Otto von Freising um Mittheilungen aus seiner Regierungszeit behufs Schilderung derselben anging. Im Hinweis auf die ruhmvolle Epoche Deutschlands unter Karl dem Großen und den sächsischen Kaisern, sprach Friedrich I. in ergriffenem Tone: „Im Vergleich mit dem, was jene herrlichen Männer geleistet, sind unsere Thaten nicht viel mehr als Schatten.“

Vermählung Heinrich's mit Constanzia. Ein dem ersten ähnliches glanzvolles Schauspiel wie in der Rheinstadt stand den Italienern in Mailand bevor. Bald nach dem Mainzer Feste zog er zum sechsten Male über die Alpen, aber diesmal nicht von einem Heere, sondern nur von einem auserlesenen Gefolge begleitet. Seine Absichten waren friedliche; sie waren darauf gerichtet, Constantia, die Tochter Königs Roger I. von Sizilien, die Tante und Erbin des kinderlosen Normannenfürsten Wilhelm's II., mit seinem Sohne Heinrich zu vermählen und dadurch das aufblühende Normannenreich an sein Haus zu bringen. Die Vermählung wurde auch wirklich nach großartigen Vorbereitungen am 27. Januar 1186 in Mailand gefeiert und gestaltete sich zu einem Freudenfest für das gesammte Italien. Man sah in ihr einen Bund zwischen Deutschland und Italien symbolisch angedeutet, und Barbarossa empfing die begeisterten Huldigungen der lombardischen Bevölkerung. Nur Papst Lucius III., der Nachfolger Alexander's III., sowie dessen Nachfolger Urban III. blickten auf diese Verbindung mit Verdruß und Unmuth. Erneuter Streit zwischen Kaiser und Papst drohte auszubrechen; denn Letzterer glaubte seine Macht gefährdet, wenn er sich im Süden und Norden zwischen hohenstaufischen Besitzungen eingeschlossen sah. Schon hielt Urban III. den Bannstrahl bereit, um ihn nochmals auf des Kaisers Haupt niederfallen zu lassen, als die Kunde erscholl, der Türkensultan Saladin habe Jerusalem erobert. Die gesammte Christenheit wurde mit Schrecken und Bestürzung erfüllt. Auf den leidenschaftlich aufgeregten Papst aber machte die Nachricht einen solch niederschmetternden Eindruck, daß er unmittelbar darauf, am 20. Oktober 1187, urplötzlich in Ferrara starb. Damit war neuem Streite zwischen Kaiser und Papst vorgebeugt. Der Ruf nach einem neuen Kreuzzug zur Wiedereroberung Jerusalems machte alle anderen Streitfragen verstummen.



Jlluſtrirte Weltgeſchichte III. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Saladin lässt die gefangenen Christen an sich vorüberziehen.
Zeichnung von A. de Neuville.



Ueberfahrt Friedrich's I. über den Bosporus. Nach Ehrhardt.

Der dritte Kreuzzug und Friedrich's I. Ende.

Gregor VIII., Nachfolger Urban's III., schickte sich eben an, den Aufruf zu der neuen Heerfahrt zu erlassen, als er nach zwei Monaten verstarb. Clemens III. führte jetzt das Werk weiter; ihm war das heilige Land die wichtigste Angelegenheit, deren Erledigung er seine besten Kräfte widmete. Auch der greise Rothbart, von Begeisterung ergriffen, erachtete es als heilige Ritterpflicht, Jerusalem aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Er empfing auf einem Reichstage in Mainz, dem „Reichstage Jesu Christi", aus den Händen des Kardinals von Albano das Kreuz; zuvor aber ordnete er die Reichsangelegenheiten auf einem Fürstentage zu Goslar im August 1188. Auf demselben erschien auch Heinrich der Löwe, der unterdessen wieder nach Braunschweig zurückgekehrt war. Auf seine Weigerung hin, am Kreuzzuge Theil zu nehmen, mußte er wieder nach England in die Verbannung wandern, weil er dem Kaiser keine hinlängliche Gewähr bieten konnte noch wollte, das Reich während der Abwesenheit des Herrschers nicht wieder in neue Unruhen zu stürzen. Als er Englands Boden betrat, bestieg gerade sein Schwager Richard genannt Löwenherz den Thron. Um diese Zeit verließ Barbarossa an der Spitze eines aus 100,000 auserlesenen Kriegern bestehenden Kreuzfahrerheeres Regensburg.

Dieser dritte Kreuzzug (1189) ist nächst dem kriegerischen ersten und dem nachmaligen fünften der wichtigste und folgenreichste unter allen. Die Veranlassung zu demselben gab das Auftreten zweier wahrhaft großen Männer unter den türkischen Regenten, des durch Gerechtigkeitsliebe und Frömmigkeit berühmten Nureddin, des Sultans von Syrien, und Saladin's (eigentlich Salah-eddin-Jussuf Ibn Ayub), des Sultans von Aegypten, der edelste Feind des Christenthums und vielleicht der größte Mann seines Jahrhunderts.

Nureddin hatte den Lateinern Edessa und Antiochia entrissen, und dem christlichen Königreiche drohte der Untergang. Guido von Lusignan, der damalige König von Jerusalem, beging dazu die Unklugheit, in seiner schwierigen Lage den mit Aegypten bestehenden Waffenstillstand zu verletzen. Saladin fiel darauf hin mit einem 80,000 Mann starken Heere 1137 in das Gebiet der Lateiner ein und eroberte Tiberias. Guido zog ihm mit 40,000 Mann entgegen, erlitt aber am 5. Juli 1187 bei Hittin in der Nähe von Tiberias eine schreckliche Niederlage. Vier Tage nach dieser Schlacht fiel Saint-Jean-d'Acre (Akka) und den 4. September Askalon in die Hände Saladin's. Am 18. September schritt Saladin zur Belagerung Jerusalems, welches um diese Zeit mehr denn 100,000 Christen beherbergte. Nach vierzehn Tagen kapitulirte die Stadt; die bewaffneten Mannschaften erhielten freien Abzug, während die Einwohner ihre Freiheit durch ein bestimmtes Lösegeld erkaufen sollten. Da Viele dasselbe nicht zu erschwingen vermochten, so bezahlten Malek-Adhel, des Sultans Bruder, und Saladin selbst mit hochherzigem Sinne die erforderliche Summe für die Befreiung mehrerer Tausend Christen. Wie bewunderungswürdig ist dieser Edelmuth der Sarazenen gegenüber dem fanatischen Verfahren der Christen, als sie achtundachtzig Jahre früher Jerusalem eroberten. Vier Tage nach der Einnahme der Stadt mußten sämmtliche Christen dieselbe verlassen und Saladin, auf einem Throne sitzend, ließ sie an sich vorüberziehen. Voran schritten der Patriarch und die Geistlichkeit mit den geheiligten Urnen und Gefäßen der Kirche des heiligen Grabes; ihnen folgte die Königin von Jerusalem, Sibylla, die in der Stadt geblieben war, während ihr Gemahl Guido von Lusignan sich als Gefangener nach der Schlacht bei Hittin in der Gewalt der Sarazenen befand. Saladin grüßte die Königin ehrerbietig und sprach mit ihr mit großer Freundlichkeit; es widerstrebte seiner edlen Seele, an der Demüthigung der Gestürzten Gefallen zu finden.

Die Eroberung Jerusalems durch Saladin erregte in Europa namenloses Entsetzen, und als nun Papst Gregor VIII. vom heiligen Stuhle herab einen Hülferuf an die Christenheit erschallen ließ, da brachen Ende 1188 und Anfang 1189 die Herrscher der drei wichtigsten europäischen Reiche, Kaiser Friedrich I., Philipp August, König von Frankreich, und Richard Löwenherz, König von England, zum Kreuzzuge auf.

Isaak Angelus. Die Kreuzfahrer zogen getrennt nach ihrem Ziele. Die Könige von England und Frankreich steuerten auf dem Seewege der syrischen Küste zu, um die von den vorangegangen Kreuzfahrern begonnene Belagerung von Akka (Ptolemais) fortzusetzen, Barbarossa dagegen folgte der Straße durch Ungarn und das Byzantinische Reich. Viele Widerwärtigkeiten hatten die Deutschen durch die erbärmlichen Intriguen der Griechen zu dulden. Aus Anlaß des mit dem Normannenkönig Wilhelm geschlossenen Familienbundes, welcher den Hohenstaufen den Besitz von Unteritalien sicherte, blickte der Griechenkaiser Isaak Angelus auf das Unternehmen Barbarossa's mit scheelen Augen. Aeußerlich aufs Wärmste den Rothbart seiner Freundschaft versichernd, hetzte er hinterrücks die Bulgaren auf, damit diese dem Kreuzheer in den Gebirgspässen der Balkanhalbinsel den Weg verlegten. Nur mit den Waffen in der Hand vermochten sich die Kreuzfahrer allerwärts den Durchgang zu erzwingen und sich die Mittel zur Verpflegung des Heeres zu verschaffen. Der Griechenkaiser trat zuletzt sogar in offener Feindschaft gegen den Kaiser auf, nahm die Quartiermacher des deutschen Heeres gefangen und gab Befehl, die Pässe zu besetzen. Als aber die wichtigsten Städte und selbst das damals hochberühmte Adrianopel in die Hände der Deutschen fielen, heuchelte der Grieche wieder Freundschaft und ließ sich zu einem Vertrage bewegen, wodurch er sich verpflichtete, die nöthigen Lebensmittel zum Kaufe herbeizuschaffen, sowie bei Gallipoli die Schiffe zur Ueberfahrt über den Hellespont nach Kleinasien zu stellen. — Nicht minder beschwerlich war der Zug des Kreuzheeres durch Kleinasien. Das Heer sah sich beständig von den Türken umschwärmt; Steine und Pfeile brachten in den Bergschluchten manchem tapfern Ritter und Knappen den Tod. Erst die Schlacht bei Philomelium (1190), in welcher über 10,000 Türken fielen, erleichterte den Vormarsch des Heeres.

Dennoch wurde derselbe stets wieder aufs Neue verzögert durch Mangel an Nahrungsmitteln und Trinkwasser, die Ungewohnheit des Klimas, sowie zahlreiche kleine Scharmützel. Auf diesem Zuge soll auch der merkwürdige Zweikampf vorgefallen sein, den Uhland in seinen Schwabenstreichen verherrlicht hat. Wir meinen den Kampf jenes deutschen Ritters, der mit einem Schwerthieb einen Türken in zwei Hälften aus einander spaltete, eine Historie, welche übrigens auch von einem Herrn von Rappoltstein, einem Elsässer, der am Kreuzzuge Kaiser Konrad's Theil nahm, erzählt wird. Unter großen Beschwerden und harten Kämpfen erreichte das Heer die Stadt Iconium, welche am 18. Mai 1190 glücklich erobert wurde, nachdem ein zum Entsatz herangeeiltes Türkenheer gänzlich geschlagen worden war. Nach langer Mühsal konnten sich hier die Kreuzfahrer an reichen Vorräthen von Wein, Südfrüchten und sonstigen Nahrungsmitteln erquicken.



Friedrich's I. Tod in den Fluten des Salef. Nach H. Vogel.

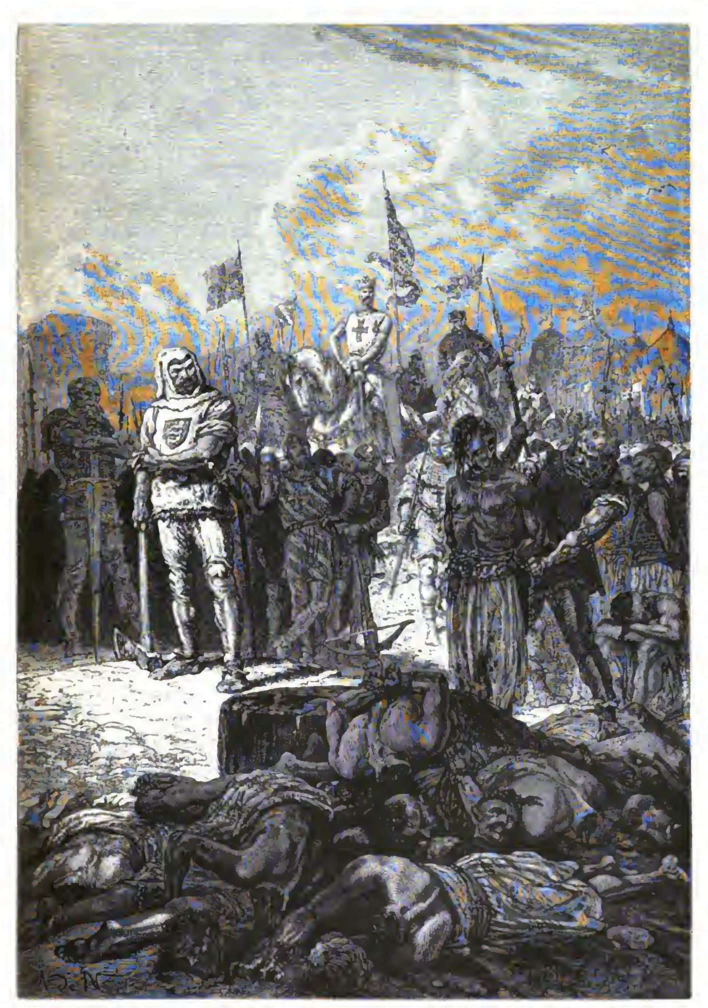
Tod Barbarossa's. Von Iconium aus setzte das Heer, neu gestärkt, seinen Marsch fort. In den Junitagen 1190 lagerte man an dem Flusse Kalykadnus, türkisch Salef, in Kilikien. In den Wellen dieses Flusses ereilte den Kaiser der Tod. Nach den Berichten des Wilhelm von Tyrus sollen zwei armenische Edle im Auftrage ihres Königs Leo II. von Armenien beim Marschall der Deutschen eingetroffen sein, um dem Kaiser die Wege und Pässe durch Armenien zu weisen. „Da der Zug an der Brücke über den Salef sich stopfte, sprachen sie, man könne auch durch den Fluß passiren. Sofort stieg Friedrich zu Roß und mit ihm sein Sohn, der Schwabenherzog. Die Kavaliere aber sprachen: „Sir, wir wollen vor Euch hinüber und Euch die Passage zeigen". Er hieß sie mit seinem Sohne, dem Herzoge, voran gehen. Als sie nun jenseits sich umwandten, sahen sie, wie der Kaiser sich in das Wasser hinabließ, einen Ritter vor und hinter sich, da sie aber inmitten der

Strömung kamen, überwarf sich das Roß, das er ritt, und er stürzte in den Fluß. Durch die ausgestandene Hitze und nunmehrige Wasserkälte verlor er die Kraft, sich zu helfen, die Adern seines Körpers öffneten sich, so daß er ertrank. Seine Leute waren so bestürzt, daß sie sich nicht zu rathen wußten, wie sie ihren Herrn wieder zum Leben bringen sollten.“ Nach anderen Berichten soll ihm hingegen das Uebersetzen gelungen sein, und er hätte jenseits das Mahl eingenommen, aber von Hitze erschöpft zu baden gewagt, wobei ein Hirnschlag seinem Leben ein Ende machte. Es war Sonntag, den 10. Juni.

Die Trauer im Heere war unbeschreiblich, und als die Nachrichten von dem Tode des großmächtigen Kaisers, der so lange die deutschen Heere zum Siege und Ruhm geführt hatte, nach Deutschland gelangte, da vermochten sich die erschütterten Gemüther des Eindrucks nicht zu erwehren, als ob mit dem strengen aber Gerechtigkeit übenden Herrn auch des Reiches Macht und Herrlichkeit dahinsinken sollte. So lebt der Rothbart in der auf uns gekommenen Sagenwelt fort, während im Grunde zur Hohenstaufenzeit der Glaube an das Fortleben des Helden sich an die Person Kaiser Friedrich's II. knüpfte, worauf wir noch eingehender zurückkommen werden. — Jeder deutsche Landestheil schuf sich fortan einen Aufenthaltsort, wohin die Volksphantasie den Wohnsitz des unvergeßlichen Kaisers verlegte. Der Kyffhäuser in Thüringen, der Untersberg bei Salzburg, der Kaisersberg bei Kaiserslautern, das Schloß zu Hagenau im Elsaß sind solche Oertlichkeiten, wohin die Sage den Kaiser sich zurückziehen ließ, um im vollen Glanze einst wiederzukehren und die Macht und den Ruhm des Deutschen Reiches aufs Neue zu begründen. — Johannes von Winterthur faßt die Hoffnung aller Deutschgesinnten damaliger Zeit in die Worte voll religiöser Weihe: „Kommen wird unser Heiland, Friedrich, in gewaltiger Majestät, und die verrottete Kirche reformiren. Er wird kommen, denn er muß kommen, und wäre sein Leib in tausend Stücke zerschnitten, ja wäre er zu Asche verbrannt; denn es ist im Rathe Gottes also beschlossen. Wenn er Alles vollbracht, wird er mit großer Macht über das Meer ziehen und auf dem Oelberg das Reich niederlegen.“

Ausgang der deutschen Kreuzfahrt. Mit des Kaisers Tode war dem Unternehmen die Seele geraubt und der deutsche Kreuzzug nahm ein trauriges Ende. Die Fürsten hatten Rothbart's Sohn Herzog Friedrich von Schwaben zum Führer erwählt, allein Entbehrungen und Seuchen, welche in dem Heere ausbrachen, schwächten dessen Macht. Die besten Männer, darunter auch Rothbart's langjähriger Kanzler Gottfried, sanken dahin, und mit einem kleinen Häuflein langte der Herzog im Oktober vor Akkon an, wo er sich mit den übrigen Kreuzfahrern vereinigte, welche schon lange die feste Stadt belagerten. Dort stiftete er am 9. November 1190 den Orden der Deutsch-Herren oder Ritter. Bald hernach, am 20. Januar 1191, ereilte auch ihn der Tod; das einst von Regensburg ausgezogene stattliche Kreuzheer war den Nöthen oder dem Schwerte des Feindes erlegen.

Der englische und französische Kreuzzug. Ungefähr um dieselbe Zeit, als Kaiser Friedrich seinen Tod fand, hatten sich die Flotten Englands und Frankreichs in Bewegung gesetzt. Sizilien war zum gemeinsamen Sammelplatze bestimmt. Hier störten jedoch Zwistigkeiten, welche sich theils zwischen den beiden Königen, theils mit dem sizilischen Könige Tancred entspannen, die Eintracht der Kreuzfahrer. Während einerseits die Franzosen aus Nationalhaß gegen die Engländer diesen verwehren wollten, gleich ihnen in Messina einzuziehen, trat anderseits der wilde Richard Löwenherz feindlich gegen Tancred auf, weil dieser des Ersteren Schwester Johanna, Wilhelm's II. hinterlassene Wittwe, als Anhängerin der Hohenstaufen gefangen hielt. Messina mußte die bedauerlichen Folgen der darüber ausgebrochenen Zwistigkeiten schwer empfinden. Richard befreite seine Schwester und eroberte mehrere sizilische Städte. Beinahe wäre wegen dieser Händel der Kreuzzug gar nicht zu Stande gekommen, hätte sich nicht Philipp August ins Mittel gelegt. Er vermochte Tancred dazu, Johanna gegen eine Entschädigungssumme nach England zu entlassen, und veranlaßte Richard zur Wiederherausgabe der eroberten Städte.



Richard Löwenherz läßt die islamitischen Geiseln hinrichten. Zeichnung von A. de Neuville. (S. 654.)

Vorgänge auf Cypern. Im Frühjahr 1191 wurde endlich die Abfahrt nach Syrien beschlossen. Die französische Flotte verließ zuerst den Hafen von Messina und gelangte ohne Unfälle an das Ziel ihrer Bestimmung. Dagegen wurde Richard Löwenherz mit seinem Heere von einem heftigen Sturme nach der Insel Cypern verschlagen. Dort herrschte damals König Isaak aus dem byzantinischen Kaiserhause der Komnenen, der früher als Statthalter das Sinken der griechischen Kaisermacht benutzt und sich unabhängig erklärt hatte. Der Komnene verhielt sich feindselig gegen die schiffbrüchigen Kreuzfahrer, ließ die zuerst Landenden berauben und gefangen nehmen und bewies, als später Richard Löwenherz bei seine Ankunft die Freilassung der Gefangenen und die Herausgabe der Beute forderte, echt griechische Treulosigkeit. Richard Löwenherz aber, kurz entschlossen, bemächtigte sich der Städte Nicosia und Famagusta und nahm Isaak Angelus selbst sammt seiner Tochter gefangen. Hierauf ließ er sich von den Einwohnern den Eid der Treue schwören und belohnte viele seiner Getreuen durch Landbesitz. Nachdem er auf Cypern noch sein Beilager mit Berengaria von Neapel unter großer Pracht gefeiert hatte, segelte er nach dem heiligen Lande ab. Am 8. Juni langten die Engländer an der syrischen Küste an.

Eroberung von Akkon. Das wichtigste Ereigniß des Krieges war zunächst die Belagerung von Akkon, welche bereits durch das deutsche Kreuzheer Barbarossa's eröffnet, aber seither durch Unglücksfälle und Krankheiten vielfach unterbrochen worden war. Mit bewunderungswürdigem Muthe und nicht minder großer Geschicklichkeit hatte Saladin unter den schwierigsten Verhältnissen Akkon bisher dem Islam zu erhalten gewußt. Nachdem sich der Belagerungskrieg zwei Jahre lang hingezogen hatte, wurden die Kreuzfahrer endlich durch die Verstärkungen, welche ihnen unterdessen König Philipp August von Frankreich, Graf Philipp von Flandern und andere Großen, sowie zuletzt der König von England zugeführt hatten, in die Lage versetzt, Akkon zu überwinden. Richard, der mit 25 Schiffen in den Hafen eingelaufen war, brachte ein so tapferes und mächtiges Heer mit, daß die Engländer bald den Ausgang des Kampfes entschieden. Am 12. Juli 1191 erfolgte die Uebergabe Akkons unter folgenden Bedingungen: Saladin mußte das heilige Kreuz, das sich in seinem Besitze befand, zurückerstatten; dann hatte er die gefangenen Christen in Freiheit zu setzen und 200,000 Goldstücke zu bezahlen. Dagegen erhielt die Besatzung von Akkon freien Abzug, nachdem sie die Waffen ausgeliefert hatte. — Nach der Eroberung brachen jedoch wieder die alten Streitigkeiten unter den Kreuzfahrern aus. Damals soll König Richard Löwenherz das österreichische Banner von einem Thurme, dessen sich der Herzog Leopold von Oesterreich bemächtigt, herabgerissen und mit Füßen getreten haben, ein Vorfall, der übrigens zu wenig beglaubigt ist und nach anders lautenden Berichten erst bei einer späteren Gelegenheit stattgefunden haben soll. Thatsache bleibt indeß, daß tiefgehende Streitigkeiten auch zwischen Richard Löwenherz und Philipp August von Frankreich ausbrachen. Infolge derselben verließ der Letztere die Kreuzfahrer und trat am 31. Juli 1191 die Rückreise nach seinem Lande an. Sein 10,000 Mann starkes Heer ließ er jedoch die Kreuzfahrt fortsetzen.

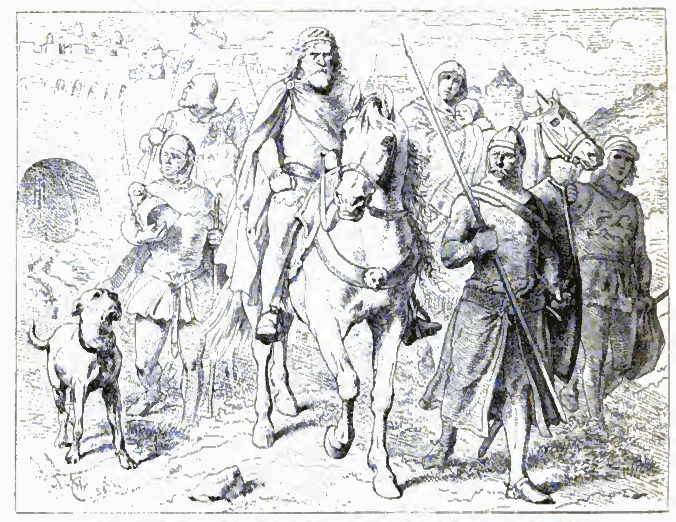
Der eigentliche Oberbefehlshaber des Kreuzheeres war nun Richard Löwenherz, ein Fürst, den die Dichtung des Mittelalters wie auch diejenige unserer Tage unverdient verherrlicht hat. Richard war wol ein guter Reiter, Jäger und tapferer Kriegsmann; aber ihm mangelten alle jene Tugenden, welche sonst die Ritter zieren sollten. Roh, gewaltthätig und jähzornig, erscheint sein ganzes Handeln bar jenes Adels der Gesinnung, oder jener Herzenstugenden, welche wir als eine Frucht der veredelnden Einwirkung des Christenthums an vielen seiner Zeitgenossen bewundern. Mit Entrüstung und Beschämung vernehmen wir, wie dieser englische Wütherich vor Akkon 2000 islamitische Geiseln enthaupten ließ, weil Saladin die ausbedungene Kontribution nicht rechtzeitig zu entrichten vermochte. Der ritterliche Saladin, der nicht nur an Tapferkeit und Kriegsmuth, sondern auch an Gaben des Geistes und persönlichen Tugenden die gesammte raub- und beutegierige christliche Ritterschaft übertraf und daher mit Recht von den Sängern des Morgen- und Abendlandes

gefeiert wurde, ließ sich keineswegs zur Wiedervergeltung durch ähnliche Grausamkeitsakte an den gefangenen Kreuzfahrern hinreißen; aber er benutzte die blutigen Greuel, um seine Glaubensgenossen zur Sühne der Blutthat in einem Kampfe auf Leben und Tod gegen die fanatischen Christen aufzurufen.

Das Kreuzheer in Askalon. Im Winter 1192 drang das Kreuzheer bis Beitnubah, eine Tagereise von Jerusalem, vor. Hier änderte jedoch Richard seinen Plan, denn er mußte bald erkennen, daß das wohlbefestigte und gutvertheidigte Jerusalem seinem geschwächten Heere einen unüberwindlichen Widerstand entgegensetzen würde. Nach einem abgehaltenen Kriegsrathe wurde, trotz dem Murren der Pilger, die sich am Ziele ihrer Hoffnungen glaubten, beschlossen, zuvor Askalon in Besitz zu nehmen, welches im September 1191 von Saladin zerstört worden war, aus Furcht, die feste Stadt möchte den Kreuzfahrern als Stützpunkt für ihre Unternehmungen dienen. Am 20. Januar langte das Kreuzheer vor Askalon an und begann dessen Wiederaufbau unter der Leitung Richard's mit solcher Energie, daß schon gegen Ostern die Stadt wieder vertheidigungsfähig war. Zu dieser Zeit verließ Herzog Leopold von Oesterreich infolge seines Zerwürfnisses mit Richard Löwenherz das Kreuzheer. Einem andern Streit wurde durch die Thätigkeit der Assassinen (s. S. 566) vorgebeugt. Der hochfahrende Markgraf Konrad, Sohn Barbarossa's, der Guido von Lusignan die Würde eines Königs von Jerusalem streitig machte, wurde, von einem Gastmahl zurückkehrend, von zwei Assassinen ermordet. Heinrich von Champaigne heirathete nun die schwangere Wittwe Konrad's und ward König von Jerusalem, nachdem Guido seinen Ansprüchen auf die Krone von Jerusalem entsagt und als Entschädigung die Insel Cypern erhalten hatte. — Das Geschlecht der Lusignan hat seinen Namen auf den glänzendsten Blättern der Geschichte von Cypern eingezeichnet.

Im Mai 1192 beabsichtigte Richard aufs Neue den Zug nach Jerusalem zu unternehmen; allein zu jener Zeit bemächtigte sich seiner eine Unschlüssigkeit, die fortan alle seine Handlungen lähmte. Wol umschloß das Kreuzheer nochmals die heilige Stadt, aber anstatt den Belagerungskrieg ernstlich zu unternehmen, vergeudete Richard seine Zeit mit nutzlosen Streifzügen und Einzelkämpfen, die zwar Beute und Waffenruhm, aber keinerlei bleibende Vortheile brachten. Unschlüssigkeit wie unbegründete Befürchtungen bewogen endlich Richard, die Belagerung aufzugeben und im Juli 1192 wieder von dannen zu ziehen. Nach blutigen Kämpfen mit Saladin in und um Joppe kam es zu Unterhandlungen mit dem Sultan, welche dahin führten, daß die Feindseligkeiten drei Jahre und drei Monate unterbleiben sollten; der christliche Kultus sollte in Jerusalem zugelassen, allen Christen die Wallfahrt nach dem heiligen Grabe tributfrei gestattet sein und die ganze Seeküste von Tyrus bis Joppe, sowie die Hälfte des Gebiets von Ramlah und Sidda den Kreuzfahrern gehören.

Die Gefangenschaft Richard's. Richard glaubte damit seine Aufgabe erfüllt zu haben und trat den 9. Oktober 1192 die Heimkehr nach England an. Durch Herbststürme verschlagen, sah er sich genöthigt, den Weg durch Illyrien und Oesterreich zu wählen, um dann unter Beihülfe seines Schwagers, Heinrich's des Löwen, über Deutschland nach England zurückzukehren. In der Nähe von Wien wurde er jedoch erkannt, auf Befehl des von ihm tief beleidigten Herzogs Leopold von Oesterreich gefangen genommen und an den deutschen Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert. Letzterer hielt den König dreizehn Monate auf Burg Trifels gefangen, bis das Lösegeld für seine Freilassung aufgebracht war. — Die Volkspoesie hat an diese Gefangenschaft des englischen Königs die Sage von seinem Sänger Blondel de Nesle von Arras geknüpft, der, des Königs Lieblingslied singend, vor den Burgen des Reiches einher gezogen sei, bis er durch den Gesang Richard's, der mit einer Strophe antwortete, dessen Gefängniß ermittelt habe. Das Lied Blondel's: „Richard, o mon roi", gehört noch immer zu den volksthümlichsten französischen Melodien. — Auf dem Reichstage zu Hagenau söhnten sich Heinrich VI. und Richard Löwenherz feierlich aus.



Heinrich der Löwe vor Bardewick im Jahre 1182 (S. 645). Nach Wilhelm Camphausen.

Heinrich VI. (1190—1197). Philipp (1198—1208) und Otto IV. (1208—1215.)

Heinrich VI., welcher schon während der Abwesenheit des Rothbarts die Regierung des Deutschen Reiches geführt hatte, bestieg nach dessen Tode den Thron. Schon an ihn hefteten sich die Mißgeschicke, welche die späteren Hohenstaufen verfolgten und zuletzt den Untergang des Geschlechts herbeiführten. Friedrich I. hatte mit so kräftiger Hand alle aufsässigen Elemente niedergehalten, daß der alte Gegensatz der Fürsten gegen die Kaisergewalt verschwunden zu sein schien. Kaum aber war die Nachricht von seinem Tode eingetroffen, so regten sich auch schon wieder Eigenwille, Ehrgeiz und Herrschsucht unter den Reichsfürsten, und der Erste, welcher sich an die Spitze aller Unzufriedenen stellte, war der alte Löwe. Um sich mit Waffengewalt wieder in den Besitz seiner Lande zu setzen, war er, schon kurz nach der Abreise Barbarossa's ins gelobte Land, nach Braunschweig zurückgekehrt. Der Tod seiner Gattin Mathilde, durch welchen das Land verwaist erschien, diente ihm hierbei als Vorwand. Seine Residenz wurde sofort ein Herd der Unruhe für ganz Norddeutschland. Heinrich eroberte in raschem Anlaufe Hamburg, Ploen, Itzehoe und Bardewiek (1189). Die letztere Stadt zerstörte er, wie schon früher angedeutet, bis auf den Dom, an dessen Mauern er das Bild des erzürnten Löwen mit der Inschrift „Vestigia Leonis“ anbringen ließ. Auch Lübeck und Lauenburg brachte er in seine Gewalt.

Aber aus diesen raschen Erfolgen sollte ihm kein bleibender Gewinn erwachsen. König Heinrich VI. forderte im Oktober 1189 auf einem Reichstage zu Merseburg die Fürsten zum Kampfe gegen den gewaltthätigen Herzog auf, und noch im Winter 1189 rückte ein zahlreiches Reichsheer vor Braunschweig. Obgleich die Stadt vergeblich belagert wurde, trug doch das Reichsheer im offenen Felde entschiedene Vortheile über Heinrich davon, so daß schließlich (Juli 1190) in Fulda ein Friedensvertrag zu Stande kam, durch welchen der Löwe sich verpflichten mußte, die Mauern von Braunschweig an vier Seiten einzureißen,

Lauenburg zu schleifen, den Besitz von Lübeck mit Adolf von Schauenburg zu theilen und seine zwei ältesten Söhne, Heinrich und Lothar, dem Reichsoberhaupt als Geiseln zu übergeben. Lothar ward Augsburg als Aufenthalt angewiesen, Heinrich begleitete den König nach Italien.

Händel in Italien. Hier hatte die normannische Erbschaft, welche Heinrich VI. durch seine Heirath mit der Tochter Wilhelm's II. zugefallen war, neuen Hader hervorgerufen. König Wilhelm war kurz vor Heinrich's Regierungsantritte gestorben, aber die Abneigung gegen die deutsche Herrschaft ließ die Großen von Neapel und Sizilien ihres Eides vergessen und bewog sie, die Krone dem Grafen Tancred von Lecca, einem illegitimen Sprößling des Königsstammes, der sich jedoch durch Tapferkeit und seine ritterliche Bildung auszeichnete, zu übertragen. Nachdem nun in Deutschland die Ruhe wieder hergestellt war, brach Heinrich nach Italien auf, um seine Erbansprüche auf Sizilien gegen Tancred geltend zu machen.

Die Uneinigkeit der Freistädte machte es Heinrich VI. möglich, zu Beginn des Jahres 1191 ungehindert nach Rom zu gelangen, wo ihm der eben erst erwählte, durch die Ereignisse völlig überraschte Papst Cölestin III. die Kaiserkrone aufsetzte. Er mußte jedoch Heinrich VI. die schimpfliche Zustimmung abzuringen, daß die hochherzige, tapfere, aber den Römern feindlich gesinnte Stadt Tusculum, welche unter deutschem Schutze stand, den Römern preisgegeben wurde. Die Letzteren übten eine furchtbare Rache an der Stadt, zerstörten sie von Grund aus und jagten die Bewohner ins Elend — zur Schmach für Heinrich VI., der es zugab um solchen Preis zur Kaiserkrone zu gelangen.

Der Feldzug Heinrich's in Sizilien endete unglücklich. Anfänglich siegreich, lichteten doch bald die Tapferkeit Tancred's sowie ausgebrochene Seuchen die Reihen seiner Krieger. Heinrich selbst, von Krankheit befallen, mußte nach Capua gebracht werden, wohin ihm der Rest seines Heeres folgte. Seine Gemahlin Constantia fiel in die Gefangenschaft Tancred's, der sie ritterlich behandelte, und Heinrich sah sich schließlich genöthigt, Italien ruhmlos zu verlassen. Nicht lange nachher traf auch die Kaiserin wieder in Deutschland ein, nachdem sie auf Verwendung des Papstes durch Tancred in Freiheit gesetzt worden war.

Hohenstaufen und Welfen versöhnt. Nach Deutschland zurückgekehrt, befand sich Heinrich neuen Verwirrungen gegenüber. Heinrich der Löwe streckte nach der Erbschaft Welf's VI., der erst am 15. Dezember 1191 gestorben war, die Hand aus. Er hatte kühne Pläne gesponnen und hoffte durch die Wiedererrichtung des Welfenreiches den Hohenstaufen den tödtlichsten Stoß zu versetzen. Er wußte einen allgemeinen Fürstenaufstand gegen den Kaiser ins Leben zu rufen, knüpfte mit Tancred Verbindungen an und gewann seinen Schwager Richard Löwenherz mit Leichtigkeit für seine Pläne. Aber gerade um jene Zeit, als Heinrich VI. gegen die inneren Feinde das Schwert führte und befürchten mußte, daß unter Führung des englischen Königs der gegen ihn gerichtete Bund noch mehr erstarken würde, fiel Richard Löwenherz in seine Hände. Mit der Gefangennahme desselben war die ganze Verschwörung ihres Armes beraubt; der Fürstenbund löste sich auf. Heinrich behandelte Richard Löwenherz als Geisel, um seine Feinde zum Frieden zu zwingen, und gab ihn schließlich nur gegen ein hohes Lösegeld frei. Auf dem oben erwähnten Reichstage zu Hagenau im Elsaß sollte sich Richard gegen die erhobenen Anklagen vertheidigen. Er that dies mit solcher Beredsamkeit, daß Alle tief ergriffen wurden, ja der Kaiser vom Throne herabstieg und ihn umarmte, was ihn jedoch keineswegs der Entrichtung des Lösegeldes enthob. — Aber noch ein anderer Umstand trug wesentlich zur Aussöhnung zwischen den Welfen und Hohenstaufen bei: eine Vermählung Heinrich's, des ältesten Sohnes des Löwen, mit der Staufin Agnes, der Tochter Pfalzgraf Konrad's, Erbin des reichen Pfälzerlandes. Beide waren in den alten schönen Tagen der Eintracht zwischen beiden Häusern verlobt gewesen. Jetzt aber hatte Heinrich VI. seine Base dem Könige von Frankreich vermählen wollen, welcher um ihre Hand angehalten; Mutter und Tochter dagegen zogen den ritterlichen Welfen vor, welcher die langjährige Treue seiner Braut ebenso unverbrüchlich erwiedert hatte, und die Trauung wurde heimlich und rasch vollzogen. Der Kaiser,

wiewohl anfänglich über die Durchkreuzung seiner Pläne heftig erzürnt, mußte sich doch in das Geschehene fügen, und so wurde diese Verbindung die Brücke zum Frieden zwischen den Welfen und Hohenstaufen und ein mehr als zwanzigjähriger blutiger Zwist hierdurch beendet. — Heinrich der Löwe entsagte nun seinen hochfliegenden Entwürfen, zog sich nach Braunschweig zurück und erfreute sich in häuslichem Stillleben während seiner letzten Tagen an alten Chroniken und Heldensagen, bis er am 6. August 1195 sein vielbewegtes, kampferfülltes Leben beschloß. — Er war unstreitig eine kühn und groß angelegte Natur, aber das Schicksal stellte ihm einen gleich Großen — Friedrich Barbarossa — entgegen. Seine Unternehmungen, durch deren Gelingen gewiß Heilsames und Dauerndes für Deutschland geschaffen worden wäre, wurden durch diese Gegenmacht gelähmt — die Bahnen Beider kreuzten sich fortwährend feindlich.


Heinrich VI. Nach Zwecker's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Heinrich VI., König von Sizilien. Unterdessen waren Tancred (1194), sowie dessen ältester bereits gekrönter Sohn Roger gestorben, und Kaiser Heinrich konnte daran denken, das Normannenreich in Italien nunmehr unangefochten in Besitz zu nehmen. Im Jahre 1194 zog er daher über die Alpen, und schon am 30. November desselben Jahres hielt er nach Ueberwindung von mancherlei Hindernissen seinen Einzug in Palermo, nachdem er die Ansprüche des jungen Königsohns Wilhelm durch Ueberlassung der Grafschaften Tarent und Lucca an dessen Vormünderin und Mutter beseitigt hatte.

Aber er nahm bald nachher dies Zugeständniß zurück, und es begann eine unbarmherzige Verfolgung gegen die Anhänger Tancred's und dessen Familie. Er verfuhr gegen seine bisherigen Widersacher mit einer Grausamkeit, die den deutschen Namen mit Schmach und Schande bedeckte. Geistliche wie weltliche Großen, oft nur des Verraths verdächtigt, wurden gehängt, gespießt, geblendet, lebendig in die Erde vergraben oder verbrannt, die Königin Sibylla mit ihren drei Töchtern in Gefangenschaft nach Deutschland geschleppt. Den unmündigen Wilhelm ließ Heinrich blenden, Tancred's und Roger's Leichen aus ihren Gräbern reißen und schänden; unermeßliche Schätze, in den Schlössern Siziliens geraubt, führten des Kaisers Saumthiere über die Alpen. — Auch hier bewährte sich das Bibelwort, daß die Sünden der Väter an Kindern und Kindeskindern heimgesucht werden. Spätere Generationen der Hohenstaufen sollten dem Fluche erliegen, den das zürnende Italien auf Heinrich's Geschlecht wälzte. Um dieselbe Zeit, zu welcher die kaiserlichen Henker in Italien wütheten, wurde Heinrich VI. nach neunjähriger kinderloser Ehe von seiner Gemahlin Constantia (26. Dezember 1194) ein Sohn geboren. Für den Kaiser knüpfte sich an dieses frohe Ereigniß die Hoffnung, nunmehr den Besitz des Königreiches Sizilien seinem Hause gesichert zu sehen.

Denn er wollte das Sizilische Reich nicht dem deutschen Kaiserthrone, sondern seinem Hause erworben haben. Als daher sein nach der Besitzergreifung Siziliens gemachter Versuch, die Kaiserkrone seinem Geschlechte erblich zusprechen zu lassen, an dem Widerstande der geistlichen Fürsten Deutschlands, denen auch der Papst beitrat, scheiterte und er nur

die Zusicherung der Thronfolge für seinen Sohn Friedrich erhielt, sobald derselbe mündig sein würde, vermachte er diesem Sohne, dem nachmaligen Kaiser Friedrich II., die Krone des Sizilischen Reiches. Er erreichte es auch, daß dieser Sohn, damals noch ungetauft, Ende 1196 in Frankfurt zum deutschen König ausgerufen wurde.

Heinrich's Ende. Nun schienen das Sizilische Reich und die Kaiserkrone auf Jahre hinaus den Hohenstaufen gesichert. In Heinrich's Händen lag eine ungeheure Macht, aber immer kühner, immer weiter schweiften seine Gedanken auf Weltherrschaft.

Frankreich fing er an geradezu wie einen Lehnstaat des Reiches zu behandeln; auf die spanischen Reiche, besonders Castilien, warf er seine Blicke; große Theile von Epirus und Makedonien forderte er als Erbe der normannischen Fürsten von dem griechischen Ostreiche; ja sogar die Eroberung Konstantinopels lag seinen Gedanken nicht fern: er stellte sie als die Vorbedingung eines neuen Kreuzzuges hin, den er eifrigst förderte und zu welchem die Scharen schon aus ganz Deutschland nach Unteritalien zusammenströmten.

Heinrich's VI. Bruder Philipp, Herzog von Schwaben und Toscana, war mit Irene, der Tochter des byzantinischen Kaisers Isaak Angelus, vermählt. Dieser war von seinem Bruder Alexius vom Throne verjagt und geblendet worden. Isaak Angelus flehte den Kaiser um Hülfe an und versprach dem Gemahl seiner Tochter, Philipp von Schwaben, den byzantinischen Thron zuzuwenden. Diese glänzende Aussicht gab den Anlaß zu dem kühnen Unternehmen gegen Byzanz, dessen Verwirklichung das ehemalige Römische Weltreich unter deutscher Herrschaft wieder hergestellt haben würde. Ein unvorsichtiger kühler Trunk während der Jagd vernichtete die hochfliegenden Pläne des Kaisers. Aufs Krankenlager geworfen starb Heinrich VI., erst zweiunddreißig Jahre alt, nach siebenwöchentlichem Daniederliegen, zu Palermo. „An den Italienern", sagt O. Abel, „ging Heinrich während seiner kurzen Herrschaft vorüber wie ein blutiger Nordlichtschein, dem Deutschen aber sollte ihn das allein schon unvergeßlich machen, daß er wie kein Anderer das Uebel unserer Zersplitterung an der Wurzel angriff."



Philipp von Schwaben. Nach Rethel's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

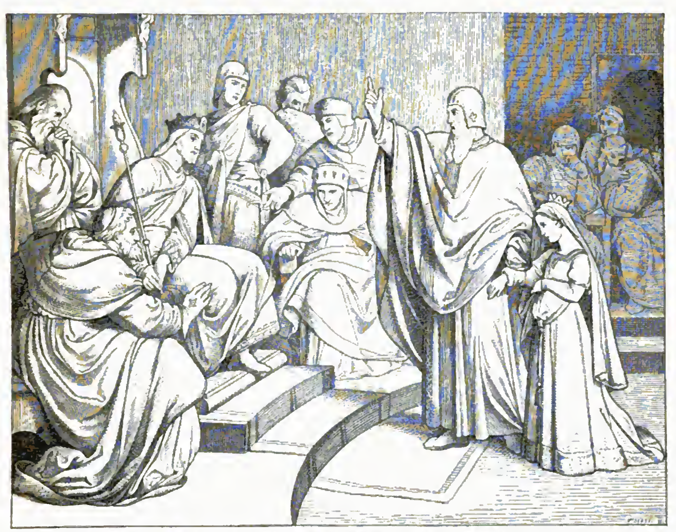
In Heinrich VI. sehen wir zum letzten Mal einen Deutschen Kaiser im vollen Glanze der kaiserlichen Majestät auf der Weltbühne. Mit unbeugsamer Energie wirft er jede Auflehnung gegen seine Autorität nieder und verleiht nach außen hin Deutschland einen Glanz, wie es ihn selbst unter Rothbart nicht besessen hatte. In diesem Sinne schreibt der Mönch Otto von St. Blasien über ihn: „Alle Stämme Deutschlands werden in Ewigkeit den Tod des Kaisers Heinrich's beklagen, denn er hat sie berühmt gemacht und gefürchtet bei allen Völkern im Umkreis durch kriegerische Tapferkeit; hätte er länger gelebt, so würde er durch seine Kraft und Beharrlichkeit dem Deutschen Kaiserreich den alten Glanz wiedergegeben und es über alle Nationen erhöht haben." — Allein es kam anders unter seinen Nachfolgern. In die Regierung Philipp's von Schwaben wirft schon die heranbrechende Schreckenszeit des Interregnums ihre düsteren Schatten voraus; der Zwiespalt, der das Deutsche Reich zerrissen hatte, beginnt bereits jetzt seine Wurzeln zu schlagen.

Philipp, Herzog von Schwaben, dem einzigen der noch lebenden Söhne des Rothbarts, war von dem sterbenden Kaiser die Reichsverwesung übertragen worden. Er hatte die Absicht, als er zu Viterbo die Nachricht vom Tode Heinrich's erhielt, Friedrich II. zur Krönung nach Deutschland zu führen. Allein der Widerstand des Papstes Innocenz III. — der unterdessen Oberhaupt der Kirche geworden war — sowie der gegen die Hohenstaufen verbündeten Städte Tusciens, deren Vereinigung der Papst zu Stande gebracht hatte, nöthigte Philipp, diesen Plan aufzugeben. Er ließ Friedrich in Sizilien und eilte nach Deutschland, wo die den Hohenstaufen feindlich gesinnten Erzbischöfe von Köln und Trier eben die Einleitung zu einer neuen Königswahl trafen. Sie lenkten die Wahl auf Graf Berthold von Zähringen, aber Philipp wußte den geizigen Grafen für 11,000 Mark Silber zum Rücktritt zu bewegen, und erhielt hierdurch dem Hause der Hohenstaufen die Krone. Allein kaum war Berthold beseitigt, als der Erzbischof Adolf von Köln, der hauptsächlichste Förderer der Bewerbung des Zähringers, einen neuen Gegenkönig aufstellte. Durch den Einfluß des Papstes war nach seiner Versöhnung mit Heinrich VI. der König Richard von England mit den südburgundischen Landen belehnt worden! Dieser, als Reichsvasall, wußte es durchzusetzen, daß sein Neffe Otto von Braunschweig, der zweite Sohn Heinrich's des Löwen, zum König gewählt und am 12. Juli 1198 als Otto IV. zu Aachen gekrönt wurde. Zwei Monate später fand jedoch unter größeren Feierlichkeiten die Krönung Philipp's zu Mainz durch die Bischöfe von Tarantaise (in Savoyen) und von Trier mit der echten Königskrone statt. So stritten wieder zwei Gegenkönige um die Macht, und endlos blutige Wirren folgten; der Streit zwischen Waiblingern und Welfen entbrannte aufs Neue.

Papst Innocenz III. Durch den zu Anfang 1198 erfolgten Tod Cölestin's III. wurden die Verwicklungen noch erheblich gesteigert. Ihm folgte der kaum genannte Innocenz III., der gewaltigste und hochstrebendste der Päpste, welche seit dem großen Gregor den Stuhl Petri bestiegen hatten. „Von finsteren Gedanken über das Elend des menschlichen Geschlechts“ erfüllt, suchte er die Welt wieder mehr als seine Vorgänger unter die Herrschaft der Kirche zu beugen. Er beseitigte in Rom Alles, was an die republikanischen Einrichtungen erinnerte, verdrängte die deutschen Feudalherren aus Italien und fühlte sich selbst berufen, die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu lenken. In der Erblichkeit der Krone im Hause der Hohenstaufen erblickte er eine Gefahr für die päpstliche Vorherrschaft, weshalb er nicht zauderte, auf die Seite der Welfen zu treten. Er behauptete, bei zwiespältiger Wahl stände ihm die Entscheidung zu und so erklärte er sich für Otto IV. und sprach über Philipp den Bann aus. — Ebenso war aber auch von ihm König Philipp August von Frankreich, der Gegner des Richard Löwenherz und Verbündeter Heinrich's VI., den Philipp gegen Otto IV. zu Hülfe zu rufen beabsichtigte, mit dem Kirchenbann belegt worden. Dasselbe Schicksal traf einen der einflußreichsten auf Philipp's Seite stehenden Prälaten, Konrad von Querfurt, Bischof von Hildesheim und Heinrich's VI. Kanzler.

Durch den steigenden Einfluß des Papstes mehrte sich der Anhang Otto's IV. immer mehr, und alle Greuel eines wilden, verheerenden Bürgerkrieges wurden in Deutschland entfesselt. — Unter wechselndem Glück nahm dieser schreckliche Krieg seinen Fortgang, bis endlich Ende 1204 sich die Wage des Glückes zu Gunsten Philipp's senkte. Otto hatte nicht nur dadurch, daß er „alles Gold der Erde in Bächen und Strömen nach Rom fließen ließ“, allgemeine Unzufriedenheit erregt, auch eine Reihe von Fürsten, welche zu seinem Anhange gehörten, wie der Landgraf von Thüringen, der Herzog von Böhmen, Pfalzgraf Heinrich, selbst der Erzbischof von Köln und Herzog Heinrich von Brabant, waren, durch sein schroffes unkluges Auftreten beleidigt, von ihm abgefallen. So blieb zuletzt der Staufer Sieger, und am Dreikönigstage 1205 konnte eine neue Krönung Philipp's und seiner Gemahlin Irene, welche nach ihrer Heirath (s. S. 645) das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt und den Namen Maria angenommen hatte, vor sich gehen. — Nachdem Philipp seine Macht befestigt hatte, schien es auch dem Papste rathsamer, eine Versöhnung mit ihm anzustreben.

War doch seinem Schützling Otto, der bereits englische Hülfe anrufen mußte, zuletzt nichts als das Stammland Braunschwieg geblieben. Der päpstliche Fluch hatte sich kraftlos erwiesen; Philipp war und blieb demselben zum Trotze deutscher König. Und als guter Christ, der sein Gewissen durch den Kampf mit der Kirche beschwert fühlte, kam Philipp dem Papste gern entgegen. Die Verhandlungen zogen sich jedoch vom Jahre 1206 bis 1208 hin. Zweifellos würden dieselben auch zu einem befriedigenden Abschluß geführt haben, wenn nicht ein unerwartetes schreckliches Ereigniß eine völlig veränderte Sachlage geschaffen hätte.



Beatrix begehrt von Otto IV. Rache für die Ermordung ihres Vaters (S. 662). Nach Trenkwald.

Philipp's Ermordung. Als Philipp am 21. Juni 1208 zu Bamberg die Vermählung seiner Nichte Beatrix mit dem Herzog von Meran feierte, wurde er von Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, einem Brudersohn des früher genannten tapferen Bayernherzog gleichen Namens, angeblich um einer persönlichen Beleidigung willen (nach Anderen auch wegen Nichteinhaltung des Versprechens, dem Ehrgeizigen eine seiner Töchter zur Gemahlin geben zu wollen) ermordet. Die Ursachen der That sind dunkel, ja Luden hat sogar versucht, Otto von Wittelsbach von der auf ihm lastenden, in der deutschen Geschichte unerhörten Schmach des Königsmordes zu reinigen, indem er den Tod des Königs als ein Spiel des Zufalls darstellte. — So wurde Philipp im Augenblicke, als er unbestrittener König war, vom Schauplatz abgerufen. In Bamberg wurde seine Leiche beigesetzt. Seine Gemahlin, die ihn zärtlich liebte, flüchtete sich nach dem Hohenstaufen, starb aber aus Gram über den jähen Verlust des Gatten zwei Monate später in Kindesnöthen. — Der ruchlosen That des Wittelsbachers folgte eine Zeit zügelloser Verwirrung in Deutschland. Einen neuen König unter solchen Umständen zu wählen, würde die Schwierigkeiten nur vermehrt haben; es erschien räthlicher, sich mit dem Gegenkönig zu verständigen. Am 22. September 1208 wurde daher Otto auf dem Reichstage zu Halberstadt zum Könige gewählt.

Otto IV., der Welfe (1208—1214) war nun alleiniger Herrscher, als welcher er die Reihenfolge der hohenstaufischen Dynastie unterbricht.

Mehrere Monate nach seinem Regierungsantritt wurde infolge eines Reichstagsbeschlusses an dem Mörder seines Vorgängers Gerechtigkeit geübt. Beatrix, die zehnjährige Tochter Philipp's, war selbst auf dem Reichstage zu Frankfurt erschienen, und vom Bischof Konrad von Speyer vor den König Otto geführt, forderte sie von dem Letzteren Sühne für die Ermordung ihres Vaters. Der Mörder wurde geächtet und seiner Güter beraubt. Angehörige der Familie Wittelsbach selbst, um den Schandfleck von ihrem Namen zu tilgen, zogen aus, um die Rache an dem Schuldigen zu vollstrecken. Zu Oberndorf bei Regensburg, wohin er sich geflüchtet hatte, wurde seinem Dasein ein Ende gemacht. Der Leichnam blieb sieben Jahre unbestattet liegen, bis ihm ein päpstlicher Spruch ein christliches Begräbniß vergönnte.



Otto IV. Nach Oppenheim's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Auch Otto sollte den Thron nicht ungestört behaupten. Er hatte sich der Herzogthümer Schwaben und Toscana bemächtigt, auf welche er durch seine Heirath mit Philipp's Tochter Beatrix ein Recht erworben zu haben glaubte. Allein diese Besitznahme erweckte den Kampf zwischen Waiblingern und Welfen von Neuen. Auch fand der Welfe im Süden keine Sympathien, und die Mißstimmung der Großen der Bevölkerung artete in offenen Haß und Empörung aus, als er schwäbische und bayerische Lehen an seine aus Sachsen und England mitgebrachten Mannen und Freunde übertrug.

Waiblinger und Welfen. Sein Erbrecht auf Schwaben und Toscana und die italienischen Besitzungen bestritt König Friedrich von Sizilien und wurde hierbei von Papst Innocenz III. unterstützt, der den Hohenstaufensprößling erzogen und persönlich liebgewonnen hatte. Namentlich rief der Wiederausbruch des alten Streits in Italien zwischen den Ghibellinen und Guelfen neue Parteikämpfe hervor. Die vornehmsten Städte und Gemeinwesen wurden durch diesen Streit gespalten, ja noch lange, nachdem das Geschlecht der Hohenstaufen erloschen und die Welfen von ihrer einstigen Höhe herabgestiegen waren, ertönte der Parteiruf: Hie Waibling, hie Welf! Die Ghibellinen vertraten auch nachmals die kaiserliche Partei, die Welfen hingegen die päpstliche. In den Städten erlangte die jeweilige Parteistellung zugleich, je nach der Natur des Gemeinwesens, eine mehr oder weniger demokratische Beimischung.

Von dem gewaltthätigen Podesta von Padua, dem dritten Ezzelino, Schwiegersohn des Kaisers Friedrich II. und dem Markgrafen von Este, den Anhängern der Welfen, haben wir schon früher (S. 620) gesprochen. Als Otto IV. den italienischen Boden betrat, hatte der Kampf zwischen den alten Widersachern kaum begonnen; aber bald steigerte er sich zu einer solchen Leidenschaftlichkeit, stürzte das Land dermaßen in Verwirrung, daß es Otto IV. für dringend gerathen fand, Frieden zwischen den Häuptern der beiden Parteien zu stiften. Er fühlte sich hierzu um so mehr gedrungen, als er nach der Kaiserkrone, und zu diesem Zwecke auch in Italien nach erhöhtem Einfluß strebte. Es gelang ihm, Azzo von Este und Ezzelino da Romano mit einander zu versöhnen, und da er überdies dem Papst gegenüber den Demüthigen zu spielen wußte, ihm wesentliche Zugeständnisse machte, ja ihm sogar das Herzogthum Tuscien zusicherte, so erlangte er am 4. Oktober 1209 die Kaiserkrone

aus den Händen Innocenz' III. Nach vollzogener Krönung war jedoch das Verhältniß zwischen Papst und Kaiser ein weniger befriedigendes, ja es schlug bald um in offene Feindschaft. Der Kaiser beging die Treulosigkeit, sein Wort zu brechen und von Tuscien für sich Besitz zu ergreifen; er stellte alle kaiserlichen Hoheitsrechte in Italien wieder her, ja suchte sogar das staufische Erbe, das Königreich Sizilien, als Reichsgebiet an sich zu reißen.

Friedrich II., der Hohenstaufe (1215—1250).

Unter den geschilderten Umständen griff Innocenz im Jahr 1210 zum Bann und forderte die deutschen Fürsten auf, Friedrich den Hohenstaufen zum König zu wählen. Im Herbst 1211 versammelten sich die deutschen Fürsten zu Nürnberg, erklärten, daß sie dem Kaiser Otto nicht weiter die Treue halten wollten, sondern sich Friedrich II. zum König erkoren hätten.

Friedrich, der „Pfaffenkaiser", wie ihn Otto nannte, der „erwählte römische Kaiser", wie er selbst sich nannte, zog 1212 über die Alpen nach Deutschland, und Otto IV. schloß, um sich zu behaupten, ein Bündniß mit König Johann von England. Friedrich dagegen fand an Philipp August von Frankreich, einen treuen Bundesgenossen der Hohenstaufen. Otto vereinigte unter seinen Befehlen ein über 100,000 Mann starkes englisch-niederländisches Heer. Bei Bouvines, unweit Doornik und Lille, kam es zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher die französische Ritterschaft einen glorreichen Sieg erfocht. Infolge dieser Niederlage sank der Muth Otto's so sehr, daß er auf die deutsche Kaiserkrone verzichtete (1214) und sich in seine Erbländer zurückzog. Er verschied 1218 auf der Harzburg im dreiundvierzigsten Lebensjahre: der erste und der letzte welfische Kaiser.



Friedrich II. Nach Philipp Veit's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a./M.

Friedrich II., welcher nach dem Rücktritt Otto's IV. von den Herzogthümern Schwaben und Toscana Besitz ergriff, war seinem ganzen Wesen nach der Hochgebildetste und Verehrungswürdigste der Hohenstaufen. Er steht durch sein freies, unbefangenes Urtheil, durch seine gründliche philosophische Bildung, wie durch sein offenes und kühnes Auftreten unserer Zeit am nächsten. Von vollendeter Schönheit des Körpers, besaß er die edelsten Herzenseigenschaften, eine Jeden gewinnende persönliche Liebenswürdigkeit, einen regen Sinn für alles Große, Schöne und Erhabene.

Kaiser und Papst. Die Verdienste, welche Innocenz III. sich um die Erziehung Friedrich's II. erworben, welchem er außerdem den Besitz seines Königreiches Sizilien gesichert, blieben schon von Anfang an nicht ohne Einfluß auf seine Regierung. Ehe er nach Deutschland ging, bestätigte er nicht nur dem Papste alle bisher erworbenen Vorrechte, sowie dessen Ansprüche auf den Kirchenstaat, sondern er versprach auch Innocenz, nach erlangter Herrschaft über Deutschland seinen Erstgeborenen, Heinrich, der väterlichen Gewalt entlassen und ihn zum unabhängigen König von Sizilien erheben zu wollen, damit nicht die Kronen Deutschlands, Italiens und Siziliens in einer Hand vereinigt seien, eine Vereinigung, von welcher Innocenz III. ernstliche Gefahren für die Unabhängkeit des heiligen Stuhles befürchtete. Allein kaum war Innocenz (1216) gestorben, als Friedrich

sich an das letztere Versprechen nicht mehr kehrte. Seine Gemahlin **Constantia** begab sich mit dem kleinen Heinrich aus Italien nach Deutschland, wo Heinrich (1216) zum Herzog von Schwaben ausgerufen und zwei Jahre später zum Statthalter von Burgund erhoben wurde. Als er das neunte Jahr erreicht hatte, ließ ihn Friedrich sogar im April 1220 in Frankfurt zum römischen König erwählen und gab dadurch dem Nachfolger Petri Veranlassung zu ernsten Besorgnissen. Dennoch erlangte Friedrich II. in demselben Jahre die Kaiserkrönung in Rom. Auch einen Kreuzzug hatte der Kaiser gelobt, ohne ernsten Willen sein Wort zu halten; er wußte die Kreuzfahrt zu verschieben, während jedes Jahr neue politische Erfolge brachte.

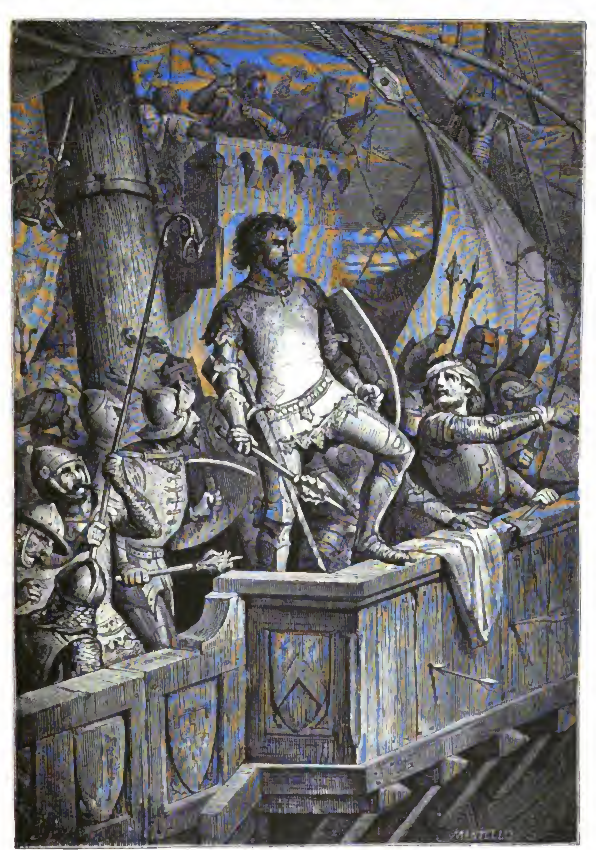
Der Nachfolger **Innocenz'** III., der milde **Honorius** III., erachtete die Verwirklichung dieses Kreuzzuges aber als seine höchste Aufgabe und mahnte Friedrich stets aufs Neue an sein Versprechen. Honorius ließ sich immer wieder durch die Entschuldigungen hinhalten, die von Friedrich II. aus Anlaß der Erwählung Heinrich's zum deutschen König als Grund neuer Verzögerungen vorgebracht wurden, während Friedrich II., um den Papst günstig zu stimmen, eine Reihe von Gesetzen erließ, wodurch die Unabhängigkeit und Macht des Klerus gekräftigt und ihm, namentlich den Ketzern gegenüber, eine noch größere Gewalt eingeräumt wurde. — Die ungeheuere Machtstellung, welche die Kirche zu jener Zeit erlangt hatte, veranlaßte Friedrich, eine entschiedene oder gar zu schroffe Zurückweisung der erneuerten Forderung zu vermeiden. In Wahrheit verspürte er aber jetzt zur Erfüllung des erneuten Versprechens eben so wenig Neigung, wie er sich bisher beeilt hatte, den früheren Zusagen nachzukommen. Das genußreiche Leben in Italien, der wechselreiche Aufenthalt in dem herrlichen Lande, der anmuthige Verkehr mit geistreichen Männern und schönen Frauen fesselte ihn viel zu sehr, als daß er sich aus eigenem Antriebe in das nach seiner Auffassung sinnlose Abenteuer eines Kreuzzuges gestürzt hätte. — Nach den Anschauungen des Papstes erschien aber eine energische Fortsetzung der Kreuzzüge durch die Lage der Kirche dringend geboten, zumal bereits der unter Innocenz III. stattgefundene vierte Kreuzzug ein erhebliches Erlahmen der christlichen Kraftentfaltung kundgegeben hatte.

Der vierte Kreuzzug (1202) und das lateinische Kaiserthum.

Dieser von uns schon S. 613 erwähnte Kreuzzug, der ursprünglich wie die früheren Palästina zum Ziel hatte, fand infolge der byzantinischen Wirren schon zu Konstantinopel sein Ziel, so daß er auch der **konstantinopolitanische** Kreuzzug genannt wird.

Trotz der bisherigen geringen Erfolge ließ der Papst immer von Neuem wieder das Kreuz predigen, und die Mehrzahl frommer Christen gab nicht die Hoffnung auf, doch noch die Mohammedaner aus Palästina zu vertreiben. Die Christen verließen sich dabei auf den Willen und den Beistand ihres Gottes, und obgleich ihnen die wechselvollen Schicksale der bisherigen Unternehmungen, ja die offenbar seitens der Muselmanen erlangten Vortheile deutlich zeigen mußten, daß solch Vertrauen auf der unsicheren Grundlage eines falschen Glaubens ruhte, so schöpften die Lateiner doch nach dem Tode Nureddin's und Saladin's neue Hoffnungen. Ein französischer Priester, Fulko von Neuilly, zog namentlich kreuzpredigend in den Ländern umher. Von Rom aus ergingen zu verschiedenen Zeiten neue Aufrufe in Italien, Frankreich und Deutschland zur Befreiung des Grabes Christi. Schon Papst Innocenz III. hielt, wie schon hervorgehoben, es für angemessen, den Eifer für die Kreuzzüge nicht erkalten zu lassen. Die Herrscher der europäischen Reiche jedoch, durch die bisherigen Schicksale der Kreuzfahrten etwas abgekühlt, ließen diese Aufrufe ungerührt verhallen, namentlich erfuhr Fulko von Neuilly bei Richard Löwenherz eine derbe Ablehnung; allein die Fürsten zweiten Ranges, die großen Reichsvasallen, beachteten sie um so mehr; so schlossen denn Graf **Thibaut III. von Champagne**, sein Schwager Graf **Balduin IX. von Flandern** und Graf **Simon von Montfort** mit der **Republik Venedig** — deren Handelsinteressen sie zur Betheiligung an dem Unternehmen bestimmten, ein Bündniß zu jenem vierten Kreuzzuge, der ausschließlich zur See unternommen werden sollte.

Daher spielte die Seestadt Venedig, deren hochbetagter Doge Enrico Dandolo, obgleich erblindet, in Person daran Theil nahm, die wichtigste Rolle bei dem Zuge, welcher deshalb auch häufig der „Venetianische Kreuzzug“ genannt wird. Venedig fiel die Aufgabe zu, für den Transport des Heeres Sorge zu tragen und es diente deshalb den sich rüstenden Scharen zum Sammelplatz. Der Aufbruch geschah im Jahre 1202.



Rüstung zum Kampf vor der Hauptstadt. Zeichnung von Nicolo Sanesi.

Eroberung von Konstantinopel. Als sich die Flotte nach mehreren Nebenexpeditionen, so nach Dalmatien (zur Unterwerfung der abtrünnigen Stadt Zara unter die Venetianer), Konstantinopel näherte, wurden die Kreuzfahrer von Alexius dem Jüngeren gegen die Tyrannei seines Oheims, des älteren Alexius um Beistand angegangen (s. S. 659). —

Da Alexius den Lateinern für den Fall, daß sie ihn wieder auf den Thron setzten, feierlich versprochen hatte, 200,000 Mark Silber Entschädigung zu zahlen, das Schisma aufzuheben und ihnen gegen die Türken Beistand zu leisten, so nahmen sie den Vorschlag an und richteten ihren Lauf gegen die alte Hauptstadt von Byzanz. Obgleich ihre Streitmacht sich jetzt nur noch auf 20,000 Mann belief, — denn von den ursprünglich 35,000 Kreuzfahrern hatte eine große Anzahl versucht, auf anderen Wegen Jerusalem zu erreichen, und, voran Simon von Montfort, das Heer verlassen — so drang doch dieser Ueberrest unaufgehalten bis in den Hafen von Konstantinopel vor, und dieses sah sich plötzlich (1204) in den Händen der Lateiner, wiewohl 70,000 Griechen ihre Mauern vertheidigten. Es war das erste Mal, daß Byzanz die Beute eines auswärtigen Feindes wurde.

Alexius der Aeltere hatte im ersten Schrecken über den unerwarteten Angriff die Flucht ergriffen. Die Lateiner setzten nun Alexius den Jüngeren nebst seinem Vater Isaak II. auf den Thron, schienen aber die nachfolgenden Ereignisse schon zu ahnen. Anstatt nach Palästina zu segeln, hielten sie sich fortgesetzt bei Konstantinopel auf, wo sie sich sehr bald als unerbetene Eindringlinge gründlich verhaßt machten. Der Uebermuth der Lateiner wurde sogar die Veranlassung zu einem großen Brande, der den schönsten Theil von Konstantinopel in Asche legte. Als nämlich die Lateiner einst einen Besuch in der Stadt machten, erbitterte sie der Anblick einer Synagoge, in welcher die Juden ihren Gottesdienst hielten; sie steckten dieselbe unbedachtsam in Brand, das Feuer griff um sich und acht Tage und acht Nächte loderten die Flammen in einem der volkreichsten Stadtviertel.

Alexius der Jüngere befand sich während dieser Uebergriffe der Kreuzfahrer in der übelsten Lage. Aus Furcht vor seinen Unterthanen wagte er es nicht, die gegen die Lateiner eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen; vielleicht hatte er auch nach Erreichung seines Zieles die Lust dazu verloren. Während er sich nun durch seine Wortbrüchigkeit die Gunst der Lateiner verscherzte, wurde er als ihr Schützling seinem Volke verhaßt. Die Lage der Dinge benutzte Alexius Dukas, von seinen zusammengewachsenen buschigen Augenbrauen Murzuphlos genannt, um einen Aufstand zu erregen und sich auf den Thron zu schwingen. Der Plan gelang; Alexius der Jüngere wurde ermordet und Isaak II. starb aus Gram.

Gründung des lateinischen Kaiserthums. Nun aber erhoben sich die Lateiner gegen den kaum genannten Usurpator. Zum zweiten Male in demselben Jahre (1204) belagerten und eroberten sie Konstantinopel, das sie mit Plünderung, Mord, Brand und allen Greueln der Verheerung heimsuchten. Der grauenhafte Fanatismus der Lateiner stieg so hoch, daß sich selbst Papst Innocenz III. über ihre Unthaten entrüstete. Er beschuldigte die Lateiner, in ihrer Grausamkeit weder Alter noch Geschlecht zu schonen, und trauert darüber, daß die Thaten der Finsterniß, Hurerei, Ehebruch und Blutschande bei hellem Tageslicht verübt, daß würdige Matronen und Klosterjungfrauen von den Stallknechten und dem Troß des katholischen Lagers geschändet worden waren. — In den griechischen Kirchen feierte man Bacchanalien; öffentliche Dirnen nahmen dabei die Sitze der Priester ein, die Abendmahlskelche benutzte man als Zechhumpen, Zotenlieder erklangen, üppige Tänze wurden aufgeführt und im Wahnwitz des Rausches ließ das christliche Gesindel sogar an den Todten in den Gräbern seine vandalische Wuth aus. Die Kreuzzüge mußten durch solche Ausschreitungen geradezu ein Aergerniß für die Welt werden.

Die Lateiner, einmal Herren von Konstantinopel, erklärten das Byzantinische Reich für aufgelöst und gründeten auf den Trümmern desselben das sogenannte „Lateinische Kaiserthum", im Gegensatz zu dem bisherigen Griechischen Kaiserthum. Mit der Besitznahme von Byzanz gaben die Kreuzfahrer den Plan auf Palästina völlig auf; beschränkt auf das erreichte Ziel, ward denn diese sonderbare Expedition auch — wir möchten fast sagen, spottweise — der lateinische Kreuzzug genannt. — Die Geschichte desselben geht nunmehr in die des lateinischen Kaiserthums über. Da dieses jedoch überhaupt nur einen sechzigjährigen Bestand hatte, so wollen wir dessen historischen Verlauf hier gleich einfügen.

Nach der Wahl des Grafen Balduin IX. von Flandern zum Kaiser des neuen Reiches und dessen feierlicher Krönung in der Sophienkirche am 23. Mai 1204, schritten die Sieger zur Theilung der Beute. Dazu rechnete man aber nicht blos das bewegliche, sondern auch das unbewegliche Gut, das Land. Der Kaiser erhielt den vierten Theil des byzantinischen Gebietes. Von den übrigen drei Viertheilen empfing Venedig, dem bei der ersten Absprache nur ein Viertel des Ganzen zugedacht worden war, die eine Hälfte, während die andere französischen und italienischen Edlen als Reichslehn zufiel, so daß sie dadurch Vasallen des neuen Kaiserthums wurden.

Balduin I. (1204—1205), welcher wie der erste Herrscher des Königreichs Jerusalem nur ein Jahr regierte, vermochte nur unter großen Anstrengungen das neue Reich gegen innere und äußere Feinde zu schützen. Der Ersteren wurde er dadurch Herr, daß er den aufwieglerischen Alexius Murzuphlos hinrichten ließ und den zurückgekehrten älteren Alexius geblendet in ein Kloster steckte. Gegen die Letzteren aber fand er persönlich seinen Untergang, indem er in einem Vertheidigungskriege gegen die Bulgaren in die Gewalt derselben gerieth, und in der Gefangenschaft nach kurzer Zeit starb.

Heinrich (1206—1216), sein Bruder, folgte ihm, nachdem man die Gewißheit von Balduin's Tod erlangt hatte. Er war ein tapferer und dabei aufgeklärter Mann, der den Krieg gegen die Bulgaren durch Vertrag beendete und sich — wiewol vergebens — bestrebte, den unsinnigen Nationalhaß zwischen den Griechen und Lateinern zu vernichten. Mit ihm starb jedoch die flandrische Dynastie in männlicher Linie schon aus, und es folgte ihm seiner Schwester Jolanta Gatte, Graf Peter von Courtenay (1216—1219). Dieser und seine nachfolgenden Söhne Robert (1221—1228), nach kurzer Zwischenregierung der Mutter Peters gewählt, und Balduin II. (1228—1261), Anfangs unter der vormundschaftlichen Regentschaft des Königs von Jerusalem Johann von Brienne, waren die letzten lateinischen Kaiser, deren es also überhaupt nur fünf gegeben hat.

Neben den vielen fränkischen Herren gründeten auch unternehmende griechische Vornehme größere oder kleinere Herrschaften. Leo Sgurus, ein grausamer Despot, setzte sich in Korinth, Argos, Nauplia und Theben fest; Michael Komnenus, ein Verwandter der gestürzten Kaiserfamilie, gründete in Epirus ein Fürstenthum. — In Trapezunt schuf Alexius, ein Enkel des Abenteurers Andronikos I. (vergl. S. 559), ein neues Reich, dessen dritter Herrscher sich den Kaisertitel beilegte. Das Kaiserthum Trapezunt fristete unter mancherlei Wandlungen sein Dasein bis ins Jahr 1462 und erlag allmählich dem Andringen der Türken. — In Nikäa endlich herrschte der tapfere Theodor Laskaris I., der am Tage der Eroberung von Konstantinopel an des entflohenen Murzuphlos Stelle zum Kaiser erwählt, jedoch schon nach wenig Stunden wieder hatte die Flucht ergreifen müssen. Ihm waren nach Kleinasien die edelsten Griechen und auch tapfere lateinische Ritter gefolgt, und es gelang ihm auch, das gestiftete Reich auf seine Nachkommen zu vererben. Die Beherrscher dieses Reiches waren, allmählich erstarkend, später wieder kämpfend gegen Konstantinopel vorgerückt und hatten um so eher Aussicht auf Wiedergewinnung des Thrones von Byzanz, als das auf zwei so ganz verschiedenen Nationalitäten ruhende lateinische Kaiserthum ohnehin durch fortwährende Wirren jeder Aussicht auf Bestand verlustig gegangen war. — Während nun Michael Paläologus, der letzte Kaiser von Nikäa, bis in die Umgegend von Konstantinopel gelangt war, brach in der Stadt ein Aufstand der Griechen gegen die Lateiner aus, den Michael benutzte, um Konstantinopel (1261) durch Ueberrumpelung in Besitz zu nehmen. Es gelang; Balduin II. floh nach Italien und die Lateiner wurden vertrieben. Michael Paläologus stellte nun das Byzantinische Reich wieder her.

Kurze Zeit nach Beendigung des dritten Kreuzzuges, schon am 3. März 1193, war auch Saladin, der letzte große Moslim, gestorben, eine Heldengestalt, hochgefeiert in Sage und Dichtung. Unter seinen Glaubensgenossen lebt sein Name heute noch fort und steht im Andenken eines Heiligen. Sein Reich aber zerfiel wie andere islamitische Reiche; an seine Herrschaft knüpft sich die letzte Glanzperiode des Khalifenreiches in Asien und Aegypten.



Friedrich's II. Einzug in Jerusalem. Nach Trenkwald.

Der fünfte Kreuzzug (1228).

Obgleich die Stadt Jerusalem in den Händen der ägyptischen Sultane geblieben war, so bestand doch das Königreich Jerusalem fort. Es umfaßte diejenigen Landstriche, welche den Christen durch den Vertrag Saladin's mit Richard Löwenherz belassen worden waren. Die schnell wechselnden Könige des wenig denkwürdigen Reiches haben keine Bedeutung für die Weltgeschichte. Wir erwähnen von denselben nur Johann von Brienne (1205—1237). Er war, wie wir aus dem Vorausgegangenen ersehen haben — Regent des lateinischen Kaiserthums gewesen und hatte als König von Jerusalem vergebliche Versuche gemacht, seine Hauptstadt wieder zu erobern. Für die Geschichte der Kreuzzüge wurde die Heirath seiner Tochter Jolanta mit Kaiser Friedrich II. von Bedeutung (1225). Denn da er ohne männliche Nachkommen war, so wurde durch diese Vermählung der Kaiser sein Erbe in dem von Christen in Palästina begründeten Reiche.

Die Kinderkreuzzüge. Die Kreuzzüge waren, wie bereits hervorgehoben, in jener Periode schon völlig ausgeartet und in Verfall gerathen. Dies zeigte sich besonders in den Bewegungen, die im Jahre 1212 von Frankreich und Deutschland ausgegangen waren. Theilweise wurden dieselben geradezu zur lächerlichen Komödie, als große Scharen von Kindern aus allen Ständen das Kreuz nahmen und Kinderkreuzzüge in Scene setzten, die zu einer traurigen Berühmtheit gelangt sind. Sie sind wol der widerlichste Ausdruck einer krankhaft gesteigerten Religionsschwärmerei. Ein Haufen von 7000 jungen Männern, von Weibern, Knaben und Mädchen kam im Jahre 1212 über die Alpen nach Italien; die meisten wurden rein ausgeplündert oder erlagen den Entbehrungen der Reise, nur wenige

kehrten, laut verspottet, in die Heimat zurück. Eine Schar von 30,000 Knaben und Mädchen gelangte nach Marseille und fiel dort zwei Kaufleuten in die Hände, welche sich verpflichteten, sie umsonst nach Palästina überzuschiffen. Sie brachten aber die Unglücklichen auf sieben Schiffe, von welchen zwei untergingen, segelten nach Afrika und verkauften daselbst die übrigen verrathenen Opfer als Sklaven an die Mauren. — Eine Reihe weiterer kleinerer Kreuzzüge, welche für die Geschichte keine große Bedeutung haben, wie der von König Andreas II. von Ungarn 1217, dem Grafen Wilhelm I. von Holland 1218 unternommene, waren ohne Erfolg geblieben, und es mußte daher Gregor IX., der nach Honorius III. den Stuhl Petri bestieg, als dringend nothwendig erscheinen, die Christenheit an ihre alten Ansprüche auf das Grab des Erlösers zu mahnen.

Bann über Friedrich II. Friedrich, der sich fortdauernd gegen den früher gelobten Kreuzzug sträubte und der das Wachsthum der Hierarchie bitter empfand, war hierdurch keineswegs angenehm berührt. — „In honigsüßen Reden", äußerte er, „verbirgt sich die Blutsaugerin (die Hierarchie), in Schafskleider gehüllte Wölfe schickt sie ihre Gesandten in alle Länder, nicht das Wort Gottes auszustreuen, sondern alle Freien zu unterjochen, alle Friedlichen zu stören und überall Geld zu erpressen." Nachdem jedoch Friedrich II. inzwischen durch die Heirath mit seiner zweiten Gattin Jolanta Rechte auf das Königreich Jerusalem erlangt hatte, so entschloß er sich endlich 1227, den Kreuzzug zu unternehmen.

Zahlreiche Scharen von Kreuzfahrern, namentlich Deutsche und Engländer, versammelten sich im Sommer in Apulien. Aber die glühende Hitze, wie nicht minder die unordentliche Lebensweise der im Lager dicht zusammengedrängten Menge erzeugten ansteckende Krankheiten, denen Tausende erlagen. Dennoch ließ Friedrich 40,000 Kreuzfahrer einschiffen, und er selbst, obschon sich unwohl fühlend, folgte ihnen, begleitet von seinem Freunde, dem Landgrafen Ludwig von Thüringen. Das Unwohlsein Friedrich's verschlimmerte sich indessen, auch Ludwig wurde von Krankheit ergriffen und starb, und der Kaiser ließ sich daher am dritten Tage bei Otranto wieder ans Land setzen. Daraufhin kehrte auch die Flotte wieder um und die Kreuzfahrer zerstreuten sich bis auf geringe Reste.

Gregor IX. gerieth außer sich vor Zorn, als ihm diese Nachrichten zukamen. Er behauptete, die Krankheit Friedrich's sei bloße Verstellung, um den Kreuzzug zu hintertreiben, und belegte ihn mit dem Bann. Friedrich erließ jedoch ein Rechtfertigungsschreiben an die Christenheit, in welchem er die Handlungsweise des Papstes schonungslos angriff, überhaupt die unerträgliche Tyrannei der Hierarchie gegen Fürsten wie Völker mit klaren, eindringlichen Worten bloslegte. Mit so einschneidender Schärfe schilderte Friedrich die Entartung der Kirche und die unerhörte Anmaßung, trotz dieser Entartung die moralische Macht über die Gemüther ausüben zu wollen, daß dieses Manifest mit lautem Beifall begrüßt wurde. Selbst in Rom erhob sich die mächtige Ghibellinenpartei und nöthigte den Papst, als er am Gründonnerstag 1228 den Bann nochmals bestätigte, zur Flucht.

Friedrich kümmerte sich indessen wenig um die über ihn verhängte Exkommunikation und betrieb mit großem Eifer die Rüstungen zum Zuge. Obgleich seine Gattin Jolanta gerade um diese Zeit starb, schiffte er sich doch am 11. August 1228 ein.

Friedrich's II. Kreuzfahrt. Nach einer glücklichen Fahrt gelangte das Heer am 8. September nach Akre. Friedrich's Kreuzzug war ein durchaus friedlicher, hatte aber denselben Erfolg, der im ersten mit so blutigen Opfern errungen worden war. — Denn dieser aufgeklärte, freidenkende Monarch befolgte den Muselmanen gegenüber eine neue eben so verständige wie ehrenwerthe Politik, die aber freilich ganz dazu geeignet war, die vom Fanatismus erfüllten Christen zu verletzen. Von Scham ergriffen über die Treulosigkeit und schimpfliche Denk- und Handlungsweise der Christen im Gegensatze zu der Ehrenhaftigkeit und großherzigen Würde der Muselmanen, von Verachtung erfüllt ob des kleinlichen, jämmerlichen Religionsgekläffes seiner Glaubensgenossen gegenüber der edelsinnigen Duldung der Feinde, hatte Friedrich II. den Entschluß gefaßt, die Ehre der Abend-

länder zu retten dadurch, daß er dem ehrenwerthen Gegner ehrenwerth entgegenkäme. Aufgeklärt und human, wie er war, trat er dem ihm gesinnungsverwandten Sultan Al-Kamil nicht als religiöser Kämpfer, sondern als unterhandelnder Freund entgegen. Die beiden würdigen Männer wußten sich sehr bald zu verständigen, und so kam denn zwischen ihnen — zum Entsetzen der fanatischen Christenheit auf dem Wege freundschaftlicher Unterhandlung — eine Uebereinkunft zu Stande, in Gemäßheit welcher Friedrich II. die Stadt Jerusalem (1229) ohne Schwertstreich in Besitz nahm. Sie sollte dem christlichen Königreiche angehören, und beide Religionsparteien — sowol Christen wie Muselmanen — sollten darin frei und ungehindert leben und beten dürfen. — Auf diese Weise hatte Friedrich II. den Zweck der Kreuzzüge ohne Blutvergießen erreicht; aber die befangene Christenheit sah nicht auf den Erfolg, sondern nur auf die Mittel, und diese Mittel waren den kleinlichen, fanatischen Seelen ein Greuel.

Edelmuth des Sultans Al-Kamil. Friedrich II., ohnehin schon als Gebannter geflohen, wurde als Freund der Muselmanen verwünscht und wie ein Pestkranker verabscheut. Ja, als ein Beweis, wie hochgradig der pfäffische Fanatismus dem Kaiser gegenüber damals zum Ausdruck kam, mag die Thatsache dienen, daß man dem toleranten, aufgeklärten Manne, dem ersten Fürsten, der den Muselmanen gegenüber sich auf den Boden des Völkerrechts stellte, sogar nach dem Leben trachtete. Vornehmlich waren es die Tempelherren, welche diese schwere Beschuldigung trifft; ja es wird von ihnen berichtet, daß sie dem Sultan Al-Kamil in einem Briefe andeuteten, auf welche Weise er sich der Person Friedrich's bemächtigen könne. Der ritterlich denkende Türke machte von diesem Briefe keinen weiteren Gebrauch, als daß er ihn dem Kaiser zusandte. — Diese Verfolgungen, welchen Friedrich ausgesetzt war, waren zum Theil Wirkungen des päpstlichen Fluches, welchen Gregor IX. dem Kaiser ins heilige Land nachfolgen ließ. Trotz des Zornes des Patriarchen und des Ordensmeisters der Templer, erntete der Kaiser jedoch die Früchte des mit dem Sultan geschlossenen Vertrages.

Friedrichs' II. Einzug in Jerusalem. Am 17. März 1229 zog er an der Spitze seines Heeres in Jerusalem ein. Des Bannes halber wohnte er zwar dem Gottesdienste am folgenden Tage nicht bei, aber nach beendigter Messe trat er im kaiserlichen Schmucke in die Kirche des heiligen Grabes, nahm die Königskrone vom Altar und setzte sie sich selbst aufs Haupt. Hierauf verlas im Namen des Kaisers Hermann von Salza ein Schriftstück, in welchem Friedrich sein Verfahren in Bezug auf den Kreuzzug rechtfertigte, zugleich aber sich mit großer Mäßigung über das Verhalten des Papstes aussprach. Obgleich die in deutscher und französischer Sprache abgefaßte Rede unbeschreiblichen Jubel unter dem versammelten Volke erregte, konnte doch durch sie der Zorn des Patriarchen nicht beschwichtigt werden. Vielmehr ließ der Patriarch die Stadt Jerusalem und das heilige Grab durch den Erzbischof von Caesarea mit dem Interdikt belegen, so daß während der Anwesenheit des Gebannten daselbst kein Gottesdienst abgehalten werden durfte. Auch die Templer zeigten sich gegen den Kaiser noch feindseliger als zuvor.

Diese Ereignisse sowie neue Verwicklungen in Italien veranlaßten Friedrich II. am 1. Mai 1229 zur Rückkehr nach Europa, nachdem er Balian von Sidon die Verwaltung des Königreichs übertragen hatte.

Während Friedrich II. sich im heiligen Lande befand, hatte Gregor IX. die Unterthanen des Kaisers ihres Eides der Treue gegen ihn entbunden und seine Anhänger exkommunizirt. Zahlreiche Mönche zogen in Unteritalien umher, hetzten zum Kampfe gegen Friedrich und spendeten denjenigen Ablaß, welche sich dem Heere der „Schlüsselsoldaten" anschlossen. Infolge der unaufhörlichen Ränke seitens der päpstlichen Schleppträger ließen sich eine große Anzahl von Städten und Gemeinden zum Treubruch verleiten, so daß sich nur mit großer Mühe des Kaisers Heerführer und Beamten gegen den immer wachsenden Aufruhr zu behaupten vermochten. Doch plötzlich stand Friedrich, die Schläfe mit den im heiligen Lande errungenen Lorbern geschmückt, wieder auf italienischem Boden.

Aussöhnung von Kaiser und Papst. Dem Kaiser, der im Süden Italiens beliebt war, wendeten sich sofort die Sympathien eines großen Theiles der Bevölkerung zu, und siegreich schlugen die kaiserlichen Waffen die Gegner zurück. Gregor blieb jedoch unerschütterlich und antwortete auf die Siege der kaiserlichen Waffen mit einer Erneuerung des Bannes. Ueberall suchte er die Flamme des Hasses gegen den Kaiser, dessen aufgeklärte Anschauungen ihm zuwider waren, zu schüren und Feinde gegen denselben ins Feld zu führen. Allein weder in Deutschland, wo Niemand danach gelüstete, den alten Kampf zwischen Waiblingern und Welfen wieder anzufachen, noch in Frankreich, wo König Ludwig IX., der Heilige, sich als treuer Bundesgenosse der Hohenstaufen erwies, noch in England und Spanien hatten die päpstlichen Bemühungen erheblichen Erfolg. Als Sieger durchzog Friedrich, von einer prunkvollen sarazenischen Leibwache umgeben, die Städte Italiens. Schon stand er an der Grenze des Kirchenstaates, aber den Geist seiner Zeit zu gut kennend, um die Sache aufs Aeußerste zu treiben, neigte er sich zur Versöhnlichkeit und ließ dem Papste Friedensanträge machen. Dieser, die Unzulänglichkeit seiner Waffen erkennend, nahm die dargebotene Hand an; nach langen Verhandlungen kam es endlich am 23. Juli 1230 durch die Vermittlung der deutschen Fürsten zu dem Frieden von San Germano, oder richtiger einem Waffenstillstand, nach welchem der Kaiser mit seinen Anhängern in Gegenwart der Fürsten und Großen inmitten einer großen Volksmenge vom Banne freigesprochen wurde. Der wiederversöhnte Papst nannte schließlich den „sogenannten Kaiser und Feind Christi“ sogar „seinen geliebten Sohn“; indeß war doch zu viel Groll in den Herzen Beider zurückgeblieben, als daß diese Aussöhnung hätte von längerem Bestand sein können.

Friedrich II. in Italien.

Das Regiment im Deutschen Reiche hatte der Kaiser seinem Sohne Heinrich überlassen, während er selbst das geliebte Sizilien zum Aufenthalt wählte.

Der Hof Friedrich's II. zu Neapel war der Schauplatz eines anmuthigen Gemisches europäischer und orientalischer Kultur, eine Folge des von dem Kaiser unternommenen Kreuzzuges, welcher von allen diesen Unternehmungen für die rein menschlichen Interessen am ergiebigsten war. Durchwoben von christlichen und arabischen Bildungselementen, umschlossen von einem Rahmen christlicher und arabischer Sitten und belebt von einem Kreise christlicher und arabischer Hofbeamten und Diener, wurde der Hof des philosophischen Kaisers der Sitz der Wissenschaft, der Kunst und anmuthigen Minnedienstes. Sänger und schöne Frauen, europäischen und arabischen Ursprunges, verschönerten das Leben; Friedrich dichtete selbst in italienischer Mundart, und man besitzt noch Liebeslieder, die einzelnen seiner italienischen Geliebten gewidmet sind. Die Wissenschaften, namentlich die Astronomie, wurden an seinem Hofe eifrig gepflegt, ja es ist uns von dem Kaiser ein eigenhändig geschriebenes Werk über die Naturgeschichte der Vögel erhalten.

Allein den Genüssen des Hoflebens und den Freuden, welche ihm seine Studien gewährten, entwand sich Friedrich leicht und gern, wenn es der Sorge für das Reich galt. Auch hierbei zeigte er sich wiederum von einer für die damalige Zeit höchst eigenthümlichen, interessanten Seite, indem auch seine Wirksamkeit als Regent bewies, daß er über seine Zeit erhaben, daß er derselben weit vorausgeeilt war. In dem Ziele, welches er verfolgte, finden wir fast das Vorbild des heutigen Staates: Vernichtung des Feudalsystems, Unterwerfung der Hierarchie, Stärkung des erblichen Königthums und Bezweckung der Staatswohlfahrt durch geregelte ministerielle Verwaltung. Im Sizilischen Reiche war solch Bestreben nicht ohne Erfolg; es gelang sogar ziemlich vollständig, und das aus der Feudalsklaverei erlöste Volk mochte sich unter der minder drückenden Sklaverei des neuen Systems leicht glücklich fühlen. Allein um Friedrich's II. Regierung beliebt zu machen, hätte sie nicht von dem fremden Geschlechte der Hohenstaufen ausgehen dürfen; und so finden wir dieselbe von den Sizilianern zwar anerkannt, aber nicht geschätzt und werth gehalten.

Vermählung Friedrich's II. mit Isabella. Schon vor Beginn des Kreuzzuges war seine Gemahlin Jolanta gestorben, und der Kaiser trug sich mit dem Gedanken einer neuen Vermählung. Er richtete seine Blicke auf Isabella, die einundzwanzigjährige Schwester des Königs Heinrich's III. von England. Der Heirathsvertrag kam ohne große Schwierigkeiten zu Stande, und der Kaiser ließ durch den Erzbischof von Köln und den Herzog von Brabant mit fürstlichem Gefolge seine Braut abholen. Sie wurde in Deutschland festlich empfangen, besonders am Rhein, wo ihr an 10,000 Kölner Bürger festlich geschmückt entgegen kamen; am 20. Juli 1235 wurde zu Worms die Vermählung gefeiert.



Friedrich II. empfängt seine Braut Isabella von England. Nach Trenkwald.

Empörung und Ausgang Heinrich's. Friedrich II. befand sich in seinem schönen Stammreiche so glücklich und zufrieden, daß er wahrscheinlich niemals nach Deutschland gekommen wäre, wenn sich der dortige Reichsverweser, sein Sohn Heinrich, nicht offen von ihm losgesagt hätte, mit den aufgehetzten lombardischen Städten in Verbindung getreten wäre, um den Vater in die Enge zu treiben und mit kleinem Heere aber vollen Beuteln die Regierung in eigenem Namen zu handhaben. Infolge dessen begab sich der Kaiser (1235) nach Deutschland, nahm den widerspenstigen Sohn nach kurzem Widerstande gefangen und brachte ihn nach Sizilien, wo er auf verschiedenen Schlössern in Haft gehalten wurde, bis er zu Marborano am 12. Februar 1242 starb.

Um die Angelegenheiten des Reiches neu zu ordnen, berief Friedrich einen großen Reichstag nach Mainz (1235), um dem deutschen Reiche eine der sizilischen ähnliche Verfassung zu geben. Allein die Deutschen waren dazu noch nicht reif; Alles, was geschehen konnte, beschränkte sich auf Einführung eines allgemeinen Landfriedens und die Errichtung eines kaiserlichen Reichshofgerichtes zur Schlichtung der Streitigkeiten zwischen den Fürsten, dem Reichsadel und den Städten. Nachdem der Kaiser hierauf noch seinen zweiten Sohn

Konrad (1237) zum Herzoge von Schwaben ernannt und zum deutschen Könige, sowie zum Verweser des Reiches eingesetzt hatte, mußte er sich ostwärts wenden, um den streitbaren Friedrich von Oesterreich zu züchtigen. Dieser hatte seit langer Zeit im eigenen Lande vielfach die Rechte seiner Unterthanen gekränkt und die Gesetze des Reiches mißachtet.



Kampf um den Fahnenwagen in der Schlacht bei Cortenuovo. (S. 674.) Von Nicola Sanesi.

Durch Raubzüge und arge Heimsuchungen aufs Aeußerste gebracht, hatten seine Nachbarn schwere Anklagen gegen ihn erhoben. Friedrich erklärte den Friedensstörer in die Acht und besetzte Oesterreich. Hierauf verließ er Deutschland — um nie wieder dahin zurückzukehren.

Kaum war die Gefahr in Deutschland beschworen, so erhob sich eine bei weitem größere in dem unseligen Kampf mit dem Papstthum, der die übrige Regierungszeit Friedrich's ausfüllte.

Kampf Friedrich's II. gegen die italienischen Städte. Aufgereizt von dem Kirchenoberhaupt und entsetzt über das Wüthen des Markgrafen Ezzelino (S. 620), des übereifrigen Ghibellinen, trat nun ganz Nord- und Mittelitalien gegen den Kaiser in Waffen.

Auch Friedrich II. war nicht frei von dem Fluche seines Hauses geblieben; auch er hielt an der unheilvollen — man möchte fast sagen unheimlichen Idee fest, ein römisch-germanisches Kaiserthum aufzurichten und die italische Königskrone an sein Haus zu bringen. Von diesem Augenblicke an hatten seine Ruhe und sein Glück ein Ende. Er wandte sich gegen die Freistädte, für deren Freiheiten die letzte Stunde geschlagen zu haben schien. Sein Vorgehen gab das Signal zum Aufflammen des alten Parteihasses zwischen den Guelfen und Ghibellinen, der in Deutschland, seiner Wiege, mit dem Tode Otto's des Welfen erloschen war, in Italien aber jetzt erneuert und mit verstärkter Wuth ausbrach.

Die Ghibellinen scharten sich um Ezzelino; die Guelfen schauten voll Zuversicht auf Papst Gregor IX., der sich nun auch drohender denn je erhob, zumal ihm das übermächtige Auftreten des Kaisers in Italien gerechte Besorgnisse einflößte. Als Friedrich II. endlich gar noch tapfere 10,000 Sarazenen, die er während seines Kreuzzuges geworben, nach Unteritalien als Ansiedler verpflanzt und nun, als Verstärkung seines Heeres herangezogen, gegen die Christen bewaffnet hatte: da mußte der Zorn des Oberhirten der Christenheit mächtig auflodern. Furchtbare Bannflüche donnerten herab auf das Haupt des Religionsschänders, der es freventlich wagte, Ungläubige gegen Gläubige in den Kampf zu führen.

Bevor aber diese päpstlichen Bannstrahlen ihre Wirkung thaten, hatten die Waffen des Kaisers bedeutende Vortheile errungen. Vicenza, Padua und einige andere Städte waren von Ezzelino eingenommen und nach Vandalenart vernichtet worden. Verstärkt durch die Zuzüge aus den ihm treu gebliebenen Städten und durch die Macht Ezzelino's rückte Friedrich mit einem Heere, welches sich auf über 100,000 Mann belaufen haben mochte, gegen Mailand heran. Angesichts der furchtbar drohenden Gefahr erwachte in den oberitalischen Städten nochmals der alte Freiheitssinn, und in einem abermaligen lombardischen Bund ward die alte Verbrüderung erneuert. — Mailand, das Haupt des Bundes, konnte gleichfalls eine beträchtliche Anzahl Streiter ins Feld stellen, und im Verein mit seinen Bundesgenossen ließ es jetzt über 60,000 Mann Friedrich entgegenrücken. Sich gegenseitig beobachtend, blieben jedoch die Heere mehrere Monate unthätig am Oglio stehen. Schon glaubten die Mailänder, der Kaiser habe wegen des herannahenden Winters den Feldzug einstweilen aufgegeben, und sie schickten sich zum Theil an, nach Hause zurückzukehren, was einzelne Bundesgenossen bereits gleichfalls gethan hatten, als Friedrich diesen Umstand benutzte, und über die heimziehenden Mailänder und die denselben zu Hülfe eilenden Lombarden herfiel und ihnen Ende November 1237 bei Cortenuovo eine furchtbare Niederlage beibrachte. Gegen zehntausend Mailänder, darunter die angesehensten Bürger der Stadt, verloren ihr Leben oder geriethen in Gefangenschaft, und selbst das hochgehaltene Panier der Stadt, ihr Fahnenwagen, der schon einmal von den Kriegern des ersten Friedrich zertrümmert worden war, mußte den Feinden preisgegeben werden, nachdem die muthigsten Kämpfer vergeblich die äußersten Anstrengungen gemacht, wenigstens das Kruzifix ihres Carroccio zu retten. — In ihrer Hoffnungslosigkeit würden die Verbündeten sich alle Mühe gegeben haben, Frieden mit dem Sieger zu machen, wäre ihnen nicht in der höchsten Noth an Gregor ein neuer Bundesgenosse erstanden.

Nach seinem glänzenden Siege vermählte Friedrich einen Hauptmitkämpfer, den Markgrafen Ezzelino, mit seiner natürlichen Tochter Selveggia und erhob seinen natürlichen Sohn Enzio zum Herzog von Toscana und König von Sardinien.

Die Erfolge des Kaisers brachten den Papst Gregor IX. zur Verzweiflung und trieben ihn an, alle erdenklichen Wege einzuschlagen, um den gefährlichen Hohenstaufen zu vernichten. Er erneuerte am Palmsonntage 1239 den Bann und verschrie den Kaiser in der ganzen Christenheit als einen ruchlosen Ketzer.

Bannstrahlen und Federkrieg. Wie mehrere Jahre später zwischen Philipp IV. von Frankreich und Papst Bonifacius VIII., so nahm auch der Streit zwischen Friedrich II. und Gregor IX. nach und nach den Charakter einer Federfehde an. Auf die Beschuldigung der Ketzerei nannte Friedrich II. den Papst einen Verderber der Christenheit und schrieb ihm: „Was sagt der Lehrer aller Lehrer? Friede sei mit euch! — Was ließ er seinen Jüngern zurück? Liebe. — Warum nun, angeblicher Statthalter Christi, thust du das gerade Gegentheil davon?" — Gregor IX. antwortete hierauf mit biblischem Pathos und schrieb: „Es ist ein Thier aus dem Meere gestiegen, das öffnet seinen Mund zur Schmähung des göttlichen Namens und richtet recht giftige Pfeile gegen das Zelt des Himmels und die Heiligen, die darin wohnen." — Mit sarkastischem Spotte persiflirte der Kaiser diesen Schwulst und schrieb: „Du selbst bist das Thier, von dem geschrieben steht: „„ein anderes Pferd stieg aus dem Meere auf, das war roth, und der darauf saß, nahm den Frieden von der Erde hinweg. — Du bist der Drache, der die Welt verführt hat, der Antichrist." Und immer heftiger wurde der Zwiespalt zwischen Kaiser und Papst; er gestaltete sich zu einem Kampfe auf Leben und Tod. Selbst weltliche Waffen bot der greise Gregor auf, überall ließ er den Krieg gegen Friedrich predigen und erpreßte Geld zu Kriegsrüstungen. Er wandte sich an die deutschen Fürsten, an den König von Frankreich, Ludwig den Heiligen, um die Absetzung des Kaisers zu erzielen, wurde jedoch von beiden Seiten abschlägig beschieden und auf eine allgemeine Kirchenversammlung verwiesen. Seinerseits verbot Friedrich die Bekanntmachung der päpstlichen Bullen in seinen Staaten; er brachte es wirklich dahin, daß der päpstliche Bann unbeachtet blieb und daß zu Pisa in seiner Gegenwart Messe gelesen wurde; die Geistlichen, welche keinen Gottesdienst halten wollten, vertrieb er aus seinen Staaten. Nachdem Friedrich auch mit den Waffen glücklich gewesen war und sich selbst die Römer geneigt zeigten, sich ihm zu unterwerfen, versuchte Gregor wieder geistliche Mittel gegen seinen Widersacher. Er berief eine Kirchenversammlung auf Ostern 1241 nach Rom, aber Friedrich, der seine Pläne durchschaute und wohl erkannte, daß dieselbe nur ein Werkzeug gegen ihn in der Hand des Papstes abgeben sollte, suchte dieselbe zu verhindern. Eine Flotte der mit dem Papste verbundenen Stadt Genua sollte die zu dem Konzil herbeikommenden Prälaten schützen und nach Rom führen. Friedrich griff, vereint mit dem jugendlichen Helden Enzio die Genuesen an, schlug sie in der Seeschlacht von Maloria und brachte sämmtliche hohe geistliche Würdenträger in seine Gewalt. Rom wurde nunmehr von allen Seiten eingeschlossen, allein Gregor blieb unbeugsam; er verlangte nach wie vor unbedingte Unterwerfung des Kaisers unter seinen Willen. Inmitten dieses Kampfes starb jedoch der Greis am 21. August 1241, fast hundert Jahre alt.

Einfall der Mongolen. Um dieselbe Zeit waren die Mongolen, Scharen heidnischer Barbaren, aus dem wüsten Hochland des inneren Asiens in Europa eingefallen, hatten Rußland erobert und drangen 1241 selbst über die schlesische Grenze vor. — Mit solcher Leidenschaftlichkeit war der Kampf zwischen Kaiser und Papst geführt worden, daß man in Italien diese neue Gefahr gar nicht beachtete. Es waren die schlesischen Fürsten, die unter Heinrich's des Frommen Führung sich dem schrecklichen Feinde unter Batukhan entgegenwarfen. Zwar erfocht der Letztere am 9. April 1241 auf der Ebene von Wahlstatt bei Liegnitz über das kleine Christenheer einen Sieg, allein so heldenmüthig hatten die Deutschen gekämpft, so große Verluste hatten sie den wilden Horden beigebracht, daß diese vorzogen, umzukehren. Nachdem sie sich verwüstend über Ungarn ergossen und in Rußland festgesetzt hatten, ließen sie die übrigen Völker Europa's unbehelligt. Wir kommen auf ihre Verheerungszüge zurück, wenn wir die Gründung des Mongolenreichs ins Auge fassen werden.

Papst Innocenz IV. in Lyon. Allein bald folgte auf diese Gefahr eine noch weit drohendere. Innocenz IV., der den römischen Stuhl bestiegen hatte, nahm alsbald die fanatischen Pläne seines Vorgängers wieder auf. Er verlegte den Papstsitz nach Lyon, um unabhängiger zu sein, und berief dahin (1245) unter dem Schutze Frankreichs ein Konzil,

zur Untersuchung des Verhaltens des Kaisers. Die Versammlung erklärte schließlich: „der Kaiser beabsichtige die Kirche und allen Gottesdienst auf Erden auszurotten, damit er allein als Götze von dem verlassenen Geschlecht angebetet werde.“ Abermals wurde der Kaiser mit dem Bann belegt und der Papst forderte die deutschen Fürsten auf, an Stelle des gebannten ketzerischen Friedrich einen neuen König zu wählen.

Der Pfaffenkönig Heinrich Raspe. Obwol nun zwar die Fürsten, des strengen Armes des Kaisers entwöhnt, für das Kaiserthum bereits so gleichgiltig geworden waren, daß sie weder zur Wahl noch zur Krone selbst Lust hatten, so fand eine neue Königswahl wenigstens durch die Erzbischöfe statt. Diesen verdankte (1246) der Landgraf von Thüringen, Heinrich, mit dem Beinamen Raspe (d. h. der Rauhe), die trübselige Würde eines Gegenkönigs. Die Mehrzahl der weltlichen Fürsten erkannte ihn indessen nicht an; sie nannten ihn spottweise den „Pfaffenkönig“. Auch behauptete er sich nur ein Jahr.



König Enzio im Gefängniß. Nach Trenkwald.

Gefangenschaft des Königs Enzio. Inzwischen hatte der Kampf zwischen Guelfen und Ghibellinen in Italien seinen blutigen Fortgang gehabt. Ezzelino, der wüthendste Pfaffenfeind seiner Zeit, sagte sich nebst allen seinen Ghibellinen förmlich von der Kirche los, aber leider auch, wie wir wissen, von den Gesetzen der Menschlichkeit, die er fortwährend mit Füßen trat, ohne bei seinem Wüthen Rücksicht auf Alter und Geschlecht zu nehmen. Der mildere Enzio, ein junger, ritterlicher Mann, war sein treuer und tapferer Bundesgenosse. Auf diesen beiden Vorkämpfern allein beruhte die Hoffnung der Ghibellinen; denn der kaum fünfzig Jahre alte Kaiser kränkelte längst und sah sich durch körperliche Leiden genöthigt, den Ausgang des wilden Ringens an seinem Hofe zu Neapel in Ruhe und Geduld abzuwarten. Dort mußte er auch das Erbleichen seines Sternes erleben.

Wol war ihm die Befriedigung zutheil geworden, noch zu erleben, daß der Gegenkönig Heinrich Raspe, nachdem derselbe Anfangs gegen den Reichsverweser Konrad im Ganzen

glücklich gefochten, gar bald schon seine Rolle ausgespielt hatte. Heinrich Raspe war nach der verlorenen Schlacht bei Ulm (1247) einer im Kampfgewühl empfangenen Wunde erlegen.

Dagegen gerieth König Enzio, als er den Modenesern gegen die Bologneser zu Hülfe geeilt war, in der Schlacht bei Fossalta (1249) in die Gefangenschaft der streitbaren Bürger von Bologna. — Es war ein beklagenswerthes Schicksal, das den blühenden Jüngling traf. Zwanzig der schönsten Lebensjahre vertrauerte er fortan hinter Kerkermauern! Nur in der Liebe leuchtete ihm Anfangs ein freundlicher Stern in die Finsterniß des Gewahrsams. Die schöne Lucia Viadogla, deren Herz er gewonnen, theilte seine Haft; den Umarmungen der beiden Liebenden soll das berühmte Geschlecht der Bentivoglio seinen Ursprung verdanken. Den Namen desselben leitet man von den Worten der Lucia ab, die sie zu dem Geliebten sprach: „Entio, che ben ti voglio" — „Enzio, wie gut bin ich dir!" — Als Konradin von Schwaben, der Neffe Enzio's, seinen kühnen Zug unternahm, nahm des Letzteren Schicksal eine noch traurigere Wendung. Seine Freunde wollten ihn in einem Fasse verborgen aus dem Kerker schaffen, allein seine langen blonden Locken wurden zum Verräther. Eine derselben drang durch das Spundloch des Fasses, die Wächter entdeckten den Flüchtling und er wurde bis zu seinem vier Jahre darauf am 15. März 1272 erfolgten Tode in strengster Haft gehalten. Ja es wird sogar behauptet, er sei in einen eisernen Käfig gesperrt worden.

Mordanschlag gegen Friedrich und Tod. Das harte Schicksal des geliebten Sohnes lastete schwer auf dem Kaiser, dessen Anerbietungen wegen Freilassung Enzio's von den starrsinnigen Städtern beharrlich zurückgewiesen wurden. Nicht minder schmerzlich wurde Friedrich von einem andern Ereignisse berührt. Sein ältester und vertrautester Diener, der Kanzler Petrus von Viena, verfiel dem Verdachte, ihm nach dem Leben zu trachten. Als der Kaiser erkrankt war, soll ihm Petrus durch seinen eigenen Arzt eine vergiftete Arznei haben reichen lassen; der Kaiser jedoch, rechtzeitig gewarnt, forderte den Arzt auf, zuerst die eine Hälfte zu sich zu nehmen. Dieser that, als stolpere er und verschüttete den Trank beim Fallen; dennoch reichte ein kleiner Rest, welchen man Verbrechern zu trinken gab, hin, um diese zu tödten und den Mordanschlag gegen den Kaiser zu erhärten. Verzweifelt rang Friedrich die Hände ob solchem Verrath. „Wehe mir!" rief er. „Wenn die Nächsten gegen mich wüthen, wem darf ich dann noch trauen? Wie kann ich irgendwo sicher, wie jemals wieder froh sein?" Petrus wurde verhaftet und soll sich im Kerker selbst getödtet haben.

Wiewol Neapel und Sizilien dem Kaiser ihre Treue bewahrten, hatten doch die geschilderten Unglücksfälle die ohnehin schon angegriffene Körperkonstitution völlig untergraben. Er verfiel in einen Zustand, welcher ihn längere Zeit zur Unthätigkeit nöthigte. Aber noch einmal ermannte er sich nach eingetretener Besserung zur Fortsetzung des Kampfes gegen den Papst, und er würde vielleicht noch weitere Erfolge erzielt haben, hätte ihn nicht inmitten neuer Vorbereitungen der Tod ereilt. Er starb am 13. Dezember 1250 in seinem 56. Lebensalter auf Schloß Fiorentino bei Luceria in den Armen seines natürlichen Sohnes Manfred.

Friedrich, der unstreitig den größten Helden der Weltgeschichte beizuzählen ist, war eine große, geniale Natur. Die letzte gewaltige Kaisergestalt, welche energisch den Kampf mit der Kirche aufzunehmen versuchte, erfaßte er seine Mission in universellem Sinne. Er kannte nicht die Schranken, welche die religiösen, politischen und sozialen Anschauungen ihm aufzuerlegen suchten — er war seiner Zeit um Jahrhunderte voraus. Gleich den großen Khalifen des Morgenlandes verkehrte er mit Männern und Frauen jeden Glaubens; liebte, schützte Künste und Wissenschaften, wie kein deutscher Kaiser vor ihm und keiner nach ihm. — Sänger und Dichter priesen ihn als ihren Beschützer. Die Kirche verschrie ihn freilich als Ketzer, weil er ihre Rechte beschränken und sie zur ursprünglichen Einfachheit und apostolischen Entsagung zurückführen wollte. Uns aber erscheint er als einer der Wenigen, die aus der Finsterniß des Mittelalters in unsere lichtere, menschlich freie Zeit hereinragen — und von allen Hohenstaufen ist uns keiner so sympathisch wie Friedrich II.

Der Untergang der Hohenstaufen.

„Dahin ist die Sonne, welche den Völkern leuchtete", schrieb Friedrich's Sohn, Manfred, an seinen Halbbruder Konrad IV., „uns ist jedoch der Trost geblieben, daß er glücklich und siegreich bis an sein Ende gelebt hat." Mit Recht konnte Manfred von seinem Vater Friedrich II. sagen, daß er siegreich bis an sein Ende geblieben. Der Kaiser war im Vollbesitze seiner Macht gestorben, ja kurz vor seinem Tode rüstete er noch zu neuen gewaltigen Schlägen. Aber schon war der Boden unterwühlt, auf dem er kämpfte, und seine Nachfolger sollte daß Verhängniß treffen, dem Friedrich noch zu entgehen vermochte.

Kaum war Konrad IV. (1249—1254), der letzte Hohenstaufe auf dem deutschen Throne, durch den Tod des Heinrich Raspe von einem Nebenbuhler erlöst worden, als die päpstliche Partei, welche dem Sohne eines gegen die Kirche Aufsässigen die Krone nicht zugestehen wollte, auch schon thätig war, ihm einen neuen Gegenkönig entgegenzustellen. Sie fand einen solchen (1248) in dem gefügigen Grafen Wilhem II. von Holland.

Wilhelm von Holland hatte sich aus Armuth zu jener jämmerlichen Rolle hergegeben. Papst Innocenz lohnte ihm diese Willfährigkeit mit 20,000 Mark; außerdem verpflichteten sich Kirchen und Klöster, zum Lebensunterhalt des deutschen Königs beizusteuern. Um die ganze Kläglichkeit dieses Gaukelspiels hervorzukehren, ergab es sich, daß der Jüngling noch nicht einmal den Ritterschlag empfangen hatte. Ehe er daher nach Aachen aufbrach, mußte „der Knappe Wilhelm" erst durch den päpstlichen Legaten zum Ritter geschlagen werden. Anfangs November 1248 wurde er dann zu Aachen mit einer nachgemachten Krone gekrönt. — Das päpstliche Geld erwarb ihm unter den kleineren mittelrheinischen Dynasten, den Leiningen, den Bolanden, den Katzenellenbogen, ebenso unter schwäbischen Familien eine erhebliche Zahl Anhänger. Der päpstlichen Partei war kein Mittel zu schlecht, um Konrad zu beseitigen; selbst die Schmach eines Mordversuchs, der jedoch mißglückte, lud sie auf sich. Bettelmönche wurden ausgesandt, um das Kreuz gegen Konrad zu predigen; der Papst forderte unter Androhung der härtesten Kirchenstrafen Alle zum Abfall auf, so daß schließlich die pfäffischen Ränke den Sieg davon trugen. Konrad IV. verlor 1251 die Schlacht bei Oppenheim gegen Wilhelm von Holland und mußte infolge derselben nach Sizilien fliehen.

Ausgang Konrad's IV. In Italien, wo in Konrad's IV. Namen dessen Bruder Manfred Sizilien beherrschte, schien der Stern der Hohenstaufen nochmals leuchten zu wollen. Zwar schloß der Papst keinen Frieden und ließ die Vorschläge zur Aussöhnung unbeachtet, aber die staufische Partei war noch mächtig genug, um König Konrad neue Kräfte zuführen zu können. Ezzelino, der gewaltige Ghibelline, befand sich damals im Vollbesitz seiner Macht. Der Reichsverweser Siziliens, Manfred, der seinem erkankten Vater während der letzten Zeit mit seinem starken Arm und seinem klugen Rathe kräftig zur Seite gestanden hatte, ordnete sich jetzt mit großer Selbstverleugnung seinem Bruder unter und verschaffte dem flüchtigen Herrscher Deutschlands Geldmittel und eine freundliche Aufnahme. Konrad belagerte und eroberte Neapel und hoffte schon mit 20,000 Kriegern nach Norden aufbrechen, und, wenn erfolgreich, die Alpen überschreiten zu können, als das Schicksal auch in Italien der Fortdauer des Geschlechtes der Hohenstaufen ein Ziel setzte. Unerwartet starb Konrad am 20. Mai 1254, kaum 26 Jahre alt, im Lager bei Lavello. Die Fieberluft Italiens hatte ihn in der Blüte der Jahre dahingerafft. Vor ihm, im Dezember 1253, war bereits sein jüngerer Bruder, der siebzehnjährige Prinz Heinrich von Sizilien, gestorben; schon ein Jahr zuvor Friedrich, der Sohn König Heinrich's VII. Von dem Geschlechte der Hohenstaufen war außer Manfred, dem unehelichen Sohne Friedrich's II., jetzt nur noch ein einziger ehelicher Sprosse, ein kleiner Knabe, vorhanden, den Konrad's Gemahlin Elisabeth während dessen Abwesenheit in Italien am 25. März 1252 zu Landshut geboren hatte. Nach dem Vater Konrad genannt, führte er den Namen, jedoch in der italienischen Form, und ist uns als Conradino oder Konradin bekannter geworden.

Manfred ließ den jungen Konradin zu Palermo zum König beider Sizilien ausrufen, allein da Konradin den italienischen Boden noch nicht betreten konnte, so blieb seine Erhebung ohne thatsächliche Folgen. — Nach seinem frühzeitigen Tode vollzog sich, wie wir gleich ersehen werden, binnen zwei Jahrzehnten in Italien der tragische Untergang des Geschlechtes der Hohenstaufen.

Ezzelino's Ausgang. Um dieselbe Zeit als Manfred seine Herrschaft in Sizilien zu befestigen suchte, machte auch Ezzelino verzweifelte Anstrengungen, um seine Machtstellung gegen die Guelfen zu behaupten, ja um sein Gebiet gegen Westen über den Mincio auszudehnen. Er hatte beinahe das ganze nordöstliche Italien, mit Ausschluß von Venedig, in seinen Besitz gebracht. Nach dem Tode Friedrich's II. aber, der gegen das Wüthen des fürchterlichen Mannes nicht gleichgiltig war, hemmte nichts mehr seine Gelüste; kein Wunder, wenn zahlreiche Verschwörungen gegen ihn zum Ausbruch gelangten. Ezzelino bekämpfte dieselben jedoch mit noch ausgesuchterer Grausamkeit. Kortüm berichtet: „Tag und Nacht hörte man die Wehklagen der in hohen Häusern oder Thürmen Gefolterten, wer ein menschliches Mitgefühl zeigte, galt für schuldig, der Schmerz für Verrath; wen Adel, Reichthum, Geist, guter Name auszeichnete, für gefährlich; feige Nachgiebigkeit und Schmeichelei, die den Gewaltherrn gerecht, milde nannte, für zeitgemäße Klugheit. Allmählich glichen Padua und die Mark, vom eisernen Arme erreicht, einem verpesteten Lande. Wer auf der Flucht ergriffen wurde, büßte ohne Gnade durch Verstümmelung an Armen und Füßen." Geheime Aufpasser lauschten auf jedes unzufriedene Wort, und jede verdächtige Aeußerung wurde mit dem Tode bestraft. Ezzelino haßte und verachtete die Menschen; glücklich galt, wer eines schnellen und einfachen Todes starb; die Meisten ließ der Tyrann unter den furchbarsten Martern tödten, die er zum Theil selbst ersann und persönlich anordnete, in so entsetzlicher Weise, „daß der Lebende den Gestorbenen beneidete." Drei Päpste hatten den Bannfluch gegen diesen „Teufel in Menschengestalt" geschleudert, aber wirkungslos war derselbe abgeprallt. Ueber 50,000 Menschen waren auf seinen Befehl durch Henkershand oder im Gefängniß umgekommen; allein aus Padua hatte er einst 11,000 Unschuldige hinter schrecklichen Kerkermauern bei lebendigem Leibe vermodern lassen. In seinem wilden Fanatismus wollte er das Christenthum ganz von der Erde vertilgen, er plünderte die Kirchen, verjagte und verfolgte die Geistlichen. — Allein endlich ermannten sich die gedrückten Völker doch; die lombardischen Städte schlossen unter päpstlicher Einwirkung jenen Bund gegen ihn, über welchen wir S. 618 berichteten und dem sich 1256 auch Venedig angeschlossen hatte. Nachdem das Kriegsglück lange Zeit hin und her geschwankt hatte, wurde Ezzelino endlich 1259 in der Schlacht bei Cassano an der Adda vollständig geschlagen. Am Kopfe schwer verwundet und gefangen genommen, endete er am 27. September 1259 in seinem Kerker. Ueber den Ausgang von Alberico da Romano, Ezzelino's Bruder, haben wir schon früher, an derselben Stelle wie oben bemerkt, berichtet. Binnen Jahresfrist erlosch das mächtige Geschlecht der Romano.

Eroberung Siziliens durch Karl von Anjou. Manfred (1258—1266) hielt es, als sich das Gerücht vom Tode Konradin's verbreitet hatte, für angemessen, schon zur Befestigung der erlangten Macht sich zum König von Sizilien krönen zu lassen, und er behauptete seine Krone gegen den Papst Alexander IV., wenn auch unter großen Anstrengungen, doch wenigstens mit Erfolg. Um sich eine Stütze auswärts zu verschaffen, vermählte er seine einzige Tochter Constanze mit dem späteren Könige Pedro III. von Aragonien, und vielleicht hätten sich die sizilischen Angelegenheiten in Ruhe ausgeglichen, wenn Urban IV. um jene Zeit nicht den römischen Stuhl bestiegen hätte. Dieser Papst machte seine Würde als Lehnsherr der beiden Sizilien geltend und bot nach mancherlei Bemühungen, die Herrschaft Manfred's zu stürzen, nun den sizilischen Thron noch einmal öffentlich aus. Jetzt fand sich ein Bewerber, der dem kühnen Manfred in jeder Beziehung gewachsen schien: Karl, Graf von Anjou und Provence, ein Bruder König Ludwig's IX. von Frankreich.



Manfred's Tod in der Schlacht bei Benevent. Nach Nicola Sanesi.

Nachdem derselbe von Urban's Nachfolger Clemens IV. mit dem sizilischen Reiche förmlich belehnt worden war, brach er 1265 an der Spitze eines französischen Heeres zur Eroberung des ihm verliehenen Landes auf. Manfred rückte ihm mit einem Heere, in welchem Deutsche, Sizilianer, Apulier, Griechen, vornehmlich aber Sarazenen — aus denen auch seine Leibwache bestand — dienten, entschlossen entgegen; allein troß des tapferen Widerstandes seiner Getreuen verlor er bei Benevent (1266) gegen den französischen Prätendenten Schlacht und Leben. Als zwei Tage nach der Schlacht Manfred's Leichnam

gefunden wurde, baten die französischen Großen um ein ehrendes Begräbniß für den königlichen Helden; doch Karl schlug es ab, und so vergrub man ihn in aller Stille nahe bei der Brücke von Benevent. Allein nicht blos das Volk, sondern selbst die Franzosen häuften ihm theilnehmend dadurch ein Ehrendenkmal, daß Jeder einen Stein zu seinem Grabe trug; der Ort selbst aber erhielt den Namen „Fels der Rosen". Später mußte die Leiche auf Verlangen des Papstes wieder ausgegraben werden; nach der Grenze von Abruzzo geschafft, ward sie ohne kirchliche Einsegnung in einem abgelegenen, von düsteren Felsen eingeschlossenen Thale begraben. — Karl von Anjou, welcher nunmehr der Gründer der Dynastie Anjou wurde, nahm das Königreich beider Sizilien ohne weiteren Widerstand zu finden, in Besitz und erhob Neapel zur Hauptstadt desselben.

Karl I. (1266—1284) bewährte sich als kluger, kräftiger, sich seines Willens bewußter und mit der Herrschaft vertrauter Fürst. Allein es fehlte ihm die große Kunst, sich die Liebe des Volkes zu erwerben, die ihm hier um so nothwendiger war, als er von den Italienern schon als Ausländer, als Franzose, gehaßt wurde. Anstatt nun diesen Haß vergessen zu machen, suchte er ihn durch die Furcht zu ersticken und seine Herrschaft mit der größten Strenge zu behaupten. Da er überdies noch die Abgaben erhöhte und sämmtliche Staatsämter den französischen Großen überließ, welche ihn bei der Eroberung des Landes unterstützt hatten, so mußte sich die allgemeine Unzufriedenheit steigern. Das einst so unbeliebte hohenstaufische Regiment erschien nun als ein heilvolles und segensreiches. Jetzt erinnerte man sich auch des letzten Sprößlings der Hohenstaufen, und der Name Konradin's von Schwaben begann die Gemüther zu beschäftigen.

Man dachte jedoch weniger an eine Befreiung, sondern nur an einen Wechsel der Herrschaft — man haßte, mehr noch als die Tyrannei, den Tyrannen. — Es fehlte jedoch den Unzufriedenen an der nöthigen eigenen Kraft, die französische Herrschaft zu brechen; sie brauchten dazu eines Schildes, und der junge Kaisersohn Konradin, der damals kaum das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, sollte dieser Schild sein.

Konradin, eine poetisch angelegte Natur, der am Hofe seines Oheims, des Bayernherzogs Ludwig, von der Größe seines Hauses träumte, öffnete sein Ohr willig den verführerischen Einladungen der Anhänger Manfred's. In Deutschland, wo die nationale Größe während der Schmach des Interregnums gänzlich Schiffbruch litt und auswärtige Fürsten um die deutsche Krone feilschten, litt es den Jüngling nicht länger. Trotz der Warnungen der Mutter beschloß er nach Italien zu ziehen, die Herrschaft seines Hauses ruhmreich wieder aufzurichten oder seiner Ahnen würdig zu enden.

Im Herbst des Jahres 1267 brach der Jüngling mit geringem Gefolge an der Seite seines Jugendfreundes Friedrich von Baden nebst wenigen Getreuen, die noch zu den Hohenstaufen hielten, nach Italien auf. Seine Kampfgenossen vermehrten sich allerdings binnen Kurzem auf 10,000 Mann; allein es machte sich bald Geldmangel fühlbar; Viele wandten sich von ihm ab, selbst sein Oheim und sein Stiefvater verließen den Zug, so daß in kurzer Zeit die Zahl seiner Streiter auf 3000 zusammenschmolz. Dazu kam die Wirkung des päpstlichen Bannfluches, welche bei der Macht der Guelfenpartei und dem pfäffischen Sinne des italienischen Volkes doch noch vom weit bedeutenderer Wirkung war, als bei den gegen Barbarossa und Friedrich II. geschleuderten päpstlichen Bannstrahlen. Dennoch waren die ersten Unternehmungen Konradin's leidlich vom Glück begleitet. Die oberitalienischen Städte schlossen sich ihm an, ebenso Karl's ehemaliger Bundesgenosse, Heinrich von Castilien, und selbst gegen die Franzosen wurde bei Ponte di Valle am Arno erfolgreich gestritten. Der deutsche Königssohn gelangte nach Rom und sah sich hier mit lautem Jubel empfangen; von hier aus drang er weiter nach Apulien vor. Schon begannen seine Feinde an ihrer Sache zu verzweifeln, nur der Papst blieb fest. Ahnungsvoll sprach er: „Wie ein Rauch wird des Knaben Größe verschwinden; er zieht gen Apulien wie zur Schlachtbank!" — eine unheilvolle Weissagung, die sich nur zu schnell erfüllen sollte.

Bald darauf, am 27. August 1268, kam es am Tagliacozzo zur Schlacht. Mit großer Tapferkeit kämpften Konradin und die Seinen gegen Karl von Anjou; ja es gelang den Deutschen, das französische Heer in die Flucht zu schlagen. Als aber die deutschen Krieger sich im feindlichen Lager zerstreuten, um zu plündern, da stürzte Karl mit 800 Geharnischten aus einem Hinterhalte plötzlich auf das siegesgewisse hohenstaufische Heer, dessen Schlachtordnung sich bereits vollständig gelöst hatte. Die Franzosen stießen Alles nieder, nahmen das deutsche Lager, und auch Heinrich von Castilien, der die Schlacht wieder herzustellen suchte, wurde überwältigt. Nur Wenige entkamen durch die Flucht. Konradin und Friedrich flohen nach Rom, aber da sie sich unter den wankelmüthigen Römern nicht sicher fühlten, eilten sie auf geheimen Wegen südlich dem Meere zu nach Astura, um von hier aus zur See Pisa zu erreichen. Schon hatten sie sich eingeschifft, als sie von Johann Frangipani, dem Herrn von Astura, festgehalten wurden. Trotzdem der Letztere von Friedrich II. mit Wohlthaten überhäuft worden, war er doch schändlich genug, die deutschen Fürstensöhne als seine Gefangenen anzusehen und sie an Karl auszuliefern.

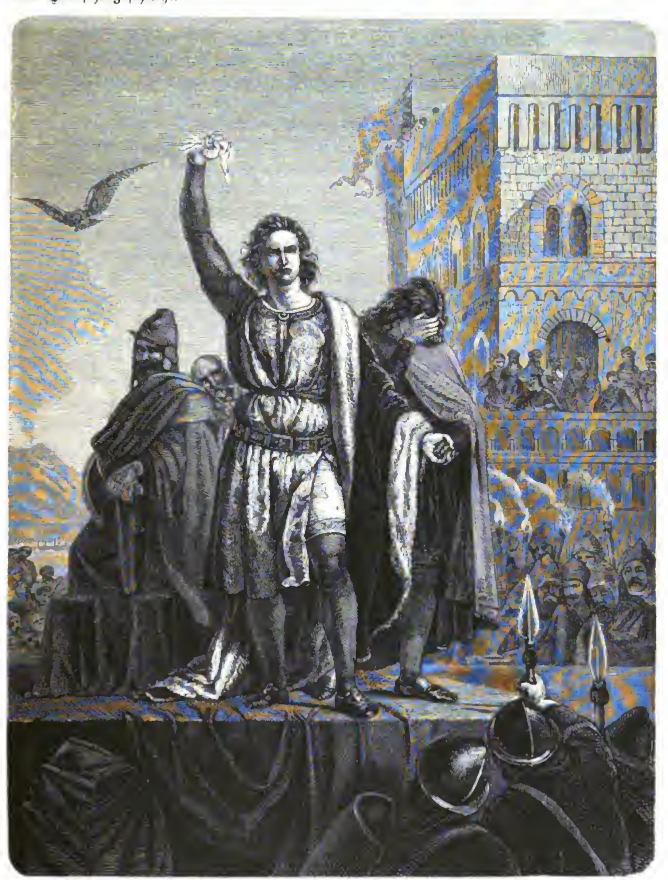
Theils auf Anstiften Karl's, der den letzten Sprößling der Hohenstaufen für immer beseitigt wissen wollte, theils auf Betreiben des Papstes Clemens IV., der mit derselben Unversöhnlichkeit an dem Untergange der Hohenstaufen arbeitete, wurde Konradin wenige Monate später vor ein Gericht gestellt und dort gegen ihn die Anklage erhoben: „Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige und gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen des Todes schuldig.“

Hinrichtung Konradin's. Zum Ruhme der Richter, unter welchen die größten Rechtskundigen der damaligen Zeit saßen, muß es gesagt sein, daß dieselben den jungen Königssohn freisprachen, indem sie anerkannten, derselbe habe um sein väterliches Erbe rechtmäßig gekämpft. Nur Robert von Bari, eine elende, knechtisch gesinnte Kreatur Karl's von Anjou, sprach das Schuldig aus. Karl von Anjou ließ sich durch den zahlreichen Widerspruch der rechtlich Gesinnten nicht beirren, gestützt auf diese eine Stimme verhängte er aus eigener königlicher Machtvollkommenheit über Konradin und seinen Freund Friedrich von Baden das Todesurtheil. Beide saßen beim Schachspiel, als ihnen dasselbe verkündigt wurde. Am 29. Oktober 1268 fand die Hinrichtung statt. Das mit karminrothem Sammet ausgeschlagene Schaffot war auf dem Marktplatze von Neapel errichtet worden, und Karl von Anjou sah von einem Fenster aus dem Schauspiele zu. Kurz vor seinem Ende warf Konradin noch seinen Handschuh vom Schaffot herab und bat, man möge ihn dem König Pedro III. von Aragonien überbringen, seinem nahen Anverwandten und Erben, der ihn ritterlich rächen möge. Ritter Heinrich, Truchseß von Waldburg, soll diesen letzten Wunsch erfüllt und den Handschuh dem Aragonier überbracht haben, als Unterpfand, daß ihm alle Rechte auf Apulien und Sizilien übertragen seien.

Konradin umarmte noch seinen treuen Freund und Waffenbruder Friedrich, dann kniete er nieder und empfing ruhig und gefaßt den Todesstreich. Laut auf schrie Friedrich in unnennbarem Schmerz, als er das Haupt des Freundes fallen sah; dann kniete auch er nieder zu gleichem Loose. Ueber tausend ihrer Gefährten sollen dasselbe Schicksal getheilt haben.

Tod Clemen's IV. Vier Wochen nach dem tragischen Ende Konradin's schied Papst Clemens IV. aus dem Leben. Er hatte seine ganze Kraft daran gesetzt, das hohenstaufische Geschlecht zum Falle zu bringen, „dessen edles Blut er als ein blutdürstiger Hund gar aufgeleckt“, wie Zorn in seiner Wormser Chronik sagte. Aber Ruhe sollte ihm darum nicht werden; vor seinem Sterbebette standen die Schatten des gewaltigen Geschlechtes gegen ihn auf. „Die erschütternde Gestalt des schuldlosen Enkels von Friedrich auf dem Schaffot von Neapel, wie er die Hände zum Himmel rang und dann betend niederkniete, um den Todesstreich zu empfangen, stand am Lager des sterbenden Papstes und verfinsterte seine letzte Stunde.“ Nicht minder beunruhigte ihn der Gedanke, daß die Geschicke Italiens nunmehr in die Hand eines hartherzigen, rachsüchtigen, auch der Hierarchie gefährlichen Tyrannen gelegt seien.

Es war voraus zu sehen, daß derselbe auch die Kirche mit eisernem Griffe niederzuhalten suchen und ihre Rechte so wenig achten werde, wie das zum Falle gebrachte edle Herrschergeschlecht.



Untergang des letzten Hohenstaufen. Zeichnung von J. Schönberg.

König Enzio starb zwei Jahre später im Kerker. So endete das Geschlecht der Staufen, dem an Herrlichkeit, poetischem Schimmer, an Größe, Anmuth und Glanz kein anderes Herrschergeschlecht gleichkommt. Aber so weit sein Ruhm strahlte, welche Höhe es auch erstiegen hatte, so erschütternd ist sein Untergang, so beklagenswerth ist nach ihm der jähe, in kaum einem Menschenalter sich vollziehende Fall des Deutschen Reiches.

Das Deutsche Reich nach dem Untergang der Hohenstaufen.

Schon unter den Staufen hatte sich trotz allen Glanzes die innere Auflösung des Reiches vollzogen. Während beim Ausgange der sächsischen Kaiser die Herzogthümer noch Lehen waren, wenn auch erbliche, und beim Ausgange der fränkischen Kaiser auch die kleinen Lehen erblich wurden, sind beim Ausgange der Staufen die Fürsten in ihren Gebieten selbständige Herren geworden, deren fürstliche Landeshoheit nicht mehr bestritten werden konnte. Noch erwiesen sich die Reichsfürsten, durch gemeinsame Gefahren zu freiwilligem Zusammenstehen und zur Abwehr vereinigt, mächtig genug, um Hülfe zu schaffen, wie dies bei dem Mongolenangriff oder bei den Eroberungsversuchen der Dänen im Norden zu Tage trat. Aber die Gesammtmacht Deutschlands war gebrochen; es bedurfte nahezu sieben Jahrhunderte, ehe es den alten Glanz wieder zu erneuern vermochte. Der Abschnitt, den der Untergang der Hohenstaufen in der Geschichte Deutschlands bildet, läßt es angemessen erscheinen, den Blick auf den Zustand der deutschen Fürstenthümer nach dem Aufhören jener Dynastie zu richten.

Schwaben hatte mit dem Tode Konrad's IV. aufgehört, ein besonderes Herzogthum zu sein; es war, wie früher Sachsen, zersplittert worden, hatte aber nicht einmal, wie dieses, seinen Namen zurückgelassen. Unter den Fürsten, welche aus Schwaben hervorgingen und in der Zeit Wilhelm's von Holland reichsunmittelbar wurden, haben wir zu merken: den Markgrafen Hermann von Baden aus dem uns schon bekannten Geschlechte der Zähringer; sodann den Grafen Ulrich von Württemberg. — Was diese Beiden nicht an sich rissen, fiel theils den Bisthümern anheim, theils konzentrirte es sich um die Reichsstädte, welche hier in Schwaben eine besondere Wichtigkeit erlangten.

Die Rheinpfalz oder „Pfalzgrafschaft bei Rhein“, deren wir zuletzt unter Konrad, Barbarossa's Bruder, gedachten, war durch Heirath an Kaiser Otto den Welfen gefallen, der sie seinem Bruder Heinrich überlassen hatte. Dieser aber war wegen Landfriedensbruch von Friedrich II. in die Acht erklärt worden, worauf der Kaiser die Pfalzgrafschaft dem Herzog Ludwig I., von Bayern verlieh, so daß seitdem Bayern und Rheinpfalz vereinigt waren.

Bayern war durch die eben angeführte Vereinigung mit der Rheinpfalz so bedeutend geworden, daß sich der Herzog Ludwig II. „der Strenge“ (1254) zu einer Theilung entschloß. Er gab seinem Bruder Heinrich den östlichen Theil der Länder unter dem Namen eines Herzogthums Oberbayern und behielt für sich selbst den westlichen Theil, welcher Niederbayern oder, da er auch die Pfalz in sich faßte, „Pfalzbayern“ genannt wurde.

Oesterreich blieb ein eigenes Herzogthum (Erzherzogthum), bis die Babenberger, unter denen wir noch Leopold's des Tugendhaften (Sohn Heinrich's Jasomirgott's) gedenken wollen, mit Friedrich dem Streitbaren (1246) ausstarben. Gertrud, seine Nichte, war Anfangs mit dem Markgrafen Wladislaw von Mähren, nach dessen Tode aber mit dem Markgrafen Hermann von Baden vermählt worden. Daher erhob dieser nach dem Tode Friedrich's des Streitbaren Anspruch auf Oesterreich. Allein des böhmischen Königs Wenzel I. Sohn, Ottokar, damals Markgarf von Mähren, später König Ottokar II. von Böhmen, kam ihm (worauf wir im nächsten Bande noch des Näheren eingehen werden) zuvor und nahm Oesterreich in Besitz, wodurch das Land an Mähren und dadurch an Böhmen kam.

Böhmen, dies zum Deutschen Reiche gehörende Königreich, welches auch die Markgrafschaft Mähren in sich schloß, wurde durch König Ottokar II. eines der ausgedehntesten Reiche; denn dieser kühne und tapfere Fürst erwarb dazu nicht allein Oesterreich, sondern auch die meisten der bisher unabhängigen schlesischen Fürstenthümer.

Franken, dessen wir zuletzt gedachten, als es durch Konrad, Barbarossa's Sohn, an die Hohenstaufen gekommen war, zersplitterte schon nach dem Tode desselben, indem die hessischen Lande an Thüringen, die rheinischen an die Pfalz und Frankonien an Schwaben fielen, mehrere andere Stücke, namentlich die nördlichen, wie Westfalen, Friesland 2c., eigene Herrschaften bildeten, und noch andere zu verschiedenen Bisthümern geschlagen wurden.

Thüringen, das Herz von Deutschland, war nach der Zerstückelung Frankens durch die hessischen Lande erweitert worden. Nach dem Tode des erwähnten, kinderlosen Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen erhoben mehrere Fürsten wegen Verwandtschaft Anspruch auf das schöne Besitzthum, und so entstand der später näher zu erwähnende thüringische Erbfolgestreit, infolge dessen Hessen eine eigene Landgrafschaft wurde und Thüringen an die Markgrafschaft Meißen fiel.

Niederlothringen, nach heutiger geographischen Beziehung die Niederlande, in politischer seit dieser Zeit meist Herzogthum Brabant genannt, verfiel wie viele andere deutsche Herzogthümer dem Schicksale der Zersplitterung, indem mehrere Vasallen die Wirren in Deutschland benutzten, um sich unabhängig zu machen. So entstanden denn neben dem Herzogthume Brabant die Grafschaften Flandern, Hennegau, Namur, Holland, Seeland, Geldern, Limburg, Luxemburg u. s. w.

Das Königreich Burgund, welches zwar zu Deutschland gehörte, aber stets nur sehr lose damit zusammenhing, machte sich von dieser Verbindung endlich ganz los, indem es auch in viele unabhängige Herrschaften zerfiel, von denen sich die westlichen, als: die Grafschaften Provence, Genf, Oranien (so genannt nach der Stadt Orange) mehr und mehr Frankreich zuneigten. Die südlicheren, wie die Grafschaft Savoyen, schlugen sich zu Italien; die östlichen Theile aber zerfielen in mehrere größtentheils unabhängige freie Landschaften, wie Schwyz, Uri, Unterwalden, oder sie bildeten besondere Grafschaften, unter denen wir wegen ihrer spätern Wichtigkeit die von Habsburg hervorheben wollen.

Die Freigrafschaft Burgund, welche durch Barbarossa's Sohn Otto an die Hohenstaufen gekommen war, blieb gleich dem burgundischen Königreich nicht bei Deutschland. Nach Otto's Tode kam sie durch Verheirathung an die Grafen von Meran, später an Savoyen, sodann an die französischen Grafen von Artois und durch diese an das französische Herzogthum Burgund.

Wie die deutschen Ordensritter im fernen Preußenland eindrangen und sich als Herren desselben behaupteten, bringen wir später zur Sprache. Fassen wir nach dieser Darlegung der geschichtlichen Entwicklung von Deutschlands Hauptbestandtheilen alles Das zu sammen, was uns über das Entstehen und die Fortbildung auch der übrigen deutschen Fürstenthümer bekannt geworden ist, so finden wir um die gegenwärtige Zeit als reichsunmittelbare Landestheile des Deutschen Reiches außer zahlreichen Erzbisthümern folgende Herrschaften vor:

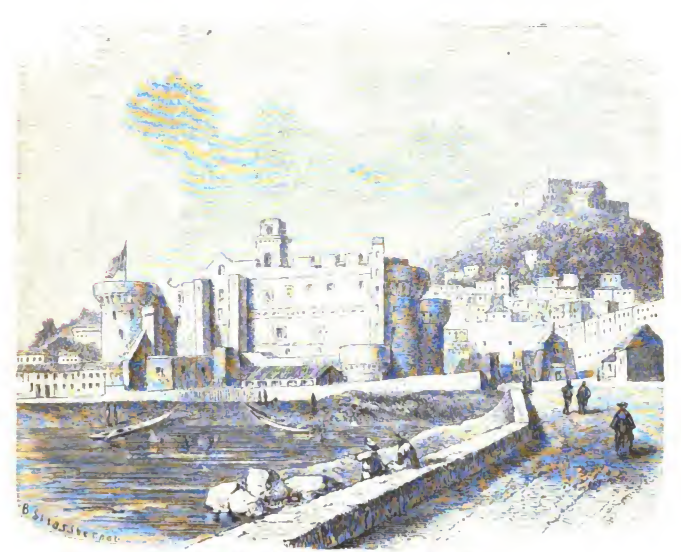
Das Königreich Böhmen, wozu die Markgrafschaft Mähren, das Erzherzogthum Oesterreich und die schlesischen Fürstenthümer als Herzogthum Schlesien gehörten; die Herzogthümer Oberlothringen, Brabant, Westfalen, Kärnthen, Niederbayern und Pfalzbayern unter den Wittelsbachern; Meran unter den Andechs, Braunschweig unter den Welfen; die Markgrafschaften Brandenburg und Sachsen unter den Askaniern, welchen das Herzogthum Pommern lehnbar war; Meißen, wozu die Landgrafschaft Thüringen gehörte, unter den Wettinern; Baden unter den Zähringern. Weiterhin sind zu nennen die Landgrafschaft Hessen, die freien Landschaften Friesland, Schwyz, Uri, Unterwalden; die Grafschaften Mecklenburg, Holstein, Habsburg, Luxemburg, Württemberg, Waldburg, Hohenzollern, Nassau, Oldenburg, Mansfeld, Schwarzburg, Reuß; die oben genannten niederländischen Grafschaften und eine Reihe kleiner Dynasten, deren Gebiet vielfach nur wenige Quadratmeilen, oft nur einzelne Dörfer umfaßte. — Kein Wunder, wenn bei dieser bedauerlichen Zersplitterung, welche als das Ergebniß der vieljährigen inneren Kämpfe des Reiches zu betrachten ist, die Reichsgewalt in immer größeren Verfall gerieth. Eine Zeit völliger Gesetzlosigkeit brach nach dem Untergang des staufischen Geschlechts für Deutschland an; eine Periode gänzlicher Rechtlosigkeit, in welcher kein anderes Recht als das des Stärkeren Geltung hatte. Viele Jahre sollten vergehen, ehe sich Deutschland von den schrecklichen Folgen erholte, die den Untergang des Hohenstaufengeschlechtes und den Uebermuth der nach ihm zum Vollbewußtsein ihrer Macht gelangenden Feudalherren nach sich führte.

Ende Wilhelm's von Holland. Obgleich nach dem Tode Konrad's IV. Wilhelm von Holland sich im unbestrittenen Besitze der deutschen Kaiserwürde befand, insofern die hohenstaufische Partei nicht wagte, ihm den Knaben Konradin entgegenzustellen, so konnte er doch zu keinem Ansehen gelangen; aber als selbst die geistlichen Würdenträger, welche ihn erhoben hatten, ihm feindselig entgegentraten, wurde er völlig machtlos. Der Erzbischof von Köln drohte ihm (1252), ihn in seinem Palaste zu Neuß verbrennen zu lassen; zu Koblenz wurde sein Gefolge von den Bürgern angegriffen, ja zu Utrecht durfte es sogar ein gemeiner Bürger wagen, einen Stein nach ihm zu werfen. Zwar fehlte es ihm nicht an Muth und Einsicht, ja er wäre vielleicht im Stande gewesen, der Zügellosigkeit in Deutschland zu steuern und Ordnung wieder in dem Reiche herzustellen, wäre er nicht durch Kämpfe in den Niederlanden gegen Flandern und Westfriesen zu sehr in Anspruch genommen gewesen. Im Herbste 1255 zog er mit der ganzen Macht seiner Erblande gegen die Friesen, um sie mit einem Schlage zu unbedingter Unterwerfung zu bringen. Als er aber am 28. Januar 1256 in voller Rüstung über einen gefrorenen Sumpf ritt, brach unter ihm die Eisdecke; er sank mit dem Pferde ein, während in demselben Augenblicke die Friesen aus einem Hinterhalte hervorbrachen und ihn erschlugen, noch ehe ihm die Seinigen zu Hülfe eilen konnten. Wilhelm war nur 27 Jahre alt geworden.

Das Interregnum. So befand sich denn das deutsche Reich wieder ohne Oberhaupt, und seltsam genug, kein deutscher Fürst zeigte Lust, den erledigten Thron zu besteigen. Da wandten sich die Blicke der geistlichen Herren zum ersten Male nach dem Auslande. Wieder waren es die Erzbischöfe von Köln, Trier und Mainz, welche das Recht der Leitung der Wahl für sich in Anspruch nahmen. Der Erzbischof von Köln, Konrad von Hochstaden, der Gründer des Kölner Doms, welcher die Verbindungen des Niederrheins mit England im Auge hatte, lenkte mit seinem Anhange die Wahl auf den Herzog Richard von Cornwallis, den Bruder des Königs Heinrich III. von England; der Erzbischof von Trier dagegen wählte unter der Zustimmung von Sachsen, Brandenburg und Böhmen und wol auch unter französischem Einfluß den König von Castilien, Alfons X., den Weisen. Der Erzbischof von Mainz befand sich zu dieser Zeit in Gefangenschaft des Herzogs Albrecht von Braunschweig; er hatte seine Stimme dem Erzbischof von Köln übertragen.

Zum ersten Male ist bei dieser Gelegenheit von sieben Kurfürsten die Rede, die mit Ausschließung aller Uebrigen allein zur Wahl berechtigt seien, nämlich den drei Erzbischöfen von Köln, Trier und Mainz, welche die Kanzlerwürde besaßen, und den vier Fürsten, welche die vier Hofämter: des Truchseß, des Marschalls, des Schenken und des Kämmerers bekleideten. Früher waren die Herzöge von Franken, Sachsen, Bayern und Schwaben im Besitze dieser Würden und Aemter gewesen; das schwäbische Erzkämmereramt war jedoch von den Hohenstaufen an Brandenburg übertragen worden, das fränkische Erztruchseßamt ging mit der rheinischen Pfalzgrafschaft an die Wittelsbacher über, nachdem Heinrich der Stolze das bayerische Erzschenkenamt bereits an Böhmen abgetreten hatte, als er in den Besitz Sachsens gelangte.

Nie war die Gesunkenheit und Verderbniß des Wahlreiches auffallender zu Tage getreten. Auf die schamloseste Weise bot der Erzbischof von Köln den deutschen Thron geradezu für Geld aus, worauf wir später Gelegenheit haben, zurückzukommen. — Papst Urban IV. hatte beide Könige nach Rom beschieden, um ihre Ansprüche auf die deutsche Krone zu untersuchen; er starb aber inzwischen, und sein Nachfolger, Clemens IV., wiederholte die lächerlichen Vorladungen, ohne daß jedoch Jemand erschien. — Die meisten deutschen Fürsten hatten weder von dem einen noch dem andern der beiden Könige Kenntniß genommen; für sie war der deutsche Thron eigentlich schon seit dem Tode Friedrich's II. erledigt und leer geblieben, daher man auch die Zeit von 1250 bis 1272 das Interregnum oder Zwischenreich nennt, dessen Geschichte uns im nächsten Zeitraume beschäftigen wird.



Castel nuovo, Karl von Anjou's Residenz in Neapel.

Karl's Gewaltherrschaft und die sizilianische Vesper.

In der That hatte die Kirche ungeachtet ihres vollständigen Sieges in dem hartnäckigen Kampfe mit den verhaßten Hohenstaufen äußerlich wenig gewonnen. Ihr Schützling, Karl von Anjou, strebte bald eine solch erdrückende Machtstellung an, daß sie selbst wieder eines Schutzes gegen ihn bedurfte. Unablässig wüthete Karl mit unerhörter Grausamkeit gegen alle Anhänger der Hohenstaufen; tausende verfielen dem Henkerbeil oder büßten für ihre Treue mit Kerkerhaft und Güterverlust. — Karl's Macht wuchs rasch an Umfang; sie dehnte sich selbst über Mittel- und Oberitalien aus. Er nöthigte das ghibellinische Pisa zu einem Vertrage; ebenso unterwarfen sich ihm Piacenza, selbst die stolze Republik Mailand, während ihn die Guelfenstädte der Lombardei als den rechtmäßigen Gebieter Italiens anerkannten. Auch in Rom wußte er seinen Einfluß geltend zu machen; schon streckte er die Hand nach der römischen Kaiserkrone aus, und sogar nach Griechenland und Konstantinopel schweiften seine herrschgierigen Blicke.

Allein die Tyrannei des fremden Eroberers, wie nicht minder der Uebermuth und die Sittenlosigkeit der Emporkömmlinge seiner französischen Gefolgschaft, die Verfolgungen, welche über zahlreiche Unschuldige als vorgebliche Anhänger der Hohenstaufen verhängt wurden, steigerten die Unzufriedenheit von Tag zu Tag. Am härtesten wurde der Druck in Sizilien empfunden, und der nach Clemens IV. auf den Stuhl Petri gelangte Papst Gregor X. sah sich veranlaßt, sich ins Mittel zu legen und Karl dringend aufzufordern, die königliche Würde nicht durch unkönigliche Thaten zu beflecken, vor Allem auch den Klagen seiner gemißhandelten Unterthanen über sein tyrannisches Schalten Gehör zu schenken. Karl erwiederte ihm mit Hohn: „Nicht weiß ich, was ein Tyrann ist; wohl aber weiß ich, daß Gott, der bisher meine Schritte geleitet hat, mir auch künftig beistehen wird.“ In der

That schien es auch, als ob der Unmensch seine Freventhaten ungestraft fortsetzen sollte. Gregor X. starb schon 1276, und erst der auf ihn folgende vierte Papst Nikolaus III. trat mit Entschiedenheit gegen Karl auf. Er wußte den Ghibellinen wieder neues Vertrauen in ihre Sache einzuflößen, so daß in der Lombardei und besonders in Mailand die Guelfen besiegt wurden; Karl ging der Statthalterschaft in Toscana verlustig und mußte die Provence vom deutschen Kaiser als Lehn empfangen.

Aber noch hielt er entschlossen Stand. — Nach Nikolaus' Tode (1281) wußte er eines seiner Werkzeuge, einen Franzosen, als Martin IV. auf den päpstlichen Stuhl zu erheben, der seine Gewaltregierung eher begünstigte als verhinderte.

Johann von Procida. Inzwischen hatte sich jedoch in Sizilien so viel Zündstoff angehäuft, daß es nur eines muthigen, unternehmenden Mannes bedurfte, um an der Spitze zahlreicher Unzufriedener der Fremdherrschaft ein Ende zu machen. Ein solcher Mann fand sich in Johann von Procida. Derselbe, einer angesehenen Familie in Salerno entstammend, war Besitzer der Insel Procida. Er war seiner Güter durch Karl beraubt worden, hatte aber sein Leben durch die Flucht an den Hof des aragonischen Königs Pedro III. zu retten vermocht. Voll Anhänglichkeit an das hohenstaufische Haus und mit Haß gegen die Franzosen erfüllt, reizte er den König zur Rache gegen Karl und zur Befreiung seiner unglücklichen Landsleute auf. Da Pedro III. jedoch die Mittel zu einem solchen Unternehmen fehlten, reiste Procida verkleidet in Sizilien umher, um ihm diese zu verschaffen und den Boden zur allgemeinen Erhebung daselbst vorzubereiten; in Mönchskleidung begab er sich sogar nach Konstantinopel, in der Hoffnung, auch den griechischen Kaiser für seine Pläne gewinnen zu können. Derselbe zeigte sich den letzteren nicht abgeneigt, denn er kannte Karl's gierige Absichten auf das Byzantinische Reich, und versah daher Procida mit Hülfsgeldern; auch versprach er, den sizilischen Vornehmen Waffen zu liefern.

Peter von Aragonien, wie wir wissen, ein Anverwandter der letzten Hohenstaufen, rüstete nun eine Flotte aus; um jedoch den Argwohn Karl's nicht zu frühzeitig zu erregen, gab er vor, gegen die Ungläubigen in Afrika ausziehen zu wollen, zu welchem Zwecke er Unterstützung an Geld sowol von dem König von Frankreich, ja wie erzählt wird, selbst von Karl erbeten und erhalten haben soll. Aber noch ehe die aragonischen Schiffe an der sizilianischen Küste erscheinen konnten, war durch einen Zufall der von Johann von Procida vorbereitete Aufstand zum Ausbruch gekommen.

Die sizilianische Vesper. Am Ostermontage Nachmittags, den 30. März 1282, zogen die Bürger Palermo's alter Gewohnheit gemäß nach der Kirche von Montreal, die etwas entfernt von der Stadt liegt, um daselbst die Vesper zu hören; auch die Franzosen nahmen Theil an dem Feste. Früher war es Gebrauch gewesen, nach dem Gottesdienste ritterliche Waffenspiele zu veranstalten, allein die Franzosen hatten diesmal das Tragen von Waffen untersagt. Ein übermüthiger Franzose, Namens Drouet, erlaubte sich unter dem Vorwande, nach verborgenen Waffen zu suchen, arge Ungebührlichkeiten gegen eine vornehme junge Sizilianerin, welche in Begleitung ihres Bräutigams bei dem Feste erschienen war. Entrüstet stürzte sich der Letztere auf den Franzosen, riß ihm das Schwert von der Seite und stieß ihn nieder. In einem Nu scharten sich Massen von Sizilianern zusammen, tausende bisher verborgen gehaltener Dolche sah man entblößt, und unter Rachegeschrei wurden die Franzosen von allen Seiten angegriffen. Ein furchtbares Blutbad begann, das unter dem Namen der sizilianischen Vesper bekannt geworden ist. In wenig Minuten fielen die anwesenden Franzosen dem Rachedurst der Sizilianer zum Opfer; keiner fand Gnade. Rasch verbreitete sich das Morden auch über Palermo, wo man so lange den Fremdlingen nachstellte, bis man sie gänzlich vertilgt zu haben glaubte. Um den Franzosen zu erkennen, ließ man jeden Unbekannten das fremder Zunge ungeläufige Wort „Ciceri“ aussprechen. Weiber und Kinder, ja sogar die an Franzosen verheiratheten Sizilianerinnen wurden niedergemetzelt. Rasch dehnte sich der Aufstand über ganz Italien aus. In Catanea allein wurden

8000 Franzosen ermordet; ebenso ging es in Taormina, und in Messina, das, durch eine starke Besatzung im Zaume gehalten, sich am spätesten erhob, fielen 3000 Franzosen der Volkswuth zum Opfer. In ganz Sizilien sollen nur zwei französische Edelleute verschont geblieben sein.

Den Manen Konradin's war ein schreckliches Todtenopfer dargebracht worden.

Karl's Ende. Die Nachricht von diesen entsetzlichen Vorgängen traf Karl während seines Aufenthaltes in Rom. Er schwur blutige Rache und soll vor schäumender Wuth in seinen Stockknopf gebissen haben. Papst Martin IV. schleuderte den Bannfluch gegen ganz Sizilien und Peter von Aragonien, auf dessen Beistand die Aufständigen rechnen durften. Karl selbst eilte nach Neapel, um von hier aus mit großer Heeresmacht zunächst Messina wieder in seine Gewalt zu bringen. Allein die Stadt leistete heldenmüthigen Widerstand, und als auch Peter von Aragonien mit bedeutenden Streitkräften landete und in Palermo zum König ausgerufen wurde, gerieth Karl in große Bedrängniß und sah sich genöthigt, die Belagerung Messina's aufzuheben und über die Meerenge nach Italien zu entfliehen. Während dieser Ueberfahrt wurde ein großer Theil von Karl's Flotte durch Peter's Admiral, den tapfern Ruggieri di Loria, vernichtet. So wurde Peter Herr von Sizilien, und obgleich Karl Alles aufbot und der Krieg zwischen beiden Königen noch jahrelang fortdauerte, es blieben doch alle Anstrengungen der Franzosen, wieder in den Besitz der Insel zu gelangen, erfolglos. Karl, über so viel Ungemach von Trübsinn ergriffen, starb am 7. Januar 1285. — Auch unter den Nachkommen Karl's und Peter's, welch Letzterer in demselben Jahre aus dem Leben schied, dauerte der Krieg noch fort, bis endlich 1302 ein Friede zu Stande kam, kraft dessen Peter's dritter Sohn Friedrich König von Sizilien blieb, während Karl's Sohn Karl II. sich mit dem Königreich Neapel begnügte.

Die geistlichen Ritterorden.

Als einzige, allerdings auch nicht andauernde politische Errungenschaft aus der Periode der Kreuzzüge können die „geistlichen Ritterorden“ aufgeführt werden, die sich freilich nur durch Ströme vergossenen Blutes ihre weltliche Macht sowie nachmals ihren politischen und geistlichen Einfluß auf einige Jahrhunderte hinaus erhalten konnten. Wir müssen uns denselben hier zuwenden, schon weil sie während der letzten Kreuzzüge immer entschiedener in den Vordergrund getreten waren.

Theils das in den Kreuzzügen hervorgetretene Bedürfniß einer im Dienste der Religion stehenden bewaffneten Macht, theils das Streben der Zeit, weltlichen Beruf mit geistlicher Lebensweise zu verbinden, erzeugte während der Kreuzzüge jene bewaffnete Mönchsmacht, deren wir schon mehrmals zu gedenken Veranlassung hatten. Diese ritterlichen Mönchsorden, deren Obere Großmeister hießen, haben eine geschichtlich hochinteressante Vereinigung des Ritterthums mit dem Mönchthum zu Stande gebracht. Hinsichtlich des ersteren läßt sich die Ritterlichkeit und der Kampf gegen Ketzer und Nichtchristen hervorheben, in Betreff des Letzteren bilden die religiösen Gelübde und klösterliche Lebensweise Hauptmomente ihres Seins.

Die Johanniter, der erste und älteste dieser geistlichen Ritterorden haben ihren Ursprung aus einem Benediktinerkloster genommen, welches Kaufleute aus Amalfi in Unteritalien (1048) angekauft und als Zufluchtsstätte für die von den Muselmanen bedrückten orientalischen Christen eingerichtet hatten. Von dem Hospital, welches zu diesem Ende mit dem Kloster verbunden wurde, erhielten die Mönche den Namen Hospitaliter, von einer später errichteten, dem St. Johannes geweihten Kapelle aber den Namen Johanniter, den sie beibehielten, als ihr Abt Raimund von Puy den Klosterorden im Jahre 1120 in einen geistlichen Ritterorden verwandelte. Nach völliger Eroberung des heiligen Landes durch die Mameluken-Sultane wurde der Sitz des Ordens Anfangs nach Cypern, dann aber nach der Insel Rhodus verlegt, von welcher der Name Rhodiser-Ritter herrührt, ein Name, der später, als Kaiser Karl V. ihnen die Insel Malta geschenkt hatte und sie dahin übersiedelt waren, in den der Malteser-Ritter umgewandelt wurde.

Die Tempelherren oder Templer entstanden im J. 1118 zu Jerusalem und wurden durch den französischen Grafen Hugo von Payens zum Schutze der nach Palästina wallfahrenden Pilger ins Leben gerufen. König Balduin II. von Palästina räumte den damals sehr armen Rittern eine Wohnung neben dem alten Salomonischen Tempel ein, von dem sie den Namen erhielten, und sorgte zugleich mit Beihülfe des Adels und der Geistlichkeit für ihre Nahrung und Kleidung. Diese Armuth, welche den Orden Anfangs von Almosen zu leben nöthigte, verwandelte sich indeß binnen wenigen Jahren in den größten Reichthum, welchen ein klösterlicher Verein vielleicht jemals besessen hat. Bedeutende Schenkungen von Fürsten und Privatleuten an liegenden Gütern und Geld erhoben die Templer, deren Zahl in einem einzigen Jahrhundert bis auf 20,000 Ritter angewachsen war, zu dem mächtigsten und ausgebreitetsten aller ritterlichen Orden. Sie verfügten um 1200 über 9000 Besitzungen und über 45 Millionen Mark Jahreseinkünfte. Ihr Ordensabzeichen war das rothe Kreuz auf weißem Felde; es zierte ihren Mantel von weißer Farbe.


Hermann von Salza.

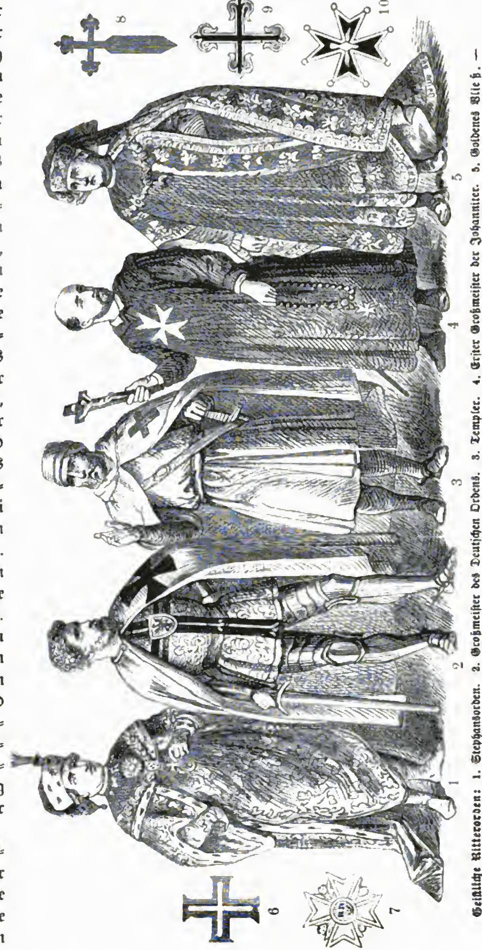
Die deutschen Ordensritter. Der politisch wichtigste der geistlichen Ritterorden ist der der „Deutschen Ritter" oder Deutschen Herren, auch ‚Ritter unserer lieben Frauen' genannt. Nicht nur sein Ursprung war deutsch, es wurden auch nach den Ordensgesetzen nur Deutsche als Mitglieder aufgenommen. Er heißt deshalb auch kurzweg „Deutscher Orden" und ward ins Leben gerufen von Mönchen eines Pilgerhauses, das ein ungenannter Deutscher im J. 1128 zur Pflege deutscher Pilger gestiftet hatte. Die Mönche hießen Anfangs „Hospitalbrüder" und blieben bis zum dritten Kreuzzuge völlig unbedeutend. Als sie sich während der Belagerung von Akre mit dem Lazareth verbanden, welches Bürger aus Lübeck und Bremen zur Pflege der verwundeten Belagerer errichtet hatten, erregten sie durch Eifer in der Krankenpflege die Aufmerksamkeit deutscher Fürsten, und Herzog Friedrich von Schwaben, Barbarossa's Sohn, verwandelte deshalb den Orden der Hospitalbrüder in einen geistlichen Ritterorden (S. 652), dessen Thätigkeit zwischen Krankenpflege und Kampf getheilt sein sollte. — Nach der Eroberung von Akre wurde dort für den neuen Orden ein Wohnhaus nebst Hospital und Kirche eingerichtet, welches den Namen „Deutsches Haus" erhielt.

Der erste Großmeister der Deutschen Ritter war Heinrich Walpot von Bassenheim. Unter seinen Nachfolgern Otto von Kerpen (1200) und Hermann Barth (1206) hob sich der Orden durch Schenkungen deutscher Fürsten außerordentlich; unter Hermann von Salza (1210—1239) gehörten ihm nicht allein ausgebreitete Besitzungen in Deutschland und Sizilien, sondern er gründete auch Niederlassungen in Ungarn. Für uns hat dieser Orden noch deshalb ein besonderes Interesse, weil er den Staat an der Ostsee, aus dem das Königreich Preußen hervorgegangen ist, gegründet hat, nachdem vor ihnen die „Ritter Christi in Preußen" oder die „Ritterbrüder von Dobrin" sich auf dieser an der Drewenz gelegenen Burg festgesetzt und in jenen Landen vorübergehend Fuß gefaßt hatten. — Nur Männer von freier, edler Geburt konnten im Kreise der Deutschen Ritter Aufnahme finden. Die Tracht war ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuze.

An der Spitze des Ordens stand der „Hochmeister", unter ihm der „Großkomthur". —

Die Rangunterschiede der Ordensmitglieder waren dieselben, wie bei den Johannitern; nur wurden später noch die sogenannten „Halbbrüder" hinzugefügt, welche auch

nichtadelig sein und theilweise bei Erfüllung ihrer Ordenspflichten in ihren bürgerlichen Verhältnissen fortleben konnten. Das war aber erst der Fall, nachdem sich der Orden in Preußen eingeführt hatte.



Geistliche Ritterorden: 1. Stephansorden. 2. Großmeister des Deutschen Ordens. 3. Templer. 4. Erster Großmeister der Johanniter. 5. Goldenes Vlies ꝛc. — Einzelne Ordenszeichen: 6. Christusorden. 7. Seraphinorden. 8. Orden St. Jakob. 9. Calatravaorden. 10. Heiliger Geistorden.

Ein „Landmeister" war in Preußen der Statthalter des Hochmeisters, der noch immer seinen Sitz in Akkon oder St. Jean d'Acre hatte und nach dem Verlust dieser letzten christlichen Feste in Palästina das Ordenshaus 1309 nach Marienburg in Preußen verlegte. In diesem Lande sammelte sich nun die ganze Macht des Ordens, der auch andere Besitzungen theils eroberte, theils kaufte und in Deutschland eine Menge Güter und Herrschaften erwarb. — Das Kriegswesen stand unter dem „Ordensmarschall", der auch das Ordensheer befehligte. In Deutschland hatte der Marschall damals noch immer den Kriegshaushalt und die Kriegspolizei unter sich, bei den Rittern war er zuerst Oberfeldherr. Er hatte seinen Sitz zu Königsberg, an der Grenze in der Nähe des Feindes. Landkomthure befehligten die einzelnen Konvente, in welche die Ritter zu zehn bis sechzig über das Land vertheilt waren. Der Ordensspittler hatte das Hospitalwesen, der Ordensschäffer die Verpflegung unter sich, Schatzmeister war der Ordenstreßler.

Eine ansehnliche Kriegsmacht stand dem Orden zur Zeit seiner größten Blüte zu Gebote. Das Heer wurde nicht stehend unter den Waffen gehalten; nur die Ritter blieben fortwährend in Kriegsbereitschaft. Alle Einwohner waren indeß zum Kriegsdienst verpflichtet, sowol die eingeborenen Preußen, als die eingewanderten Deutschen, welche

hier einen deutschen Bauernstand und Städte schufen. Auch eine Seemacht hatte der Orden gegründet. Ordensschiffe halfen die berüchtigten Vitalienbrüder, Seeräuber auf der Ostsee, vollständig ausrotten.

Die Ritterorden hielten sich nach Aufhören der Kreuzzüge noch kurze Zeit gegen die bereits gebrochene mongolische Macht, unterlagen aber doch bald dem Andrange und den frischen Kräften der ägyptischen Mameluken-Sultane. Sie verloren gegen diese eine Stadt nach der andern, und im Jahre 1291 fiel endlich auch Akre, die letzte christliche Besitzung im Morgenlande, in die Gewalt der Muselmanen.

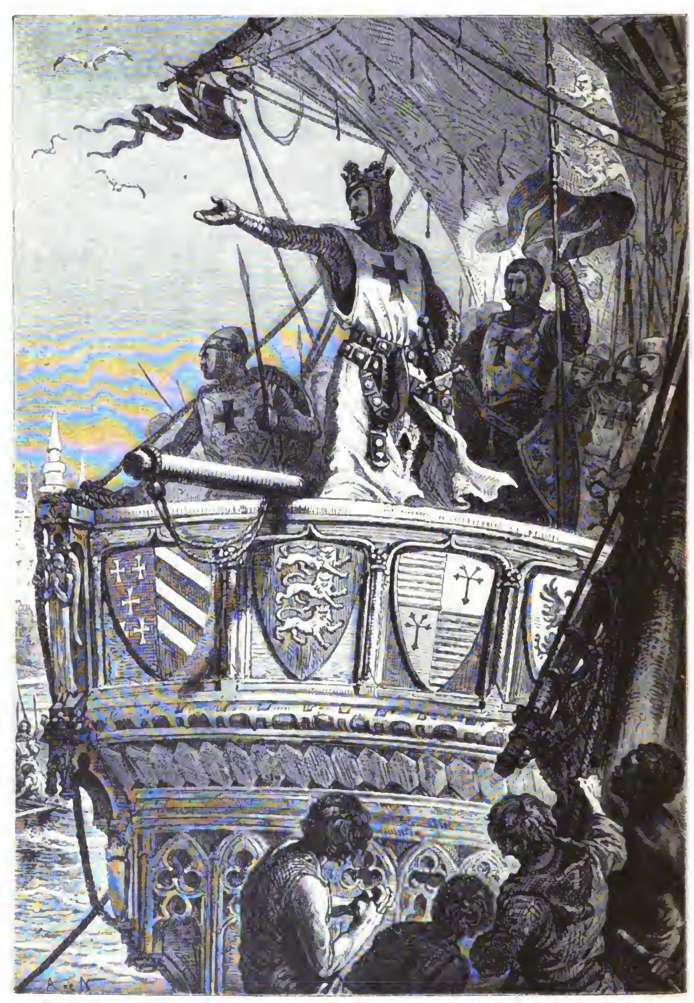
Von den beiden älteren geistlichen Ritterorden behauptete sich länger jener der Johanniter; der Templerorden, von der Eifersucht der Johanniter und dem Neid der Bischöfe längst angefochten, hatte durch sein antichristliches Verhalten, seinen außerordentlichen Besitz und seine Reichthümer, endlich durch sein trotziges Beharren auf Selbständigkeit die Habsucht und den Neid des französischen Königs Philipp's IV., des Schönen, und durch arge Glaubensverirrung und schwelgerische Sittenlosigkeit den Zorn des Papstes gereizt. Dieser hob (1312) den Orden auf, und der König von Frankreich bereitete ihm, wie wir später sehen werden, einen schrecklichen Untergang. — Jakob von Molay, der letzte Großmeister und mit ihm 67 Ritter starben, der Ketzerei angeklagt, auf dem Scheiterhaufen (1314).

Beide genannte Orden wurden überlebt und durch den Ruhm glänzender Thaten überboten von dem jüngeren Orden der Deutschritter, welcher nach der, wie erwähnt, im Jahre 1309 erfolgten Verlegung seines Ordenshauses nach Marienburg zu einer glänzenden Machtentfaltung gelangte und in den von einer fanatischen Heidenbevölkerung bewohnten Ebenen Preußens und Livlands überaus segensreich wirkte, bis, wie wir sehen werden, der nach einer kurzen Zeit hoher Blüte nur zu schnell eintretende Verfall des Ordens einen großen Theil des in schweren Kämpfen Errungenen wieder verloren gehen ließ.

Der schon im elften Jahrhundert entstandene Orden der Kreuzherren wendete sich nach dem Verluste von Palästina nach Aquitanien und später nach Böhmen und Polen; er widmete sich besonders der Krankenpflege und hat gegenwärtig noch als „Ritterlicher Kreuzorden“ mit dem rothen Stern in Prag seinen Sitz. — Denselben Zwecken dienten zur Zeit ihrer Entstehung der portugiesische Christusorden und der im Jahre 1178 in Montpellier gestiftete Ritterorden vom heiligen Geist.

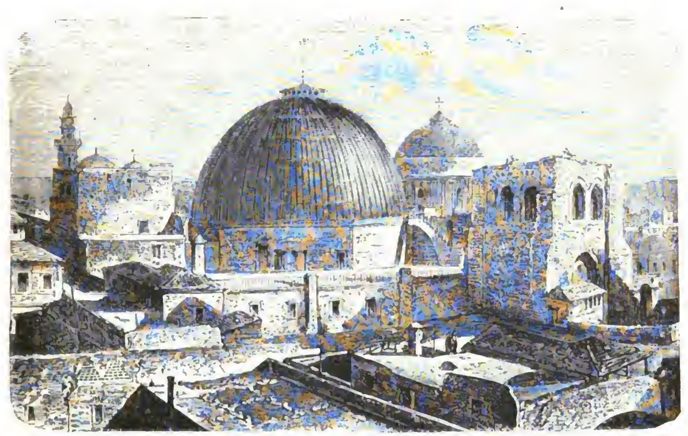
Während der Kreuzzüge hatte sich das Ritterthum großartig entfaltet. Damals fanden die geistlichen Ritter Gelegenheit, die hohen Pflichten, welche ihnen ihr Stand auferlegte, in umfassendster Weise zu erfüllen: den Schutz der Unterdrückten, die Pflege der Kranken im Orient, die werkthätige Liebe zu Nothleidenden, zu Wittwen und Waisen und den Kampf für die Religion. Ihrer Thatkraft war ein unermeßlicher Spielraum und Schauplatz eröffnet, und die Geschichte hat viele herrliche Ritterthaten, nicht nur mit dem Schwert, sondern auch Thaten des Geistes verzeichnet. —

Daß die Absicht, dem Kampfe gegen die Muselmanen ein rein kirchliches Element beizumischen, die Haupttriebfeder bei Errichtung der geistlichen Ritterorden war, möchte vielleicht auch daraus erhellen, daß auch in Spanien, wo gleichfalls ein solcher Gegensatz bestand, dergleichen Orden gestiftet wurden, sonst aber in keinem andern Lande. Was nun die spanischen Orden betrifft, so sind dieselben nicht bedeutend genug, um von ihnen mehr als die Namen anzuführen. Es waren: der „Orden von Alcantara“ (1156), so genannt nach der Stadt Alcantara, die er später durch Alfons IX. von Leon geschenkt erhielt, dann der „Orden von Calatrava“, gestiftet (1158) durch den Ritter Diego Velasquez, und der „Orden von St. Jago di Compostella“.



Illustrirte Weltgeschichte III. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Rückkehr der Kreuzfahrer aus Palästina. Zeichnung von A. de Neuville.



Grabeskirche in Jerusalem in ihrer heutigen Gestalt.

Die letzten Kreuzzüge.

Nach und nach hatte man doch die Vergeblichkeit aller Anstrengungen, in Besitz des heiligen Grabes zu gelangen, eingesehen und die zähe Widerstandskraft der streitbaren Inhaber des begehrten Landes, der für ihre Religion gleich sehr begeisterten Anhänger Mohammed's, erkannnt. Mit der Abnahme der Leidenschaft für das heilige Grab war natürlich auch die Lust zum Wallfahren, zum Besuche der heiligen Stätten geringer geworden.

Der sechste Kreuzzug. Noch vor Ablauf des mit dem Sultan Al Kamil von Friedrich II. geschlossenen Friedens war der Sultan gestorben, und seine Söhne waren über die Nachfolge unter einander in Streit gerathen. Da flammte, als diese Thatsachen bekannt wurden, in Europa noch einmal der christliche Fanatismus auf, zumal man in der Zwietracht der Sarazenen allseitig einen günstigen Zeitpunkt für Wiedereroberung Palästina's sah, und zahlreiche französische Kreuzritter sammelten sich zu Lyon, um unter der Führung des Königs von Navarra, des Herzogs von Burgund u. A. nach dem Morgenlande zu ziehen (1239). Allein Gregor IX. schien damals das von den Kreuzfahrern begründete, aber schwächliche „Lateinische Kaiserthum", welches das schismatische Kaiserthum der Byzantiner verdrängen sollte, weit wichtiger als das Morgenland, und er veranlaßte, daß sich der Zug nach Konstantinopel wendete, um den Lateinern Hülfe zu bringen. Ein Theil der Kreuzfahrer setzte jedoch die Fahrt nach Jerusalem fort, die meisten erlagen aber dem Schwerte der Sarazenen oder wurden in die Sklaverei geführt.

Auch der Neffe von Richard Löwenherz, Richard von Cornwallis, unternahm (1241) einen Kreuzzug, der indeß gleichfalls erfolglos endete. Bei dem mit dem Sultan von Aegypten abgeschlossenen Frieden fanden wohl die Interessen des Handels und der Schiffahrt Berücksichtigung, vom heiligen Kreuz aber war nicht die Rede.

Schlacht bei Gaza. Zwistigkeiten zwischen den Christen aus Anlaß der Ansprüche auf die Krone von Jerusalem und ein Bündniß der Templer mit dem Sultan Ismael von Damaskus, als Gegenbündniß gegen das von Kaiser Friedrich II. mit dem Sultan von Aegypten geschlossene, gaben Veranlassung, daß der ägyptische Sultan die räuberischen, fanatischen türkischen Horden der Charesmier, welche, durch die Mongolen

aus ihren Wohnsitzen verdrängt, die Gegenden am Euphrat und Tigris plündernd durchschwärmten, gegen die Christen zu Hülfe rief.

Alles verheerend drangen diese Scharen unaufhaltsam gegen Jerusalem vor, eroberten und plünderten die Stadt am 17. September 1244, zerstörten das heilige Grab und erschlugen die Einwohner oder schleppten sie als Sklaven weg. Die Christen, verbündet mit dem Sultan von Damaskus, zogen ihnen zwar entgegen, wurden aber in der mörderischen Schlacht bei Gaza am 18. Oktober vollständig besiegt. An 16,000 Christen und Mohammedaner sollen das Schlachtfeld bedeckt haben, unter ihnen die Großmeister der Johanniter und Templer, der Erzbischof von Tyrus, 312 Templer, 325 Johanniter und viele der ausgezeichnetsten Ritter und Edlen. Nur 33 Templer, 26 Johanniter und 3 deutsche Ritter waren entkommen. — Alle Besitzungen in Syrien bis auf Akkon und einige Küstenstriche gingen infolge dieser Niederlage für die Christen verloren.

Als die Kunde von diesen traurigen Ereignissen nach Europa gelangte, herrschte große Niedergeschlagenheit, und von Neuem erschollen allerorten Kreuzpredigten. Aber sie hatten ihren Zauber verloren und vermochten nicht mehr wie ehedem glühende Begeisterung zu erwecken. Durch den häßlichen Streit zwischen Kaiser und Papst war die Kreuzpredigt entweiht worden, ja es fehlte nicht an Solchen, die offen aussprachen, daß diese wilden Aufstachelungen des Fanatismus, welchen nur noch Abenteurer und Schwärmer Folge leisteten, vielleicht im Interesse der Hierarchie, keineswegs aber des Christenthums geschähen. Namentlich in Deutschland, wo die Köpfe nüchterner waren und man von Anbeginn für diese Unternehmungen keinen nachhaltigen Eifer gezeigt hatte, hielten sich die Ohren den Kreuzpredigern verschlossen. In Regensburg wurde sogar das Tragen des Abzeichens der Kreuzfahrer bei Strafe verboten. Anders in Frankreich.

Ludwig's des Heiligen Kreuzfahrt. Als dieser Fürst, den man wegen seiner Gerechtigkeit und seines Eifers für kirchliche Uebungen in Fasten, Beten und Bußübungen den „Heiligen" genannt hat, seinen Jugendtraum verwirklichen und seine Ritterschaft gegen die Ungläubigen führen wollte, fand er bei jener den zähesten Widerstand. Die alte Todesfreudigkeit und Kreuzesseligkeit konnte kein Papst, kein Bernhard von Clairveaux wieder erwecken. Und doch gelang es dem König Ludwig, seinen Plan durchzusetzen.

Der König war gegen Ende 1244 in eine schwere Krankheit verfallen, gegen welche vergeblich Bußtage veranstaltet und die heiligen Reliquien umhergetragen wurden. Schon hatten die Aerzte Ludwig für todt erklärt — da schlägt plötzlich der König wieder die Augen auf und spricht: „Das Licht vom Osten hat mich von den Todten zurückgerufen!" Zitternd und jubelnd eilen die Seinen herbei; es kommt auch der Erzbischof, und in seine Hand gelobt er zum Danke für die Genesung den Kreuzzug. Unter seinem von jeher für ungewöhnliche Vorkommnisse sehr empfänglichen Volke, vornehmlich unter dem für Abenteuer noch immer zugänglichen französischen Adel setzte Ludwig IX. nun alle Hebel in Bewegung, den angelobten Kreuzzug zu Stande zu bringen. Dennoch kostete es hier große Mühe, die Vornehmen und ihren Anhang zu der Fahrt zu bewegen, ja die Geistlichkeit konnte nur durch Androhung der päpstlichen Exkommunikation zur Entrichtung der Kreuzzugsteuer bewogen werden.

Unter solchen Umständen trat König Ludwig IX. von Frankreich im Jahre 1248 die Kreuzfahrt an. Damals hatten sich die Mongolen aus den Steppen Asiens über Kleinasien und Syrien ergossen, aber es war von einem Angriff auf Dschingiskhan's siegreiche Scharen schwerlich etwas zu hoffen. So wurde Aegypten das Ziel dieses sechsten Kreuzzuges. 9500 Ritter und angeblich 130,000 Mann Fußvolk landeten an der afrikanischen Küste und drangen gegen den ägyptischen Sultan Nejem-Eddin Anfangs so glücklich vor, daß die wichtige Stadt Damiette (1249) in die Hände der Franzosen fiel. Nun aber wurde das Heer beim weiteren Vordringen von Seuchen und Hunger befallen, und König Ludwig mußte schleunigst den Rückzug antreten. Die Zahl der Kreuzfahrer

verminderte sich in bangenerregender Weise von Tag zu Tag. Wol boten die Ritter vom Johanniter- und Templerorden einen erwünschten Zuwachs; indeß besserte sich hierdurch die Lage der Christen keineswegs erheblich. Nachdem Ludwig das Angebot des Sultans, für Rückgabe von Damiette Palästina abzutreten, zurückgewiesen, erlitt er bei Kairo eine schwere Niederlage. Von einem stattlichen Heerestheil, der zum Angriff ausgerückt war, kehrten nur drei Ritter und ein Häuflein entwaffneter Reisigen zurück. Die Gebeine der Tausende, welche erschlagen waren, bleichten auf dem Sande der Wüste; eine zweite Niederlage folgte dieser ersten und füllte diesmal den Nil mit Leichnamen. Das letzte Häuflein sammt dem Könige wurde nach tapferem Widerstand zersprengt und zusammengehauen; der König selbst und seine Brüder geriethen in Gefangenschaft.

Krank und erschöpft schloß Ludwig einen Vertrag ab, kraft dessen er Damiette räumte und für 400,000 Goldthaler die Freiheit für sich und die Seinen erkaufte. — Aus Scham, unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren zu sollen, begab er sich nach Akre, wo er vier Jahre lang in Unthätigkeit über neuen Plänen zur Eroberung des Landes brütete, bis er sich endlich genöthigt sah, doch die Heimfahrt anzutreten.



Die Pest im Lager der Franzosen.

Der siebente Kreuzzug (1270). Bis zum Abend seines Lebens fühlte Ludwig IX. sein Gewissen durch das noch unerfüllte Gelübde, das heilige Grab der Christenheit wieder zu gewinnen, beschwert; auch erachtete er wegen des schmählichen Ausgangs seiner ersten Kreuzfahrt es als Ehrensache, nochmals auszuziehen. Diesmal gedachte er das unterdessen für die Lateiner verloren gegangene Antiochien den Ungläubigen wieder zu entreißen. Er war jedoch schon so schwach geworden, daß er nicht mehr zu Pferde steigen und keine Rüstung mehr anlegen konnte, als er sich am 18. Juli 1270 mit seinem Kreuzheer und zwar zuerst in der Richtung nach Tunis einschiffte.

Die ungeheuren Anstrengungen, die er gemacht, der Eifer, mit welchem er mehrere andere Fürsten, unter ihnen den englischen Prinzen Eduard, Heinrich's III. Sohn, und den König Karl I. von Neapel, zur Theilnahme bewogen hatte, endlich die unverdrossen aufgewandte Mühe, den erkalteten Enthusiasmus für die Sache des heiligen Grabes von Neuem anzuregen: Alles dies hätte wenigstens in Bezug auf Ludwig's Person einen glücklicheren Ausgang des Unternehmens verdient. Aber freilich wurde dasselbe höchst ungeschickt in Angriff genommen; denn Ludwig's Heerfahrt richtete sich sonderbarerweise zuerst gegen Tunis. Karl von Anjou soll zunächst die Veranlassung hierzu gewesen sein. Der Beherrscher von Tunis hatte nämlich aufgehört, ihm einen früher übernommenen Tribut zu

bezahlen, wofür ihn Karl mit Hülfe des Kreuzheeres strafen zu können gedachte; auch hoffte er die frühere Normannenherrschaft über einen Theil Afrika's zu seinen Gunsten zu erneuern. — Nach anderen Aussagen hingegen soll sich Ludwig IX. in dem Glauben gewiegt haben, der Beherrscher von Tunis, der sich bis dahin den Christen wohlgeneigt bewiesen, werde das Christenthum annehmen und gemeinschaftlich mit ihm gegen Aegypten ziehen. Aber Ludwig hatte sich arg getäuscht; als er an der Küste von Afrika landete, verhielt sich der Bei von Tunis feindselig und es kam zu blutig-aufreibenden Kämpfen. Einer von Ludwig's Söhnen fiel, er selbst hielt sich mit aller Anstrengung seiner rasch schwindenden Kräfte aufrecht. Der Geschichtschreiber hat sich bei dieser Heerfahrt, welcher in den Chroniken der Name des „tunesischen Kreuzzuges" beigelegt ist, auf Einzeichnung der Eroberung des festen Schlosses von Karthago zu beschränken.

Die ausgebrochenen Seuchen rafften auch diesmal den besten und größten Theil des christlichen Heeres hinweg. Schließlich brach auch des Königs letzte Kraft zusammen. Betend, das Lager mit Asche bestreut, die Arme ausgebreitet, „so daß er anzusehen war, wie ein Kreuz", erwartete der „Heilige" das Ende. Ludwig IX. erlag am 25. August 1270 der Pest.

Die Trümmer seiner Heerschaaren zogen unverrichteter Sache nach der Heimat zurück, ohne daß der Eroberung Palästina's noch ferner gedacht wurde.

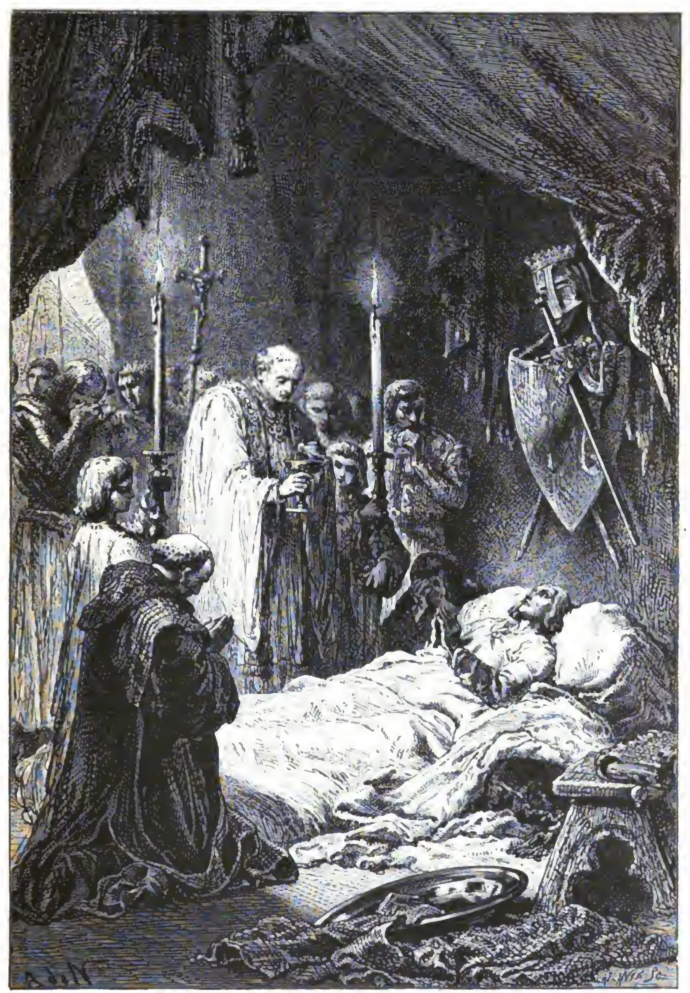
So endete der siebente Kreuzzug, der erfolgloseste von allen; die Kreuzfahrer hatten nicht einmal den Welttheil betreten, in welchem das heilige Grab sich vorfand.

Die Kreuzzüge, die sieben Millionen Menschen zum Opfer forderten, hatten sich überlebt. Kein Mächtiger wollte sich mehr mit einer Sache befassen, deren Nutzlosigkeit man leider erst viel zu spät eingesehen hatte. Man überließ die Angelegenheiten des heiligen Grabes den geistlichen Ritterorden, deren Beruf sie zum Schutze der heiligen Stätten hinwies; doch auch sie erlagen dem Anstürmen der Mamelukensultane, verloren gegen diese eine Stadt nach der andern, und mit dem Fall von St. Jean d'Acre oder Ptolemais ging (1291) in Kleinasien das einzige noch vorhanden gewesene Bollwerk und der letzte schwache Rest aller Errungenschaften der Kreuzfahrer in die Hände der Ungläubigen über.

Ergebnisse der Kreuzzüge.

Nach einem so unbefriedigenden Abschluß der großartigsten Unternehmungen des Mittelalters dürfen wir uns nicht wundern, wenn zu allen Zeiten die schon Eingangs dieses Abschnitts berührte Frage aufgeworfen wurde, ob die wohlthätigen Folgen der Kreuzzüge wol die nachtheiligen überwogen haben? Hervorragende Historiker und Kenner dieser Geschichtsepoche, wie Hume und Robertson, sind der Meinung, daß die Vortheile der Kreuzzüge die Nachtheile derselben weitaus überstiegen hätten, eine Meinung, welcher sich in unserem Vaterlande einer der edelsten Geister, Friedrich Schiller, anschließt.

Nicht nur, daß die Kreuzzüge Europa von einer Menge wüster Elemente, Abenteurer und raubgierigen Volkes befreiten und der Uebermacht der Ritter, die im heiligen Lande massenweise dem Schwerte der Muselmanen erlagen, eine Schranke gezogen wurde, es eröffnete sich auch den Kreuzfahrern eine ganz neue Welt- und Menschenanschauung. Die Kreuzfahrer lernten im Orient in den Muselmanen Menschen kennen, durch die sie selbst mittels Uebung dessen, was wir christliche Tugenden nennen, durch Großmuth und Menschenliebe, beschämt wurden, und die den Abendländern an Kenntnissen und Bildung weit voraus waren. In Berührung mit den Bewohnern des Morgenlandes entwickelten sich Kunst und Wissenschaft; ein ganz neuer Gesichtskreis eröffnete sich für den Gelehrten. In das Ritterthum ergoß sich ein frischerer, edlerer Lebensinhalt; auf den Burgen fand der Sänger freundliche Aufnahme, und in den Städten begann der Meistergesang zu erblühen. Die Frau erhob sich in der Gesellschaft zu einer ihrer würdigeren Stellung, seitdem auch ihr genugsam die Macht und Gelegenheit geboten wurde, alles Sinnige und Schöne zu pflegen.



Tod Ludwig's IX. des Heiligen. Zeichnung von A. de Neuville.

Die vornehmen Frauen übten Gesang und Lautenspiel und bald war ihnen das Lesen und Schreiben geläufiger als den Männern. Sie wußten sich in zierlicher Weise auszudrücken, [illegible] ehrten in den Kampfspielen, den Turnieren, die Ritter oft unter den sinnigsten Worten, und Ritter und Knappen empfingen aus den Händen der Schönen den „Dank“, den Siegespreis.

Das Ritterthum. Jener längst bei den Sarazenen üblich gewesenen Kampfspiele haben wir bereits mehrfach Erwähnung gethan; schon zur Zeit der Karolinger waren sie förmlich ausgebildet und Heinrich I. brachte neben den gewohnten Kämpfen zu Fuß nun auch solche zu Roß auf; allein ihre höchste Vollendung, den ganzen Zauber ihrer Eigenartigkeit erlangten sie zur Zeit der Kreuzzüge, als das Ritterwesen sich vervollkommnet und eine edlere Richtung eingeschlagen hatte. Die eigentliche Gestalt und Einrichtung, sowie die Gesetze dieser Waffenspiele oder Turniere rühren von den Franzosen her, die ihren gebräuchlichen Waffenübungen auch diejenigen hinzufügten, welche sie bei den Arabern in Spanien und bei den Normannen kennen gelernt hatten und nun dafür allgemeine Kampfgesetze aufstellten. Bereits im elften Jahrhundert finden wir bei ihnen wirkliche Turniere, welche seit jener Zeit zur Verherrlichung einer jeden Feierlichkeit dienten. Von Frankreich aus verbreiteten sich die Turniere nach England, Deutschland und anderen Ländern; in Deutschland wurden die ersten solcher Kampfspiele im zwölften Jahrhundert unter Kaiser Lothar II. abgehalten.

Während an den alten Kampfspielen jeder waffenfähige freie Mann theilnehmen konnte, wurden jetzt, nachdem der Adel sich von den übrigen Freien gesondert hatte und die Ritterwürde zum höchsten Range des Adels erhoben worden war, nur adelige und ritterbürtige Personen zu den Turnieren zugelassen. Den Schwachen und Unterdrückten, besonders den Frauen und Geistlichen Schutz zu gewähren, galt als war erste Ritterpflicht. — Die Turniere sollten zur Erhaltung und Belebung des ritterlichen Sinnes, der kriegerischen Kraft, des männlichen Muthes dienen. Aber durch die Kreuzzüge erhielt das Streben und Thun des Ritters noch ein höheres Ziel: er suchte den größten Ruhm im Kampfe für Gott und die Kirche. War bis jetzt der Geist des Ritterthums in den verschiedenen Ländern nur sehr einseitig entwickelt, indem der feine, gewandte französische Ritter ein ganz anderer war, als der ernste, leidenschaftliche, rachedürstende Spanier, und von beiden wieder der deutsche Ritter durch seine Derbheit abstach, so verband jetzt der gemeinsame hohe Beruf die durch die Verschiedenartigkeit der Nationalität Getrennten innig mit einander. Jeder bereicherte sich durch die Vorzüge Aller; die höhere Bildung und feine Sitte des Morgenlandes trug wesentlich dazu bei, die rauhe Außenseite, welche namentlich das deutsche Ritterthum an sich getragen hatte, zu glätten und dasselbe feineren und gefälligeren Sitten zugänglich zu machen. So entwickelte und vervollkommnete sich während der Kreuzzüge ein über alle Länder verbreiteter adeliger Ritterstand, welcher nächst dem Klerus zum zweitwichtigsten Faktor des mittelalterlichen Gesellschaftslebens wurde.

Der Bürgerstand. Allein wenn auch die geistliche Hierarchie und das weltliche Ritterthum in den Kreuzzügen zu ihrer höchsten Bedeutung gelangten, ihre größten Triumphe feierten und beide vereint in den geistlichen Ritterorden den Höhepunkt ihrer Macht und ihres Einflusses auf alle Lebensverhältnisse erreichten, so bargen doch die Ueberspannung und die Schwärmerei, mit welchen beide ihre Ziele verfolgten, wiederum den Keim zu ihrer Entkräftigung und Entartung. Jede Einbuße aber, welche diese beiden bevorzugten Stände an Macht und Einfluß erlitten, kam der bürgerlichen Freiheit in den Städten zugute, auf deren Entwicklung und Gedeihen die Kreuzzüge den wohlthätigsten Einfluß übten.

Durch die gewonnene Kenntniß der verfeinerten Lebensformen und Lebensbedürfnisse im Morgenlande ward ein guter Theil derselben auch nach dem Abendlande verpflanzt, und dies bewirkte vielfach eine Aenderung der europäischen Lebensweise. Daraus entstanden neue Industrien und eine erhöhte Gewerbthätigkeit. Waffenschmiedekunst und Weberei gelangten zu hohem Aufschwung; die feinen Klingen und Dolche der Sarazenen fanden Nachahmung, und die von den Mauren nach Europa gebrachte Armbrust ward als nunmehrige

Hauptwaffe der Bürger von diesen in Deutschland vervollkommnet, vielfach verbessert und kräftig gehandhabt. — So gedieh durch die zunehmende Verbindung mit dem Morgenlande der Handel zu einer vorher nicht geahnten Blüte, und die Geldströmung in letzterem gereichte dem gesammten Bürgerstande zum Vortheile, dessen steigender Reichthum nicht nur in starken Stadtmauern, Thoren und Thürmen, sondern auch in stattlichen Häusern, Kirchen und in einer Menge von Verbrauchsgegenständen des Lebens sich bald sichtbar machte. Wie mancher Leibeigene auf dem Lande, dem sein Zustand unerträglich geworden, rettete sich in irgend eine durch Mauern und Bürgerwaffen geschützte Stadt, sah sich in der Lage, Haus, Herd und Familie zu gründen und auf diese Art seine Selbständigkeit zu gewinnen. In den Städtern aber, die täglich wohlhabender wurden, wuchs das Selbstbewußtsein mächtig empor; sie wollten keinem weltlichen oder geistlichen Herrn unterthan sein, sondern unter kaiserlichem Schutz ihre Angelegenheiten selbst verwalten, die Gerichtsbarkeit selbst ausüben; ebenso begehrten sie das Selbstvertheidigungsrecht und das Fehderecht. — Und sie erlangten auch diese Rechte und mit ihnen die „Reichsfreiheit“ oder „Reichsunmittelbarkeit“.

Wie wichtig, daß in der kaiserlosen Zeit des Interregnums, während der die Kirche verweltlicht, die kaiserliche Macht gebrochen war, dem Adel Verwilderung drohte, sich im Bürgerstande ein frischer Aufschwung zeigte! „Es bildete sich“, sagt Gustav Freytag, „in den Städten die Grundlage aus, auf der das heutige deutsche Leben ruht. Wol war die Arbeit der Bürger eine bescheidene im Vergleich mit den stolzen Thaten des Ritterthums; aber auch hier erkennt man die Innigkeit des deutschen Gemüths in der Freude am Schaffen und in der behaglichen Sorgfalt, womit der Handwerker die überlieferten Formen seines Gewerbes künstlerisch auszubilden sich mühte. Betrachtet man dazu die Ehrbarkeit, die fromme Sitte und die Mannhaftigkeit der Zünfte, so darf man wol sagen, daß die Mauern der Städte während der allgemeinen Trübsal und Verwirrung die echten Keime des deutschen Lebens für die folgenden Jahrhunderte gerettet haben“.

Höchst bedeutende Veränderungen gingen schon während der Kreuzzüge im elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert, aber mehr noch nachher im sozialen Gesammtzustande Europa's vor sich. Die Religionskriege, an welchen sich gerade der unternehmende und bessere Theil des höheren Ritterstandes von Generation zu Generation betheiligte, hatten durch den Kostenaufwand, welcher damit nothwendig verbunden war, den Adel zum großen Theil um sein Vermögen und seinen Grundbesitz, und zumeist auch um seinen alten Einfluß gebracht. Nächste Folge hiervon war die Freilassung der an diesem Grundbesitz haftenden Leibeigenschaft. Damit schwand die Macht des Adels, und dies begünstigte das Emporkommen der Städte und innerhalb derselben die Entstehung beweglichen Vermögens, was wiederum zur Blüte der Gewerbe und zur Erstarkung eines freien Bürgerstandes beitrug.

Als eines der bedeutungsvollsten Ergebnisse verdient hervorgehoben zu werden, daß sich aus Anlaß der Eroberung des heiligen Landes zum ersten Mal eine Art öffentlicher Meinung kund gab. Die Masse folgte nicht mehr stumpfsinnig den Machtgeboten der Kirche, sie lernte vielmehr nach den erfolglosen Anstrengungen zur Eroberung des heiligen Grabes dieses Unternehmen als eine fromme Thorheit erkennen und ohne Scheu verdammen; Diejenigen aber, welche zurückkehrten, waren zu einem vielfach erweiterten Gesichtskreis gelangt. Sie hatten im Griechischen Reiche die im Vergleich mit ihren elenden heimatlichen Zuständen immer noch bedeutenden Reste der römischen, in Asien die zur Zeit noch nicht dahingeschwundene orientalische Kultur kennen gelernt. Aber man erlangte auch Schätze, die jener oben erwähnten tiefen Sehnsucht nach Herzensläuterung entsprachen. Unser Volk kam durch die Kreuzzüge in den Besitz des Schlüssels zu den hochgehaltenen Schätzen des Christenthums, die von der Priesterschaft verborgen gehalten worden waren. Hatte doch der geistliche Stand selbst kaum mehr gewagt, der Wahrheit ins Auge zu schauen.

Der Schlüssel war: Kenntniß der Ursprachen, in denen die Bücher des Neuen Testaments geschrieben sind. Der dunkle Vorhang der Tradition hatte bisher dem deutschen

Volke die Grundlehren und das ursprüngliche Leben der ältesten Kirche verdeckt gehalten. Die Kirche erkannte alsbald die drohende Gefahr und stellte den Satz auf: die Schriften der Apostel seien nur für die Priester geschrieben, deren Weihe sie allein für das richtige Verständniß befähige; der Laie dagegen empfange die christliche Wahrheit nur durch Priestermund, und durch den Papst finde eine fortgehende Offenbarung des göttlichen Willens statt.

Daher wurde auf Befehl der oberen Kirchenfürsten überall gegen das Lesen der heiligen Schriften in der Ursprache geeifert. „Sie haben", so predigten die Bettelmönche, „eine neue Sprache erfunden, welche sie die griechische nennen; traut ihr nicht, sie ist die Quelle aller Ketzereien. In sehr vielen Händen haben wir ein Buch gesehen, das in dieser Sprache geschrieben war; sie nannten es das „Neue Testament"; das ist ein Buch, das von Dolchen wimmelt und lauter Gift. Was das Hebräische betrifft, geliebte Brüder, so ist es außer Zweifel, daß Die, so es lernen, auf der Stelle zu Juden werden."

In dieser Sprache kämpfte der Stand, der die „Kirche" repräsentirte, gegen die Verkündigungen Jesu Christi. Durch Kenntnißnahme der Urschriften des Christenthums führten die Kreuzfahrer nun ihrem Volke einen nachhaltiges Heil zu. Freilich dauerte es noch lange Zeit, ehe das Streben zum Besseren so verbreitet ward, daß es, der Kirche ihrer Zeit gegenüber, im Staatsleben festen Fuß zu fassen und sich zu behaupten vermochte.

„Wie anders säet der Mensch", sagt Friedrich Schiller, „und wie anders läßt das Schicksal ihn ernten! Asien an den Schemel seines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Sarazenen eine Million seiner Heldensöhne aus, aber mit ihnen hat er seinem Stuhl in Europa die kräftigsten Stützen entzogen. Von neuen Anmaßungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorsames Herz bringt er den Füßen seiner Beherrscher zurück. Vergebung der Sünden und die Freuden des Paradieses sucht der fromme Pilger am heiligen Grabe, und ihm allein wird mehr geleistet, als ihm verheißen ward. Seine Menschheit findet er in Asien wieder, und den Samen der Freiheit bringt er seinen europäischen Brüdern aus diesem Welttheile mit, eine unendlich wichtigere Erwerbung als die Schlüssel Jerusalems oder die Nägel vom Kreuz des Erlösers."



Ende des dritten Bandes.

Erklärung der altgeographischen Namen.

Zur Karte:

Europa zur Zeit der Karolinger.

Karolingerzeit:	Gegenwart:
Aberdonia	Aberdeen.
Achris	Ochrida.
Adjacium	Ajaccio.
Adramyttium	Edremid.
Aenos	Enos.
Agara	Eger.
Agennum	Agen.
Agrigentum	Girgenti.
Albia	Elbe.
Albiga	Albi.
Alemannia	Schwaben (Württemberg, Westbayern, Schweiz, Süd-Baden).
Alisni	Eilsen.
Alsatia	Elsass.
Altiniacus	Nizy.
Amalfia	Amalfi.
Ambianum	Amiens.
Ambla	Ameland.
Anas (Wadi Ana)	Guadiana.
Anesus	Enns.
Anglesege	Anglesea.
Apollonias	Sosopoli.
Aquae	Aachen.
Aquis	Dax.
Aquitania	Guienne (Lot et Garonne, Tarn et Garonne u. a. Dep.)
Aquitanicus Sinus	Biskayischer Meerbusen.
Arausio	Orange.
Arelato	Arles.
Ariminum	Rimini.
Arpinum	Arpino.
Assisium	Assisi.
Astorica	Astorga.
Atrebatae	Arras.
Atelcusu	Moldau; Bessarabien.
Athesis	Etsch.
Augstburg	Augsburg.
Aureliani (urbs)	Orleans.
Avaren (Reich der)	Ungarn, Siebenbürgen, Rumänien.
Avenio	Avignon.
Axana	Aisne.
Babenberg	Bamberg.
Badalioth	Badajoz.
Baetis (Wad-el-Kebir)	Guadalquivir.
Baioari	Bayern.
Bajuna	Bayonne.
Barna	Warna.
Baris	Bari.
Basila	Basel.
Bauzanum	Botzen (Bozen).
Behaim	Böhmen.
Belisa	Valencia.
Bellove	Belovár.
Belogradum	Belgrad.
Belunum	Belluno.
Benearnum	Béarn (Pau).
Benzerta	Bisert (Bizerta).
Beornicawic	Berwick.
Bergamum	Bergamo.
Bijasa	Baza.
Bingium	Bingen.
Bobium	Bobbio.
Bogu	Bug.
Bononia (Fr.)	Boulogne (sur Mer).
Bononia (It.)	Bologna.
Bregancia	Braganza.
Brigantia	Bregenz.
Britannia (Fr.)	Bretagne.
Brixia	Brixen.
Brno	Brünn.
Brundusium	Brindisi.
Brutus	Pruth.
Burdigala	Bordeaux.
Burgendaholm	Bornholm.
Cadurcium	Cahors.
Caesaraugusta	Saragossa (Zaragoza).
Cajeta	Gaëta.
Calipolis	Gallipoli.
Calmarnia	Calmar.

Karolingerzeit:	Gegenwart:
Cambria	Cumberland.
Camburg (Böhmen)	Kamberg.
Cantware	Cantire.
Canusium	Canosa.
Carniola	Krain.
Carnuntum	Petronell u. Deutsch-Altenburg in Ungarn.
Cassella	Kassel.
Cavalis	Cagliari.
Chazaren (Reich der)	Klein- und Südrussland.
Chrobatia	Kroatien.
Chrysopolis	Skutari (Asien).
Clarus Mons	Clermont-Ferrand.
Clusium	Chiusi.
Colapius	Kulpa (Fluss).
Colonia	Köln.
Confluens	Koblenz.
Conimbra	Coimbra.
Consenta	Consenza.
Constantia (am Bodensee)	Konstanz.
Constantia	Küstendsche.
Corbeia	Corbie.
Corcyra	Korfu.
Corinthus	Korinth.
Cornweales	Cornwall.
Cortoba	Cordova.
Cossura	Pantellaria.
Croton	Cotrone.
Curia (Schweiz)	Chur.
Curia	Coria.
Danostris	Kogilnik.
Dania	Denia.
Dertosa	Tortosa.
Dionysii (St.)	Saint-Denis
Diuza	Deutz.
Diviona	Dijon.
Doccinga	Dockum.
Dornonia	Dordogne.
Dravus	Drau.
Drepanon	Trapani.
Dubis	Doubs.
Durius	Douro.
Dyrrhachium	Durazzo.
East-Anglia	Ostangeln.
East-Seaxe	Essex.
Ebrodunum	Embrun.
Edwinsburg	Edinburg.
Elbira	Granada.
El Kala	Alcala.
El Maden	Almada.
Emisa	Ems.
Emporia (Emporium)	Castellon d'Ampurias.
Eovland	Oeland.
Eresburg	Marsberg.
Erpesfurt	Erfurt.
Ethandune	Eton.
Euripus	Evripo (Negroponte).
Exanceaster	Exeter.
Eystet	Eichstädt
Falstra	Falster.
Ferden	Verden.
Florentia	Firenze (Florenz).
Fontanetum	Fontenay-le-Comte.
Forum Julii (Frank.)	Fréjus.
Forum Julii	Friaul
Fositesland	Helgoland.
Franconovurd	Frankfurt a. M.
Frideslar	Fritzlar.
Frisia	Friesland.
Frisinga	Freising.
Gades	Cadiz.
Galaecia	Galicien (Nordspanien).
Garonda	Garonne.
Gdansk	Danzig.
Gebel al Tarik	Gibraltar.
Genova	Genf.
Genua	Genova.
Gerunda	Gerona.
Gibikenstein	Giebichenstein.
Gripesvolt	Greifswald.

EUROPA ZUR ZEIT



R KAROLINGER.



Leipzig. Verlag von Otto Spamer.

reiche nach dem Vertrage von Verdun 843.

Karolingerzeit:	Gegenwart:
Habola	Havel.
Haestingas	Hastings.
Hammaburg	Hamburg.
Hatelen	Hadeln.
Heiliprunn	Heilbronn.
Heristallium	Herstal.
Hildenesheim	Hildesheim.
Hispalis (Ischbilia)	Sevilla.
Holdunstett	Hollenstedt.
Holzati (das Land)	Holstein.
Humbra	Humber.
Iberus	Ebro.
Ingilenheim	Ingelheim.
Iraland	Irland.
Isla	Yssel.
Jabesa	Iviza.
Jornik	York.
Julinum	Wollin.
Kairwan	Kirwan.
Karentanum	Kärnten.
Kollo	Kulu.
Lacedämon	Sparti.
Ladera	Zara vecchia.
Lauresham	Lorsch.
Legio	Leon.
Ligeris	Loire.
Limovicus	Limoges.
Lischbuna (Olisbona)	Lissabon.
Lucas	Lugo.
Lugdunum	Lyon.
Lundahwic	London.
Lundona	Lund.
Lurca	Lorca.
Lusizer (Land der)	Lausitz.
Magadaburg	Magdeburg.
Magerit	Madrid.
Majorica	Mallorca.
Malmogha	Malmö.
Mare Adriaticum	Adriatisches Meer.
Mare Mediteraneum	Mittelländisches Meer.
Mare Narbonicum	Golf de Lyon.
Mare Tuscicum	Tyrrhenisches Meer.
Margus	Morawa.
Massilia	Marseille.
Materna	Marne.
Mediolanum	Mailand.
Melita	Malta.
Mesembria	Misiwri.
Messene	Messina.
Metis	Metz.
Minorica	Menorca.
Moenus	Main.
Moguntiacum	Mainz.
Momonia	Münster.
Monembasia	Napoli di Malvasia.
Monestir	Mistir (Monastir).
Mons Casinus	Monte Cassino.
Mons Cinisius	Mont-Cenis.
Mons Jovis	Montblanc.
Mosella	Mosel.
Namnetes	Nantes.
Narbona	Narbonne.
Naupactus	Lepanto.
Neapolis	Napoli (Neapel).
Nemausus	Nîmes.
Neusaia	Neuss.
Nicia	Nizza.
Nicomedia	Ismid.
Northmannaland	Norwegen.
Northusun	Nordhausen.
Northwealos	Nordwales.
Northwyk	Norwich.
Notingaham	Nottingham.
Noviomagus	Nimwegen.
Odensus	Odense.
Odora	Oder.
Olara	Oleron.
Olomutici	Olmütz.
Osnabruggo	Osnabrück.
Ostarsalt	Ostsee.
Ovetum	Oviedo.
Oxtiaford	Oxford.
Pamplona	Pampeluna.
Panormus	Palermo.
Parisii	Paris.
Paträ	Patras.

Karolingerzeit:	Gegenwart:
Pazowa	Passau.
Perusium	Perugia.
Piotaviensis	Poitou.
Pictavium	Poitiers.
Placentia	Piacenza.
Portucale	Oporto.
Praedenecenti	Zenta.
Probatu	Prawady.
Provincia	Provence.
Raba	Raab.
Radis	Ré (Insel).
Rausium	Ragusa.
Reganesburg	Regensburg.
Remi	Reims.
Rhegion	Reggio.
Rhodanus	Rhone.
Ripa	Ribe.
Roscida vallis	Ronceval.
Roskildia	Roeskilde.
Rotomagus	Rouen.
Rugia	Rügen.
Sabaria	Stein am Anger.
Saeferne	Severn.
Sagonna	Saône.
Salzaha	Salzach.
Salmantica	Salamanca.
Sambia	Samland (Pregel).
S. Galli	Sankt Gallen.
S. Jacobus de Compostella	Santiago d. C.
Santonae	Saintes.
Sardica	Sofia.
Savus	Save.
Skaldis	Schelde.
Schakresch	Sagres.
Scherisch	Xeres de la Frontera.
Schukar	Jukar.
Sconia	Schonen.
Scopiae	Skoplje (Ueskiib).
Sebta	Ceuta.
Secobia	Segovia.
Sedunum	Sion (Sitten).
Selandia	Seeland.
Senones	Sens.
Seretus	Sereth.
Sigona	Seine.
Sliaswig	Schleswig.
Schidingun	Burgscheidungen.
Spira	Speier.
Sprewa	Spree.
Suedland	Schweden.
Suessonia	Soissons.
Surrentum	Sorrento.
Suth-Seaxe	Sussex.
Tanga	Tanger.
Tarraco	Tarragona.
Taurinum	Turin.
Tauromenium	Taormina.
Teate	Chieti.
Tepla	Tepel.
Theotmelli	Detmold.
Thessalonice	Selanik (Saloniki).
Tiza	Theiss.
Tolone	Toulon.
Tolosa	Toulouse.
Tothila	Tudela.
Trajectum	Utrecht.
Treviri	Trier.
Tridentum	Trient.
Turcium	Tursi.
Turnowa	Tirnowa.
Turones	Tours.
Turris	Porto Torres.
Ultonia	Ulster.
Valencia	Valence.
Vasconia	Gascogne.
Vendils Kag	Skagen.
Virodunum	Verdun.
Vistula	Weichsel.
Waeringwyk	Warwick.
Westarsalt	Nordsee.
West-Seaxe	Wessex.
Wiht	Wight (Insel).
Wirziburg	Würzburg.
Wormatia	Worms.
Zabarna	Zabern (Saverne).
Zacynthus	Zante.

Erklärung der altgeographischen Namen.

Zur Karte:

Die Mittelmeerländer zur Zeit der Kreuzzüge.

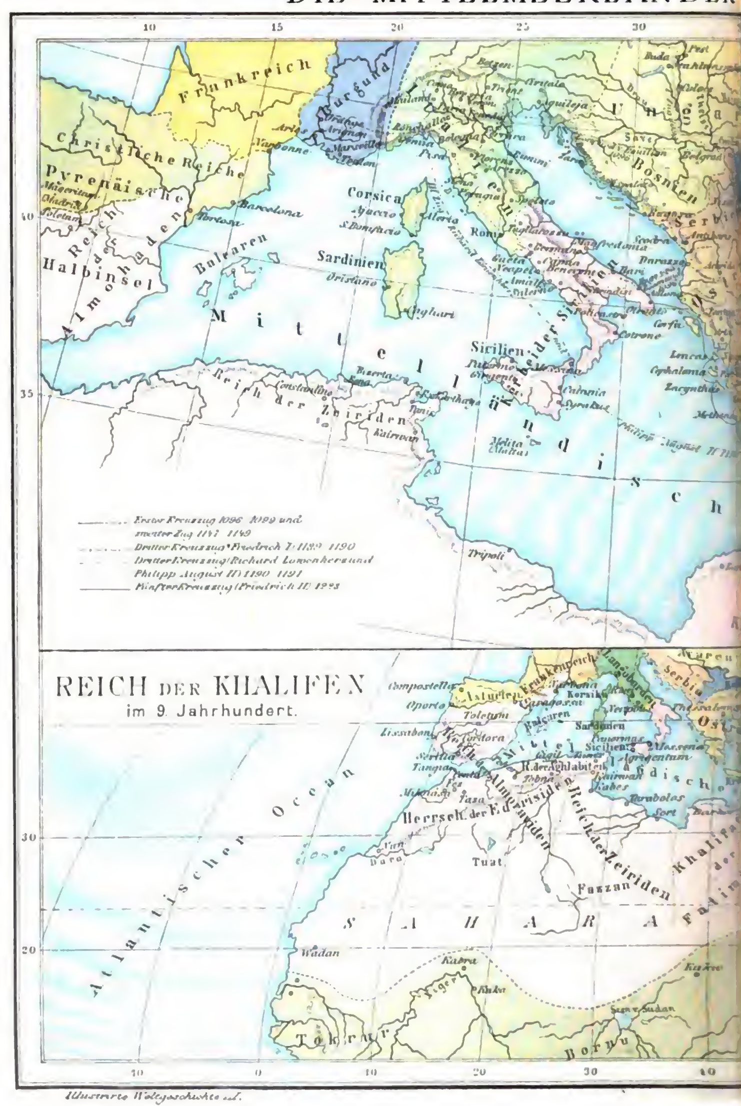
Mittelalter:	Gegenwart:	Mittelalter:	Gegenwart:
Accon	Saint-Jean-d'Acre.	Hims	Homs.
Achrida	Ochrida.	Iconium	Konija.
Adramyttium	Edremid.	Kairwan	Kirwan.
Amastris	Amasra.	Laodicea	Ladikieh.
Amida	Diarbekir.	Larissa	Jenischehr.
Anazarbus	Ainzarba.	Leucas	Santa Maura.
Antaradus	Tartus.	Limasol	Limisso.
Antibaris	Antivari.	Mesembria	Misiwri.
Antiochia	Antakieh.	Naupactus	Lepanto.
Arta (Meerbusen von)	Ionisches Meer.	Nicomedia	Ismid.
Berytus	Beirut.	Nissa	Nisch.
Bizerta	Bisert.	Prusa	Brussa.
Boterin	Batrun.	Ramla	Ramleh.
Buda	Ofen.	Saloph	Gök-su.
Burat	Pruth.	Sarat	Sereth.
Colocz	Kalocsa.	Seleucia	Selefke.
Comachus	Musch.	Selinus	Selindi.
Constantia	Küstendsche.	Skodra	Skutari.
Danapris	Dnjepr.	Sinope	Sinub.
Danastris	Dnjestr.	Tarsus	Tarso.
Danubius	Donau.	Thessalonice	Selanik (Saloniki).
Dristra	Silistria.	Turnow	Tirnowa.
Emesa	Hamah.	Zacynthus	Zante.

Zur Karte:

Reich der Khalifen im IX. Jahrhundert.

IX. Jahrhundert:	Gegenwart:	IX. Jahrhundert:	Gegenwart:
Agrigentum	Girgenti.	Habesch	Abessinien.
Alanen (Reich der)	Ostkaukasien.	Had	Hadramaut.
Amu	Amu Darja.	Hormuz	Ormus.
Avaren (Reich der)	Ungarn und Rumänien.	Kabes	Gabes.
Bab-el-Mandeb	Golf von Aden.	Laristan	Südpersien.
Bahrein	Nedschd u. Land der Wahabiten.	Messene	Messina.
Balch	Balkh.	Miknasa	Miknes.
Caesarea	Kaisarieh.	Narbona	Narbonne.
Chazaren (Reich der)	Südrussland; Nordkaukasien	Panormus	Palermo.
Chazaren-Meer	Kaspisches Meer.	Pontus Euxinus	Schwarzes Meer.
Chowaresmien (Meer von)	Aralsee.	Sind	Vorderindien.
Dara	Wadi Draa.	Sort	Syrte.
Fars	Persien (Südwestliches).	Tangia	Tanger.
Fazzan	Fessan.	Tarabolos	Tripoli.
Grünes Meer	Persischer Golf.	Thessalonico	Selanik (Saloniki).
Guzerate	Gutscherat.	Toletum	Toledo.

DIE MITTELMEERLÄNDER



Illustrirte Weltgeschichte

ZUR ZEIT DER KREUZZÜGE.






89099954760
b89099954760a
Digitized by Google